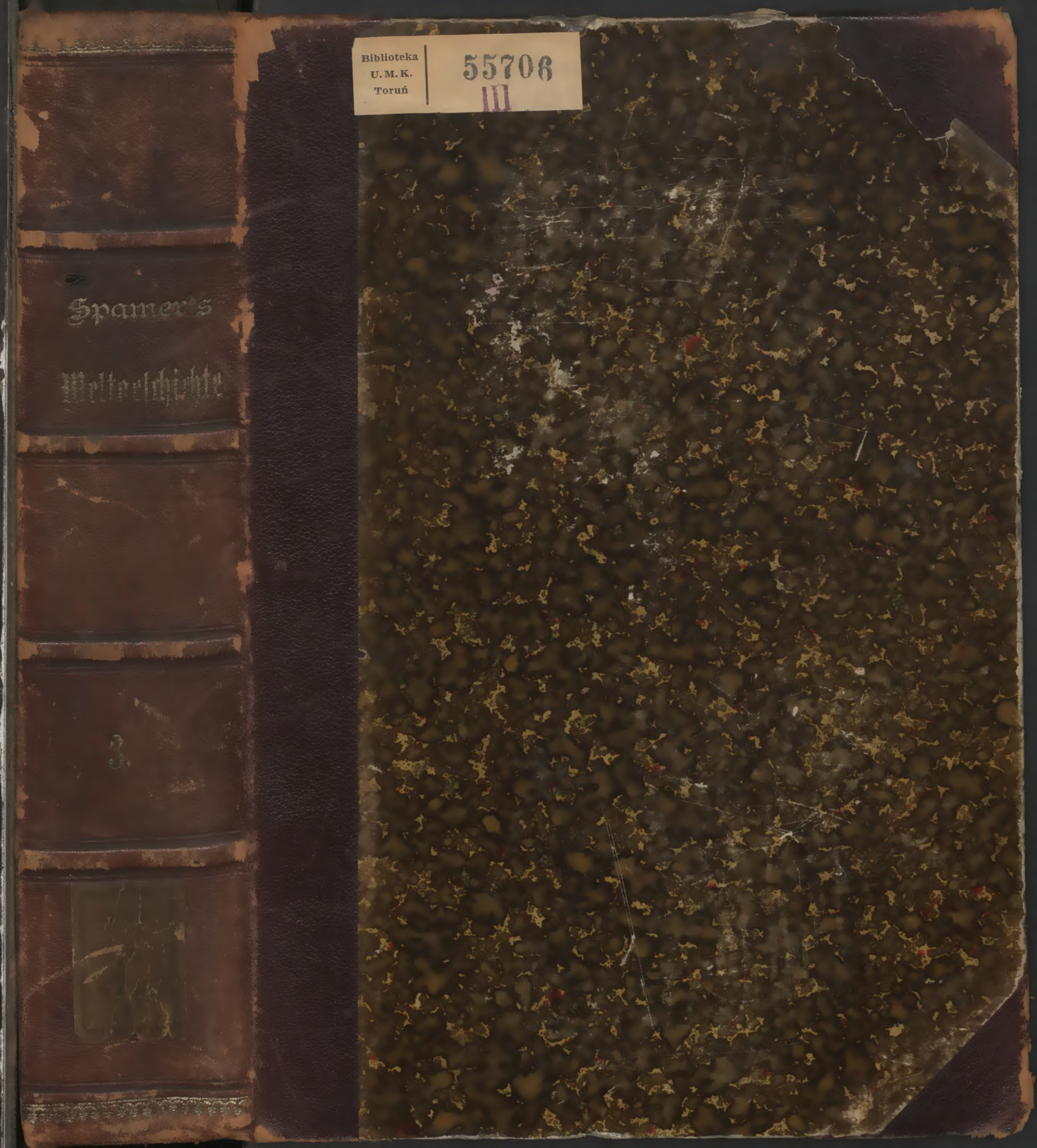
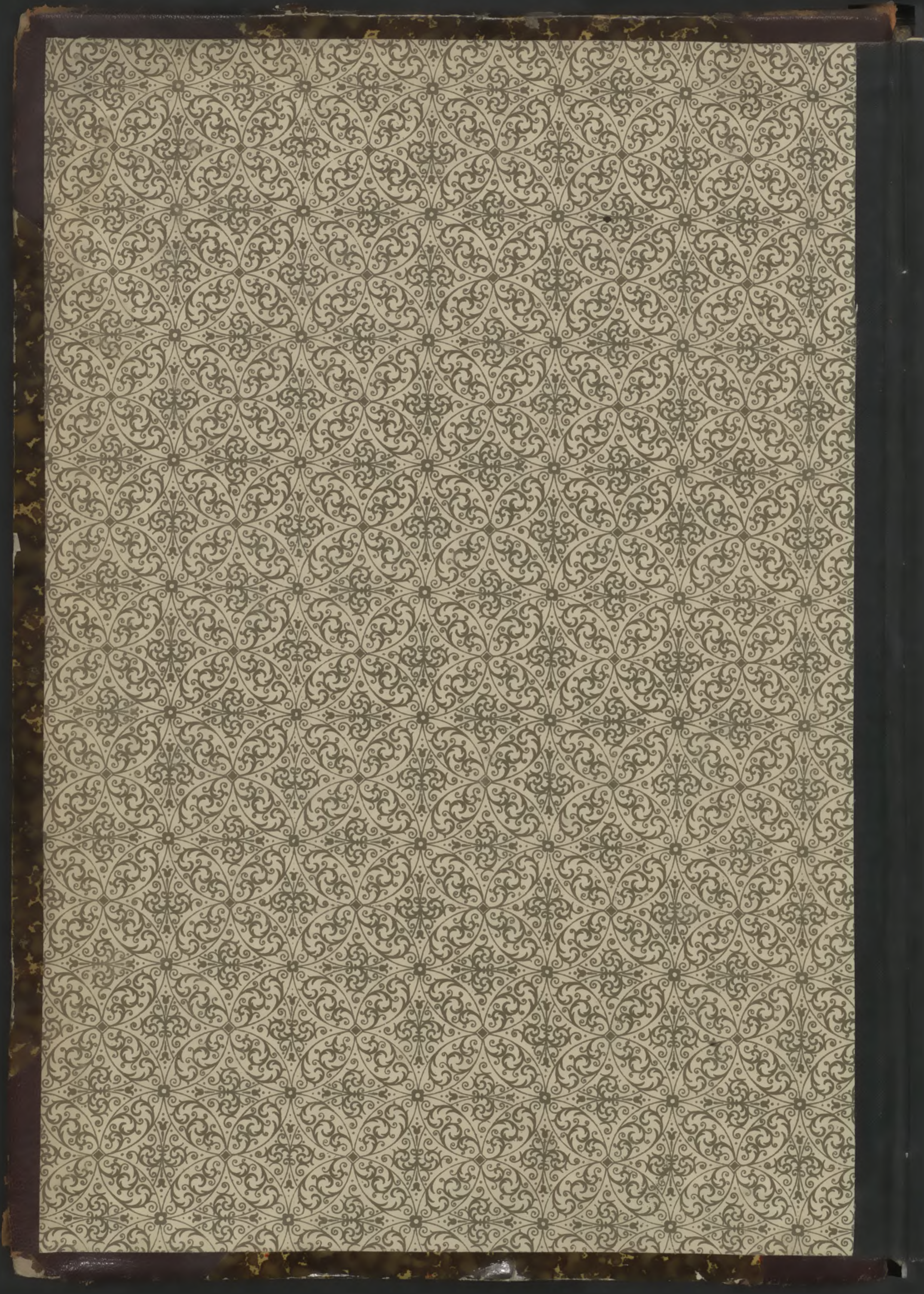
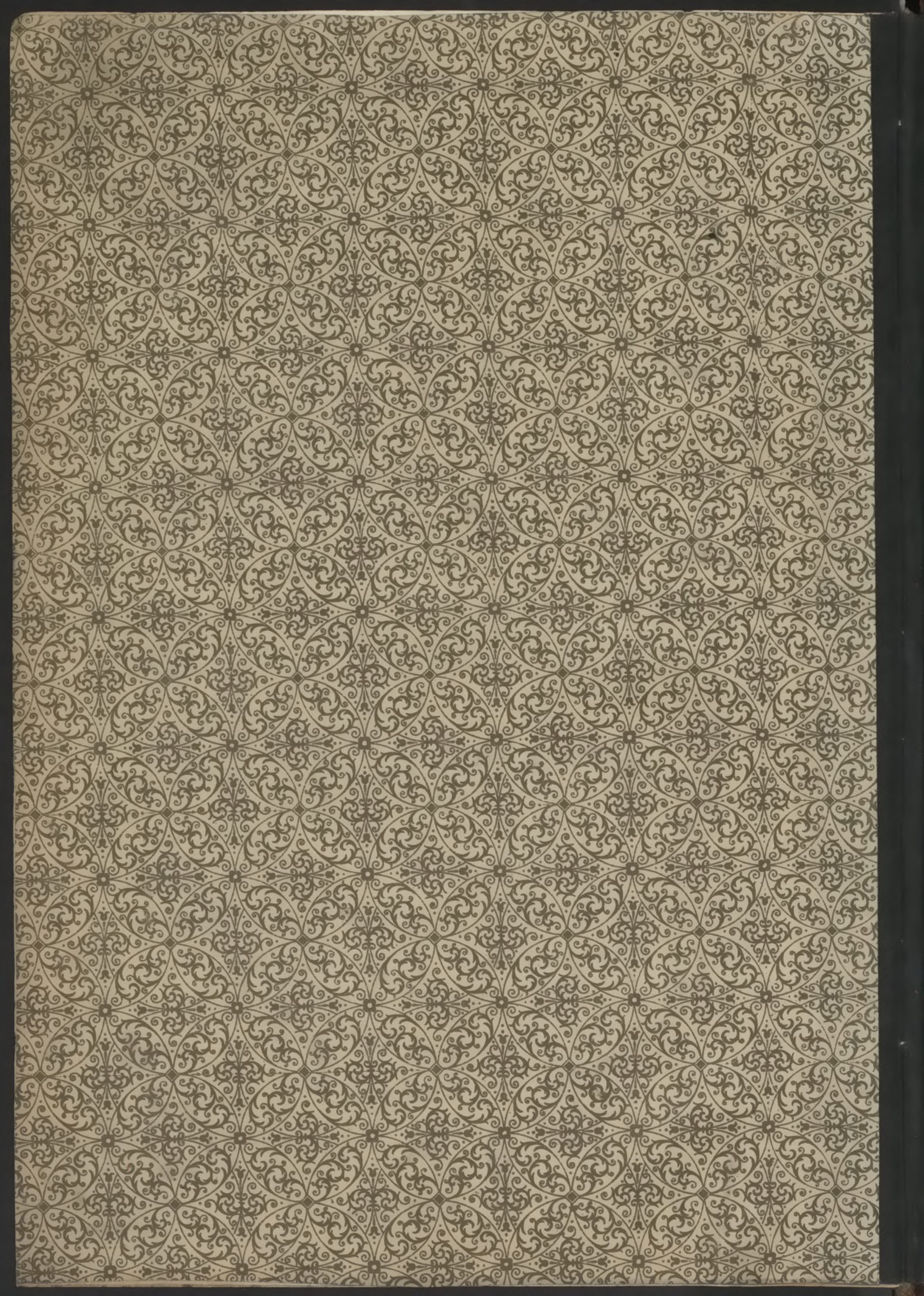


Biblioteka
U. M. K.
Toruń
55706
III





Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

III

Dritte, völlig neugestaltete Auflage



Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt
und Dr. K. Sturmhoefel

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Dritter Band

Geschichte des Mittelalters
I



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1896

No. 230.
III

Illustrierte Geschichte des Mittelalters

Erster Teil

Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen

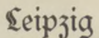
In dritter Auflage

neubearbeitet von

Prof. Dr. Otto Kaemmel



Mit 300 Text-Abbildungen und 8 Beilagen und Karten


Leipzig
Verlag und Druck von Otto Spamer
1896

1927 : 1726
3

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.



55.706
III



Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Dritter Band.

Geschichte des Mittelalters. I.

Vorgeschichte.

Germanen und Römer bis zum Beginn der großen Völkerwanderung.

Erster Zeitraum.

Die Völkerwanderung und der Zerfall des Weströmischen Reiches (375—476).

Zweiter Zeitraum.

Die Periode neuer Staatenbildungen (476—650 n. Chr.).

Dritter Zeitraum.
Das Aufsteigen des Islam und das Karolingische Weltreich.

Erster Abschnitt.

Mohammed und die Araber.

Zweiter Abschnitt.

Das Byzantinische Reich im Zeitalter seiner äußeren und inneren Neugestaltung.

Dritter Abschnitt.

Das Fränkische Weltreich der Karolinger.

Vierter Zeitraum.

Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums.

Beilagen und Karten.

Geschichte des Mittelalters.

I.



Vorgeschichte.

Germanen und Römer
bis zum Beginn der großen Völkerwanderung (375 n. Chr.).

Wanderungen und Kämpfe der Germanen bis zur Feststellung ihrer Grenzen gegen Rom um 150 n. Chr.

Die Germanen im Vordringen nach Westen bis auf Cäsar.



Während innerhalb der römisch-griechischen Welt das Christentum eine neue Lebensanschauung aufstellte und als eine still, aber unwiderstehlich wirkende Macht das religiös-sittliche Dasein umgestaltete, stand schon seit Jahrhunderten für die Politik des Reiches das Verhältnis Roms zu den Germanen allen andern Fragen der Art voran. Der Riesenkörper des Weltreichs vermochte es nicht, seine Ordnungen und seine Kultur diesen rohen und uneinigen Stämmen zwischen Rhein und Donau aufzuzwingen, oder er verzichtete darauf, weil der Preis nicht des Kampfes wert erschien. Aber während der Römer kaum eine Zukunft mehr vor sich sah und das Gefühl erlöschender Lebenskraft ihn beherrschte, waren die Germanen von jugendlicher Zuversicht erfüllt, und grenzenlos breitete sich vor ihnen das lockende Kulturland des Westens und Südens, eine gute Beute für ihr tapferes Schwert. Zugleich wirkten beide Welten beständig auch feindlich auf einander ein, und die Germanen traten allmählich in ein gewisses Verhältnis zur römischen Kultur als das bildungsfähigste der Völker, ohne freilich ihre politische Unabhängigkeit preiszugeben, bis endlich die Zeit erschien, daß ihre jugendliche Kraft und die antike Kultur sich verbanden, um nach furchtbaren Zerstörungen eine neue Zeit über die gealterte westeuropäische Welt heraufzuführen.

Den Römern waren die Germanen seit dem Cimbernschrecken ein Gegenstand der Furcht und der Achtung, jedenfalls eines so eingehenden Interesses, wie sie es keinem andern barbarischen Volke jemals gewidmet haben. Ihm verdanken wir eine Reihe von Beobachtungen und Schilderungen von Zuständen und Ereignissen, über die uns keine einheimische Überlieferung berichtet. Das Glück, das der Vorzeit der Griechen und Italiker nicht beschieden gewesen ist, in den Anfängen ihrer Geschichte von einem

1*

hochgebildeten Kulturvolke beobachtet zu werden, wurde den Germanen zu teil. Allerdings, von den wichtigsten Thatsachen der germanischen Urgeschichte wußten auch die Römer nichts; sie ahnten nichts von der Urverwandtschaft zwischen Italikern und Germanen und nahmen ohne weiteres an, daß die Germanen Eingeborene ihres Landes seien, das ihnen für Einwanderer aus andern Himmelsstrichen viel zu rauh und häßlich erschien. Aber auch die Germanen selbst hatten jede Erinnerung an eine Einwanderung längst verloren. Und doch ist durch die neuere Forschung, die aus der Sprache und den Resten der Vorzeit ihre Schlüsse gewinnt, wo jede historische Überlieferung versagt, die Zugehörigkeit der Germanen zur Völkerfamilie der Arier, ihre Einwanderung aus dem Osten und ihr Kulturzustand vor jeder Berührung mit den Römern längst unzweifelhaft festgestellt (vgl. Bd. I, S. 6 ff.).

Urſitze der Germanen.

Wenn, wie jetzt meist angenommen wird, die Arier vor der Völkertrennung in der Steppengegend der mittleren Wolga saßen und dann durch das Eindringen finnisch-mongolischer Stämme von Norden her in eine östliche asiatische und eine westliche europäische Masse geschieden wurden, so bewohnten die Germanen, zunächst noch zusammen mit den späteren Griechen und Illyriern, Italikern und Kelten und am längsten mit den Litauern und Slawen die weiten, damals noch meist mit Wald bedeckten und sehr fruchtbaren Tiefebenen nördlich des Schwarzen Meeres. Hier lernten sie etwas mehr vom Ackerbau als in der alten Steppenheimat, blieben aber in der Hauptsache noch ein nomadisches Jäger- und Hirtenvolk, das noch keine eigentliche Heimat hatte, sondern nur Weideplätze und Jagdgründe kannte und mit seinen Herden und den plumpen Wagen weiter zog, wenn beide erschöpft waren oder die Volksvermehrung eine Ausbreitung forderte oder auch feindliche Nachbarn drängten. So gelangten sie allmählich, vielleicht in Jahrhunderten und wahrscheinlich dem Laufe der Weichsel nordwärts folgend, in das Land zwischen der Ostsee und den mitteldeutschen Gebirgen bis über die Elbe hinaus, das für sie nun auf weitere Jahrhunderte ihre Heimat werden sollte. Teile von ihnen zogen weiter nordwärts nach der jütischen Halbinsel, den dänischen Inseln und dem südlichen Skandinavien. Dadurch spalteten sie sich früh in Ost- und Westgermanen, während die Skandinavier zwar mehr und mehr selbständig wurden, aber den Ostgermanen näher standen. Alle diese Völkerschaften fanden das Land, in das sie einrückten, bereits besetzt von einer körperlich kleinen und schwächeren, vielleicht finnischen Rasse, die entweder unterworfen wurde, oder vor ihnen nordwärts zurückwich, in den germanischen Sagen aber als das Volk der Zwerge fortlebte. Ihre Werkzeuge und Waffen fertigten sich die Germanen südlich und nördlich der Ostsee auch damals noch aus Stein, doch mit sorgfältiger Zubereitung und Glättung und in besonderer Vollendung im heutigen Mecklenburg. Es war der erste Einfluß der fortgeschrittenen Mittelmeerkultur, daß die Germanen Geräte aus Bronze erst nur einhandelten, dann daneben auch selbst herstellen lernten. Die Schmiedekunst war bei ihnen das älteste und noch lange besonders hochgeachtete Handwerk, und der Bernstein von der Ostseeküste, den sie als einziges wertvolles Landesprodukt gegen Bronzewaren den Südländern in Tausch gaben, knüpfte das erste Band zwischen ihnen und den Mittelmeervölkern. Unzweifelhaft bestand ein solcher Verkehr und zwar mit dem damals kultiviertesten Volke Italiens, den Etruskern, schon vor 600 v. Chr. nach der Donau und dem Adriatischen Meere hin.

Die Kelten in Germanien.

Gleichzeitig oder später wurden die längst bis zum Mittelmeer vorgedrungenen Kelten die Vermittler. Denn die Kelten waren die Nachbarn der Germanen im Westen und Süden, von ihnen getrennt durch den ungeheuren fast undurchdringlichen Urwaldgürtel, der sich zwischen Weser und Elbe nordwärts bis in die pfadlosen Moore der Nordseelande hinzog und den ganzen mitteldeutschen Gebirgszug vom Rhein bis

nach den Sudeten bedeckte. Das heutige westliche und südliche Deutschland rechts des Rheines war damals keltisch, wie die ziemlich zahlreichen Orts- und Flußnamen dieses Landstrichs auf — ap(a) — op — up — ep oder — af — of — u. s. f. und auf — iac — ich — ig — (Barop, Rorup, Lennep, Walluf, Rollef, Schliof, Linnig, Breisig u. s. f.), besonders auch die keltischen Bezeichnungen des Rheins nnd seiner Nebenflüsse Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn, Main, Neckar, der Ems nnd der Elbe uns noch jetzt beweisen; auch die Alpenlande wnrden keltisch seit der zweiten großen keltischen Wanderung, die um 400 v. Chr. gewaltige Keltenscharen nach Oberitalien und bis vor Rom, längs der Donau in die Ostalpen und bis Illyrien führte. Der Volksname dieser süddeutschen Kelten, der Volcä, d. h. der Schnellen, wandelte sich bei den Germanen in Walchâs, Walchôs, Walen, Welsche um und diente ihnen zur Bezeichnung aller Kelten. Diese Grenzen standen noch fest, als um 330 v. Chr. ein griechischer Kaufmann, Pytheas von Massilia, von Forschungseifer getrieben, über die Orkaden (Thule) und England die öde Dünenküste der Nordsee und die Bernsteininsel Abalus, höchst wahrscheinlich die inselartige Landschaft Eiderstedt, erreichte. Er erfuhr hier, daß die Elbe die Kelten von den „Skythen“, d. i. den Germanen scheide, und hörte zuerst die Namen unzweifelhaft deutscher Stämme, der Teutonen und der Gutonen (wenn dafür nicht Guionen, d. h. Ingväonen zu setzen ist). Den Namen „Germanen“ vernahm er nicht, weil dieser, wenigstens in der späteren Bedeutung des Wortes, damals noch gar nicht existierte.



2. Keltische Bronzefiguren.
Nach Ilgs „Kunstg. Charakterb. aus Öst.-Ungarn“.

Die ganze spätere Entwickelung der Südgermanen und ihr Unterschied von den Skandinaviern beruht nun darauf, daß sie jenen Urwaldgürtel durchbrachen und in das Gebiet der schon zivilisierten, mit den hochgebildeten Mittelmeervölkern verkehrenden Kelten eindrangen. Erst Cäsar brachte diese Bewegung auf mehrere Jahrhunderte zum Stillstande, rückte aber auch die römisch-griechische Kultur unmittelbar bis an die Grenze der Germanen vor.

Keltische und germanische Wanderungen.

Erleichtert wurde den Germanen das Vordringen durch die dritte und letzte der großen Keltenwanderungen. Sie ging von den volkischen Tektosagen aus und führte kurz nach 300 v. Chr. keltische Massen nach Böhmen, dem die Bojer den Namen (Bojohämum, Bojerheimat) gaben, und sogar bis nach dem Binnenlande von Kleinasien, wo sich diese Galater unter beständigen Kämpfen mit den griechischen Attaliden von Pergamon festsetzten und dort ansehnliche Herrschaften bildeten, die ihre Nationalität und Sprache mit großer Zähigkeit behaupteten (s. Bd. II, S. 52). In die von den Kelten geräumten Sitze rückten, wie es scheint, die suebischen Chatten (in Hessen) und Markomannen (im Mainlande) ein. Wohl gleichzeitig breiteten sich die später unter dem Namen der Ingväonen und der Istväonen zusammengefaßten Stämme über den westlichen Urwaldgürtel längs der Nordsee nnd dem Laufe der Lippe folgend nach dem Rheine ans, die Kelten vor sich herdrängend oder nnterwerfend, wobei sie ihre Ortschaften und Einzelhöfe (in Westfalen) für sich in Besitz nahmen. Einzelne Scharen

drangen sogar bis Belgien vor und siedelten sich dort unter den Kelten an, wurden auch wohl später keltisiert, bewahrten aber, wie die Nervier, Eburonen und Tungrer, noch zu Cäsars Zeit die Erinnerung und den Stolz auf ihre germanische Abkunft. Andre folgten dem Zuge der keltischen Wanderung nach dem Osten und Südosten. So erschienen die Bastarner um 200 v. Chr. in den Ebenen zwischen Dnjepr und Dnjestr und an der unteren Donau, bei den Nachbarn im Süden bald gefürchtet als Räuber und geschätzt als Söldner, doch nahmen sie so viel Sarmatisches an, daß sie später nicht mehr als eigentliche Germanen erschienen. Ein Nachklang endlich dieser Wanderungen sind die Züge der Cimbern und Teutonen (s. Bd. II, S. 593 ff.). Ungeheure Sturmfluten hatten, wie es heißt, beiden Völkerschaften ihre Nordseeheimat verwüstet oder zerstört, so daß sie bis auf wenige Reste mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe auswanderten, um ueues Land zur Besiedelung zu suchen. Zwölf Jahre irrten sie seit 113 v. Chr. am Nordsaume der römischen Welt einher, ohne zur Ruhe zu kommen; als sie endlich nach gewaltigen Siegen ins südliche Gallien und nach Oberitalien einbrachen, erlag ihre rohe Naturkraft 102 bei Aquä Sextiä und 101 bei Vercellä der römischen Taktik, und in erschütternder Tragik gingen die ersten Germanenvölker, die in das Gebiet der Mittelmeerländer eindrangen, bis auf den letzten Mann zu Grunde (s. Bd. II, S. 593 ff.). Aber die Bewegung kam damit nicht zum Stehen. Seit 72 drängten suebische, wohl vorwiegend chattische Scharen, kein Volk, sondern kriegerische Auswanderer, gegen den Rhein. Sie schoben die istväonischen Usipeter und Tenkterer vor sich her, machten sich die Ubier zinspflichtig und überschritten endlich unter Ariovist den Rhein, um den Sequanern an der Saône gegen die Häduer (um Autun) Beistand zu leisten. Doch aus gemieteten Hilfstruppen wurden die siegreichen Sueben rasch zu Eroberern auf eigne Faust, und als im Jahre 58 v. Chr. G. Julius Cäsar die Statthalterschaft des römischen Gallien übernahm, da war die Frage nicht mehr die, ob die noch unabhängigen Gallier diese Unabhängigkeit behaupten könnten, sondern nur noch die, ob Gallien germanisch oder römisch werden sollte.



3. Germanische Jungfrau.

Marmorkopf in St. Petersburg. In diesem Werke hat der unbekannte römische Bildhauer offenbar nach dem Vorbilde einer Gefangenen ein deutsches Mädchen mit einer Feinheit und Innigkeit dargestellt, die zumal bei einem Fremden bewundernswert ist.

Im Bewußtsein ebenbürtiger Macht und gleichen Rechts trat dem römischen Prokonsul dieser germanische Heerkönig gegenüber, leidenschaftlich, verwegen, stolz, ein geborener Herrscher in der Energie seines Willens und der Schärfe seines politischen Blicks. Aber die gewaltige Schlacht unweit der „burgundischen Pforte“ zwischen Belfort und Mülhausen warf die Germanen hinter den Rhein zurück und zwang die im Elsaß bereits angesiedelten Scharen unter römische Herrschaft. Auch die Usipeter und Tenkterer, die bereits um Kleve und Nimwegen lagerten, nötigte Cäsar durch einen verräterischen Überfall im Jahre 55, in ihre rechtsrheinische Heimat zurückzukehren, und zweimal, 55 und 53, überschritt er selbst den mächtigen Strom, um die römischen Adler auch jenseits zu zeigen. In seiner ganzen Länge von Basel bis zur Nordsee machte er den Rhein zur politisch-militärischen Grenze des unterworfenen Gallien und also des römischen Weltreichs. Indem er so dem Vordringen der Germanen nach Westen hin eine unüberschreitbare Schranke setzte, wies er sie aufs entschiedenste auf das heutige Deutschland hin und bestimmte den Gang ihrer Entwickelung für länger als vier Jahrhunderte (siehe Band II, S. 640 ff.).



4. Germanischer Jüngling.

Marmorkopf im Britischen Museum zu London. Naturalistisch getreue Wiedergabe des germanischen Typus, wie er dem Römer erschien. Man vergleiche übrigens die Überlegenheit desselben gegenüber dem Dacier in Bd. II, S. 755.

Die germanischen Stämme.

Seitdem die Germanen mit den Römern zusammengestoßen waren, begann man ihnen erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Poseidonios von Rhodos wurde um das Jahr 90 der Geschichtschreiber des Cimbern- und Teutonenkrieges und der erste, der ein Bild vom Lande der Germanen zu entwerfen suchte. Er schildert es als schattig und waldreich, in den breiten Strom- und Flußthälern von pfadlosen Sümpfen, auf den Gebirgszügen von Urwald bedeckt, die ältesten Wohnsitze auf sandigen Höhenrücken. Wenig später wurde für das ganze Land rechts des Rheines und seine Bewohner der Name Germania, Germani üblich, der zuerst um das Jahr 80 vorkommt und sicher keltischen Ursprungs ist, vermutlich mit dem einfachen Sinne „Nachbarn“. Den scharfen Unterschied zwischen Kelten (Galliern) und Germanen lehrte zuerst Cäsar die Römer kennen; doch was den Fremden natürlich war, die Auffassung dieser zahlreichen im einzelnen doch sehr verschiedenartigen und oft genug verfeindeten

Stämme als ein zusammengehöriges Ganze, das war den Germanen selbst noch etwas völlig Unbekanntes. Weder führten sie selbst jemals diesen Namen noch fühlten sie sich in allen ihren Teilen als eine Nation, obwohl ihnen ihre Eigenart gegenüber Römern und Kelten recht wohl zum Bewußtsein kam. Das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung wenigstens bei den Westgermanen verrät die von Tacitus mitgeteilte Stammessage. Sie nennt als Stammvater den erdgeborenen Gott Tuisto und als dessen Sohn Mannus (d. i. Mann, Mensch schlechtweg). Von ihm leitet sie wieder drei Söhne ab, Ingo, Isto, Hermino, die Ahnherren der drei großen Stammesgruppen der Ingväonen, Istväonen und Herminonen. Die Stämme der Ingväonen saßen an der Nordseeküste: die Friesen in den Strichen, die sie noch heute innehaben, die Chauken zu beiden Seiten der unteren Weser, die Langobarden zwischen Aller und Elbe, die Teutonen und die Sachsen in Holstein. Zu den Istväonen (den späteren ripuarischen Franken) gehörten die Usipeter (Usipier) an der unteren Lippe, die Tenkterer und Sugambrer im rechtsrheinischen Schiefergebirge, die Brukterer im Münsterlande und an der oberen Ems, die Angrivarier an der mittleren Weser, die Marser zwischen Lippe und Ruhr. Das westliche Hauptvolk der Herminonen bildeten die Chatten („Helden") in Hessen, von denen sich frühzeitig die Bataver, die Canninefaten und die Chattuarier in den heutigen rechtsrheinischen Niederlanden abzweigten; hinter den Chatten saßen die Cherusker (von heru, Schwert) vom Osning bis zum Harz, weiter im Südosten von der Werra bis zur Elbe die Hermunduren (d. i. die großen, mächtigen Duren, Thüringer), südlich von ihnen, damals noch im Mainlande die Markomannen. Aber an ihnen, den Chatten und Hermunduren haftet auch noch der umfassendere Name der Sueben, (Suebi, nicht Suevi d. h. die Schläfer, ursprünglich ein Spottname), der aber mehr eine Kulturstufe oder einen Kultusverband bezeichnet. Ihr mächtigstes Volk waren später die Semnonen in Brandenburg. Ganz selbständig neben diesen drei Gruppen stehen als vierte im äußersten Osten die Gotenvölker oder Vandilier: die Rugier in Pommern, die Burgunder südlich von ihnen, die Vandalen (Silingen) in dem noch heute nach diesem Namen genannten Schlesien, die Goten (Gutonen) an der unteren Weichsel, die alle den Skandinaviern näher verwandt waren als den Westgermanen, den Römern aber zunächst wenig bekannt wurden.

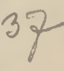
Kulturfortschritte.

Die nähere Berührung mit den Kelten brachte manche neue Kulturelemente nach Deutschland. Seit dem zweiten Jahrhundert gingen auch die Germanen zum vorwiegenden Gebrauche eiserner Werkzeuge und Waffen über, doch blieb das Eisen bei ihnen noch lange eine seltene und teure Ware, und die einheimische Schmiedethätigkeit in dem schwer zu gewinnenden und zu bearbeitenden Metall war gering. Schon daraus ergibt sich, daß die Kultur im allgemeinen wenigstens bei den Westgermanen langsame Fortschritte machte. Zu wirklicher Seßhaftigkeit, also zu stärkerem Ackerbau, waren allerdings höchstens die Bewohner der Rheinlande gelangt; die große Masse selbst der Westgermanen trieb ihn immer nur noch nebenbei in halbnomadischer Weise. Der gesamte Grund und Boden stand, mit Ausnahme einiger für die Götter und wohl auch für die Volkshäupter ausgeschiedenen Teile, noch im Gesamteigentum der Völkerschaft oder bei größeren Völkern der Hundertschaft (pagus, Gau), ihrer militärischen Abteilung, die ursprünglich 100 oder 120 Krieger umfaßte. Innerhalb dieser Genossenschaft wechselten die einzelnen Geschlechter(Sippen)verbände alljährlich ihre Sitze unter Leitung der Gauvorsteher, indem sie dabei einfach ihre hölzernen Häuser als einen Teil der „Fahrnis" abbrachen, mit sich nahmen und das Dorf an einer andern Stelle wieder aufschlugen. Den Ackerbau trieben sie nur in der Form der Wildwechsel(Eggarten)wirtschaft, d. h. sie nahmen alljährlich ein neues Stück des anbaufähigen

Landes unter den Pflug, bestellten es mit Sommergetreide und ließen es im nächsten Jahre als Grasland brach liegen. Weitaus der größte Teil des Bodens blieb Weide, Wald und Ödland. Denn noch bildete die Jagd auf die Ungetüme des Urwalds, den Elch (Elen), den Schelch (Riesenhirsch), den Ur, den Wolf und den Bären die männlichste Beschäftigung dieser freien Krieger und lieferte ihnen auch einen Teil der Nahrung und Kleidung. Aber ihr wichtigster Besitz waren die großen Herden von Rindern, Schafen und Schweinen, die in den Wäldern und auf den Weiden Sommer und Winter lagen und dort reichliche Nahrung fanden. Unfreie Knechte, ursprünglich wohl Kriegsgefangene, und die Frauen thaten die wirtschaftliche Arbeit in Feld, Wald und Haus; der freie Mann war kein Bauer, sondern ein Krieger und fühlte sich trotzig jedem andern aus dem Volke gleich. Doch hob sich aus dieser Masse bald ein durch persönliche Tüchtigkeit und ererbtes Ansehen führender Stand hervor, die „Principes“ Cäsars, dessen Mitgliedern herkömmlich die Leitung des Stammes und der Hundertschaft in Krieg und Frieden zufiel. Das Haupt des Stammes war ursprünglich überall gewiß ein König; doch ging diese älteste Monarchie bei den westlichen Germanen frühzeitig unter und lebte nur im Kriegsfalle wieder auf, wo ein gewählter Führer (Herzog) die Leitung übernahm. Bei einem Teile der Sueben und vor allem bei den Ostgermanen erhielt sie sich, weil diese noch nicht zu festen Sitzen gelangt waren und der fortgesetzte Ortswechsel eine dauernde einheitliche Führung unentbehrlich machte. Manche Stämme, so die von Cäsar schlechtweg Sueben genannten Chatten, hielten mit vollem Bewußtsein ihre niedere Kulturstufe fest, um sich die kriegerische Schlagfertigkeit zu bewahren, sperrten daher auch jede Einfuhr, namentlich des Weines, grundsätzlich ab und ließen römische Händler nur zu, um die Beute zu verkaufen. Ein Volk, das so wenig noch im Lande haftete und dessen ganzes Dichten und Trachten auf kriegerisches Heldentum gestellt war, bildete allerdings eine beständige Gefahr für die benachbarte Kulturwelt, die ihm jetzt an der Rheingrenze dicht vor Augen stand. Auf dieser Stufe hat Cäsar die Germanen mit dem scharfen Blicke des großen Staatsmannes beobachtet und als der erste den Römern eine zusammenhängende Schilderung von ihnen gegeben.

Die Germanen in der Verteidigung gegen Rom (bis 16 n. Chr.).

Die römische Herrschaft in Germanien.

Nach Cäsar herrschte jahrzehntelang Ruhe an der Rheingrenze. Denn als Octavianus Augustus seine Erbschaft angetreten hatte, lag ihm der Gedanke an uferlose Eroberungen ganz fern; er wollte nur durchführen, was Cäsar nicht hatte vollenden können, die Herstellung fester Grenzen. Am Rhein war das der Hauptsache nach schon erreicht; im Donaugebiet errang erst Octavianus die Unterwerfung des Landes zwischen Save und Drau (Pannonien) und längs der unteren Donau (Mösien) bis 30 v. Chr. Am Rhein verhielt er sich lediglich verteidigungsweise. Sein Feldherr M. Vipsanius Agrippa überschritt zwar mehrmals den Strom, aber nur, um die verbündeten Ubier gegen die Sugambrer zu schützen, und er siedelte sie schließlich ~~29~~ v. Chr.  lieber am linken Rheinufer an, wo sie den Grund zum heutigen Köln legten und sich rasch romanisierten, als daß er Anstrengungen zur Erhaltung ihrer Sitze am rechten Ufer gemacht hätte. Auch im Süden entschloß sich Augustus zu erobernden Vorgehen — und auch dies nur in fest bemessenen Grenzen — erst dann, als die Erhebung der ganzen Völkerkette vom Bodensee bis zur Save im Jahre 16 v. Chr. zeigte, daß die bisherigen Grenzen unhaltbar seien. In kurzen Feldzügen 15 v. Chr. wurden seine beiden Adoptivsöhne Drusus und Tiberius der Alpenlande Meister

und machten damit die Donau vom Schwarzwalde bis an die oberungarische Tiefebene zur Grenze des Reichs, wie es der Rhein bereits war. Aber um dieselbe Zeit hatte sich dem Kaiser die Überzeugung unabweisbar aufgedrängt, daß er es nicht länger bleiben dürfe. Fortwährend überschritten germanische Streifscharen den Strom, um in Gallien zu plündern; im Jahre 16 v. Chr. wurden römische Händler von den Sugambrern ergriffen und ans Kreuz geschlagen, wiederum plünderten germanische Haufen das linksrheinische Land und brachten der fünften Legion unter M. Lollius Paullinus eine völlige Niederlage bei, in der sie sogar ihren Adler verlor (s. Bd. II, S. 709).

Also herausgefordert beschloß Augustus schon mit Rücksicht darauf, daß ernsthafte Niederlagen der Römer auch die Gallier zu einer Erhebung reizen könnten, Germanien bis zur Elbe zu unterwerfen. So begann von der jetzt stark befestigten Rheingrenze aus sein Liebling Nero Claudius Drusus (geb. 38 v. Chr.) im Jahre 12 v. Chr. jene glorreichen Feldzüge, die die römischen Adler bis zur Elbe trugen. Das unwiderstehliche Vordringen des jugendlichen Helden machte auf die Germanen den tiefsten Eindruck; nur die Götterstimme durch den Mund einer Alraune, so erzählten sie sich, gebot ihm an der Elbe Halt und verkündigte ihm zugleich sein nahes Ende. Nach seinem frühen, tiefbetrauerten Tode im Jahre 9 v. Chr. führte Tiberius das Werk erfolgreich fort, und als er im Winter von 4 auf 5 n. Chr. zum erstenmal sein Standlager in Germanien bei der neubegründeten Festung Aliso unweit Paderborn aufschlug, da glaubte er am Ziele zu sein: die Elbe war nicht nur erreicht, sondern auch die Grenze des Weltreichs geworden.

Die Markomannen und die Römer.

Doch der Hauptstoß, der das Ganze erst abschließen sollte, mißlang. Um dem Drucke der Römer auszuweichen, waren die suebischen Markomannen unter dem König Marbod (Marabad, Meripato, d. i. der Rossekämpfer, keltisiert Maroboduus, d. i. der Hochgemute oder Willkommene) vom Mainlande aus nach Böhmen gezogen und hatten sich hinter dessen Ringgebirgen niedergelassen, nachdem die Bojer das Gebiet schon um das Jahr 60 v. Chr. geräumt hatten und nach Pannonien oder Noricum gewandert waren. Nur ein Teil der Markomannen war am oberen Main und am Fichtelgebirge zurückgeblieben, die Naristen. Ob erst damals oder schon früher die stammverwandten Quaden (d. i. die Bösen, also ein Spottname) nach Mähren, Niederösterreich und Nordwestungarn gekommen sind, läßt sich nicht bestimmen. Marbod, der nicht ohne Nutzen in römischen Diensten gestanden hatte, organisierte sein Königtum fast nach römischem Muster und konnte eine Heeresmacht von 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern aufstellen. Sein Zepter gebot zweifellos auch über die Quaden bis zur Donau und die Lugier in Schlesien, sowie über das ganze Flachland der Elbe und Oder, wo wenigstens später die Semnonen und Langobarden in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm standen. Der Unterwerfung des nordwestlichen Deutschland hatte er unthätig zugesehen, jetzt kam die Reihe an ihn, und es war nicht sein Verdienst, wenn er damals dem Verhängnis entging. Denn eine erdrückende Übermacht, zwölf Legionen, führte im Jahre 6 n. Chr. Tiberius von Carnuntum (Petronell unterhalb Wien), Sentius Saturninus von Mainz aus gegen Böhmen heran, und nur noch wenige Tagemärsche trennten die beiden Heersäulen, da brach in Pannonien im Rücken der Römer ein furchtbarer Aufstand los. Er rief Tiberius zurück und rettete Marbod. Der Ring, der Germanien von der mittleren Donau bis zur Elbmündung umspannen sollte, wurde nicht geschlossen (s. Bd. II, S. 709 ff.).

Westgermanien römische Provinz.

Um so entschiedener gingen die Römer darauf aus, das westliche Deutschland bis zur Elbe als Provinz einzurichten. Sie wußten sich im Lande selbst bei den einzelnen Stämmen eine römische Partei zu schaffen, in hellen Haufen trat die kriegslustige



5. Kampf zwischen Römern und Markomannen. Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

germanische Jugend in den Kriegsdienst bei den römischen Hilfstruppen ein, um Ruhm und Beute, Gold und Ehrenzeichen zu gewinnen. Schon war die äußerliche Gestaltung der Provinz Germanien, die auch einen breiten Landstrich am linken Rheinufer umfassen sollte, festgestellt und ihr in dem „Altar der Ubier" (ara Ubiorum) zu Köln für den Kultus des Augustus ein sakraler Mittelpunkt gegeben, der die germanischen Stämme ebenso unter sich und mit Rom verknüpfen sollte, wie das Heiligtum zu Lugdunum (Lyon) die Gaue der drei gallischen Provinzen, und auch vornehme junge Germanen aus dem Innern des Landes zu Priestern berief. Die Standlager der Legionen und die eigentliche militärische Hauptstellung blieben nach wie vor am Rheine, aber ihr Sommerlager nahmen die Römer bereits im Innern des Landes, wenigstens seitdem ein Verwandter des Kaiserhauses, P. Quintilius Varus, früher Statthalter in längst unterworfenen und hochzivilisierten Provinzen (Afrika, Asien und Syrien), die Leitung des römischen Germanien und der damals dort stehenden fünf Legionen (zwei in Mainz, drei in Castra Vetera bei Xanten) übernommen hatte. Und wenngleich die Germanen noch von der Grundsteuer und regelmäßigen Aushebungen für die römischen Hilfstruppen verschont blieben, so wurden doch Gerichtsverfassung und Rechtspflege bereits ganz in römischer Weise gehandhabt und alles in lateinischer Sprache verhandelt. Das germanische Land zwischen Rhein und Elbe schien dem Schicksale Galliens und Pannoniens nicht mehr entgehen zu können. Gelang aber auch hier die Romanisierung, dann waren auch für die Markomannen und wahrscheinlich selbst für die Ostgermanen die Tage der Unabhängigkeit gezählt. Mit der Unterwerfung des germanischen Mitteleuropa aber wäre dies ebenso unerschöpfliche als bildungsfähige Volkstum der Romanisierung verfallen, das später die gealterte römische Welt mit frischem Blute und neuem Geiste durchdringen sollte.

Armin und die Schlacht im Teutoburger Walde.

Da brachte die entscheidende Wendung ein junger cheruskischer Edler, der bis dahin als ein treuer Anhänger Roms gegolten hatte. Das war Armin, Segimers Sohn, um 17 v. Chr. aus dem alten Königsstamme der Cherusker geboren. Er war aufgewachsen unter dem Eindruck der Kämpfe gegen Drusus und Tiberius, hatte dann mit seinem Bruder, den die Römer Flavus (d. i. Blondkopf) nannten, römische Dienste genommen und sich so ausgezeichnet, daß er von Augustus das Bürgerrecht und sogar den Ritterrang erhielt. Aber während Flavus zum Römer wurde, vergaß Armin sein Vaterland nicht, bestärkt darin vielleicht von seiner Mutter, deren patriotische Gesinnung ausdrücklich bezeugt ist. „Tapfer, rasch entschlossen, von schneller Auffassung, die über den Barbaren ging, das Feuer seines Wesens in Antlitz und Blick verratend", so schildert ihn ein römischer Zeitgenosse. Wie nun der Gedanke in ihm entstand, den dumpfen Groll seiner Landsleute über die römischen „Ruten und Beile" zur hellen Flamme lodernden Zornes anzufachen, wie er es verstand, die römische Partei unter den Cheruskern trotz ihres argwöhnischen Führers Segestes weniger zu täuschen als zu lähmen und das Vertrauen des bequemen und geistesträgen Varus zu bewahren, wie er es endlich vermochte, die Cherusker, Chatten, Marser, Brukterer und vielleicht noch andre benachbarte Stämme trotz Eigensinns und Eifersucht zum Kriegsbunde gegen Rom zu vereinigen, das entzieht sich im einzelnen unsrer Kenntnis. Genug, es gelang ihm, den Varus, der mit drei Legionen (der XVII., XVIII. und XIX.), starken Hilfstruppen und drei Reitergeschwadern, im ganzen etwa 20000 Mann, im Sommer des Jahres 9 n. Chr. etwa bei Minden an der Weser friedlich im Lager stand, trotz aller Warnungen Segests bis zum letzten Augenblick zu täuschen und ihn dann von seiner sicheren Verbindungsstraße über Aliso nach Castra Vetera hinweg nach Westen hin in unwegsames Moor- und Waldland zu locken, wo die Römer ihre taktische Überlegenheit nicht entfalten konnten, den Germanen ihre Überzahl und ihre körperliche

Gewandtheit zu statten kam. So ging im September des Jahres 9 v. Chr. in dreitägigen verzweifelten Kämpfen zwischen Bergwald und Moor am „Teutoburger Walde“, wahrscheinlich am Nordrande des Wiehengebirges nördlich von Osnabrück, das römische Heer zu Grunde bis auf den letzten Mann. Nur einzelne versprengte Flüchtlinge konnten sich nach Aliso retten, und die Adler aller drei Legionen fielen in Feindes Hände. Auch Aliso wurde nach längerer Einschließung geräumt. Die römische Herrschaft war zurückgeworfen bis hinter den Rhein, nur die Stämme an der Nordseeküste hielten ihr die Treue (vgl. Bd. II, S. 714).

Feldzüge des Germanicus.

Nun ist es unzweifelhaft, daß Rom, nachdem der erste Schreck überwunden war, vollauf die Macht gehabt hätte, das durch Überraschung und Kopflosigkeit des Führers Verlorene wiederzugewinnen, und daß der Cheruskerbund keine Aussicht auf Marbods Unterstützung hatte; sandte doch der Markomannenkönig das abgeschlagene Haupt des Varus, das ihm Armin schickte, offenbar, um ihn zum Losschlagen aufzufordern, nach Rom. Doch der greise Augustus, der kaum der Niederwerfung des pannonischen Aufstandes (s. S. 11) froh geworden war, fand den Entschluß zu neuem Angriff nicht mehr. Er sandte den Tiberius nur an den Rhein, um die alte Grenze stärker zu befestigen, vermehrte die Zahl der dort stehenden Legionen bis auf acht und übertrug den Oberbefehl über diese größte Heeresmacht des Reichs dem Sohne des Drusus, Germanicns (geb. 15 v. Chr.), aber die Erneuerung des Angriffskrieges lehnte er ab.

Dieser Verzicht der Römer auf die Wiedereroberung Germaniens ist die weltgeschichtliche Folge der Katastrophe im Teutoburger Walde. Auch Tiberius, seit dem August 14 der Nachfolger des Augustus auf dem Kaiserthrone, dachte nicht daran, sein eignes Werk jenseit des Rheines wiederaufzurichten. Wenn er trotzdem seinen Neffen und Adoptivsohn Germanicus zunächst gewähren ließ, so geschah das offenbar nur, weil es auch der Kaiser für notwendig halten mußte, die verlorene römische Waffenehre wiederherzustellen. Anders Germanicus. In jugendlichem Feuer wollte er den zertrümmerten Machtbau seines Vaters wieder aufrichten, Deutschland bis zur Elbe unterwerfen. Wieder durchzogen drei Jahre hindurch, 14—16, römische Heere die germanischen Gaue bis über die Weser hinaus, und in offenem Felde blieben sie mehrmals siegreich. Aber den Widerstand des Cheruskerbundes vermochten sie nicht zu beugen. Armin konnte sogar Segest zwingen, bei den Römern Zuflucht zu suchen, wenngleich er es mit ansehen mußte, daß der Häuptling seine Tochter, Armins Gemahlin Thusnelda (wohl Thursinhilda, d. i. die Riesenkämpferin), die wider den Willen des Vaters dem Manne ihrer Wahl gefolgt war, römischer Gefangenschaft überlieferte, und er ihren dort geborenen Sohn Thumelicus niemals mit Augen gesehen hat. Armins Bruder Flavus freilich stand auch jetzt noch im römischen Lager. So opferte der Befreier die Eintracht seiner Familie und sein Liebstes dem Vaterlande. Aber er hielt aus, und als Tiberius im Herbst des Jahres 16 den Germanicus abberief, weil der Waffenehre genügt sei und die ungeheuren Verluste in keinem Verhältnis zu dem Gewinn wären, da standen die Römer genau da, wo sie im Jahre 9 nach der Teutoburger Schlacht gestanden hatten. Bis an die Ems etwa reichte ihre Herrschaft rechts vom Rheine; hier blieben ihnen die Bataver, Friesen und Canninefaten zu leichtem Tribut und Aufstellen starker Hilfsvölker verpflichtet, nahmen auch an dem Kaiserkultus in Lugdunum durch ihre Gesandten teil. Auch sonst wurden in der unmittelbaren Nähe des Grenzstromes keine germanischen Ansiedelungen geduldet, vielmehr die nächsten Landstriche längs des Rheins und der Donau durch Grenzdämme (limites) abgeschnitten und als Ödland liegen gelassen oder als Weideland benutzt, aber das innere Deutschland war endgültig aufgegeben (s. Bd. II, S. 722 ff.).

Innere Kämpfe und schwankende Verhältnisse zu Rom (16—150 n. Chr.).

Marbods und Armins Ende.

Wenn Tiberius diesen Entschluß des Augustus erneuerte, so mochte er dabei ebenso mit der jetzt weit stärker als ein Menschenalter zuvor befestigten Unterthänigkeit Galliens rechnen, den vereinzelte germanische Einfälle nicht mehr ernsthaft erschüttern konnten, als mit innerem Zwist zwischen den Stämmen der freien Germanen, der ihre Kraft lähmen mußte. In der That erlebte er, daß die beiden großen Machtbildungen, der Cheruskerbund und das Markomannenreich, sich gegenseitig zu Grunde richteten. Marbod hatte den letzten Kämpfen Armins ebenso unthätig zugesehen, wie der ersten verzweifelten Erhebung, was weder klug noch patriotisch war, aber mit dem Gegensatze zwischen den West- und Ostgermanen zusammenhängen mag, der hier noch durch den Gegensatz der Verfassung verschärft wurde. Eben, wie es scheint, die Abneigung gegen das herrische Königtum Marbods und der Ruhm des Freiheitshelden Armin führte die Semnonen und die Langobarden, die östlichen Nachbarn der Cherusker, dazu, dem König den Gehorsam aufzukündigen und sich dem Cheruskerbunde anzuschließen, während wieder Armins Oheim Inguiomer, sein treuer Genosse im Befreiungskriege, jetzt, eifersüchtig auf die Machtstellung des Neffen, mit seinem ganzen starken Gefolge zu Marbod übertrat. So kam es, wahrscheinlich in der mittleren Elbgegend, im Jahre 17 zu einer großen Schlacht. Sie blieb unentschieden, aber Marbod gab sich geschlagen und wich nach Böhmen zurück. Damit war sein Ansehen unheilbar erschüttert. Schon im nächsten Jahre 18 gelang es einem Gothonenhäuptling Catualda (Hathuwald, ahd. Hadolt), den Marbod früher vertrieben hatte, den Markomannenkönig zu stürzen, da sein eigner Adel ihn verließ und Tiberius ihm die erbetene Unterstützung verweigerte mit dem Hinweis auf seine Unthätigkeit während der Kämpfe mit den Westgermanen. Es blieb dem verjagten König nichts weiter übrig, als über die Donau auf römisches Gebiet zu flüchten und römischen Schutz anzurufen. In Ravenna hat er dann zugleich mit Thusnelda und ihrem Sohne Thumelicus noch 18 lange Jahre von römischer Gnade gelebt. Nicht lange danach erlag Catualda, der sich wohl an seine Stelle zu setzen versucht hatte, einem Einbruche der Hermunduren und fand Zuflucht in Forum Julii an der gallischen Südküste. Das starke Gefolge beider Fürsten wurde nördlich der Donau im Marchlande in einer gewissen Abhängigkeit von Rom angesiedelt; die Markomannen selber aber erhielten den Quaden Vannius zum König und traten damit in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu Rom.

Das einst stolze Reich der Markomannen war zerfallen, doch auch der Cheruskerbund überlebte das ruhmlose Ende des Nebenbuhlers nur um wenige Jahre. Als Armin den Versuch machte, seine herzogliche Stellung in ein Königtum umzuwandeln, was vermutlich das Richtige war, fiel er im Jahre 21 durch den Mordstahl seiner eignen Geschlechtsgenossen wie der Siegfried der Sage, er „der Befreier Germaniens, der das römische Volk nicht in seinen Anfängen, sondern das Kaiserreich auf der Höhe seiner Macht herausgefordert hatte, mit wechselndem Schlachtenglück, im Kriege unbesiegt“. Erst 37 Jahre zählte der Held bei seinem tragischen Ende, doch bei seinem Volke lebte sein Gedächtnis fort im Heldenlied.

Äußere und innere Fehden.

Sicher ist nach seinem Tode der Cheruskerbund zerfallen, denn nur der Druck fremden Angriffs hatte ihn zusammengezwungen und zusammengehalten. Um so weniger dachte der alternde Tiberius daran, die alten Pläne wiederaufzunehmen; er that sogar nichts Entschiedenes, als sich im Jahre 28 die Friesen gegen die Willkür bei der Erhebung des Tributs empörten und das Kastell Flevum (am Vliestrom beim Texel) belagerten und zwar abzogen, als der niederrheinische Statthalter L. Apronius herankam, dann aber ihm eine empfindliche Schlappe beibrachten. Später beunruhigten die

Chauken unter Führung des canninefatischen Überläufers Gannascus durch kecke Seezüge die Küsten Niedergermaniens und Galliens. Der energische Statthalter am Unterrhein Domitius Corbulo ließ den Mann durch Meuchelmord aus dem Wege räumen und benutzte die Gelegenheit, die Friesen wieder zum Gehorsam zu bringen, bereitete zugleich einen Feldzug gegen die Chauken vor. Allein der Kaiser, der damals alle Kräfte zur Eroberung Britanniens brauchte, hinderte alles weitere Vorgehen und zog im Jahre 47 alle römischen Besatzungen vom rechten Ufer des Niederrheins zurück, so daß hier nur einzelne Brückenköpfe (wie Deutz gegenüber Köln) besetzt blieben. Am Oberrhein machten sich die Chatten durch gelegentliche Streifzüge unbequem (41 u. 50). Aber ihre Hauptkräfte wandten sie damals gegen ihre germanische Nachbarn, die Cherusker und Hermunduren. Die Cherusker verzehrten sich nach dem Tode Armins in inneren Kämpfen, die doch wohl aus dem fortdauernden Gegensatze zwischen der nationalen und römischen Partei entsprangen. Wahrscheinlich auf Betrieb der letzteren wurde der Versuch gemacht, das Königtum zu erneuern, und dies dem Neffen Armins, dem Sohne seines in Italien verstorbenen Bruders Flavus, Namens Italicus übertragen. Mit römischer Unterstützung und von römischem Gefolge umgeben betrat dieser im Jahre 47 den Boden der alten Heimat, die er niemals gesehen hatte, und wußte sich auch zunächst allgemeine Zuneigung zu gewinnen. Bald aber erweckte er den Argwohn der Römerfeinde, es kam zum blutigen Kampfe zwischen den beiden Parteien, in dem Italicus abwechselnd siegte und unterlag, bis er endlich von den Langobarden in seine Würde wieder eingesetzt wurde. Mit den Hermunduren, die sich nach dem Abzuge der Markomannen auch über das Mainland südlich des Thüringer Waldgebirges ausgebreitet hatten und unter einem Könige standen, gerieten die Chatten im Jahre 58 in schweren Kampf um die beiden Völkern unentbehrlichen, den Göttern geweihten Salzquellen (wahrscheinlich bei Salzungen). So groß war die Erbitterung, daß die Chatten das ganze feindliche Heer im voraus dem Wotan und Ziu weihten, aber der Sieg blieb den Hermunduren. Auch auf die südostdeutschen Verhältnisse wirkten diese ein. Mit ihrer Hilfe wurde schon im Jahre 50 der Markomannenkönig Vannius (s. S. 14) von seinen Neffen Vangius und Sido nach hartem Kampfe verjagt. Beide Fürsten teilten das Reich wahrscheinlich in eine markomannische und quadische Hälfte und erkannten die römische Oberhoheit an.

Jedenfalls zeigen solche Zusammenstöße, daß den Stämmen der freien Germanen ihr Land zu enge zu werden begann. Ähnliche Anzeichen traten um dieselbe Zeit auch in Niederdeutschland hervor. Hier wollten sich die Friesen auf den für die Herden der Legionen bestimmten Ländereien des rechten Ufers niederlassen, wurden aber von den Römern daran mit Gewalt verhindert. Ihre Stammesgenossen, die Chauken, verjagten ihre südlichen Nachbarn, die Amsivarier („Emsanwohner") geradezu aus ihren Sitzen und drängten sie zu dem Versuche, dieselben Landstriche zu besiedeln, wobei ihnen die Brukterer und Tenkterer Beistand leisten wollten. Aber wiederum schritten im Jahre 58 die Römer dagegen ein, die heimatlosen Amsivarier mußten abziehen, wandten sich erst zu den Cheruskern, dann zu den Chatten, wurden aber überall abgewiesen. So ging auf langen Irrfahrten die waffenfähige Mannschaft zu Grunde, das wehrlose Volk verfiel der Sklaverei. Eine wirkliche Gefährdung der Rheingrenze oder auch nur ein Angriff auf sie bedeutete das alles nicht.

Der Bataveraufstand.

Selbst der Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis, der sich an den gewaltigen Thronkampf des Jahres 69 anschloß (s. Bd. II, S. 745), gewann eine solche Bedeutung nicht. Es war zu einer Hälfte eine Erhebung der batavischen Hilfstruppen gegen die bevorzugten Legionen, also ein Ausbruch lebhaften Korpsgeistes, zur andern ein Versuch des batavischen Stammes, die römische Botmäßigkeit abzuschütteln.

Allgemeine Bedeutung gewann er erst durch die Unterstützung einiger Stämme der freien Germanen, der Brukterer, Tenkterer, Usipeter und Chatten, und durch den phantastischen Gedanken einiger keltischen Edlen, ein gallisches Kaiserreich zu errichten. Eine mächtige Bewegung ging durch weite Völkerkreise. Durch Orakelsprüche wirkte die Prophetin Veleda, die den Fragenden unsichtbar auf ihrem Turme an der Lippe hauste, und überallhin lief nach dem Brande des Jupitertempels auf dem Kapitol im Dezember 69 die Weissagung, das Reich werde von den Römern auf die Völker des Nordens übergehen. Es war nur ein Irrtum im Zeitpunkt. Der gallische Aufstand erwies sich als ein Strohfeuer, da es eine gallische Nation nicht mehr gab, der Beistand der rechtsrheinischen Germanen war nicht nachhaltig genug, und schließlich sah sich Civilis auf seine eignen Kräfte angewiesen. Da machte er im Jahre 70 seinen Frieden mit Rom unter den alten Bedingungen. Nur die batavischen Hilfstruppen wurden verringert und fortan in fernen Provinzen verwendet. Die Verhältnisse an der Rheingrenze aber lagen nach dem Aufstande genau so wie vorher (s. Bd. II, S. 745 f.).

Ausdehnung des römischen Einflusses.

Unter der Herrschaft der Kaiser aus dem Flavischen Hause (69—96, s. Bd. II, S. 740 ff.) verschoben sie sich eher zu gunsten der Römer. Im Norden wurden die einst bedeutenden Brukterer, die alten Siegesgenossen Armins, fast aufgerieben durch gemeinsamen Angriff ihrer Nachbarn; ihrer 60000 sollen vor den Augen der frohlockenden Römer, die dem blutigen Gemetzel zugesehen haben mögen wie einem Gladiatorenkampfe im Amphitheater, gefallen sein (also im Münsterlande); in ihre verödeten Sitze rückten die Angrivarier und Chamaven (von der Yssel her) ein. Die Cherusker verloren mit dem Falle ihres Königs Chariomer, den die Chatten zur Zeit Domitians (81—96) wegen seiner römerfreundlichen Gesinnung vertrieben, alle Bedeutung und gingen später in dem großen Sachsenbunde auf. Die stärkste Macht im westlichen Deutschland bildeten auch jetzt noch die Chatten. Tacitus rühmt in warmen Worten ihre überlegene Klugheit und treffliche Kriegszucht, in der sie allen andern Germanen überlegen seien. Mit den Römern lagen sie häufig in Fehde. Ein chattischer Gau, die Mattiaker um Wiesbaden (Aquae Mattiacae), hatte sich frühzeitig der römischen Herrschaft fügen müssen und erhielt im zweiten Jahrhundert eine römische Organisation. Domitian zwang im Jahre 83 durch einen Feldzug die Chatten sogar zur Abtretung der ganzen unteren Mainebene und schob die Reichsgrenze 80 leugae (zu 2,22 km) östlich von Mainz, also über Fulda hinaus bis an den Fuß der Rhön vor. Auch die Usipeter, die damals an der Kinzig wohnten, wurden in diese Grenze mit eingezogen. Die alten Feinde der Chatten, die Hermunduren, die ihre Sitze bis an die obere Donau vorgeschoben hatten, standen mit den Römern dauernd in einem friedlichen und freundlichen Verhältnis. Sie durften daher die Grenze unbehindert überschreiten und verkehrten besonders häufig im römischen Augsburg (Augusta Vindelicorum). Ihre suebischen Nachbarn, die Markomannen mit den Quaden, gehörten zwar bis zu einem gewissen Grade zum römischen Machtbereich, wurden aber häufig unbequem und brachten noch im Jahre 90 dem Kaiser Domitian eine empfindliche Niederlage bei, die ungerächt blieb.

Die Zehntlande und der Limes.

Erst als Trajan in zwei schweren Kriegen 101/2 und 105/7 die Dacier niedergeworfen und die gewaltige Gebirgsbastion von Siebenbürgen der Donaugrenze vorgelegt hatte (s. Bd. II, S. 758 f.), wurden die Ostgermanen gewissermaßen in der Flanke gefaßt und dadurch schärfer gezügelt. Eine ernste Gefahr fürchtete man damals überhaupt nicht mehr am Rhein und an der oberen Donau. Die strategische Hauptfront des Reichs kehrte sich jetzt der unteren Donau zu, die Truppen am Rheine wurden im Laufe der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts auf vier Legionen herabgesetzt. Es hängt dies mit der Besetzung eines ausgedehnten und wertvollen Landstrichs im Osten des oberen

Rheins zusammen, der sogenannten Zehntlande (agri decumates), die schon unter den Flaviern begonnen hatte und unter Trajan zum Abschluß kam. Eine römische Eroberung war dies nicht, am wenigsten eine auf Kosten der Germanen, denn dies Land, die oberrheinische Tiefebene und das Neckargebiet, war niemals von ihnen besetzt und vor ihrem Vordringen nach dem Süden keltisch gewesen. Zunächst siedelten sich dort vereinzelte gallische Abenteurer auf eigne Hand an, Vespasian zog das Land zum Reiche und begann mit dem Straßenbau, unter Domitian und Trajan, der im Jahre 100 die große Straße Mainz-Baden-Offenburg erbauen ließ, kam die Besitzergreifung zum Abschluß. Zugleich wurde weniger zum militärischen Schutze als zur Überwachung des Verkehrs mit den freien Germanen die großartige Grenzsperre (limes) angelegt, die als rätischer Limes von Kelheim an der oberen Donau bis Lorch an der Rems als germanischer Limes von Lorch nordwärts nach Miltenberg am Main und von da das Gebiet der Mattiaker mit Frankfurt a. M. und Wiesbaden umschließend bis Rheinbrohl gegenüber der Ahrmündung lief und in einer Gesamtlänge von 370 römischen Meilen (542 km) die freien Germanen vom römischen Reiche schied. Da der Limes, eine militärisch besetzte Kette von niedrigen Wällen und Gräben, Kastellen und Wachttürmen, gegen einen ernsthaften Angriff gar nicht gehalten werden konnte und sollte, so blieb die eigentliche Verteidigungslinie stets der Rhein mit seinen großen Legionsstandlagern Castra Vetera, Neuß, Bonn, Mainz und Straßburg (Argentoratum [s. Bd. II, S. 757]).

So war das innere Deutschland freigeblieben von römischer Herrschaft. Trotzdem reichte der Einfluß der Römer weit über die Grenze hinaus. Sie sandten gelegentlich den Cheruskern und Markomannen Könige, sie brachten die Markomannen in eine Art Vasallenverhältnis zum Reiche, sie benützten die Eifersucht der Stämme, um die einen für sich zu gewinnen, die andern zu schwächen. Weithin wirkte der Zauber ihres Namens, auch auf Völkerschaften, die gar nicht mit ihnen in Berührung traten. So erschien z. B. unter Domitianus der Semnonenkönig Masuus mit der Prophetin Ganna in Rom, wo er ehrenvolle Aufnahme fand, offenbar nur, um die Hauptstadt der Welt mit eignen Augen zu sehen. Aber wichtiger als dies alles war es, daß die Römer in ihren Grenzlanden nicht nur ihre Macht, sondern auch ihre Kultur den Germanen dicht vor Augen stellten und daß sie ihnen durch die Festsetzung einer unerbittlich festgehaltenen Grenze die beliebige Ausdehnung ihrer Wohnsitze unmöglich machten. Dies führte für einzelne schwächere Stämme gelegentlich zu gewaltsamen Katastrophen; vor allem aber zwang es die westlichen Germanen, wenn sie innerhalb ihrer nunmehrigen Grenzen verbleiben mußten, zu besserer Ausnützung des Bodens, also zur Seßhaftigkeit und damit zu höherer Kultur überzugehen.

Römische Kultur in den Grenzlanden.

Militärische Zivilisation

Den Grund zu aller höheren Kultur legten in diesen keltisch-germanischen Grenzlanden überall die römischen Truppen. Denn der römische Soldat brachte nicht nur eine Menge höherer Bedürfnisse mit, die auch im Norden Befriedigung verlangten, also eine Menge neuer bisher unbekannter Einrichtungen nötig machten, sondern er arbeitete auch selbst als Ingenieur, Straßenbauer, Architekt, Handwerker u. s. f., um diese Einrichtungen zu seinem Gebrauche herzustellen. Unternehmer der verschiedensten Art, Händler, Lieferanten, Industrielle schlossen sich an. Da die Soldaten nach ihrer Entlassung mit Ackerland ausgestattet wurden und gewöhnlich im Lande blieben, dem sie durch lange Dienstzeit (bei den aus römischen Bürgern gebildeten Legionen 20, bei den aus Provinzialen zusammengesetzten Hilfstruppen 25 Jahre) und meist auch durch Geburt angehörten, so verbreitete sich römisches Kulturleben auch außerhalb der Standlager und ihrer nächsten Umgebung ins Land hinaus, und da der römische Staat nur


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

denen das Bürgerrecht oder eine sich diesem nähernde Rechtsstellung verlieh, die sich in Sitte und Sprache des Herrenvolks eingelebt hatten, so setzte er gewissermaßen eine Prämie auf die Romanisierung und beschleunigte sie dadurch, ohne irgendwelche Gewaltmittel anzuwenden. Freilich blieb die große Masse der Landbevölkerung ohne Zweifel keltisch oder germanisch und ihre Lebenshaltung dürftig genug; die römisch redenden Ortschaften lagen wie Inseln in einem fremdsprachigen Meere — selbst um Trier sprach noch im fünften Jahrhundert alles keltisch — und dicht neben der Verfeinerung einer hohen, fremden Zivilisation stand ungebrochen die heimische Barbarei.

Römische Ortschaften in den Rheinlanden.

Waren schon die großen Standlager und die bedeutenderen Kastelle des Rheinlandes mit stattlichen massiven Bauten für die höheren Offiziere und mit Bädern für alle, zuweilen sogar mit einem Amphitheater, ausgestattet, so bildeten sich auch in ihrer Nähe aus den Buden und Marketenderwirtschaften, die jeder Truppe zu folgen pflegten (canabae, canipae), allmählich ansehnliche neue Ortschaften, die sich durch den Zuzug entlassener Soldaten rasch vergrößerten und gewöhnlich noch im Laufe des ersten Jahrhunderts Korporationsrechte als Dörfer (vici), später zuweilen auch römisches Stadtrecht erhielten, oder es nahm eine ältere Niederlassung aus keltischer Zeit denselben Entwickelungsgang. So war aus den „Buden" bei Castra Vetera (auf dem Vorstenberge bei Xanten) schon 69 ein ansehnlicher Flecken geworden, von Trajan erhielt er Stadtrecht als Colonia Ulpia Trajana, das heutige Xanten. Dasselbe geschah mit der bürgerlichen Niederlassung bei Kastel, dem rechtsrheinischen Brückenkopfe von Mainz, während der an dies Standlager sich anschließende Ort immer eine Verbindung von Flecken blieb. Noviomagns (Speier), Borbetomagus (Worms), Argentoratum (Straßburg) waren niemals Städte im römischen Sinne, sondern Vororte von Gauen, wie die „Städte" Galliens. Wirkliche Kolonisation durch römische oder romanisierte Ansiedler kam im Rheinlande selten vor.

Die älteste Gründung dieser Art ist Augst bei Basel, die Colonia Augusta Rauracorum des Augustus. Kaiser Claudius sandte nach der Geburtsstadt seiner Gemahlin Agrippina, der Ortschaft der germanischen Ubier, um die ara Ubiorum (s. oben S. 12) im Jahre 51 italische Kolonisten und benannte sie Colonia Agrippinensis. Die Ubier selbst waren schon im Jahre 69 so völlig romanisiert, daß sie sich einer während des batavischen Aufstandes hier liegenden germanischen Kohorte unbedenklich durch Mord entledigten. Von Claudius erhielt wahrscheinlich auch der Vorort des Gaus der Trevirer, seine Geburtsstadt, als Augusta Trevirorum eine Kolonie und war schon am Anfange des zweiten Jahrhunderts eine blühende Stadt, eine stolze Kaiserresidenz mit mächtigen Festungswerken (darunter die Porta nigra [s. Bd. II, S. 835]) und prachtvollen Bauten. Daneben kamen zahlreiche Flecken (vici) auf, oft alte keltische Orte wie Remagen (Rigomagus), Antenacum (Andernach), Bingen (Bingium), oft auch Anlagen, besonders im Anschluß an Heilquellen, wie rechts des Rheines Aquä Mattiacä (Wiesbaden), Aurelia Aquensis (Baden-Baden), Aquä Flaviä (Rottweil), denn das Zehntland stand hinter den linken Rheinufer bald nicht mehr zurück. So erhoben sich neben den Holzhäusern der keltisch-germanischen Landbevölkerung in diesen städtischen Ortschaften römische Steinbauten mit Wasserleitungen und Heizungsanlagen (Hypokausten), öffentliche Bäder und Tempel, und auch draußen an den sonnigen Ufergeländen des Rheins und der Mosel bauten sich reiche Leute römische Villen. Und da der Südländer oder der nach seiner Sitte lebende Eingeborene auch unter diesem rauheren Himmel den Schmuck der Kunst nicht entbehren mochte, so umgab er sich im Leben wie im Tode mit geschmackvollen Geräten und künstlerischen Darstellungen, und so handwerksmäßig diese Leistungen meist einheimischer Meister oft ausfielen, so brachten sie doch etwas Frisches und Unmittelbares in ihre Bildwerke, indem sie gern Szenen aus dem all-

täglichen Leben in ganz realistischer Weise meißelten, (wie z. B. am Grabdenkmal der Secundiner in Igel bei Trier, s. Bd. II, S. 810). Vollends die römische Sitte, Denksteine, namentlich Grabinschriften zu setzen, war durch das ganze Land verbreitet, und ihr Vorkommen bietet geradezu einen Maßstab für den Grad der hier erreichten Kultur. Und so bunt die Bestandteile waren, aus denen sich das Dasein im Grenzlande zusammensetzte, so bunt war die Mischung der Götter. Neben den römischen Gottheiten und der im römischen Heere besonders verbreiteten ernsten Verehrung des persischen Lichtgottes Mithras standen keltische und germanische Götter, wie Nehalenia, die Göttin der Schiffahrt, die geheimnisvollen „Mütter" und bei den germanischen Tubanten der Mars Thingsus, d. h. Ziu als Gott des Heerbannes und Gerichtstages (Ding, Thing s. unten).



6. Ruinen des römischen Kaiserpalastes in Trier. Nach einer Photographie.

Mit den Rheinlanden konnten sich die Lande an der oberen und mittleren Donau, soweit sie die Grenze gegen die Germanen bildeten, nicht messen. An dieser ganzen langen Strecke vom Schwarzwald bis zum Wiener Wald (Mons Comagenus), der Ostgrenze des römischen Noricum, gab es bis auf Kaiser Marc Aurel kein Legionslager, sondern nur einzelne, von provinzialen Hilfstruppen besetzte Kastelle, weil das Reich mit den angrenzenden Hermunduren in gutem Einvernehmen stand und von den Markomannen oder Quaden bei der gebirgigen Beschaffenheit des Ufers hier ein Angriff nicht zu besorgen war. An die hier in Betracht kommende Donaustrecke schob erst Vespasian zwei Legionslager vor, nämlich Vindobona (Wien) und Carnuntum (bei Petronell), die an die Stelle des älteren Pötovio (Pettau) an der Drau traten nnd das weite, damals noch mit Wald bedeckte Marchfeld überwachen sollten. Die

Römische Kultur an der oberen Donau und in den Alpenländern.

Legionslager von Brigetio (Ó Szöny gegenüber Komorn) und Aquincum (Alt-Ofen) entstanden sogar erst unter Trajan oder Hadrian. Auch die großen Militärstraßen nach der pannonischen Donau umgingen Noricum im Osten, nur die westliche Linie führte durchs Gebirge nach der Salzach und dem Inn. So machten sich die militärischen Kultureinflüsse im Donau- und Alpenlande viel später geltend als am Rhein. Die Romanisierung ging hier Jahrzehnte hindurch nicht von militärischen, sondern von bürgerlichen Elementen aus, wirkte aber ganz verschieden auf die Länder westlich und östlich des Inn. Vindelicien und Rätien wurden von den Römern nur als ein Durchgangsland behandelt; sie legten daher namentlich an der Brennerstraße zwar zahlreiche Stationen an, wie Bauzanum (Bozen), Vivipetenum (Sterzing), Matrejum (Matrei), Veldidena (Wilthen bei Innsbruck), Partanum (Partenkirchen) u. a. m., aber zur römisch organisierten Stadtgemeinde erwuchs nur Augusta Vindelicorum an der Hauptstraße unter Hadrian, das allerdings schon um 100 ein ganz römisches Gepräge trug; bedeutendere städtische Niederlassungen waren außerdem noch Cambodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz). Im allgemeinen blieb das Land keltisch oder rätisch und nach Völkerschaften in Gaue geordnet, von denen die Breonen dem Brenner den Namen gaben. — Anders in Noricum. Die Nähe Italiens, die alten wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern wegen des Eisenbaues bei Noreja und der Salzwerke von Hallstatt, die beide neben den Gasteiner Goldbergwerken auch unter römischer Herrschaft in eifrigem Betriebe blieben und zur Anlegung großer fiskalischer Waffenfabriken führten, lockten frühzeitig schon unter den ersten Kaisern italische Einwanderer herbei und machten auch die Eingeborenen mit römischer Bildung vertraut. So romanisierte sich die Stadtbevölkerung in einzelnen Strichen der Landschaft, nämlich an der oberen Drau und an der unteren Mur, im Salzachgebiete und am pannonischen Ostrande der Ostalpen ziemlich rasch. Schon im 1. Jahrhundert erhielten Virunum (Zollfeld bei Klagenfurt), Teurnia (St. Peter im Holz), Celeja (Cilli) Stadtrecht, und zwar alle unter Claudius, später unter den Flaviern Flavia Solva (Leipnitz in Steiermark), unter Trajan, Hadrian und den Antoninen endlich Pötovio (Pettau), Aelium Cetium (St. Pölten), Juvavum (Salzburg) und Ovilava (Wels). Größere Lagerstädte entstanden hier natürlich erst später und zwar nur an der Donau; den Niederlassungen bei Vindobona und Carnuntum (dem heutigen Petronell), Brigetio und Aquincum gab erst Hadrian oder einer seiner nächsten Nachfolger das Stadtrecht. Daneben fehlte es natürlich nicht an kleinen Lagerortschaften (wie Bojodurum neben den Castra Batava, dem Standlager einer batavischen Kohorte bei Passau), und eifrig spürten die Römer auch hier den Heilquellen nach, benützten das „Römerbad" bei Cilli, die Schwefelquellen von Baden bei Wien (Aquae) und Deutsch-Altenburg bei Carnuntum. So erwuchs an der Donau eine rein militärische, im Innern des Landes eine ganz bürgerliche römische Kultur, und nach allen Spuren zu urteilen, hat sie diesen städtischen Ortschaften ein ebenso römisches Gepräge aufgedrückt, wie im Rheinlande. Die Mischung der Götterwelt war hier noch bunter als dort, denn neben den römischen und einheimischen Kulten standen im Donau- und Alpenlande auch noch zahlreiche orientalische Gottheiten, die durch den Handelsverkehr und die Soldaten eingeführt wurden: Isis, Serapis, Baal in verschiedener Gestalt und Mithras, und zwar keineswegs nur in der Nähe der Standlager. Freilich durchdrang die Romanisierung nicht das ganze Land. Alles, was zwischen jenen städtisch entwickelten Strichen lag, war keltisch und sprach keltisch, und selbst die Städte bildeten nur römische Sprachinseln in keltischer Umgebung.

So war das freie Germanien im Süden und Westen nicht nur von der römischen Macht, sondern auch von der römischen Kultur umfaßt, wenn diese gleich hier nur eine bescheidene Höhe erreichte.

Germanisches Kulturleben.

Wirtschaftliches.

Unter dem Drucke der römischen Grenzsperre und nach dem Vorbilde der römischen Kultur jenseit derselben vollzog sich seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. bei den Germanen eine entscheidende wirtschaftliche Umgestaltung. Daß an dieser die Ostgermanen einen weit geringeren Anteil hatten, als die Westgermanen, versteht sich von selbst. Die Stämme des Ostens blieben, da sie Raum genug hatten, ungefähr auf der Stufe stehen, die Cäsar an seinen Sueben kennt (s. S. 8 f.), trieben also den Ackerbau nur ganz nebenbei, lebten wesentlich von ihren Herden und wechselten mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze, indem sie die einfachen Holzhäuser mit sich führten. Die Westgermanen bis zur Elbe hin wurden dagegen wirklich seßhaft. Das Dorf und der Hof wuchsen demnach gewissermaßen am Boden fest, und damit hörte zugleich der Wechsel des Ackerlandes insofern auf, als der näher dem Dorfe liegende Teil der Flur ein für allemal für den Ackerbau bestimmt war und der entferntere als Weide und Wald zu gemeinsamer Nutzung (Allmende, gemeine Mark) liegen blieb. Innerhalb der dem Anbau vorbehaltenen Flur wechselte man noch alljährlich zwischen Pflugland (Esch) und Weide (Dresch), weil die Düngung ganz unbekannt war, der Boden also „ruhen" mußte. Gebaut wurde nur Sommergetreide, hauptsächlich Gerste und Hafer, seltener Roggen und Weizen, erst später nach römischem Vorbilde auch Dinkel und Spelt. Das daraus auf der Handmühle gewonnene Mehl wurde in Breiform genossen, aus der Gerste bereitete man das uralte Nationalgetränk, das Bier. Von Nutzgewächsen baute man nur Hanf, nahe dem Hause etwas Gemüse. An diesem Ackerlande hatte nun ursprünglich jede Sippe, später jede Familie noch keineswegs ein bestimmtes Stück zu festem Eigentum, sondern lediglich ein Nutzungsrecht, das einschließlich dem Recht auf die Nutzung der gemeinen Mark zu Holzschlag, Weide, Jagd und Fischfang von den westlichen Stämmen als Hufe bezeichnet wurde. Diese Anteile am Pflugland aber wurden alljährlich oder aller paar Jahre zwischen den Familien neu verlost, also gewechselt, wobei ohne Zweifel auf die Zahl der Familienmitglieder und auf den Rang Rücksicht genommen wurde. Eher entstand ein Sondereigentum an neugerodetem Lande (Neubruch); im allgemeinen aber standen nur Haus und Hof mit der Fahrnis im Sondereigentume der Familie. Freie Verfügung hatte der Familienvater nur über die Fahrnis; sein Grund und Boden und die Nutzungsrechte fielen nach seinem Tode an den ältesten Sohn oder, falls männliche Nachkommen nicht vorhanden waren, an die Sippe und in letzter Linie an die Gemeinde zurück, von der sie der einzelne empfangen hatte. Grundbesitz und Ackerbau.

Das wichtigste Stück der Fahrnis war das Vieh, und das wichtigste Nutzungsrecht nicht sowohl das am Acker, sondern das an der gemeinen Mark. Denn diese gab die Weide für Rinder, Rosse und Schafe, die Eichelmast für die Schweine, den Jagdgrund und den Holzschlag, endlich die Möglichkeit zu neuer Rodung beim Wachstum der Bevölkerung. Die Herden kleiner, aber wohlgestalteter und milchreicher Rinder, die struppigen und unschönen, aber ausdauernden und gelehrigen Rosse, die kleinen, dicken, wolligen Schafe, die erdaufwühlenden Schweine im Eichenwalde bildeten den eigentlichen Reichtum des Germanen. Sie lieferten ihm Fleisch und Milch für seine Nahrung, Häute und Wolle für Kleidung und Gerät. Der Wald gab ihm das Wildbret und den Honig wilder Bienen zur Bereitung des Mets; das Salz gewann er, indem er die Sole über ein Kohlenfeuer goß und sie verdunsten ließ. Viehzucht.

Wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubte, siedelten sich die Germanen von Anfang an schon der Sicherheit halber in Dörfern an, die sie oft mit Pfahlwerk umgaben; nur in Westfalen, am Niederrhein und später im salischen Frankenlande war die Wohnstätten.

herrschende Ansiedelungsform der ursprünglich keltische Einzelhof (Einödhof), der außerdem auch in höheren Gebirgslagen, wie im Schwarzwalde, sich aus der Natur des Geländes ergab. Das Dorf (thorp, dorp, nordgerm. drup, d. i. Haufen, verwandt mit dem lateinischen turba, auch wîch, wîk) war eine regellose Anhäufung frei nebeneinander gestellter, durch größere Zwischenräume getrennter Gehöfte, gewöhnlich 20—40. Ihre Namen erhielten sie in der ältesten Zeit nach irgend einer Naturbeziehung (lar = Ort, davon Fritzlar, affa = Wasser, davon z. B. Aschaffenburg, Burg am Eschenwasser, loh = Wald, in Gütersloh, mar = Quelle, Sumpf, in Geismar). Sie waren begreiflicherweise noch verhältnismäßig dünn gesäet, auf die anbaufähigen, d. i. nicht versumpften Teile der Flußthäler und die größeren Ebenen beschränkt und bildeten mit ihrer nächsten Umgebung kleine Lichtungen im unermeßlichen Urwald und Moor. Oft bildeten mehrere Dörfer zusammen eine Markgenossenschaft, weil sie vielleicht erst allmählich durch Ausbau aus einem von ihnen hervorgegangen waren.

Haus und Hof.

Das germanische Haus bestand, wie noch heute der Hauptsache nach das deutsche Bauernhaus, ganz aus Holz, und zwar wurden, wie es scheint, die roh behauenen Baumstämme senkrecht nebeneinander eingerammt. Der Besitzer wußte es indes an manchen Stellen schon mit glänzenden Farben zu bemalen, gab den Giebelbalken am Ende die rohe Form eines Pferdekopfes oder nagelte einen Roßschädel darüber zur Abwehr böser Gewalten und bezeichnete es, wie andre Stücke seiner Habe, mit seiner Marke (Handgemal, Hausmarke). Das Ganze bildete einen großen Raum, etwa mit ein paar Kammern daran, im Hintergrunde stand der Herd, auf dem mächtige Scheite flammten und mit ihrem Rauche die Balken des Daches schwärzten; Bänke, Schemel und Tische standen umher. Der Häuptling oder ein König baute sich daneben eine große Halle (Saal), hing an die Holzpfeiler Waffen und Beutestücke und stellte auf Wandbretter neben heimische Thongefäße kaltblütig silberne Kannen und Schalen, die er etwa von einem Beutezuge mit heimgebracht oder als Geschenk von den Römern erhalten oder erhandelt hatte. Wahrscheinlich einem siegreichen Kriegszuge entstammt z. B. der berühmte Hildesheimer Silberfund (etwa aus der Zeit des Augustus), sicher der alte Besitz eines nordgermanischen Fürsten. Um das Wohnhaus standen einfache Schuppen und Ställe, dazwischen ein halbunterirdischer Keller, der gegen die Winterkälte mit Mist bedeckt war (daher thung, dung genannt), in seinem untersten Raume als schwer auffindbare Vorratskammer, in einem oberen Stock als winterlicher Arbeitsraum für die Frauen diente. Haus und Hof umschloß ein starker, zuweilen verteidigungsfähiger Plankenzaun (Hofwehr, Hofraithe). Die Chauken in den Nordseemarschen setzten ihre Häuser auf künstliche Erdaufwürfe.

Kleidung und Gerät.

Was der Germane an Kleidung und Gerät bedurfte, das fertigten im wesentlichen Frauen und unfreie Knechte und Mägde seines Hofes; sie spannen den Flachs, webten die Leinwand, verarbeiteten die Wolle zu einem dicken, filzartigen Stoffe, nähten die Gewänder, stellten die hölzernen Werkzeuge her und bauten auch das Haus selbst. Der Mann trug ein enganliegendes, kurzes Wams, um die Beine Binden oder kurze Hosen (Bruch), am Fuße den Bundschuh, darüber den Mantel, im Winter den Pelzrock, der bei Vornehmen wohl mit kostbarem Rauchwerk geschmückt war, die Frau als unterscheidendes Gewand ein ärmelloses Leinenhemd mit roter Benähung. Die Kinder liefen bis zur Geschlechtsreife meist nackt oder ganz leicht bekleidet herum, und auch die Männer warfen am Feuer oder im Kampfe das Obergewand gern ab. Jeder Hof genügte sich also in diesen Beziehungen selber, stand mit andern in keinem regelmäßigen Verkehr. Selbständige Handwerke waren nur die Töpferei und die besonders hochgeehrte Schmiedearbeit, für die man jetzt das Eisen mühsam aus den Rasen- und Sumpferzen ausschmolz. Auch der Mühlenbetrieb, der im allgemeinen auf Handmühlen



7. Ein germanisches Dorf wird durch die Römer zerstört. Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

Entsprechend der Beschreibung des Tacitus bestehen die Häuser aus senkrecht nebeneinander eingerammten Balken und sind mit Stroh gedeckt. Auffällig ist die meist runde Form, vielleicht eine landschaftliche Eigentümlichkeit bei den Markomannen, bei denen die Szene spielt (vgl. auch das altitalische Bauernhaus Bd. II, S. 316). Die Häuser liegen offenbar gruppenweise an einem Abhange.

(quirn, got. quairnus) im Hause angewiesen war, muß früh zu einer gewissen Selbständigkeit gelangt sein, wie die vielen von ihrem Namen gebildeten Ortsnamen beweisen.

Verkehr. Unter diesen Verhältnissen konnte sich ein Binnenhandel nur da entwickeln, wo etwa selten vorkommende, unentbehrliche Landesprodukte, wie Salz und Metalle, in Betracht kamen. Im übrigen gab es nur einen auswärtigen Handel mit den angrenzenden römischen Provinzen. Die Landstraßen, auf denen sich dieser im 2. Jahrhundert n. Chr. schon ziemlich lebhafte Verkehr bewegte, waren natürlich nur breitgetretene Völkerpfade, soweit nicht etwa die Römer sie gebaut hatten. Eine vielbenutzte Linie ging die Lippe aufwärts über den Osning zur Weser, zwei andre von der Ems her benutzten die Streifen festen Landes zwischen den endlosen Mooren, trafen die Weser bei Minden und Nienburg und setzten sich bis zur Elbe fort. Von Mainz aus ging eine Römerstraße durch die Wetterau ins Chattenland hinein; sehr alt ist die große Bernsteinstraße, die von Carnuntum an der Donau die March aufwärts nach der oberen Oder und der Weichsel und weiterhin zur Ostsee führte. Auf solchen Straßen zogen römische Händler, die seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. die Kelten völlig verdrängten, mit ihren Packpferden bis tief ins Innere Deutschlands; doch blieb z. B. auf der Bernsteinstraße der Tauschhandel von Volk zu Volk noch lange bestehen, und erst unter Nero fand ein römischer Ritter den Weg auf ihr bis ins Bernsteinland. Die Deutschen selber durften die römische Grenze, den Limes und die Stromlinien, nur an bestimmten Stellen und unter strenger Überwachung überschreiten; nur die Hermunduren konnten sich freier bewegen und verkehrten selbst in Augsburg viel. Die See stand natürlich den Germanen offen. Früh wagten sie sich in plumpen Einbäumen hinaus, die bis zu 30 Mann faßten; aber bald lernten sie bessere Schiffe zimmern und sie furchtlos lenken, wie die dreisten Seezüge der Chauken schon unter Kaiser Claudius (s. oben S. 16) beweisen oder die abenteuerliche Fahrt einer in Britannien dienenden usipischen Kohorte unter Domitianus, die, von Sehnsucht nach der germanischen Heimat getrieben, auf drei römischen Schiffen um ganz Britannien herumfuhr und schließlich an die deutsche Nordseeküste gelangte. Die besten Seefahrer waren wohl die Nordgermanen; ein Beispiel ihres schon weit vorgeschrittenen Schiffbaues bietet uns noch heute ein Fahrzeug aus dem 2. Jahrhundert, das 1863 im Nydamer Moor, einer ehemaligen Meeresbucht, bei Flensburg fast unversehrt zu Tage gekommen ist, ein schlanker, fast elegant gebauter Schnellsegler mit hohem Vorder- und Hintersteven (nach der noch heute im Norden üblichen Art) von etwa 20 m Länge und 15 Ruderbänken. Ausgeführt wurden aus Deutschland nach dem Süden Pelze, Häute, Haare (für Perücken), Gänsefedern, Schinken, Seife (eine deutsche Erfindung), vor allem Bernstein (glaesum, davon Glas). Dagegen brachten die römischen Händler Gewürze, Weine, Schmucksachen aus Bronze, Silber und Gold, vor allem aber eiserne Waffen und Geräte u. dergl. Es gab dafür große römische Exportgeschäfte, die ihre Waren durch den ganzen Norden schickten, wie z. B. der Name eines und desselben Fabrikanten auf Gefäßen wiederkehrt, die in der Schweiz, Hannover, Jütland und England gefunden worden sind. Dafür nahm der Germane, wenn er nicht unmittelbar die Waren tauschte, am liebsten Silbergeld aus der letzten Zeit der Republik und des Augustus mit einer bestimmten Prägung; Goldstücke waren ihm unbequem und wurden ihren hohen Wertes wegen nicht gern genommen. Solches römisches Geld ist in ganz Germanien und bis hoch in den Norden in ziemlicher Menge zu Tage gekommen. Einen eigentlichen Geldumlauf gab es im Innern Deutschlands allerdings nicht; die Münzen wurden wie kostbare Gefäße, Schmucksachen und Waffen vorwiegend zur Bildung eines Schatzes verwendet. Der eigentliche Wertmesser blieb noch lange das Vieh, daher bedeutet faihu, feoh später Geld oder Lohn (vgl. das lateinische pecunia).

Es war alles in allem ein wirtschaftlicher Zustand, der eine dichtere Bevölkerung selbst im westlichen Deutschland völlig ausschloß. Zählte doch Deutschland noch um 1450 erst 800—1000 Menschen auf der Quadratmeile. Die Zahlenangaben der Römer (wie z. B. von 60000 gefallenen Brukterern!) dürfen um so weniger täuschen, als sie auf reinen Schätzungen beruhen und es nur zu nahe lag, die Menge der Gegner zu übertreiben, um den Eindruck eines Sieges zu verstärken, eine Niederlage zu beschönigen. Eine Hundertschaft zu 100—120 Familien bedurfte für ihre extensive Wirtschaft einen Raum von mehreren Geviertmeilen, zählte etwa 600—800 Seelen (ohne die Knechte) und konnte höchstens 160 Krieger aufstellen. Eine schon ganz ansehnliche Völkerschaft also, die vielleicht ein paar Dutzend Hundertschaften auf durchschnittlich etwa 5000 qkm hatte, besaß ungefähr eine Menschenzahl von 20000—40000 Köpfen und hochgerechnet 5000—6000 waffenfähige Männer, zuweilen erheblich weniger, größere Stämme, wie die Hermunduren, natürlich wieder mehr. Wenn Marbod 74000 Mann aufstellen konnte, so Volkszahl.



8. Germanisches Schiff aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., aufgefunden am 18. August 1863 im Nydamer Moor bei Flensburg, jetzt in Kiel.
Nach Worsaae in den „Kulturgeschichtl. Bilderb."

war das gewiß eine sehr ansehnliche Ziffer, aber doch auch das Aufgebot eines Länderbereiches von 90000—100000 qkm, also etwa des sechsten Teiles von ganz Germanien, und gewiß das Aufgebot aller Waffenfähigen überhaupt. Den Eindruck großer Volksmengen machten die Germanen den Römern vermutlich deshalb, weil sie ihnen gewöhnlich in größeren Heereskörpern oder in Volksversammlungen gegenübertraten. Richtig ist aber unzweifelhaft die oft gemachte Beobachtung, daß die Volkszahl der Germanen verhältnismäßig sehr rasch zunahm und kriegerische Verluste nach wenigen Jahrzehnten völlig überwunden waren, wie es bei allen jugendlichen Völkern der Fall ist. „Vernichtete" Stämme, wie jene Brukterer, erscheinen später immer wieder und oft ohne erheblich geschwächt zu sein. Diese wachsende Volkszahl drängte, da den Westgermanen eine Erweiterung ihres Gebietes durch die Römer unmöglich gemacht war, zu immer neuen Rodungen im Urwalde, bis diese an den wirtschaftlichen Bedürfnissen ihre Grenze fanden und nun nichts übrig blieb, als zu erobern oder zu einer intensiveren Wirtschaft überzugehen, wozu sich jedes Volk nur unter dem härtesten Zwange entschließt. Die Ostgermanen langten, weil sie viel extensiver wirtschafteten, viel früher an jener Grenze an; deshalb gingen von ihnen die Bewegungen aus, die die Völkerwanderung einleiteten, und endlich diese selbst.

Stände, Familie und Geschlecht.

Stände.

Die wirtschaftliche Arbeit bildete keineswegs die wichtigste Sorge des freien Mannes, denn er fühlte sich nicht als Bauer, sondern als Krieger. Frei war, wer von freien Eltern abstammte, wie auch nur Freie eine echte Ehe schließen konnten; zum Unterschied trug er das langherabwallende Haar. Das Wesen der Freiheit aber sah er in drei Rechten, die ebensoviele Pflichten waren: in dem Nutzungsrecht am Lande, dem Waffenrecht und dem Dingrecht. Über dieser wesentlich demokratischen Masse der Freien hatte sich frühzeitig ein Adel erhoben (s. oben S. 9), der aber keinen geschlossenen Stand bildete, sondern oft neue Elemente aufnahm und mehr ein thatsächliches, als ein rechtliches Übergewicht behauptete. Gar nicht zum Volke im politischen Sinne gehörten die Knechte (Sklaven, germ. skalks). Ihre Zahl kann nicht gering gewesen sein, da ihnen fast allein die wirtschaftliche Arbeit zufiel; es waren meist Kriegsgefangene, vielleicht auch Nachkommen einer älteren unterworfenen Bevölkerung, und da die Kinder von Sklaven, selbst wenn der Vater oder die Mutter den Freien angehörte, der „ärgeren Hand" folgten, also unter allen Umständen Sklaven blieben, so vermehrten diese sich wohl auch ziemlich schnell. Nur unbedeutend kann dagegen der Zuwachs aus solchen gewesen sein, die ihre Freiheit im Spiel verloren hatten. Rechtlich galt der germanische Sklave als Sache wie der römische, und selbst wenn der Herr ihn tötete, so galt das nicht als strafbar; thatsächlich jedoch war die Behandlung im ganzen mild, weil Bildungsgrad und Lebensweise zwischen Herren und Knechten kaum einen Unterschied begründeten, und mindestens bei den westlichen Germanenstämmen erhielt schon zu Tacitus' Zeit der Knecht häufig eine selbständige Wirtschaft, wovon er dem Herrn nur eine gewisse Abgabe in Vieh, Getreide und Kleidung machen mußte. Freigelassene Sklaven erhielten nur dann politische Rechte, wenn sie ein Volksbeschluß für frei erklärte, sonst nicht; nur in deu monarchischen Staaten gewannen sie zuweilen größere Bedeutung durch den persönlichen Einfluß, den sie auf den König ausüben konnten.

Tagesleben.

Aus solchen Verhältnissen ergab sich bei den freien Germanen ein Tagesleben, das seltsam hin und her schwankte zwischen trägem Müßiggang und leidenschaftlicher Aufregung. „Sogleich nach dem Aufstehen", berichtet Tacitus, „und sie schlafen meist bis in den hellen Tag hinein, nehmen sie ein Bad, meist ein warmes. Nach dem Bade frühstücken sie, dann gehen sie zu den Geschäften und nicht minder oft zu Gastmählern in Wehr und Waffen. Tag und Nacht durchzuzechen gilt niemand für eine Schande. Die in der Trunkenheit wie natürlich oft vorkommenden Zänkereien werden selten durch Schimpfworte, öfter durch blutigen Kampf ausgeglichen." Ebenso leidenschaftlich liebte der Germane das Spiel; es kam vor, daß einer, wenn er allen Besitz, sogar Weiber und Kinder verloren hatte, zuletzt seine eigne Freiheit verspielte. Kam ein Nachbar oder auch ein Fremder zu Besuch, so ließ der Wirt auftragen, solange etwas im Hause war; dann zog er wohl mit den Gästen weiter zu einem andern, der sie ebenso aufnahm. Solch müßiges Dasein wurde unterbrochen durch die oft gewiß sehr erregten Volksversammlungen, einen Jagdzug oder eine Kriegsfahrt.

Ehe und Familie.

So lebte der freie Germane scheinbar sehr ungebunden, und doch fühlte er sich aufs festeste gebunden an seine Familie und sein Geschlecht (Sippe, got. sibja, althochd. sippa, angels. sib), die ihn viel stärker und unmittelbarer schützten als der locker gefügte Staatsbau, der sich über ihnen erhob. Die Familie beruhte auf der Ehe, und zwar hatte diese schon beim Eintritt der Germanen in die Geschichte die Form der Einzelehe (Monogamie), nur ausnahmsweise bei Königen und Häuptlingen kam auch Vielweiberei vor, wie z. B. Ariovist zwei Frauen hatte. Die Ehe wurde

begründet teils durch Vertrag — und das muß stets die Regel gewesen sein — teils durch Raub, der aber nur zwischen Angehörigen fremder Stämme für rechtmäßig galt, wie jeder Raub zwischen Volksgenossen nur geduldet war und nachträglich noch anerkannt werden mußte. Der künftige Gatte zahlte für die Frau dem Vater einen Kaufpreis: Rinder, ein aufgezäumtes Roß und Waffen, löste sie damit aus der Gewalt (Munt) des Vaters und erwarb die Gewalt über die Frau selbst, während er von dieser oder vielmehr von ihrem Vater ebenfalls Waffen als Sinnbild der Gewalt empfing. Die Frau trat also aus ihrem eignen Geschlecht in das des Mannes über. Doch ging dieser „Muntehe" vielleicht eine Ehe nach Mutterrecht voraus, nach der die Frau in ihrer Sippe, also unter dem Schutze ihres Vaters oder ihrer Brüder verblieb, die noch in der historischen Zeit der Muntehe den Kindern ihrer Schwester (Neffen und Nichten) näher standen als die Brüder des Vaters. Die Frau wurde also nach altgermanischem Recht niemals mündig und dem Manne insofern auch nicht gleichgestellt, als sie zwar diesem zu ehelicher Treue verpflichtet war, aber von ihm dieselbe nicht fordern konnte, und er auch allein das Recht hatte, sich von ihr zu scheiden. Ehebruch der Frau war äußerst selten; ihm folgten Verstoßung und lebenslängliche Schande nach. Manche Stämme hielten an der Heiligkeit der Ehe so streng fest, daß sie der Witwe die Wiedervermählung versagten. Trotz dieser rechtlich unebenbürtigen Stellung der Frau war diese doch keineswegs die Sklavin des Mannes, sondern im Hause seine ebenbürtige Genossin, die Gebieterin der Knechte und Mägde, im Felde bei Wanderzügen seine Begleiterin und Pflegerin, zuweilen seine Rächerin. Das neugeborene Kind wurde vor dem Vater niedergelegt, damit er es aufnehme und anerkenne; es stand ihm frei, es auszusetzen oder sogar zu töten, doch nur, bevor es die erste Nahrung und den Namen erhalten hatte. Die väterliche Gewalt hörte bei der Tochter auf mit der Vermählung, über den Sohn mit der feierlichen Waffnung, sobald sich damit, was wohl die Regel war, die Begründung eines eignen Hausstandes durch Vermählung verband oder der Sohn in die Fremde zog, etwa um in das Gefolge eines Fürsten einzutreten. Geschah weder das eine noch das andre, so mußte ihm ein andrer die Waffen reichen und ihn damit adoptieren, wenn er auch thatsächlich im väterlichen Hause blieb.

Geschlecht.

Die erweiterte Familie ist das Geschlecht, die Magschaft. Indem man sich die Verwandtschaftsgliederung unter dem Bilde des menschlichen Körpers vorstellte, nahm die Familie die Stelle des Rumpfes ein, wobei der Schoß die Eltern, der Busen die Kinder bedeutet; die Magschaft begann mit dem Knie, setzte sich fort durch Knöchel und Fuß und endete mit dem letzten Zehengliede, so daß die Sippe mit dem vierten oder fünften „Gliede" oder „Knie" (Generation) aufhörte. Die männlichen Verwandten des Mannes hießen als waffenfähig Schwert- oder Speermagen, alle Verwandten der Frau und die weiblichen Verwandten des Mannes Spindel- oder Kunkelmagen. Bevor sich eine wirklich staatliche Gewalt bildete, gewährte allein das Geschlecht seinen Mitgliedern Rechtsschutz; aber auch später bildete es im Heere die unterste Abteilung, es unterstützte jeden Genossen beim Fehdegang und Rechtsstreit, es hatte die Pflicht der Rache an dem Schädiger und das Recht auf die von ihm gezahlte Buße, oder umgekehrt die Pflicht, sie zu zahlen; es leistete den Genossen vor Gericht die Eideshilfe (s. unten), wirkte mit bei Vermählung und Waffnung, empfing bei der Ansiedelung den ihm zukommenden Anteil an Land- und Nutzungsrechten und trat in die Erbschaft ein, falls direkte Nachkommen des Erblassers nicht vorhanden waren. Haus und Hof, Fahrnis und Nutzungsrechte gingen zunächst auf den ältesten Sohn über, Streitroß und Rüstung (Hergewäte) bei manchen Stämmen auf den tapfersten; Frauen erhielten nur die Gerade (Schmuck, Gerät und Gewand).

Der Staat, Rechtspflege und Kriegswesen.

Hundertschaft und Volk.

Die Bildung des Staates begann mit der Zusammenfassung der waffenfähigen freien Männer mehrerer Sippen zur Hundertschaft (altnord. herrad, harde). Mit der festeren Seßhaftigkeit traten allmählich der Geschlechterzusammenhang und die militärische Bedeutung zurück, die Hundertschaft erhielt den Begriff eines örtlichen Bezirks und wurde von den Südgermanen auch Gau (got. gavi, d. i. ursprünglich Weide gegenüber dem Walde, bei den Römern pagus) genannt. An der Spitze der Hundertschaft stand der Fürst (althochd. furisto, der erste, bei Tacitus princeps), der bei den westlichen Stämmen vielfach hunno, bei den Franken später thunginus, bei den Goten hundafaths hieß. Von der Volksgemeinde, nicht von der Hundertschaft, meist aus dem Adel auf Lebenszeit gewählt, leitete er die Rechtspflege, verteilte neues Land, vollzog die Waffnung und in manchen Fällen als Priester auch religiöse Handlungen; im Kriege führte er die waffenfähige Mannschaft des Bezirks. Dafür empfing er jährliche Geschenke der Volksgenossen, Ehrengaben von Fremden und einen größeren Anteil an der Kriegsbeute. Eine größere oder kleinere Anzahl von Hundertschaften bildete die Völkerschaft (bei Tacitus civitas); doch war der staatliche Zusammenhang oft so locker, daß einzelne Hundertschaften ihre besondere Politik verfolgten, sich von ihrer Völkerschaft trennten und mit einer andern zusammenthaten, oder auch, wenn sie stark genug waren, selbständig behaupteten und einen eignen Staat bildeten.

Herzog und König.

Völkerschaft und Staat fielen zusammen. Darüber hinaus gab es immer nur vorübergehende rein völkerrechtliche Bündnisse. Bei den Westgermanen, die kein Königtum mehr kannten, wurde im Kriegsfall von der Landesgemeinde des gesamten Volkes ein besonders tapferer Mann, sicher in der Regel ein Fürst, als Herzog (althochd. herizogo, altſ. heritogo) auf den Schild gehoben und zum Anführer des Gesamtaufgebots gewählt; aber seine Gewalt erlosch mit dem Ende des Krieges. Doch ist das Königtum wohl als eine ursprünglich allen Germanen gemeinsame Einrichtung aufzufassen, da es bei allen ostgermanischen Stämmen, die überhaupt auf einer älteren Kulturstufe beharrten, in der Urzeit vorhanden war und nur wenigen westdeutschen Stämmen, wie den Friesen und Sachsen, gänzlich fehlt, bei andern, wie bei den Cheruskern und Brukterern, wenigstens zeitweilig auftritt, wie denn auch bei den Cheruskern ausdrücklich ein „königliches Geschlecht“ erwähnt wird, dem Armin entstammte (s. oben S. 12). Im Osten, wo das halbnomadische Wanderleben noch fortdauerte, erhielt es sich, weil hier eine einheitliche monarchische Leitung stets notwendig blieb; im Westen verschwand es, weil es mit zunehmender Seßhaftigkeit den freien Männern entbehrlich schien, um erst in der späteren Kampf- und Wanderzeit wieder aufzutauchen. Der König (Kuning von kuni, Geschlecht, got. thiudans von thiuda, althochd. diota, Volk) wurde aus einem bestimmten Geschlechte vom ganzen Volke gewählt, doch bestand innerhalb desselben kein festes Erbrecht, sondern die persönliche Tüchtigkeit entschied, und falls kein taugliches Mitglied im Königshause vorhanden war, ging man wohl auch von ihm ab. Den neugewählten König hob die Volksgemeinde auf den Schild; unter hallendem Zuruf wurde er umhergetragen und empfing als Sinnbild seiner Gewalt den Speer. Dem entsprechend war er vor allem der geborene Heerführer des Volkes; dann berief und leitete er die Landesgemeinde, vertrat das Volk nach außen und übte in seinem Namen auch priesterliche Pflichten, bis diese bei den Südgermanen frühzeitig auf einen besonderen Landespriester übergingen, dem dann auch die Wahrung des Friedens bei der Volksversammlung und im Heere zufiel. Eine eigentlich richterliche Gewalt hatte der König nicht, immerhin erhielt er einen Teil der Bußen, empfing auch regelmäßig

Geschenke der Volksgenossen sowie einen Anteil an der Kriegsbeute und war mit ansehnlichem Landbesitz ausgestattet, der von der regelmäßigen Ackerverlosung ausgeschlossen war. Aus eignem Recht gebot er noch nicht, übte überhaupt eine wirkliche Zwangsgewalt (Bann) nur über sein Gefolge, war also alles in allem nur der höchste Beamte seines Volkes, nicht sein Herr.

Könige, Herzöge und Fürsten — und nur sie — hatten das Recht, ein bewaffnetes Gefolge für Krieg und Frieden zu halten. Die Gefolgsmannen (langobard. gasindius, fränk. trustis, antrustio), jüngere Söhne adliger Häuser oder erprobte ältere Krieger, banden sich an den Herrn durch Eidschwur auf Zeit oder auf Lebensdauer. Sie lebten auf seinem Hofe als seine „Bankgenossen" und ritten mit ihm in die Schlacht, sie deckten ihn mit ihrem Leibe und starben mit ihm, wenn sie ihn nicht retten konnten, oder gaben sich mit ihm gefangen. Was sie erbeuteten, gehörte dem Herrn; dafür gewährte er ihnen den Unterhalt, spendete ihnen Streitrosse, Waffen und goldene Armringe aus seinem „Hort", der bald für ihn eine der wichtigsten Quellen seiner Macht wurde und den er deshalb beständig zu füllen strebte. So lernten auch die Germanen die Kraft und den Fluch des Goldes kennen und dichteten darüber düstere tiefsinnige Sagen, denn an manchem berühmten Schatzstück und mancher kunstvoll geschmiedeten Waffe hingen Blutschuld und schwere That. Gefolge.

Die Aufgabe des germanischen Staates war der Rechtsschutz der Volksgenossen nach innen, der Landesschutz nach außen. Darüber hinaus gab es kein Recht und keine Pflicht; der Landfremde war schutzlos und rechtlos, bis er das Gastrecht gewonnen hatte, und dabei wurde zwischen einem germanischen Stammesgenossen nnd einem Fremden kein Unterschied gemacht. Jene beiden Aufgaben waren in erster Linie nicht Sache der Beamten, sondern der freien Volksgenossen. Ihre Gesamtheit versammelte sich in Wehr und Waffen zum Volksthing auf geweihter Thing(Mal)stätte (Thing, d. i. Termin, Mal von mahal, sprechen, d. h. Besprechung) unter freiem Himmel und unter dem Schutze des Gottes Ziu wahrscheinlich regelmäßig zur Sommer- und Wintersonnenwende bei Neu- oder Vollmond. So war bei den Chatten Maden (Mattium) bei Kassel der „Hauptort des Volkes", wie noch im Mittelalter die Thingstätte des Hessengaues. Waren, oft nach tagelangem Harren, alle vereinigt, dann gebot der Landespriester Schweigen und Frieden im Namen des Gottes und erkundete durch das Loswerfen den Willen der Himmlischen (s. unten). Darauf trug ein Fürst oder der König, nachdem zuvor die Fürsten und Ältesten Rat gehalten hatten, dem Volke die Angelegenheiten vor. Ohne eigentliche Abstimmung gaben die Volksgenossen durch lauten Zuruf und Zusammenschlagen der Waffen ihre Zustimmung zu erkennen, durch lautes, zorniges Geschrei ihre Ablehnung. Das Volksthing wählte die Fürsten, erhob den Herzog und den König, nahm die Wehrhaftmachung der Jünglinge und die Freilassung von Knechten vor, entschied über Bündnis, Krieg und Frieden und beschloß das Landesaufgebot gegen den Feind. Auch über Klagen konnte es entscheiden, doch die regelmäßige Gerichtsstätte war das Thing der Hundertschaft. Auch dies trat an geweihter Malstatt unter freiem Himmel am hellen lichten Tage unter Leitung des Fürsten zusammen. Thingpflichtig war jeder freie Mann der Hundertschaft, die Zeit der Versammlung Neu- oder Vollmond, und zwar scheint das „echte" (ungebotene, regelmäßige) Thing jeden Monat einmal, dazwischen nach Bedürfnis ein gebotenes „unechtes" Thing stattgefunden zu haben. Das Thing.

Über den Urzustand roher Selbsthilfe und ausschließlicher Verfolgung des Schädigers durch das Geschlecht des Geschädigten durch die Fehde waren die Germanen in dieser Zeit schon hinaus; eine rechtswidrige Handlung erschien ihnen bereits als eine Verletzung auch des gesamten Rechtszustandes, nicht mehr bloß des Rechtspflege.

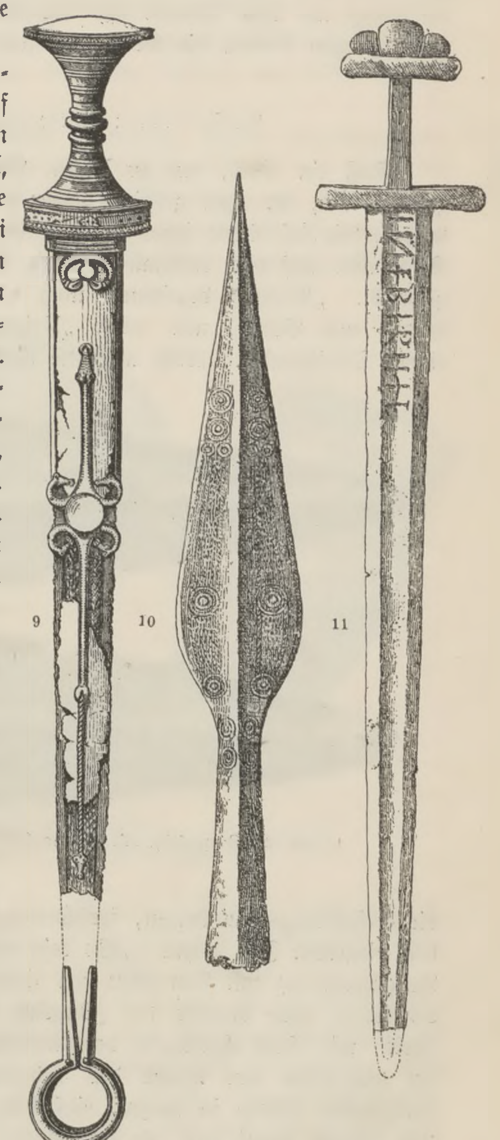
einzelnen Geschlechts. Doch blieb dem Verletzten bei schweren Schädigungen (Totschlag, Ehebruch, Frauenraub, Notzucht, schwerer Verwundung) noch die Wahl zwischen außergerichtlicher Fehde (von fêtan, d. h. hassen), die dann durch einen Sühnevertrag beendigt wurde, und der Klage. Auch dann war ihm die Klage überlassen. Wurde der Verbrecher auf „hanthafter That" oder auf der Flucht ergriffen, so mußte der Verletzte sofort durch das „Gerüfte" alle, die es hörten, zur Verfolgung aufbieten und den Ergriffenen gebunden vor Gericht führen; wehrte sich dieser, so konnte er straflos getötet werden. In allen andern Fällen erfolgte die Vorladung vor Gericht oder im Hause des Beklagten durch den Kläger. Erschienen beide Parteien an Gerichtsstelle, wovon den Beklagten nur „echte Not" entband, dann wurde, mochte er die Schuld eingestehen oder ableugnen, das Urteil vom Richter vorgeschlagen, von der Gerichtsversammlung durch ihr „Volbort" bestätigt. Gestand er ein, so gab das Urteil die zu leistende Sühne an; wenn nicht, so stellte es fest, in welcher Weise und von wem der Beweis zu führen sei, und daß der, dem er gelang, der Sieger sein sollte. Nun erst folgte im zweiten Falle der Beweis entweder durch den Eid des Klägers, falls er sich dazu rechtzeitig erboten hatte, oder durch den Beklagten als Reinigungseid; in beiden Fällen konnte der Haupteid durch „Eideshelfer" aus dem Geschlecht des einen oder andern verstärkt werden, die übrigens nur beeideten, daß sie von der Wahrheit des Haupteides überzeugt wären. Einen Indizienbeweis nach moderner Art durch zufällige Augen- und Ohrenzeugen gab es nicht. Daneben war das Gottesurteil durch Los oder Zweikampf möglich, doch läßt sich darüber für diese Zeit nichts Bestimmtes feststellen. Auf „Neidingswerke" und „Meinthaten" (Verrat, Feigheit, Fahnenflucht, Friedensbruch, Heiligtumschändung, Zauberei, heimlichen Mord) stand die Todesstrafe, die als ein Opfer für die verletzten Götter galt, oder (in milderen Fällen) die Friedlosigkeit, die Ausstoßung aus der Gemeinschaft, die indes durch Buße aufgehoben werden konnte. Totschlag oder Körperverletzung wurde durch eine Buße in Viehhäuptern gesühnt, deren Höhe sich nach dem Stande des Getöteten oder Geschädigten richtete (Wergeld). Dabei fiel die eigentliche Buße (später ml. compositio) dem geschädigten Geschlecht, das Friedensgeld (wadi, später Wette, fredum) als Sühne für die Verletzung des Gesamtfriedens dem Staate oder dem König zu. Die Buße einzutreiben blieb dem Kläger überlassen, dem ein Pfändungsrecht unter gerichtlicher Aufsicht zustand. Wer die Buße nicht zahlte, wurde friedlos. Vermögensrechtliche Ansprüche konnten nur dann verfolgt werden, wenn sie ganz klar und unbestritten waren; dafür stellte der Schuldner nicht nur seinen Besitz, sondern auch seine Freiheit zum Pfande (wadi, Wette), ebenso die Bürgen, die er etwa stellte. Ein besonderes, von dem strafrechtlichen geschiedenes Verfahren gab es dafür nicht.

Heerwesen und Krieg.

An der Landesthingstätte versammelte sich das Aufgebot der freien Volksgenossen auch, wenn es ins Feld ging, und unter dem Zeichen, dem Banner des Ziu, stand das Heer. Die körperliche Stärke und Gewandtheit der Germanen, die durch Spiele und Jagd beständig geübt wurden, machte sie vom ersten Auftreten an zu gefürchteten Gegnern. Als verwegene Reiter ohne Sattel und Bügel, als kühne Schwimmer und kampfesfreudige Draufgänger sind sie den Römern immer und überall entgegengetreten; nur Ausdauer fehlte ihnen, namentlich in Hitze, Staub und Durst. Die Stärke des Heeres lag im Fußvolk; nur einzelne Stämme, bei denen die Roßzucht besonders blühte, stellten stärkere Reitergeschwader, sonst fochten nur die Edlen und die Gefolgschaften zu Roß. Die allgemeine Hauptwaffe war keineswegs das Schwert, da das Eisen noch sehr hoch im Preise stand und noch im 6. Jahrhundert bei den Franken ein Schwert mit Scheide den Wert von sieben Kühen hatte, sondern die Framea, ein Speer mit kurzem, schmalem Eisen, zu Wurf und Stoß gleichmäßig

geeignet, „jene mörderische und siegreiche Framea“, von der Tacitus spricht. Doch führten manche Stämme lange Spieße, so die Cherusker, und die Sachsen heißen nach ihrem kurzen, breiten Steinmesser, dem Sachs. Von Schutzwaffen war nur der Schild allgemein, der aus Brettern oder Weidengeflecht hergestellt und oft bunt bemalt wurde. Helm und Panzer, kostbare Stücke, besaßen gewöhnlich nur die Edlen.

Das Heer gliederte sich nach Hundertschaften unter ihren Fürsten. Traf es auf den Feind, so ballte sich das Fußvolk in eine Anzahl „Keile“ (cuneus, Eberrüssel, Schweinskopf) zusammen, länglich viereckige Massen mit schmaler Front. Die Reiterei stand voran, mit einzelnen Fußgängern, den „Fanten“, vermischt, die sich beim raschen Vorgehen an die Mähne der Rosse klammerten und die feindlichen Reiter unterliefen. Bei besonders entscheidenden oder verzweifelten Kämpfen forderte wohl das Volksgeschrei, daß Fürsten und Edle abstiegeu, um das allgemeine Schlachtenlos zu teilen. Reserven kannte man für gewöhnlich nicht. Die ganze Aufstellung war lediglich auf den jähen, überwältigenden Angriffsstoß berechnet. War die Schlachtordnung gebildet, dann stimmten die Krieger, den Schild vor den Mund haltend, den „Schildgesaug“ (barditus) an und ließen ihn vom leisen Murmeln auschwellen zu mächtigem Donnerhall. Dann brach die ganze Masse unter lautem Kriegsruf zum stürmischen Angriff vor. Vermochte der Feind diesem ersten Anlauf zu widerstehen, dann hatte er gewöhnlich gewonnenes Spiel, denn die schwerfälligen Keile vermochten sich nicht anders zu formieren noch geordnet zurückzuweichen; bald in einen wüsten Knäuel zusammengedrängt, hatten die Geschlagenen nur die Wahl zwischen zerstreuter Flucht oder Untergang. Eine planmäßige Führung des Feldzuges war nur selten möglich; den Chatten rühmt sie Tacitus nach, sonst gelang es nur besonders begabten und geachteten Führern, wie z. B. Armin, die Bewegungen der Beschaffenheit des Heeres und des Geländes gemäß zu lenken, also den Römern gegenüber offene Feldschlachten zu vermeiden oder wenigstens dafür starke Stellungen zu suchen und den eigentlichen Kampf auf Marschgefechte und Überfälle zu beschränken, was sich freilich, wenn der Kampfeszorn des Volkes einmal erregt war, sehr schwer durchsetzen ließ. Brach der Feind ins Land, dann flüchtete man Weiber und Kinder mit den Herden in unzugängliche



9—11. Germanische Waffen. Nach Worsaae.

9 Eisernes Schwert mit Griff und bronze- oder messingbeschlagener Scheide. 10 Eiserne Spitze einer Lanze (framea). Größe 23 cm. 11 Eisernes Schwert aus jüngerer Zeit mit Runeninschrift.

Waldverstecke und überließ die leicht wiederherzustellenden Holzhäuser der Ortschaften gleichmütig der Verwüstung. Auch die festen Plätze, wo es solche gab, dienten lediglich als Zufluchtsstätten und bestanden nur aus oft weitgedehnten, ringförmigen Wällen von aufeinander geschichteten Steinblöcken, wie die Grotenburg im Osning, die Ringe auf dem Taunus und bei Gelnhausen und andre mehr. Im Angriff auf Befestigungen blieben die Germanen noch lange unbeholfen.

Geistesleben; Götterglaube und Götterverehrung.

Sprache, Schrift, Dichtung.

Daß ein Volk, das zu solchen Formen des Staatslebens und der Gesellschaft gelangt war, ein reges geistiges Leben besitzen mußte, liegt auf der Hand. Noch überwogen, wie bei einem jugendlichen Volke natürlich, Gemüt und Phantasie, der ganze Sinn war auf das Anschauliche und Sinnliche gerichtet, dem Abstrakten ganz abgewandt. „Grund“ bezeichnete noch nicht die Ursache, sondern ausschließlich den Grund und Boden, und unter „Ursache“ verstand man nur die Veranlassung zu einem Streithandel. Nicht abstrakte Rechtsregeln stellte man auf, sondern man faßte



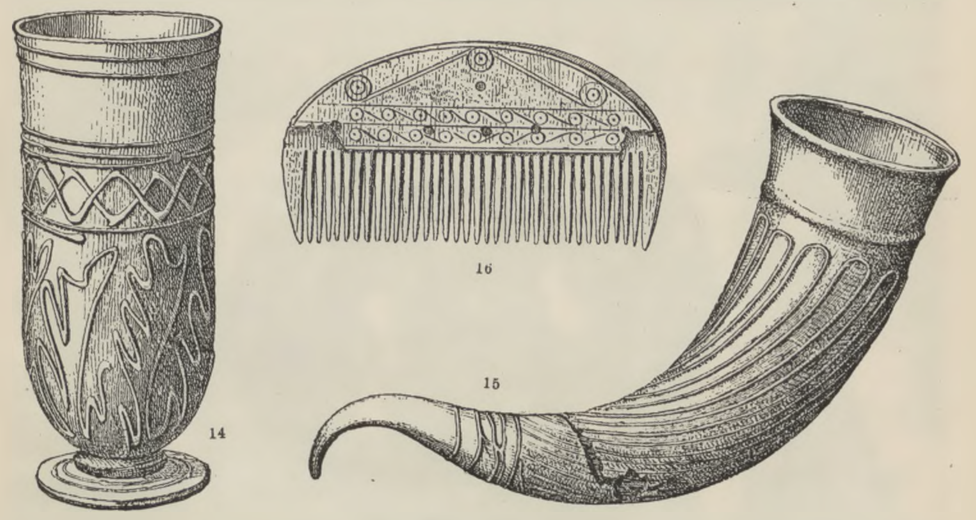
12 und 13. Lanzenspitze mit Runenaufschrift, gefunden 1865 bei Müncheberg in Brandenburg.

die Erfahrungen in kurzen, sprichwortartigen Wendungen zusammen, die immer auf den einzelnen Fall gehen („Wo kein Kläger ist, ist kein Richter!“), und umgab jede Rechtshandlung mit sinnvollen und sinnbildlichen Bräuchen. Mit dem Speer empfing der König seine Gewalt, der Jüngling die Waffenmündigkeit, der Mann das verlobte Weib, mit einer Erdscholle der Erwerber den Grund und Boden, mit einem Halm der Gläubiger das Pfand des Schuldners. Die Sprache reihte die vokalreichen, klangvollen Worte in kurzen, einfachen Sätzen ohne logische Verbindung aneinander und betonte dabei stets die Hauptsache, die Stammsilbe. Schon hatte sich auch eine eigentümliche poetische Form herausgebildet, die auf demselben Prinzip beruhte. Die dem Sinne nach wichtigsten Silben wurden durch den gleichen Anfangslaut zu Verszeilen verbunden, wobei nur die betonten Silben gezählt wurden, und in diesem „Stabreim“ (Allitteration) faßte der Germane überhaupt gern Namenreihen und Begriffe zusammen (Segestes, Segimerus, Segimundus oder Haus und Hof, Leib und Leben, Kind und Kegel, d. i. uneheliches Kind, Nacht und Nebel und andre mehr). Lieder erklangen den Göttern oder den Helden zu Ehren, wie vor allem dem Armin (s. oben S. 14). Die Schrift kannten die Germanen, und zwar hatten sie die

Zeichen (Runen) offenbar aus dem lateinischen Alphabet in eckige Formen umgebildet, weil sie mit einem spitzen Werkzeug zunächst in Holz, namentlich Buchstäbe (daher Buchstabe) eingerissen oder eingeschnitten wurden (wrîtan, rizzan, reißen für schreiben und zeichnen). Doch diente diese Schrift noch nicht zu Aufzeichnungen, sondern nur zur Benennung des Besitzers eines Stückes und zum Loswerfen (s. unten S. 36), wobei jede Rune ihre besondere begriffliche Bedeutung hatte. Sie wurde, wie es scheint, zuerst im 2. Jahrhundert den nördlichen und östlichen Stämmen bekannt, von denen sie sich dann nach dem Westen verbreitete.

Anfänge der Kunst.

Eine bildende Kunst, die diesen Namen verdiente, hatten die Germanen natürlich noch nicht, wohl aber einen gewissen künstlerischen Trieb, der durch die beständige Berührung mit der keltischen und römischen Kunstübung noch mehr geweckt wurde. Sie verzierten frühzeitig ihre Thongefäße und Metallplatten mit oft wunderlich verschlungenen linearen Ornamenten, Punkten, Linien, Kreisen, Bändern, Spiralen,



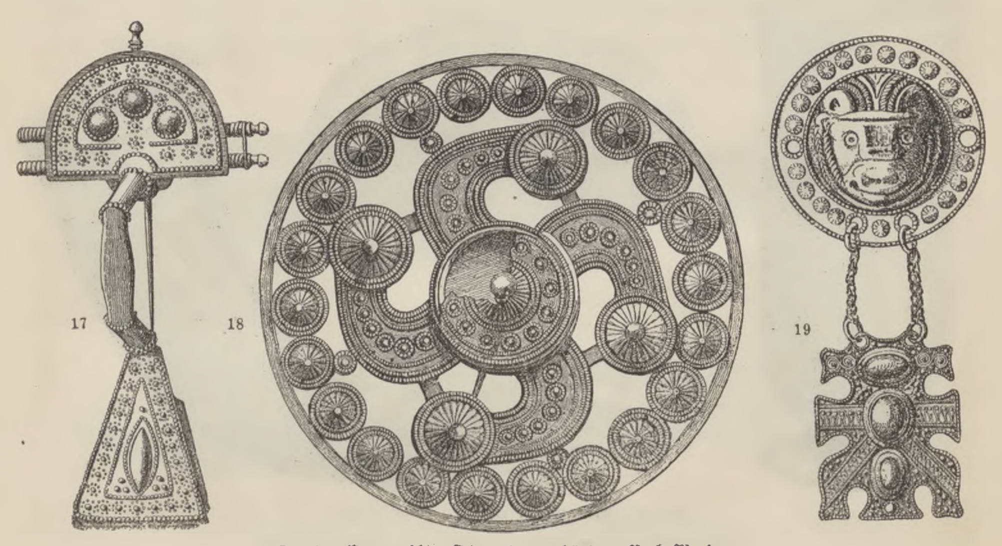
14—16. Germanische Geräte. Nach Worsaae.
14 Glasbecher. 15 Gläsernes Trinkhorn. 16 Beinerner Kamm.

Zickzack u. s. f., und nach 200 entwickelten die offenbar besonders begabten Ostgermanen, namentlich die Goten, eine erstaunliche geschmackvolle Kunstfertigkeit, indem sie z. B. in Speerspitzen Ornamente und Runen mit Silber einlegten.

Die Götterwelt.

Doch vor allem kam die poetische Phantasie der Germanen in der Ausbildung ihrer Götterwelt zur Geltung. Sie beruhte auf den Grundanschauungen der Arier, also auf der Verpersönlichung und Vermenschlichung der Naturkräfte. Von den Göttern (Asen) ist wohl der älteste und ursprünglich allgemein verehrte Himmelsgott Ziu (Tin, ind. Djaus, griech. Zeus, latein. Jupiter), der erst später zum einarmigen Kriegsgotte wurde. Ihn verehrten die Sueben, die danach sogar Ziuvari (Männer des Ziu) hießen, und im Osten die Goten, die Sachsen als Sachsnot (Schwertgott) oder Er (daher Eresburg) oder Irmin (davon die Irminsäule). Ihm war der zweite Wochentag (Dienstag, Distag, Zistag) allgemein geweiht, ihm zu Ehren führten nackte Jünglinge den kunstvollen Schwerttanz auf, den Tacitus als das sehenswürdigste Schauspiel germanischer Feste so eingehend schildert. Bei andern Stämmen verdrängte allmählich Wodan (Wuotan) den Ziu von der obersten Stelle, ursprünglich der Gott der bewegten Luft (von watan, durchwehen), dann überhaupt

des Himmels, der auf weißem Roß, im blauen Mantel, auf dem Haupte den grauen Hut, langbärtig und einäugig durch die Lüfte reitet oder auf dem Himmelswagen daherfährt. Später wurde er der Gott des Geistes, daher ebensowohl der Beschützer der Dichter und Zauberer als der Heerführer und Helden. Die Tiere des Schlachtfeldes, Rabe und Wolf, sind ihm heilig. Er ist besonders heimisch im nordwestlichen Deutschland bei den später als Franken auftretenden Stämmen, den Angelsachsen und den Langobarden, die in der Kultur den andern voraus waren; sie nannten auch den vierten Wochentag nach ihm Wodanstag. In Oberdeutschland war er unbekannt. — Ebenso ein Himmelsgott, der Gott des Gewitters, ist der rotbärtige Donar (Thonar), dem die Eiche als Blitzbaum und die Tiere roter Farbe, wie der Fuchs, heilig sind. Da das Gewitter nicht nur zerstörend, sondern auch befruchtend wirkt, so wurde er später zum Gott des Ackerbaues und damit aller Kultur. Je mehr sich diese daher ausbreitete, desto allgemeiner wurde auch seine Verehrung (außer bei den späteren Bayern, d. i. Markomannen); allgemein wurde der fünfte Wochentag nach ihm benannt.



17—19. Germanische Schmuckgegenstände. Nach Worsaae.

Grabfunde: 17 und 18 Silberne Spangen mit eingelegtem Golde (zwei Drittel der natürlichen Größe). 19 Schmuckbehang aus Gold und mit eingesetzten Granaten.

Neben diesen drei größten Göttern, die von den Römern mit Mars, Merkur und Herkules zusammengestellt wurden, gab es noch zahlreiche andre, nur daß wir wenig Sicheres von ihnen wissen. Die weiblichen Gottheiten gehen wohl alle auf eine Erdgöttin zurück, der man sehr verschiedene Eigenschaften zuschrieb und danach wohl auch verschiedene getrennte Gestalten gab. Als Gemahlin des Himmelsgottes heißt sie Frija (d. i. die Gattin), die wie er der Heilkunst und Zauberei kundig ist und die Ehe beschützt. Nach ihr wurde der Freitag genannt. Eine andre Form ist Holda, die Totengöttin, die Herrin der Unterwelt. Bei einer Reihe von Küstenstämmen wurde die Nerthus (von narjan, nähren, fälschlich Hertha) als Allmutter Erde auf einer Insel im Meere im heiligen Haine verehrt, aus dem zuweilen ihr Bild auf einem von Kühen gezogenen Wagen feierlich hervorgeführt wurde, dem gläubigen Volke zur Schau. Welche Gottheit unter der von den Sueben verehrten Isis, die Tacitus erwähnt, und unter der nur einmal genannten Tamfana der Marser zu verstehen ist, läßt sich nicht bestimmen.

Die Riesen.

Den Göttern traten im Glauben der Germanen früh die Dämonen, die Riesen oder Thursen, die Vertreter der starren Felsnatur und des Winterfrostes, feindlich gegenüber, und wohl schon in der Urzeit erschienen den Germanen beide während des Jahres im Kampfe. Wenn die Sonne in immer weiterem Bogen das Himmelsgewölbe durchmißt, dann herrschen siegreich die Götter; wenn sich ihr Weg verkürzt, wenn endlich die Eisrinde die Flüsse fesselt und der Schneesturm durch die Thäler heult, dann weichen sie zurück vor den Riesen.

Alben, Zwerge u. s. f.

Ein unendliches Geistergewimmel erfüllt überdies Haus und Hof, Feld und Wald und umgibt, bald hilfreich, bald neckisch boshaft, den Menschen überall und immer. Die Alben (Elben, Elfen) umschweben die Bäume des Waldes, die Nixen hausen im Quell, die Zwerge hüten die Schätze der Berge. Über dem Geschick der Menschen sinnen die Nornen und walten die Schicksalsjungfrauen, die Idisi, nach denen ver-

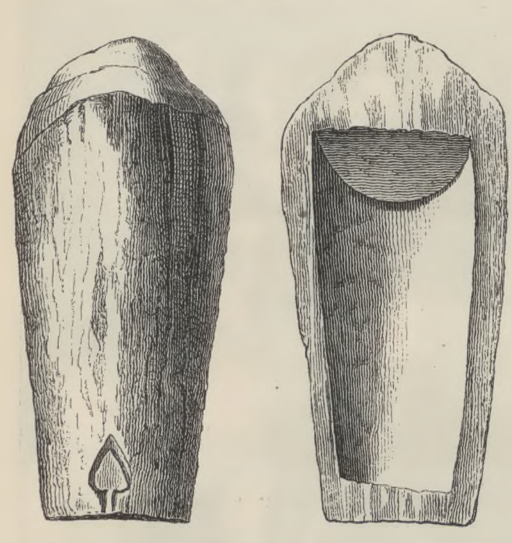



20. Dem Heereszug folgende germanische Frauen. Relief von der Marc Aurelsäule in Rom.
Die weisen Frauen sind als Gefangene dargestellt. Man beachte den offenbar germanischen Ochsenwagen.

mutlich das Schlachtfeld vom Jahre 16 n. Chr. hieß (Idisiavisus, d. i. Idisiavisjo, Wiese der Schicksalsfrauen). Und da die Germanen an ein Fortleben nach dem Tode glaubten, so nahmen sie auch an, daß die Seelen der Abgeschiedenen ihnen nahe seien. Als „Wodans Heer“ fahren sie in wilder Jagd durch die Lüfte, im Winde brausen sie einher, und in der Zeit der häufigsten Stürme, in den heiligen zwölf Nächten nach der Wintersonnenwende, wird ihnen ein besonderes Fest gefeiert.

Ob diese gesamte Götterwelt einer noch höheren, dunklen Macht unterworfen sei oder nicht, darüber sind sich die Germanen wohl niemals klar geworden. Jedenfalls galten ihnen die Götter weder für allmächtig oder allwissend noch auch für eigentlich sittliche Vorbilder und sogar kaum für ewig. Denn die Anschauung, daß die ganze Götter- und Menschenwelt mit der Erde altere und in einem ungeheuren Weltbrande (muspilli) zu Grunde gehen werde, war nicht allein nordisch, sondern allgemein germanisch, wenngleich ihre weitere Ausbildung ausschließlich den Nordgermanen angehört.

Kultus. Mit diesen Göttern verknüpfte der fromme Sinn der Germanen das ganze Leben des einzelnen und der Gesamtheit um so enger, als sie sich von dem Wechsel des Naturlebens viel abhängiger fühlten als die Menschen höherer Kulturstufen. Geburt und Namengebung, Verlobung und Ehe, Rodung und Abgrenzung der Flur, Gericht und Kampf, Tod und Bestattung umgaben sie mit sinnvollen, religiösen Bräuchen, und das ganze Jahr hindurch fühlten sie in dem Wechsel des Naturlebens das Walten der Gottheit. Im Julfest zur Wintersonnenwende feierten sie das beginnende Aufsteigen des Tagesgestirns beim brennenden Scheiterhaufen, der sich nachmals in den strahlenden Christbaum verwandelt hat; im März oder April begrüßten sie den Einzug des Frühlings mit der Austreibung des Winters, und abermals flammten die Feuer bei der Sommersonnenwende. Den guten Willen der Götter suchte man mit Tieropfern zu erkaufen, an die sich stets ausgedehnte Opfermahlzeiten schlossen; zuweilen bluteten auch Menschen unter dem Messer, wie nach der Teutoburger Schlacht und noch viel später. Die Zukunft glaubte man auf mancherlei Weise erforschen zu können: aus den Eingeweiden und dem Blute der Opfertiere, aus dem Strudeln des Quelles, aus dem Rauschen der Eiche Donars, dem Wiehern und dem Hufschlag der weißen Rosse, die dem Wodan heilig waren, oder auch durch das Werfen von Losstäben, indem man drei „Buchstäbe“ (s. oben S. 33) zog und aus den Runen auf ihnen die Weissagung schöpfte. Diese heiligen Handlungen vollzog für das ganze Volk der König oder der Landespriester (bei den Burgundern sinistus, d. i. der älteste), in andern Fällen die Priester, die indes nirgends einen geschlossenen Stand nach der Art der keltischen Druiden bildeten; aber auch jeder Fürst und jedes Familienhaupt war für seinen Kreis dazu befähigt. Eine besondere, höchst angesehene Stellung nahmen die „weisen Frauen“ ein, wie etwa Velleda bei den Brukterern oder Ganna bei den Semnonen. Alle diese Kulthandlungen vollzogen sich ohne Tempel und Götterbilder in heiligen Hainen oder auf Bergen, wie auf dem Brocken. Wenn in älterer Zeit Tempel (germ. alah) erwähnt und spätere Ortschaften danach benannt werden (Alachstadt in der Wetterau, Alsheim bei Worms, Allerstädt — Alachstedi — in Thüringen), so waren das wohl nur geweihte Bezirke, keine Gebäude.



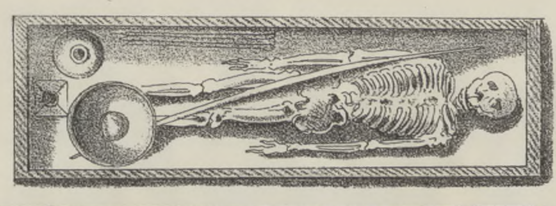
21 und 22. **Altgermanischer Baumsarg.**

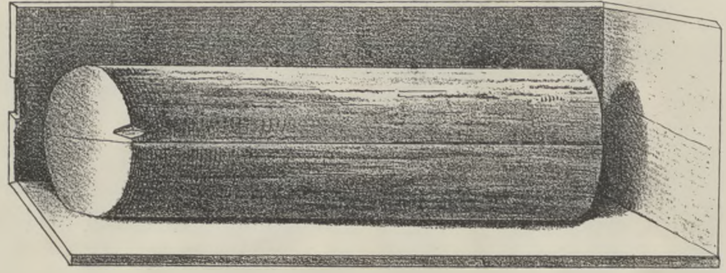
Der hier abgebildete wurde bei Gristorpe (Yorkshire) gefunden. Er ist 2 m lang und 1 m breit. Nach Lindenschmit.

Zuweilen bestanden in der Weise der griechischen Amphiktyonien Verbände zur Verehrung einer bestimmten Gottheit, die eine größere Anzahl von Völkerschaften umfaßten, so für den Kultus der Nerthus bei den Nordseestämmen, so die große Kultusgenossenschaft der Sueben für den Dienst des Ziu, die bei ihrem mächtigsten Volke, den Semnonen, ihren Mittelpunkt fand und regelmäßig Gesandtschaften zu dem großen, auch mit Menschenopfern begangenen Götterfeste in einem uralten heiligen Haine abordnete, den man nur gefesselt betreten durfte.

Daß die Germanen an ein Fortleben nach dem Tode glaubten, drückten sie auch in der Form ihrer Bestattung aus. Mochte die Leiche — und das war das gebräuchlichste — beerdigt oder verbrannt und dann nur die Asche beigesetzt werdeu, immer gab man ihr ins Grab mit, was der Lebende bedurft und geliebt hatte: Geräte der verschiedensten Art und dem Krieger vor allem die Waffen. Dem König, dem Häuptling, dem Edlen wurde auch das Streitroß nachgesandt, damit er es im Jenseits unter den abgeschiedenen Helden reite, und über seiner Leiche wölbte sich oft ein mächtiger, kreisförmiger Hügel, der weithin das Grab des Helden verkündete. Küstenvölker setzten die Leiche des Helden, umgeben von Schmuck und Waffen, auf sein Schiff und ließen es brennend hinaustreiben in die See. Bestattung und Fortleben nach dem Tode.

Nach allem ist die Charakteristik der Germanen bei Tacitus, sie seien ein eigenartiges und nur sich selbst ähnliches Volk, vollkommen begründet. Mancher Zug hängt mit dem damaligen Kulturzustande zusammen und ist daher auch anderwärts unter Volkscharakter.





23 und 24. Bestattnng im Totenbanm.

Oben innere Ansicht, darunter der geschlossene Totenbaum. Aus den im Jahre 1846 bei dem Dorfe Oberflacht in Württemberg aufgedeckten alamannischen Gräbern.

Nach den „Jahresheften des württembergischen Altertumsvereins“.

ähnlichen Verhältnissen anzutreffen. Andres ist dagegen eigentümlich germanisch und den Römern fremdartig und unverständlich geblieben. Das innige Zusammenleben mit der Natur, die Richtung auf das sinnlich Anschauliche und die Abneigung gegen das Abstrakte, die Verbindung von trotzigem Individualismus und hingebender Treue für einen freigewählten Herrn, das alles ist nicht nur der Urzeit eigentümlich. Daher auch die Grundzüge des damaligen germanischen Lebens: die noch Jahrhunderte hindurch fortdauernde Abneigung gegen das städtische Leben und die niemals erstorbene Sehnsucht nach Berg und Wald, die demokratische Gleichheit in der Nutzung des Bodens, der entscheidende Einfluß der freien Volksgenossen auf Rechtsbildung und Rechtspflege und die maßgebende Bedeutung des Eides im Prozeß, der trotzige Freiheitsstolz gegenüber dem Führer und gegen den König und doch wieder die ganz persönliche Treue als ein wichtiges Element des Staatslebens. Alle Wandlungen der Geschichte haben diese eigentümlichen Grundlagen des Volkscharakters nicht zu zerstören vermocht.

Die Vorboten der Völkerwanderung

(etwa 150—375 n. Chr.).

Überblick. Fast hundert Jahre hatte an der römisch-germanischen Grenze, nur durch unbedeutende Zusammenstöße unterbrochen, der Friede gewährt. Was im Innern Deutschlands während dieser Zeit geschehen ist, das entzieht sich beinahe vollständig unsrer Kenntnis. Jedenfalls aber mußte ein längerer Friedenszustand die ohnehin starke Volksvermehrung noch wesentlich beschleunigen. Solange sich diese wachsende Bevölkerung durch Rodungen Raum schaffen konnte, ohne die bisherige Art ihrer Bodennutzung zu ändern, empfanden die Römer davon nichts; sobald es an Raum im Innern zu fehlen begann, suchten die Germanen jenseit der Grenze Land zu gewinnen. Da jener Mangel unter den noch halbnomadischen Stämmen des Ostens viel früher eintrat, als im



25. Germanische Fürsten bitten Marc Aurel um Schonung und Frieden.
Relief von der Siegessäule Marc Aurels (Colonna Antonina) zu Rom.

fortgeschritteneren Westen, so begann diese Bewegung auch bei den Ostgermanen und blieb auch immer wesentlich ihre Sache; die Westgermanen wurden erst allmählich hereingezogen. Aber während diese ihr Gebiet nur durch Eroberungen und Kolonisation erweiterten, ohne jemals ihre Heimat aufzugeben, verließ der größte Teil der Ostgermanen seine alten Wohnsitze, um sich jenseit der römischen Grenze niederzulassen. Allerdings vergaßen sie deshalb die Heimat nicht, sondern behielten sich zuweilen beim Auszuge den zurückbleibenden Volksgenossen gegenüber ihre Rechte auf den Boden vor, wie z. B. die Vandalen noch von Afrika aus oder die Nordschwaben (Sueben), die später mit den Langobarden nach Italien zogen. Seit dem Beginn dieser ostgermanischen Wanderung wurde das Verhältnis zu den deutschen Stämmen die allerwichtigste Frage für die römische Politik, denn es handelte sich um die Entscheidung darüber, ob es gelingen werde, das Drängen der Germanen nach Land auf friedlichem Wege

und mit Erhaltung des römischen Reiches zu befriedigen, oder ob der römische Staatsbau verschwinden und durch germanische Staatenbildungen ersetzt werden sollte. Bis 375 n. Chr. hatte es den Anschein, als ob ein solcher friedlicher Ausgleich möglich sei; seit diesem Jahre schwemmte die wachsende Völkerflut in immer wiederholtem Ansturm unwiderstehlich alle Bollwerke und Stützen hinweg, und im ganzen Westen sank der Riesenbau des Weltreiches zusammen.

Der Markomannenkrieg (161—180).

Die ostgermanische Wanderung begannen unzweifelhaft die Gotenvölker etwa seit dem Jahre 150. Sie richtete sich nicht nach Osten, wo die Slawen (Venedi) das weite Flachland am oberen und mittleren Dnjepr bis gegen die obere Weichsel und die Karpathen hin erfüllten, sondern strebte nach Süden, dem Schwarzen Meere und

Wanderungen und Grenzkrieg.



26. Der Quadenkönig läßt römische Parteigänger in seiner Gegenwart als Hochverräter hinrichten. Relief von der Siegessäule Marc Aurels (Colonna Antonina) zu Rom.

der unteren Donau zu. Der Druck dieser Verschiebung brachte alle Nachbarstämme in Aufruhr. Markomannen und Quaden, Naristen und Hermunduren, Langobarden und Vandalen, Bastarner und Sarmaten drängten seit 161 gegen die römische Donau- und Alpengrenze mit der immer wiederholten Forderung um Land. Sie überschwemmten Pannonien, Noricum und Rätien, überschritten sogar die Alpen, belagerten Aquileja und Opitergium (Oderzo) bei Treviso und schleppten Zehntausende von Gefangenen als Sklaven mit sich fort. Wieder ging der „cimbrische Schrecken" durch Italien, während zugleich im Osten die Parther das Reich bedrohten und die Pest im Innern wütete. Mit Mühe drängte der treffliche Kaiser Marcus Aurelius die Barbaren über die Grenze zurück. Endlich im Jahre 175 kamen mit den Markomannen und Quaden Verträge zustande, nach denen ihnen gegen Auslieferung der Gefangenen ein Streifen der bisherigen römischen Ödgrenze im Norden der Donau (s. oben S. 13)

zur Besiedelung angewiesen wurde; dagegen mußten sie die Errichtung römischer Festungen auf dem linken Donauufer gestatten und ihre Besatzungen mit Lieferungen von Vieh und Getreide versorgen. Zur Verstärkung der Donaugrenze legte damals Marc Aurel zwei neue Legionslager an, Castra Regina (Regensburg) und Lauriacum (Lorch bei Enns). Aber der Friede war von kurzer Dauer. Die römischen Zugeständnisse genügten den Germanen nicht, zwischen ihnen und den römischen Besatzungen gab es fortwährend Händel, so daß die Quaden sogar zu den Semnonen auswandern wollten, und von Norden drängten neue Völkerschaften heran. Vor allem überschritt ein Teil der Vandalen unter dem Königsgeschlechte der Asdinger von der oberen Oder und Weichsel aus die Karpathen und ließ sich an der Nordgrenze Daciens nieder, und von den Goten erreichten ansehnliche Haufen, die Taifalen (d. i. die in der dacischen Ebene), bereits die heutige Walachei. Da beschloß der Kaiser 178 den Unterwerfungskrieg gegen Markomannen, Quaden und Sarmaten, wie einst Trajan gegen die Dacier. Schon war er nahe dem Ziele und dachte bereits zwei neue Provinzen, Marcomannia und Sarmatia, einzurichten, da ereilte ihn am 17. März 180 im Lager von Vindobona (Wien) der Tod. Sein Sohn und Nachfolger Commodus gewährte den Germanen einen Frieden, der ihnen im wesentlichen die Bedingungen von 175 bewilligte, aber die römischen Besatzungen vom linken Donauufer hinwegzog (s. Bd. II, S. 791).

Beginnende Germanisierung der römischen Grenzprovinzen.

Nach den furchtbaren Menschenverlusten des Krieges mochten für die Germanen die wenigstens etwas erweiterten Sitze genügen. Aber auch in andrer Weise kamen die Römer ihrem Bedürfnis an Land entgegen, und zwar dadurch, daß sie ganze Scharen von Germanen im Reiche selber ansiedelten. Damit begann seit dem Markomannenkriege die friedliche Germanisierung der römischen Grenzprovinzen. Marc Aurel stattete Tausende von Quaden in Mösien, Dacien und Pannonien mit Ackerland aus, sogar um Ravenna, und wies 3000 Naristen Wohnsitze um Carnuntum an. Noch haben wir den Grabstein eines solchen Naristen, der übrigens vollkommen romanisiert war (er hieß Nävius Primigenius, seine Frau Nävia, seine Tochter Creusa), und aus etwas späterer Zeit stammt ein andrer für den Germanenfürsten Septimius Aistomodius, der mit seinen Brüdern unter dem Kaiser Septimius Severus (193—211) das römische Bürgerrecht erhalten haben muß. Solche Beispiele beweisen zugleich, daß die vornehmeren dieser angesiedelten Germanen sich rasch romanisierten. Aber die Masse blieb sicherlich ein fremdartiger Bestandteil in der ohnehin buntgemischten Bevölkerung dieser Provinzen, wenn sie auch dem Reiche kräftige Arme zur Bebauung des Bodens und zur Verteidigung der Grenzen lieferte.

Die Bildung neuer Stämme in Deutschland.

Alamannen, Franken und Sachsen.

Während der längeren Ruhepause, die nun wieder folgte, vollzog sich im Innern des westlichen Deutschland eine Veränderung, die von den Römern zunächst gar nicht bemerkt wurde, aber entscheidende Bedeutung für die ganze deutsche Geschichte gewinnen sollte. Je mehr die zunehmenden Rodungen die unermeßlichen Urwälder zwischen den Ortschaften, Gauen und Völkerschaften lichteten, desto näher traten sich die Ansiedelungen. Der gesteigerte Verkehr und wohl auch die Erkenntnis, daß für den Krieg die kleinen Stämme der Urzeit zu schwach seien, trieb zu engeren Verbindungen, aus denen allmählich die großen Stämme der Alamannen, Franken und Sachsen hervorgingen. Noch war der Zusammenhang der einzelnen Gaue so locker, daß sie nicht selten auf eigne Hand Krieg führten und Frieden schlossen oder wohl gar gegeneinander kämpften, aber in der Regel traten sie bei wichtigen Entscheidungen doch geschlossen auf und verliehen dadurch ihrem Vorgehen eine Wucht, die sich den Römern bald sehr empfindlich fühlbar machte.

Zuerst von diesen Stämmen tauchten längs des Limes um 213 die Alamannen oder Schwaben (Sueben) auf, der Hauptsache nach höchst wahrscheinlich die Semnonen, das alte Hauptvolk der Sueben, die damals zum größten Teile, vermutlich von den Burgundern gedrängt, ihre Heimat zwischen Elbe und Oder verlassen haben und durch das Gebiet der seitdem zurücktretenden Hermunduren hindurch nach dem Süden gezogen sein müssen; doch scheinen sie sich durch Usipier und Tenkterer noch verstärkt zu haben, jedenfalls zählten sie etwa 20 kleine Völkerschaften. Wesentlich später, um 240, begegnen zuerst die Franken, d. i. die Freien, eine Vereinigung altistväonischer und herminonisch-suebischer Bestandteile, der Bataver (der salischen Franken), der Sugambrer, Brukterer, Amsivarier (Ripuarier) und der lockerer mit ihnen zusammenhängenden Chatten (Oberfranken). Endlich verbanden sich mit dem kleinen Stamme der Sachsen in Holstein (s. oben S. 8) vorwiegend ingväonische Völkerschaften, die Chauken, der Kern der späteren Westfalen (von fala, Ebene), die Angrivarier (Engern) und die unbedeutend gewordenen Cherusker (Ostfalen), zu einer geschlossenen Gruppe, die sich nach den Sachsen nannte. — Um dieselbe Zeit erreichten die Goten die Nordküste des Schwarzen Meeres und nahmen die griechischen Kolonien Olbia und Tyra (235); neben ihnen saßen nach den Karpathen hin die stammverwandten Gepiden, nach dem Asowschen Meere hin die Heruler.

Die zunehmende Zerrüttung des Römischen Reiches durch Thronkriege, Pest, wirtschaftlichen Rückgang und Christenverfolgung bahnte den Germanen, vor allem den Goten, den Weg. Sie gaben der ersten germanischen Hochflut die Richtung.

Die Gotenkriege.

Die erste germanische Hochflut.

Die Gotenzüge waren teils einfache Plünderungsfahrten, teils Eroberungskriege um Land. Schon 238 überschritten sie die Donau und plünderten Istros. Während des Thronkrieges zwischen Philippus Arabs und Decius aber drangen ungeheure Schwärme unter König Kniva durch Mösien, Thrakien und Makedonien bis Philippopolis und Thessalonika vor, wurden zwar, als sie mit ungeheurer Beute wieder nach der Donau abzogen, in der Dobrudscha bei Forum Trebonii von Kaiser Decius eingeholt, erfochten aber einen völligen Sieg, bei dem der Kaiser selber fiel (November 251). Sein Nachfolger Gallus erkaufte den Frieden, indem er den Goten Jahrgelder bewilligte.

Nicht lange, und die Goten mit den Herulern bedeckten mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen, aus den Mündungen der großen nordpontischen Ströme auslaufend, das Schwarze Meer, wie später im 10. Jahrhundert die Russen. Trapezunt und die bithynischen Küstenstädte, dann ganz Griechenland und die Westküste von Kleinasien wurden geplündert (s. Bd. II, S. 824). Gleichzeitig drangen die Markomannen und andre Sueben bis nach Oberitalien vor, und die Alamannen begannen sich im Zehntlande festzusetzen, während die verzweifelnden Provinzen sich von Rom lösten und eigne Kaiser aufstellten, um sich selber zu schützen, so gut sie konnten (s. Bd. II, S. 824). Da gingen aus den romanisierten Donaulanden und ihren überwiegend illyrischen (albanesischen) Legionen jene gewaltigen Soldatenkaiser hervor, die das Reich noch einmal retteten. Hunderttausende von Goten und andern Barbaren waren 269 teils zu Lande, teils zur See bis ins Ägäische Meer und Thessalonika vorgedrungen, das sie belagerten, als der 268 von den Führern der Heere zum Kaiser erhobene Claudius II. erschien. Er drängte sie nordwärts nach dem Thale der Morawa und brachte ihnen hier bei Naissus (Nisch in Serbien) eine vernichtende Niederlage bei, die ihm den wohlverdienten Beinamen des „Gotensiegers“ (Goticus) verschaffte. Sein Nachfolger Aurelianus (270—275) schlug die Markomannen aus Italien hinaus. Aber er faßte zugleich den schweren Entschluß, die ruhmvolle Eroberung Trajans, das

teilweise schon romanisierte Dacien, zu räumen und nur die Donaulinie zu behaupten. Die römischen Truppen wurden zurückgezogen, die römischen Kolonisten erhielten Befehl, das Land zu verlassen, und die Mehrzahl wird diesem gefolgt sein, wie denn die Inschriften schon mit dem Jahre 255 aufhören und die ergiebigen Goldbergwerke offenbar ganz plötzlich verlassen worden sind. Das schöne Land fiel den Goten anheim. Auch das Zehntland mußte damals den Alamannen überlassen werden, hier enden die römischen Inschriften bald nach Maximinus Thrax (gest. 238). Aus Gallien aber schlug der gewaltige Probus (276—282) die Alamannen, Franken und Burgunder mit ungeheuren Anstrengungen hinaus und sicherte die Rheingrenze. Diocletians einschneidende Reformen (284—305) sicherten dies Ergebnis. Doch lange behaupteten sich als selbständige Herrscher Carausius und nach ihm Allectus (bis 297) in Britannien mit Hilfe starker fränkischer und sächsischer Zuzüge, die namentlich seine Flotte bemannten, und noch Konstantin (der Große) mußte als Teilherrscher des Westens die Franken 307 aus Gallien verjagen und die Rheingrenze wiederherstellen (s. Bd. II, S. 838).

27. Gotischer Knecht.
Relief von der 1695 abgetragenen Siegessäule des Theodosius.

Germanische Ansiedelungen im Reiche.

Mit der Wende des 2. und 3. Jahrhunderts trat wieder eine Ruhepause ein, die fast 50 Jahre anhielt. Verschiedene Ursachen wirkten dafür zusammen. Die Einräumung Daciens und der Zehntlande hatte den Germanen Raum zu neuen Ansiedelungen gegeben, weiteren gewährte ihnen das Reich in seinen Grenzprovinzen. Eine zweite Periode friedlicher germanischer Kolonisation begann. Die Verwüstung weiter Landstriche durch die Barbareneinfälle und die Pest bot reichliche Gelegenheit zur Ansetzung von Hunderttausenden germanischer Siedler. Die Kriegsgefangenen wurden entweder als Sklaven verkauft oder mit andern wohl auch als hörige Bauern (coloni) in der Weise angesiedelt, daß sie an die Scholle gebunden waren, dem Grundherrn bestimmte Lieferungen machten, dem Staate die Grund- und Kopfsteuer zahlten und der Aushebung unterworfen waren. Andre, wie es scheint besonders Franken und stammverwandte Germanen, waren als Läten freie Bauern, lebten in geschlossenen, nach Völkerschaften geordneten und benannten Bezirken unter besonderen Präfekten und stellten zum Heere bestimmte Kontingente. In ähnlichen Verhältnissen lebten die Gentilen in den Donauprovinzen. Am günstigsten war die Lage der Föderaten, ganzer Stämme oder ansehnlicher Bruchteile solcher, denn sie lebten unter eignen Gesetzen und nationalen Vorstehern und sandten als Verbündete dem Reiche nur

Hilfstruppen. Mit solchen germanischen Ansiedelungen füllten sich die meisten westlichen Landschaften des Reiches und die Provinzen an der Donau. In Britannien siedelte Probus Burgunder nnd Vandalen an; in Gallien breiteten sich die salischen Franken von der Bataverinsel an nach Süden hin aus, und chattische Siedelungen schoben sich bereits gegen Ende des 3. Jahrhunderts in den jedenfalls arg verwüsteten Thälern der Nahe und Mosel vor. Andern Franken wies (291) Kaiser Maximianus Wohnsitze an der Schelde und um Trier zu, Constantius gab Franken, Chamaven und Friesen Ackerland um Amiens, Beauvais, Troyes und Langres, und im 4. Jahrhundert gab es in Gallien zwölf Lätenpräfekturen um Chartres, in der Normandie, der Bretagne, sogar in der Auvergne, also tief im Innern der Provinz. In den Donaulanden empfing besonders das im Innern noch wenig bebaute Pannonien viele Tausende von germanischen Kolonisten. Aurelian und Diocletian nahmen hier in der Gegend um den Plattensee die mit den Daciern verwandten Karper auf, daneben Sarmaten und Bastarner, Konstantin der Große die ganze Völkerschaft der asdingischen Vandalen, die vor den Goten wichen (zwischen 330 und 340). „Angefüllt mit barbarischen Sklaven und Ackerbauern“, ruft ein Römer schon des 3. Jahrhunderts aus, „wurden die römischen Provinzen. Aus dem Goten wurde ein barbarischer Soldat und Kolone, und keine Gegend war, die nicht einen Goten in der Knechtschaft gesehen hätte.“



28. Sarmaten. Relief an der Trajanssäule in Rom. Nach Fröhner.

Aber die Umgestaltung der Reichsverwaltung durch Konstantin den Großen (324—337; s. Bd. II, S. 844) gab zahlreichen einzelnen Germanen bereits Gelegenheit, zu Macht und Einfluß zu gelangen. Die Errichtung einer besonderen Feldarmee, der comitatenses, neben den Besatzungstruppen an der Grenze, den seitdem sogenannten limitanei, war bei der schwindenden Volkszahl des Reiches ohne die Einstellung starker germanischer Scharen gar nicht denkbar, vermehrte also den germanischen Prozentsatz im Heere sehr erheblich. Und da Konstantin gleichzeitig die althergebrachte Verbindung der Beamten- und der Offizierslaufbahn aufhob, so bot sich tüchtigen Germanen, die

Wachsender Einfluß der Germanen.

wegen ihrer trefflichen kriegerischen Eigenschaften und ihrer Treue ohnehin besonders geschätzt wurden, reichliche Gelegenheit, bis zu den höchsten Staffeln des Heeresdienstes aufzusteigen und dadurch in dieser gewaltthätigen Zeit oft genug wichtige Entscheidungen herbeizuführen. Der Franke Magnentius, der Sohn eines Läten, stürzte 350 den Kaiser Constans, den Nachfolger Konstantins als Herrscher des Westens, und griff selbst nach dem Purpur, und die Schlacht von Mursa (Essegg an der Donau) am 28. September 351 wurde gegen ihn für Kaiser Constantius durch den Übertritt seines Landsmannes Silvanus entschieden. Der Hof des Siegers aber wimmelte von hochgewachsenen blonden Deutschen, und neidvoll sagt ein römischer Zeitgenosse von ihnen: „Sie hielten das Reich in ihrer Rechten.“ Erleichtert wurde dieser Einfluß den Germanen noch dadurch, daß seit dem Jahre 330 die neue Hauptstadt des Reiches, das unbezwingliche Konstantinopel, in der Nähe der Gotengrenze lag. Auch germanische Gewohnheiten und Anschauungen drangen ins Reich ein, zunächst ins Heerwesen. Hier wurden im 4. Jahrhundert das germanische Banner und der Sang des Barditus üblich; einen neuen Kaiser hoben die Truppen auf den Schild wie einen germanischen König, und nicht selten zeigten sich die Herrscher in germanischer Tracht. Selbst der seitdem in der römischen Monarchie mehr und mehr durchdringende Grundsatz der Erblichkeit eines Geschlechts, der an sich dem Wesen des Kaisertums fremd war, ist von den an die Herrschaft von Königsgeschlechtern längst gewöhnten Germanen wesentlich gefördert worden. So war Konstantin der größte Germanisator unter den römischen Kaisern. Nicht nur weite Landstriche des Reiches waren in den Händen germanischer Siedler, sondern Germanen hatten bereits Anteil an seiner Leitung, und jedenfalls bestimmte das Verhältnis zu den Germanen innerhalb und außerhalb der Grenzen in erster Linie die Politik des Reiches.

Einfluß der römischen Kultur auf die freien Germanen.

Aber wenn sich ein guter Teil des Römerreiches zu germanisieren begann, so erfuhren auch die Germanen jenseit der Grenze den mächtigen Einfluß der selbst im Sinken noch immer gewaltigen römischen Kultur. Auf römischem Boden hatten sich die Alamannen im Zehntlande, die Goten in Dacien niedergelassen; sie fanden dort überall nicht nur Reste romanischer Bevölkerung, sondern auch römische Steinbauten und römischen Landbau vor, benutzten beide und ahmten sie nach. Die Alamannen waren damals schon ein ganz seßhaftes Bauernvolk geworden, viele wohnten in Steinhäusern, ahmten wohl auch die römische Dreifelderwirtschaft nach und den Weinbau, den zuerst Kaiser Probus in die Rheinlande verpflanzt hatte. Die Goten hatten sich in zwei ganz getrennte Völker gespalten. Die Ostgoten saßen vom Dnjestr ostwärts und bildeten unter König Ermanarich ein ausgedehntes Reich, das den größten Teil des heutigen Rußland umfaßte und zahlreiche slawische und finnische Stämme mit umschloß. Die Westgoten hatten im ganzen das römische Dacien eingenommen, waren also unmittelbare Grenznachbarn des Römischen Reiches. Das hatte den Übergang zu einer seßhaften Lebensweise gefördert. Sie wohnten jetzt in offenen Dörfern aus Holzhäusern, trieben Ackerbau, ja sogar etwas Garten- und Weinbau, doch noch mit entschiedenem Übergewicht der Viehzucht, hatten mancherlei Handwerke ausgebildet, namentlich auch das Kunsthandwerk in sehr merkwürdiger Weise entwickelt, wie es vor allem der großartige Fund von Pietroassa erweist (s. unten S. 50), und zahlreiche Geräte von den Römern übernommen, die sie auch mit fremden Namen bezeichneten (Krug, Schüssel, Leuchter, Kiste, Siegel, Kessel, Korb u. a. m.). Durch einen kurzen, glänzenden Feldzug Kaiser Konstantins im Jahre 332 waren sie in ein enges Bundesverhältnis zum Reiche gebracht worden, doch standen sie nach wie vor unter einzelnen selbständigen Gaufürsten.

Eine Seite aus dem Codex argenteus des Wulfila, jetzt in Upsala.

Faksimile, etwas verkleinert.

Eine Zeile aus dem Codex argenteus des Wulfila.

Bruchstück aus der Bergpredigt nebst einem Teil des Vaterunsers.

(Transskription und Übersetzung.)

veihnai namo thein. quimai thiudi-
geheiligt werde Name dein. es komme König-

nassus theins. vairthai vilja
reich dein. es werde Wille

theins. sve in himina jah ana
dein wie im Himmel auch auf

airthai. Hlaif unsarana thana sin-
Erden Brod unser dieses täg-

teinan gif uns himma daga. Jah
liches gib uns diesen Tag. Und

aflet uns, thatei skulans sijai-
erlaß uns daß Schuldige wir sei-

ma. svasve jah veis afletam thaim
en. sowie auch wir erlassen diesen

skulam unsaraim. Jah ni brig-
Schuldigen unseren. Auch nicht brin-

gais uns in fraistubnjai. ak lau-
ge uns in Versuchung. sondern lö-

sei uns af thamma ubilin. unte
se uns von diesem Übel. denn

theina ist thiudangardi jah mahts
dein ist Herrschaft und Macht

jah vulthus in aivins. amen.
und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

md Unte jabai afletith mannam
Denn wenn Ihr erlaßt Menschen

missadedins ize. afletith jah
Missethaten ihre erläßt auch

izvis atta izvar sa ufar himinam.
euch Vater euer eben der himmlische.

v. 15. Ith jabai ni afletith mannam mis-
Aber wenn nicht Ihr erlaßt Menschen Miß-

sadedins ize ni thau atta iz-
sethaten ihre, auch nicht etwa Vater eu-

var afletith missadedins izva-
er erläßt Missethaten eu-

m. e. ros: Aththan bithe fastaith ni vair-
er: Aber wenn ihr fastet auch nicht wer-

thaith svasve thai liutans gaurai
det wie die Heuchler betrübte

𐍅𐌴𐌹𐌷𐌽𐌰𐌹 𐌽𐌰𐌼𐍉 𐌸𐌴𐌹𐌽 · 𐌵𐌹𐌼𐌰𐌹 𐌸𐌹𐌿𐌳𐌹
𐌽𐌰𐍃𐍃𐌿𐍃 𐌸𐌴𐌹𐌽𐍃 · 𐍅𐌰𐌹𐍂𐌸𐌰𐌹 𐍅𐌹𐌻𐌾𐌰
𐌸𐌴𐌹𐌽𐍃 · 𐍃𐍅𐌴 𐌹̈𐌽 𐌷𐌹𐌼𐌹𐌽𐌰 𐌾𐌰𐌷 𐌰𐌽𐌰
𐌰𐌹𐍂𐌸𐌰𐌹 · 𐌷𐌻𐌰𐌹𐍆 𐌿𐌽𐍃𐌰𐍂𐌰𐌽𐌰 𐌸𐌰𐌽𐌰 𐍃𐌹𐌽
𐍄𐌴𐌹𐌽𐌰𐌽 𐌲𐌹𐍆 𐌿𐌽𐍃 𐌷𐌹𐌼𐌼𐌰 𐌳𐌰𐌲𐌰 · 𐌾𐌰𐌷
𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄 𐌿𐌽𐍃 𐌸𐌰𐍄𐌴𐌹 𐍃𐌺𐌿𐌻𐌰𐌽𐍃 𐍃𐌹𐌾𐌰𐌹
𐌼𐌰 · 𐍃𐍅𐌰𐍃𐍅𐌴 𐌾𐌰𐌷 𐍅𐌴𐌹𐍃 𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄𐌰𐌼 𐌸𐌰𐌹̅
𐍃𐌺𐌿𐌻𐌰𐌼 𐌿𐌽𐍃𐌰𐍂𐌰𐌹𐌼 · 𐌾𐌰𐌷 𐌽𐌹 𐌱𐍂𐌹𐌲𐌲𐌰𐌹𐍃
𐌿𐌽𐍃 𐌹̈𐌽 𐍆𐍂𐌰𐌹𐍃𐍄𐌿𐌱𐌽𐌾𐌰𐌹 · 𐌰𐌺 𐌻𐌰𐌿𐍃𐌴𐌹
𐌿𐌽𐍃 𐌰𐍆 𐌸𐌰𐌼𐌼𐌰 𐌿𐌱𐌹𐌻𐌹𐌽 · 𐌿𐌽𐍄𐌴
𐌸𐌴𐌹𐌽𐌰 𐌹̈𐍃𐍄 𐌸𐌹𐌿𐌳𐌰𐌽𐌲𐌰𐍂𐌳𐌹 · 𐌾𐌰𐌷 𐌼𐌰𐌷𐍄𐍃
𐌾𐌰𐌷 𐍅𐌿𐌻𐌸𐌿𐍃 𐌹̈𐌽 𐌰𐌹𐍅𐌹𐌽𐍃 · 𐌰𐌼𐌴𐌽 ·
·𐌼𐌰· 𐌿𐌽𐍄𐌴 𐌾𐌰𐌱𐌰𐌹 𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄𐌹𐌸 𐌼𐌰𐌽𐌽𐌰𐌼
𐌼𐌹𐍃𐍃𐌰𐌳𐌴𐌳𐌹𐌽𐍃 𐌹̈𐌶𐌴 · 𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄𐌹𐌸 𐌾𐌰𐌷
𐌹̈𐌶𐍅𐌹𐍃 𐌰𐍄𐍄𐌰 𐌹̈𐌶𐍅𐌰𐍂 𐍃𐌰 𐌿𐍆𐌰𐍂 𐌷𐌹𐌼𐌹𐌽𐌰̅ ·
𐌹̈𐌸 𐌾𐌰𐌱𐌰𐌹 𐌽𐌹 𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄𐌹𐌸 𐌼𐌰𐌽𐌽𐌰𐌼 𐌼𐌹𐍃
𐍃𐌰𐌳𐌴𐌳𐌹𐌽𐍃 𐌹̈𐌶𐌴 · 𐌽𐌹 𐌸𐌰𐌽 𐌰𐍄𐍄𐌰 𐌹̈𐌶
𐍅𐌰𐍂 𐌰𐍆𐌻𐌴𐍄𐌹𐌸 𐌼𐌹𐍃𐍃𐌰𐌳𐌴𐌳𐌹𐌽𐍃 𐌹̈𐌶𐍅𐌰
·𐌼𐌴· 𐍂𐍉𐍃 : 𐌰𐌸𐌸𐌰𐌽 𐌱𐌹𐌸𐌴 𐍆𐌰𐍃𐍄𐌰𐌹𐌸 𐌽𐌹 𐍅𐌰𐌹𐍂
𐌸𐌰𐌹𐌸 𐍃𐍅𐌰𐍃𐍅𐌴 𐌸𐌰𐌹 𐌻𐌹𐌿𐍄𐌰𐌽𐍃 𐌲𐌰𐌿𐍂𐌰𐌹 ·



Eine Seite aus dem Codex argenteus des Wulfila, jetzt in Upsala.

Faksimile, etwas verkleinert.

Als ein Kulturerzeugnis der römisch-griechischen Welt ist zuerst im Beginn des 4. Jahrhunderts auch das Christentum zu den Goten gekommen, das unter Konstantin zur herrschenden Religion des Reiches geworden war. Bei den Goten in der Krim verbreitete sich der Katholizismus (Athanasianismus), und schon auf der Kirchenversammlung von Nicäa (325) war diese Gruppe der Goten durch den Bischof Theophilus vertreten. Die Westgoten wandten sich dem Arianismus zu; denn obwohl diese Richtung in Nicäa unterlegen war, herrschte sie doch im ganzen Osten des Reiches. Zu den Westgoten

Das Christentum bei den Westgoten.



29. Germanische Reiter im römischen Heere. Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

brachte sie Wulfila (Ulfilas), ein Abkömmling kleinasiatischer (kappadokischer) Kriegsgefangenen, aber im Gotenlande 311 geboren und des Gotischen so gut wie des Lateinischen und Griechischen mächtig. Unter Konstantin war er mit einer gotischen Gesandtschaft nach Konstantinopel gekommen und 341 empfing er von Eusebius die Bischofsweihe. Um seinem Volke die Heilige Schrift näher zu bringen, unternahm er das Riesenwerk, sie ins Gotische, also in eine Sprache zu übertragen, die noch ganz von sinnlichen Anschauungen erfüllt war und für abstrakte Begriffe noch kaum Bezeichnungen hatte, und sich gleichzeitig aus einer Verbindung von Runen mit griechischen und lateinischen Buchstaben ein brauchbares Alphabet zu schaffen. Er löste die Aufgabe in der bewundernswürdigsten Weise und wurde somit der Begründer aller germanischen Litteratur. Tausende von Westgoten ließen sich für das arianische Christentum gewinnen; da aber der Gotenfürst Athanarich, wie es scheint, in der neuen Lehre eine Gefahr für die germanische Selbständigkeit erblickte, so sah sich Wulfila gezwungen, den Schutz des Kaisers Constantius zu erbitten. Als ein zweiter Moses führte er

im Jahre 348 die Mehrzahl der christlichen Goten über die Donau nach Mösien hinüber, wo sie sich um Nikopolis (Tirnowa) ansiedelten. Er selbst starb erst 381 in Konstantinopel; jene „kleinen Goten" aber erhielten sich als ein friedliches Hirtenvolk in ihren Sitzen bis ins 6. Jahrhundert.

Die Einfälle der Alamannen und Franken.

Die zweite (west)germanische Hochflut.

Die Goten waren durch die mächtigen Erweiterungen ihres Gebietes auf lange Zeit hinaus mit Land versorgt und lebten der Hauptsache nach in Frieden mit Rom. Anders die Westgermanen. Namentlich den Alamannen wurde ihr Land bald zu eng, denn hinter ihnen hatten sich die Burgunder auf Kosten der Hermunduren (s. oben S. 15) im Mainlande festgesetzt und bis an den alten Limes ausgebreitet, der sie jetzt von den Alamannen schied. Ebenso drängten die salischen Franken nach Belgien hinein. Von beiden Stämmen ging der Anstoß zur zweiten germanischen Hochflut aus. Als im Jahre 355 Silvanus, der ihnen bisher tapfer widerstanden hatte, von seinen Truppen in Köln zum Kaiser ausgerufen worden und deshalb auf den Befehl des Constantius beseitigt worden war, brachen die Germanen über den Rhein in Gallien ein. Fünfundvierzig Städte, darunter Köln, fielen in ihre Hand,





29. Münze mit dem Bildnis Valentinians I. 30. Münze mit dem Bildnis des Kaisers Valens.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

vor allem das Elsaß, bis tief ins Land hinein schweiften ihre Haufen, so daß aller Verkehr stockte und man nicht einmal wagte, das Vieh auf die Weide zu treiben. Erst der Neffe des Constantius, Julianus, warf im Jahre 357 durch die gewaltige Schlacht bei Straßburg, den letzten großen Römersieg über die Germanen, die Alamannen unter König Chnodomar hinter den Rhein zurück und brachte in den nächsten Jahren bis 359 durch mehrere Feldzüge, die ihn noch einmal bis an den Limes führten, die Alamannenfürsten zum Frieden (s. Bd. II, S. 857). Gleichzeitig unterwarf er die Franken, die bis nach Toxandrien (Brabant) vorgerückt waren, und wies die Chamaven auf das rechte Rheinufer zurück.

Mit Julians Tode, der nach kurzer Regierung (361—363) gegen die Perser blieb, erlosch das Haus Konstantins des Großen, das den Germanen eine ganz neue Stellung zum Reiche und im Reiche gegeben hatte. Es mag damit zusammenhängen, daß die Alamannen unter König Macrianus ihre Angriffe auf die Rheinlinie erneuerten. Erst im Jahre 374 gelang es dem Kaiser Valentinianus I., durch eine persönliche Zusammenkunft auf dem rechten Rheinufer bei Mainz den trotzigen Schwabenfürsten zum Frieden zu bewegen, wahrscheinlich gegen die üblichen Geschenke und Jahrgelder. Aber währenddem hatten Quaden und Sarmaten, erbittert durch römische Festungsbauten auf dem linken Donauufer und die von den Römern veranlaßte Ermordung des Quadenkönigs Gabinius, den Strom überschritten, Carnuntum zerstört und selbst Sirmium (Mitrowiza bei Belgrad) bedroht. Erst 375 vermochte

der Kaiser, Carnuntum wiederzunehmen und die Quaden durch einen verheerenden Einfall so einzuschüchtern, daß sie um Frieden baten. Angesichts ihrer Gesandten starb er, vom Schlage getroffen, am 17. November 375 in seinem Hauptquartier Brigetio (s. Bd. II, S. 861).

Mit den Goten hatte sein Bruder Valens im Osten mannigfache Wandlungen durchgemacht. Da die Westgoten eine Empörung unterstützt hatten, drang ein römisches Heer 369 siegreich bis an den Dnjestr vor und zwang sie zum Frieden, den eine Zusammenkunft des Kaisers mit Athanarich besiegelte. Seitdem wurde der friedliche Verkehr wieder aufgenommen, und besonders die um 370 wieder zahlreichen christlichen Westgoten sahen in den glaubensverwandten Römern ihre natürlichen Verbündeten. Daher erhob Athanarich eine scharfe Verfolgung gegen sie, der 26 Blutzeugen zum Opfer fielen, darunter Nicetas und Saba, die ersten uns namentlich bekannten Germanen, die für eine Überzeugung starben. Endlich, im Jahre 372, kam es zwischen den heidnischen Westgoten unter Athanarich und den Christen unter Frithigern zum offenen Kampfe. Römische Truppen überschritten zum Schutze der Christen die Donau, zahlreiche Missionare fanden sich ein, und die Zeit schien nicht mehr fern, wo ein christlicher Westgotenstaat eine feste Vormauer des Reiches gegen die Barbaren des Ostens und Nordens bilden würde. Doch vom Schicksale war es anders beschlossen. Westgoten und Römer.

* * *

Die Germanen hatten bis jetzt nur einige spätgewonnene Landschaften, Dacien und die Zehntlande, vom Römischen Reiche losgerissen; darüber hinaus waren aber weite Landstriche in den Grenzprovinzen mit ihren Ansiedelungen bedeckt und bereits so gut wie germanisiert; nach Hunderttausenden zählten auch die germanischen Sklaven, deren kaum ein vornehmes römisches Haus entbehrte, das Heer war zu einem wesentlichen Teile und zwar in allen seinen Schichten germanisch, und schon nahmen viele einzelne Germanen einflußreiche Stellungen ein. Trotzdem hatte diese ganze Entwickelung weder bisher zu einer politischen Neubildung geführt, noch stand eine solche in absehbarer Zeit irgendwie zu erwarten, noch lag sie endlich in der Absicht der Germanen, die vielmehr zu dem noch im Verfalle imponierend mächtigen Baue des Römischen Reiches mit scheuer Bewunderung aufblickten, so geringschätzig sie auch oft auf die einzelnen Römer herabsahen. Dauerten diese Verhältnisse fort, so mochten noch viele Tausende von Germanen eine neue Heimat im Römischen Reiche finden, ohne daß sein Zusammenhang gelockert wurde; vielmehr wurden sie aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich vom Römertume aufgesogen wie früher. Eine staatliche Neubildung auf neuer Grundlage war nur möglich, wenn ganze germanische Völkerschaften einwanderten und die Herrschaft selbst übernahmen. Dazu den Anstoß gegeben zu haben, darin besteht die weltgeschichtliche Bedeutung der Hunnen, und darin liegt der grundsätzliche Unterschied zwischen der vorausgehenden Zeit und den welterschütternden Ereignissen nach 375, die zwar nur eine verstärkte Fortsetzung früherer Vorgänge waren, aber doch eine völlige Umgestaltung herbeiführten.



Erster Zeitraum.

Die Völkerwanderung und der Zerfall des Weströmischen Reiches (375—476).

Wanderungen und Ansiedelungen der Ostgermanen im Römischen Reiche (375—450).

Die Hunnen und der Einbruch der Westgoten.

Die Hunnen, wahrscheinlich ein Rest des von den chinesischen Quellen Hiungnu genannten Volkes, waren ugrisch-finnischen Stammes, doch mit Mongolen gemischt, als sie, aus den Steppen Hochasiens hervorbrechend, um 370 am Kaspischen Meere und an der Wolga erschienen. Sie lebten, in viele Horden gespalten, noch als ein nomadisches Hirtenvolk von ihren Viehherden und vom Raube, fast unzertrennlich von ihren kleinen und häßlichen, aber schnellen und ausdauernden Steppenpferden. Von Gestalt unansehnlich, von schmutziggelblicher Gesichtsfarbe und bartlos, weil sie sich von Jugend auf die Wangen zerfetzten, mit schiefgestellten, schmalgeschlitzten Augen, Urbilder menschlicher Häßlichkeit und von Schmutz starrend, waren sie den entsetzten Zeitgenossen fast noch widerwärtiger durch ihre unberechenbare Treulosigkeit im Verkehr und ihr tierisches Wüten nach dem Siege. Ihrer Kulturstufe entsprach ihre Kriegführung. Blitzschnell waren sie da und wieder verschwunden; in dichte Geschwader geballt, überschütteten sie die Gegner mit einem Hagel spitzer Knochenpfeile und suchten sie dann, im schnellsten Rosseslaufe heranstürmend, zu überrennen oder einzelne Leute mit dem sicheren Wurfe ihres Lassos aus dem Gliede herauszuholen; prallten sie ab, so wiederholten sie den Stoß. Politische Schaffenskraft ging diesen rohen Barbaren vollständig ab. Wohl konnte es einmal einer gewaltigen Persönlichkeit gelingen, vorübergehend andre Völker sich weithin zu unterwerfen, wie es bei den Mongolen auch später mehrmals geschehen ist, aber das beruhte nur auf der Kraft eines einzelnen Mannes, nicht des Volkes, und hatte nur ganz vorübergehende Bedeutung; im allgemeinen erschienen die Hunnen lediglich als Zerstörer, den Zeitgenossen als Ausgeburten der Hölle.

Als sie an der Ostgrenze Europas auftraten, trafen sie zuerst auf die wohl nicht germanischen, aber mit den Germanen stammverwandten oder gemischten Alanen, die entweder in den Kaukasus auswichen, wo man ihre Nachkommen noch in den Osseten erkennen will, oder sich den Hunnen anschlossen. Um 375 erreichten die Schwärme die Ostgoten. Nach der einheimischen Sage hatte deren greiser König Ermanarich (s. oben S. 44) kurz zuvor die Frau eines rebellischen Roxolanenhäuptlings, Svanhild, von wilden Rossen zerreißen lassen und war deshalb von ihren Brüdern schwer verwundet worden; jetzt, als die Hunnen einbrachen, verzweifelte er am Widerstande und gab sich selbst den Tod oder verschied an jener Wunde, angeblich 110 Jahre alt. Sein locker gefügtes Reich löste sich auf; die Ostgoten blieben entweder in den alten Sitzen oder zogen mit den Hunnen nach Westen. Überwältigung der Ostgoten.

Hier traf die weiterrollende Völkerwoge die zwiespältigen Westgoten (376). Der noch heidnische Teil unter Athanarich versuchte, den Hunnen den Übergang über den Grenzstrom, den oberen Dnjestr, zu verlegen, wurde aber in einer hellen Mondnacht umgangen, dann geschlagen und zog sich aufwärts in das siebenbürgische Bergland zurück. Die christlichen Westgoten unter Frithigern dagegen wollten dem Stoße ausweichen und machten sich mit Weib und Kind und fahrender Habe auf, um über die Donau zu gehen und, wie dereinst ihre Landsleute unter Wulfila, bei den glaubensverwandten Römern Schutz und neue Sitze zu suchen. Kaiser Valens, der damals des Perserkrieges wegen sich fern in Antiochia befand, war vollkommen bereit, diesem Gesuch zu willfahren, da er damit ja nur die Germanenpolitik seiner Vorgänger fortsetzte und an den Westgoten eine wertvolle Verstärkung für Krieg und Frieden gewann; nur wollte er sie zu Kolonen machen und sie nicht als Föderaten in halber Selbständigkeit belassen; auch sollten die Krieger ihre Waffen abliefern. Außer stande, an der Donau lange auszuhalten, willigten die Goten ein und wurden, wohl in der Nähe von Silistria, übergesetzt, angeblich allein bei 200000 wehrhafte Männer; doch die römischen Beamten, die den Übergang zu leiten hatten, ließen sich bestechen und sahen darüber hinweg, wenn die Goten ihre Waffen behielten. Trotzdem fügten sich diese ruhig den weiteren Anordnungen und zogen langsam südwärts dem Balkan zu nach den erwarteten Sitzen in Mösien und Thrakien. Aber die gemeine Habgier oder die Unachtsamkeit der römischen Beamten oder beides versagte ihnen die nötigsten Lebensmittel, so daß die Goten schließlich sogar Weiber nnd Kinder verkauften, um sich vor dem Hunger zu schützen. Da machte sich endlich vor Marcianopolis, der Hauptstadt von Niedermösien, westlich vom heutigen Varna, die Erbitterung in Tumulten Luft; die beiden Führer, Frithigern und Alaviv, die inzwischen beim Statthalter Lupicinus in der Stadt tafelten, glaubten sich dort von einem heimtückischen Überfall bedroht, ritten hinaus und stellten sich an die Spitze ihrer Landsleute. Aus Freunden und friedlichen Ansiedlern waren die Westgoten zu Feinden und Verwüstern des Reiches geworden. Übertritt der Westgoten.

Der dumpfe Ton der gotischen Stierhörner scholl durch das Land, und plündernd ergossen sich die Haufen nicht nur durch Mösien, sondern bald auch über den Balkan nach Thrakien und Makedonien hinein, wo sie vermutlich in den zahlreichen germanischen Sklaven überall bereitwillige und kundige Führer fanden. Da die römischen Besatzungen deshalb von der Donau hinweg ins Innere des Landes gezogen wurden, die Grenze also schutzlos blieb, so überschritten auch hunnische und ostgotische Haufen unter Alatheus und Safrach den Strom nnd beteiligten sich am Plünderungswerke. Endlich gelang es den eilig von allen Seiten herbeigezogenen römischen Truppen, die Goten nach der Dobrudscha, einem fast wasser- und baumlosen Sandlande, zurückzudrängen und sie hier bei der Station ad Salices zwischen dem Westgotische Plünderungszüge.



33—37. Aus dem Goldfunde von Pietroassa in Rumänien (dem sogenannten Schatz des Athanarich), jetzt im Museum zu Bukarest.

Nach den galvanoplastischen Nachbildungen im Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Aus dem Goldfunde von Pietroassa in Rumänien (dem sogenannten Schatz des Athanarich), jetzt im Museum zu Bukarest.

Erklärung der Abbildungen 33—37 auf S. 50.

Der für die Kunstgeschichte wie für die Altertumskunde so wichtige Fund ist im Jahre 1837 in dem Berge Istritza bei dem Dorfe Satul Pietroassa, unweit der Stadt Buzéo in Rumänien gemacht worden. Die Finder hatten keine Ahnung, daß alle diese Gegenstände in einem Gewichte von mehr als dreiviertel Zentner aus reinem Golde bestanden; sie hielten sie für Kupfer und teilten sie wahrscheinlich unter sich. Erst spät, nach Jahren, nachdem bereits der größte Teil des Fundes verschwunden und in fremde Hände gelangt war, bekam die Regierung Kenntnis davon und brachte den noch vorhandenen geringen Rest in ihren Besitz. Sämtliche noch vorhandenen Schatzobjekte wurden in das Fürstliche Museum von Bukarest gebracht. Allein trotz der sorgfältigsten Nachforschung ist es nicht gelungen, irgend etwas von den verkauften, umgeschmolzenen oder nachlässig verschleuderten Gegenständen ausfindig zu machen. Aber im Museum untergebracht hatten die unglücklichen Schicksale des Fundes noch nicht ihr Ende erlangt. Zweimal ist er dann noch gestohlen, aber immer wieder glücklich erlangt worden. Bei dem zweiten Diebstahle sind die Gegenstände leider auch arg zerdrückt und zusammengeschlagen worden. Der Rest, der von dem ursprünglich ungleich größeren Schatze zurückgeblieben ist, besteht aus zwölf Nummern, von denen wir fünf hier in Abbildungen vorführen:

1 (Fig. 33). Eine große Fibula in Gestalt eines Vogels, wahrscheinlich eines Adlers, an dem der Halsteil fehlt. Ohne die daran gehörigen Bommeln 27 cm lang und bis zu 14 cm breit. Die Bommeln bestehen aus Bergkristall und sind an dem Vogelschwanze angebracht, so daß augenscheinlich der Kopf des Vogels nach oben getragen wurde, dann war aber auch die Spitze der Nadel nach oben gerichtet.

2 (Fig. 34). Bruchstücke einer großen flachen Schüssel, die 56 cm im Durchmesser hält: a. ein Randstück mit schraffierten Dreiecken, b. aus der Mitte mit Schleifenornamenten; das Stück ist in vier Teile gemeißelt.

3 (Fig. 35). Ein achteckiger Korb mit zwei Henkeln in Gestalt von Leoparden.

4 (Fig. 36). Eine Kanne oder ein Henkelkrug, 35,7 cm hoch — mit dem Adler auf dem Henkel 38,4 cm — graziös und schön in der Form und Zeichnung, das Original ist leider sehr zerstört. Die Arbeit ist gezogen und getrieben.

5 (Fig. 37). Eine große goldene Schale, 26 cm im oberen Durchmesser haltend, doppelwandig; die innere Wandung ist mit getriebenen figürlichen Darstellungen verziert; in der Mitte befindet sich eine sitzende Figur getrieben, die einen Becher hält. — Das Stück ist ein wahres Meisterwerk der alten Goldschmiedekunst, das Original ist glücklicherweise ganz erhalten.

Aus dem Goldfunde von Pietroassa in Rumänien (dem sogenannten Schatz des Athanarich), jetzt im Museum zu Bukarest.

Erklärung der Abbildungen 33—37 auf S. 50.

Der für die Kunstgeschichte wie für die Altertumskunde so wichtige Fund ist im Jahre 1837 in dem Berge Istritza bei dem Dorfe Satul Pietroassa, unweit der Stadt Buzĕu in Rumänien gemacht worden. Die Finder hatten keine Ahnung, daß alle diese Gegenstände in einem Gewichte von mehr als dreiviertel Zentner aus reinem Golde bestanden; sie hielten sie für Kupfer und teilten sie wahrscheinlich unter sich. Erst spät, nach Jahren, nachdem bereits der größte Teil des Fundes verschwunden und in fremde Hände gelangt war, bekam die Regierung Kenntnis davon und brachte den noch vorhandenen geringen Rest in ihren Besitz. Sämtliche noch vorhandenen Schatzobjekte wurden in das Fürstliche Museum von Bukarest gebracht. Allein trotz der sorgfältigsten Nachforschung ist es nicht gelungen, irgend etwas von den verkauften, umgeschmolzenen oder nachlässig verschleuderten Gegenständen ausfindig zu machen. Aber im Museum untergebracht hatten die unglücklichen Schicksale des Fundes noch nicht ihr Ende erlangt. Zweimal ist er dann noch gestohlen, aber immer wieder glücklich erlangt worden. Bei dem zweiten Diebstahle sind die Gegenstände leider auch arg zerdrückt und zusammengeschlagen worden. Der Rest, der von dem ursprünglich ungleich größeren Schatze zurückgeblieben ist, besteht aus zwölf Nummern, von denen wir fünf hier in Abbildungen vorführen:

1 (Fig. 33). Eine große Fibula in Gestalt eines Vogels, wahrscheinlich eines Adlers, an dem der Halsteil fehlt. Ohne die daran gehörigen Bommeln 27 cm lang und bis zu 14 cm breit. Die Bommeln bestehen aus Bergkristall und sind an dem Vogelschwanze angebracht, so daß augenscheinlich der Kopf des Vogels nach oben getragen wurde, dann war aber auch die Spitze der Nadel nach oben gerichtet.

2 (Fig. 34). Bruchstücke einer großen flachen Schüssel, die 56 cm im Durchmesser hält: a. ein Randstück mit schraffierten Dreiecken, b. aus der Mitte mit Schleifenornamenten; das Stück ist in vier Teile gemeißelt.

3 (Fig. 35). Ein achteckiger Korb mit zwei Henkeln in Gestalt von Leoparden.

4 (Fig. 36). Eine Kanne oder ein Henkelkrug, 35,7 cm hoch — mit dem Adler auf dem Deckel 38,4 cm — graziös und schön in der Form und Zeichnung, das Original ist leider sehr zerstört. Die Arbeit ist gegossen und getrieben.

5 (Fig. 37). Eine große goldene Schale, 26 cm im oberen Durchmesser haltend, doppelwandig; die innere Wandung ist mit getriebenen figürlichen Darstellungen verziert; in der Mitte befindet sich eine sitzende Figur getrieben, die einen Becher hält. — Das Stück ist ein wahres Meisterwerk der alten Goldschmiedekunst, das Original ist glücklicherweise ganz erhalten.

Schwarzen Meer und der Küstenlagune, dem Halmyris (heutigen Rasim) see, einzuschließen (Herbst 377), wo sie sich unmöglich lange halten konnten. Aber die blutige Schlacht blieb unentschieden, die Römer wichen erschöpft auf Marcianopolis zurück, die Goten brachen wieder hervor aus ihrer Wagenburg und ergossen sich aufs neue, die befestigten Pässe des Balkan längs des Meeres umgehend und dadurch die Römer auf Konstantinopel zurückdrängend, nach Thrakien und Makedonien. Nur die befestigten Städte hielten noch stand; die Truppen, zucht- und mutlos geworden, waren im Felde nicht mehr zu gebrauchen.

Ausmarsch des Kaisers Valens gegen die Goten.

Auf diese schlimmen Nachrichten hin schloß Valens sofort Frieden mit Sapor II. (Schapur) und traf alle Vorkehrungen, um die drohende Gefahr abzuwehren. Er erbat sich von seinem Neffen Gratianus, der 375 im Westen dem Valentinianus I. als Kaiser gefolgt war, den tüchtigen Sebastianus und die Hilfe des Kaisers selbst; seine eignen Truppen ließ er bei Melanthias 25—30 km westlich von Konstantinopel zusammenziehen. Im April 378 etwa brach er persönlich von Antiochia auf und traf am 30. Mai in der Hauptstadt ein. Die feige und teilweise fanatisch athanasianische Bevölkerung empfing den arianischen Kaiser mit Schimpf- und Spottreden wegen seiner angeblichen Unthätigkeit, so daß Valens tief verstimmt schon am 11. Juni Konstantinopel wieder verließ und zum Heere abging. Hier hatte inzwischen Sebastianus die Kriegszucht einigermaßen wiederhergestellt; als der Kaiser erschien, ging dieser mit einem Teile der Armee westwärts bis Nike vor Adrianopel vor und sandte Sebastianus voraus, um sich der wichtigen Gebirgskette zu bemächtigen, durch die der Hebrus (Maritza) und der Tonsns (Tundscha) hindurchbrechen und im Hebrusthale die große Straße nach Philippopolis und Sirmium führt. Die Goten lagerten in einer überaus geschickt gewählten Stellung südlich des Balkan um Beröa (Eski Sagra, bulgar. Stara Zagora) und im fruchtbaren Thale von Kasanlik, hinter sich den Schipkapaß, der ihnen die Verbindung mit dem Donaulande vermittelte. Wurden sie aber hier von Gratian im Rücken gefaßt und zugleich von Adrianopel her angegriffen, dann konnten sie in große Bedrängnis geraten und wurden wahrscheinlich zu einem ungünstigen Frieden genötigt.



38. Münze mit dem Bildnis des Gratianus. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Gratian und die Alamannen.

Allein Gratian konnte nicht so zeitig eintreffen, wie er geplant hatte. Während des Winters 377/78 hatte ein junger Alamanne aus dem Linzgau im südlichen Schwarzwald, der in römischen Diensten stand, Urlaub nach der Heimat erhalten und hier von dem bevorstehenden Abmarsche der römischen Truppen nach dem Osten zu erzählt. Auf diese Kunde hin brachen die Alamannen im Februar 378 plündernd im Thurgau und im oberen Elsaß ein. Gratian warf sie bald zurück, schlug sie im Mai bei Argentaria (unweit Colmar) vollständig, verfolgte sie bis in den Schwarzwald und zwang sie zum Frieden; doch der Feldzug hatte ihn mindestens einige kostbare Wochen gekostet, so daß er erst Ende Juni oder Anfang Juli den weiten Marsch nach der unteren Donau antreten konnte. Von Arbor felix am Bodensee aus erreichte er Lauriacum (s. oben S. 40) und führte von dort sein Heer die Donau abwärts auf der römischen Donauflotte bis Sirmium, wo er vier Tage verweilte, um dann zu Lande nach Castra Martis am Isker im nördlichen Mösien weiter zu gehen. Hier erkrankte er, sandte aber seinen General Richomer, einen Franken, an Kaiser Valens mit der dringenden Bitte ab, die Entscheidung hinauszuschieben, bis er eingreifen könne, was höchstens in etwa vierzehn Tagen möglich war.

Schlacht bei Adrianopel.

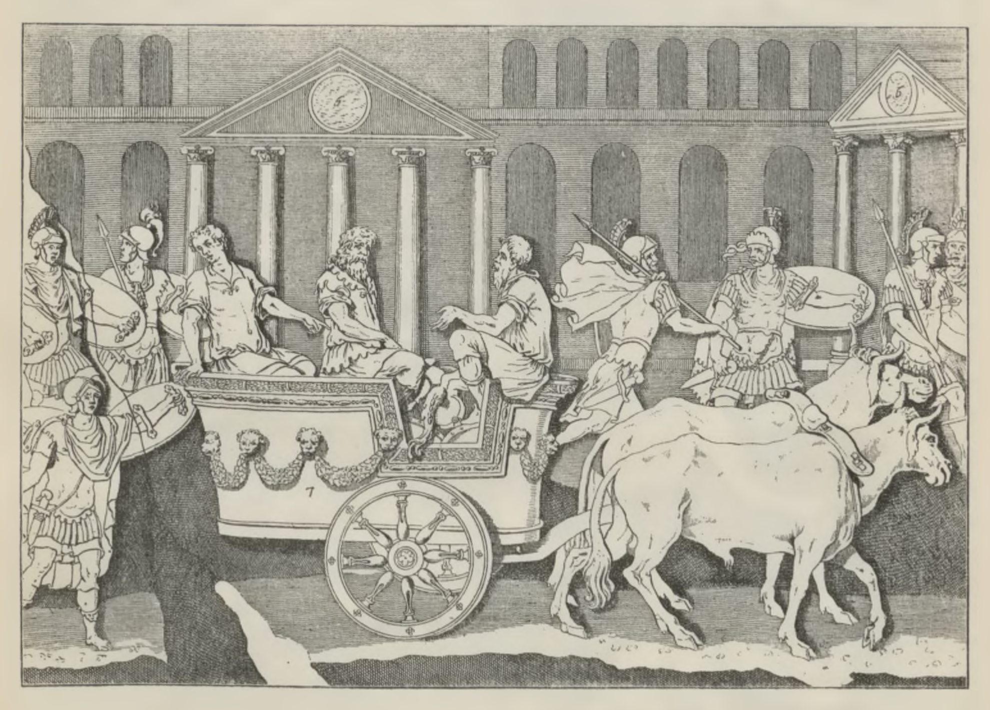
Richomer traf am 7. oder 8. August im Hauptquartier des Valens ein. Dieser hatte inzwischen auf die Nachricht von Gratians Alamannensiege hin und brennend vor Begierde, diesem Erfolge einen größeren an die Seite zu stellen, trotz Sebastianus' Abraten mit seinem ganzen Heere den Vormarsch über Adrianopel hinaus angetreten und war aller Wahrscheinlichkeit nach den Hebrus aufwärts im vollen Anmarsche gegen die gotische Stellung, als ihn Frithigern durch einen genialen Schachzug in die schlimmste Lage brachte. Statt nämlich den drohenden Doppelstoß von Norden und Süden her abzuwarten, kam er ihm zuvor, indem er ostwärts abzog nnd dann südwärts das Thal des Tonsus hinab geradeswegs auf Adrianopel vordrang. So schob er sich zwischen das oströmische Heer und Konstantinopel und zwang Valens, sofort auf Adrianopel zurückzugehen, wo er sich verschanzte. Aber seine Lage war den sich beständig verstärkenden Goten gegenüber so bedenklich, daß ihm nichts übrig blieb, als Frithigerns Forderung, den Goten Wohnsitze in Thrakien zu gewähren, zu bewilligen, oder auf der Stelle zu schlagen, ohne Gratians Eintreffen abzuwarten. Er entschloß sich, wie begreiflich, für die Schlacht und ließ mit dem granenden Morgen des heißen 9. August 378 sein Heer ausrücken. Beim Anmarsch sah man bald die mächtige Wagenburg der Goten vor sich und hörte ihre Kriegsgesänge; indes bot Frithigern noch einmal Unterhandlungen an, diesmal nur, um das Eintreffen der ostgotischen und alanischen Reiter abzuwarten, und schob dadurch den Beginn des Kampfes bis gegen Mittag hinaus, während die Römer unter Durst und Sonnenhitze fast verschmachteten. Endlich, als die erwartete Reiterei heran war, eröffneten die Goten stürmisch den Angriff. Der rechte römische Flügel wich bald zurück, da die Reiterei im ersten Treffen nicht stand hielt; der linke focht glücklicher und drang bis an die gotische Wagenburg vor; da er aber keine Unterstützung fand, so jagte auch hier die Reiterei bald in wilder Flucht davon, nur das Fußvolk hielt alten Ruhmes würdig tapfer stand, mit ihm der Kaiser. Aber von allen Seiten überflügelt und mit wildem Ungestüm angefallen, brach es endlich zusammen. Valens selbst warf, als er alles verloren sah, den Purpurmantel von sich und fiel, verzweifelt fechtend, unerkannt im Getümmel. Mit ihm deckten zwei Drittel des römischen Heeres die Walstatt.

Starres Entsetzen über den Untergang des Heeres und den Fall des Kaisers faßte die römische Welt. Mochten die eifrigen Athanasianer darin ein Gericht Gottes über die verstockten Arianer erkennen, die verhängnisvolle Bedeutung der Katastrophe, die man mit der Niederlage von Cannä verglich, war doch allen klar. Der Tag von Cannä hatte die Nation in der Vollkraft getroffen, der Tag von Adrianopel traf ein sinkendes Reich. „Es war", sagt der Kirchenhistoriker Rufinus, „der Anfang des Unglücks für damals und für später"; er entschied die Ansiedelung eines selbstständigen Germanenvolkes in den alten Grenzen des Reiches und gab dem im Osten herrschenden Arianismus durch die Hände der arianischen Goten den tödlichen Stoß.

Theodosius und die Goten.

Gratian hatte die Schreckensbotschaft noch in Castra Martis erhalten. Er ging nach Sirmium zurück und bekleidete hier nach reiflichster Prüfung am 19. Januar 379 den Spanier Theodosius mit dem Purpur, indem er ihm die Präfekturen des Orients und des östlichen Illyricum (Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus und Griechenland) übertrug (s. Bd. II, S. 843). Der neue Herr des Ostens hatte sich schon früher gegen Sarmaten und Jazygen ausgezeichnet und damals soeben die Sarmaten aus Obermösien oder Pannonien tapfer hinausgeschlagen. Jetzt übernahm er die Leitung in der allerschlimmsten Verwirrung. Die gotischen Haufen beherrschten ganz Thrakien und Makedonien, mit Ausnahme der größeren Städte, die römischen Truppen waren nicht nur an Zahl sehr schwach, sondern völlig entmutigt. Um die Lücken zu

füllen, zog Theodosius ganze Scharen von Barbaren, auch Goten in seine Dienste, ja er öffnete ihnen, was bisher noch niemals geschehen war, sogar die Legionen und that damit den letzten Schritt zur Barbarisierung des römischen Heeres; auch zog er Truppen aus andern Provinzen, namentlich aus Ägypten herbei. Von Thessalonika aus, wo er sein Hauptquartier aufschlug, gelang es ihm allmählich, einzelne gotische Abteilungen zu schlagen und Thrakien zu befreien. Aber als er zu Anfang des Jahres 380 gefährlich erkrankte, rüsteten sich die Goten zu neuem Einbruch. Verstärkt durch andre germanische, sarmatische und hunnische Zuzüge gingen sie in zwei großen Heersäulen vor. Frithigern drang nach Thessalien und Epirus ein, die Ostgoten unter Alatheus und Safrach in das weströmische Illyricum. Als Theodosius selbst sich einer dritten Masse, die in Makedonien eindrang, entgegenstellte, verlor er in einem



39. Gotischer Fürst im Triumphzuge aufgeführt.
Relief von der 1695 abgetragenen Siegessäule des Theodosius.

nächtlichen Überfall sein Lager und entkam selbst nur mit Mühe. Erst als Gratian weströmische Truppen unter dem Oberbefehle zweier Franken, Bauto und Arbogast, zu Hilfe sandte, gelang im Jahre 380 der erste Friedensvertrag mit einem Teile der Goten: sie erhielten in Mösien und Uferdacien (rechts der Donau) Land als Föderaten.

Ansiedelung der Goten.

Die Ermüdung der Goten durch das jahrelange Umherziehen, der Tod Frithigerns und innere Zwistigkeiten traten hinzu, um auch die andern allmählich zu einem friedlichen Abkommen zu bewegen. Mächtig wirkte vor allem das Beispiel des alten Römerfeindes Athanarich, der sich aus dem Völkergedränge im Norden der Donau schließlich auch auf den Boden des Reiches geflüchtet hatte. Im Zwist mit den Ostgoten trat er, sein ganzes früheres Leben verleugnend, mit rascher Wendung zu Theodosius über. In zugleich kluger und hochherziger Berechnung empfing der Kaiser den Gotenfürsten am 11. Januar 381 in Konstantinopel mit königlichen Ehren und



40. Triumphzug des Theodosius. Relief von der durch Kaiser Arcadius im Jahre 401 zu Konstantinopel errichteten Theodosiussäule, welche 1695 abgetragen werden mußte.



41. Gefangene Goten im Triumphzuge des Theodosius. Relief von der durch Kaiser Arcadius zu Konstantinopel im Jahre 401 errichteten Theodosiussäule, welche 1695 abgetragen werden mußte.

kaiserlichem Gepränge. Als Athanarich die Prachtbauten und die volkwimmelnden Straßen der Hauptstadt sah, das blaue Meer mit seinen Schiffen und drüben die städtebesäete Küste Asiens bis zum bithynischen Olymp, da rief er, hingerissen von dem überwältigenden Eindruck, bewundernd aus: „Wahrlich, der Kaiser ist ein Gott auf Erden, und wer gegen ihn die Hand erhebt, ist seines eignen Blutes schuldig!" Als er kurz nachher (25. Januar) starb, erwies ihm Theodosius selbst die letzten Ehren. Dies Beispiel und die lockende Aussicht, teilzunehmen an all den Herrlichkeiten einer alten Kultur, wirkte unwiderstehlich auf die noch widerstrebenden Goten. Bis zum Oktober 382 unterwarfen sie sich alle. Die Westgoten wurden in den verwüsteten Provinzen Mösien und Uferdacien angesiedelt, die Ostgoten in Phrygien und Lydien. Sie wurden wohl nach den im Jahre 388 erlassenen Einquartierungsvorschriften bei den Grundbesitzern (hospites) einquartiert, die dem Krieger jedesmal ein Drittel des Hauses zum Gebrauch einräumen mußten, galten als Föderaten, blieben steuerfrei und erhielten Jahrgelder, Vieh und Getreide, befanden sich also in einer weit günstigeren Lage als die ausgesogenen Provinzialen. Als „der Freund des Friedens und des Gotenvolkes" hatte Theodosius diese Germanen, wie er meinte, zu einer Stütze des Reiches gemacht. Bald freilich zeigte sich's, daß sie die Herren wurden.

Der Sieg des christlich-rechtgläubigen Kaisertums unter Theodosius dem Großen.

Die religiöse Frage.

So hatte sich das Germanentum einen breiten Eingang ins Reich verschafft und sich gewissermaßen mit dem Kaisertume verbündet. Auch für dessen Verhältnis zu der zweiten Macht, die zur Geltung aufstrebte, dem Christentume, wurde die Regierung des Gratianus und des Theodosius entscheidend. Die erste Frage war hier, wie das Kaisertum sich mit dem altrömischen Heidentume, von dem es noch den altehrwürdigen Titel des Pontifex maximus trug, auseinandersetzen werde, die zweite, inwiefern es die mächtig aufstrebende Kirche unter seiner Gewalt halten könne, die dritte, wie es sich zu den Lehrstreitigkeiten innerhalb der Kirche stellen solle. Auf alle diese Fragen fand diese Zeit eine Antwort, die für alle Zukunft entscheidend sein sollte, und darauf vor allem beruht ihre Bedeutung.

Sturz des Heidentums in Rom.

Noch war Rom, obwohl der Sitz des anerkannt ersten unter den abendländischen Bischöfen, eine wesentlich heidnische Stadt; denn alle die großen Erinnerungen waren mit den alten Götterkulten eng verknüpft, die vornehmen Familien und daher auch viele hohe Beamte hingen ihnen noch an, der Senat hielt überwiegend an ihnen fest und opferte noch bei jeder Sitzung in seiner Curia Julia vor der bronzenen Bildsäule der geflügelten Viktoria, die einst Cäsar aus Tarent entführt und hier aufgestellt hatte. Männer wie der Senator und Stadtpräfekt Symmachus Prätextatus und der Präfekt von Italien, Illyricum und Afrika, Virius Nicomachus Flavianus, vertraten den alten Standpunkt mit Unerschrockenheit und Nachdruck. Ihnen erschien das mit der Philosophie verflochtene Heidentum zugleich als die Sache der höheren Bildung gegenüber dem Aberglauben der Massen. Die entscheidende Wendung gab hier Kaiser Gratianus (geb. 359). Der Liebling des Heeres und des Volkes, ein schöner und stattlicher junger Mann, von Gemüt fröhlich, liebenswürdig und gütig, in den Wissenschaften der Alten durch Ausonius gebildet, war er unter dem Einflusse des gewaltigen Erzbischofs Ambrosius von Mailand ein überzeugter Athanasianer geworden, der weder mit dem Heidentume noch mit der Ketzerei verhandeln wollte. Ob er den Titel des Pontifex maximus wirklich schon ganz abgelegt hat, ist nicht sicher; jedenfalls aber zog er, was ebenso wichtig war, die bisher für den Götterdienst geleisteten staatlichen Beiträge zurück und ließ im Jahre 382 jene Bildsäule

der Viktoria aus dem Senatshause entfernen, ohne sich an die Vorstellungen des Symmachus zu kehren, der deshalb zweimal an der Spitze einer Gesandtschaft des Senats in Mailand erschien. Erst damit löste er das Kaisertum von allen heidnischen Beziehungen und stellte es hin als eine ausschließlich christliche Monarchie.

Ausdehnung der bischöflichen Gerichtsbarkeit.

Unter seiner Regierung gab ferner der Bischof Damasus von Rom (366—384) durch seinen heftigen und langwierigen Streit mit seinem Nebenbuhler Ursicinus die Veranlassung zur ersten Entscheidung über die Stellung der christlichen Geistlichkeit zur weltlichen Gerichtsbarkeit. Damasus begnügte sich nämlich nicht damit, daß ihn der Kaiser von den durch Ursicinus gegen ihn erhobenen Anklagen freisprach, sondern berief nachher noch 378 eine Provinzialsynode nach Rom, um ihr den Fall nochmals vorzulegen, weil er die Zuständigkeit eines weltlichen Gerichtshofes über Geistliche in geistlichen Dingen nicht anerkennen wollte, und erlangte von ihr nicht nur die wiederholte Freisprechung, sondern auch die ausdrückliche Bitte an die Kaiser Gratianus und Valentinianus II., die ausschließliche Gerichtsbarkeit aller Bischöfe über die Geistlichen ihres Sprengels und die des Bischofs von Rom über alle andern Metropoliten anzuerkennen, während dieser, falls er selbst angeklagt würde, nur vor dem Kaiser zu Recht stehen sollte. Gratian gestand in einem besonderen Edikt diese Bitten zu und kam dabei auf die Satzungen der Synode von Sardica (347) zurück, die den wegen Glaubensirrungen angeklagten Bischöfen die Appellation nach Rom gestattet hatte. Schon im Jahre 377 hatte Gratian außerdem alle geistlichen Personen vom Bischof bis zum Thürsteher hinab von allen staatlichen Personallasten (munera), die damals so furchtbar drückten, befreit; auch die geistlichen



42. **Der sogenannte Bronzekoloß von Barletta (Apulien), vermutlich Theodosius den Großen darstellend.**

Die 5,20 m hohe Panzerstatue steht schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auf der großen Piazza am Hafen von Barletta. Wie sie dahin gekommen, ist unbekannt. Wenn die Deutung auf Theodosius richtig ist, so ist der Kaiser am Ende seines Lebens dargestellt.

Güter blieben nur zur Grundsteuer verpflichtet. So schied sich auch staatsrechtlich die Kirche immer schärfer vom Staate, und zugleich gewann das Primat des Bischofs von Rom seine ersten Rechtsgrundlagen im engsten Bündnisse mit dem christlich gewordenen Kaisertume.

Fall des Arianismus im Westen; Ketzereien in Afrika und Spanien.

Indem dies Kaisertum gegenüber der Kirche seine Gewalt selbst beschränkte, war es doch weit davon entfernt, sich seines Einflusses auf die innersten Angelegenheiten der Kirche zu begeben. Im Gegenteil, es erschien als der Hort der Rechtgläubigkeit. Dem Arianismus, der allerdings im Westen niemals besonders stark gewesen war, versetzte Gratians Edikt vom Jahre 376 einen tödlichen Stoß, denn er entzog den Irrgläubigen alle Kirchen, obwohl Gratians Stiefmutter, die Kaiserin-Witwe Justina, selbst eine eifrige Arianerin war und auch ihren leiblichen Sohn Valentinian II., der unter Gratians Oberleitung in Italien regierte, in diesem Sinne beeinflußte. Während der Arianismus keinen besonderen Widerstand leistete, behaupteten sich die wiedertäuferischen Donatisten in Nordafrika trotz des gegen sie erlassenen Gesetzes von 377 und trotz der Verdammung durch eine italische Synode (378), da sie dort die Mehrheit bildeten. Auf der Synode von Bagai (394) versammelten sich nicht weniger als 310 ihrer Bischöfe. Sie wurden unterstützt durch die wilde soziale Bewegung der Circumcellionen unter den berberischen Nomaden und Bauern von Numidien und Mauretanien, die in diesem Lande einer uralten kapitalistischen Großgrundherrschaft eine sozialistische Umwälzung auf Grund der christlichen Lehre erstrebten, alle Steuern und Fronen verweigerten und mit Keulen bewaffnet jahrzehntelang einen erbarmungslosen Raub- und Rachekrieg gegen alle Besitzenden, die römische Herrschaft und die Reste des Heidentums führten. In Spanien aber tauchten die Priscillianisten auf, eine manichäische Sekte, die durch strenge Entsagung sich von der Natur lösen wollten. Eine Provinzialsynode in Cäsaraugusta (Saragossa) 380 unter der Leitung des Bischofs Ithacius verdammte sie, und Gratianus erließ gegen sie ein Vernichtungsdekret; doch behaupteten sie sich nicht nur, sondern gewannen auch in Gallien Boden.

Fall des Arianismus im Osten.

Im Osten war der Arianismus viel stärker. Der romanisierte Norden der Balkanhalbinsel wurde fast völlig von ihm beherrscht, und Kaiser Valens hatte alles gethan, um ihm überall im Orient die Alleinherrschaft zu sichern, hatte sogar die nicänischen Priester verjagt und einen Arianer auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel gesetzt. Die erste Wendung führte auch hier Gratianus herbei, indem er noch von Sirmium aus 378 ein Edikt erließ, das alle von Valens verbannten nicänischen Priester im Orient in ihre Ämter zurückrief. Von ganz demselben Standpunkte aus erklärte sich Theodosius gleich bei seinem Einzuge in Konstantinopel gegen den Arianismus und setzte Gregor von Nazianz dort zum Patriarchen ein; endlich erklärte ein gemeinsames Edikt aller drei Kaiser von Thessalonika aus am 28. Februar 380, daß in Übereinstimmung mit dem Bischof Damasus von Rom die Lehre des Athanasius allein als die echte „katholische“ (d. h. allgemeine) zu betrachten sei. Demgemäß sprach sich ein großes Konzil in Konstantinopel (Mai 381) noch ausdrücklich für die strenge Athanasianische Dreieinigkeitslehre aus, indem es zugleich dem Bischof von Konstantinopel den höchsten Rang nächst dem römischen zuerkannte, dessen Vorrang also förmlich anerkannte, und ein kaiserliches Edikt vom Juli 381 verfügte darauf, daß alle Kirchen des Ostreiches den Nicänern zu übergeben seien. Im Westen wiederholte die Synode von Aquileja im September 387 unter der thatsächlichen Leitung des Ambrosius nochmals das strengste Verdammungsurteil gegen den Arianismus. Damit war der Arianismus, soweit nicht die Goten an ihm festhielten, im ganzen Reiche gebrochen. Seine Anhänger fügten sich stillschweigend oder traten geradezu über; denn der

einzelne blieb, solange er sich nur nicht offen widersetzte, unbehelligt und hatte, so gut wie auch erklärte Heiden, Zutritt zu allen Ämtern.

Römische Reaktion im Westen.

Dies christlich-rechtgläubige, auf die Germanen gestützte Kaisertum regierte im Osten wie im Westen das Reich. Wie Theodosius die Goten aufgenommen hatte und sein Heer zum guten Teile aus Germanen bildete, so daß z. B. fränkische, chamavische, alamannische und vandalische Abteilungen in Ägypten standen, eine gotische Kohorte in Syrien, fränkische, alamannische und sächsische Reitergeschwader in Thrakien und dergleichen mehr, so bildete Gratianus seine Leibwache aus hochgewachsenen Alanen, deren fremdartige Tracht er selbst zuweilen trug, umgab sich fast ausschließlich mit germanischen Generalen und überließ dem Franken Merobaudes die Leitung der Regierung. Es scheint, als ob diese von trotzigem Selbstgefühl erfüllten Germanen keineswegs, wie früher, ohne weiteres in dem Römertume aufgingen, sondern stolz darauf waren, als Germanen das Römische Reich zu beherrschen. Dies Verhältnis mußte das römische Selbstgefühl kränken und herausfordern, und da zugleich die herrschende Rechtgläubigkeit die ihr widerstrebenden Richtungen nur mit harter Gewalt unterdrücken konnte, so wurden auch hier Gegensätze geschaffen, die unter Theodosius mehrfach zu gewaltsamen Ausbrüchen und blutigen Umwälzungen führten. Die Macht des Germanentums freilich wurde dadurch keineswegs gebrochen, sondern eher verstärkt, denn es gab in diesen Kämpfen den Ausschlag.

An die Spitze der römisch Gesinnten trat 383 der Statthalter Clemens Maximus in Britannien. Wie weit verbreitet die Mißstimmung auch in Gratians Umgebung war, zeigte sich, als Maximus mit seinen Truppen im Rheinlande erschien. Gratian wurde bei Paris von seinen eignen Leuten verlassen, Maximus zog siegreich in Trier ein, und als Gratian in wildem Ritt nach Lugdunum zurückwich, ereilten ihn hier die Verfolger unter Andragathius, und im kaiserlichen Palaste stieß dieser mit Zustimmung des Statthalters der lugdunensischen Provinz den Kaiser nieder (25. August 383). Merobaudes aber gab sich selbst den Tod, als er sich verloren sah. Ohne weiteres wurde nun Maximus im ganzen Westen als Kaiser anerkannt. Valentinian II. lehnte zwar seine Forderung, sich ihm wie früher dem Gratianus unterzuordnen, durch eine von Ambrosius geführte Gesandtschaft ab, nahm ihn aber mit Theodosius zum rechtmäßigen und gleichberechtigten Augustus an.




43. Münze mit dem Bildnis des Kaisers Maximus.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Ketzerverfolgungen in Gallien.

Für Theodosius mochte dieser Schritt durch die Erwägung erleichtert werden, daß Maximus ein rechtgläubiger Nicäner sei. Er bewies dies dadurch, daß er 384 die Priscillianisten durch eine Synode in Burdigala (Bordeaux) verurteilen ließ, und als Priscillianus sich persönlich an den Hof in Trier wandte, über ihn selbst und einige Glaubensgenossen die Todesstrafe verhing, obwohl der heilige Martinus, Bischof von Tours, sich diesem blutigen Verfahren entschieden widersetzte. Es war zum erstenmal in der Geschichte, daß die herrschende Kirche Ketzerblut vergoß. Doch eben diesen nicänischen Glaubenseifer nahm Maximus zum Grund oder zum Vorwand, Valentinian II. zu stürzen, der, wie er behauptete, unter dem Einflusse seiner Mutter Justina dem Arianismus zuneigte und, allerdings vergeblich, den Arianern eine Kirche in Mailand hatte verschaffen wollen. Im September 387 erschien Maximus mit Heeresmacht plötzlich in Oberitalien und verjagte Valentinian II. mit leichter Mühe. Der junge Kaiser flüchtete über Aquileja nach Thessalonika unter den Schutz des Theodosius.

Valentinians II. Wiederherstellung.

Doch erst als Valentinian sichere Beweise seiner nicänischen Überzeugung gegeben hatte, ging Theodosius im Jahre 388 für ihn ins Feld. Er bekämpfte in Maximus zugleich den Thronräuber und den Vertreter einer ausschließlich römischen Richtung, die er nicht billigte. Daher bestand sein Heer größtenteils aus Goten, und auch die Alamannen und Franken setzte er gegen Maximus in Bewegung. Die Franken drangen bis an den Kohlenwald (Silva carbonaria) an der Sambre vor und bereiteten einer römischen Abteilung, die ihnen, als sie wieder zurückwichen, bei Neuß über den Rhein folgte, in Wald und Sumpf das Schicksal des Varus. Doch die Entscheidung fiel an der großen Verbindungsstraße zwischen dem Osten und Westen, die vom Savelande durch das heutige Krain über Emona (Laibach) nach Oberitalien hinüberführte. Bei Siscia (Sissek) am Zusammenflusse der Save und Kulpa erlitt Maximus, dem oströmischen Heere entgegengehend, die erste Niederlage, bei Emona vor den Pässen die zweite. Darauf fielen seine Truppen von ihm ab, in Aquileja wurde er selbst von den Soldaten des Theodosius überrascht, gefangen und vor Theodosius geführt. Dieser wollte den alten Kriegsgenossen wohl schonen, doch seine Leute brachten ihn unterwegs um (Juli oder August 388). Theodosius setzte nun Valentinian II. als Beherrscher des gesamten Westens ein, behielt sich aber die Oberleitung vor und überließ den maßgebenden Einfluß in der weströmischen Regierung dem Franken **Arbogast**, obwohl dieser noch Heide war.

Valentinians II. Ende; Eugenius.

Nicht lange, und das Heidentum, das noch in der vornehmen römischen Gesellschaft lebte, bereitete dem wiederhergestellten Herrscher den Untergang. Dem Rate des Ambrosius folgend und gegen die Ansicht seines gesamten Konsistoriums (Kronrates), vor allem Arbogasts, hatte Valentinian die wiederholten Gesuche des Senates, den Altar der Viktoria wiederherzustellen und den Göttertempeln ihre Rechte zurückzugeben, entschieden abgelehnt. Darauf trat Arbogast, der mit den großen stadtrömischen Familien in nahen Beziehungen stand, offen gegen Valentinian auf und erhob als der erste germanische Kaisermacher dieser Übergangszeit in Gallien im Frühjahr 392 einen höheren Beamten, **Eugenius**, zum Kaiser. Valentinian II. wurde auf dem Wege nach Italien in Vienna von Arbogast überrascht und umgebracht (15. Mai 392). Eugenius war Christ, aber er glaubte noch wie Konstantin der Große, diese seine persönliche Stellung mit der Anerkennung des amtlichen Zusammenhanges zwischen dem Kaisertum und dem altrömischen Kultus vereinigen zu können. Er ließ daher das Standbild der Viktoria wiederaufrichten, gab die Tempeleinkünfte zurück und gestattete noch einmal die Feier der Megalesien in Rom (s. Bd. II, S. 509).

Sieg des Theodosius und Vereinigung des ganzen Reiches.

Niemals konnte Theodosius diese Auffassung des Kaisertums neben sich dulden. Nach sorgfältiger Vorbereitung ging er im Jahre 394 ins Feld und vernichtete in der Schlacht am Frigidus (Wippach bei Görz), einem Nebenflusse des Isonzo zwischen Emona und Aquileja, am 6. September 394 das feindliche Heer. Eugenius wurde gefangen genommen und enthauptet, Flavianus fand im Kampfe den Tod, Arbogast starb wenige Tage nachher von eigner Hand. Theodosius zog darauf friedlich selbst in Rom ein, lehnte aber die Bestätigung der Zugeständnisse des Eugenius rundweg ab, da er die Tempelgelder für seine Truppen bedürfe, und besiegelte damit den endgültigen Fall des römischen Götterdienstes. Ein rechtgläubiger christlicher und germanenfreundlicher Kaiser gebot jetzt über die gesamte römische Welt.

Theodosius und die Kirche.

Kein Zweifel, Theodosius war von der Wahrheit der Kirchenlehre, für die er eintrat, innig überzeugt, und er bekannte sie nicht nur mit den Lippen. Von der Unterordnung der rechtlich schrankenlosen kaiserlichen Allgewalt unter die christliche Sittenlehre hat er die ersten Beispiele gegeben. Leidenschaftlich, aufbrausend und rachgierig von Natur, wußte er sich doch zu zügeln. Die spottsüchtigen und über-

mütigen Antiochener, die 387 seine Standbilder umgestürzt hatten, begnadigte er auf die Bitte ihres Bischofs. In Thessalonika freilich, wo der kaiserliche Befehlshaber Botherich, weil er einen beliebten Wagenlenker wegen eines gemeinen Verbrechens bestrafen wollte, vom Pöbel erschlagen worden war, ließ der erbitterte Kaiser 390 ein furchtbares Blutbad anrichten, bei dem 7000 Menschen unter den Streichen seiner Soldaten fielen. Doch als ihm der Bischof Ambrosius in Mailand die Kirche sperrte und ihn aufforderte, sich öffentlicher Kirchenbuße zu unterwerfen, da demütigte sich wirklich der Herrscher der Welt und legte nach achtmonatiger Exkommunikation, aller irdischen Hoheit entkleidet, ein öffentliches Sündenbekenntnis ab.

Je aufrichtiger er freilich dem Christentume ergeben war, um so eifriger wandte er sich gegen das Heidentum. Indem er jede Verbindung desselben mit dem Kaisertume ablehnte, obwohl er persönlich mit bedeutenden heidnischen Gelehrten, wie Themistius in Konstantinopel und Libanius in Antiochia, nach wie vor verkehrte, führte er zugleich jene vernichtenden Schläge, die den antiken Götterdienst allmählich aus der Öffentlichkeit der großen Städte in die Verborgenheit entlegener Gegenden verdrängten und ihn zu einem „Bauernglauben" (paganismus) machten. Schon im Jahre 380 verbot er im Osten, ältere Verordnungen erneuernd und verschärfend, die Opfer überhaupt und befahl, die Tempel zu schließen, durch andre Edikte (381 und 383) bedrohte er jeden Rückfall ins Heidentum mit teilweiser Entrechtung; endlich dehnte er diese Verfügung nach der Überwindung des Maximus 391 auch auf das Abendland aus. Daraus folgte von selbst die Unterdrückung des gesamten heidnischen Kultus und, da die Präfekten ermächtigt wurden, die „Werkzeuge des Götzendienstes" zu beseitigen, die Zerstörung vieler Tempel, soweit diese nicht in christliche Kirchen verwandelt wurden. Eifrige Bischöfe und Scharen von Mönchen, fanatische, rohe, handfeste Gesellen, verwüsteten damals viele der herrlichsten Bauwerke des Altertums; andre Tempel wurden wenigstens geschlossen und verfielen seitdem. In Gallien durchzog der heilige Martinus von Tours (370—412) zerstörend seinen Sprengel; in Rom wurde der Vestatempel beraubt und gesperrt, und die letzten Vestalinnen verschwanden in der Verborgenheit. In Syrien brachte der Bischof Marcellus den riesigen Zeustempel von Apamea und andre Heiligtümer zu Falle, bis er von erbitterten Bauern erschlagen wurde; in Alexandria ließ der Patriarch Theophilus das gewaltige Serapeum, das auf hoher Terrasse die ganze Stadt überragte, nach hartem Kampfe mit Genehmigung des Kaisers im Juli 391 niederreißen und auf seinen Trümmern eine Kirche der heiligen Märtyrer erbauen. Dabei ging auch die damals dort aufgestellte berühmte alexandrinische Bibliothek, das unermeßliche Schatzhaus griechischer Wissenschaft, größtenteils zu Grunde. In Griechenland wurden die ehrwürdigen Olympischen Spiele, einst die Schaustellung edelster hellenischer Tüchtigkeit, 393 zum letztenmal gefeiert, wobei wunderlicherweise der Armenier Varastad den Preis errang. Kurz danach scheint die goldelfenbeinerne Zeusstatue des Pheidias, das erhabenste Werk altgriechischer Kunst, nach Konstantinopel gebracht worden zu sein, wo sie in einer der vielen Feuersbrünste zu Grunde ging. Freilich beweist die fortwährende Wiederholung der Unterdrückungsedikte, daß es mit der Durchführung thatsächlich sehr langsam ging, aber das antike Heidentum mit allem, was daran gehangen hatte, war unrettbar verloren.

Maßregeln gegen das Heidentum.

Als ein Herrscher, der seine Spur unvergänglich der Welt eingedrückt hatte, starb Theodosius der Große am 17. Januar 395 unerwartet in Mailand, erst 50 Jahre alt. Daß seine Schöpfung, das christlich rechtgläubige Kaisertum, fortbestehen werde, war an sich nicht zweifelhaft; aber ob es seinen Nachfolgern gelingen werde, das Germanentum, auf das er sich gestützt hatte, in den angewiesenen Schranken zu halten, das war die Frage, an der das Bestehen des Reiches selber hing.

Theodosius' Tod.







44. Münze mit dem Bildnis des Arcadius. 45. Münze mit dem Bildnis des Honorius.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Die Festsetzung der Ostgermanen im Weströmischen Reiche.

Die Reichsteilung.

So festgewurzelt war bereits der Gedanke der erblichen Monarchie, daß Theodosius, der selbst durch seine Vermählung mit Galla, Valentinians II. Schwester, in verwandtschaftliche Verbindung mit diesem Hause getreten war, letztwillig seinen beiden noch unmündigen Söhnen die Herrschaft übertrug. Arcadius (geb. 377) sollte von Konstantinopel aus den Osten (d. i. die Präfekturen Oriens und Ostillyricum) regieren, Honorius (geb. 384) von Mailand aus den Westen (die Präfekturen Gallien und Italien mit dem westlichen Illyricum, d. i. Noricum, Pannonien und Dalmatien). An eine wirkliche Teilung des Reiches dachte dabei Theodosius so wenig als die früheren Kaiser; seine Söhne sollten, sagt Orosius, das Reich als ein gemeinsames von verschiedenen Mittelpunkten aus regiereu. Aber die Trennung wurde seitdem thatsächlich eine vollständige und dauernde, wozu die Eifersucht der leitenden Staatsmänner nicht wenig beitrug.

Stiliko und Alarich.

Dies war im Westen der gewaltige Heermeister Stiliko (geb. um 360), ein romanisierter Abkömmling jener asdingischen Vandalen, die Konstantin der Große in Pannonien angesiedelt hatte (s. oben S. 45), im Osten der Präfekt des Oriens, der Gallier Rufinus, ein herrschsüchtiger und gewaltthätiger Herr, der bald zahlreiche Gegner fand. An ihrer Spitze stand der geschmeidige Oberkammerherr Eutropius. Dieser benutzte eine Abwesenheit des Rufinus, um Arcadius, der bald dessen herrisches Auftreten lästig fand, ohne Wissen und Willen des Präfekten mit der schönen, stolzen Eudoxia, der Tochter des fränkischen Kriegsobersten Bauto (s. S. 55), zu vermählen und sich so den maßgebenden Einfluß zu sichern (27. April 395). Der Zwist der Machthaber ließ eine Gefahr reifen, die schon seit dem Tode des Theodosius drohte. Ihn hatten die Goten als ihren Bezwinger und Freund hochgeachtet, und solange er lebte, waren sie ruhig geblieben. Jetzt, als Rufinus ans Ruder kam, der für einen Gegner der Germanen galt, und dem kühnen Balten Alarich seine Bitte um eine hohe militärische Stellung nicht nur abschlug, sondern auch mit der Drohung beantwortete, daß er den Goten die Jahrgelder kürzen werde, erhoben diese im April 395 eben diesen Alarich zu ihrem König und brachen aus ihren Sitzen gegen Konstantinopel auf, um ihre Stellung im Reiche besser zu sichern und ihrem Fürsten zu erringen, was er begehrte. In dieser Verlegenheit bestimmte nun, wie es scheint, Rufinus die Goten, sich gegen das Weströmische Reich zu wenden, und wirklich zogen diese auf der großen Straße nach Dalmatien und Pannonien hin ab. Indes als sie erfuhren, daß Stiliko gegen sie in Anmarsch sei, schwenkte Alarich nach Süden ab, erreichte den Golf von Ambrakia, ging dann wieder, weil er keine Mittel hatte, das Meer zu überschreiten, nordostwärts zurück, überschritt unter heftigen Kämpfen mit dem Landesaufgebot den Pindus und breitete sich plündernd in dem fruchtbaren Thessalien aus. Inzwischen war Stiliko mit dem weströmischen Heere in Thessalonika angekommen und

drohte, die Goten anzugreifen. Doch eifersüchtig auf den Vandalen, erwirkte Rufinus von Arcadius den Befehl an Stiliko, die noch unter ihm stehenden oströmischen Truppen sofort nach Konstantinopel zu senden und sich selbst aus dem Oströmischen Reiche zu entfernen. Stiliko gehorchte ohne weiteres dem Sohne seines alten Kriegsherrn und zog nach Dalmatien ab, aber die kleinliche Gesinnung des Rufinus brachte über Griechenland das Verderben.

Alarich in Griechenland.

Denn durch die altberühmten Thermopylen, die von der Kopflosigkeit oder Verräterei des Statthalters der Provinz Achaja, Antiochus, und des römischen Befehlshabers Gerontius unbewacht gelassen wurden, drangen die Goten in Mittelgriechenland ein. Die meisten Städte waren damals nicht verteidigungsfähig, da kurz zuvor ein Erdbeben ihre Mauern zerstört hatte, fielen also der Plünderung anheim, aber Theben hielt sich, und Athen wurde zwar nicht, wie der Heide Zosimus erzählt, von Athena gerettet, die drohend mit Speer und Schild auf der Stadtmauer erschien, wohl aber durch die Schatten seiner alten Größe. Der Gotenkönig gewährte der Stadt eine Kapitulation und ritt selber mit kleinem Gefolge ein, hörte freundlich die ihm wohl unverständlichen Begrüßungsreden ihrer Behörden und nahm ein Mahl ein. Freilich legte er eine Brandschatzung auf, das offene Land wurde ausgeplündert und der ehrwürdige Tempel der Demeter in Eleusis ging in Flammen auf. Dann überschritten die Goten unangefochten den so leicht zu verteidigenden Isthmus von Korinth und ergossen sich über den Peloponnes. Korinth, Argos und Sparta fielen ihnen zur Beute, zahllose Menschen wurden erschlagen oder als Sklaven fortgeschleppt. Mit Raub reich beladen, nahm Alarich für den Winter sein



46. **Stiliko in konsularischer Festkleidung.**

Darstellung auf einem Diptychon. Die Diptycha sind die geschnitzten Elfenbeindeckel der Einladungen zu den Spielen, die die Konsuln an ihre Freunde versandten. Meist ist darauf der Festgeber selbst dargestellt, in feierlichem Ornat auf einem Prachtstuhle sitzend, mit dem Zepter in der Hand. Auf dem hier wiedergegebenen ist Stiliko dargestellt, dessen Titel wir oben lesen: EXComes SACri STABuli ET Magister Militum Per ORientem EXConsul Consul Ordinarius. Hinter ihm ericheinen zwei Angehörige seiner Familie. Unten ist durch das Halbrund das Amphitheater angedeutet, darin die Spiele in vollem Gange sind.

Lager auf der ausgedehnten, leicht zu verteidigenden Hochebene des Pholoëgebirges zwischen Arkadien und Elis.

Rufinus' Ermordung.

Inzwischen ereilte den Präfekten Rufinus das rächende Geschick. Bei der Heerschau, die Arcadius am 27. November 395 vor Konstantinopel über die dorthin zurückgekehrten oströmischen Truppen abhielt, meuterten diese, wie es scheint, weil ihre Ansprüche nicht befriedigt worden waren, und Rufinus wurde von dem Goten **Gainas** erschlagen. Unbestritten nahm nun Eutropius die Oberleitung in die Hand, und Stiliko durfte dem geplünderten Griechenland zu Hilfe kommen.

Abzug Alarichs nach Epirus.

Von Ravenna aus warf er sein Heer im Frühjahr 396 nach Korinth hinüber und schloß Alarich auf der Pholoë vollständig ein. Doch kam es nicht zum Kampfe. Vielmehr zog Alarich, offenbar mit stillschweigender Genehmigung Stilikos, aus dem Peloponnes ab, überschritt bei Rhion den hier sehr schmalen Sund und lagerte sich in Epirus ein. Hier blieb der Gote mit seinem Volksheere zunächst als kommandierender General des Reiches in einer beherrschenden Stellung an der Grenzscheide beider Reiche, aber doch in einer Lage, die keine Dauer versprach.

Der Aufstand der Ostgoten und Gainas.



47. Siegel Alarichs.

Dieser Savhir, der vom Erzherzog Ferdinand von Tirol (gest. 1595) für die Ambraser Sammlung erworben wurde, zeigt ein Bild von roher Arbeit ohne eigentliche Porträtähnlichkeit. Darum die Inschrift: Alaricus rex Gothorum.

Kaum waren die Westgoten einigermaßen beruhigt, als sich 398 die kleinasiatischen **Ostgoten** unter **Tribigild** erhoben und das innere Kleinasien verheerten. Der gegen sie gesandte Gainas machte schließlich gemeinsame Sache mit ihnen und nahm eine drohende Haltung gegen den Kaiser an. Diese Verwickelung in Verbindung mit der Feindschaft der Kaiserin Eudoxia kostete den Eutropius zu Anfang des Jahres 399 seine Stellung und noch im Sommer desselben Jahres das Leben. Gainas aber erschien mit seinen Goten vor der Hauptstadt und nötigte den Kaiser, ihn zum Heermeister aller Truppen zu ernennen und den tüchtigen Präfekten Aurelianus zu entlassen. Nicht zufrieden damit, wollte er auch noch für die Arianer die Aufhebung des alten Verbotes, innerhalb der Stadt ihren Gottesdienst halten zu dürfen, erzwingen und dachte, als Arcadius unter dem Einflusse des 398 neuernannten Patriarchen von Konstantinopel, **Johannes Chrysostomus**, dies Ansinnen entschieden ablehnte, vielleicht sogar daran, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Indessen gelang es dem Kaiser, dagegen die Bevölkerung in Waffen zu bringen. In einem schrecklichen Blutbade fielen im Juli 399 Tausende von Goten der Volkswut zum Opfer. Gainas selbst wurde geächtet, von Konstantinopel abgedrängt und endlich genötigt, über die Donau zu flüchten, wo er zu Ende des Jahres 400 im Kampfe mit den Hunnen fiel. Es war eine rechtgläubig-römische Reaktion gegen die Machtstellung der arianischen Goten.

Erhebung in Afrika.

Aber sie war zwar für das Ostreich wirksam, doch nicht für Westrom. Vielmehr trug sie eher dazu bei, den Völkerstrom nach dem Abendlande abzulenken. Kraftvoll und einsichtig waltete hier Stiliko. Er trat in der religiösen Frage verhältnismäßig duldsam auf, suchte den hergebrachten Übergriffen der Beamten und Soldaten zu steuern, sorgte für Herstellung verfallener Straßen und für den Grenzschutz am Rhein und an der Donau. Freilich wiederholte sich der Versuch, Afrika vom Reiche loszureißen. Ein Bruder des Maurenfürsten Firmus, den Theodosius' Vater besiegt hatte (s. Bd. II, S. 860), **Gildo**, damals Heermeister und Comes von Afrika, erhob sich 397, auf die Donatisten unter Bischof Optatus gestützt, und stellte sich der Form nach unter den Schutz Ostroms. Sein Bruder **Mascezel** indessen erklärte sich gegen ihn und ging nach Italien, indem er seine beiden Söhne zurückließ. Als Gildo diese hatte umbringen lassen, stellte er sich rachsüchtig der weströmischen

Regierung zur Verfügung, die nun nicht zögerte, diese willkommene Hilfe zu benützen. Mascezel wurde mit Heeresmacht nach Afrika hinübergesandt und überwältigte den Bruder bei einem Zusammenstoße in der Nähe von Theveste. Von seinen Anhängern verlassen flüchtete Gildo nach der Küste und gewann die hohe See, wurde aber eingeholt, zurückgebracht und erdrosselt (398). Den Nicänern erschien der Erfolg zugleich als ein Sieg der Rechtgläubigkeit über die Ketzerei, und sie versäumten nicht, ihn mit Wundern auszuschmücken.

Doch gegen die ketzerischen Goten versagte der himmlische Beistand. Um Alarich vom Westreiche abzuhalten, hatte, wie behauptet wird, Stiliko mit dem Gotenkönig einen Vertrag abgeschlossen, nach dem dieser ganz Ostillyricum vom Ostreiche losreißen und sich hier auf die Dauer festsetzen sollte. Mochte sich nun die Ausführnng dieses Vertrages verzögern oder irgend ein andrer Grund ihn bestimmen, kurz, Alarich brach plötzlich auf und rückte auf der großen Heerstraße von der Save nach Aquileja im November 401 unerwartet in Italien ein. Da Stiliko an der Donau beschäftigt war, so fanden die Goten kein Heer auf ihrem Wege und drangen plündernd bis Mailand vor, das Alarich einschloß. Auf diese Nachricht traf Stiliko mit den germanischen Grenzvölkern ein friedliches Abkommen, zog alle verfügbaren Truppen der Rhein- und Donaugarnisonen an sich und rückte über die Alpen in Italien ein. Hier entsetzte er Mailand, führte den Kaiser mit sich und operierte dann so geschickt, daß Alarich am Ostersonntage (6. April) 402 bei **Pollentia** am Tanaro, unweit von Asti, in ungünstiger Lage zur Schlacht gezwungen wurde. Er verlor sie vollständig, erlangte aber einen Waffenstillstand und zog ungestört nach Osten ab. Doch scheint er dann wieder Verstärkungen an sich gezogen zu haben; jedenfalls kam es im Sommer des Jahres 403 bei Verona an der Etsch zu einem zweiten Zusammenstoß, und diese Niederlage zwang endlich die Goten zur Rückkehr nach Epirus.

Alarichs erster Einfall in Italien.

Aber er hatte gezeigt, daß auch das alte Herzland des Reiches den „Barbaren“ nicht mehr unangreifbar sei. Daher fand sein Beispiel bald Nachahmung. Unter Führung des Ostgoten Radagais, eines eifrigen Heiden, ballte sich eine Masse von angeblich 200000 Kriegern, meist Goten, nördlich der Alpen zusammen, brach im Jahre 405 über die schutzlose Grenze verheerend in Oberitalien ein, überschritt sogar den Apennin und lagerte sich um Florenz. In ganz Italien war die Aufregung ungeheuer, vor allem in Rom; die Heiden hofften, die Christen fürchteten, wenn Radagais weiter vordringe, geradezu eine heidnische Reaktion. Da gelang es Stiliko, der auch hunnische und gotische Truppen zur Verfügung hatte, die schwerfälligen Haufen der Barbaren von Florenz abzudrängen und in den Vorbergen des Apennin bei Fäsulä (Fiesole) so einzuschließen, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten und bald an allem Mangel litten. Von dem ungeheuren Schwarme entkam nur ein geringer Teil, die meisten gingen zu Grunde oder wurden gefangen und als Sklaven verkauft. Radagais selbst fiel in römische Hände und wurde umgebracht. Die Christen Italiens aber sahen in diesem Ausgange mit Recht einen Sieg ihres Glaubens.

Radagais in Italien.

Im Norden ergriff die Bewegung immer weitere Völkerkreise. Damals brach die Hauptmasse der **Vandalen**, verstärkt durch Sueben (Quaden) und Alanen westwärts auf, vielleicht noch gedrängt von den sich südwärts ausbreitenden Rugiern, Skiren und Herulern, die nach dem Abzuge der Burgunder (s. oben S. 46) ihre Sitze weiter vorschoben und schließlich die Gebirge (Sudeten und Karpathen) überschritten. Es war eine wirkliche Völkerwanderung, nicht nur die größte aller bisherigen, sondern auch die folgenreichste, denn sie gab einen guten Teil des germanischen Ostens den nachrückenden Slawen preis. Welchen Weg diese schwerfälligen Auswandererzüge genommen haben, läßt sich bei der Dürftigkeit der Überlieferung nicht

Einfall der Vandalen, Sueben und Alanen in Gallien.

bestimmen; jedenfalls durchzogen sie im Laufe des Jahres 406 langsam die Gebiete der seßhaften westdeutschen Bauernstämme und überschritten zuerst am letzten Tage des Jahres 406 (nicht 405) den gefrorenen Rhein, wohl nicht weit von Mainz, wo keine römischen Truppen mehr standen. Die Franken warfen sich ihnen allerdings entgegen und brachten dem Vandalenkönig Godegisel eine schwere Niederlage bei, aber die Alanen schlugen wieder die Franken zurück, und verheerend ergossen sich nun die Germanen über Gallien. Speier und Straßburg nahmen sie sofort, Worms erst nach längerem Widerstande, Mainz erstürmten sie unter einem furchtbaren Blutbade; selbst die festen Mauern der Kaiserstadt Trier hielten ihnen nicht stand, nur im Amphitheater hielten sich hier die Verteidiger. Dasselbe Schicksal erlitten Reims, Amiens, Arras, Tournai und andre Städte. Bis an die Pyrenäen wurde Gallien drei schreckliche Jahre lang mit Mord und Brand erfüllt. Wenn die Germanen nicht über die Pyrenäenpässe kamen, so verdankten das die Spanier der Thatkraft zweier Grundherren, des Didymus und Verinianus, die aus ihren offenbar nach vielen Tausenden zählenden Kolonen und Sklaven eine tüchtige Miliz bildeten und die Gebirgsstraßen besetzten. Dafür breiteten sich die Germanen nun auch im südlichen Gallien aus und belagerten, allerdings vergeblich, Tolosa (Toulouse), die ansehnlichste seiner Städte.

Erhebung des Constantinus.

Zu dieser furchtbaren Verwirrung gesellten sich ein neuer Thronstreit und eine schwere Krisis am weströmischen Hofe. Die britischen Legionen, in denen sich das alte römische Selbstgefühl gegen die Machtstellung des „Barbaren" Stiliko regte, erhoben einen ihrer Befehlshaber, für den weiter nichts sprach, als daß er den großen Namen Constantinus trug, zum Kaiser und landeten in Gallien, um hier gegen die Germanen einzuschreiten. Das entschlossene Auftreten blieb nicht ohne Erfolg; Constantinus drang bis an die untere Rhone vor und warf hier sogar den Feldherrn des Honorius, den Goten Sarus, der schon bei Valentia (Valence) stand, siegreich über die Alpen zurück (Anfang des Jahres 408). Stiliko hatte auch mit Alarich wieder Verhandlungen angeknüpft, um ihn im Dienste des Honorius zu verwenden, und bereits stand der Gote bei Emona, allein der geplante Vertrag stieß schließlich am Hofe wohl auf Widerstand, jedenfalls kam er nicht zum Abschluß, und Stiliko sah sich nun genötigt, Alarichs Forderung, für seine Rüstungen und Märsche ihm eine Entschädigung von 4000 Pfund Gold zu bewilligen, zur Annahme zu empfehlen. Obwohl dagegen im Senat der Römerstolz heftig aufwallte, wurde doch die Summe bewilligt, und der Vandale befestigte, wie er meinte, seine Stellung noch dadurch, daß er in den ersten Monaten des Jahres 408 dem eben verwitweten Honorius seine zweite Tochter Thermantia vermählte.

Stilikos Tod.

Er hatte doch die Stärke seiner Macht überschätzt. Das schimpfliche Abkommen mit Alarich, die Unthätigkeit Stilikos im Schutze Galliens, der Verdacht, er habe sogar selbst seine Stammesgenossen, die Vandalen, gerufen, um sich den Kaiser gefügig zu machen, und er wolle seinem eignen Sohne Eucherius die Nachfolge im Reiche verschaffen, endlich das Beispiel der britischen Legionen, das alles führte, allerdings im ungünstigsten Augenblicke, eine an sich begreifliche römische Reaktion herbei, der in Ostrom früher der Gote Gainas unterlegen war. Der Tod des Arcadius in Konstantinopel am 1. Mai 408 gab die nächste Veranlassung zu ihrem Ausbruche. Da nämlich Arcadius nur einen unmündigen Sohn, den erst siebenjährigen Theodosius II., hinterließ, so hielt man es für notwendig, bei dieser Gelegenheit das oft sehr unsichere Verhältnis beider Reiche gründlich zu ordnen, und Stiliko erhielt, allerdings im Widerspruche mit der ursprünglichen Absicht des Kaisers, die Weisung, selbst nach Konstantinopel zu gehen. Aber der Eunuch Olympius, ein

pontischer Grieche, benutzte seinen Einfluß auf Honorius, um diesem, als er in Bononia Stiliko verabschiedet hatte und wieder in Mailand war, vorzustellen, der Heermeister wolle die Gelegenheit nur benutzen, um Eucherius als Herrscher von Ostrom einzusetzen, und veranlaßte zugleich eine Erhebung der römischen Truppen in Pavia, bei der mehrere germanische Befehlshaber, Anhänger Stilikos, erschlagen wurden. Anfangs dachte Stiliko daran, die germanischen und hunnischen Heerhaufen, die er bei sich hatte, gegen Pavia zu führen, zum Schutze des Kaisers, wie er sagte; dann aber änderte er seinen Entschluß und eilte nach Ravenna, um sich der großen Seefestung zu versichern. Hier erreichte ihn ein kaiserlicher Befehl, der seine Verhaftung anordnete, ihm aber das Leben zusicherte. Vielleicht hätte er sich noch wehren können, aber er wollte keinen Bürgerkrieg und flüchtete in eine Kirche. Als man ihm das Leben eidlich versprach, ergab er sich; doch draußen wurde ein zweiter Befehl, sein Todesurteil, verlesen. Da bot er selbst ohne Widerstand seinen Nacken dem tödlichen Streiche (23. August 408).

Römische Reaktion.

Er fiel als Opfer seiner Doppelstellung als Germane und als Unterthan des Kaisers, die sich nur so lange behaupten ließ, als der Kaiserhof sich auf die eingewanderten Germanen stützte. Ob die gegen ihn erhobenen und damals vielfach geglaubten Anschuldigungen irgend welchen thatsächlichen Grund gehabt haben, läßt sich nicht ausmachen; ganz undenkbar wäre ein solch verwegenes Spiel in der ungeheuren Zerrüttung nicht. Jedenfalls hatte zunächst in Mailand die römische Reaktion gesiegt, wie acht Jahre zuvor in Konstantinopel, und zwar unter dem Zeichen des christlichen rechtgläubigen Kaisertums, das sich unter Theodosius einst mit den Germanen verbündet hatte. Eine ganze Reihe von Edikten erging noch im November 408 gegen die Heiden und Arianer, als ob die ihnen noch erwiesene Schonung den Zorn des Himmels herausgefordert und die Einfälle der Barbaren verschuldet hätte. Es ist ein Beweis von der tiefen Erbitterung, die sich damals in den römischen Kreisen, namentlich des Heeres, gegen das jahrzehntelang ertragene Übergewicht des germanischen Elements erhob, daß nicht nur Honorius alle namhaften Anhänger des Stiliko als Hochverräter behandelte und seinen Sohn Eucherius hinrichten ließ, sondern daß die römischen Legionen in blinder Wut sogar die Weiber und Kinder der germanischen Söldner in Oberitalien umbrachten, eine Greuelthat, die noch zu Odoakers Zeit unvergessen in der Erinnerung fortlebte.

Mit Stilikos Untergange war die Politik Theodosius' I. und Konstantins des Großen, die einwandernden Germanen insoweit dem Reiche einzuordnen, daß sie seine Stützen gegen ihre Stammesgenossen jenseit der Grenze wurden, aufgegeben. Zwar wurde der weströmische Hof sehr bald wieder gezwungen, Germanen für sich zu verwenden, aber jetzt waren es große geschlossene Völkerschaften, die sich gewinnen ließen, und ihre Könige wollten zwar den Zusammenhang mit dem Reiche noch keineswegs lösen, waren aber doch weit davon entfernt, nur Werkzeuge der römischen Politik sein zu wollen, verfolgten vielmehr ihre eignen, selbständigen Interessen.

Alarich zum zweitenmal in Italien.

Das zeigte sich auf der Stelle. Durch Stilikos Tod in seinen Erwartungen getäuscht und durch 30000 Germanen verstärkt, die den römischen Dienst verließen, um ihre hingemordeten Frauen und Kinder zu rächen, rückte Alarich zum zweitenmal über Aquileja in Oberitalien ein. Bei Cremona ging er über den Po und zog dann die Flaminische Straße geradeswegs gegen Rom, dessen Mauern noch Stiliko hatte ausbessern lassen. Bald zeigten sich in der Campagna die dichten Schwärme seiner raschen Reiter, und indem er die Verbindung zwischen der Stadt und ihrem Hafen abschnitt, versetzte er sie in die größte Not. In feiger Rache ließ der Senat Stilikos Witwe Serena umbringen, aber er bot dem Gotenkönig Unterhandlungen. Mit ver-

ächtlichem Lachen hörte Alarich die Prahlereien der Gesandten mit der unzählbaren Menge Volkes in Rom, das bereit zum Kampfe sei; „je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ rief er ihnen geringschätzig zu. Aber die drohende Plünderung ließ er sich durch eine gewaltige Brandschatzung von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber, sowie durch Lieferung von purpurnen Decken, seidenen Kleidern und Pfeffer abkaufen; dann zog er nordwärts ab, 40000 entlaufene Sklaven mit ihm. Inzwischen hatte sich Honorius entschlossen, den unfähigen Olympius zu entlassen und Jovius zum Präfekten von Italien zu machen. Dieser verhandelte vor Ravenna, wohin sich der Hof geflüchtet hatte, persönlich mit Alarich. Aber dessen erste Forderung, ihm das durch Stilikos Tod erledigte Amt des Heermeisters im Weströmischen Reiche anzutragen, wies Honorius auf das bestimmteste zurück, da damit eine Stellung wie die Stilikos aufs neue geschaffen worden wäre, und auch die zweite, gemäßigtere, den Goten Noricum einzuräumen und Getreidelieferungen und Geldzahlungen zu gewähren, wollte er nicht annehmen, obwohl Alarich mit einer abermaligen Einschließung Roms drohte. Endlich brach der Gote die zwecklosen Verhandlungen ab und erschien, durch Zuzüge unter seinem Schwager Athaulf verstärkt, zum zweitenmal vor Rom. Hier verständigte er sich mit den schwer gereizten Heiden und Arianern und ließ den bisherigen Stadtpräfekten Priscus Attalus, einen Heiden, zum Kaiser ausrufen, der ihm nun das begehrte Amt des Heermeisters wirklich übertrug. Noch einmal schien eine Reaktion gegen das rechtgläubige Kaisertum möglich, diesmal mit Hilfe arianischer Germanen. Allein der Comes von Afrika, Heraclianus, sperrte die Getreidezufuhr, ohne die Rom nicht leben konnte, und Attalus weigerte sich, nach der Forderung Alarichs dagegen militärische Maßregeln zu ergreifen, dachte vielmehr daran, sich mit Honorius auseinander zu setzen, und erschien vor Ravenna. Schon wollte Honorius nach Konstantinopel flüchten, da sandte ihm der Präfekt des Ostens, Anthemius, 4000 Mann zuverlässiger Truppen zu Hilfe, was einen Angriff auf Ravenna aussichtslos machte. Nun entschloß sich Alarich, da er mit Attalus nichts erreichte, wieder mit Honorius anzuknüpfen, und entkleidete Attalus in seinem Lager bei Ariminum wieder des Purpurs (Januar 410). Als sich der Hof von Ravenna mit einer Zähigkeit, die etwas Imponierendes hätte, wenn sie nicht mit jämmerlicher Ohnmacht verbunden gewesen wäre, auch jetzt noch auf keine weiteren Zugeständnisse einlassen wollte, da erklärte der Gotenkönig, er werfe alle Verantwortung für das, was nun geschehen müsse, auf das Haupt des Kaisers, und erschien zum drittenmal vor der ewigen Stadt, diesmal entschlossen, sie zu nehmen. In der Nacht vom 23. zum 24. August 410 drangen die Goten durch das Salarische Thor in Rom ein, und der Brand des nahen Sallustischen Palastes diente der Plünderung als erste Fackel. Doch wurde zwar vieles geraubt oder zerschlagen, aber die Kirchen und ihren Besitz schonten die Goten ehrfürchtig, namentlich die Petrusbasilika, nach der Alarich die schon weggenommenen heiligen Gefäße im feierlichen Aufzuge wieder zurückführen ließ, und alles, was diese „Barbaren“ an dem wehrlosen Rom thaten, war auch nicht im entferntesten zu vergleichen mit den Greuelszenen, die 1117 Jahre später die Krieger hochzivilisierter Völker über die Hauptstadt der katholischen Christenheit verhingen (s. Bd. V, S. 282). Schon am 28. August zog Alarich, mit Beute beladen, wieder nach Süden ab, Galla Placidia, Theodosius' schöne Tochter, mit sich führend, um deren Neigung der stattliche Athaulf nicht ohne Erhörung warb.

Alarichs Tod. Die Prophezeiung war erfüllt, daß Rom dereinst in die Hände der Barbaren fallen werde, und der römische Erdkreis versank in die tiefste Bestürzung bei der Kunde von dem unerhörten Ereignis, denn alle Bande vielhundertjähriger Ordnung schienen sich zu lösen, da Rom, das seit dem gallischen Brande kein fremder Feind

mehr betreten hatte, wehrlos und schmachvoll den Goten erlag. Was Alarich nachher beabsichtigt hat, läßt sich nur erraten. Von Kalabrien aus suchte er nach Sizilien überzusetzen und hatte wohl auch Afrika im Auge, sei es daß er nur die Getreidezufuhr für Italien sperren oder neue, selbständige Sitze für sein Volk gewinnen wollte, wie nachmals die Vandalen. Aber seine Schiffe verschlang der Sturm vor seinen Augen, und ihn selbst ereilte noch vor Ende des Jahres 410 ein früher Tod. Seine trauernden Goten bestatteten ihn nach heimischer Weise, umgeben von Schmuck und Waffen und seinen Leibrossen, indem sie den Burentinus (Busento) bei Consentia (Cosenza in Kalabrien) ableiteten, das Grab in dem trockengelegten Flußbett höhlten und dann den Busento wieder darüber leiteten, damit niemand die letzte Ruhestätte des nordischen Helden im feindlichen Südlande auffinde und entweihe. Daher wurden auch die Sklaven, die das Grab gegraben hatten, getötet. Die Führung des heimatlosen Volkes übernahm in der unsichersten Lage Alarichs Schwager Athaulf.

Die Germanen in Spanien.

Inzwischen war auch über den Westen des Reiches die Entscheidung gefallen. Constantinus hatte seine Herrschaft fast in ganz Gallien zur Anerkennung gebracht und durch seinen zum Cäsar erhobenen Sohn Constans auch Spanien besetzen lassen, das er der Verwaltung des Gerontius übergab. Dieser vertraute die Wahrung der Pyrenäenpässe barbarischen Söldnern, den Honoriani, an. Mag nun Gerontius auf Abfall gesonnen oder mögen diese Söldner auf eigne Faust gehandelt haben, kurz, im Herbst des Jahres 409 ergossen sich in endlosen Zügen die Vandalen, Sueben und Alanen über die Pyrenäenpässe nach Spanien hinein, dem einzigen noch unberührten Lande des Westens, das deshalb verhältnismäßig noch wohlhabend und bevölkert war. Mehrere Jahre hindurch erlebte Spanien alle Schrecken einer barbarischen Invasion; erst im Jahre 411 warfen die Germanen das Los über diese Provinzen. Die Sueben und die asdingischen Vandalen setzten sich in Galicien fest, die silingischen (schlesischen) Vandalen in der Bätica (Andalusien), die Alanen in Lusitanien und der Carthaginiensis; nur das Ebroland blieb unmittelbar unter der Verwaltung römischer Behörden. Männer von der Oder, der March und der Wolga geboten jetzt als Herren über die Länder am Mittelmeer und am Atlantischen Ozean; sie wollten sich allerdings nicht gerade vom Römischen Reiche losreißen, betrachteten sich vielmehr noch als dessen Föderaten und erkannten die Hoheit des Kaisers an, aber sie lebten doch nach eignem Recht in ihren nationalen Verbänden unter ihren Königen und nahmen von den Grundbesitzern zunächst als einquartierte Truppen die Nutzung eines bestimmten Teiles ihres Bodens für sich in Anspruch (s. oben S. 56), während sie im übrigen die Rechtsverhältnisse und Verwaltungsformen der Romanen nicht antasteten, bildeten also thatsächlich eine Art militärischer Aristokratie. Auf die römische Welt machte dies Ereignis einen ebenso tiefen Eindruck wie die Einnahme Roms; die ganze Litteratur dieser Zeit, die christliche wie die heidnische, hallte davon wider, denn zum erstenmal hatten sich ganze Germanenvölker im Innern des römischen Abendlandes festgesetzt.

Verwirrung in Gallien; die Burgunder.

In Gallien dauerte die Verwirrung noch länger fort, denn hier wurde sie durch den Thronstreit eigensüchtiger Machthaber und sogar eine römerfeindliche keltische Bewegung verstärkt. Die keltische Aremorica nämlich (Bretagne und Normandie) verjagte 409 die kaiserlichen Beamten und gehorchte nur eignen Häuptlingen, bis nach einigen Jahren die alte Ordnung wiederhergestellt wurde; gegen Konstantin aber erhob sich Gerontius und schloß ihn in Arelate (Arles) ein. Endlich machte ein kaiserliches Heer unter Constantius im Jahre 411 der Herrschaft beider Usurpatoren ein Ende, wobei beide, Gerontius durch eigne Hand, umkamen. Kaum atmete das unglückliche Gallien einigermaßen auf, da erschienen die Burgunder unter König Guntahari (Gundicarius) und erhoben 411 einen vornehmen Gallier, Jovinus, zum Kaiser, wahrscheinlich um

die Abtretung einiger Landstriche zu erzwingen. Als solche nahmen sie 413 die heutige Rheinpfalz und das nördliche Elsaß (um Worms) in Besitz, das Land, wo sie im Nibelungenliede erscheinen. Auch die Alamannen, die Franken und ein in Gallien zurückgebliebener Alanenhäuptling traten für Jovinus ein, daneben der Westgote Sarus, der damals mit Honorius zerfallen war.

Die Westgoten in Gallien; Heraclianus.

Eine gewisse Festigkeit, freilich nicht in römischem Sinne, kam in die gallischen Verhältnisse erst durch die Westgoten. Dazu entschloß sich Athaulf, nachdem er seinen eine Zeitlang gehegten Plan, den Goten die herrschende Stellung im Weströmischen Reiche zu verschaffen, ein gotisches Reich statt des römischen zu gründen, aufgegeben und sich in echt germanischem Idealismus entschlossen hatte, der Wiederhersteller des Römerreiches zu werden, da er nicht sein Zerstörer sein konnte. Ohne Vertrag mit Honorius erschien er 412 im südlichen Gallien. Nachdem sein persönlicher Feind Sarus bei einem Zusammenstoße gefallen war, erklärte sich Athaulf offen gegen Jovinus, also thatsächlich für Honorius, und schloß ihn mit seinem eben zum Mitkaiser erhobenen Bruder Sebastianus in Valentia ein. Beide mußten sich ihm endlich ergeben, und ihre Köpfe wurden an Honorius gesandt, der sie, wie bei Hochverrätern üblich, öffentlich ausstellen ließ. Mit Honorius aber kam jetzt endlich ein förmlicher Vertrag zustande. Der Kaiser gestattete den Westgoten, in Gallien zu bleiben, und versprach ihnen Getreidelieferungen, dafür sollte Placidia ausgeliefert werden. Indes wurde das Abkommen nicht ausgeführt. In demselben Jahre nämlich (413) empörte sich der Comes von Afrika, Heraclianus, hielt die fälligen Getreidesendungen nach Rom zurück und führte eine gewaltige Flotte von angeblich 3700 Schiffen, die man mit der des Xerxes (s. Bd. I, S. 559) verglich, ein Beweis von den unerschöpflichen Mitteln seiner Provinz, gegen Ostia. Indes, als er dort landete und auf das nahe Rom marschierte, erlitt er in der Campagna durch den Comes von Italien, Martinus, eine völlige Niederlage, brachte seine Truppen nur mit Mühe wieder an Bord und segelte in fluchtartiger Auflösung zurück. Nach der Landung in Karthago wurde er von seinen meuternden Soldaten erschlagen.

Die Westgoten in Spanien.

Diese gefährliche Empörung machte es Honorius unmöglich, den Goten das versprochene Getreide zu liefern. Daraufhin besetzte Athaulf Narbo (Narbonne), Tolosa (Toulouse) und Burdigala (Bordeaux) und vermählte sich im Januar 414 zu Tolosa in einem eigentümlichen Gemisch von römischem und germanischem Prunk mit der Kaisertochter Placidia, womit er offenbar in den Augen der Römer ein Anrecht auf die Herrschaft zu erringen meinte. Da sich jedoch Honorius auch jetzt noch sträubte, den „Barbaren“ zum Schwager anzunehmen, und durch Constantius ihm alle Zufuhren von der Seeseite sperrte, so mußte Athaulf im Herbst des Jahres 414 nach Spanien hinübergehen. Dort besetzte er das noch freie Ebroland, die Tarraconensis, und nahm Barcino (Barcelona) ein. Hier wurde ihm ein Sohn geboren, den er zu Ehren des kaiserlichen Großvaters als Sprößling dieser spanischen Dynastie Theodosius nannte und gewiß als einen Bürgen der Erfüllung seiner Hoffnungen begrüßt hat. Er sollte sie nicht verwirklicht sehen. Nicht durch die schwachen Waffen des Kaisers fiel er, sondern als ein Opfer germanischer Blutrache, die ein Verwandter des Sarus an ihm vollzog, als er sich eines Morgens im Marstall harmlos seiner Rosse freute (Juli 415).

Gründung des Westgotischen Reiches.

Sein Nachfolger wollte Sarus' Bruder Sigerich sein, doch schon nach sieben Tagen wurde er erschlagen und Wallia zum Könige der Westgoten (415—419) ausgerufen. Nachdem sein Versuch, nach Afrika überzusetzen, durch Sturm gescheitert war, verständigte er sich mit Honorius, indem er Placidia auslieferte, die nun wider ihren Willen mit dem kaiserlichen Feldherrn Constantius vermählt wurde, und sich zur Hilfe gegen die in Spanien angesiedelten germanischen Stämme verpflichtete. Doch erst im

Jahre 419 kam unter Mitwirkung des Constantius und des südgallischen Provinziallandtages in Arelate (Arles) ein die viel umhergeworfenen Westgoten befriedigender **Vertrag** über die Landverteilung zustande. Sie erhielten die drei südwestgallischen Provinzen Aquitania II (Poitou und Guyenne) mit Burdigala, Novempopulana (Gascogne) und die westliche Narbonensis mit Tolosa, den schönsten Teil ganz Galliens, den der Rheinländer Salvianus um 450 „ein Abbild des Paradieses“ nennt. Die römische Oberherrschaft (romana auctoritas) und die römische Verwaltungsordnung für die romanische Bevölkerung erkannten sie an, aber sie rechneten in ihrem Gebiet nicht nach den römischen Konsuln, sondern nach den westgotischen Königen, welche die Herrschaft im Namen des Kaisers auch über die Römer führten, lebten als geschlossene Nation, als eine Art Kriegsadel unter ihren Königen nach eignem Recht und nahmen in freier Anlehnung an die römischen Einquartierungsvorschriften zwei Drittel des ganzen Grund und Bodens in der Weise für sich, daß jeder römische Grundbesitzer gezwungen wurde, diesen Anteil einem Goten abzutreten (s. oben S. 60). So verteilten sich die Goten zwischen den Romanen über das ganze Land. Nach außen hin waren und blieben sie dem Reiche verbündet. Damit war die Grundlage zu einer vollständigen politischen Umwandlung gefunden.

Honorius' Tod und Valentinian III.

Wenige Jahre, nachdem diese Regelung zustande gekommen war, verschied Honorius am 15. August 423. Um dem Hause des Theodosius die Krone zu erhalten, hatte er schon 421 seinen Schwager Constantius, den Gemahl der Placidia, zum Augustus erhoben, doch war dieser noch in demselben Jahre gestorben, indem er zwei unmündige Kinder, Valentinian und Honoria, hinterließ. Da indes Placidia jene Erhebung ihres zweiten Gemahls nicht gebilligt hatte, so war sie nach Konstantinopel gegangen, wo der oströmische Hof an einem gewissen höheren Range gegenüber der jüngeren Linie des theodosianischen Hauses festhielt, und in Ravenna war beim Tode des Honorius niemand vorhanden, der das Erbrecht ihres jungen Sohnes gewahrt hätte. Daher nahm, um die Selbständigkeit Westroms zu wahren, der Vorsteher der Reichskanzlei, **Johannes**, den Purpur, rüstete eine Flotte und sandte seinen Vertrauten **Aëtius** zu den Hunnen mit der Bitte um ein Hilfskorps. Allein, ehe noch diese herankamen, drang der Gote **Aspar** mit einem oströmischen Heerhaufen in Italien ein, nahm Ravenna durch einen Handstreich und ließ den Kaiser Johannes umbringen. Als dann doch Aëtius noch mit hunnischen Scharen heranrückte, wurde er in blutiger Schlacht vor Ravenna zurückgeworfen, und am 23. Oktober 425 empfing der Knabe **Valentinian** III. in Rom das Diadem aus den Händen eines oströmischen Bevollmächtigten.

Aëtius.

Die Seele des Hofes von Ravenna wurde trotz allem Vorgefallenen **Aëtius**, der sich rechtzeitig mit Placidia ausgesöhnt hatte. Er war ein Illyrier aus Niedermösien, war als Knabe von Alarich mit fortgeschleppt worden und hatte dann längere Zeit als Geisel bei den Hunnen gelebt, hatte also Gelegenheit gehabt, sich mit den Sitten und Anschauungen der „Barbaren“ wohl vertraut zu machen, und fühlte sich überhaupt schwerlich als Römer schlechtweg. An diesem Halbbarbaren aber fand das Weströmische Reich seinen letzten bedeutenden Staatsmann und Feldherrn. Energisch, stolz, unermüdlich thätig, für seine Person anspruchslos und enthaltsam, abgehärtet und ein Meister in allen Waffenübungen, führte er die Herrschaft als ein geborener Herrscher. Er wußte die **Westgoten** in Schranken zu halten, indem er ihre wiederholten Angriffe auf Arelate, den Schlüssel des Rhonelandes, 425 und 429 zurückwies. Er konnte im Norden nicht hindern, daß sich die salischen **Franken** bis zur Somme ausbreiteten und daß die ripuarischen Franken um dieselbe Zeit das Land bis zur Maas mit Köln in Besitz nahmen, aber er nötigte beide doch wenigstens, sich als Föderaten des Reiches

zu betrachten (s. weiter unten). Ebenso schlug er 435 die **Burgunder** bei ihrem Angriff auf die belgische Provinz zurück und brach im Jahre 437 mit Hilfe der Hunnen in einem blutigen Kampfe, in dem ihr König Guntahari mit 20000 Kriegern, dem Kerne ihrer Wehrkraft, fiel, ihre Macht vollständig. Das ist das historische Ereignis, aus dem später die Sage von der Nibelungen Not erwachsen ist. Kurz nachher fühlten sich die geschwächten Burgunder so unsicher in ihren Sitzen am Rheine, daß sie sich 443 mit Zustimmung der Römer weiter südwärts in der Sabaudia (Savoyen) ansiedelten. Von jedem Grundstück nahmen sie die Hälfte in Besitz, zunächst nur zur Nutznießung; die wirkliche Teilung trat erst dann ein, wenn der römische „Wirt" (hospes) und der Burgunder es verlangten. So verbreitete sich eine burgundische Bevölkerung über die westliche Schweiz, wo sie sich noch behauptet hat, die Gegend am Doubs, an der Saone und um Langres, wo noch zahlreiche Ortsnamen an sie erinnern, kurz, über das ganze obere Rhonegebiet. Die Romanen, zwischen denen diese Burgunder saßen, behielten ihr besonderes Recht und waren ihnen auch staatsrechtlich gleichgestellt. Nur die Mitte und der Nordwesten Galliens blieben noch unmittelbar unter römischer Verwaltung.

48. Galla Placidia und ihr Sohn Valentinian III. Relief auf einem elfenbeinernen Diptychon, jetzt im Domschatz zu Monza.

Wirtschaftliche Krisis in Gallien.

Damit war auf eine Reihe von Jahrzehnten die neue Ordnung der Dinge für Gallien und wenigstens für einen Teil von Spanien festgestellt. Aber indem sich hier germanische Völker, wenngleich nominell noch unter der Hoheit des Römischen Reiches, festsetzten, vollzog sich nicht nur eine politische, sondern auch eine **wirtschaftliche** Wandlung. Diese Länder befanden sich in einer schweren sozialen Krisis, als die Germanen erschienen. Die altkeltische Übermacht des Großgrundbesitzes, dem die große Masse der Bevölkerung als Hörige unterworfen waren, hatte sich unter der römischen Herrschaft, da sie sich auf den grundbesitzenden keltischen Adel stützte, ungeschmälert behauptet und war durch die Einführung des Christentums eher noch gesteigert worden, da dieser Adel jetzt auch die Bistümer besetzte und somit zu seiner althergebrachten weltlichen Macht auch noch die geistliche fügte. Je mehr nun das sinkende Reich die Kräfte der Besitzenden für den Staat in Anspruch nahm, desto erbarmungsloser wurde

der Druck, den die Grundherren auf ihre Bauern legten, desto häufiger und verzweifelter aber auch die Gegenwehr. Seit dem Ende des 3. Jahrhunderts bereits war der Bauernkrieg, die „Bagauda", sozusagen eine gallische Institution. Mit den Verheerungen der Germanen und der Not, die sie hervorriefen, steigerte sich das alte Übel. Um 407 waren die bewaffneten Banden so zahlreich und kühn, daß sie dem kaiserlichen Feldherrn Sarus beim Übergange über die Alpen die ganze Beute abnahmen; 435 machte Tibato mit Hilfe der Bagauda im mittleren Gallien sogar den Versuch, eine eigne Herrschaft zu gründen, der erst 437 unterdrückt werden konnte. Auch in Spanien tauchte die Bagauda auf, und die Sache der mißhandelten kleinen Leute fand sogar einen beredten litterarischen Verfechter in einem christlichen Priester, dem Rheinländer Salvianus in Massilia. Erst die Ansiedelung der Germanen schuf hier Wandel. Ihre Landteilung zerschlug die großen Güter, brach die Übermacht der Grundherren und begründete einen Stand mittlerer Besitzer. Die aussaugende römische Besteuerung hörte auf; bald sahen die Romanen in der Herrschaft der „Barbaren" eine Wohlthat „und wollten lieber mit ihnen", wie der Spanier Orosius sagt, „eine Freiheit in Armut als die Steuerplackerei bei den Römern ertragen."



49. Aëtius.
Relief auf einem elfenbeinernen Diptychon, jetzt im Domschatz zu Monza.

Soziale, nationale und kirchliche Zersetzung in Afrika.

Ähnliche Zustände machten die reichste und kultivierteste Provinz des römischen Westens, Afrika, die Kornkammer Italiens, reif für eine germanische Eroberung. Die Übermacht des Großbesitzes war hier, in dem Lande der hochentwickelten altkarthagischen Geld- und Plantagenwirtschaft, noch ausgeprägter als in Gallien. Schon unter Nero gehörte die Hälfte von Africa propria (Tunesien) nur sechs Grundherren, und auch die von Pächtern (conductores) bewirtschafteten kaiserlichen Domänen waren hier sehr ausgedehnt. Manche dieser Herrschaften bildeten selbständige Verwaltungsbezirke und Kirchspiele, und so groß war die Macht der Besitzer, daß der heilige Augustinus einem von ihnen sagen konnte, er sei Kaiser auf seinem Grund und Boden. Die Arbeit thaten überall Tausende von Kolonen und Sklaven. Zu dieser sozialen Zersetzung gesellte sich nationale Zerfahrenheit. Den Kern der Landbevölkerung bildeten die Berbern (Mauren), die

Masse des Stadtvolkes war seit der Karthagerzeit phönikisch, die gebildeteren Schichten römisch, der Staat sprach lateinisch, die Kirche daneben auch punisch, da sie eben auf die Massen wirken wollte. Die Ideen, die sie hineinbrachte, führten zu weiterer Zerklüftung durch kirchliche Sekten wie die Donatisten und die religiös-agrarische Bewegung der Circumcellionen, die an die gallische Bagauda erinnert (s. S. 58 f.). Aus dem Innern aber brachen die maurischen Nomadenstämme auf raschen Wüstenrossen, sie verheerten das platte Land, verwüsteten kleinere Städte, hemmten den Ackerbau und unterbrachen den Verkehr, ohne daß der Hof von Ravenna dagegen einschreiten konnte. Da schwand alles Ansehen der Behörden, und die donatistischen Ketzer wünschten geradezu die Herrschaft der arianischen Germanen herbei.

Die Vandalen in Afrika.

Diese Stimmung der Bevölkerung und ein Zwist zwischen den weströmischen Machthabern bahnte den **Vandalen** den Weg. Persönlich mehr als Aëtius galt bei der Kaisermutter Placidia der Comes von Afrika, **Bonifacius**, weil er sich anhänglicher gezeigt hatte als der hochfahrende, halbbarbarisierte Illyrier. Schließlich kam es zwischen beiden geradezu zum Bruch, und eine Heeresabteilung wurde nach Afrika hinübergeschickt, erlag aber 427 den Waffen des Bonifacius. Diesen Augenblick ersah sich der Vandalenkönig **Geiserich** (427—477), keine heroische Erscheinung, denn er war lahm infolge eines Sturzes mit dem Pferde, aber ein Staatsmann, verschlossen, wortkarg, berechnend, herrschsüchtig und hartherzig. Die bedrängte Lage der Vandalen in Spanien drängte ihn vorwärts. Die asdingischen Vandalen waren, von den Römern und Westgoten bedrängt, um 420 aus Galicien nach dem Süden abgezogen und verschmolzen hier mit den Silingern, diese aber wurden von den Westgoten fortwährend belästigt. So überschritt König Geiserich im Mai 429 mit dem ganzen Volke der Vandalen, alles in allem nicht mehr als 80000 Köpfen, also höchstens 20000 Bewaffneten, die Meerenge von Gibraltar und rückte unter furchtbaren Verheerungen ostwärts vor. An der Westgrenze von Numidien geschlagen, warf sich Bonifacius nach Hippo (Bona), der Bischofsstadt St. Augustins, und verteidigte den Platz vierzehn Monate hindurch so nachdrücklich, daß Geiserich im Juli 431 die Belagerung aufheben mußte. Aber fast das ganze Land bis auf Cirta und Karthago fiel unter planmäßigen, furchtbaren Verheerungen in seine Hände. Weil nun Bonifacius seinem Nebenbuhler Aëtius alle Schuld an dem Unglücke Afrikas beimaß, ging er mit Heeresmacht nach Italien hinüber, um ihn zu stürzen, siegte auch in der Schlacht bei Ariminum (432), wurde aber selbst tödlich verwundet und starb bald nachher. So blieb das Feld allein dem Aëtius, und dieser schloß, weil er die Vandalen doch nicht vertreiben und die afrikanischen Zufuhren nicht entbehren konnte, am 11. Februar 435 den **Frieden von Hippo**. Die Vandalen erhielten die Byzacena und Africa propria, doch ohne Karthago; dafür versprachen sie Lieferungen, besonders wohl von Getreide und Öl. Trotz dieses Friedens nahm Geiserich das ganze Land bis an die Säulen des Herkules in Besitz, und im Oktober 439 zogen die Geschwader seiner blonden Vandalen frohlockend auch in Karthago ein.

Das Vandalenreich.

Zu einer Landteilung wie in Gallien und Spanien kam es in Afrika nicht; die Vandalen verjagten vielmehr die Grundherren, besonders in der Landschaft um Karthago, von ihren Gütern und setzten sich an ihre Stelle als ein kriegerischer, waffenfreudiger Adel. Die kleinen Leute blieben unbehelligt und befanden sich unter den Vandalen besser als unter römischer Herrschaft. Bald wußten die Vandalen die reichen Mittel und die seemännischen Erfahrungen Afrikas auch zur Bildung einer gefürchteten Flotte zu verwenden, und diese Germanen von der Oder und vom Riesengebirge übernahmen die Erbschaft der phönikischen Karthager. Schon 442 eroberten sie Lilybäum auf Sizilien, bedrohten Panormus und

Unteritalien, und der Hof von Ravenna mußte ihnen auch diese neue Erwerbung förmlich überlassen.

Keinen der Verluste empfand man in Italien schwerer, als den von Afrika, denn „die Seele des Reiches war genommen“. Bis auf Italien, die Alpenländer und einige Landstriche in Spanien und Gallien war das römische Abendland in germanische Staaten unter der nominellen Oberhoheit des Kaisertums aufgelöst.

Das Oströmische Reich unter den Nachkommen Theodosius' des Großen.

Nach dem Abzuge Alarichs frei von der Germanengefahr, hatte der Hof von Konstantinopel eine Zeit verhältnismäßiger Sicherheit für die Osthälfte des Reiches erlebt und dadurch eine unzweifelhafte Überlegenheit gegenüber Westrom ausgeübt. Abgesehen von diesen schon berührten Verhältnissen, sah die Regierung des Arcadius (395—408) ihre Hauptaufgabe in der völligen Vernichtung des antiken Heidentums. Zur Feier der Taufe seines Sohnes Theodosius (406) ließ Arcadius auf einmal acht Tempel in Gaza zerstören und auf der Trümmerstätte des größten eine Kirche zum Heiligen Kreuz errichten. In den Jahren 407 und 408 erließ er dann Edikte, die alle Tempel mit ihren Gütern für den Staatsschatz einzogen. Als er 408 starb, verfolgte sein Sohn Theodosius II. (408—450) oder vielmehr die Regierung, die für den Knaben die Geschäfte führte und anfangs von dem Präfekten Anthemius, dann von seiner älteren Schwester, der zur Augusta erhobenen Pulcheria, geleitet wurde, diese Richtung weiter. Jene Edikte wurden 412 und 415 wiederholt und zwar mit dem Zusatze, daß die heidnischen Priester aus den Städten ausgewiesen und alle zu heidnischen Kultuszwecken dienenden Korporationen aufgelöst werden sollten; später, 416 und 417, wurden die Heiden auch von allen Ämtern in Staat und Heer ausgeschlossen. Unaufhaltsam sank die alte Welt dahin, und wenigstens eine Blutzeugin hat sie gefunden. Die ebenso edle als schöne und begeisterte Lehrerin der neuplatonischen Philosophie in Alexandria, die Athenerin Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon, wurde 416 von einer christlichen Pöbelrotte mindestens unter der stillschweigenden Zulassung des Patriarchen Cyrillus scheußlich ermordet, weil sie den Statthalter Orestes zu christenfeindlichen Maßregeln angetrieben haben sollte.

Kampf gegen das Heidentum in Ostrom.




50. Münze mit dem Bildnis Varanes' V. (Königl. Münzkabinett in Berlin.) (Zu Seite 76.)

So feindselig nun aber dies rechtgläubige Kaisertum des Theodosianischen Hauses gegen die Reste des heidnischen Kultus und seine Tempel verfuhr, so wenig war es doch gemeint, den großen Kulturzusammenhang zu zerreißen, der die Gegenwart mit der antiken Welt verknüpfte. Es mochte ein Gegenzug gegen den Einfluß der athenischen philosophischen Hochschule sein, wenn Theodosius II. im Jahre 425 die Hochschule seiner Reichshauptstadt christianisierte, aber die Bildung, die auch sie vermittelte, war die antike. Für die griechische Litteratur und Grammatik wurden 18, für die lateinische 13 Professoren angestellt; außerdem lehrte einer Philosophie, zwei römisches Recht. Und eben für dieses schuf diese Regierung als feste Grundlage die erste große Kodifikation der zerstreuten kaiserlichen Edikte (Konstitutionen) seit Konstantin dem Großen, den Codex Theodosianus, der 438 veröffentlicht und noch in demselben Jahre von Valentinian II. auch für das Westreich in Kraft gesetzt wurde. Eine Reihe von Steuererlassen beseitigte den furchtbaren Druck der Steuerrückstände auf die Bevölkerung.

Fortdauer der antiken Bildung.

Die Christen im Persischen Reiche.

Kirchliche Rücksichten bestimmten die oströmische Politik vielfach auch nach außen. Im Neupersischen Reiche, dessen zahlreiche Christengemeinden im Erzbischof von Seleucia ihr Oberhaupt sahen, hatten sie sich unter König Jezdegerd I. (Jezdedschird, 399—429) einer weitgehenden Duldsamkeit zu erfreuen gehabt. Aber unter dem leidenschaftlichen und gewaltthätigen Varanes V. (420—440, Bahramgur), der sich seine Krone gegen den von den Großen aufgestellten Gegenkönig Chosru hatte erringen müssen, indem er sie wie im Gottesurteil zwischen zwei Löwen hervorholte, brach eine wütende Christenverfolgung aus, vielleicht weil der junge Fürst bei den „götzendienerischen“ Arabern von Hira erzogen worden war und nun beweisen wollte oder



51. Neupersischer König (Firuz?).

Darstellung auf einer silbernen Schale, jetzt im Cabinet de France.

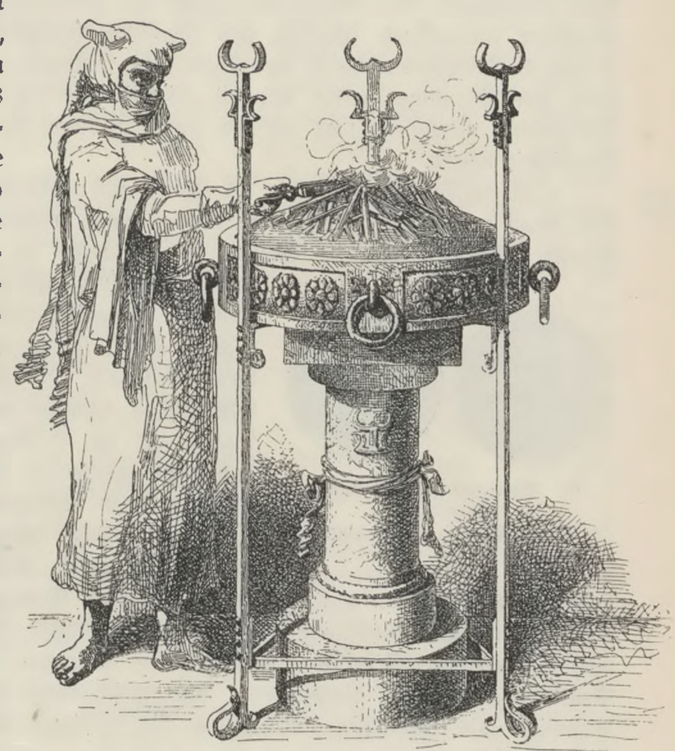
Der König ist auf der Jagd dargestellt, eben hat er seinen mächtigen Bogen auf vor ihm fliehendes Wild gespannt. Seine Tracht ist sehr reich. Auf seinem Haupte sehen wir die Tiara, in den Ohren, um den Hals, an dem doppelten Gürtel blitzen Edelsteine. Gewand und Armbänder sind mit Stickereien verziert, ebenso wie das Zaumzeug des Pferdes. Die flatternden Schleifen an Bogen und Pferd sind besonderes Abzeichen des Königs. — Wem diese prächtige Schale, deren Figuren vergoldet und mit schwarzem Schmelz eingelegt sind, zugehört, ist fraglich. Einige schreiben sie dem König Firuz des 5. Jahrh. zu, andre gar dem König Schapur II. (310—379; s. Bd. II, S. 858).

mußte, daß er ein rechtgläubiger Feueranbeter sei. Die nächste Veranlassung bot die Zerstörung eines Feuertempels durch den fanatischen Bischof von Susa. Nur wenige Christen entrannen damals dem Verderben, weitaus die meisten starben unter Martern aller Art. Da griff der Hof von Konstantinopel, durch den dortigen Patriarchen bestimmt, zu den Waffen, um seine Glaubensgenossen zu schützen oder mindestens zu rächen. Während die Perser arabische Reiter und indische Elefanten heranzogen, bestand die Hauptmasse des römischen Heeres aus gotischen Truppen unter Aspar. In den blutigen Kämpfen, die besonders um die persische Grenzfestung Nisibis unweit des oberen Tigris tobten, siegten die Römer in einer größeren Schlacht im August 421

und schickten sich an, Nisibis selbst wieder zurückzuerobern. Doch willigten die Perser, die zugleich im Osten vom Oxus her von den sogenannten ephthalitischen oder weißen Hunnen, einem türkischen Stamme, bedroht wurden, 422 in einen hundertjährigen Frieden und sicherten dadurch das Oströmische Reich vor jedem Angriff an seiner langen Ostgrenze.

Armenien

Auch die Zerrüttung Armeniens, des von jeher streitigen Zwischenlandes, vermochte dies friedliche Verhältnis der beiden großen Reiche nicht zu erschüttern. Armenien, das kurz nach 300 durch Gregorius den Erleuchter für das Christentum gewonnen worden war, zerfiel seit dem Ende des 4. Jahrhunderts durch die Streitigkeiten in seinem Herrscherhause und seinem Adel in zwei gesonderte Herrschaften, während es kirchlich unter seinem Metropoliten (Katholikos) aus dem Hause Gregors des Erleuchters geeinigt blieb. Die kleinere westliche Hälfte stand unter römischer, die größere östliche unter persischer Oberhoheit. Als wenige Jahre danach der Herrscher von Westarmenien, Arsaces, starb, zogen die Oströmer sein Land als Provinz ein und erbauten zu seiner Behauptung das feste Theodosiopolis unweit der Quellen des Euphrat (Erzerum). Dasselbe Schicksal traf die Osthälfte 438 durch die Perser, als der Adel den König Artasires bei Varanes verklagte. Politisch der Fremdherrschaft unterworfen, bewahrten die Armenier indes auch jetzt noch ihre kirchliche Einheit und Selbständigkeit, die im Monophysitismus ihre besondere dogmatische Ausprägung erhielt und in der armenischen Bibelübersetzung von Masrop (um 412) dem Volke den Anfang zu einer Litteratur in der Volkssprache und in einer eigentümlichen nationalen Schrift verlieh.



52. Persischer Feueraltar (Ateschdan) aus der Zeit der Sassaniden nach Darstellungen auf Münzen. Nach Dieulafoy, „L'Acropole de Suse“.

Das Oströmische Reich und die Hunnen.

Freilich, die Zeit der Erholung, die den asiatischen Provinzen durch den Frieden von 422, den Ländern der Balkanhalbinsel schon seit dem Abzuge der Westgoten gegönnt war, wurde in den vierziger Jahren des 5. Jahrhunderts durch die schrecklichen Verwüstungszüge der Hunnen unterbrochen (s. unten S. 80). Nur den festen Mauern und der unvergleichlich geschützten Lage von Konstantinopel verdankte damals die römische Herrschaft über diese Lande ihre Erhaltung. Aber Mösien und Thrakien, die schon von den Goten so hart mitgenommen waren, unterlagen abermals einer grauenhaften Verwüstung; die Städte wurden, sobald sie in die Hände der Hunnen

fielen, planmäßig zerstört, die Einwohner scharenweise in die Gefangenschaft geschleppt, das Land nördlich vom Balkan zu einer fast menschenleeren Einöde gemacht und endlich in dem schimpflichen Frieden von Singidunum (Belgrad) 448 bis Novae und in einer Breite, die südwärts bis Naissus (Nisch) hin reichte, den Hunnen als Weideland geradezu abgetreten. Städte wie Sirmium, Naissus, Sardica (Sofia), Marcianopolis und alle Orte zwischen ihnen — im ganzen überhaupt angeblich 70 Städte — lagen damals in Trümmern; ihre Bewohner waren geflüchtet oder weggeführt oder nur noch in schwachen Überresten vorhanden, und über die Donau, die sonst stolze römische Galeeren beherrscht hatten, setzte man in rohen Einbäumen. Diese Verwüstung der Länder im Norden der Balkanhalbinsel schwächte die sonst hier wohnende romanisierte illyrische und thrakische Bevölkerung derart, daß sie, die im 3. und 4. Jahrhundert durch ihre Kaiser und Soldaten oft genug das Reich beherrscht hatte, alle Bedeutung verlor und die griechischredenden Landschaften des Südens das Übergewicht erlangten, was für die ganze Zukunft des Ostreiches von der größten Wichtigkeit wurde.

Theodosius II. und sein Hof.

Theodosius II. war nicht der Mann, um solche Verluste auszugleichen. Männliche Kraft und Einsicht zeigten in diesem Hause während der späteren Zeit nur die Frauen. Wie Placidia im Westen, so behauptete im Osten Pulcheria den maßgebenden Einfluß, und neben ihr stand die schöne und geistvolle Gemahlin, die sie dem schwachen Bruder 421 gegeben hatte: Eudoxia oder, wie sie ursprünglich hieß, Athenais, die Tochter des noch heidnischen Philosophen Leontius (geb. 394), eine feingebildete Dame, die als Hofdame der Pulcheria nach Konstantinopel gekommen war, um hier schließlich den Kaiserthron zu besteigen. Doch so ungewöhnlich ihr Aufsteigen gewesen war, so jäh war ihr Fall. Sie wurde 444 eines strafbaren Verhältnisses zu dem Hofbeamten Paulinus angeklagt und trotz aller Beteuerungen ihrer Unschuld unter dem ehrenvollen Vorwande einer Wallfahrt nach Jerusalem verbannt, wo sie, mit litterarischen Arbeiten und frommen Übungen beschäftigt, erst 460 starb; Paulinus aber wurde hingerichtet. Ihre gleichnamige Tochter Eudoxia hat dann im Westreiche als Gemahlin und Witwe Valentinians III. noch eine verhängnisvolle Rolle gespielt.



53. Münze mit dem Bildnis des Marcianus.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Marcianus.

Als dann Theodosius II. am 28. Juli 456 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde verschied und damit das Geschlecht des Theodosius im Mannesstamme für das Ostreich erlosch, hielt es die alternde Pulcheria doch für geraten, nach der Forderung des Heeres die Herrschaft einem tüchtigen Kriegsmanne zu übertragen, dem Senator Marcianus, mit dem sie eine Scheinehe schloß, weil sie zwar ihre nonnenhafte Zurückgezogenheit nicht aufgeben wollte, aber dem erwählten Kaiser doch zugleich eine Art von Erbrecht zu verleihen trachtete. Marcianus (450—457) eröffnete seine Regierung damit, daß er die Zahlung des von Theodosius deu Hunnen verwilligten Tributs verweigerte mit der stolzen Begründung, für die Feinde des Reiches habe er nur Eisen. Damit führte er freilich eine ungeheure Gefahr herauf, doch nicht über Ostrom, sondern über das römisch-germanische Abendland, die die ganze dort geschaffene Ordnung und die Gesittung selber mit einer furchtbaren Zerstörung bedrohte.

Die letzten Kämpfe um den Bestand des Weströmischen Reiches.
(450—476.)

Attila und das Hunnenreich.

Während das Abendland den Germanen verfiel, hatte sich im Norden eine gewaltige barbarische Macht gebildet unter der Führung der Hunnen. Geeinigt unter dem König Rugila (Rua), saßen sie damals in den Weideländern des heutigen Ungarn und unterwarfen sich von dort zahlreiche germanische, slawische und finnische Stämme, wie die Ostgoten, Gepiden, Rugier, Heruler, Skiren u. a. m., so daß sich ihr Reich vom Innern des jetzigen Rußland bis tief nach Deutschland hinein und vielleicht bis an die Ostsee erstreckte. Teilweise mag es diese Ausdehnung erst unter Rugilas Nachfolgern erlangt haben. Das waren seit 433 die beiden Söhne seines Bruders Muudzuk, Attila (Etzel) und Bleda (Blödelin) in Gemeinschaft, seit 444, nach der Ermordung Bledas, Attila allein. Das Reich war nach Barbarenweise nur locker gefügt; die unterthänigen Stämme behielten ihre innere Selbständigkeit und leisteten nur Heeresfolge und Tribut, sandten auch vornehme Jünglinge als Geiseln an den hunnischen Königshof. Manchem Römer erschien die verhältnismäßige Freiheit des einzelnen unter hunnischer Herrschaft so begehrenswert, daß er sich dort niederließ, und die Hunnen selbst hatten unter römisch-germanischem Einfluß vieles von ihrer alten Barbarei abgelegt. Manch kostbares Beutestück fand bei ihnen Verwendung, ihre Frauen verstanden künstliche Stickereien anzufertigen, und man wußte die Wohlthat römischer Bäder zu schätzen. Selbst Attilas Hofhalt, den 448 der Oströmer Priscus anschaulich geschildert hat und das Nibelungenlied im Spiegelbilde uns aufbewahrt, entsprach weit mehr dem eines germanischen Königs, als eines Mongolenchans. Attilas Herrschaft und Hof.

In weiter Ebene zwischen Donau und Theiß lagen hinter einem starken Pfahlwerk die mit Stroh oder Moos gedeckten Hütten des großen Fleckens um eineu Hügel, der den Palast des Königs trug, eine Verbindung niedriger Holzgebäude mit zierlich geschnitzten Galerien, umschlossen von einem Bohlenzaun und behütet von seiner Leibwache aus den edlen Jünglingen der unterworfenen Stämme. Ein buntes Völkergewimmel erfüllte die Hofburg, und Hunnisch, Gotisch, Lateinisch, zuweilen auch Griechisch, klangen nebeneinander. Lud Attila seine Edlen oder fremde Gesandte zu sich, dann tafelte er mit ihnen in einer weiten Halle, er selbst auf erhöhtem Sitze vor dem mit Leinentüchern und bunten Spitzen behangenen Lager; vor ihm saßen an langen Tischen seine Gäste. In silberne oder goldene Becher füllten ihnen die Schenken den Wein und auf silbernen Schüsseln wurden ihnen die Speisen gereicht, während Attila selbst nur aus hölzernen Bechern trank, auf hölzernen Platten sich einfache Fleischgerichte darbieten ließ und sich in allem nüchtern und mäßig hielt. Einzelnen bevorzugten Gästen trank er zu, und endlos pflegte sich das Gelage hinzuziehen; dazwischen traten Sänger und Narren auf.

Aber über seine lachenden und lärmenden Gäste blickte der König ruhig, ernst und scheinbar teilnahmlos hin. Denn er fühlte sich immer als der gebietende Herr, und mit scheuer Ehrfurcht sah man zu ihm auf. Fremdartig, ein echter Mongole seiner ganzen Erscheinung nach, stand er unter den hochgewachsenen, blonden Fürsten der Germanen, „von kleiner Gestalt, breiter Brust, großem Kopfe, kleinen Augen, spärlichem, schon ergrauendem Barte, stumpfer Nase, fahler Hautfarbe.“ Ein eiserner Wille verband sich bei ihm mit durchdringendem Scharfblick und hielt alles in unbedingter Unterwürfigkeit; doch gerecht fand er als Richter den Spruch, mild zeigte er sich den Bittenden, gnädig den Unterworfenen. Den Germanen stand er besonders nahe. Der Gepidenkönig Ardarich und der Ostgotenfürst Walamir galten viel bei ihm, und ihre Landsleute sahen in ihm mehr den patriarchalischen Völkergebieter als den kriegerischen Eroberer. Aber seinen Feinden erschien er allerdings als die „Gottesgeißel“, als „geboren, die Völker zu erschüttern, der Schrecken aller Länder.“ Und er selbst glaubte sich zur Weltherrschaft berufen, denn einst hatte ein Hirt das Schwert des Kriegsgottes gefunden und ihm überbracht.

Seine ersten Stöße richtete Attila gegen den Osten. Längs des Kaspischen Meeres drangen seine Geschwader bis nach Medien vor und bedrohten das Perserreich; dann aber kam es 442 zum Kampfe mit Ostrom. Schon damals machte sich, wie es scheint, ein gewisses Einvernehmen zwischen Attila und dem Vandalenkönig Erfolge gegen Ostrom.

Geiserich bemerkbar, denn dieser wurde durch große Seerüstungen in den sizilischen Häfen, an denen auch Ostrom teilnahm, bedroht, und es war ihm deshalb erwünscht, wenn die Hunnen das Ostreich durch einen Angriff lähmten. In zwei Schlachten wurden die Römer völlig geschlagen und wichen nach der Propontis zurück; eine dritte Niederlage unweit des thrakischen Chersones brachte selbst Konstantinopel in Gefahr, dessen Mauern soeben durch ein Erdbeben halb zerstört worden waren und nun eilfertig wiederhergestellt werden mußten. Ein zweiter Feldzug 447 führte die Hunnen sogar bis an die Thermopylen. Endlich mußte Theodosius II. in dem schimpflichen Frieden vom Jahre 448 ein weites Gebiet im Süden der Donau geradezu an die Hunnen abtreten (s. oben S. 78), die Jahrgelder von 700 Pfund Gold auf 2100 Pfund Gold erhöhen, außerdem 6000 Pfund Kriegskosten zahlen und alle Gefangenen und Flüchtlinge ausliefern, während die römischen Gefangenen sich loskaufen mußten. Allerdings ließ sich Attila herbei, den Titel eines römischen Heermeisters anzunehmen, also gewissermaßen in den Dienst des Reiches zu treten; aber thatsächlich war der Kaiser sein Vasall geworden.

Verwickelungen mit dem Abendlande.

Mit dem Weströmischen Reiche hatte er bis dahin ein friedliches und freundschaftliches Verhältnis behauptet, denn die ganze Stellung und Politik des Aëtius beruhte auf diesem Einvernehmen mit den Hunnen. Wenn Attila nun jetzt, obwohl ihn die stolze Antwort des Kaisers Marcianus zu neuen Vorstößen gegen Ostrom hätte bestimmen können (s. oben S. 78), sich zu einem furchtbaren Angriff gegen das römisch-germanische Abendland rüstete, so wurde das durch eine merkwürdige Verknüpfung persönlicher und allgemeiner Verhältnisse veranlaßt. Placidias schöne Tochter Honoria war von der Mutter, wahrscheinlich, damit sie nicht das Werkzeug eines Ehrgeizigen werde, zur Ehelosigkeit bestimmt worden, hatte aber ein Liebesverhältnis mit dem Kammerherrn Eugenius angeknüpft und war deshalb nach Konstantinopel weggeschickt worden. Von hier aus richtete das verzweifelte und erbitterte junge Weib an Attila die Aufforderung, sich mit ihr zu vermählen, und schickte ihm sogar einen Ring. In der That nahm sich der Hunnenkönig ihrer an und ließ dem Hofe von Ravenna drohend erklären, er betrachte Honoria als seine Verlobte und verlange, daß ihr Anrecht auf einen Anteil an der Regierung des Westreiches anerkannt werde. Außerdem hatte sich Geiserich mit seinem bisherigen Verbündeten, dem Westgotenkönig Theoderich, unheilbar entzweit, weil er dessen Tochter, die Gemahlin seines Sohnes Hunerich, wegen eines angeblichen Vergiftungsversuches dem Vater grausam verstümmelt heimgeschickt hatte. Von den Westgoten bedroht, die sich nun aufs engste an die Römer anschlossen, bestimmte Geiserich den Hunnenkönig, den Westen anzugreifen. In dritter Linie wirkte endlich das Hilfegesuch eines jungen Frankenfürsten mit, der Attilas Hilfe gegen seinen Bruder anrief. Die furchtbare hunnische Landmacht und die vandalische Flotte schienen zum Angriff auf das römisch-germanische Abendland zusammenwirken zu müssen.

Die Hunnen in Gallien.

Die Rettung beruhte darauf, daß es Aëtius, dessen bisherige Politik ihre Grundlagen verloren hatte, gelang, die Kräfte der Westgoten und der Römer zu vereinigen. Zunächst wurde der Alanenfürst Saugiban an der mittleren Loire, weil er schon mit Attila Verhandlungen angeknüpft hatte, niedergeworfen und zum Anschluß gezwungen, Aurelianum (Orléans) aber stark befestigt. Denn an eine Verteidigung der Rheinlinie war gar nicht zu denken, da die Franken teilweise zu Attila neigten. Inzwischen wälzte sich die hunnische Völkerflut, bei 500 000 Krieger, die alte Donaustraße durch Noricum und Vindelicien aufwärts gegen Westen. Ostgoten, Gepiden, Rugier, Sueben, Thüringer, Burgunder und ein Teil der Franken waren unter Attilas Fahnen vereinigt, als seine Heere, „den ganzen hercynischen Wald zu Kähnen und Flößen zerschlagend", an der Mündung des Neckar den Rhein überschritten. Am Vor-

abend vor Ostern (6. April) erreichten sie Divodurum (Metz). Die Stadt wurde erstürmt, ausgemordet und angezündet, so daß nur eine Kapelle des heiligen Stephanus übrig geblieben sein soll. Andre Städte des östlichen Gallien hatten dasselbe Schicksal, Paris wurde nach der Legende nur durch die Fürbitte der heiligen Genoveva gerettet.

Schlacht auf der Catalaunischen Ebene.

Zu Anfang des Juni standen die Hunnen vor Aurelianum. Besatzung und Bevölkerung wehrten sich wacker, angefeuert vom Bischof Anianus; aber die Feinde hatten sich bereits der Vorstädte bemächtigt, als, wie erzählt wird, ein Späher des Bischofs in der Ferne die dunklen Heerhaufen der Westgoten und Römer bemerkte, die unter König Theoderich und Aëtius zum Entsatze herankamen. Auch Burgunder, Franken, Armoriker und Breonen aus Tirol hatten sich ihnen angeschlossen. Da die waldbedeckte Umgebung der Stadt für die Reitermassen Attilas kein geeignetes Schlachtfeld bot, so hob er am 24. Juni die Belagerung auf und ging über Sens und Troyes nach der Marne zurück, wo ihm die weiten Ebenen der Champagne freie Entfaltung seiner Streitkräfte ermöglichten. Hier wurde er im Juli 451 auf der „Catalaunischen Ebene“ (Campi Catalaunici oder Mauriaci) unweit von Troyes (beim heutigen Méry-sur-Seine) zur Schlacht gezwungen. Er nahm sie ohne rechte Zuversicht an, denn seine Wahrsager hatten ihm zwar den Fall des feindlichen Feldherrn, aber auch die eigne Niederlage verkündigt.

Das Schlachtfeld bildete eine von beiden Seiten her sanft ansteigende Fläche, die in der Mitte zu einem flachen Höhenrücken anschwoll (bei Premier-Fait und Les Grandes Chapelles). Im Mitteltreffen standen die Hunnen mit Attila, auf dem linken Flügel die Ostgoten, auf dem rechten die Gepiden. Diesen gegenüber hielten auf der andern Seite die Römer, das Mitteltreffen bildeten die unzuverlässigen Alanen, den rechten Flügel die Westgoten. Durch einen raschen Vorstoß bemächtigte sich Aëtius jenes beherrschenden Höhenrückens und wies die Angriffe der Gegner ab. Attila versuchte den Eindruck durch eine ermutigende Anrede abzuschwächen, dann gab er in den ersten Nachmittagsstunden das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes auf der ganzen Linie. Den Gang der ungeheuren Schlacht zu schildern, hat, wie es scheint, kein Augenzeuge vermocht; nur soviel weiß die einzige uns erhaltene etwas genauere Darstellung zu berichten, es sei ein „grimmiger, wechselvoller, unmenschlicher, hartnäckiger Kampf“ gewesen, dessen gleichen keine Überlieferung melde; ein Bach, der durch die Ebene floß, so ward den Nachkommen erzählt, schwoll durch das Blut der Erschlagenen zum reißenden Strome, und gierig schlürften die Verwundeten, von brennendem Durste gequält, die blutige Lache. Im Getümmel fällt König Theoderich, während er die Reihen der Seinen ordnend durchreitet, von einem ostgotischen Pfeile getroffen; aber so ungestüm werfen sich die Westgoten nun auf die Hunnen, daß Attila in persönliche Gefahr gerät und sich in seine Wagenburg zurückzieht.

Attilas Rückzug.

Die Nacht brach herein und verhüllte mitleidig die Greuel des Schlachtfeldes, auf dem, wie berichtet wird, 165 000 Erschlagene in Haufen geschichtet lagen. Wer gesiegt hatte, wußte bei der riesigen Ausdehnung des Kampfes und der Dunkelheit niemand zu sagen. Die Verwirrung war so groß, daß sowohl Thorismund, König Theoderichs Sohn, als Aëtius mitten unter die Hunnen geriet und beide nur mit Mühe der Gefangenschaft entgingen. Als die Sonne des nächsten Tages aufstieg, beleuchtete sie eine unzweifelhafte Niederlage der Hunnen. Attila verblieb in seiner Wagenburg, „wie ein Löwe, den die Jäger drängen, vor seiner Höhle einhergeht und weder den Ansprung wagt, noch abläßt, durch sein Brüllen die Umgebung zu schrecken“; nur Trompetengeschmetter und Waffengeklirr sollten zeigen, daß er nicht entmutigt sei. Aber er machte sich auf das Schlimmste gefaßt und ließ einen Scheiterhaufen aus hölzernen Sätteln auftürmen, um sich, wenn das Lager erstürmt werde, selbst in die Flammen zu stürzen, damit niemand sich rühmen könne, ihn erschlagen zu haben. Die Sieger begnügten sich indes damit, das hunnische Lager einzuschließen, und wehklagend bestatteten unterdessen die Westgoten ihren gefallenen König. An seiner Stelle hoben sie Thorismund auf den Schild. Dieser aber zog auf Aëtius' Rat bald ab, um sich

den Besitz der Hauptstadt Tolosa und des Schatzes zu sichern, und so löste sich das siegreiche Heer auf dem Schlachtfelde auf. Attila räumte darauf Gallien und gab damit den Feldzug verloren.

Attila in Italien.

Freilich als wirklich überwunden betrachtete er sich keineswegs. Schon im nächsten Jahre (452) brach er von Pannonien aus mit großer Heeresmacht in Italien ein. Aëtius war nicht im stande, das Land im Norden des Po zu halten, sondern mußte die Städte sich selber überlassen. Längere Zeit leistete hier die große Festung und Handelsstadt Aquileja den tapfersten Widerstand, doch endlich drangen die Hunnen ein und verwüsteten den Platz derart, daß sich seitdem der Name Aquileja auf eine kleine Ortschaft inmitten eines weiten Trümmerfeldes beschränkte. Mailand und Ticinum (Pavia) erlitten ein ähnliches Schicksal, und weit und breit wurde die Potiefebene ausgeraubt und verheert. Aber den Vormarsch auf Rom hemmte das abergläubische Bedenken Attilas, es könne ihn ein ähnliches Schicksal ereilen wie Alarich, und die Schwierigkeit, die der Apennin dem Marsche eines Reiterheeres entgegensetzte. Auch rüstete Marcianus im Osten zum Einfall in das Hunnenreich, der dem Heere den Rückzug abzuschneiden drohte. Da gab Attila, als er in der Nähe von Mantua stand, den Bitten und Vorstellungen einer römischen Gesandtschaft mit dem Bischof Leo an der Spitze Gehör und gewährte gegen eine Geldzahlung den Frieden, der ihm den Rückzug sicherte.

Attilas Tod.

Ein Jahr später (453) ereilte ihn anf der Höhe und im vollen Genusse seiner Macht ein rasches Ende. Er starb auf dem Brautlager mit einem Mädchen, das den germanischen Namen Ildico (Hilde) trug, an einem plötzlichen Bluterguß. Seine Leute fanden ihn am späten Morgen tot auf dem Lager, neben ihm Ildico in ihren Schleier gehüllt und in Thränen. Eine andre Nachricht meldet, er sei von ihr umgebracht worden aus Rache für ihre gemordeten Brüder. Die Hunnen aber schoren sich das Haar und zerfetzten sich mit Messern die Wangen, damit der große König durch Blut und nicht durch Weiberthränen geehrt werde; dann stellten sie den Leichnam unter einem seidenen Zelte aus und umritten ihn unter wilden Klagegesängen und Reiterspielen. Endlich versenkten sie den in einen dreifachen Sarg gebetteten Herrscher bei Nacht, umgeben von Schmuck und Trophäen; die Sklaven, die das Grab hergerichtet hatten, wurden getötet.

Zerfall des Hunnenreiches.

In der Nacht, da Attila starb, träumte dem Kaiser Marcianus in Konstantinopel, er sehe Attilas Bogen zerbrochen vor sich. In der That fiel das Hunnenreich mit seinem Begründer. Als seine Söhne den Versuch machten, es zu teilen, ohne die unterthänigen Völker zu fragen, da empörte sich dagegen zuerst der Stolz des Gepidenkönigs Ardarich. Die übrigen Stämme, Ostgoten, Rugier, Heruler, Alanen, Sueben schlossen sich an, und in einer grimmigen Schlacht am Flusse Netad erlagen die Hunnen den Germanen. Ihrer 30 000, darunter Attilas ältester Sohn, der tapfere Ellak, fielen, die übrigen zogen sich in die Steppen Osteuropas zurück und verschwanden dort unter stammverwandten Völkern, andre siedelten sich auf römischem Boden, in Klein-Skythien (Dobrudscha), an. Auch die dem Attila unterthänig gewesenen Germanenstämme traten in eine Art Bundesverhältnis zu Rom. Die Skiren ließen sich in Nieder-Mösien nieder, die Gepiden in Dacien, die Ostgoten in Pannonien. Sie erhielten vom Reiche Jahrgelder und leisteten dagegen Waffenhilfe. So verschwand das Hunnenreich vom Erdboden, ohne etwas andres zurückzulassen als eine ungeheure Zerstörung und die Erinnerung an eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Herrschergestalt, die sich der Phantasie der Germanenvölker unvertilgbar eingeprägt hat.

Der Untergang des Weströmischen Reiches.

Aëtius' Fall.

Aëtius war der letzte Staatsmann, der die drei Mächte, auf denen der Fortbestand des wankenden Reiches beruhte, die römische Regierung, die angesiedelten Germanenvölker und das gute Verhältnis zu Ostrom zusammenzufassen verstand, und vor allem sein Verdienst war es, daß am Zusammenschluß dieser drei Faktoren der hunnische Ansturm auf das Abendland abprallte. Begreiflich, daß er, seiner Unentbehrlichkeit bewußt, daran dachte, die Stellung seines Hauses für immer zu sichern, und wirklich gab ihm Valentinian III. das eidliche Versprechen, eine seiner Töchter, Eudoxia oder Placidia, mit Aëtius' Sohne Gaudentius zu vermählen. Es war wohl dabei die Absicht des großen Feldherrn, diesem Sohne die Nachfolge in ähnlicher Weise zu verschaffen, wie sie soeben im Osten dem Kaiser Marcianus zugefallen war (s. S. 78); denn Söhne hatte der Kaiser nicht. Wenigstens mögen diesem die Neider des Aëtius, namentlich der Eunuch Heraclius, die Sache so vorgestellt haben. Jedenfalls zögerte er, sein Versprechen zu erfüllen. Darüber kam es eines Tages im Palaste zu Rom zu einem heftigen Wortwechsel zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn, und in einem Anfalle von Wut zog Valentinian plötzlich das Schwert und stieß Aëtius nieder, über den dann auch noch das Hofgesinde herfiel. So starb der Retter Roms am 21. September 454 als das Opfer eines echt monarchischen Undanks, und auch seine wichtigsten Anhänger wurden umgebracht.

Valentinians III. Ermordung.

Doch bald ereilte die Nemesis den kaiserlichen Mörder. In seiner Lüsternheit hatte er die schöne Frau des Senators Petronius Maximus, aus dem Geschlechte der Anicier, vergewaltigt. Erbittert sann der gekränkte Ehemann auf Rache und gewann dafür zwei Germanen, alte Gefolgsleute des Aëtius, die in Valentinians Diensten standen und an ihm zugleich den Tod ihres früheren Herrn zu rächen hatten. Als Valentinian am 16. März 455 den Übungen seiner Truppen auf dem Marsfelde zusah, fielen sie über ihn her und stießen ihn samt Heraclius nieder, ohne daß sich eine Hand für ihn erhoben hätte.

Die Vandalen in Rom.

So endete schimpflich der Mannesstamm des ruhmvollen Theodosianischen Hauses auch im Abendlande. Der Todeskampf des Weströmischen Reiches begann. Am Tage nach Valentinians Ermordung ließ sich Petronius Maximus zum Kaiser ausrufen und nötigte, da seine Gemahlin im Kummer gestorben war, Valentinians Witwe Eudoxia, sich mit ihm zu vermählen, ohne daß sie damals von seinem Anteil am Morde ihres früheren Gatten Kunde gehabt hätte. Als ihr nun Maximus in einer verliebten Stunde dies bekannte und aus Neigung zu ihr gehandelt zu haben behauptete, da flammte in dem tiefbeleidigten Weibe der ganze Stolz und die ganze Leidenschaft der Töchter ihres Geschlechts empor, und blind vor Rachgier sandte sie an den Vandalenkönig Geiserich die Aufforderung, nach Italien zu kommen und Maximus zu stürzen. Dieser betrachtete den Frieden mit Westrom (s. S. 74) als durch Valentinians Tod gebrochen und lief mit einer gewaltigen Flotte von Karthago aus. Ohne Gegenwehr fiel die Hafenstadt Portus in seine Hand, und er marschierte auf Rom. Dort machte Maximus nicht den leisesten Versuch, durch mannhaften Widerstand seine Usurpation zu sühnen, er gab vielmehr allen die Erlaubnis zur Flucht und verließ selber den Palast, wurde aber von seinen erbitterten Leuten erschlagen, die zerfetzte Leiche in den Tiber geworfen (2. oder 4. Juni 455). Drei Tage später zogen Geiserichs beutegierige Schwärme, Vandalen und Mauren, durch das Thor von Portus in das unverteidigte Rom ein. Sie plünderten vierzehn Tage gemächlich die Stadt, besonders das Kapitol und die Kaiserpaläste, deckten selbst die vergoldeten Bronzeziegel des kapitolinischen Jupitertempels (s. Bd. II, S. 577) ab,

schonten auch die Kirchen nicht (mit Ausnahme der drei Basiliken zu St. Johannes im Lateran, zu St. Peter und zu St. Paul vor den Mauern), führten Hunderte von Statnen hinweg, mit denen der König seine Residenz Karthago zu schmücken dachte, und raubten auch die heiligen Gefäße, die einst (im Jahre 70) Titus aus dem Tempel von Jerusalem als gute Beute weggenommen hatte (s. Bd. II, S. 743). Aber auf Zerstörung und Mord hatten sie es nicht abgesehen. Nur Gefangene schleppten sie zu Tausenden mit fort, namentlich solche, die sich durch Kunstfertigkeit auszeichneten. Dasselbe Schicksal hatte die Kaiserin-Witwe Eudoxia mit ihren Töchtern. Die eine von ihnen, Eudoxia, mußte die Gemahlin Hunnerichs, des vandalischen Thronfolgers, werden; die andre, Placidia, wurde 457 mit ihrer Mutter nach Konstantinopel entlassen. Für eine neue Ordnung der Dinge in Rom und Italien trug Geiserich keine Sorge; es gelüstete ihn nicht, als Kaisermacher aufzutreten, er begnügte sich damit, Sardinien, Corsica und die Balearen wegzunehmen. Aber zahllose Familien Roms waren verarmt, und die Einwohnerzahl der Stadt sank seitdem rasch.

Avitus Kaiser in Gallien.

Das Reich wäre schon damals völlig zerfallen, hätte nicht jene stolze gallische Aristokratie, die längst schon nicht mehr keltisch, sondern römisch dachte, im Bunde mit den Westgoten das Kaisertum aufrecht erhalten. Einer aus ihrer Mitte, M. Mäcilius Avitus, ein alter Genosse des Aëtius, erst Präfekt von Gallien, dann von Petronius Maximus zum Heermeister der dortigen Truppen ernannt, verhandelte in Tolosa eben mit den Westgoten über die Aufrechterhaltung des Bündnisses, als die Nachricht vom Tode des Maximus und der Einnahme Roms eintraf. Um den Rechtsboden zu behaupten, auf dem ihre ganze Stellung beruhte, trugen die gotischen Edlen dem Avitus, den sie seit langer Zeit kannten, das Diadem an, und die Provinzialversammlung von Arelate erhob ihn am 9. Juli 455 zum Kaiser, worauf er auch in Italien und von Ostrom ohne weiteres anerkannt wurde. Beide Kaiser machten nun vereinigt den Versuch, die furchtbare Macht der Vandalen zu brechen, und wirklich brachte der Suebe Ricimer ihrer Flotte in den sizilischen Gewässern (456) eine empfindliche Niederlage bei. Zugleich gingen die Westgoten und Burgunder im Namen des Kaisers Avitus gegen die Sueben in Spanien vor, schlugen sie am 5. Oktober 456 am Urbicus (Orvigo) vor Astorga, besetzten Bracara und nahmen ihren König Rechiar gefangen, der im Dezember hingerichtet wurde. Wie zur Belohnung erhielten damals die Burgunder neue Ländereien zugewiesen.

Ricimers Emporkommen.

Noch einmal hatte sich kraftvoll der Gedanke des Kaisertums im Westen erhoben. Aber die wirkliche Macht lag so völlig in den Händen der mit ihm verbündeten Germanen, daß ihr Wille sein Schicksal entschied. Denn Ricimer, von väterlicher Seite mit dem suebischen, von mütterlicher mit dem westgotischen Königshause verwandt und mit dem burgundischen verschwägert, dazu gehoben durch seinen Sieg über die unbesiegten Vandalen, ertrug es nicht länger, die zweite Rolle zu spielen, sondern kündigte dem Avitus den Gehorsam auf. Als dieser mit seinen gallischen Truppen in Italien einrückte, wurde er am 18. Oktober 456 bei Placentia (Piacenza) geschlagen und zum Verzicht gezwungen, worauf er sich auf einen Bischofssitz zurückzog.

Leo I. und Aspar.

Der Westen war wieder ohne Kaiser, und ein germanischer Soldat hatte die Gewalt in Händen, als wenig später (Januar oder Februar 457) auch Kaiser Marcianus in Konstantinopel mit Tod abging, nachdem Pulcheria ihm schon im Juli 453 vorangegangen war, ohne daß ein gesetzlicher Erbe vorhanden gewesen wäre. Da erhob sich auch im Osten ein Germane, der Gote Aspar, gestützt auf seine noch in Thrakien angesiedelten Landsleute, und ließ den Tribunen Leo vom Heere zum Kaiser ausrufen. Der oströmische Senat erkannte ihn an, und, was besonders

bedeutsam war, der Patriarch von Konstantinopel, Anatolius, setzte ihm das Diadem aufs Haupt. Zum erstenmal empfing ein Monarch die Weihe der Kirche, und unermeßliche Folgen haben sich an diesen Vorgang geknüpft.

Leo I. (457—474) hat den Beinamen des Großen nur wegen seiner Rechtgläubigkeit erhalten, aber er war kein unwürdiger Regent. Seine Bedeutung liegt darin, daß er nach dem Ausgange der spanischen Dynastie des Theodosius, zu der auch Marcianus noch gewissermaßen gehörte, zuerst wieder ein im Osten einheimisches (thrakisches) Herrscherhaus begründete, und daß er den ersten Versuch machte, die Übermacht der eingewanderten Germanen zu brechen. An die Beseitigung des Goten Aspar, dem er das Diadem verdankte, konnte er zunächst allerdings nicht denken, obwohl er ihn sofort in die Schranken des Unterthanen zurückwies, aber er bildete zuerst wieder eine leistungsfähige einheimische Heeresmacht aus den wilden Isauriern im südöstlichen Kleinasien, die in ihrem rauhen Gebirgslande jahrhundertelang sich in halber Unabhängigkeit behauptet hatten, und legte diese Truppen nach Konstantinopel. Wie groß noch immer trotz aller Verluste die Mittel des Ostreiches waren, bewies die gewaltige Seerüstung gegen die Vandalen im Jahre 468 (s. unten S. 88). Dabei bemühte sich Leo, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern, erließ z. B., als 458 ein furchtbares Erdbeben Kleinasien und Syrien erschüttert hatte, den Antiochenern einen Teil der Steuern und gewährte denen, die ihre eingestürzten Häuser wieder aufbauten, völlige Freiheit von Abgaben. Waren so die Verhältnisse im Innern leidlich geordnet, so hatten sie sich auch nach außen wesentlich gebessert. Mit den Persern hatte man Frieden, die Hunnengefahr drohte nicht mehr, nur die Ostgoten in Pannonien waren unruhig und zu Übergriffen geneigt. So gewann das Ostreich eine unzweifelhafte Überlegenheit und übte auf das zerfallende Westreich einen entscheidenden Einfluß aus.

Ricimer und Majorianus.

Dort konnte auch Ricimer nicht daran denken, selbst als Kaiser aufzutreten. Er erhob vielmehr am 1. April 457 mit Leos Zustimmung den Heermeister Flavins Julianus Majorianus auf den Thron, während er selbst den Oberbefehl behauptete. Noch einmal wurde der Versuch unternommen, das kaiserliche Ansehen über Gallien und Spanien wiederherzustellen. Indem Majorianus im Dezember 458 mit einem stattlichen Heere die Alpen überschritt, gelang es ihm, im Lugdunensischen Gallien festen Fuß zu fassen und die Burgunder zur Heeresfolge zu verpflichten. Dann entsetzte er im Frühjahre 459 durch seinen Feldherrn Ägidius das wiederum von den Goten belagerte Arelate und brachte diese ebenfalls in das frühere Verhältnis zurück. Im Mai 469 ging er nach Spanien hinüber und traf in Cartagena umfassende Vorbereitungen zum Kriege gegen die Vandalen, indem er hier 300 große Schiffe vereinigte. Allein Geiserich überraschte die Flotte vor Anker und richtete sie großenteils zu Grunde, so daß Majorianus sein Unternehmen aufgeben mußte und einen Waffenstillstand schloß. Er kehrte darauf nach Italien zurück. Auf dem Marsche aber erklärte sich Ricimer gegen ihn, nahm ihm am 2. August 461 in der Nähe von Tortona den Purpur und ließ ihn wenige Tage später hinrichten.

Befestigung des Westgotenreiches.

Der unglückliche Majorianus, der nach seinen trefflichen persönlichen Eigenschaften und seinen redlichen Bemühnngen ein besseres Schicksal verdient hätte, ist der letzte Kaiser, der über Gallien und Spanien eine wirkliche Macht ausgeübt hat. Seitdem lösten sich die Länder des Westens völlig von Rom los. Das Westgotenreich war schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts in sich wesentlich gefestigt, nur daß es noch des wichtigsten Stückes der gallischen Südküste entbehrte, und in stolzer Sicherheit hielt in Tolosa Theoderich II. (453—466) Hof, nachdem er seinen älteren Bruder Thorismund durch Mord aus dem Wege geräumt hatte.

Der gallische Bischof Apollinaris Sidonius hat ihn uns anschaulich geschildert. Wir sehen den mittelgroßen, wohlgebauten, beweglichen Herrn mit der Adlernase und der frischen Gesichtsfarbe, wie er in seinem ganz germanisch eingerichteten Palaste nach der Morgenandacht in der arianischen Kapelle auf dem Throne sitzend und umgeben von den höchsten Befehlshabern unermüdlich Gesandte und Bittsteller empfängt und sie kurz und bestimmt bescheidet; Vorhänge trennen diesen Raum von der weiten Halle ab, wo seine Leibwachen stehen. Er hält sich einfach in Trank und Speise; nur Sonnabends, wenn er zahlreichere Gäste bei sich sieht, wird seine Tafel mit griechischer Eleganz, gallischer Fülle und italienischer Gewandtheit bestellt, aber auch dann zeichnet sich sein silbernes Tafelgeschirr mehr durch geschmackvolle Arbeit als durch sein schweres Gewicht aus, mit dem andre damals prunkten. In den Pausen der Arbeit besucht der König, ein echter Germane, gern sein Schatzhaus und seinen Marstall; er unterhält sich nach Tische mit dem Brettspiel, lacht, wenn er verliert, ist aber niemals besserer Laune, als wenn er gewinnt, und dann besonders gnädig. Oder er zieht auf die Jagd und tummelt sich im Waffenspiel zu Roß. Beim Abendessen liebt er es, sich durch Gaukler, Schauspieler und Sänger unterhalten zu lassen, doch bleibt alle weichliche Musik verbannt. Zieht er sich zur Nachtruhe zurück, dann stehen seine Leibwachen vor seinen Gemächern, dem Schatzhause und den Thoren seines Palastes.

Wenig mehr als zwei Menschenalter waren vergangen, seit die Westgoten mordend und plündernd die Balkanhalbinsel durchzogen hatten, kaum fünfzig Jahre seit der Plünderung Roms, und jetzt saß ihr König in Toulouse, behaglich und sicher, wie ein eingeborener Herrscher und umgeben von allem Prunk eines regelmäßigen Hofhalts.

An der Erhebung des Avitus hatte Theoderich mitgewirkt, dem Majorianus hatte er sich noch gefügt, nach dessen Tode aber ließ er alle Rücksichten fahren und breitete sich erobernd in Gallien aus. Im Kampfe gegen ihn fiel 464 der römische Statthalter Ägidius. Noch größer waren die Erfolge seines Bruders, Mörders und Nachfolgers, des Königs Eurich (466—484). In Spanien entriß er den Römern 473 Pamplona, Saragossa und die Küstenstädte des Ebrolandes, also die ganze Tarraconensis, die Sueben beschränkte er durch die Einnahme von Lissabon (Olisipo) und Merida auf Galicien. In Gallien bezwang er die beherrschende Berglandschaft der Arverner (Auvergne) erst nach hartnäckigem Widerstande, der freilich nicht von den römischen Behörden ausging, sondern von einem großen Grundherrn, Ecdicius, dem Sohne des Kaisers Avitus und Schwager des Bischofs von Clermont, Sidonius Apollinaris, mit bewaffneten Kolonen und Sklaven geleistet wurde. Endlich, 477 oder 478, nahm Eurich das vielumkämpfte Arelate (Arles) und auch Marseille. Seitdem reichte die Herrschaft der Westgoten von der unteren Rhone und Loire bis an den Atlantischen Ozean, aber ihr Schwerpunkt lag im südwestlichen Gallien, in Aquitanien, das daher der deutschen Heldensage schlechtweg als das Westgotenland gilt. Nur im Norden der Loire behauptete Syagrius, der Sohn des Ägidius, noch ein römisches Gebiet, soweit nicht die Franken von Nordosten her es einengten (s. unten).

Angeln, Sachsen und Jüten in Britannien.

In Britannien breiteten sich schon seit etwa 450 die Angelsachsen und Jüten aus, gewaltsam, als erobernde Auswanderer, auf eigne Faust, ohne sich auf Verträge einzulassen. Denn eine römische Verwaltung gab es dort nicht mehr, seitdem im Jahre 418 die römischen Legionen abgezogen und trotz wiederholter Gesuche der Provinzialen nicht zurückgekehrt waren. Da standen die Briten, längst jedes selbständigen Entschlusses und der Waffenübung entwöhnt, zersplittert in Gaue, Stadtgemeinden und Grundherrschaften, ratlos und hilflos den Einfällen der keltischen Pikten und Skoten im Norden der Insel gegenüber. In dieser Not gewann, wie die in der Hauptsache wohlbegründete Sage meldet, der südbritische Fürst Vortigern (kelt. Guorthigirn) die jütischen Häuptlinge Hengist und Horsa und räumte ihnen als Lohn für ihre Hilfe um 449 für sich und ihre Leute die Insel Thanet, an der Ostspitze von Kent (um Ramsgate und Margate), ein, einen Landstrich von 600 Hufen. Als aber neue Zuzüge übers Meer herüberkamen und der Raum nicht ausreichte, wurden die Bundesgenossen zu Bedrängern und begannen den Eroberungskrieg. In Kent entstand das erste germanische (jütische) Königreich, aber die Hauptmasse der Einwanderer kam aus

Sachsen und Angeln (zwischen der Schlei und der Flensburger Föhrde), und zwar in solcher Menge, daß noch um 700 das deutsche Angeln fast menschenleer dalag. Die Sachsen eroberten besonders das südliche Britannien; hier gründeten sie zuerst das Königreich Südsachsen (Suthsearas, Sussex), etwas später Westsachsen (Westsearas, Wessex), Eastsearas (Essex) und Mittelsachsen (Middlesearas, Middlesex), und zwar im beständigen Kampfe mit dem sagenberühmten Britenkönige Artus (Arthur), dessen Zeit kurz nach 500 zu setzen ist. Um dieselbe Zeit bildete sich unter sächsischer Hoheit ein zweites jütisches Fürstentum auf der Insel Wight. Die Angeln besetzten das nach ihnen genannte Ostangeln (Norfolk und Suffolk) und drangen in das flache Binnenland ein, wo sich erst später aus einer Menge kleiner Herrschaften das Königreich Mercia (Myrcna) bildete. Vor den Germanen wichen die Kelten nach Wales, Cornwallis und sogar übers Meer nach dem nordwestlichsten Teile Galliens zurück, das danach als das „kleine Britannien" (Britannia minor, Bretagne) bezeichnet wurde. Da die Angelsachsen und Jüten als reine Eroberer auftraten, so vertrieben oder knechteten sie die durch den Krieg schon arg gelichtete einheimische keltisch-römische Bevölkerung und zerstörten die Städte, an denen sie ihren Halt gehabt hatte. Daher ging die römisch-keltische Kultur, soweit die germanische Herrschaft reichte, in Britannien völlig zu Grunde bis auf einige Ortsnamen, Straßen und verfallene Festungswerke, und mit ihr das schon längst hier herrschende Christentum. Das Land wurde vollständig germanisiert und heidnisch, und kein Heldengedicht spiegelt deshalb germanisch-heidnisches Wesen so rein und unverfälscht wider wie der angelsächsische Beowulf.

Die Auflösung und Verwüstung, der eine aufgegebene entlegene Provinz verfiel, ergriff auch solche Grenzlande, die mit der weströmischen Regierung noch in Verbindung standen. Auf eins von ihnen, auf Ufer-Noricum (Noricum ripense, Nieder- und Oberösterreich), fällt ein besonders helles Licht, wie sonst auf kein andres aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severinus, die sein treuer Schüler Eugipius nach dem Tode des Meisters verfaßt hat. Dieser merkwürdige Mensch, eine der denkwürdigsten Erscheinungen der ersten christlichen Jahrhunderte, der Sprache nach ein geborener Lateiner, doch von unbekannter Herkunft, ein schlichter Einsiedler ohne jede Vollmacht, aber erfüllt von einer unversiegbaren Kraft des Glaubens, ein Herr über die Gemüter und, wie man annahm, im Besitze göttlicher Wunderkraft, trat zuerst um 455 unter eine verzweifelte, ratlose Bevölkerung, über die sich wenige Jahre zuvor die zerstörenden Wogen der hunnischen Heerzüge ergossen hatten. Von Westen streiften die Alamannen und Thüringer, gelegentlich auch die Heruler, bis tief ins Land hinein, im Norden der Donau hatten sich die Rugier schon festgesetzt und kamen plündernd und menschenraubend über den Strom. Überall wurden die Feldarbeiter weggeschleppt, dann auch befestigte Städte genommen und ausgeplündert bis auf die nackten Wände, die Einwohner erschlagen oder fortgeführt. Mit Italien war der Verkehr noch nicht ganz abgeschnitten, aber durch plündernde Haufen fortwährend gestört, und die römische Verwaltung im Lande hatte aufgehört. Nur in Faviana (Mautern) und in Batavis (Castra batava, Passau, s. oben S. 20) standen noch schwache Besatzungen, ohne indes Sold zu erhalten; die übrigen Standlager und Kastelle waren geräumt und zerfielen, wie selbst das starke Carnuntum, oder dienten, wie das Lager von Lauriacum und das pannonische Vindobona (Wien), den Landeseinwohnern als Zufluchtsstätten. Diesen Auflösungsprozeß konnte Severinus nicht aufhalten und wollte es auch gar nicht; die Menschen, nicht das Land wollte er retten. Daher spendete er überall Trost, suchte unermüdlich Gefangene von den Barbaren loszukaufen oder loszubitten und ihre Fürsten milder zu stimmen; und in der That erschütterte seine eindringliche Rede den Alamannenkönig Gibold, wie die Rugier-

Auflösung in den Grenzprovinzen.

fürsten Feva und Friedrich und selbst die wilde Königin Giso. Doch enger und enger zog sich der Kreis der Ortschaften, die noch behauptet werden konnten. Die Einwohner von Passau hatten sich der Alamannen erwehrt, räumten aber dann auf Severinus' Rat den Platz; Juvavum (Salzburg) wurde von den Herulern bei Nacht überfallen und verwüstet. Die zusammenschwindenden Reste der romanischen Bevölkerung des westlichen Noricum zogen sich nach Lauriacum zurück und siedelten endlich unter Severinus' Führung weiter stromabwärts in das Gebiet der Rugier über, denn deren Herrschaft hatte nach verheerenden Plünderungszügen auch das Südufer der Donau in Besitz genommen und sich die dort noch bestehenden Ortschaften tributpflichtig gemacht. Es ging hier wie etwa am Rheine bei Franken und Alamannen. Inmitten seiner Schutzbefohlenen starb Severinus am 8. Januar 482 in seinem Kloster zu Faviana.

Fortschreiten der Zerfall des Westreiches.

Ricimer hatte es längst aufgegeben, diese Außenwerke des Reiches zu halten. Seit Majorians Tode beschränkte er sich völlig auf Italien und konnte selbst dieses, da er keine Flotte besaß, nicht wirklich gegen die Raubzüge der Vandalen schützen. Der Kaiser vollends, den er mit Zustimmung des Senats am 19. November 461 in Ravenna erhob, der Lukaner Libius Severus, führte als Monarch nur ein Schattendasein. In Gallien behauptete sich Syagrius thatsächlich als selbständiger Herrscher; in Dalmatien riß der tüchtige Marcellinus, noch ein Heide, die Gewalt an sich und schuf sich eine mächtige Flotte. Endlich mußte Severus vom Platze weichen, vermutlich gewaltsam (15. August 467), als die drängende Vandalennot den Senat zwang, die oströmische Hilfe anzurufen, denn Leo I. erkannte ihn nicht als ebenbürtig an. Bisher hatte der Hof in Konstantinopel bei der Erhebung eines weströmischen Kaisers nur seine Zustimmung gegeben, von jetzt an sandte er einfach dem Westreiche seine Kaiser und behandelte Italien thatsächlich als einen oströmischen Vasallenstaat.

Gesamtrömischer Zug gegen die Vandalen.

Der zunächst erwählte war Procopius Anthemius, der Enkel des Präfekten Anthemius unter Theodosius II. (s. oben S. 75), und als Gemahl der Euphemia, der Tochter des Kaisers Marcianus, gewissermaßen schon Mitglied der Dynastie. Mit starker Heeresmacht erschien er am 12. April 467 in Rom, fand die allgemeine Anerkennung und vermählte sogar in glänzenden Festlichkeiten seine Tochter mit Ricimer. Kräftig verhinderte er zunächst den Versuch des Präfekten von Gallien, Arvandus, dort ein unabhängiges Reich zu gründen, indem er ihn nach Rom vorlud und dort als Hochverräter zum Tode verurteilen ließ. Aber sein Hauptaugenmerk war auf die Vandalen gerichtet. Noch einmal vereinigten sich beide Reiche zu ungeheuren Anstrengungen, um die Macht des Königs Geiserich zu brechen und Rache zu nehmen für die Plünderung Roms. Ostrom allein verwandte auf seine Rüstungen 130 000 Pfund Gold (etwa 104 Millionen Mark). Der Präfekt Heraclius führte die ägyptischen und libyschen Truppen zur See nach Tripolis und trat von dort, von arabischen Karawanenführern unterstützt, den mühseligen Marsch gegen Karthago an. Inzwischen verjagte Marcellinus mit der dalmatinischen Flotte die Vandalen aus Sardinien, und von Konstantinopel segelte unter Basiliscus, dem Schwager Leos, eine riesige Armada heran, wie sie das Mittelmeer seit Xerxes' Zeiten nicht gesehen hatte, 1113 Schiffe mit einer Bemannung von 100 000 Soldaten und Seeleuten. Er erreichte glücklich das hermäische Vorgebirge (Kap Bon), unweit von Karthago, setzte sich mit Heraclius in Verbindung und erfocht mehrere Vorteile über die Vandalen. Aber thöricht oder verräterisch, weil er, da er zur Partei Aspars gehörte, einen völligen Triumph des Kaisers Leo gar nicht wollte, gewährte er dem Vandalenkönig im entscheidenden Augenblicke einen fünftägigen Waffenstillstand. Inzwischen sprang der Wind um, und Geiserich ließ bei Nacht seine Brander gegen die vor Anker

liegende römische Flotte los. In einer furchtbaren Verwirrung wurden zahlreiche Schiffe genommen oder zerstört, und mit dem Verluste von etwa der Hälfte seiner Armada kehrte Basiliscus nach Konstantinopel zurück. Heraclius trat den Rückzug zu Lande an, Marcellinus erreichte glücklich Sizilien, wurde aber hier, vielleicht auf Anstiften Ricimers, ermordet, und die Vandalen nahmen außer den verlorenen Gebieten auch ganz Sizilien in Besitz. Ihre Macht war stärker und furchtbarer als je.

Allein das Unheil fiel zerschmetternd zurück auf die Partei Aspars in Konstantinopel. Noch hatten dieser und die Kaiserin den Basiliscus, der sich nach seiner Rückkehr in die Sophienkirche geflüchtet hatte, vor dem Äußersten gerettet, und Aspar hatte sogar durchgesetzt, daß Leo seinen zweiten Sohn Patricius auch noch zum Cäsar erhob. Aber der tief erbitterte Kaiser bereitete seitdem langsam und vorsichtig den Sturz des verhaßten Gewalthabers vor. Er gab dem treuen Isaurier Tarasicodissa seine Tochter Ariadne zur Gemahlin, ernannte ihn 469 zum Konsul und, was wichtiger war, zum Heermeister im Orient. Endlich im Jahre 471 wurden Aspar und seine Söhne in den Kaiserpalast gelockt und dort umgebracht. Das trug dem Kaiser freilich den Beinamen des Schlächters (Macellus) ein, aber die Gewalt germanischer Machthaber war damit im Ostreiche endgültig gebrochen, und das Kaisertum hatte seine unabhängige Autorität dort wiedererlangt.

Vernichtung des germanischen Einflusses in Ostrom.

Den entgegengesetzten Ausgang hatte derselbe Konflikt im Westen. Ricimer hatte sich als Präfekt von Ligurien ganz nach Mailand zurückgezogen und trotzte dort, auf seine Truppen gestützt, offen dem Kaiser Anthemius. Noch brachte der Bischof von Ticinum, Epiphanius, auf die Bitte des oberitalischen Adels zwischen beiden eine Art von Aussöhnung zustande. Allein Anfang 472 erhob Ricimer die Waffen und lagerte sich, durch Burgunder und andre Germanen verstärkt, vor Rom, dem er, von seinem Lager an der Aniomündung vor dem Salarischen Thore aus, bald alle Zufuhren versperrte. Trotzdem hielt sich Anthemius, von der Bevölkerung unterstützt, fünf Monate, obwohl Hunger und Pest in Rom wüteten, bis endlich Ricimer den Stadtteil rechts des Tiberflusses wegnahm und am 11. Juli 472 über die Aurelische Brücke und durch das Aurelische Thor in die Stadt eindrang. Anthemius behauptete sich noch auf dem Palatin, wurde aber von seinen Leuten verlassen und bei der Flucht erschlagen. Nun ergriff der Senator Olybrius, aus dem Hause der Anicier, über den sich Ricimer schon vor der Erstürmung Roms mit Leo I. verständigt hatte, Besitz von der ausgeplünderten und entvölkerten Stadt und setzte sich das Diadem aufs Haupt. Als Gemahl Placidias, der jüngeren Tochter Valentinians III., konnte er sogar als Erbe des Theodosianischen Hauses gelten. Aber wenige Monate nach dem Siege, am 18. August 472, raffte ein Blutsturz den furchtbaren Ricimer hinweg, und am 23. Oktober starb auch Olybrius, den er erhoben hatte. Bei all seiner Begabung und seinem eisernen Willen hatte dieser suebische Gewalthaber in seiner trotzigen wilden Herrschsucht doch nur Zerrüttung und Verderben über Italien und das Abendland gebracht.

Ricimers Ausgang.

Abermals stand der wankende Thron des Westreiches leer. Die Verfügung über ihn fiel zunächst den in Rom stehenden Truppen zu, an deren Spitze noch Olybrius den Burgunder Gundobald gesetzt hatte. Dieser bekleidete am 5. März 473 einen Beamten, Glycerius, mit dem Purpur. Allein Leo I. war nicht gesonnen, sich die Oberherrschaft über Italien aus der Hand winden zu lassen, sandte vielmehr den Gemahl seiner Nichte, Julius Nepos, einen Dalmatiner, mit Heeresmacht nach Ravenna. Dieser besetzte Rom, nahm Glycerius in Ostia gefangen, von wo er als Bischof nach Salona ging, und ließ sich am 24. Juni 474 zum Kaiser ausrufen. Kaum hatte er Raveuna wieder erreicht, da erhob sich gegen ihn der Heermeister

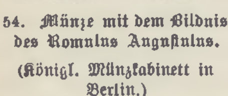
Die letzten weströmischen Kaiser.

Orestes, ein Pannonier, der anfangs dem Attila als Geheimschreiber und Gesandter gedient hatte, nahm am 24. August 475 Ravenna ein, zwang Nepos zur Flucht nach Dalmatien und machte, statt selbst das Diadem zu nehmen, am 31. Oktober seinen Sohn Romulus (Momyllus) zum Augustus (Augustulus) des Westens.

Erhebung Odoakers.

Gegen diese fortgesetzten Kämpfe selbstsüchtiger Gewalthaber erhob sich endlich das handfeste Interesse der in Italien stehenden germanischen Soldtruppen, die aus Herulern, Rugiern, Skiren und Turcilingern bunt gemischt waren. Nicht zufrieden mit dem Nutzungsrecht an einem Drittel des Hauses, das ihnen nach den Einquartierungsbestimmungen des Honorius zustand, verlangten sie jetzt auch ein Drittel des Grund und Bodens, also die Ansiedelung und eine gesicherte Existenz. An ihrer Spitze stand der Rugier Odoaker (Odovacar), der Sohn Edikos, dem schon in seiner Heimat an der Donau der heilige Severinus vorausgesagt hatte, daß er dereinst vielem Volke reichen Hort spenden werde. Als Orestes die Forderungen der Söldner abwies, eröffnete Odoaker gegen ihn den Krieg, erstürmte Pavia und nahm ihn gefangen. Seine siegreichen Truppen aber riefen am 22. August 476 Odoaker zu ihrem König aus. Den gefangenen Orestes ließ er wenige Tage nachher in Placentia umbringen; seinem Bruder Paulus entriß er Ravenna und bereitete ihm dasselbe Schicksal. Dann zog er siegreich in Rom ein, begnadigte aber den jugendlichen Romulus und sandte ihn mit einem ansehnlichen Jahresgehalt nach der schönen Villa des Lucullus in Kampanien.





54. Münze mit dem Bildnis des Romulus Augustulus. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Schon oft hatte ein germanischer Heerführer einen Kaiser entsetzt, aber das Neue und Entscheidende war es, daß Odoaker keinen Kaiser erhob, sondern Italien als einen unabhängigen Staat im eignen Namen behauptete. Allerdings wollte er sich vom Imperium staatsrechtlich so wenig lösen, wie etwa die Könige der Westgoten. Er ersuchte vielmehr durch eine Gesandtschaft des Senats den oströmischen Kaiser ausdrücklich, ihn als Patricius, d. i. als höchsten Würdenträger des Reiches gegenüber der römischen Bevölkerung anzuerkennen, was dieser auch that; aber er verwahrte sich doch auch zugleich gegen die Absicht, etwa wieder einen Kaiser von Konstantinopel aus nach Italien zu senden.

Damit war das gesamte Abendland in germanische Staaten aufgelöst. Während das Ostreich das eingedrungene germanische Element ausstieß oder mindestens seine Bedeutung brach, hatte sich das weströmische Heer erst mit germanischen Hilfstruppen erfüllt, später thatsächlich fast ganz in germanische Volksheere aufgelöst, und indem diese feste Sitze, ihre Führer die Herrschaft auch über die römische Bevölkerung gewannen, verwandelte sich das weströmische Reich in eine Gruppe germanischer Königreiche.

Sieg des Kaisertums in Ostrom.

Freilich, die Idee des Reiches blieb auch jetzt bestehen, und die Imperatoren in Konstantinopel waren weit davon entfernt, sich nur als Herren des Morgenlandes zu betrachten und ihre Ansprüche auf den Westen aufzugeben. Mit unbeugsamer Zähigkeit hielten sie noch jahrhundertelang daran fest. Gleichviel in welcher Weise sie selber zur Gewalt gekommen sein oder woher sie stammen mochten, die altrömische Tradition beherrschte alle. Leo I. war am 3. Februar 474 gestorben und hatte die Krone seinem Enkel Leo II. überlassen, dem Sohne seiner Tochter Ariadne und jenes Isauriers Tarasicodissa, der jetzt den griechischen Namen Zeno angenommen hatte. Der schwächliche und dem Tode entgegensiechende Knabe verzichtete jedoch schon wenige Tage nach seiner formellen Thronbesteigung auf die Herrschaft und setzte am 9. Februar das Diadem seinem Vater Zeno aufs Haupt (474—491). Indessen machte Basiliscus mit Hilfe der thrakischen Goten seine Ansprüche erfolgreich geltend und nötigte Zeno,

im Januar 475 die Hauptstadt zu verlassen. Doch dieser fand die Unterstützung seiner isaurischen Landsleute und erschien bald wieder vor Konstantinopel, die rechtgläubige Geistlichkeit erklärte sich für ihn, die Führer der gegen ihn stehenden Truppen gingen zu ihm über, und im August oder September 476, fast gleichzeitig mit der Entscheidung in Italien, nahm er den Thron des Ostreiches wieder in Besitz. Basiliscus mit den Seinen kam in der Gefangenschaft um. So behauptete sich in Ostrom die von Leo I. begründete Ordnung der Dinge und damit auch die allerdings unregelmäßige Erblichkeit des Kaisertums, während in Italien ein Germanenfürst kühn die letzten Folgerungen aus der bisherigen Entwickelung zog.

* * *

Ergebnisse und Aussichten.

Dieser Ausgang eines vielhundertjährigen Ringens mochte den römischen Zeitgenossen als der Gipfel alles Unheils erscheinen, denn für sie fiel der Begriff des Römischen Reiches mit dem aller staatlichen Ordnung und aller Kultur zusammen. Aber thatsächlich waren die Keime einer neuen zukunftsreichen Entwickelung gelegt. Der Bann, den die römische Herrschaft, indem sie einer alternden und zerrissenen Welt den Frieden auf lange Zeit sicherte, über die Nationen gelegt und der ihre selbständige Ausgestaltung gehemmt hatte, war gelöst; die Sonderinteressen und Sonderbestrebungen der großen Landschaften, die auch während der ganzen Kaiserzeit bald in dem Korpsgeist und den Kämpfen der Provinzialheere, bald in dem Anteil der einheimischen Aristokratie an solchen Erhebungen vorübergehend zum Ausdruck gekommen waren, konnten wieder zu ihrem natürlichen Rechte kommen, seitdem germanische Fürsten unter einer gewissen Mitwirkung der Romanen in Toulouse, Vienne und Paris, in Ravenna und Karthago geboten und die Welt nicht mehr nach den Bedürfnissen eines Herrenvolkes regiert wurde. Freilich wurde das für das Abendland mit ungeheuren Zerstörungen und mit einem allgemeinen Rückgange der Kultur erkauft. Aber diese langen und tiefgreifenden Unterbrechungen des Verkehrs und der massenhafte Abfluß der Edelmetalle zu den Barbaren, die sie wieder durch Verwendung zu Schmuck und Schatzanhäufung, dem einzigen sicheren Besitz in dieser unruhigen Zeit, dem Verkehr entzogen, zerstörte in Verbindung mit den Bauerngewohnheiten das alte wirtschaftliche Übergewicht der Städte; die Ansiedelung von vielen Hunderttausenden kräftiger und selbstbewußter Männer auf dem verödeten platten Lande verstärkte die geschwächte Landwirtschaft treibende Bevölkerung, und da die Germanen den Gau, nicht, wie die antiken Kulturvölker die Stadt, zur Grundlage der Verwaltung machten, vermittelten sie der abendländischen Welt den Übergang vom antiken Stadtstaat zum modernen Flächenstaat. In dieser Beziehung wurde das Abendland dauernd germanisiert.

Anderseits erfuhren nun die Germanen, die sich auf dem Boden der alten Kultur inmitten einer viel zahlreicheren romanischen Bevölkerung niederließen, hundertfach deren überwältigenden Einfluß. Der mächtigste war die Annahme des Christentums fast durchweg in arianischer Form. Die Westgoten hatten damit den Anfang gemacht, die Ostgoten und Vandalen müssen ihnen bald gefolgt sein. Die Burgunder traten zunächst zum nicänischen (katholischen) Bekenntnis über, und zwar zuerst, spätestens 416, der am linken römischen Rheinufer angesiedelte Teil des Volkes (s. oben S. 70), im Jahre 430 auch die rechtsrheinischen Burgunder, diese sicher, die linksrheinischen höchst wahrscheinlich durch förmlichen Volksbeschluß. Sobald sie jedoch nach dem Rhonelande zogen und Nachbarn der Westgoten wurden, gingen auch die Burgunder zum Arianismus über. Dies Bekenntnis schied die auf römischem Boden angesiedelten ostgermanischen Volksheere von ihren nunmehrigen romanischen Landgenossen und

bildete eine Schutzwehr für ihre selbständige Nationalität. Hätten sie diese auf die Dauer behaupten wollen, so hätten sie, wie tausend Jahre später die Osmanen mit den Rajahvölkern thaten (s. Bd. VI, S. 726 f.), die Romanen politisch entrechten und sich in jeder Beziehung von ihnen abschließen müssen. Aber das erste war unmöglich, weil sie nicht schlechtweg als Eroberer auftraten, und damit auch das zweite. Die Ostgermanen verloren ihre Nationalität recht eigentlich, weil sie zu kulturfähig waren; sie konnten daher das Abendland nur politisch germanisieren und das gealterte romanische Volkstum auffrischen; für die deutsche Geschichte gingen diese hochbegabten Stämme verloren.

Die geistige Bildung und die christliche Kirche.

Die heidnische Litteratur.

Fortdauer der Schulen.

Während die weltliche Ordnung im Abendlande unter den Schlägen der Germanen zusammenbrach, ging auch die eigentümliche Kultur des Altertums unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen. Mochte der Fall des Heidentums auch durch Gewaltmaßregeln beschleunigt werden, die Hauptsache war doch, daß es sich innerlich völlig ausgelebt hatte. Ähnlich stand es mit der Wissenschaft und Litteratur, die von irgendwelchen feindlichen Eingriffen wenig berührt wurde. Noch bestanden zahlreiche der Bildungsanstalten, für die das römische Kaisertum eifrig gesorgt hatte. Der wissenschaftliche Mittelpunkt des griechischen Ostens, Athen, wurde im ganzen 4. Jahrhundert noch fleißig besucht, litt zwar schwer unter dem Goteneinfall des Jahres 395 (s. S. 63), der viele Lehrer und Schüler verscheuchte, erlebte aber im 5. Jahrhundert noch eine bescheidene Nachblüte durch die neuplatonische Philosophie. Auch die alten großen grammatischen Lehranstalten in Alexandria behaupteten sich bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts; in Antiochia bestand eine große Rednerschule, in Berytos (Beirut) eine blühende Rechtsschule, und die von Konstantin dem Großen zu Konstantinopel begründete Hochschule erneuerte freigebig 425 Theodosius II. (s. S. 75). Im Abendlande erhielten sich höhere Unterrichtsanstalten nicht nur in Italien, wo vielbesuchte Schulen z. B. in Rom und Mailand bestanden, sondern vor allem auch in Gallien, dem Hauptlande der späteren Kaiserzeit, wo Massilia, Burdigala, Augustodunum, Trier u. a. m. solche besaßen, und in Afrika, wo Karthago noch unter vandalischer Herrschaft als Schule der humanistischen Wissenschaften und der Philosophie gepriesen wird.

Charakter der absterbenden antiken Bildung.

Die Bildung, die sie vermittelten, war nun freilich nicht mehr national, denn es gab weder eine römische noch eine griechische Nation mehr, sondern nur noch eine römische und griechische Kultur, deren Schwerpunkt nicht mehr in Italien und Griechenland, sondern in den romanisierten und hellenisierten Ländern lag. Auch ihre Träger waren überwiegend Provinzialen, nicht selten sogar solche, die Latein und Griechisch nicht als ihre Muttersprache redeten. Das nahm nun freilich dieser ganzen Bildnng den innigen Zusammenhang mit dem Boden, auf dem sie erwuchs, mit dem Volksleben, das sie umgab; es war eine rein gelehrte, künstliche Bildung, fast wie die der deutschen Humanisten des 16. Jahrhunderts (s. Bd. V, S. 174, 409). Daher blieb sie in den überlieferten, schulmäßigen Bahnen, denn sie war einer Verjüngung aus dem Volksleben heraus unfähig. Ihr Charakter blieb also überall rein formal, grammatisch, rhetorisch und logisch, und sie erzog zu einer gezierten, mit gesuchten Wendungen, Wörtern und Bildern überhäuften Ausdrucksweise, während der Inhalt völlig zurücktrat. Die antiken Klassiker wurden zwar noch gelesen, aber wesentlich nur, um sie äußerlich nachzuahmen. Nur die Rechtsschulen verarbeiteten einen bedeutenden positiven

Inhalt, und die neuplatonische Philosophie, die in Athen und Alexandria blühte, machte wenigstens den Versuch, eine neue Weltanschauung dem Christentum entgegenzustellen, indem sie die antike Mythologie umdeutete, als die Aufgabe des sinnlichen Menschen die Rückkehr zu Gott durch die Tugend verkündigte und unter dem Einflusse orientalischer Mystik als das höchste Ziel die ekstatische Erhebung der Seele zu Gott und ihre Vereinigung mit Gott in seliger, weltentrückter Betrachtung bezeichnete. Praktisch herrschte unter den gebildeten Heiden ein neutraler Monotheismus, der dem Christentume ohne Feindschaft gegenüberstand, solange die Macht des Reiches unerschüttert schien, dann, als das Verderben hereinbrach, sich allerdings mit leidenschaftlichen Anklagen gegen das Christentum wandte, das all das Unheil verschuldet habe, aber doch keinen Versuch mehr zur Wiederherstellung des alten Kultus machte, sondern mit einer gewissen Resignation sich in das Unvermeidliche fügte und die christliche Kirche möglichst ignorierte.

Unter den Vertretern der Beredsamkeit standen im Osten während der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts der Paphlagonier Themistios in Konstantinopel, „der König der Rede", und sein Zeitgenosse Libanios in Antiochia (gest. 391) voran. Ihre zahlreichen Schulreden behandeln teils philosophische Gegenstände, teils sind sie Lobreden auf die Kaiser, und ähnlichen Inhalt haben auch die Briefe des Libanios. Eine sehr bedeutende Nachblüte erlebte die antike Geschichtschreibung in der Schule des Eunapios (geb. um 346). Während dieser selbst „Lebensbeschreibungen der Philosophen und Sophisten" verfaßte und die Geschichte des Dexippos bis 404 fortsetzte, führte sein Schüler Olympiodoros diese Darstellung bis 427 weiter, Zosimos aber gab eine zusammenhängende Geschichte der ganzen Kaiserzeit von Augustus bis zur Einnahme Roms durch die Goten 410, Priscus eine ergänzende Darstellung aus seiner eignen Zeit, der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Die eifrig heidnische Gesinnung der meisten, besonders des Eunapios und Zosimos, verführte sie doch im ganzen nicht zu einer einseitigen und parteiischen Darstellung; sie behandeln meist das Christentum kühl und ohne jede Teilnahme, als etwas nun einmal Bestehendes und ignorieren es, soweit es geht, aber sie bekämpfen es nicht mehr. Im übrigen bemühen sie sich, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und anschaulich zu schildern. Beredsamkeit und Geschichtschreibung.

Einen merkwürdigen verspäteten Zweig trieb auch die Dichtung im Anschluß an die hellenistische Poesie und an die philologischen (grammatischen) Studien in der Schule von Alexandria. Hier schrieb im 5. Jahrhundert Nonnos aus Panopolis in Ägypten ein Epos über die Züge des Dionysos in rhetorisch-leidenschaftlicher Sprache und überspannter Phantastik; sein Schüler Musäos dagegen schilderte die Geschichte von Hero und Leander mit Anmut und Innigkeit. Auch der hellenistische Roman, der in den Mittelpunkt eine Liebesgeschichte stellt und an diesem Faden phantastische Abenteuer zu Land und See lose aneinanderreiht (s. Bd. II, S. 261), fand noch seine Bearbeiter in Achilles Tatius (Geschichte der Leukippe und des Klitophon, um 450) und seinem Zeitgenossen Chariton (Chäreas und Kallirrhoe), während wohl in derselben Zeit Longus' Hirtengedichte von Daphnis und Chloë eine Reihe anmutiger Idyllen aus dem Landleben bietet. Noch treten in allen diesen Erzählungen die antiken Götter auf, doch sind sie keine lebendigen Persönlichkeiten mehr, sondern herkömmliche Dekorationsstücke; die waltende Macht ist die Tyche, d. h. der blinde Zufall, der dem Dichter häufig auch jede innere Begründung seiner Erzählung erspart. Alles positiv Christliche blieb gänzlich fern so gut wie in der Geschichtschreibung. Griechische Dichtung.

Im Westen ist der bedeutendste Vertreter der sinkenden heidnischen Bildung der römische Senator Q. Aurelius Symmachus (350—420), der eifrige Verfechter des Götterdienstes (s. S. 56/57), ein ehrenwerter und wohlwollender Herr, Aristokrat und Lateinische Geschichtschreiber.

Römer durch und durch, aber ohne Energie und standhaften Mut. So zeigen ihn seine Reden und zahllosen Briefe, die überwiegend rhetorische Ergüsse und nur teilweise von interessantem Inhalt sind. Eine weit charaktervollere Persönlichkeit war Ammianus Marcellinus (330—400), ein tapferer Soldat, aufrichtig, verständig, zuweilen derb und überzeugter Heide. Obwohl von Haus aus griechisch redender Syrer aus Antiochia, schrieb er doch in Rom und in lateinischer Sprache, die er freilich schwerfällig und geziert handhabt, eine Geschichte vom Ende der Flavier (96) bis 378, den letzten allein uns erhaltenen Teil seit 353 als Zeitgenosse und Augenzeuge, die wichtigste Quelle für diese bewegten Jahrzehnte. Wesentlich geschichtlichen Inhalts ist auch das Buch vom Kriegswesen, das Flavius Vegetius Renatus für Kaiser Theodosius den Großen schrieb.

Lateinische Dichter.

Die lateinische Dichtung wandte sich im Gegensatze zur griechischen, die sich von der Gegenwart ganz zurückhielt, eben dieser Gegenwart besonders zu. Der formgewandte, fruchtbare Claudius Claudianus aus Alexandria schilderte in mehreren längeren epischen Gelegenheitsgedichten die Ereignisse in den Anfängen des Honorius, besonders die Thaten Stilikos, dem er warme Verehrung entgegenbringt, während er ein geschworener Feind des Rufinus und Eutropius ist, und der Gallier Rutilius Namatianus, ein eifriger Verehrer der alten Götter, flicht in die poetische Beschreibung seiner Heimreise von Ostia aus (416) anschauliche Schilderungen des Landes und historische Betrachtungen ein. Eine neue Bearbeitung alten Stoffes gab Avianus in seinen 42 Äsopischen Fabeln. Nur die Bedeutung einer handlichen Zusammenfassung überlieferter Stoffmassen haben zwei eben deshalb im Mittelalter vielgebrauchte Werke trotz ihrer poetischen Einkleidung. Macrobius Theodosius schrieb um 400 noch als Heide sieben Bücher Saturnalia für seinen Sohn Eustachius, die in Form von Gesprächen während des römischen Saturnalienfestes litterarische Fragen (namentlich über Virgil) und Gegenstände des altrömischen Sakralrechts behandeln. Noch weit wichtiger für die Zukunft wurde die Encyklopädie, die der Afrikaner Marcianus Capella in der wunderlichen Einkleidung einer Hochzeit zwischen Mercurius und der Philologia zusammenstellte. Die sieben sogenannten artes liberales (d. i. humanistischen: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik) treten da als Jungfrauen im Hofstaate Merkurs auf und kramen in trockener Weise und gezierter Sprache ihre Wissenschaft aus.

Die christliche Litteratur.

Die Christen und die antike Bildung.

Die Christen nahmen dieser heidnischen Bildung gegenüber einen verschiedenen Standpunkt ein. Die einen verwarfen sie ganz, die andern wollten sie als Vorschule für die Erkenntnis der christlichen Wahrheit und als Hilfsmittel zu ihrer Verteidigung verwerten. Im Osten vertrat diese Ansicht schon Origenes (gest. 254), und ihm folgten im 4. Jahrhundert Basilius der Große, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz. Für das lateinischredende Abendland war der thätigste Vermittler Hieronymus aus Stridon in Dalmatien (340—420), ein Mann von unermeßlicher Belesenheit, fleißig, geistreich, wenngleich kein großer Charakter, der Urahn der „Humanisten". In der That, wenn die Christen nicht Barbaren werden und auf alle höhere Bildung verzichten wollten, so blieb ihnen gar keine Wahl; sie mußten die Hinterlassenschaft des Altertums auch für sich nutzbar machen und daher zunächst auch die heidnischen Unterrichtsanstalten besuchen, weil es eben keine andern gab. Das thaten sie auch ganz unbefangen. Johannes Chrysostomos, der spätere Patriarch von Konstantinopel, war ein Schüler des Libanios; Gregor von Nazianz, Basilius u. a. m. hatten in Athen gehört, Augustinus wurde in Karthago von der lebhaftesten Begeisterung

für die lateinische Litteratur ergriffen. Eigne christliche Schulen gab es anfangs nur zur Vorbereitung der Katecheten für die Taufe, erst später schlossen sich Lehranstalten für künftige Theologen daran. Der ältesten derselben in Alexandria folgte die sehr bedeutende des Origenes zu Cäsarea in Palästina, später eine dritte in Antiochia. Die syrische Kirche hatte die ihrige zunächst in Nisibis, die nach ihrer Zerstörung durch die Perser (350) Ephraem nach Edessa verlegte. Die erste christliche Knabenschule gründete Hieronymus bei seinem Kloster in Bethlehem. Allmählich wurden mit der wachsenden Ausbreitung des Christentums auch die heidnischen Bildungsanstalten christianisiert, wie z. B. 425 die Hochschule von Konstantinopel eine neue Einrichtung erhielt (s. S. 75), ohne daß der Charakter der weltlichen Bildung beeinträchtigt worden wäre. Rein heidnisch blieb wohl nur die neuplatonische Hochschule in Athen.

Die christliche Litteratur und die Volkssprachen.

Allein in die alten Formen brachte das Christentum einen ganz neuen Inhalt, weil es eine neue, siegreich vordringende Weltanschauung vertrat, und es erzeugte auch neue Formen, weil es nicht gelehrt, sondern volkstümlich sein wollte. So stellte es den verlorenen Zusammenhang zwischen der Litteratur und dem Volksleben wieder her. Daher bediente sich die christliche Litteratur im Morgenlande auch der Volkssprachen, die in der Blütezeit der hellenistischen Bildung vor dem Griechischen zurückgewichen waren, des Armenischen, Syrischen, Koptischen (Ägyptischen), Punischen (in Nordafrika), und schuf somit neue Litteraturen, weil diese Völker, im Besitze einer alten Kultur, ihre Nationalität behauptet hatten, also noch lebensfähig waren. Wo das nicht der Fall war, wo barbarische Stämme von der überlegenen antiken Kultur überwältigt und zersetzt worden waren, also ein nationales Bewußtsein nicht mehr besaßen, in der ganzen Nordhälfte der Balkanhalbinsel und im gesamten europäischen Abendlande, da ließ die Kirche überall die Volkssprachen als aussterbende fallen und bediente sich als Schriftsprache ausschließlich des Lateinischen. So beschleunigte sie im ganzen romanischen Sprachgebiete die Romanisierung, im hellenistischen dagegen verhalf sie den alten einheimischen Nationalitäten zu neuem Leben und bereitete somit, woran damals kein Mensch denken konnte, die große semitisch-orientalische Reaktion vor, die mit dem Islam hereinbrach.

Dichtung.

Neubelebend wirkte das Christentum vor allem auf die Dichtung und zwar im besondern auf die Lyrik, die das unmittelbare Gefühl zum Ausdruck bringt. Das that in hervorragender Weise und noch in den strengen Formen der antiken Lyrik der Spanier Aurelius Prudentius (348—410), vor allem in seiner Verherrlichung von Märtyrern (Peristephanon). Eine ganz neue Gattung schuf für das Abendland Ambrosius in Mailand mit dem Kirchenliede (den Hymnen). Um auch die Gemeinde zur thätigen Teilnahme am Gottesdienste heranzuziehen und zugleich den Kampf mit den Arianern siegreich zu bestehen, dichtete er zuerst 386 im Anschluß an die Psalmen und in einfachen, wenngleich noch in antiken Formen sangbare Lieder, die im Wechsel vom Klerus und von der Gemeinde vorgetragen wurden. Dieser Cantus Ambrosianus verbreitete sich rasch in der ganzen abendländischen Kirche und wurde ein mächtiger Hebel für ihre Popularität. In den Formen der alten Epik fanden biblische Stoffe neue Bearbeitung, so die neutestamentliche Geschichte im „Ostergesang“ (Paschale Carmen) des Cälius Sedulius; der (jüngere) Apollinaris (gest. 390) schrieb die Psalmen, und derselbe Nonnos, der als Heide die Züge des Dionysos besungen hatte, das Evangelium Johannis in griechische Hexameter um, als er Christ geworden war. Allein, frisches Leben kam in die Dichtung des griechischen Ostens erst, als sie sich, gedrängt von der volkstümlichen Aufgabe der Kirche, von der antiken Metrik, die längst nicht mehr verstanden wurde, weil die lebendige Sprache lange und kurze Silben nicht mehr unterschied, ganz lossagte und zu rhythmischen Versen über-

ging, also nur noch die Wortbetonung und die Silbenzahl berücksichtigte, wohl auch schon den Endreim verwendete. Die ersten Lieder dieser Art waren kurze, fromme Morgen- und Abendgesänge, für den Gebrauch beim Gottesdienst entstanden die ersten Hymnen in Kappadokien durch Gregor von Nazianz, vor allem aber in Alexandria, und im 5. Jahrhundert verbreiteten sie sich rasch über den ganzen griechischen Osten, zuweilen sogar bis ins Abendland.

Die Predigt.

Wie die dadurch reicher gestaltete Liturgie gewissermaßen für das untergegangene Drama eintrat, so wurden die inhaltsleere sophistische Prunkrede und die längst erstorbene politische Beredsamkeit durch die **Predigt** ersetzt, die sich ja auch erst allmählich zu einer litterarischen Gattung ausbildete. Männer, wie die großen kappadokischen Bischöfe Gregor von Nazianz und Basilius von Cäsarea oder der Patriarch von Konstantinopel Johannes Chrysostomos, der diesen Beinamen seiner Rednergabe verdankte, im griechischen Osten, Ambrosius und Bischof Leo I. von Rom im lateinischen Westen, wirkten als bald herzerschütternde, bald dialektisch fesselnde Prediger in weite Kreise; ja, auch viele andre Arbeiten des Ambrosius sind aus Predigten durch Überarbeitung hervorgegangen, und ähnlichen Zwecken dienen oft auch die Briefe, die z. B. von Basilius, Hieronymus, Leo I. herrühren.

Geschichtschreibung.

Sehr reich entwickelte sich unter dem kirchlichen Einflusse die **Geschichtschreibung**. Der Form nach stehen da nebeneinander zusammenhängende, pragmatische Geschichtswerke nach dem antiken Muster und trockene, annalistische Chroniken, und sie verfolgen entweder einen rein historischen Zweck oder sie machen die geschichtlichen Thatsachen einer bestimmten, apologetischen Tendenz dienstbar. Die Chronisten versuchten die ganze Weltgeschichte von Adam an mit Einfügung der israelitischen Geschichte zu einem Ganzen zusammenzufassen. Für das Morgenland hatte dies zuerst **Eusebius** von Nikomedia (bis 325) gethan; dessen für uns in der griechischen Form verlorenes Werk wurde unter anderm auch ins Armenische übersetzt, ein Beweis, daß es einem lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegenkam, und für das Abendland durch Hieronymus lateinisch überarbeitet, der dann die letzten 50 Jahre (325—378) selbständig hinzufügte, indem er durchweg politische, kirchliche, litterarische und Naturereignisse ziemlich gleichmäßig beachtete, ohne allerdings Wichtiges und Unwichtiges genügend zu unterscheiden. Einen Fortsetzer fand er dann in dem Aquitanier **Prosper** (379—455), während der Spanier **Idacius** ziemlich für dieselbe Zeit (379—469) eine Chronik mit besonderer Berücksichtigung seiner Heimat schrieb. Eine pragmatische Geschichte, allerdings von kirchlichem Standpunkte aus, aber doch mit dem Willen zur Unparteilichkeit, gab von der Schöpfung der Welt bis auf seine Zeit (387) in schlichter Sprache der gallische Priester **Sulpicius Severus** (365—425). Apologetisch-tendenziös ist dagegen die Geschichte des Spaniers **Orosius**, der auf Augustins Veranlassung eine allgemeine Geschichte von Adam bis zum Falle Roms (410) in schwülstiger Sprache und mit willkürlicher Auswahl des Stoffes verfaßte, um die Ansicht der Heiden, daß das Christentum das Verderben über das Reich gebracht habe, zu widerlegen. An Heftigkeit der Sprache nnd leidenschaftlichem Haß übertrifft ihn noch bei weitem der Afrikaner **Viktor Vitensis** in seiner „Geschichte der afrikanischen Verfolgung“ (nämlich der Nicäner durch die arianischen Vandalen). Nicht eigentlich geschichtliche Zwecke verfolgt, obwohl er viel geschichtlichen Stoff verwertet und bietet, der Priester **Salviann**s von Massilia in seinem lebendig und eindringlich geschriebenen Werke „Über die Regierung Gottes“ (de gubernatione dei), einem allerdings mit grellen Farben gemalten Zeitbilde, das das Elend dieser Jahrzehnte als ein durch den sittlichen Verfall der antiken Welt wohlverdientes göttliches Strafgericht hinstellt und, unbefangen genug, eine Wendung zum Besseren von der germanischen Herrschaft herleitet.

Es war ganz natürlich, daß christliche Historiker auch die Geschichte ihrer Kirche und ihrer großen Vertreter als etwas in sich Selbständiges darzustellen versuchten. Der erste, der das im Abendlande that, allerdings nur als Bearbeiter und Fortsetzer des Eusebius (325—395), war Rufinus aus Aquileja (gest. 410). Hieronymus legte den Grund zu einer christlichen Litteraturgeschichte durch kurze Biographien von 135 Schriftstellern (de viris illustribus, bis 392) und führte die Gattung der Heiligenleben in die Litteratur ein, für die dann Sulpicius Severus in seinem „Leben des heiligen Martinus" (von Tours) ein Muster gab, das vielfach nachgeahmt wurde, weil es dem Geschmacke der Zeit und des ganzen Mittelalters an Wundern nur zu sehr entsprach. Kirchengeschichte im größeren Stile schrieben in dieser Zeit nur griechische Historiker. Nachdem Eusebius darin vorangegangen war, brachte die Regierung Theodosius' II. mehrere wichtige Leistungen auf diesem Felde hervor. Denn damals schien man zu einem Abschlusse gelangt zu sein und fühlte das Bedürfnis zu einem Rückblick auf das vielbewegte letzte Jahrhundert seit Konstantin dem Großen. Vom arianischen Standpunkte aus versuchte einen solchen im Jahre 423 Philostorgios, dessen Werk uns indessen, offenbar wegen der ketzerischen Gesinnung seines Verfassers, nur in Auszügen erhalten ist. Alle andern Darstellungen rühren von Nicänern her. Die bedeutendste verfaßte Sokrates für die Zeit 306—439, ein Laie aus Konstantinopel, ein in seiner Art durchaus kirchlich gesinnter Mann, dem die nicänische Dogmatik die unbestritten ursprüngliche ist, aber ein Freund der antiken Bildung, ein Feind alles theologischen Streites und aller Glaubensverfolgung, daher verhältnismäßig unparteiisch und wahrheitsliebend und von einer nicht geringen Begabung zu scharfer Charakteristik der Personen. Viel unbedeutender und unselbständiger ist Hermias Sozomenos aus Palästina, der dieselbe Zeit, jedenfalls für einen ganz andern Leserkreis, darstellte, aber dabei meist den Sokrates ausschrieb und verhältnismäßig wenig eignes, namentlich in den letzten Büchern, hinzuthat. Durch Mitteilung zahlreicher Aktenstücke wichtig ist die Kirchengeschichte des Bischofs Theodoretos von Kyrrhos in Syrien (324—429).

Gefahren der christlichen Geschichtschreibung.

So Bedeutendes nun die christliche Geschichtschreibung in mancher Beziehung leistete, sie wurde von einer Gefahr bedroht, der sie im Westen mehr erlegen ist als im Osten, der Neigung nämlich, die natürliche Erklärung menschlicher Vorgänge abzulehnen und alles am liebsten auf die unmittelbare Einwirkung Gottes zurückzuführen, wie es unter den ersten mit besonderem Nachdruck Ambrosius gethan hat. Fast noch hinderlicher für eine unbefangene Auffassung der Vergangenheit war die geschichtsphilosophische Konstruktion des Augustinus in seinem „Gottesstaat" (s. unten). Indem die tüchtigeren griechischen Historiker unter der Nachwirkung der Antike sich von solcher Einseitigkeit frei erhielten, behaupteten sie während des ganzen Mittelalters eine unbestrittene Überlegenheit über die Abendländer.

Kultus und Verfassung der christlichen Kirche.

Verschmelzung christlicher und heidnischer Vorstellungen.

Je mehr die selbständige antike Bildung zurückwich, desto mehr wurde die christliche Kirche die Hüterin und Bewahrerin höherer Bildung, und zwar im Abendlande so gut wie ausschließlich, weil hier die Romanen gegenüber den arianischen Germanen ihren besten Halt an der katholischen Kirche fanden. Freilich nahm sie mit der antiken Erbschaft auch manche Nachteile in den Kauf. Die griechische Neigung zu philosophischem Denken, zu haarspaltender Dialektik bemächtigte sich des christlichen Glaubens, und indem sich damit die ebenso echt griechische Leidenschaft für Parteiung verband, die sich auf staatlichem Gebiete nicht mehr äußern durfte, wurde namentlich die griechische Kirche der Schauplatz erbitterter Glaubenskämpfe, die den sittlichen Beruf

des Christentums zuweilen ganz in den Hintergrund drängten und den ganzen Staat oft aufs heftigste erschütterten. Aber auch der christliche Glaube und Brauch selbst vermochte den Einfluß des sinkenden Heidentums um so weniger abzuwehren, als sich selbst der heidnische Kultus in entlegenen Gegenden noch lange mit größter Zähigkeit hielt. Die Alpenbauern des Nonsberges im heutigen Südtirol, die Anauner, feierten noch im Jahre 397 mit Opfern und Umzügen das Fest ihres heimatlichen Gottes, des Saturnus; in der nordafrikanischen Pentapolis bestand hier und da der Kultus des Ammon noch unter Justinian, und die Einwohner des Taygetos wurden gar erst im 9. Jahrhundert zum Christentum bekehrt. So verschmolzen im Glauben und Gottesdienst Christliches und Heidnisches. Das war der Preis, den das Christentum für den Sieg über die alten Religionen, die mit allen großen Erinnerungen, mit der ganzen Existenz des Volkes fest verwachsen waren, zu zahlen hatte.

Das heidnische Empfinden des Volkes verwandelte die Blutzeugen des neuen Glaubens bald in Heilige, welche die Bitten der Menschen zum Throne Gottes emportrugen, und diese Heiligen trugen oft die Züge der alten Götter, so gut wie einzelne der Engel und Propheten. Die hohen Bergesgipfel Griechenlands, früher dem Zeus geweiht, wurden jetzt nach Elias benannt, der im Osten viel verehrte Mithras verwandelte sich in den heiligen Georg, der auch für Ares eintrat. Die jungfräuliche Pallas Athene verwuchs mit der Gottesmutter Maria, der Panagia, deren Lichtgestalt anderwärts an die Stelle der Demeter, Aphrodite und Kybele trat. Diese Vergötterung der Maria datiert erst seit den Kämpfen gegen Nestorius (s. unten), doch war die Meinung über die jungfräuliche Geburt noch schwankend. So bildete sich allmählich eine christliche Mythologie heraus, der christliche Volksglaube wurde halbheidnisch. Und heidnischen, namentlich ägyptischen Ursprungs ist die rasch aufkommende Verehrung der irdischen Reste der Heiligen; ja bald schrieb man diesen Reliquien Wunderkräfte zu, vor allem dem Kreuze Christi. Wie in heidnischer Zeit die einzelnen Völkerschaften und Städte ihre besonderen Schutzgottheiten gehabt und wiederum von jeder Gottheit Hilfe in bestimmten Fällen erwartet hatten, so traten jetzt die Heiligen und neben ihnen die Engel an ihre Stelle. Zuweilen blieb auch der Ort der Götterverehrung derselbe. Nicht nur wurden antike Tempel zuweilen in christliche Kirchen verwandelt, wie der Parthenon zu Athen und das Pantheon zu Rom (609) zu Marienkirchen, sondern auch uralte Naturkulte lebten in christlicher Umdeutung fort, wie z. B. in derselben Höhle bei Phigalia in Arkadien, wo die schwarze Demeter verehrt worden war, bis in unsre Zeit Maria die Gebete des Landvolkes empfängt, und im Osten und Westen die weitverbreitete Verehrung des Erzengels Michael sich an einen heidnischen Kultus an den Katabothren (unterirdischen Wasserabflüssen) in Colossä (Chonä in Kleinasien) angeknüpft hat.

Feste und Gottesdienst.

Auch die christlichen Feste knüpften nicht selten an heidnische an. So schloß sich an die römischen Saturnalien das Weihnachtsfest, das in Rom zuerst 354, schon am Ende des 4. Jahrhunderts auch im Morgenlande kirchlich begangen wurde; die Gedächtnisfeier der Einsetzung des römischen Bistums (Stuhlfeier Petri) verschmolz mit dem römischen Totenfeste (21/2. Februar), der römische Neujahrstag wurde später (seit dem 7. Jahrhundert) als Fest der Beschneidung Jesu gefeiert. Andre Feste sind dagegen eigentümlich christlichen Ursprungs. So das Osterfest, das man in der Zeit der Begehung vom jüdischen Passah sorgfältig zu scheiden suchte, und das Pfingstfest. Mit dem Aufkommen des Heiligendienstes hingen dann die Marientage, das Fest aller Märtyrer in der griechischen Kirche (Sonntag nach Pfingsten) u. a. zusammen. Am wenigsten konnte sich der Gottesdienst heidnischem Brauche verschließen, jedenfalls mußte er sich anziehender und reichhaltiger gestalten als in der

ersten einfachen Zeit. So fand der Weihrauch Anwendung, und als Nachahmung des Vestakultus die ewige Lampe. Aus Antiochia kam der Kirchengesang, der dann seit Ambrosius besonders im Abendlande Ausbildung fand; eine griechische Erfindung ist ebenso die Orgel. Diejenigen aber, welche die Kultushandlungen vornahmen, die Priester, suchten bald in reicher Gewandung Juden und Heiden zu überbieten.

Die Kirchenverfassung.

Einen mehr mittelbaren Einfluß der römischen Staatsordnung läßt die folgerichtige Ausbildung der hierarchischen Verfassung erkennen. Sie bewegte sich in zwei Richtungen. Einerseits entwickelte sich mehr und mehr das Übergewicht der Geistlichkeit über die Laien, deren Scheidung schon seit dem 3. Jahrhundert eingetreten war, anderseits spitzte sie sich immer mehr monarchisch zu. Durch das rasch angewachsene Kirchengut unabhängig von den Gaben der Gemeinde, schloß die Geistlichkeit die Laien von dem Anteil an der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten allmählich aus, im Orient sogar von der Bischofswahl, auf die im Abendlande wenigstens die herrschenden Stände der Laien noch nicht verzichteten. Ferner kam die Ernennung zu geistlichen Ämtern überwiegend in die Hände des Bischofs, der selbst umgeben war von den unmittelbar an seiner Hauptkirche (ecclesia cathedralis, Kathedrale, Dom) beschäftigten Priestern, und dem für die Oberleitung der Kultusangelegenheiten der Erzpriester (Archipresbyter), als Vorsitzender des bischöflichen Gerichts der Archidiakon zunächststanden. Unter den sämtlichen Bischöfen des Morgen- und Abendlandes ragten vier besonders hervor, die Erzbischöfe von Rom, Antiochia, Alexandria und Konstantinopel, die seit dem 5. Jahrhundert den Titel der Patriarchen trugen. Sie hatten die Metropoliten (Erzbischöfe) zu weihen, die Synoden ihres gesamten Sprengels zu berufen, die größeren (geistlichen) Rechtssachen überhaupt und alle in höchster Instanz zu entscheiden. Seit dem Konzil von Chalcedon im Jahre 451 trennte sich als selbständiges Patriarchat für Palästina Jerusalem von Antiochia, in den Vordergrund aber traten allmählich die Patriarchate von Rom und Konstantinopel. Dies war ausgestattet mit



55. Patriarch von Konstantinopel in älterer Zeit. Nach dem „Kirchenhandbuch“ von P. Goar.

den Landschaften Thrakien, Pontus und Kleinasien und seit 451 berechtigt, auch aus andern Diözesen Klagen über die Metropoliten entgegenzunehmen; das römische genoß besonderen Vorzug als der einzige Apostelsitz des ganzen Abendlandes und durch die Geltung Roms als der ehemaligen Reichshauptstadt.

Wachsende Macht des Bischofs von Rom.

Der Bischof von Rom erstreckte seine geistliche Gewalt zunächst über die politische Diözese Rom, d. h. über Mittel- und Süditalien mit den Inseln, und stand demnach auf gleicher Stufe mit dem von Mailand, dem kirchlichen Mittelpunkte der Diözese Italien. Roms Ansehen aber stieg schon deshalb, weil sein Bischof der Nachfolger und Stellvertreter des „Fürsten der Apostel", Petrus, zu sein behauptete, und nicht minder durch die kluge Haltung im arianischen Streite. Als damals fast der ganze Orient sich dem Arianismus zuwandte, schloß sich Ost-Illyricum, d. h. die gesamte Balkanhalbinsel außer Thrakien, an Rom an; der Bischof von Thessalonika galt seitdem als römischer Vikar. Anderseits wehrte Afrika jede auswärtige Einmischung ab, und auch die ersten großen Konzilien im Osten standen nicht im mindesten unter dem Einflusse Roms. Erst die kluge Haltung in den Glaubensstreitigkeiten des Ostens verstärkten diesen Einfluß, und schon Innocenz I. (gest. 407) konnte es wagen, den Satz aufzustellen, daß in Sachen des Glaubens alle Bischöfe sich an St. Petrus, d. h. an Rom, zu wenden hätten. Mit vollem Bewußtsein und zäher Konsequenz, ohne jemals einen einmal erhobenen Anspruch wieder aufzugeben, bildete jedoch erst Leo I. der Große (440—461) diese Ansprüche weiter aus. Von den Vandalen aufs ärgste bedrängt unterwarf sich jetzt die afrikanische Kirche der römischen Leitung; auch in Gallien griff Leo bereits ein, und nachdrücklich unterstützt wurde er durch das Gesetz Valentinians III. vom Jahre 445, daß der römische Stuhl die höchste gesetzgebende und richterliche Gewalt der Kirche sei. Dieser Anspruch galt zunächst nur für das Abendland, konnte auch vorläufig noch nicht verwirklicht werden, weil eben damals das Weströmische Reich zerfiel, aber es gab einen Rechtstitel für die Zukunft, und bald gewährten die monophysitischen Streitigkeiten die Gelegenheit, entscheidenden Einfluß auch im Osten geltend zu machen: Leos Legaten leiteten die Synode zu Chalcedon 451. Nur ein Jahr später erschien er durch sein Auftreten gegen Attila als der Retter Italiens (452). Die spätere germanische Herrschaft über Italien beengte zwar vielfach die aufsteigende Macht des römischen Bischofs, machte sie aber auch zur natürlichen Vertreterin der römischen Bevölkerung gegenüber den ketzerischen (arianischen) Herren.

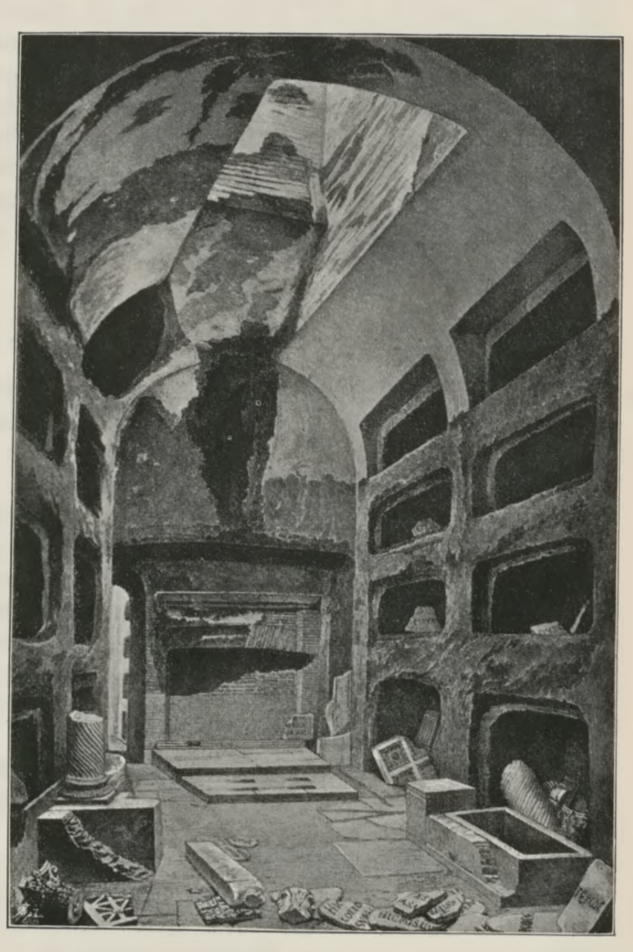
Synoden.

Eine monarchische Gewalt über die Gesamtkirche war also in der Ausbildung begriffen, aber zunächst bildeten nur die allgemeinen (ökumenischen) Synoden ein allgemeines Organ für sie. Solcher nahm man, von der in Nicäa 325 gehaltenen ausgehend, bis ins 5. Jahrhundert sieben an. Sie wurden vor allem in Glaubenssachen berufen, doch erließen sie auch Bestimmungen über das Kirchenrecht (Kanones) und bildeten die höchsten geistlichen Gerichtshöfe. Die Entscheidung erfolgte in Rechtssachen durch Stimmenmehrheit, in Glaubenssachen erzwang man Einstimmigkeit durch Ausschließung der Minorität. Doch wurde erst seit dem 6. Jahrhundert die Unfehlbarkeit der ökumenischen Synoden Glaubenssatz. Für kleinere Kreise beanspruchten eine ähnliche, freilich beschränktere Wirksamkeit die Provinzialsynoden, die von den Metropoliten oder den Patriarchen berufen wurden.

Kirchengesetze.

Was von den Synoden über äußerliche Dinge beschlossen wurde, das bildete in Verbindung mit kaiserlichen Bestimmungen die Kirchengesetze. Sammlungen derselben entstanden erst allmählich und zwar zunächst als Privatunternehmungen, ohne öffentliche Geltung. Im Osten wird eine solche erst auf der Synode von Chalcedon erwähnt, gesetzliche Anerkennung aber erhielt sie erst im Jahre 692. Dazu kamen nun in erster Linie für den Osten kaiserliche Gesetze besonders unter Theodosius II. (438)

und Justinian I. (534). Alles dies vereinigte später der Patriarch von Konstantinopel, Johannes Scholasticus (gest. 578), in einer großen Sammlung. Im Westen dagegen nahm die afrikanische Kirche eine solche Zusammenstellung ihrer Kanones schon 419 an, die spanischen stellte erst nach 500 Isidor von Sevilla zusammen. Die römische Kirche besaß um 450 die Kanones von Nicäa (325) und Sardica (347). Später kamen Übersetzungen aus griechischen Rechtsbüchern hinzu, und endlich ordnete ein römischer Mönch, Dionysius der Kleine (Exiguus), in der Zeit von 498—514 die ganze Masse in ein großes Rechtsbuch, das im ersten Teile die Hauptstücke des griechischen Synodalrechts mit den Kanones von Sardica und Afrika, im zweiten die Erlasse (Decretales) von acht Päpsten (398—498) umfaßte. Dieser Codex Dionysii, bekannter noch unter dem Namen der Dekretalen, erhielt im Abendlande bald allgemein gesetzliche Geltung.



56 Begräbnisstätte der ersten Päpste in den römischen Katakomben.

Staat und Kirche.

Schon der Erlaß kaiserlicher Gesetze in kirchlichen Dingen zeigt, daß von einer scharfen Trennung zwischen Staat und Kirche im römischen Reiche gar nicht die Rede war. Schon seit Konstantin dem Großen griffen vielmehr beide Rechtsgebiete fortwährend ineinander. Lenkte dabei anfangs der Staat die Kirche, so trat später entschieden das Umgekehrte ein. Sehr weit reichte der mittelbare Einfluß des Kaisers auf die Wahl der Bischöfe, die nach dem Kirchengesetz ganz frei sein sollte; auch nahm er Appellationen von bischöflichen Gerichten an im Widerspruch mit den Kirchengesetzen und berief die allgemeinen Konzilien, ja er entschied, freilich meist als Werkzeug einer kirchlichen Partei, Fragen der Glaubenslehre. Aber umgekehrt griff die Kirche immer tiefer in die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse ein. Sie förderte die Freilassung der Sklaven, weil sie das sittliche Recht der Sklaverei grundsätzlich bestritt; sie machte ihre Gotteshäuser zu schützenden Asylen für Verbrecher, so nachteilig das oft auf die bürgerliche Rechtspflege wirkte; sie beanspruchte schon auf der Synode von Sardica 347 ein Aufsichtsrecht der Bischöfe über die Verwaltung von Stadt und Landschaft, das später gesetzliche Anerkennung fand, und unfraglich hat sie als Vertreterin des Volkes gegen despotische Willkür oft Großes geleistet. Doch sie wirkte

auch auflösend auf die Staatsordnung, indem sie nicht bloß die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit völlig zu entziehen suchte, sondern auch ihre eigne Gerichtsbarkeit in manchen Fällen über die Laien auszuüben strebte. In Strafsachen, welche Geistliche betrafen, gestattete schon Valentinian III. im Jahre 452 dem Kläger die Wahl zwischen bischöflichem und weltlichem Gericht. Die Bischöfe standen zu Recht nur vor dem Kaiser, doch dieser fällte selten ein Strafurteil ohne das vorhergehende Erkenntnis einer Synode. In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten von Geistlichen wurde erst durch Justinian I. das bischöfliche Gericht Amtsstelle. Der kirchliche Anspruch allerdings auf Entscheidung über Ehesachen und Testamente von Laien fand vorerst noch keine Anerkennung. Trotz so vielfacher Vermischung geistlicher und weltlicher Dinge galt doch schon im 4. Jahrhundert als oberster Rechtsgrundsatz, daß Gott alle Gewalt auf Erden geteilt habe zwischen Kaisertum und Priestertum mit unverrückbaren Grenzen, deren Überschreitung einem jeden Teile gefahrvoll und Sünde sei. Wo freilich diese Grenze lief, das zu bestimmen beanspruchte mehr und mehr die Kirche allein; jedenfalls schloß diese ganze Anschauung eine feste Einordnung der Kirche in den Staat grundsätzlich und vollständig aus.

Glaubensstreit und Kirchenzucht.

Kirchenlehrer; Ambrosius.

Zunächst allerdings griff der Staat selbst in die Glaubenskämpfe noch bestimmend ein. Doch die Gegensätze wuchsen aus der Kirche selbst empor, und zwar teilweise unter dem Einflusse der griechischen Philosophie. Für die gesamte theologische Auffassung wurden daher die beiden großen Schulen von Alexandria und Antiochia maßgebend. In Alexandria neigte man unter dem Einflusse des Neuplatonismus zu der mystischen Verbindung des Göttlichen und Menschlichen und huldigte der Schriftauslegung des Origenes, die neben dem Wortsinn auch überall noch einen tieferen allegorischen Sinn suchte und sich so den Weg zum historischen Verständnis der Bibel völlig versperrte. Nüchterner, obwohl auch sie Origenes hoch verehrten, schieden die Antiochener das Göttliche streng vom Menschlichen, hielten an dem einfachen Wortsinne der Heiligen Schrift fest und wollten die Philosophie nur als ein formelles Hilfsmittel angewandt wissen (s. auch Bd. II, S. 853). Aus dieser Schule war Arius hervorgegangen, dessen Sache nun fast überall, außer bei den im Reiche angesiedelten Germanenstämmen, verloren war; der alexandrinischen Richtung gehörten die Verfechter des siegreichen nicänischen Standpunktes an, im Osten die drei großen Kappadokier Gregor von Nyssa (gest. 394), sein Bruder, Basilius der Große von Cäsarea (gest. 379), und Gregor von Nazianz (gest. 390), im Westen nach Hilarius von Poitiers (gest. 368) vor allem Ambrosius von Mailand (340—397), kein großer Gelehrter, aber der führende Staatsmann der streitenden Kirche und der eigentliche Besieger des Arianismus im Abendlande.

Ambrosius war vermutlich in Trier um 340 als Sohn eines vornehmen christlichen Hauses geboren und wandte sich zunächst der weltlichen Laufbahn zu. In Rom bildete er sich zu einem glänzenden Redner aus, erlangte später die Konsulwürde und wurde Statthalter von Ligurien in Mailand. Als solcher erwarb er sich das Vertrauen der Bevölkerung in solchem Grade, daß er nach dem Tode des Bischofs Auxentius (374) ganz unerwartet zu dessen Nachfolger erwählt wurde, ohne sich irgendwie beworben zu haben. Zögernd nahm er das Amt an, aber rasch verwandelte sich der Staatsmann zum gewaltigen Kirchenfürsten, der Redner zum Prediger und Seelsorger, gewandt, energisch, kühn, uneigennützig, aufopfernd, „fröhlich mit den Fröhlichen, weinend mit den Weinenden“. Wie nachdrücklich er die Sache des nicänischen Bekenntnisses gegen den Arianismus verfocht, wie furchtlos er Theodosius dem Großen entgegentrat, ist schon erzählt worden (s. S. 61). In zahlreichen praktisch-theologischen, erklärenden und dogmatischen Schriften entfaltete er daneben eine überaus lebhafte litterarische Thätigkeit. Sein praktisches Ideal ist die mönchische Askese; für die Schriftauslegung brachte er die allegorische

Weise des Origenes im Abendlande zur Herrschaft (so im Hexaemeron, Predigten über die Schöpfungsgeschichte) und führte alles, die natürliche Erklärung ablehnend, am liebsten auf Gottes unmittelbare Einwirkung zurück. In dogmatischer Beziehung trat er auch litterarisch für die nicänische Lehre ein, so in den fünf Büchern vom Glauben, die er für Kaiser Gratianus schrieb.

In diesen Kämpfen hatte sich eine Anschauung herausgebildet, die für sich die alleinige allgemeine Geltung, die „Katholizität“, beanspruchte und jede andre von der Kirche als ketzerisch ausscheiden wollte. Damit wurde zugleich die Freiheit der theologischen Forschung bedroht, wie sie Origenes in Anlehnung an die antike Bildung so nachdrücklich vertreten hatte. Unter dem Einflusse seiner Ideen war man im Orient längere Zeit praktisch noch ziemlich duldsam. Ein entschiedener Anhänger der neuplatonischen Philosophie und Schüler der Hypatia, Synesios, wurde noch 409 zum Bischof von Ptolemais bei Kyrene, seiner Heimat, berufen, und obwohl er seinen Standpunkt ganz offen aussprach und auch seine glückliche Ehe keineswegs löste, so zögerte doch der Patriarch Theophilos von Alexandria, allerdings ein früherer Origenist, nicht, ihn zu weihen, und Synesios wurde ein ganzer Bischof, ein Vater und Schirmherr seines Volkes in schlimmer Zeit. Synesios.

Synesios, geb. um 370, rühmte sich gern spartanischer Abkunft, am liebsten sogar der Zugehörigkeit zu dem heraklidischen Königshause der Eurystheniden (s. Bd. I, S. 468) und stammte jedenfalls von einem sehr angesehenen, noch heidnischen Hause. In Alexandria wurde er als Zuhörer Hypatias ein überzeugter Neuplatoniker. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, wurde er von seinen Landsleuten an die Spitze einer Gesandtschaft gestellt, die 397 oder 398 nach Konstantinopel ging, um beim Kaiser einen Steuernachlaß zu erbitten. Hier hielt er dem Arcadius mit furchtlosem Freimut die berühmte Rede über das echte Königtum und erlebte die schweren Wirren, die der Gote Gainas hervorrief (s. S. 64). Erst im Jahre 400 kehrte er nach Kyrene heim und lebte nun längere Zeit teils hier, teils auf seinem Landgute an der Südgrenze der Landschaft nach der Wüste hin, religiös-mystischer Betrachtung hingegeben und daneben doch ein trefflicher Familienvater (seit 403), ein tüchtiger Landwirt und ein eifriger Jäger, inmitten einer von Bildung und Verkehr so abgeschlossenen Umgebung, daß er einmal humoristisch bemerkte, man wisse zwar, daß es einen Kaiser gebe, meine aber, daß es wohl noch der Atride Agamemnon sei. Allmählich kam er dem Christentum näher, zu dem ihm seine neuplatonische Philosophie die Brücke schlug, und als ihn 409 die Wahl zum Bischof von Ptolemais traf, da übernahm er das Amt, allerdings mit Seufzen darüber, daß nun die Zeit weltferner, religiös-philosophischer Betrachtung und Vertiefung vorüber sei. Das war nun allerdings der Fall. Mit dem gewaltthätigen Präfekten Andronicus geriet er in so schweren Konflikt, daß er schließlich die Exkommunikation über ihn verhing. Die Raubscharen der Wüstenstämme brachen ins Land und verheerten es weit und breit, und seine zärtlich geliebten Kinder starben. Er selbst kam aus der düsteren Stimmung nicht mehr heraus und scheint das schreckliche Ende seiner bis zuletzt hochverehrten Lehrerin Hypatia nicht mehr erlebt zu haben. In seinen zahlreichen, lebendig geschriebenen Briefen hat er ein treues Spiegelbild seiner Zeit und seiner Persönlichkeit gegeben.

In ähnlicher Weise gelangte der Dalmatiner Eusebius Hieronymus (340—420) von einer ganz und gar klassischen Bildung aus zum Christentume, und zwar ohne jene deshalb aufzugeben, obwohl sein Lebensideal die mönchische Askese war. So wurde er der erste Vertreter des wissenschaftlichen Mönchtums. Hieronymus.

Er hatte seine rhetorisch-philosophische Bildung sich in Rom geholt, wie Ambrosius, und wandte sich der Theologie erst in Trier zu. Die erste Anregung zu asketischem Leben gewann er in Aquileja und wurde durch eine Reise in den Orient noch mehr darin befestigt. Nach einem Traumgesicht gelobte er, den Alten zu entsagen, und verlebte dann mehrere Jahre (seit 374) in einsiedlerischer Selbstpeinigung, nur mit Handarbeiten und Bücherabschreiben beschäftigt, in der syrischen Wüste. Später lernte er von einem Rabbiner Hebräisch, empfing die Priesterweihe und ging 380 nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz zu hören und sich im Griechischen weiterzubilden. Dann siedelte er 382 nach Rom über und wirkte hier als Ratgeber des Bischofs Damasus so energisch für den asketischen Gedanken inmitten der allgemeinen Frivolität, daß er bald einen Kreis vornehmer, hochgebildeter Frauen um sich versammelte. Allein die heftigen Angriffe, die er erfuhr, bewogen ihn schon 385, Rom zu verlassen und mit Paula, einer jener asketischen Damen, für immer nach Bethlehem überzusiedeln, wo er ein Mönchskloster, Paula ein Nonnenkloster gründete, die durch eine gemeinsame Kirche verbunden waren. Hier wandte er sich nun auch wieder den klassischen Studien zu und entfaltete eine überaus fruchtbare litterarische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten, vor allem auch für

die Verteidigung seines Lebensideals. Als er am 30. September 420 in seinem Kloster starb, inmitten der furchtbarsten Erschütterungen, deren Widerhall bis in seine stille Zelle drang, hinterließ er in seinen zahllosen Briefen, die einen Zeitraum von fast 50 Jahren füllen (370—419), ein überaus lebendiges Bild seiner Zeit.

Die bedeutendste theologische Leistung des Hieronymus ist seine berühmte Bearbeitung einer älteren Bibelübersetzung, die er im Auftrage des Bischofs Damasus von Rom dort begann und in Bethlehem vollendete. Das in seiner Art geniale Werk erlangte als **Vulgata** herrschende Geltung im Westen und wurde auch sprachlich als Muster anerkannt.



57. Bild eines altchristlichen Bischofs in seiner Amtstracht.
Glasstiftmosaik in der Sophienkirche zu Konstantinopel. Der hier dargestellte ist Basilius, Bischof von Cäsarea in Kappadokien. Geboren 329, Bischof seit 370, erlitt er den freiwilligen Märtyrertod 379 unter dem arianischen Kaiser Valens. Nach Salzenberg, „Altchristliche Baudenkmale Konstantinopels".

Der Origenistische Streit.

Als Vertreter der wissenschaftlichen Theologie war er ein warmer Verehrer des Origenes. Aber die zunehmende katholische Ausschließlichkeit wandte sich allmählich gegen diese ganze Richtung. Einer der eifrigsten Verfechter des Mönchtums, **Epiphanius**, Bischof von Konstantia auf Cypern (gest. 403), wagte es, Origenes geradezu der Ketzerei zuzuzählen, und forderte Hieronymus sowie dessen Jugendfreund Rufinus von Aquileja (s. S. 97), der damals (seit 378) in Jerusalem lebte und ein ebenso eifriger Verehrer der Askese wie Hieronymus war, auf, sich diesem Verdammungsurteile anzuschließen. Hieronymus entsprach wirklich diesem Verlangen, obwohl er sich dadurch in Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit setzte, denn sein beweglicher Geist überzeugte sich rasch davon, daß die Autorität der Kirche der freien Forschung vorgehe, Rufinus dagegen trat für Origenes ein. Daraus entspann sich eine hitzige litterarische Fehde zwischen den beiden früheren Freunden. Rufinus, der damals in Rom lebte, zog sich nach Aquileja zurück und starb 410 in Messina, wohin er vor dem Einbruche der Goten geflüchtet war.

Im Orient zog der Streit noch weitere Kreise. Auch in Ägypten bestand unter den Mönchen der skitischen und nitrischen Wüste ein heftiger Gegensatz zwischen den

Origenisten, die Gott als ein rein geistiges Wesen faßten, und den Anthropomorphiten, die sich ihn nnr körperlich in Menschengestalt denken konnten. Der Patriarch Theophilos von Alexandria (385—412) erklärte sich zunächst 399 gegen die Anthropomorphiten, ließ sich aber durch ihre fanatischen Haufen, die nach Alexandria kamen, und durch die Furcht, als Ketzerfreund zu erscheinen, so einschüchtern, daß er in einer Synode 400 die Verdammung des Origenes aussprechen ließ und gegen seine Anhänger unter den Mönchen sogar militärisch einschritt. Diese wandten sich darauf nach Konstantinopel an den Patriarchen Johannes Chrysostomos, der bis 398 dasselbe Amt in Antiochia bekleidet hatte, das Ideal des Priesters, mönchisch in seiner Sitte, arm für sich selbst, reich für die Armen, mild im Herzen, aber auf die Massen gestützt und gegen die Ausschweifungen des Hofes furchtbar beredt, überhaupt der größte Kanzelredner seiner Zeit nnd ein Mann, der stets den sittlich-praktischen Gedanken über dogmatische Gegensätze stellte. Theophilos wurde zur Verantwortung nach der Hauptstadt gefordert, aber dort verstand er es, den Haß der Kaiserin Eudoxia gegen den strengen Prediger zu benutzen, und setzte 403 auf einer Synode „Zur Eiche" (einem kaiserlichen Landgnte bei Chalcedon) anf verworrene Anklagen hin sogar die Verurteilung und Verbannung des Johannes Chrysostomos durch. Zwar erzwang das tobende Volk seine Zurückbernfung, indes wurde er auf Andrängen der Kaiserin, „der neuen Herodias", die er beleidigt hatte, weil er die Errichtung eines Standbildes für sie tadelte, schon 404 abermals und zwar nach dem Pontus verbannt, wo er schon am 14. September 407 starb.

Augustinus

Dieser vorläufige Abschluß des Origenistischen Streits war ein Sieg der „dogmatisierenden Rechtgläubigkeit" über die freie theologische Forschung. Freilich bestanden unter den Rechtgläubigen selbst doch noch sehr scharfe Gegensätze. Die Frage über die Gottheit Christi war für die „allgemeine Kirche" endgültig gegen Arius entschieden worden, und im Reiche selber war der Arianismus tot. Aber das Verhältnis der menschlichen und göttlichen Natur in Christus bewegte noch lange aufs heftigste den spekulativen, philosophisch gerichteten griechischen Orient. Dagegen beschäftigte sich das Abendland, dem praktischen Sinne des Römertums gemäß, vorwiegend mit dem Verhältnis des Menschen zu Gott. Beide Fragen veranlaßten leidenschaftliche Kämpfe, gerade während die politische Ordnung des Westens völlig zusammenbrach. Hier stand im Mittelpunkte der gewaltige Aurelius Augustinus.

Augustinus war am 13. November 354 zu Tagaste in Numidien von einem heidnischen Vater, Patricius, und einer christlichen Mutter, Monica, einer ausgezeichneten Frau, geboren worden; aber als er in dem üppigen Karthago römische Beredsamkeit und Litteratur studierte, traten die Eindrücke seiner Kindheit hinter der glänzenden Erscheinung der ihn umgebenden antik-heidnischen Kultur völlig zurück. Auch in den Freuden und Lüsten der Welt ging freilich seine bessere Natur nicht unter; er wollte die Wahrheit suchen; nur schwankte er unentschieden zwischen der christlich-manichäischen Lehre, die ihm die Wahrheit durch freie Forschung der Vernunft verhieß, und dem phantastischen Neuplatonismus des spätgriechischen Heidentums. Endlich, als er nach kaum einjährigem Aufenthalte in Rom im Jahre 384 als Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand gekommen war und er dort den Ambrosius hörte, entwickelte sich in ihm durch die Lektüre der Paulinischen Briefe und die Kunde von dem Einsiedlerleben des heiligen Antonius ein heftiger Kampf, dessen Ausgang seine fromme Mutter durch Thränen und Bitten förderte; im Jahre 387 sah er in einem plötzlichen Durchbruch seines innersten Gefühls seine Bekehrung, und in der Osternacht dieses Jahres ließ er sich von Ambrosius taufen. Nachmals hat er in seinen „Selbstbekenntnissen" (Confessiones) seinen Entwickelungsgang mit rückhaltsloser Wahrhaftigkeit in der Form einer Beichte gegen Gott selbst geschildert (um 400). Fortan widmete er sich nun völlig der Kirche, ging über Rom nach Afrika zurück und wurde in Hippo Regius (Bona, östlich von Algier) 391 zum Priester geweiht, 395 zum Bischof gewählt. Fortan lenkte er durch die Macht seines Geistes die Kirche seiner afrikanischen Heimat, unermüdlich in der Seelsorge, eine Zuflucht für alle Armen und Verfolgten und ein Prediger von einer alles überzeugenden Gewalt.

Seine Anschauungen, in zahlreichen Streit- und Lehrschriften niedergelegt, wurden die Grundlage für die ganze kirchliche Auffassung zunächst des Mittelalters, ja sie wirken weiter bis zur Stunde.

Der „Gottesstaat".

Was nach seiner Überzeugung die Kirche in ihrem Verhältnis zum Staate sei, das hat er in seiner rücksichtslosen Folgerichtigkeit gezeigt in dem Buche: „Vom Reiche Gottes" (de civitate dei, 413—426), der ersten Geschichtsphilosophie. Den nächsten Anstoß gab die Einnahme Roms durch Alarich (410) und der seitdem immer wiederholte Vorwurf der Heiden, daß dies Unglück und das ganze Verderben der römischen Welt durch den Abfall von den alten Göttern herbeigeführt worden sei. Dem Untergange ist Rom, so führt er aus, nicht deshalb geweiht, weil es von seinen Göttern abgefallen ist, wie die Heiden behaupten, denn nicht die Götter haben Rom, vielmehr hat Rom sich die Götter gemacht, und es ist emporgekommen allerdings durch seine Tugenden, aber diese Tugenden sind nichts als „glänzende Laster". Gott aber hat Rom wachsen lassen nicht, weil es gut war, sondern zur Züchtigung oder Vereinigung der Menschheit. Zwei Gemeinschaften gibt es nämlich auf der Welt, die eine ist von Kain gegründet, die andre von Abel. Aus jener, der civitas terrena, ist das Römische Reich hervorgegangen, aus dieser, der civitas caelestis, die christliche Kirche. Jenes nähert sich dem Untergange, und mit ihm überhaupt jede weltliche Staatsordnung, denn von den vier Weltreichen (Daniels) ist das römische das letzte; damit bricht das Reich Gottes an, d. i. die Herrschaft der Kirche. Diese Auffassung war bei Augustinus das Ergebnis des rettungslosen Zusammenbruchs der antiken Staatsordnung und Kultur, die er erlebte, und insofern natürlich, aber in verhängnisvollster Weise hat sie seitdem, getragen von seinem unermeßlichen Ansehen, das ganze Mittelalter beherrscht. Sie begründete theoretisch die Herrschaft der Kirche als „des Reiches Gottes" über den Staat als eine irdische, rein menschliche, in ihrem Ursprunge sündhafte Veranstaltung, sie schnitt zugleich jede Möglichkeit einer wahrhaft historischen Auffassung der menschheitlichen Geschichte auf viele Jahrhunderte hinaus unbedingt ab.

Der Pelagianische Streit.

Nicht ganz so durchschlagend, aber doch erst mehr als ein Jahrtausend später einschneidender wirksam war Augustins Lehre von dem Verhältnis der menschlichen Sünde zur göttlichen Gnade. Zwei britische Mönche, Pelagius und Cölestius, durch die Stürme der Völkerwanderung 409 nach Rom, 411 nach Afrika verschlagen, stellten die Lehre auf, daß „durch Adams Sündenfall die menschliche Natur nicht verdorben sei, der Mensch also durch die Kraft seines Willens der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in seiner Besserung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Christi teilhaft werde". Dem gegenüber lehrte Augustinus: „Wir sind sündig, nicht weil wir Adam nachahmen, sondern weil wir aus ihm geboren sind. Alles Geborene ist also unfähig zum Guten aus eigner Kraft, demnach der Verdammnis verfallen und kann nur durch die Wiedergeburt gerettet werden, d. h. durch die Offenbarung, die aus dem göttlichen Wesen selbst in die Seele strömt." Die göttliche Gnade geht also dem menschlichen Verdienste voran. Daher erwählt Gott aus der „allgemeinen Masse des Verderbens" die einen ohne all ihr Verdienst zur Seligkeit, die andern zur ewigen Verdammnis (Gnadenwahl, Prädestination).

Auf Grund solcher Anschauungen wurden Cölestius und Pelagius, nachdem Verhandlungen auf den Provinzialsynoden in Jerusalem und Diospolis (Kleinasien) zu ihren gunsten ausgeschlagen waren, auf der karthagischen Synode vom Jahre 416 aus der Kirche verstoßen. Diesem Urteile trat auch Rom bei, doch fanden die Gebannten Zuflucht bei dem Patriarchen Nestorius von Konstantinopel und wurden erst im Jahre 431 mit diesem zugleich in Ephesos verdammt. Augustinus selbst erlebte

diesen Sieg nicht mehr, er starb am 28. August 430 inmitten der Schrecken, welche die vandalische Belagerung über seine Bischofsstadt verhing.

Auch war der Sieg seiner Lehre kein vollständiger. Die griechische Kirche hat sie niemals angenommen, und auch das Abendland schreckte vor der furchtbaren Konsequenz der Gnadenwahl zurück. Vielmehr fand hier weithin Annahme die mildere Auffassung des Johannes Cassianus von Massilia, wonach durch Adams Fall die sittliche Kraft im Menschen zwar erkrankt, aber nicht erstorben sei, also die Gnade und die Freiheit fortwährend nebeneinander das Heil bewirken (Semipelagianismus). Namentlich in der gallischen Kirche kam diese vermittelnde Ansicht auf den Synoden von Arelate (Arles) 472 und Lugdunum (Lyon) 475 zur Herrschaft. Afrika neigte mehr dem Augustinismus zu, und später entschieden sich unter römischem Einfluß auch die gallischen Kirchenversammlungen zu Arausio (Oranges) und Valentia (Valence) 529 für die alleinige Wirkung der göttlichen Gnade, ohne deshalb die Gnadenwahl anzunehmen. Zu einer Kirchenspaltung ließ es das Abendland nicht kommen.

Der Nestorianische Streit.

Anders der griechische Orient. An dem Streit zwischen Augustinus und Pelagius hat er sich niemals recht beteiligt, um so heftiger bewegte ihn die Frage nach dem Verhältnis der göttlichen und menschlichen Natur in Christus. Da hielt nun die Schule von Alexandria an der strengen Einheit beider Naturen fest (daher Monophysiten), die von Antiochia betonte mehr die Trennung beider. Die Nebenbuhlerschaft der beiden großen Patriarchate verschärfte noch den Gegensatz, und bald ergriff der Streit auch Konstantinopel. Dort nämlich lehrte Nestorius, seit 428 Patriarch, früher in Antiochia, beide Naturen seien vollständig getrennt und wirkten nur in der Erlösung zusammen; er wollte deshalb auch Maria zwar als „Mutter Christi", aber nicht als „Mutter Gottes" anerkennen. Dem gegenüber verfocht der leidenschaftliche Cyrillus, Patriarch von Alexandria (412—444), die volle Einheit beider Naturen sowohl vor Theodosius II. als vor Papst Cölestin I. (430), denn er wollte angesichts der furchtbaren Gefahren, die das Reich von allen Seiten bedrohten (Spanien und halb Gallien waren bereits verloren, und die Vandalen standen in Afrika) eine Glaubensspaltung durchaus vermieden wissen. Wirklich erreichte er die Verdammung des Nestorius auf den Synoden von Alexandria und Rom (430) und wurde selbst angewiesen, das Urteil zu vollstrecken. Als Nestorius sich nicht fügte, berief Theodosius II. ein allgemeines Konzil nach Ephesos (431). Dieses entschied unter dem Einflusse Cyrills und Roms abermals gegen Nestorius. Die erregte Bevölkerung der großen Handelsstadt begrüßte diesen Spruch mit festlichem Gepränge, und Gesandte des römischen Bischofs erklärten kraft der dem heiligen Petrus übertragenen Vollmacht die Absetzung des Nestorius für zu Recht bestehend. Als aber die syrischen und griechischen Bischöfe eintrafen, wandte sich die Mehrheit gegen Cyrillus. Indes fand Nestorius daheim keine Unterstützung. Vielmehr wich der Kaiser dem Drängen der zahlreichen Mönche und der von ihnen aufgeregten Bevölkerung von Konstantinopel und willigte im Jahre 433 in einen Ausgleich derart, daß Cyrillus in seinem Glaubensbekenntnis die Verschiedenheit beider Naturen in der Vereinigung scharf betonte. Die Synode von Tarsus bestätigte diesen Frieden (434). Nestorius aber, schon 432 nach einem Kloster in Antiochia, 435 nach Petra in Arabien verwiesen, starb 440 verkannt und vergessen in Ägypten. — Im Reiche hielt nur die Schule von Edessa, vertreten durch Ibas und Theodoret, Bischof von Kyrrhos in Syrien (vgl. S. 95), an seiner Lehre fest; größeren Anhang fand sie jenseit der Grenze im Osten. In Persien bildeten die Nestorianer als „chaldäische Christen" allmählich eine eigne Kirche, in Indien nannten sich die Glaubensgenossen „Thomaschristen".

Kaum schien dieser Gegensatz ausgeglichen, als Eutyches, Archimandrit in Konstantinopel, aufs neue die alexandrinische Lehre in schroffster Form aufstellte. Auf Veranlassung des Patriarchen Flavianus verdammte ihn die Synode von Koustantinopel unter Zustimmung Papst Leos I. (448). Dagegen sprach sich der Patriarch Dioskuros von Alexandria für Eutyches aus und bewirkte im Jahre 449 auf der „Räubersynode“ zu Ephesos durch Aufhetzung des Pöbels und thätliche Gewalt seiner fanatischen Mönchsscharen die Entsetzung des Flavianus. Nun appellierten beide Parteien an Rom, und da mit Theodosius' II. Tode (450) die Eutychianer ihre beste Stütze verloren, so brachte das allgemeine Konzil von Chalcedon 451 unter Leitung römischer Legaten Leos I. und unter dem Einflusse des Kaisers Marcianus, der ebendamals den Angriff Attilas erwarten mußte, einen Ausgleich zustande. Dioskuros wurde entsetzt, Eutyches verdammt und als giltige Lehre festgesetzt: „Christus, eine Person, nach seiner Gottheit ewig vom Vater, nach seiner Menschheit von der jungfräulichen Gottesgebärerin, in zwei Naturen unvermischbar, unzertrennlich.“ Es war ein Sieg zugleich des römischen Bistums und des Kaisertums.

Auch Kaiser Leo I. (457—474) hielt diese Beschlüsse gegen Alexandria aufrecht, und nur ganz vorübergehend gelangte der Monophysitismus in Konstantinopel selbst zur Herrschaft, als Leos Nachfolger Zeno dem Basiliscus weichen mußte (476/7, s. S. 90 f.). Doch suchte dieser die Monophysiten durch eine vermittelnde Formel (daher Henotikon), welche die streitigen Pnnkte umging, zu versöhnen (482). Anastasius I. (491—518) setzte sogar einen monophysitischen Patriarchen in Konstantinopel ein (495), bis Justinus II. (518—527) sich wieder gegen die Monophysiten wandte und ihre Bischöfe vertrieb. Freilich war der Sieg auch diesmal nicht vollständig. Vielmehr behauptete sich die monophysitische Lehre in Ägypten, weil sie dort Volkssache war, und trug so wesentlich dazu bei, den Zusammenhang dieser Provinz mit dem Reiche zu lockern.

Die asketische Welt-anschauung.

Wie die Kirche, obwohl durch den Glauben zusammengehalten, sich immer schärfer in Geistliche und Laien schied, und zumal seit Augustin sich als das himmlische Gottesreich gegenüber jeder irdischen Gemeinschaft fühlte, so bildete sich auch in den sittlichen Anforderungen eine zweifache Abstufung, eine höhere nnd eine niedere Reihe. Jene verlangte eine unnatürliche Entsagung dnrch Ertötnng der Sinnlichkeit, Verzicht auf allen eignen Willen und Besitz, diese gewährte der Masse der Menschen erlaubten Genuß, aber nur als ein Zugeständnis an die Schwäche der Natnr. Das höchste sittliche Ideal lag also grnndsätzlich über dem Standpunkte des in voller weltlicher Thätigkeit stehenden Menschen, war ein weltfremdes; die irdische Arbeit galt als etwas, was zwar nicht zu hindern, aber der sittlichen Vollendung im Wege sei. Diese weltfeindliche Anschauung erklärt sich aus der tiefen Abneigang gegen eine gründlich verderbte Gesellschaft nnd aus dem Zusammenbruche aller weltlichen Ordnungen, doch sie war nicht fähig, sie zu erneuern, weil die geforderte sittliche Anspannnng der menschlichen Natur widerstreitet und niemand reformieren kann, was er verachtet. Daher geht durch die ganze christliche Welt des Mittelalters ein tiefer, unheilbarer Riß.

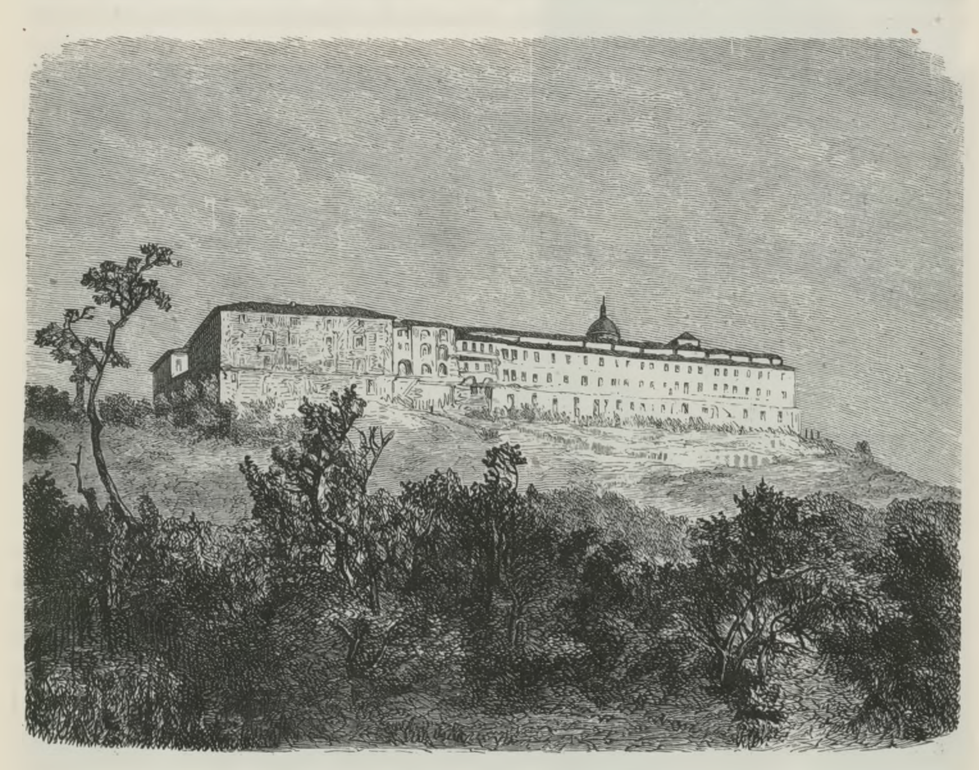
Kirchenzucht.

Einerseits lockerte sich nun den Laien gegenüber die alte Strenge der Kirchenzucht; an ihre Stelle trat eine Menge kleiner, genau abgestufter Bußen. Das Sündenbekenntnis wurde nur im Abendlande als Bedingung der Vergebung angesehen, doch seit Leo I. in der Form der Ohrenbeichte. Im Orient huldigten einer strengeren Bußdisziplin nur die Novatianer, die Anhänger des Novatianus, die indes von der herrschenden Kirche bekämpft wurden. Anderseits wurden die Forderungen an das Leben der Geistlichkeit immer schärfer gespannt. Im Orient verlangte man allerdings die Ehelosigkeit nur von den Bischöfen; im Westen dagegen wollten schon seit dem

Ende des 4. Jahrhunderts manche Provinzialsynoden nur den Subdiakonen ihre Frauen lassen, ohne freilich damit durchzudringen.

Die strengste Entsagung wurde zuerst im Morgenlande von dem Mönchtume praktisch durchgeführt, das durch Pachomius in Ägypten um 320 seinen Anfang nahm, und bald bildeten die Scharen fanatischer Mönche, zumal in der ägyptischen und syrischen Wüste, ein demokratisches, stets kampfbereites Element. Gesetze für das gemeinsame Mönchsleben gab zuerst die Regel Basilius' des Großen. Noch höher schien die Stufe der Heiligkeit, welche die Einsiedler und vor allem die sogenannten Säulenheiligen im Orient erreichten, zuerst der Syrer Simeon (Stylites), der auf seiner Säule bei Antiochia den Völkern ein Menschenalter lang Buße und Entbehrung

Das Mönchtum; Benedictus von Nursia.



58. Das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino bei Neapel.

predigte (seit 422). Im nüchterneren Abendlande fand das Mönchtum zunächst nicht so allgemeinen Anklang, doch gründete bereits Martin von Tours um 400 ein großes Kloster, und noch im Laufe des 5. Jahrhunderts erlangten die Klöster Irlands außerordentliche Bedeutung (s. unten). Die dem Abendlande entsprechende Form fand aber erst Benedictus von Nursia.

In dieser kleinen umbrischen Stadt um 480 geboren, kam Benedictus im Alter von vierzehn Jahren nach Rom. Doch eine unwiderstehliche Neigung zu beschaulichem Leben trieb den Jüngling von seinen Studien weg in die Bergeinsamkeit des Sabinerlandes nach Subiaco (Sublacu). Hier lebte er anfangs, in Felle gehüllt, als Einsiedler; als ihm aber zahlreiche gleichgestimmte Genossen zuströmten, errichtete er allmählich zwölf klösterliche Genossenschaften zu je zwölf Mönchen und stellte hier, unterstützt von seiner Schwester Scholastica, seine milde, menschliche, aber feste Regel auf. Auch sie verlangte Buße und Abtötung des Fleisches durch Fasten, Nachtwachen, Gebete und Kasteiungen, aber auch regelmäßige Hand- und Geistesarbeit machte sie dem „Orden der Benediktiner" zur Pflicht. Später (529) verlegte Benedictus sein Hauptkloster auf den isolierten schroffen Monte Cassino hoch über dem herrlichen Liristhale bei Neapel, wo

an die Stelle eines Apollotempels, den er zerstörte, seitdem das Mutterhaus für alle Niederlassungen des Ordens errichtet wurde. Hier starb Benedictus im Jahre 544, sein Orden verbreitete sich aber über das ganze Abendland als die wichtigste aller mönchischen Verbindungen. Er wurde einer der größten und verdienstvollsten Kulturträger des gesamten Mittelalters und oft fast die einzige Zuflucht derer, die, abgestoßen von dem rohen Treiben einer entgeisteten Welt, nach höheren Zielen strebten.

Die frühchristliche Kunst.

Es war natürlich, daß ein so reich entwickeltes kirchliches Leben auch in der Kunst einen entsprechenden Ausdruck suchte. Hatte es doch seine ganz besonderen Bedürfnisse und ganz neue Ideale, die der Kunst neue Antriebe gaben, nachdem die antike Kunst seit dem 4. Jahrhundert mehr und mehr der Erstarrung verfallen war und alles künstlerische Vermögen eingebüßt, die technische Fertigkeit aber bewahrt hatte.



59. Die Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna.

Die Basiliken. Einen jähen Bruch mit der Vergangenheit leitete die neue christliche Kunst nicht ein, sie bediente sich vielmehr der Mittel, die sie vorfand, soweit sie ihren Zwecken entsprachen. In den ersten Jahrhunderten hatte sie sich anf Privathäuser oder auf die Katakomben, die unterirdischen Grabgewölbe, beschränken müssen (s. Bd. II, S. 854 f.); erst seit Konstantin dem Großen war sie in die Öffentlichkeit getreten, und rasch entstanden überall zahlreiche Kirchen, mit Vorliebe über den Gräbern von Aposteln und Märtyrern oder auf Plätzen, die man durch eine Wundererscheinung geheiligt glaubte. Nur verhältnismäßig selten sind Göttertempel dazu umgestaltet worden, da diese im ganzen für eine größere Gemeinde zu wenig Raum boten. Das Vorbild für die Kirchen gaben vielmehr die Säulenhöfe der Privathäuser (s. Bd. II, S. 562 f.) und die Basiliken, Gerichts- und Markthallen von oblonger Anlage mit Säulengalerien an den Langseiten und einer weiten, halbrunden Nische (Apsis) an der dem Ein-

gange gegenüberliegenden Schmalseite, wo auf erhöhtem Platze der Richter saß (s. Bd. II, S. 763 und S. 783). Indem man diese Formen zu Grunde legte, auf den Langseiten Emporen für die Frauen einbaute und den Altar in die Apsis setzte, schob man vor den Eingang eine Vorhalle für die noch nicht Getauften (Narthex) und legte zuweilen vor die ganze Kirche einen großen mit Säulenhallen umgebenen Vorhof (Atrium), mit dem Weihbrunnen in der Mitte (Kantharos). Die Orientierung der Kirche von Ost nach West kam erst allmählich auf. Die Säulen wurden antiken Bauwerken entnommen oder solchen nachgeahmt, wobei das reiche korinthische Kapitäl bevorzugt wurde, und zwar trugen die Säulen ursprünglich flaches Gebälk, bis schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Bogenstellung über den Säulen aufkam. Im Westen verschwanden sehr bald auch die von den Säulen getragenen Emporen, und an die Stelle traten glatte Wände mit Fenstern, was natürlich dazu führte, den Seitenschiffen niedrigere Dächer (Pultdächer) zu geben. Die Decke des ganzen Baues war stets aus Balken gefügt, gewölbt nur die Apsis, zu der der sogenannte Triumphbogen den Zutritt eröffnete (s. Bd. II, S. 856). Sehr früh schob sich bei großen Kirchen zwischen die Apsis und das Langschiff ein Querschiff, so daß der Grundriß die Form eines Kreuzes erhielt. In solcher Weise entstanden in Rom seit 350 die beiden großen Basiliken zu St. Peter (mit Querschiff), Santa Maria (Maggiore), Sant' Agnese, etwas später, gegen Ende des 5. Jahrhunderts, die noch heute in alter (wenngleich erneuerter) Gestalt bestehende zu St. Paul vor den Mauern mit fünf Schiffen. Im Osten blieben die Galerien, der dort üblichen strengeren Scheidung der Geschlechter beim Gottesdienst entsprechend, wie in der schönen Demetriuskirche in Thessalonika aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts. In dem holzarmen Syrien baute man anfangs gewöhnlich nur ganz schlichte, massive Steinkirchen und erst seit dem 5. Jahrhundert Basiliken, dann oft mit drei Apsiden, nach der Zahl der Schiffe. Glockentürme waren anfangs noch selten. In Italien setzte man sie selbständig neben die Kirche, in Syrien an die Front.



60. Christus als guter Hirte.
Marmorstatue aus dem 4. Jahrhundert, jetzt im Museum des Laterans zu Rom.

Neben diese Langbauten treten von Anfang Zentralbauten, doch zuerst nur als Grab- oder Taufkapellen (Baptisterien). Das Vorbild dazu boten die Rundbauten der römischen Thermen. Die Decke war dann entweder flach oder von einer Kuppel gebildet, der Rundbau selbst ruhte entweder auf einer massiven Mauer oder auf Säulen. Zentralbauten.

Zuweilen fügten sich kurze Seitenarme an, so daß die Kreuzform entstand. Die ersten Beispiele der einfacheren Art sind die Taufkapelle San Giovanni in Fonte am Lateran in Rom aus der Zeit Konstantins des Großen, lange die einzige Taufkirche Roms und als Bauwerk das Vorbild für alle Baptisterien Italiens, und die Grabkapelle der Constantia, der Schwester Konstantins des Großen, die jetzige Kirche Santa Costanza an der Via Nomentana bei Rom; schon prunkvoller ist die Grabkapelle der Galla Placidia in Ravenna aus der Mitte des 5. Jahrhunderts. Der griechische Osten bevorzugte später überhaupt den Zentralbau. Eines der ältesten Beispiele ist hier die Georgskirche in Thessalonika.

Bildnerei und Malerei.

Die Bildnerei und Malerei hatte sich zunächst auf die Ausschmückung der Katakomben und die plastische Verzierung der Steinsarkophage beschränken müssen und sich hier eng an die Antike angeschlossen, indem sie die Särge mit Reliefs ausstattete, die in meist sehr handwerksmäßiger Ausführung Szenen aus dem Leben Christi oder solche auf dies bezogene aus dem Alten Testament darstellten (s. Bd. II, S. 852), und die Wände der Katakomben mit leichten, meist symbolischen Ornamenten bedeckte. Später boten die Wände der Kirchen der Freskomalerei und der Mosaikbildnerei ein weites Feld. Die Gegenstände wurden natürlich der heiligen Geschichte entnommen. Eines der ersten Beispiele bietet die Santa Maria Maggiore in Rom, wo in einer Reihe von Mosaiken des 5. Jahrhunderts die Hauptszenen aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte vorgeführt werden. Besonders häufig werden Christus, die Evangelisten und die Apostel dargestellt, so in der Paulsbasilika bei Rom über dem Triumphbogen, aber auch schon Maria als Mutter Gottes in der Maria Maggiore, der ältesten Marienkirche Roms. Die Auffassung schloß sich zunächst der Antike an, wie z. B. Christus gern in jugendlicher Gestalt als Orpheus oder als guter Hirte mit dem Lamm auf der Schulter erscheint; später zeigen die Gestalten einen eigentümlich stillen, leidenschaftslosen, seligen Ausdruck, im 5. Jahrhundert werden sie ekstatisch, schwärmerisch, ernst. Die Plastik fand, abgesehen von den Sarkophagen, weniger Verwendung; Statuen sind äußerst selten (so Christus als guter Hirte im Lateran und das berühmte sitzende Bronzebild des Apostels Petrus in der Peterskirche, das wahrscheinlich ein kaiserliches Weihgeschenk aus dem 5. Jahrhundert ist). Dagegen wurden die Diptycha (die Deckel der in den Kirchen gebrauchten Notizbücher) gern mit reichen Elfenbeinschnitzereien geschmückt. Ganz neu und spezifisch christlich sind in Malereien und bildnerischen Arbeiten die Symbole: das ☧ (Christus), das A und Ω (A und O), der Fisch (griechisch ichthys), die Anfangsbuchstaben von Jesūs Christos theu (h)yios soter (Jesus Christus Gottes Sohn, der Heiland), das Lamm, der Weinstock, das Kreuz.

* * *

So stand die Kirche da als eine geschlossene, organisierte Macht, folgerichtig durchgebildet, bereits gestützt auf die Überlieferung mehrerer Jahrhunderte, im Besitz des besten Teiles der geistigen Hinterlassenschaft des Altertums, die besten Kräfte unwiderstehlich an sich fesselnd, als eine über das Irdische hinausragende Gemeinschaft mit festem Vertrauen in die Zukunft erfüllt, während ringsumher alles in Zerfall und Zerstörung zu versinken schien.


EUROPA
NEBST VORDERASIEN
UND DEM NÖRDLICHEN AFRIKA
um das Jahr 500
bearbeitet von Carl Wolf.
Maßstab 1:15.000000
0 100 200 300 400 500 600 km.
20 östl. L. v. Ferro
EUROPA
nach dem Tode
Justinians I.
(565)
Maßst. 1: 40.000000
Kilometer
Reich d. Franken
Reich d. Avaren
Hunnen
Reich d. Westgoten
Langobarden
Pontus Euxinus
OSTRÖMISCHES REICH
Maurusier
AEGYPTUS
OCEANUS GERMANICUS
HIBERNIA
SCOTEN
BRITANNIA
ANGELN
SACHSEN
JUTEN
DÄNEN
REICH DER FRANKEN
Salische Franken
REICH DER THÜRINGER
WARNEN
AISTEN
SLAVISCHE VÖLKER
HERULER
REICH DER LANGOBARDEN
BAJUVARIER
Ehemaliges Reich des Syagrius
REICH DER BURGUNDER
ALAMANNEN
REICH DER GEPIDEN
DACIA
Mare Cantabricum
SUEVEN
REICH DER WESTGOTEN
VASCONEN
OSTGOTISCHES REICH
Pontus Euxinus
ABASGEN
GOTEN
ALANEN
LAZICA
IBERIA
FREIE VÖLKER
PERSISCHES REICH
OSTRÖMISCHES REICH
Mare Balearicum
Mare Tyrrhenum
REICH DER VANDALEN
MAURUSIER
Mare Adriaticum
Mare Aegyptium
REICH DER LACHMIDEN
REICH DER GHASSANIDEN
ARABIA
LIBYA
AEGYPTUS
Sicilia
Sardinia
Corsica
Creta
Cyprus
CONSTANTINOPOLIS
ROMA
RAVENNA
ALEXANDRIA
CTESIPHON



Zweiter Zeitraum.

Die Periode neuer Staatenbildungen (476—650 n. Chr.).

Einleitung.

Der Sturz der römischen Herrschaft in Italien hatte das Weströmische Reich thatsächlich in eine Anzahl germanischer Staaten aufgelöst. In Italien selbst und nordwärts bis zur Donau gebot Odoaker, in Nordafrika herrschten die Vandalen, in Spanien Westgoten, Sueben und Alanen, die ersteren bis ins südliche Gallien hinüber. In Britannien breiteten sich die Angeln und Sachsen langsam aus, im nordöstlichen Gallien begannen vom Niederrheine her die Franken um sich zu greifen, im Südosten saßen die Burgunder, nur ein Bezirk um Soissons und Paris gehorchte noch einem römischen Statthalter. Alle diese Germanenfürsten, mit Ausnahme der vandalischen und angelsächsischen, waren sich bewußt, ihre Gewalt der Anerkennung des Kaisers in Rom oder Konstantinopel zu verdanken, sie betrachteten ihn als ihren Oberherrn, so wenig sie ihm wirklichen Einfluß gestatteten, und enthielten sich mancher Abzeichen, die er sich vorbehielt. In den einzelnen Ländern selbst standen die stärksten Gegensätze unvermittelt nebeneinander. „Heidnischer Glaube und Christentum, Katholizismus und Arianismus, römisches Städteleben und deutsche Bauernwirtschaft, Handelsverkehr des Mittelmeeres und gänzlicher Mangel an deutschem Kapital, römische Geschichtschreibung und deutsche Sage stehen nebeneinander. Schwer wird es den Völkern, sich in diesen Kontrasten zurechtzufinden, edle Stämme gehen daran zu Grunde, aber auf der Versöhnung, welche die Überlebenden fanden, ruht unsre gesamte Bildung."

Am heftigsten sind diese Kämpfe in Italien gewesen. Dreimal binnen weniger als hundert Jahren wechselte das Land den Herrn, und auch der letzte germanische Stamm, der hier einwanderte, die Langobarden, vermochte weder das ganze Land sich zu unterwerfen noch seine Selbständigkeit auf die Dauer zu behaupten. Auch die Herrschaften der Vandalen, Westgoten und Burgunder gingen zu Grunde; nur die Angelsachsen in Britannien und auf dem Festlande die Franken entwickelten Zähigkeit genug, um sich nach allen Richtungen auszudehnen und die germanischen Grundlagen ihres Staatswesens zu bewahren. Ja, das Fränkische Reich wurde der Kern für alle mitteleuropäischen

Staatengebilde, und zugleich das einzige neben denen der Angelsachsen, das sich wenigstens in seiner östlichen Hälfte die germanische Nationalität erhielt. Denn überall sonst erlag sie der immer noch weit überlegenen römischen Kultur, und unter deren herrschendem Einfluß erwuchsen aus der Verbindung germanischer und römischer Bestandteile die romanischen Nationen. Indem aber die deutschen Stämme östlich des Rheines sich dem Fränkischen Reiche anschlossen, erhielten sie zugleich das Christentum und traten damit in die Welt der abendländischen Kulturvölker ein. Unberührt von der christlichen Zivilisation blieben dagegen die skandinavischen Völker; ja sie suchten seit der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts ihre germanischen und romanischen Nachbarn mit verheerenden Raubzügen heim und fanden erst später die Versöhnung mit der christlichen Kultur.

Auf die germanische Völkerwanderung folgte dann im Osten und Südosten Europas eine *slawische*. Aus dem Innern der unermeßlichen Tiefebenen des heutigen Rußland ergießen sich bereits seit dem 5. Jahrhundert ihre Völkerwogen nach dem Westen und Süden. Dort überfluten sie das ganze alte Gebiet der ostgermanischen Stämme bis an die Elbe und Saale, hier fast die gesamte Balkanhalbinsel. Trotzdem gelingt es den Slawen nicht, das Gefüge des Oströmischen (Byzantinischen) Reiches zu zerstören, wie das die Germanen im Westen vermocht hatten. Nur im Norden der Halbinsel gründen sie unabhängige Staaten; in den Sitzen dagegen, die sie südlich des Balkan einnehmen, unterliegen sie dem politischen und kirchlichen Übergewicht der Byzantiner und verlieren größtenteils auch ihre Nationalität.

Aber eine noch viel gewaltigere Umgestaltung bringt das Auftreten einer neuen Religion mit sich, des *Islam*. Von ihm begeistert und an noch unverbrauchter Naturkraft allen Nachbarn weit überlegen, tragen die Araber die Fahne ihres Propheten im Westen bis an den Atlantischen Ozean und bis über die Pyrenäen, im Osten bis an den Indus; sie stürzen das Neupersische Reich, entreißen den Byzantinern Syrien, Ägypten, Nordafrika, Sizilien, zerstören damit den uralten Kulturzusammenhang der Küstenländer des Mittelmeeres, übernehmen aber dann von den Unterworfenen einen guten Teil des geistigen Erbes, welches das Altertum hinterlassen hatte, um es auf ihre Weise fortzubilden.

Inmitten dieser Gärung erhält sich das *Byzantinische* (Oströmische) Reich mit bewundernswürdiger Zähigkeit, trotz aller Verluste und Gefahren von außen, trotz fortgesetzter kirchlicher und politischer Zerwürfnisse im Innern, trotz tiefen Sittenverfalls, indem es zugleich die antiken Überlieferungen für eine bessere Zukunft aufbewahrt, für Jahrhunderte noch der einzige wirkliche Kulturstaat der christlichen Welt.

Das Byzantinische Reich und seine Nachbarn (518—641).

Das Zeitalter Justinians I. (518—565).

Charakter des Byzantinischen Reiches.

Kaum jemals hat sich ein Staatswesen unter schwierigeren Verhältnissen behauptet wie das *Byzantinische* Reich. Fortwährend durch die Einfälle nordischer Barbaren bedroht und verwüstet, im Osten von dem Neupersischen Reiche der Sassaniden bedroht, später mehrerer seiner wichtigsten Provinzen durch die Araber beraubt, litt es im Innern unter der dem römischen Kaisertum von jeher eignen Unsicherheit der Thronfolge, die häufig die Ursache blutiger Umwälzungen wurde, und lange Zeit auch unter kirchlichen Zerwürfnissen, die mehr und mehr mit den Gegensätzen zwischen den einzelnen Provinzen verschmolzen und der Einheit des Reiches um so gefährlicher wurden. Dazu gesellte sich in den Hauptstädten ein hohes Maß von sittlicher Leichtfertigkeit bei einer äußerlich alles beherrschenden Kirchlichkeit. Aber auch an Gegengewichten fehlte es

nicht. Trotz allen Verheerungen blieb Konstantinopel immer die erste Handelsstadt der damaligen Welt, das ganze Reich das einzige christliche Land im Umkreise des Mittelmeeres, wo die Traditionen des alten Kunst- und Gewerbebetriebes sich wenig verändert forterhielten, und die byzantinische Kultur war nicht nur die große Bewahrerin des antiken Wissens, sondern, besonders in den späteren Jahrhunderten, das eigentümliche Erzeugnis des griechischen Volksgeistes in seiner Verwandlung durch das Christentum und durch die engere Berührung mit den Völkern des Ostens, denen er näher trat als dem lateinischen Abendlande. Eine zwar despotische und oft käufliche, aber immer geordnete Verwaltung hielt die verschiedenen Gebiete und Nationalitäten wie mit eisernen Klammern zusammen und ward unterstützt durch die straffe Organisation der griechischen Kirche wie durch das mehr und mehr hervortretende Vorwiegen des griechischen Elementes. Zwar die Staatssprache blieb noch lange, etwa bis auf Kaiser Mauricius (582—602), römisch, und die freilich furchtbar gelichtete Bevölkerung der nördlichen Teile der Balkanhalbinsel sprach bis auf die Einwanderung der Slawen durchweg lateinisch, nicht griechisch; griechisch aber war die gewaltige Hauptstadt, griechisch die Bevölkerung der südlichen Hälfte der Halbinsel und ganz Kleinasiens, und auch in Ägypten und Syrien überwog das Griechische als die Sprache des gebildeten Verkehrs die einheimischen Mundarten. Dazu nun das Übergewicht und die Uneinnehmbarkeit Konstantinopels, an dessen Mauern mehr als einmal das Schicksal des Reiches hing und dessen Besitz auch jeden Kampf um den Thron entschied. Im Kriegswesen aber blieben die Byzantiner allen ihren Nachbarn überlegen bis zum Auftreten der Janitscharen, und nicht minder in der Diplomatie. Zäh und berechnend, gewissenlos und verschlagen, verstanden sie es, die fremden Völker bald einzuschüchtern, bald zu gewinnen, bald gegeneinander zu verhetzen, und ergänzten so häufig die Schwächen ihrer Kriegführung. Und dies Gemeinwesen hat zwar oft gewaltthätige und ruchlose, aber fast immer auch fähige und bedeutende Herrscher besessen. Schwerlich würden sie indes mit solchem Erfolge so vielen Gefahren getrotzt haben, wären sie nicht alle von dem zähen Selbstgefühl erfüllt gewesen, das in der Erinnerung an eine stolze Vergangenheit wurzelte. Mochten sie auch einmal am Rande des Verderbens stehen, die Byzantiner vergaßen nie, daß ihrem Kaiser von Rechts wegen die Herrschaft des ganzen römischen Erdkreises gebühre. Und so gewaltig wurde durch alles dies die Überlegenheit des alten Kulturstaates, daß er sich nicht bloß behauptete, sondern auch eine ganz Anzahl meist nachhaltiger Eroberungen machte und zahllose fremde Bestandteile, ganze Stämme wie einzelne, der byzantinischen Zivilisation unterwarf, ja ihnen das Gepräge des griechischen Volkstums aufdrückte.



62. Münze mit dem Bildnis Justinus' I. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Den Abschluß der staatlichen und kirchlichen Gestaltung auf Grund der Konstantinischen Einrichtungen erhielt das Reich durch eine neue, noch romanische Dynastie. Sie verdrängte das Geschlecht Anastasius' I. (491—518) und hatte ihren ersten Vertreter in Justinus I. (518—527). Der war ein rauher, des Lesens und Schreibens unkundiger Soldat. Ein Bauernsohn aus dem heutigen Bulgarien, übrigens nicht slawischer Abkunft, wie man lange gemeint hat, sondern aus einer romanisierten dardanischen Familie, war er unter Zeno I. in die kaiserliche Leibwache getreten und hatte sich bis zu deren Anführer emporgeschwungen. Als Gardepräfekten waren ihm nach dem Tode des Anastasius große Summen zur Verteilung unter die Leibwache zugestellt worden, um durch die ihm ergebenen Gardetruppen den ältesten Neffen des verstorbenen Imperators, Hypatius, zum Kaiser ausrufen zu lassen. Justinus benutzte Justinus I.

jedoch das Geld zur Bestechung der Leibwache zu seinen eignen Gunsten. Der Streich gelang, und er bestieg, damals über 60 Jahre alt, den Thron von Byzanz und beeilte sich nun, sich seines ehemaligen Freundes Amantius, der ihm die Mittel zur Gewinnung der Truppen geliefert, sowie seines Anhanges zu entledigen; auch der Gotenführer Vitilian, der sich als orthodoxer Christ der Gunst des Volkes erfreute, dessen Gesinnung jedoch dem neuen Kaiser zweifelhaft erschien, mußte die kaiserliche Ungnade mit dem Leben büßen. — Die Regierung des Justinus verlief friedlich, da er nicht nur die Armee für sich hatte, sondern auch ein gutes Einvernehmen mit der orthodoxen Geistlichkeit unterhielt. Auf dem Throne erinnerte sich der Kaiser seines klugen Neffen Justinianus (geb. in Thrakien im Jahre 483), den er aus seiner bäuerlichen Abgeschiedenheit nach Byzanz berief, um an ihm in seinem Alter eine Stütze zu gewinnen. Nach einigen Jahren konnte er ihm mit gutem Gewissen die Zügel der Regierung selbständig überlassen. Obgleich Justinianus als Oberfeldherr des Ostens die Verpflichtung hatte, die Grenzen des Reiches zu schirmen, so überließ er dies doch den kaiserlichen Heerführern; er selbst hielt es für ratsam, in der Hauptstadt zu verweilen, um sich die Nachfolge auf den Thron zu sichern. Zu solchem Zwecke benutzte er seine Anwesenheit in Byzanz, sich im Zirkus die Gunst des Volkes zu erwerben und im Senat sich eine Partei zu schaffen, indem er sich als ein eifriger, orthodoxer Christ zeigte.


63


64

63 und 64. Goldmünzen Justinians I.

63 Griechischer Solidus des Justinian, auf dem Avers der Christuskopf. 64 Goldmünze mit dem Bildnis Justinians auf der Vorderseite.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Justinian I. und Theodora.

Justinian I. (527—565), damals 45 Jahre alt, war mäßig begabt, oft unsicher im Urteil, von schwankendem Charakter, aber er hatte sich eine gute theologische und juristische Bildung angeeignet und war erfüllt von dem Bewußtsein und dem Stolze des rechtmäßigen Herrschers. Das zeigte sich nicht nur in seiner Liebe zu höfischem Prunk, obwohl er für seine Person einfach und mäßig lebte, und in seiner Neigung, glänzenden Ruhm sich zu erwerben, sondern vor allem in dem Bemühen, seinen persönlichen Willen überall zur Geltung zu bringen. Die volle Gleichförmigkeit alles staatlichen und kirchlichen Lebens unter seinem allmächtigen Herrscherwillen war das Ziel seiner ganzen Verwaltung. Er hat es erreicht und dadurch dem Byzantinischen Reiche für alle Zukunft seinen Charakter aufgedrückt. Dabei wurde er wirksam durch seine Gemahlin Theodora unterstützt.

Theodora war die Tochter eines Bärenmeisters der „Grünen", einer der großen damaligen Zirkusparteien. Nach dem Tode ihres Vaters, der sie in der äußersten Dürftigkeit zurückließ, wurde Theodora mit ihrer kleinen Schwester öffentlich im Zirkus ausgestellt, um vom Volke die Stelle eines Thürhüters für den zweiten Mann ihrer Mutter zu erflehen. Die „Blauen" gewährten die Bitte, während sie von den „Grünen" mit höhnender Verachtung abgewiesen wurde. Sie war hierauf Schauspielerin oder Tänzerin geworden und gehörte zu den käuflichen Schönen Konstantinopels. Erst als sie dies schimpfliche Leben schon aufgegeben hatte und sich durch Wollespinnen „kärglich aber ehrbar" ernährte, lernte sie Justinian kennen und fesselte ihn so, daß er sie zu seiner Gemahlin und damit zur Kaiserin erhob. Mit merkwürdiger Sicherheit fand sich Theodora in diese Stellung; hochmütig und rachsüchtig, aber klug und energisch wie sie war, wurde sie die beste Stütze ihres Gemahls und eine ergebene Tochter der rechtgläubigen Kirche.

Justinian vollendete die Ausbildung des Reiches zu einem Beamtenstaat unter der unumschränkten Gewalt des Kaisers. Die letzten Spuren altrepublikanischer Einrichtungen verschwanden jetzt. Die ehrwürdige, freilich längst gänzlich machtlose Institution des Konsulats, zu dem seit der Teilung des Reiches der eine Kandidat in Rom, der andre in Konstantinopel ernannt worden war, hob Justinian I. 541 auf. Die nächsten 25 Jahre wurden noch gezählt post consulatum Basilii, des letzten oströmischen Konsuls. Die Annahme des Konsultitels durch Justin II. (seit 566) und seine Nachfolger war eine leere Form, ebenso die Bezeichnung höherer Beamten als Konsuln, die noch lange fortdauerte. Justinians Verwaltungsordnung.

Der Senat, bestehend aus erblichen Mitgliedern, hohen Beamten und Vertrauensmännern des Kaisers, war eine Körperschaft ohne wirkliche Bedeutung, der nur noch bisweilen ein Anteil an der Gesetzgebung gegönnt oder wichtige Staatsprozesse übertragen wurden; Justinian zog ihn auch zu den ordentlichen Gerichtssitzungen des kaiserlichen Staatsrates (consistorium principis) hinzu, um seine tief gesunkene Geltung etwas zu heben. Wie die höchsten republikanischen Behörden zu schattenhafter Existenz herabsanken oder ganz verschwanden, so geschah es auch mit der früheren Selbständigkeit der Stadtverwaltung. Die Kurien bestanden allerdings noch fort, aber nur als erbliche Körperschaft von Staatsdienern, die mit ihrem ganzen Vermögen für die Grundsteuern der Gemeinde solidarisch hafteten und außerdem eine Menge kostspieliger öffentlicher Leistungen (munera) aus ihren Mitteln zu bestreiten hatten. Selbst der Tod befreite nicht vollständig von diesen Verpflichtungen, denn der Kuriale mußte bis auf Justinian ein Viertel, seitdem sogar drei Viertel seines Vermögens der Kurie hinterlassen. Nur der härteste Zwang konnte deshalb diese Ratskollegien zusammenhalten, ja der Eintritt in dieselben wurde wohl geradezu als Strafe verhängt. Und doch schmolzen sie immer mehr zusammen durch Vermögensruin oder gesetzwidrige Hinterziehung der Verpflichteten. Auch die Befugnisse der von der Kurie noch gewählten Magistrate verringerten sich mehr und mehr, beschränkten sich allmählich auf Thätigkeit beim Abschluß von Kaufverträgen, Testamenten, Schenkungen, Vormundschaften und andre Akte der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit. Unter solchen Umständen sank der ehemals so hochgeachtete Stand der Ratsherren tiefer und tiefer in der Geltung, und größeren Einfluß als er gewannen die großen Grundbesitzer (Possessores), die Inhaber hoher Staatsämter (Honorati) und nicht zuletzt der Klerus. Für die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten aber, soweit sie sich nicht auf die Steuergeschäfte bezogen, sorgten schon seit Konstantin der städtische Defensor, ursprünglich Vertreter der gesamten Gemeindeinteressen gegenüber der Kurie und dem Staate, seit Justinian wesentlich städtischer Richter, und der pater civitatis (in Italien curator), der Verwalter des städtischen Vermögens und der Polizei, beide auf Zeit von der Gesamtheit der Possessores, Honorati, Kurialen und Geistlichen erwählt. Neben dieser städtischen Aristokratie bedeutete die große Masse der städtischen Bevölkerung überall sehr wenig, doch bestand ihre Gliederung in Zünfte (artes) fort.

Über diesen verkümmernden Gemeinden erhob sich nun mehr und mehr ein rein monarchisches Beamtentum, gut geschult, aber auch willkürlich, habgierig und bestechlich, das überall nach gleichmäßigem Muster und zu demselben Zwecke verfuhr. Nicht die Wohlfahrt der regierten Völker hatte es im Auge, sondern fast lediglich das Interesse des Staatsschatzes, dessen Mittel die prunkvolle Hofhaltung, die kostspieligen Bauten, das Heerwesen und die unaufhörlichen Kriege vollständig verschlangen. Um den Ertrag der wichtigsten Steuer, der Grundsteuer, zu sichern, ließ man überall die alte verderbliche Einrichtung bestehen, nach der die Grundbesitzer in Genossenschaften vereinigt und für die pünktliche Abführung der auferlegten Steuersumme Beamtentum.



65. Kaiser Justinian mit Gefolge. Mosaikgemälde aus dem 6. Jahrhundert in der Kirche San Vitale zu Ravenna.

Kaiser Justinian erscheint hier mit seinen Hofbeamten bei der Einweihung der genannten Kirche, welche der Bischof Maximianus 547 vollzog. Das Kostüm und die Figuren des Mosaikgemäldes beweisen ein nicht übel gelungenes Streben nach Porträtäbnlichkeit. Der erste Geistliche trägt das Rauchfaß, der zweite das mit kostbaren Steinen besetzte Evangelienbuch, der Bischof Maximianus das Brillantkreuz, der Kaiser eine goldene Schale (Weihwasserbecken?) als Stiftung in die neue Prachtkirche. Zur Linken im Rücken des Kaisers stebt wobl der kaiserliche Werk- oder Schatzmeister Julian Argentarius. Hinter den drei Hofbeamten kommt die kaiserliche Leibwache; auf dem mit Edelstein und Gold geschmückten Schilde glänzt das Monogramm Christi. Gewandung und Beschubung sind ein Beleg für die Tracht der Zeit. Der Kaiser trägt eine reich mit Juwelen besetzte Krone, von welcher an Goldfäden Perlen herabhängen. Um den Kopf strablt der Nimbus.



66. **Kaiserin Theodora mit Gefolge.** Mosaik aus der Mitte des 6. Jahrhunderts in der Kirche San Vitale zu Ravenna.

Wie auf dem gegenüberstehenden Bilde beim Kaiser umgibt hier zur Bezeichnung ihrer erhabenen Stellung eine Aureole das reich mit Perlen und Gold im Diadem und in lang herabhängenden Ketten geschmückte Haupt der kalten, stolzen, sinnlichschönen Kaiserin Theodora. Sie trägt ein goldenes Weihgefäß zur Kirche. Ein (verschnittener) Kämmerer hebt den mit Kreuzen gestickten Vorhang hinweg, durch welchen man in den Vorhof und auf den Reinigungsbrunnen schaut. Der Mantel der Kaiserin ist nach damaliger Sitte unten am Saume mit einer Darstellung der Anbetung der Magier aus Morgenland geziert, von welchen man nur die letzteren sieht, wie sie Geschenke bringen, eine Anspielung auf die ähnliche Handlung der Kaiserin. Die Männer zur Rechten derselben sind dienstthuende Kammerherren; bei den Damen zu ihrer Linken, deren Kopfputz eigentümlich ist, nimmt man nach Pracht und Reichtum der Tracht eine Rangabstufung wahr, so daß die beiden am meisten zurückstehenden nur als Kammerfrauen anzusehen sind. Ihre Gewander sind mit Blumen, Vögeln, Kreuzen, ja mit kleinen Bäumen besäet. Von besonderer Eigentümlichkeit in Form und Wurf sind die shawlartigen Mäntel der Damen.

haftbar waren. Fehlbeträge oder Rückstände wurden mit der größten Härte eingetrieben, Konfiskationen deshalb sehr oft verfügt und der Wohlstand dadurch nicht selten schwer geschädigt. Die zahllosen indirekten Abgaben, die immer weitere Ausdehnung erhielten, je häufiger die Erträge der Grundsteuer versagten, waren nach altrömischer Weise verpachtet. Dazu hemmten zahlreiche Regierungsmonopole den freien Gewerbebetrieb. Auch die Seidenproduktion und -fabrikation, zu der einige aus dem fernen China zurückkehrende Mönche den Grund gelegt hatten, wurde sofort monopolisiert. Zu dieser Finanzpolitik der Regierung gesellten sich verwüstende Einfälle der nordischen Völker (s. unten) und schreckliche Naturereignisse. Seit 541 etwa verheerte eine Pest 52 Jahre lang sämtliche Provinzen des Reiches, sie soll sogar die Hälfte der Bevölkerung hingerafft haben. Im Jahre 551 suchte ein furchtbares Erdbeben Böotien und Achaja besonders heim, warf z. B. Korinth in Trümmer. Dem wäre freilich auch die beste Verwaltung nicht gewachsen gewesen, und alle jene drückenden fiskalischen Maßregeln wurden doch entschuldigt durch den gebieterischen Zwang der Not, fast ununterbrochen unter Waffen zu sein.

Die Justinianische Gesetzgebung.

Besonders bedeutsam tritt das Bemühen, alles gleichförmig zu gestalten, auf dem Gebiete des Rechtswesens hervor, und hier hat Justinian das Größte geleistet.

Zur Zeit Justinians standen noch nebeneinander im Gebrauch bei der Rechtsprechung die von Valentinian 426 mit Gesetzeskraft ausgestatteten Schriften der Rechtsgelehrten, von denen die Institutionen des Gajus (aus dem 2. Jahrhundert) die wichtigsten waren, die älteren Kaisererlasse, die bereits in zwei privaten Sammlungen aus dem 4. Jahrhundert, dem Codex Gregorianus und Codex Hermogenianus, vereinigt waren, und der Codex Theodosianus von 438, mit seinen Zusätzen (Novellen), der die Kaisererlasse seit Konstantin dem Großen enthielt. Sachlich war diese ganze Masse von Rechtsbestimmungen zusammengesetzt aus dem alten jus civile der Zwölftafeln, d. h. dem ausschließlich zwischen römischen Bürgern geltenden Rechte, dem jus gentium, d. h. dem aus dem Verkehr zwischen solchen und Nichtbürgern (peregrini) oder zwischen Nichtbürgern allmählich unter dem Einflusse allgemein gültiger Rechtsanschauungen und Rechtssätzen entstandenen Rechte, das vor allem durch das sogenannte prätorische Edikt, d. h. die Erlasse der Prätoren und der Provinzialstatthalter über Rechts- und Prozeßfragen weiter gebildet worden war, endlich aus dem Kaiserrecht, das bis auf Diocletianus teils aus Erlassen (Constitutiones) des Kaisers (Entscheidungen eines Einzelfalls, Instruktionen für Beamte und allgemeine Verfügungen), teils aus den auf Antrag (oratio) des Kaisers gefaßten Senatsbeschlüssen (Senatus consulta) bestand, seit Diocletian aber lediglich selbständige Konstitutionen und Gesetze des Kaisers (edicta, leges generales) enthielt, da die gesetzgebende Gewalt des Senates ganz weggefallen war. Das alte römische Stadtrecht war also mehr und mehr von dem allen Völkern um das Mittelmeer mehr oder weniger gemeinsamen Rechte (jus aequum) überwunden worden, und Justinian brachte diese Entwickelung um so naturgemäßer zum Abschluß, als der Mittelpunkt des Reiches dem römischen Einfluß entrückt und von griechischer Bevölkerung umgeben war.

In Tribonianus, dem ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit, einem geborenen Kleinasiaten aus Pamphylien, fand Justinian den rechten Mann zur Verwirklichung seiner gesetzgeberischen Absichten. Tribonian, unterstützt von neun gelehrten Gehilfen, beschäftigte sich während des größten Teils der Regierung Justinians damit, die vorhandenen Rechtsquellen zu sichten, die Konstitutionen der Kaiser zu prüfen, „sie von Irrtümern und Widersprüchen zu reinigen, alles Veraltete und Überflüssige zu beseitigen und die weisen, heilsamen, der Praxis der Gerichtshöfe und dem Wohle der Unterthanen angemessenen Gesetze auszuheben.“ Innerhalb vierzehn Monaten entstand so der Codex Justinianeus, der im April 529 veröffentlicht wurde, die Sammlung der leges, des Kaiserrechts, in zwölf Büchern. Indessen zeigte sich bald, daß dies Werk eine „Umkehrung der Ordnung“ sei, indem die Grundideen der gesamten Rechtswissenschaft in den Schriften der Juristen enthalten waren, während die Konstitutionen der Kaiser rechtlich nur als „gelegentliche Eingriffe“ galten. Der Kaiser ernannte daher unter dem Vorsitze Tribonians eine neue gesetzgebende Kommission von sechzehn Rechtsgelehrten, um aus den Schriften der älteren Juristen das Beste und Brauchbarste

auszusuchen. Innerhalb weiterer drei Jahre, 530—533, einer erstaunlich kurzen Zeit, kam das neue Rechtsbuch zustande, das vom 30. Dezember 533 ab Gesetzeskraft erlangte. Es enthält eine Sammlung von Aussprüchen und Entscheidungen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, die ihren Schriften entnommen, nach sachlicher Ordnung zusammengestellt, mit Titeln versehen und in fünfzig Bücher geteilt sind. Nach dieser Anordnung führt die Sammlung den Namen „Digesten", während sich die Benennung „Pandekten" auf den das Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfassenden Inhalt bezieht. Es war die Kodifikation des älteren Rechts, des Juristenrechts (jus). Um das Verständnis des „Codex" und der „Pandekten" zu erleichtern, ließ der Kaiser (533) durch Tribonian und zwei seiner Mitarbeiter noch ein einleitendes Lehrbuch,



67. Angebliches Haus Kaiser Justinians in Konstantinopel.

die „Institutionen" nach dem Muster des Gajus veröffentlichen. Diese drei Werke, der „Codex", die „Pandekten" und die „Institutionen", bildeten die Grundlage des gesamten bürgerlichen Rechts. Justinian fand sich jedoch bereits ein Jahr nach Ausgabe der „Pandekten" und der „Institutionen" zu einer verbesserten Ausgabe seines Gesetzbuches, dem „Codex repetitae praelectionis", veranlaßt, der die Widersprüche zwischen dem Kaiserrecht und dem Juristenrecht beseitigen sollte und am 15. November 534 veröffentlicht wurde. Auch in späteren Regierungsjahren erschien noch eine Reihe neuer Edikte und Verordnungen über einzelne Rechtsfragen. Gegen Ende seiner Regierung wurde sie gesammelt und dem Corpus juris unter dem Titel „Novellen" hinzugefügt.

Fortan galt das Kaiserrecht nur noch in der Form der Konstitutionen, das Juristenrecht in der Form der Digesten, und nur der Kaiser hatte das Recht, es auszulegen und auftauchende Fragen (durch Novellen) zu entscheiden. Allerdings war es auch jetzt nicht auf eine völlige Ausschließlichkeit abgesehen. Das im 5. Jahrhundert

entstandene syrische Rechtsbuch z. B., das im ganzen Morgenlande weite Verbreitung gefunden hatte, wurde durch Justinians Gesetzbuch nicht verdrängt, weil es den dortigen Zuständen entsprach. Aber das allgemein geltende Recht hatte mit dem Corpus juris seinen formellen Abschluß gefunden, als ein Weltrecht, das das römische Weltreich überleben sollte.

Kirchenpolitik.

Wenn die dadurch verbürgte Rechtseinheit im ganzen wohlthätig wirkte, so war das Bestreben nach äußerlicher Gleichförmigkeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens gewiß in vieler Beziehung verderblich, aber allerdings nur die folgerichtige Weiterbildung der engen Verbindung zwischen der kirchlichen „Rechtgläubigkeit" und dem Kaisertum. Nicht die Beschlüsse der Konzilien, nicht der Ausspruch des Bischofs von Rom, dessen Macht sich freilich eben erst entwickelte und dem Einflusse des Kaisers weniger ausgesetzt war, sondern allein der Wille des Monarchen sollte dem Glauben die bindenden Gesetze vorschreiben. Darunter litten die Reste des antiken Heidentums wie die verschiedenen Richtungen der christlichen Kirche. Gegen jenes richtete sich die Aufhebung der altehrwürdigen, übrigens längst völlig isolierten Philosophenschule zu Athen im Jahre 529, deren letzte Vertreter, sieben an der Zahl, darauf im Persischen Reiche, freilich vergeblich, einen neuen Boden ihrer Wirksamkeit suchten. Über die arianischen Christen hatte schon die Regierung Justins I. schwere Verfolgungen verhängt; dann kündigte das Edikt vom Jahre 528 eine neue Periode kaiserlicher Allmacht an. Indem darin Justinian die Lehren der Eutychianer und Nestorianer nach den Beschlüssen des Konzils von Chalcedon (451, s. oben S. 108) verdammte, verfügte er zum Schluß: „Wir belegen mit dem Bannfluch alle, die sich nach dieser Kundmachung auf einer andern Meinung betreten lassen. Wir befehlen, dieselben ohne irgend eine Nachsicht als Ketzer zu bestrafen." Solche Unduldsamkeit war um so gefährlicher, als die gegenteiligen Lehrmeinungen zahlreiche Anhänger zählten und namentlich das allezeit unbotmäßige Ägypten unter Führung des Patriarchats von Alexandria eifrig dem Monophysitismus huldigte.

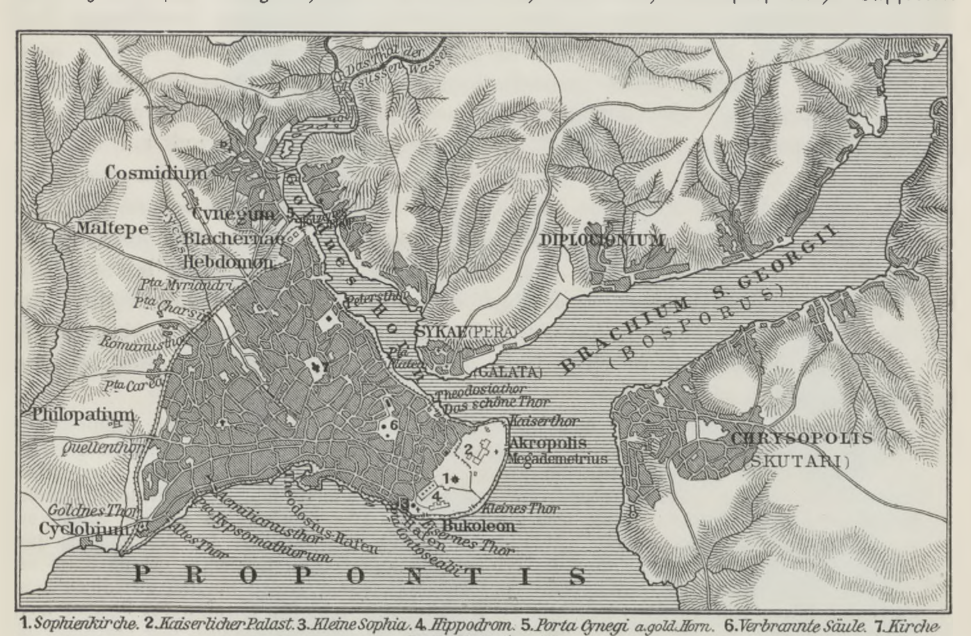
Heerwesen.

Das Heerwesen beruhte auf den Grundlagen Diocletians und Konstantins des Großen (s. Bd. II., S. 844). Die Reichstruppen zerfielen in die Feldarmee (comitatenses), der Legionen (numeri) und der schweren, nach persischem Muster gepanzerten und mit Stoßlanzen bewaffneten Reiter und in die Grenztruppen (limitanei, riparienses). Jene dienten, wie in früherer Zeit, 20 Jahre und lagen im Innern des Reichs in Garnison, diese waren weniger angesehen und hatten eine 24jährige Dienstzeit. An die Stelle der von Konstantin aufgelösten Prätorianer waren die Gardetruppen der Scholarier unter dem Magister officiorum (zur Zeit Justinians 5500 Mann) und die besonders bevorzugten Haustruppen (domestici und protectores) getreten, die nur in Konstantinopel lagen, höheren Sold und Naturalverpflegung (annona) erhielten. Statt dessen waren die Grenztruppen schon seit Severus Alexander mit unveräußerlichen, aber vererblichen Landgütern ausgestattet, und da auch die Veteranen der Legionen nach Ablauf ihrer Dienstzeit Land empfingen und es auf ihre Söhne vererbten, so beruhte thatsächlich die Wehrpflicht der Reichsangehörigen auf verliehenem Grundbesitz (fast wie später im türkischen Reiche, s. Bd. V, S. 286 und VII, S. 615) und wurde erblich in den damit ausgestatteten Familien. Die Kriegszucht war noch sehr streng und hart. Neben diesen römischen Truppen standen fremde Soldtruppen, die indes niemals stärker als jene sein sollten. Man unterwarf sie zwar einigermaßen der römischen Disziplin, erhielt aber sorglich ihre nationale Bewaffnung und Kampfesweise und ließ Germanen der verschiedensten Stämme, Hunnen, Mauren, Sarazenen, Armenier und Slawen in buntem Gemisch nebeneinander dienen. Auch die höheren

Heerführer gehörten den verschiedensten Völkern an. Belisar stammte aus Thrakien, Narses war ein Armenier, Pharas ein Heruler, Mundus ein Gepide.

Kriegführung

Die Barbarisierung des Heeres barbarisierte bis zu einem gewissen Grade auch die **Kriegführung** nicht in der Leitung der Feldzüge (Strategie), denn diese blieb stets planmäßig und dadurch der des übrigen Mittelalters stets überlegen, wohl aber im Charakter der Schlacht (Taktik). Die Reiterei begann zu überwiegen, das Fußvolk, der feste Kern der Heere aller entwickelten Kulturvölker, verlor an Achtung und Bedeutung. Dadurch wie durch die allen noch rohen Nationen eigne Neigung zum rücksichtslosen Draufgehen und ihrem Drange nach persönlicher Auszeichnung verwandelte sich die Schlacht in eine wirre Masse von Einzelkämpfen. Der Feldherr, der sie nicht mehr leiten konnte, zumal die alten Signale vergessen waren, sank deshalb vom Schlachtenlenker zum ersten Krieger herab. So trat mehr und mehr die persönliche Tapferkeit



1. *Sophienkirche.* 2. *Kaiserlicher Palast.* 3. *Kleine Sophia.* 4. *Hippodrom.* 5. *Porta Cynegi a. gold. Horn.* 6. *Verbrannte Säule.* 7. *Kirche der heiligen Apostel.*

Maßstab 1 : 104 000 — 1 0 1 2 3 4 5 6 Kilometer

68. Plan von Konstantinopel in byzantinischer Zeit.

in den Vordergrund. Nach germanischer Sitte wurde die Schlacht als Duell betrachtet, für das gegenseitige Verabredung Tag und Stunde bestimmte, und nicht selten durch einen Zweikampf hervorragender Helden eröffnet. Nur durch die bessere Disziplin und vor allem in den technischen Waffen behaupteten die Byzantiner die alten Überlieferungen und damit die alte Überlegenheit.

Festungswerke.

Da das technische Übergewicht besonders im Festungskriege hervortrat und die Stärke des Heeres im ganzen nicht groß war — unter Justinian I. nicht über 150 000 Mann — auf die Mitwirkung der waffenlosen und der Waffen entwöhnten Bevölkerung aber nicht sehr gerechnet wurde, so suchten die Byzantiner durch ausgedehnte **Festungswerke** das Land zu decken, besonders den schwer gefährdeten Norden der Balkanhalbinsel, was freilich stets mehr das Zeichen militärischer Schwäche als Stärke ist. In dieser Beziehung hat Justinian besonders seit 540 Außerordentliches geleistet. Drei Festungslinien hintereinander zogen sich quer durch das Land: die

erste an der Donau von Singidunum (Belgrad) bis zur Mündung des Stromes, die zweite längs des Balkan und westwärts durch das nördliche Epirus bis an das Adriatische Meer, die dritte von da aus durch das südliche Epirus, Makedonien und Thrakien bis Konstantinopel. Die Hauptstadt selbst war an sich die gewaltigste Festung der damaligen Welt, nach der Landseite hin von einer dreifachen Mauer mit 118 starken Türmen und tiefem Graben geschützt, auf allen andern vom Meere umgeben. Ihre nächste Umgegend deckte die lange Mauer des Anastasius, die dieser im Jahre 507 von Selymbria an der Propontis quer über die Halbinsel bis nach Derkon am Schwarzen Meere aufführen und Justinian noch verstärken ließ. Außerdem schützten neue Werke die Thermopylen und die Isthmuspässe, und alle Städte des eigentlichen Griechenland erhielten verstärkte Befestigungen. Freilich haben alle diese Vorkehrungen die Einfälle der nördlichen Barbaren nicht verhindert, aber doch insofern weniger gefährlich gemacht, als sie ihnen die Festsetzung im Lande erschwerten und der einheimischen Bevölkerung Halt gaben. Jedenfalls verdankt das Reich es zum guten Teile ihnen, daß es nicht unter den Stößen der nordischen Völker zusammenbrach. — Eine ganz wesentliche Verstärkung erfuhr dies großartige Verteidigungssystem der Byzantiner durch ihre unbestrittene Überlegenheit zur See. Nach dem Falle des vandalischen Reiches und vor der Entwickelung einer arabischen Flotte, die ihr übrigens niemals wirklich gewachsen war, war die byzantinische Kriegsmarine die einzige des Mittelmeers. Sie bestand wesentlich aus Dromonen, d. h. schnellsegelnden Ruderschiffen mit zwei Ruderreihen übereinander, den antiken Trieren am ähnlichsten, und war überwiegend mit Griechen bemannt, also im Gegensatze zu dem buntgemischten Landheere eine wirklich nationale Waffe. Die feste Hauptstadt wurde durch sie zur See fast unangreifbar und dadurch unüberwindlich.

Konstantinopel

Je mehr alle Gewalt in einer Hand sich vereinigte, desto höher stieg die Bedeutung von Konstantinopel.

Es war unzweifelhaft nächst Rom die prachtvollste Stadt der Welt. Ihre Häusermassen bedeckten, auf sieben Hügel gebreitet, das ganze stumpfe Dreieck zwischen dem Marmarameere, dem Bosporus und dem „Goldenen Horn“ in einer Längenausdehnung von etwa zwei, einem Umfange von beinahe sechs Stunden. Die größte Pracht drängte sich in der kleineren östlichen Hälfte zusammen, auf dem Boden des alten Byzanz. Hier erhoben sich an der Stelle des heutigen Serails die Kaiserpaläste, umgeben von grünenden Gärten, die sich langsam zum blauen Meere heruntersenkten. Von da gelangte man geradeaus westwärts gehend durch den „Erzhof“ (Chalke) und die „Kaiserhalle“ auf das Augustäum, einen länglich viereckigen Platz um den goldenen Meilenzeiger, von dem die Meilenzahlen auf allen Straßen des Reiches ihren Anfang nahmen. An der Südseite des Platzes erhob sich der Senatspalast, ihm gegenüber die (alte) von Konstantin dem Großen erbaute Sophienkirche. Weiter westwärts führte der Weg durch das Oktagon, eine achteckige Anlage palastähnlicher Gebäude, an der Stadtpräfektur vorüber nach dem riesigen, länglichrunden Forum Konstantins, wo auf hoher Porphyrsäule die Kolossalstatue dieses Kaisers, auf einer andern die Theodosius' I. (s. S. 60) prangte. Nördlich von dieser Längenachse, unweit des „Goldenen Horns“, zogen sich, von der Sophienkirche angefangen, nach Westen hin das Sampsonhospital, das sogenannte Lampenhaus, ein prachtvoller Bazar, den am Abend Hunderte von Lampen erhellten, die Severusbäder (Zeuxippos) mit zahllosen antiken Standbildern in Bronze und Marmor und das Eubuloshospital. An der Südwestseite aber befand sich der große Zirkus (Hippodrom), dessen amphitheatralische Sitzreihen gegen 150000 Menschen faßten. Zu diesen Gebäuden gesellten sich zahlreiche Kirchen und Klöster und Paläste der Großen, und überall eine wunderbare Fülle von antiken Kunstwerken. Und wie herrlich war die Lage! Von jedem höher gelegenen Punkte der Stadt aus schweifte der Blick hinaus auf das Meer, seine Inseln und Küsten. Dort glänzte die blaue, unabsehbare Fläche des Marmarameeres mit den Prinzeninseln, darüber das schneebedeckte Haupt des bithynischen Olymp, hier das grüne Hügelgestade des stromgleichen Bosporus mit seinen zahllosen weißschimmernden Ortschaften, gegenüber erhob sich Chrysopolis (Skutari) und zwischen Hauptstadt und Festland hinein drängte sich, abgeschlossen wie ein Landsee und tief wie ein Meeresarm, der schiffwimmelnde Hafen, das „Goldene Horn“. Eine Bevölkerung von mindestens 500000 Menschen belebte damals Konstantinopel, überwiegend griechischen Ursprungs, unruhig und ewig beweglich, leicht fortzureißen und schwer zu bändigen. Groß war die kirchliche Frömmigkeit, aber eben so groß die Sittenlosigkeit in dieser Stadt, wo die Genüsse der ganzen Welt zusammenströmten. Denn Konstantinopel war Sitz eines blühenden Gewerbfleißes und zugleich die erste Handelsstadt des Mittelmeeres. Diese Stadt war aber auch zugleich die stärkste Festung, der Sitz einer unumschränkten



69. Ansicht des Goldenen Horns. Nach einer Photographie.

Regierung, der kirchliche Mittelpunkt für den größten Teil des Reiches, denn dem Patriarchen von Konstantinopel gehorchte nicht bloß Thrakien, sondern auch ganz Kleinasien bis zum Taurus. Daher entschied ihr Besitz gewöhnlich über das ganze Reich. Ihre festen Mauern retteten mehr als einmal den Staat aus äußerster Gefahr, aber auch ein Aufstand, der hier gelang, warf den Kaiser wahrscheinlich vom Throne. Das trat unter Justinian sehr deutlich hervor.

Die Opposition und die Rennbahnparteien.

Nicht in den Provinzen, sondern in Konstantinopel kamen die mannigfaltigen Gegensätze, die Justinians ganze Regierungsweise hervorrief, zum blutigen Ausbruch. Diese Empörung des Jahres 532, welche die Herrschaft des Kaisers auf die härteste Probe stellte, erhielt eine speziell byzantinische Färbung durch die Zirkusparteien. Solche Parteien, durch die Farben an Wagenlenkern und Pferden unterschieden, hatte es schon in Rom mindestens seit Neros Zeiten gegeben. Mit den beliebten Rennspielen gingen sie auch nach Konstantinopel über, gewannen dort aber eine viel größere Bedeutung. Jede Partei bildete eine geschlossene Genossenschaft mit den Rechten einer Körperschaft, Grundbesitz und regelmäßigen Einkünften, hatte zahlreiche Beamte, Wagenlenker und Gespanne. Da nun die despotische Regierungsform jeden Anteil des Volkes an der Verwaltung unmöglich machte und jede Äußerung der öffentlichen Meinung niederhielt, so ergoß sich die dem griechischen Charakter eigentümliche Parteileidenschaft in den einzigen Kanal, der ihr noch offen blieb. Und das waren die Parteien der Rennbahn, die „Grünen" und die „Blauen". Mit rasender Leidenschaft nahm die ganze Bevölkerung der unruhigen Hauptstadt an den Zirkusspielen teil. Noch heute erinnert an ihre ehemalige Stätte der weite „Atmeidan", d. i. Roßplatz, und noch erhebt sich dort die berühmte sogenannte Schlangensäule, das Weihgescheuk, das die Griechen für den Sieg bei Platäa dem delphischen Apollon gewidmet hatten und das später wie so viele antike Kunstwerke Konstantinopel schmücken mußte. Weil nun selbstverständlich auch der kaiserliche Hof sich bei diesen glänzenden Spielen beteiligte und eine der Parteien begünstigte — damals die „Blauen", unter Anastasius die „Grünen" — so schlossen sich dieser alle diejenigen an, die es mit der Regierung hielten, den „Grünen" dagegen alle, die aus irgend einem Grunde mit ihr unzufrieden waren, also vor allem die Anhänger des alten Herrscherhauses. Dies gab beiden eine ernstere Bedeutung. Wer die blaue Farbe trug, galt als Parteigänger des Kaisers, jeder „Grüne" als sein Feind, der bei jeder Gelegenheit verfolgt und zurückgesetzt wurde.

Der Nikaaufstand.

So flossen allmählich in den „Grünen" die verschiedenen Richtungen der Opposition zusammen: die dynastische, politische und kirchliche. Die erstere wurde von dem Neffen des Anastasius vertreten, Hypatius, Pompejus und Probus, die Justinus von der Herrschaft verdrängt hatte. Um sie, namentlich um den ehrgeizigen und begabten Hypatius, scharten sich alle, die mit Justinians Verwaltung grollten. Gelegenheit zum Ausbruch der lange gärenden Verstimmung boten die großen Zirkusspiele im Januar 532, die am 13. dieses Monats eröffnet werden sollten. Als zwei Tage vorher der Kaiser im Zirkus erschien, um Wagen und Rosse zu mustern, forderten die Grünen durch ihre „Rufer" Genugthuung für eine Reihe von jüngst verübten Mordthaten, die sie Männern der blauen Partei zuschrieben. Justinian wies sie zwar zunächst ab, ließ aber doch acht der Angeklagten zum Tode verurteilen, darunter auch mehrere Blaue. Die Hinrichtung mißlang jedoch, weil der Galgen zusammenbrach, und Mönche eines nahen Klosters brachten die Halbtoten nach der Laurentiuskirche. Dort genossen sie den Schutz des Asylrechts; um aber ihr Entrinnen von dort zu verhindern, ließ der Stadtpräfekt Eudämon die Zugänge der Kirche militärisch besetzen. Nun hatte der ganze Vorgang auch die Blauen aufgebracht, weil er bewies, daß es mit ihrer bisherigen Straflosigkeit vorbei sei; deshalb vereinigten sich die Führer beider Parteien und verlangten am 13. Januar, am ersten Tage der Rennspiele,

stürmisch die Begnadigung der Verurteilten. Da der Kaiser sie überhaupt keiner Antwort würdigte, erhoben sich plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen Grüne und Blaue, brachen in stürmische gegenseitige Hochrufe aus (wörtlich „Nika!", „vincas", d. i. „siege", der gewöhnliche ermunternde Zuruf beim Rennen) und verließen den Zirkus. Noch glaubte Justinian an keine ernste Gefahr; allein gegen Abend sammelten sich große Massen drohend vor der Stadtpräfektur, die Freigebung der in der Laurentiuskirche Festgehaltenen fordernd. Als keine Antwort erfolgte, begannen die Haufen die Präfektur zu stürmen und warfen Feuer in das Gebäude. Eine furchtbare Schreckensnacht kam über Konstantinopel, denn auch die nahen Wechslerhallen und viele Privathäuser wurden von den Flammen ergriffen. Aber das war nur das Vorspiel zu viel Schlimmerem. Denn am nächsten Tage, am 14. Januar, wälzten sich die erregten Massen gegen den Kaiserpalast. Erschreckt bewilligte jetzt Justinian die Entlassung seiner wichtigsten Räte, darunter Tribonians und Eudämons, aber dies Zeichen der Schwäche feuerte das Volk nur an, mehr zu begehren. Schon erscholl der Ruf: „Nieder mit Justinian!" und bewaffnete Haufen suchten in den Palast einzudringen. Bis in die Nacht dauerte der Kampf mit den Garden, gleichzeitig gingen der Erzhof, die Sophienkirche, die Umgebung des Augustäums in Flammen auf. Erschöpft rasteten beide Parteien am 15. Januar; aber am nächsten Tage warfen die Aufständischen Feuer in die Reichspräfektur, und in einem furchtbaren Brande sanken auch das Lampenhaus, das Severusbad und die beiden benachbarten Hospitäler in Asche. Endlich am 17. Januar, als Verstärkungen aus den benachbarten Städten eingetroffen waren, gingen die Truppen, meist Heruler und Goten, um dem Verderben Einhalt zu thun, unter Belisars Führung zum Angriff über. Umsonst; in einem wütenden Straßenkampfe, besonders um das Oktagon, wurden sie zurückgeworfen, und der Versuch des Kaisers am 18. Januar, durch persönliches Erscheinen im Zirkus zu versöhnen, mißlang vollständig: er mußte vor den tobenden Massen in den Palast flüchten. Da erstieg die Empörung ihren Höhepunkt. Vom jubelnden Volke halb gezwungen stellte sich Hypatius an die Spitze; auf dem Forum Konstantins riefen ihn am 19. Januar die Aufständischen zum Kaiser aus und huldigten ihm im Zirkus. Schon gaben die Anhänger Justinians und er selbst seine Sache verloren, denn auch die Treue der Truppen wankte; schon lagen die kaiserlichen Jachten im Schloßhafen zur Abfahrt bereit, und selbst Belisar riet im Staatsrate zur Flucht, als Theodora entschlossen in die Ereignisse eingriff und durch ihre mutigen Worte alles zum tapferen Ausharren fortriß.

Narses, schon damals einer der hervorragendsten Parteigänger Justinians, ein verschlagener, in allen Intrigen erfahrener Hofmann, wußte nun durch reiche Geldspenden Uneinigkeit unter den Parteien zu erregen und das zwischen den „Blauen" und „Grünen" geschlossene Bündnis zur Auflösung zu bringen; Belisar und Mundus aber rückten mit germanischen Soldtruppen von zwei Seiten auf den Hippodrom, den Hauptsitz des Aufstandes, vor. Mit germanischer Wildheit fielen Belisars Krieger über die meist gar nicht bewaffneten und überraschten Meuterer her. An 30000 Leichen deckten am Abend des 19. Januar alle Räume des Zirkus. Hypatius und Pompejus, zwar nicht die Urheber des Aufstandes, aber doch diejenigen, die sich von den Meuterern an die Spitze hatten stellen lassen, wurden ergriffen und hingerichtet. Eine Anzahl Vornehmer erlitt dasselbe Schicksal.

Kirchliche Lehrstreitigkeiten und Ausgleichsversuche.

Für Justinians ganze Regierung war die Niederwerfung des Aufstandes entscheidend, nicht zum wenigsten für seine Kirchenpolitik. Denn immer selbstherrlicher griff er in die Glaubenskämpfe ein, allerdings dabei von dem Streben geleitet, die Monophysiten zu versöhnen. Darauf zielte im Jahre 544 das Edikt über „die drei

Kapitel", welches die Hauptlehren der Schule von Antiochia verwarf, und obwohl die eifrigen Katholiken wenig zufrieden waren, so bestätigte doch die Synode von Konstantinopel im Jahre 552 gehorsam die Verdammung der Antiochener; auch Rom gab in diesem Punkte nach. Ja im Jahre 564 ließ Justinian, um den Monophysiten genug zu thun, sogar das Dogma von der Unverweslichkeit des Leibes Christi aufstellen, trotz des energischen Widerstandes, den das bei vielen Bischöfen fand. Einen annähernden, freilich nur äußerlichen Abschluß fanden diese Streitigkeiten erst unter Justin II., denn im Jahre 565 erkannte dieser den Besitzstand der einzelnen Kirchengenossenschaften an. So bildete das monophysitische Ägypten eine geschlossene Nationalkirche, eine andre Syrien, deren Anhänger sich seit Jakob Baradai (541—578) als Jakobiten bezeichneten; die Armenier hatten sich schon seit dem Henotikon vom Jahre 482 von der Reichskirche getrennt. Es waren Spaltungen, die auch politisch den Zusammenhang des Reiches erheblich lockerten.

Kirchenbauten.

Halb Konstantinopel lag nach dem Nikaaufstande in Schutt und Trümmern, fast nur der Kaiserpalast war von allen den Prachtbauten gerettet. Um so mehr fühlte sich Justinian aufgefordert, das Zerstörte wieder aufzubauen und durch neue Denkmäler zu vermehren. Unter ihnen ragt namentlich die gewaltige Sophienkirche hervor, so genannt, weil sie der „göttlichen Weisheit" (Hagia Sophia) gewidmet war. Von den Baumeistern Anthemius von Tralles und Isidor von Milet in den Jahren 532—537 erbaut, erfuhr sie nach ihrer teilweisen Zerstörung 558 durch ein Erdbeben eine gänzliche Restaurierung und eine prachtvolle Krönung durch den mächtigen Kuppelbau. Außer diesem Werke wurden allein in Konstantinopel und seinen Vorstädten 24 prunkvolle Kirchen errichtet. Im übrigen Reiche zeichnete sich besonders Thessalonika durch seine großartigen Kirchenbauten aus, und auch die ostgotischen Bauwerke dieser Art in Ravenna stehen unter byzantinischem Einfluß (s. unten).

Politik gegenüber den germanischen Staaten.

Nach außen hin trägt die Politik Justinians nach den verschiedenen Grenzen verschiedenen Charakter. Er verfuhr durchaus angriffsweise gegen die germanischen Reiche des Westens, denn hier galt es, die römische Herrschaft wiederherzustellen, und wie schon Kaiser Zeno das Reich Odoakers in Italien durch den Ostgoten Theoderich hatte stürzen lassen, freilich ohne dadurch das Land wirklich für das Reich zu erwerben, so vernichteten Justinians Feldherren Belisar und Narses das Reich der Vandalen in Afrika (533) und das der Ostgoten (537—553); andre gewannen selbst einen Teil des südlichen Spanien zurück, und wenn auch die beiden letzten Erwerbungen zum großen Teile rasch wieder verloren gingen, so wurde doch das römische Afrika noch anderthalb Jahrhunderte lang behauptet (das Nähere s. weiter unten). Gegenüber dem Persischen Reiche und den Völkern nördlich der Donau dagegen beschränkte sich Justinian im wesentlichen auf die Verteidigung.

Im Norden waren die Stämme noch in beständiger Bewegung. Die Goten hatten ihre alten Sitze größtenteils verlassen; nur noch in der Krim um die altgriechische Handelsstadt Cherson unweit des heutigen Sebastopol haben sich einige Reste bis ins 16. Jahrhundert hinein behauptet. Dafür saßen mit byzantinischer Bewilligung die Langobarden zwischen Donau und Theiß, später in Pannonien, südlich der Save um Singidunum (Belgrad) die Heruler, zwischen Theiß und Aluta die Gepiden. Sie alle stellten dem Reiche Hilfstruppen und empfingen dafür Jahrgelder; doch nirgends bildeten sie die Mehrheit der Bevölkerung, sondern überall nur eine Art von grundbesitzendem Adel, der die Eingeborenen für sich schaffen ließ; sie verwuchsen also auch nirgends recht mit dem Lande. Trotzdem hätte es gelingen können, an diesen Germanenstämmen eine Schutzwehr gegen neu andrängende Völker zu schaffen, hätte nicht die byzantinische Politik es vorgezogen, ihre rohe kriegerische Kraft in



Die Sophienkirche (jetzt Sophienmoschee) in Konstantinopel.

unaufhörlichen Kämpfen zu verbrauchen oder auch sie gegeneinander zu hetzen, um sie ungefährlich zu machen.

Völkerverschiebungen im Norden.

So klopften bald andre, weniger bildungsfähige Stämme an die Thore der Balkanhalbinsel, und ärgere Schrecken der Verwüstung, als die Germanen über den Westen gebracht hatten, kamen jetzt über den Osten durch die Slawen. Schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts werden Stämme dieser weit verzweigten Völkerfamilie unter dem Namen Venedi (Wenden, Winden) unweit des Schwarzen Meeres erwähnt. Zur Zeit Justinians waren sie bis an die Donau vorgerückt, und zwar hießen die in der heutigen Walachei bis zur Aluta wohnenden Sclavenen (Sclavinen), die jenseit des Dnjestr Anten, ein Name, der später gänzlich verschwand. Noch weiter östlich jenseit des Dnjepr und bis tief in die Krim hinein saßen die Reste der Hunnen in zwei Horden geteilt, die Kutiguren im Westen, die Utuguren östlich. Hinter ihnen erschienen bereits die ihnen stammverwandten, ebenfalls finnisch-mongolischen Bulgaren, die später noch zu großen Dingen bestimmt waren, damals aber nur als Soldtruppen mit den Byzantinern in Berührung kamen.

Die Slawen.

Zunächst erforderten die Aufmerksamkeit die Slawen. Die Grundlage ihrer gesellschaftlichen und also auch der staatlichen Ordnung bildete der Landbau, und mindestens bei den späteren Südslawen die darauf gegründete, noch heute erhaltene Hausgenossenschaft (zadruga). An ihrer Spitze steht als Familienhaupt der Älteste (serb. starješina, tschech. starosta, vladyka), gewöhnlich der Vater oder der älteste Bruder. Das Gut der Familie bleibt allen Mitgliedern gemeinsam, jeder hat an seiner Nutznießung gleiches Recht, die Arbeit ordnet der Älteste. Aus dieser Einrichtung erklärt es sich auch, daß so viele Orte in den meisten jetzt slawischen Ländern Familiennamen führen. Eine Anzahl von Hausgenossenschaften bildet den Stamm (plemja), der sich um die Burg (grad) schart, den Mittelpunkt des Stammesgebietes (župa, spr. shupa). Die höchste Gewalt übte die Gauversammlung der Ältesten, die oberste Leitung ein Ältester, der immer aus einer bestimmten Familie gewählt wurde, so daß sich allmählich ein herrschender Adel entwickelte. Über die Einheit des Stammes gelangten die Slawen zunächst ebensowenig hinaus, wie die Germanen der ältesten Zeit, höchstens thaten sich die einzelnen Stämme zu vorübergehenden Kriegsbündnissen zusammen. Von den religiösen Anschauungen der Slawen ist nur wenig Sicheres bekannt. Sie beruhten auf der Vergötterung der Naturerscheinungen und Natnrkräfte, und zwar verehrten sie zumeist den Gott des Himmels, Svarog, als dessen Söhne sie die Sonne und das Feuer betrachteten. Daneben dachten sie sich die Welt belebt durch zahlreiche dämonische, den Menschen feindliche Wesen, so die Samovilen, die etwa den Nymphen oder Nixen zu vergleichen sind, und die schrecklichen Vampire (vlkodlaci), die den Schlafenden das Blut aussaugen. Tempel und Götterbilder waren wenigstens den Südslawen ebenso unbekannt wie andern arischen Völkern auf derselben Kulturstufe.

Charakter der slawischen Einfälle.

Wenn nun die Slawen über die byzantinische Grenze brachen, so geschah das aus den nämlichen Gründen wie bei den Germanen der Urzeit: Beutegier und Abenteuerlust; erst später strebten sie wie jene danach, sich festzusetzen, weil ihnen die Heimat zu enge wurde. In raschen, verheerenden Stößen überfluteten sie das platte Land, beluden sich mit Beute und schleppten Tausende von Menschen in die Gefangenschaft mit sich fort. In offener Feldschlacht es mit den byzantinischen Heeren aufzunehmen oder feste Städte zu belagern, dazu reichte ihre Kriegsweise lange Zeit nicht aus. Denn sie waren nur leicht bewaffnet mit Schild, Wurfspeer und Bogen und dem Streitkolben oder der Streitaxt. Dagegen verstanden sie sich vortrefflich auf den kleinen Krieg, wenn das Gelände ihnen günstig war, auf Überfall und Hinterhalt. Ihre und ihrer Nachbarn Einfälle haben deshalb zwar außerordentlich verheerend



70. Sassanidenfürst. Flachrelief auf einem Felsen am Urmiasee.

Der Mann zu Fuß überreicht dem Reiter, der mit dem Abzeichen der Königsherrschaft geschmückt ist und ein mächtiges Schwert an der Seite trägt, einen Gegenstand. Der König trägt weite Beinkleider, das lange Haupthaar und die flatternden Bänder finden wir als den gewohnten Schmuck der Sassanidenfürsten auch auf andern Reliefs und Medaillen. Das Pferd ist gleichfalls gezäumt, wie es bei den Sassaniden Brauch war; vom Sattel hängt ein merkwürdiger Zierat, der einer großen Eichel gleicht. Nach Texier.

gewirkt, namentlich weil sie durch massenhaften Menschenraub die Landbevölkerung lichteten, aber die Staatsordnung des Byzantinischen Reiches haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Ja, als sie sich später auf seinem Boden ansiedelten, mußten sie sich größtenteils ihr und der griechischen Kirche fügen. Die slawischen Züge gleichen deshalb mehr verheerenden Orkanen als wirklichen Kriegsereignissen.

Barbareneinfälle auf der Balkanhalbinsel.

So erschienen plündernde Haufen der Slawen oder Bulgaren schon im Jahre 499 und 502 in Thrakien; 534 kamen sie wieder, 539 oder 540 drangen sie, die Verschanzungen der Thermopylen auf dem alten Pfade des Ephialtes umgehend, bis zum korinthischen Isthmus vor. Im Jahre 548 kamen sie bis Dyrrhachion, 550 wieder bis Thrakien, wo sie das blühende Toperos nahmen, ausplünderten und ausmordeten, Weiber und Kinder mit sich fortschleppten, 551 schlugen sie eine römische Heeresabteilung bei Adrianopel und bedrohten die zweite Handelsstadt der Balkanhalbinsel, Thessalonika. Im Jahre 558 überschritt Zabergan, der Chan der kutigurischen Hunnen, mit buntgemischten Scharen die Donau, drang selbst mit nur 7000 Mann durch eine Bresche der schlecht bewachten Anastasischen Mauer bis auf wenige Stunden von Konstantinopel vor und unterlag erst hier der überlegenen Taktik des greisen Belisar.

Eine andre Abteilung versuchte vergeblich in den taurischen Chersones einzudringen, eine dritte wurde an den Werken des Thermopylenpasses zurückgeworfen, und endlich gab Zabergan die Gefangenen gegen eine Geldzahlung zurück. Später sorgte Justinians I. Diplomatie dafür, beide Stämme der Hunnen miteinander zu verfeinden, und in einer vernichtenden Fehde richteten sich beide zu Grunde, so daß sogar ihr Name verscholl.

Das Neupersische Reich.

Im Grunde weit gefährlicher als diese nordischen Barbaren war den Byzantinern der wohlorganisierte Kriegsstaat der Neuperser unter der Dynastie der Sassaniden (seit 226 n. Chr., s. Bd. II, S. 822 f. und oben S. 76). Zum Glück für Byzanz wurde indes Persien im Anfang des 5. Jahrhunderts zur Beute mongolischer Horden, namentlich der Ephtaliten oder sogenannten weißen Hunnen, die von den nach Europa vorgedrungenen sogenannten schwarzen sich durch größere Bildung unterschieden haben sollen. Diese mongolischen Horden suchten auf ihrem Zuge nach dem Süden das Persische Reich mit so großem Erfolge heim, daß sie über dessen Herrscher lange Zeit dieselbe Macht ausübten, wie ihre Stammesgenossen unter Attila über die europäischen Reiche. Immerhin blieb jedoch Persien mächtig genug, um dem Oströmischen Reiche in der Herrschaft über Armenien die Wage zu halten.

Ebenso streitig waren die Grenzverhältnisse in den Kaukasusländern. Während Iberien, das spätere Georgien, ein Schutzstaat Persiens war, stand das Königreich Kolchis (Mingrelien), das Land der Lazen am Phasis, fortwährend im Bunde mit Byzanz, und ihr Fürst empfing von dort die Bestätigung seiner Würde.



71. Silbermünze Chosroes' I.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Krieg mit den Persern.

Zu einem gewaltigen Kriegsbrande kam es an den weitgedehnten Ostgrenzen trotz so verwickelter Verhältnisse erst unter Justinian I., und nicht von diesem, der sein Hauptaugenmerk nach Westen richtete, sondern von seinem großen Zeitgenossen, dem Perserkönig Chosroes I. (Koshru Nuschirvan, d. h. der Gerechte, 531—579), ging der Anstoß aus. Nachdem er die Ephtaliten zurückgeworfen hatte, begann er den Kampf gegen das Byzantinische Reich, vielleicht im Einverständnis mit den Ostgoten (s. unten). Im Jahre 540 fiel er in Syrien ein und belagerte Antiochia. Da die Regierung die geforderte Loskaufssumme verweigerte, so wurde die Stadt erstürmt und angezündet, die Einwohner gefangen fortgeschleppt. Andre Städte, wie Beröa (Aleppo), Chalcis, Hierapolis entzogen sich diesem Schicksal nur durch schwere Brandschatzung. Mit Mühe schützte Belisar, den Justinian aus dem damals so gut wie eroberten Italien abrief, die Provinz Syrien vor weiterer Verheerung (543), und der Abfall der kolchischen Lazen von Byzanz spielte den Krieg in dieses entlegene Gebiet. Die Lazen nämlich stellten sich freiwillig unter persische Oberhoheit, der römischen müde. Darauf rückten die Perser vor die starke Küstenfestung Petra und zwangen die römische Besatzung zum Abzug. Bald aber fanden die Kolchier die persische Herrschaft unerträglicher als die römische und baten Justinian reuevoll um seinen Beistand. Eine ansehnliche Heeresmacht rückte nun in Kolchis ein, um die Wiedereroberung von Petra zu versuchen. Allein mit beispiellosem Mute verteidigten sich die Perser zwei Jahre (549—551) in der Festung. Von 1500 war ihre Zahl auf 400 herabgesunken, unter denen sich kaum 50 Unverwundete befanden. Ihre Standhaftigkeit war so unerschütterlich, daß sie trotz des grauenhaften Anblicks und Verwesungsgeruches die Leichen der

Gefallenen neben sich aufstellten, um ihre Verluste vor dem Feinde zu verbergen. Endlich erstürmten die Römer unter Führung des tapferen Bessas die Mauern der Felsenstadt, deren heldenmütige Besatzung teils erschlagen, teils gefangen wurde und zum Teil selbst in den Flammen den Tod fand. Der Krieg dauerte indessen noch zehn Jahre ohne besonders bedeutende Ereignisse fort. Erst im Jahre 562 beendigte ihn ein Waffenstillstand auf fünfzig Jahre, freilich nur, als sich Justinian I. zu einem Jahrgelde von 30000 Goldstücken verstand.

Chosroes als Regent.

Rühmlicher für Chosroes als diese zwar blutigen, aber im Grunde erfolglosen Kämpfe war sein Walten im Innern seines weiten Reiches. Hier erscheint er als das Musterbild eines orientalischen Herrschers. Nicht allein die hohe Tugend der Gerechtigkeit zierte ihn, er war auch ein Freund und Förderer der Wissenschaften und der Dichtkunst. Er ließ die gefeiertsten Werke der griechischen und indischen Philosophen in die persische Sprache übersetzen. Schulen wurden angelegt, so in der Nähe der alten Königsstadt Susa eine Arzneischule, die sich allmählich zu einer freien Schule für Poesie, Philosophie und Rhetorik entwickelte. Die Beförderung des Ackerbaues, die Hebung des Volkswohlstandes und die Ordnung der Rechtspflege ließ er sich angelegen sein. Da erklärt es sich, daß die athenischen Philosophen in seinem Reiche Zuflucht suchten (s. oben S. 122).

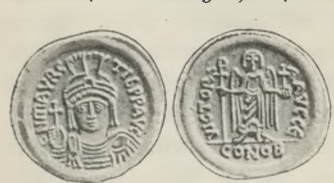
Ausgang und Bedeutung Justinians I.

Wenige Jahre nach dem Perserfrieden, am 13. November 565, verschied Justinian I. Manches von dem, was er geschaffen hatte, brach unter seinen Nachfolgern wieder zusammen, aber es blieb genug übrig, um seine fast vierzigjährige Regierung zu einer der wichtigsten in der ganzen Geschichte zu machen. Für einen weiten Völkerkreis hatte er nach den verschiedensten Richtungen hin die Summe der bisherigen Entwickelung gezogen und dadurch die Vorbedingungen für eine neue Zeit geschaffen. Zugleich hatte er nach außen hin den Germanen einen großen und wichtigen Teil des von ihnen eingenommenen Abendlandes entrissen und das Reich auf einen Umfang gebracht, den es seit 476 weder vor noch nach Justinian wieder gehabt hat.

Justinians Nachfolger (565—641).

Fortsetzung der Perserkriege.

Die Zeiten der nächsten Nachfolger Justinians I. sind von unaufhörlichen Kämpfen gegen die Perser im Osten, die Slawen und die Avaren, ein neu auftretendes, furchtbares Kriegervolk, erfüllt. Sie ließen dem Reiche keine Zeit, sich um das ferne Italien zu bekümmern, vielmehr mußte es zusehen, wie dies seit 568 bis auf einige Küstenstriche, Kalabrien, Apulien und Sizilien an die Langobarden verloren ging (das Nähere s. unten). Unter Justin II. (565—578) eroberte Chosroes Dara, eine der stärksten Grenzfestungen Mesopotamiens (573); dann brach er verheerend in Syrien ein und schleppte über eine halbe Million Menschen gefangen mit sich fort. Ein fünfjähriger Waffenstillstand, den im Jahre 575 das Gold und die Diplomatie der Byzantiner ihm abgewann, gab dem neuernannten Mitregenten (Cäsar), dem trefflichen Tiberius, die Möglichkeit, das Heer zu reorganisieren, und mit diesem schlug im Jahre 576 Justin den Perserkönig selber, der trotz der Waffenruhe durch Armenien in Kleinasien eindringen wollte, bei Melitene am oberen Euphrat aufs Haupt, ja er drang siegreich bis ans Kaspische Meer vor, während Mauricius Syrien deckte. Kurz darauf bestieg Tiberius II. selbst den Kaiserthron (578—582). Schon glaubte er dem Frieden nahe zu sein, denn Chosroes zeigte sich einer Verständigung nicht abgeneigt, da starb der greise Fürst,



72. Goldmünze mit dem Bildnis des Kaisers Mauricius.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)



73. Silbermünze Chosroes' II.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

und sein Nachfolger, Hormisdas IV. (579—590), wies übermütig seine Anerbietungen zurück. So mußte auch Mauricius (582—602) den Krieg weiterführen, der Schwiegersohn des Tiberius, schon längst bewährt als Feldherr und Theoretiker der Kriegskunst, über die er ein sehr interessantes Lehrbuch geschrieben hat, von trefflichen Charaktereigenschaften und aufrichtiger Frömmigkeit, aber den enormen Schwierigkeiten der Lage doch nicht völlig gewachsen. Denn er verdarb es von Anfang an mit der Armee, bei der er mancherlei Reformen, namentlich Kürzung des hohen Soldes, Schärfung der Kriegszucht und andres durchzuführen versuchte. Trotzdem erfocht noch im Jahre 591 sein Feldherr Heraclius bei Nisibis einen glänzenden Sieg über die Perser, aber es war doch ein Glück für das Reich, daß innere Zerrüttung die Perser lähmte. Schon im Jahre 590 nämlich entthronte Baranitschubin seinen Herrn, den König Hormisdas, und verjagte später auch dessen Sohn, Chosroes II. (591—628). Dieser fand nicht nur Zuflucht, sondern auch Unterstützung bei den Byzantinern. Er erkaufte sich ihre Hilfe durch einen Frieden, in dem er Dara und andre Plätze zurückgab. Darauf führten ihn byzantinische Truppen auf den Thron seiner Väter zurück (593), und wirklich blieb seitdem der Friede an der Ostgrenze auf mehr als ein Jahrzehnt gesichert.

Vordringen der Avaren.

Es war dies von größtem Vorteil für das Byzantinische Reich. Denn schon stand ein neuer furchtbarer Feind an seiner Nordgrenze, das mongolische Nomadenvolk der Avaren. Um 550 hatte sich in den Steppen von Turan und bis an die Wolga eine ausgedehnte Herrschaft von nomadischen Stämmen gebildet, die zum erstenmal den Namen der Türken weithin bekannt und gefürchtet machten. Mit ihnen hatte schon Justinian I. im Jahre 562 Beziehungen angeknüpft, Justin II. 568/69 ein Bündnis gegen die Perser abgeschlossen. Weitere Bedeutung erlangte das kurzlebige Reich nicht, da es sich seit 572 durch Teilungen schwächte, von ihm aber ging das furchtbare Räubervolk der Avaren aus. In den letzten Jahren Justinians I. nämlich rissen sich zwei türkisch-finnische Stämme los, die bei den Türken Varchoniten hießen, sich selbst aber Avaren nannten. Durch freiwilligen und erzwungenen Anschluß verwandter Stämme bildeten sie in den weiten Steppen an der Nordküste des Schwarzen Meeres bald eine ansehnliche Macht, und schon im Jahre 558 erschienen ihre Gesandten prahlend in Konstantinopel. Justinian bot ihnen damals Jahrgelder an und brauchte sie gelegentlich als Hilfsvölker, weil sie billig zu haben waren. Justin II. dagegen verweigerte ihnen eine Zeitlang die Zahlungen. Kurz darauf traten sie jedoch mit den Langobarden gegen die Gepiden in Verbindung, halfen diesen germanischen Stamm vernichten und breiteten sich seitdem, und besonders seit dem Abzuge der Langobarden nach Italien im Jahre 568, im heutigen Ungarn aus, indem sie überall die einheimischen Bewohner, meist Slawen, sich unterwarfen (s. weiter unten). Bereits zeigten sie sich an den Ostgrenzen des Fränkischen Reiches, doch ihre Hauptaufmerksamkeit wandten sie dem Süden zu.

Das Avarische Reich.

Immer waren und blieben sie ein kriegerisches Nomadenvolk. Ihre Unterthanen mußten das Land für sie bauen, ihnen zinsen und liefern, was sie für ihren rohen Luxus und ihre Kriegszüge brauchten, ja selbst an diesen teilnehmen. Sie selber

saßen als ein herrschender Adel im Lande zwischen den Karpathen und den Ausläufern der Ostalpen in riesigen, ringförmigen Verschanzungen aus Erdwällen, die ein ganzes System bildeten. Von hier zogen sie auf ihre Raubzüge aus, hierhin schleppten sie ihre Beute zusammen, hier schwelgten und praßten sie den Winter durch. An ihrer Spitze stand der Großchan (Chachan), neben ihm, aber ihm untergeordnet der Jugur, der erste Feldherr, an der Spitze der einzelnen Horden die Tarchane. So zogen sie jahraus jahrein ins Feld, große, sehnige Männer, krummbeinig und unsicher zu Fuß, aber verwachsen mit ihren Rossen, wie diese gepanzert, das lange Haar mit bunten Bändern durchflochten, mit Wurfspeer, Bogen und Pfeilen bewaffnet. In geschlossenen Massen jagten sie blitzschnell heran, überschütteten den Gegner mit Geschossen, wichen zurück, wenn er stand hielt, kehrten aber zu neuen Stößen wieder, bis er floh. Furchtbar als Krieger, ebenso furchtbar durch ihre Treulosigkeit, mit der sie sich über jeden Vertrag hohnlachend hinwegsetzten, wenn es ihr Vorteil erheischte, so wurden die Avaren zum Schrecken des Abend- und Morgenlandes, und so entsetzlich klang ihr Name besonders den Slawen ins Ohr, daß er in manchen slawischen Mundarten soviel als Riesen bedeutet (Obri), etwa wie sich bei den Deutschen die Hunnen in Hünen verwandelten.

Avarische Einbrüche über die Donau.

Zum Byzantinischen Reiche bewahrten die Avaren zunächst ein unsicheres Bundesverhältnis, das sie keineswegs hinderte, den unterthänigen Slawen Verwüstungszüge in die Balkanhalbinsel zu gestatten. So verheerte im Jahre 578 ein slawischer Schwarm von angeblich 100000 Köpfen das Land bis an die Mauer des Anastasius. Freilich brach dafür im Einverständnis mit Byzanz Bajan-Chan mit 60000 Reitern in das Slawenland nördlich der Donau ein, aber 579 umschloß er selber die Grenzfestung Sirmium und zwang schließlich den Kaiser Tiberius II. zur Abtretung derselben (581), wo er nun sofort römische Kriegsgefangene ansiedelte. Zwei Jahre später eroberte er unter greulichen Verheerungen die nächsten Plätze an der Donau, Singidunum (Belgrad) und Viminacium (unweit der Moravamündung), dann die meisten andern stromabwärts bis Dorostorum (Silistria). Die bisher immer noch behauptete Donaulinie war somit durchbrochen, und verheerend ergossen sich seitdem jahraus jahrein avarische und slawische Schwärme bis über den Balkan, ja bis nach Griechenland hinein (583—588), ohne daß die Byzantiner, von den Persern in Anspruch genommen, dies hätten hindern können; ja schon begannen slawische Scharen sich auf byzantinischem Boden anzusiedeln.

Erst seit dem Perserfrieden von 591 versuchte Kaiser Mauricius den nordischen Barbaren Einhalt zu thun, und keineswegs ohne Erfolg. Sein Feldherr Priscus drang siegreich bis in die heutige Walachei vor (594/95). Als dann freilich Mauricius, vielleicht aus unzeitiger Eifersucht oder weil er ihm die geplanten Heeresreformen nicht anvertrauen wollte, ihn abrief und durch seinen eignen weniger fähigen Bruder Petrus ersetzte (595), schlugen die Avaren diesen und erschienen im September 597 mit slawischen Hilfsvölkern, 100000 Mann stark, vor Thessalonich. Die heldenmütige Gegenwehr der Besatzung und Bevölkerung unter dem Bischof Eusebius zwang sie indes schon nach acht Tagen zum Abzuge, und Priscus übernahm abermals den Befehl (598). Doch nicht belehrt durch die früheren Unfälle gab Mauricius bald wieder dem Petrus das Kommando, die Avaren drangen bis zur Mauer des Anastasius vor, und nur eine Pest, welche die Balkanhalbinsel verwüstete, veranlaßte sie, einen kurzen Frieden zu gewähren (600). Sie erkannten die Donaugrenze noch einmal an; indem sie aber das Recht erhielten, die südlich derselben wohnenden Slawen „züchtigen" zu dürfen, brachten sie diese Gebiete thatsächlich in ihre Hand, und schon im Jahre 601 brach der Krieg wieder aus.

Sturz des Mauricius.

Siegreich überschritten zunächst die Byzantiner unter Priscus die untere Donau, sie drangen wieder in die Walachei vor, dann bis an die Theiß (602). Als aber Mauricius befahl, die Armee solle in dem eroberten Lande Winterquartiere nehmen und ihren Unterhalt sich durch Fouragierung verschaffen, da brachte diese altrömische Strenge die lange schon gärende Unzufriedenheit zum Ausbruch. Das Heer empörte sich, erhob den Hauptmann Phokas, einen wüsten Gesellen, zum Kaiser und marschierte im Oktober 602 auf Konstantinopel. Von den „Grünen", d. h. den Gegnern der dermaligen Regierung, mit Jubel empfangen, zog Phokas ohne Schwertstreich in der Hauptstadt ein, ließ sich am 23. November 602 krönen und Mauricius mit seiner gesamten Familie wenige Tage später in Chalcedon ermorden.

Phokas.

Seine zum Glück nur achtjährige Regierung (602—610) genügte gleichwohl, um das Reich völlig zu zerrütten und es den Feinden vollends zu überliefern. Häßlich von Gestalt und Antlitz, betrachtete er seine hohe Stellung nur als Mittel, seiner Wollust und Rachsucht, seinen Leidenschaften, zu frönen. Die Kaiserin Constantina, die das Volk gegen den Tyrannen aufzureizen suchte, wurde gefoltert und mit ihren drei Töchtern auf derselben Stelle zu Chalcedon enthauptet, die mit dem Blute ihres Gemahls und ihrer Söhne getränkt war. Kein Rang und kein Stand, nicht einmal die Blutsverwandtschaft mit ihm, sicherte vor Verfolgungen, die mit den ausgesuchtesten Grausamkeiten verknüpft wurden. „Man durchbohrte die Augen der Opfer, riß ihnen die Zunge bei der Wurzel aus, schnitt ihnen Hände und Füße ab; einige kamen unter der Geißel, andre in den Flammen um, andre wurden von Pfeilen durchschossen; ein einfacher, schneller Tod war eine Gnade, die sie nur selten erlangen konnten. Der Hippodrom wurde durch Häupter und Gliedmaßen und verstümmelte Leichen befleckt." Trotzdem wurde dem Tyrannen in Rom auf dem alten Forum eine noch jetzt stehende Ehrensäule errichtet, weil er sich als „orthodoxer" Christ den Ansprüchen des römischen Bischofs geneigter erwies als Mauricius (608). Nach außen hin erkaufte er sich durch stets erhöhte Jahrgelder von den Avaren den Frieden, der ihre Ausbreitung gar nicht hinderte, dagegen brach im Jahre 604 der Perserkrieg von neuem aus und bedrohte das Reich 24 schreckliche Jahre lang (604—628), der letzte, der überhaupt geführt werden mußte. Verheerend brachen die persischen Geschwader im römischen Mesopotamien ein, nahmen Dara, Amida, endlich Edessa, überfluteten schließlich auch das byzantinische Kleinasien, erschienen 609 vor Chalcedon, gegenüber Konstantinopel.



74. Goldmünze mit dem Bildnis des Kaisers Heraclius.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Erhebung des Heraclius und der Afrikaner.

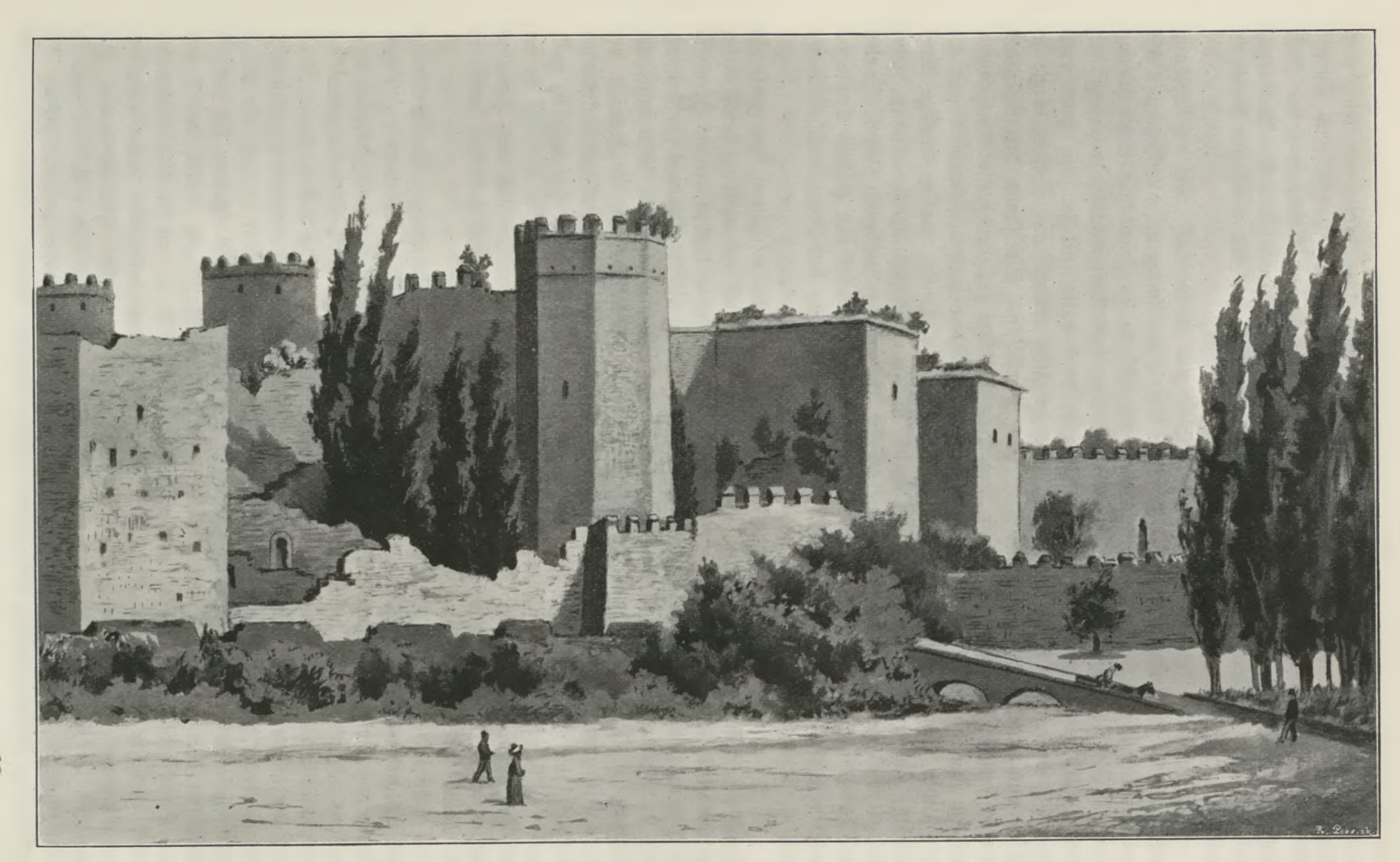
Da trieben Zorn und Verzweiflung zu einer entschlossenen Empörung. Der Senat erbat Hilfe von Heraclius, dem früheren Besieger der Perser, damals Statthalter und einer der reichsten Grundbesitzer der Provinz Afrika, die sich seit dem Sturze der Vandalenherrschaft wieder erholt hatte und genügende Mittel zur Aufstellung einer ansehnlichen Heeresmacht bot. Während des Statthalters Neffe Nicetas die Landtruppen nach Ägypten führte, ohne dessen Getreidezufuhren die Hauptstadt nicht bestehen konnte, segelte sein gleichnamiger Sohn Heraclius (geb. 575) mit der Flotte geradeswegs nach Konstantinopel. Eine Seeschlacht unter den Mauern des Kaiserpalastes lieferte den Afrikanern die Stadt in die Hände, Phokas wurde dem rasenden Pöbel zu grauenvoller Ermordung preisgegeben, und am 5. Oktober 610 hielt Heraclius als Kaiser seinen Einzug.

Eroberungen der Perser

Die neue Dynastie, die letzte römischer Abkunft, welche die Krone des Byzantinischen Reiches trug (610—711), übernahm die Herrschaft in der allerschwierigsten Lage. Heer und Finanzen hatte die achtjährige Mißwirtschaft des Phokas völlig zerrüttet, die Länder Europas waren von Avaren und Slawen, die des Ostens von den Persern überflutet. Kirchliche und nationale Gegensätze kamen diesen zu statten. Denn die nestorianischen Syrer wie die monophysitischen Ägypter sahen in den iranischen Scharen eher Befreier von dem Drucke der „rechtgläubigen“ und griechischen Regierung, und die zahlreichen, oft sehr vermögenden Juden dieser Provinzen hatte Phokas durch thörichte Bekehrungsversuche erbittert. So fiel 611 Antiochia, 614 Damaskus und Jerusalem. Dort zerstörten die Sieger die Heiligengrabkirche und schleppten das Kreuz Christi, die ehrwürdigste Reliquie der Christenheit, die einst die Kaiserin Helena wieder aufgefunden hatte, triumphierend nach Persien. Im Jahre 615 nahm dann Chosroes auch Ägypten, das er bis 618 behauptete, und ließ seine Reiter bis nach Nubien und Tripolitanien schweifen. In Ägypten aber regierte seitdem jahrelang wie ein selbständiger Fürst ein Statthalter koptischer Abkunft, Mokaukas, von Babylon (Misr) aus, dem Mittelpunkte der einheimischen Bevölkerung. Weiter gingen im Westen die Besitzungen im südlichen Spanien bis auf wenige Städte an den Westgotenkönig Sisebut (610—619) verloren; seinem Nachfolger Svinthila mußten auch diese Reste abgetreten werden (623), nur die Balearen blieben den Byzantinern. Natürlich versäumten da auch die Avaren nicht, sich die Gelegenheit zu nutze zu machen. Im Jahre 619 drangen sie bis an die Anastasische Mauer und bis ans Marmarameer vor; ja während der Kaiser mit ihren Abgesandten bei Perinth unterhandelte, versuchten sie mit gewohnter Treulosigkeit einen Überfall, dem er mit genauer Not entging. Doch ließen sie sich damals den Frieden durch Erhöhung der Jahrgelder abkaufen.

Kämpfe des Heraclius gegen Perser und Avaren.

Unter solchen Umständen faßte Heraclius den Plan, den Sitz der Regierung von dem gefährdeten Konstantinopel, dessen Verproviantierung seit dem Verluste Ägyptens ohnehin äußerst schwierig war, hinweg nach Karthago zu verlegen, in das reiche, sichere, romanisierte Afrika. Doch eine Volksbewegung, vom Patriarchen Sergius klug geleitet, brachte ihn von diesem verhängnisvollen Entschlusse zurück, und in der Sophienkirche leistete der Kaiser den Eid, mit seinem Volke zu leben und zu sterben (619). Endlich im Jahre 622 glaubte er genügende Kräfte gesammelt zu haben, um gegen die Priester angriffsweise vorzugehen. Mit einem Schlage warf er sein Heer zur See nach Cilicien und drang von dort durch Armenien ins nördliche Persien ein. Die in Kleinasien stehenden Perser wurden dadurch sofort zum Rückzuge gezwungen, und auch in den nächsten beiden Jahren blieben die Byzantiner siegreich auf feindlichem Boden. Erst im Jahre 625 sah sich Heraclius durch drohende Bewegungen der Avaren genötigt, das Land zu räumen und durch das schwierige Gebirgsterrain am oberen Euphrat und Tigris den Rückzug nach dem Halys anzutreten, wo er überwinterte. Da brachten die Jahre 626/27 die Entscheidung. Heraclius selbst ging ostwärts nach Iberien vor, um hier die Hilfe der Chazaren zu erwarten, eines damals an der unteren Wolga neu auftretenden türkisch-finnischen Stammes. Sein Bruder Theodor schlug ein gegen Kleinasien gesandtes Heer, und Konstantinopel wehrte unter des Patriarchen Sergius energischer Leitung einen Doppelangriff der Perser und Avaren siegreich ab, die erste Belagerung der Hauptstadt durch einen auswärtigen Feind. Während nämlich ein persisches Korps bei Chalcedon lagerte, erschienen unabsehbare Scharen der Avaren und Slawen vor der Hauptstadt. Ihre Reiterhaufen plünderten und verbrannten die Vorstädte; Hunderte slawischer Kähne, rohe Einbäume, die sich längs der Küste bis in den Bosporus



75. **Mauern von Konstantinopel mit dem Goldenen Thore.** Nach einem Aquarell von Dr. Cl. Franke.

Das Bild zeigt deutlich die dreifache Mauerlinie. Das Goldene Thor liegt zwischen den beiden viereckigen Türmen rechts; es ist jetzt bis auf ein Pförtchen zugemauert. Den tiefen Graben vor den Mauern verhüllt das dichte Tamarindengebüsch im Vordergrunde.

gewagt hatten, bedeckten das Meer. Allein die wütenden Stürme auf die Landmauern wurden abgeschlagen, die überlegene byzantinische Flotte vereitelte jeden Angriff zur See und verhinderte zugleich den Übergang der Perser nach Europa. Mit großen Verlusten mußte der Großchan nach zehntägiger Bestürmung den Rückzug antreten (29. Juli bis 8. August 626). Es war der entscheidende Wendepunkt der avarischen Macht. Kurz danach traf sie von Osten her der Stoß der Bulgaren, und dieser warf sie nach Pannonien zurück (634—641).

Sieg über die Perser.

Im nächsten Jahre marschierte Heraclius zum zweitenmal, von den Chazaren unterstützt, in Persien ein. Er überschritt den Tigris und schlug am 12. Dezember 627 das persische Heer auf den Ruinenfeldern von Ninive in gewaltiger Schlacht aufs Haupt. Im Königspalaste von Jesdem konnte er das Weihnachtsfest begehen; auch Dastadscherd, wo Chosroes 24 Jahre lang residiert hatte, fiel in seine Hand, und bereits bedrohte er Ktesiphon. Doch die gewaltige Stadt anzugreifen wagte er nicht, und eine Palastrevolution machte es überflüssig. Ein Sohn des Chosroes, Siroes, erhob sich gegen den Vater, das Heer fiel ihm zu, der greise König wurde auf der Flucht gefangen. Achtzehn seiner Söhne mordete man vor seinen Augen, ihn selbst aber sperrten die Empörer in einen finsteren Turm, wo er wenige Tage nachher, am 25. Februar 628, elendiglich umkam. Wenige Wochen später schloß Siroes mit Heraclius Frieden (3. April 628). Er gab die eroberten Länder Syrien, Palästina, Ägypten wieder heraus, und mit unendlichem Jubel und heißem Danke begrüßte die christliche Welt des Ostens die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf Golgatha am 14. September 629, dem Tage der „Kreuzeserhöhung".

Kirchliche Ausgleichversuche.

Das Reich der Sassaniden war bis in seine Grundfesten erschüttert, der ganze alte römische Besitzstand wiedergewonnen. Um nun diese kirchlich und national den Griechen entfremdeten Provinzen wieder enger mit dem Reiche zu verbinden, suchte Heraclius sie kirchlich zu versöhnen, indem er im Jahre 630 die vermittelnde Formel proklamierte, daß in Christo nach der Vereinigung der beiden Naturen nur ein Wille und eine Wirkung sei (daher Monotheleten). Als dagegen der Patriarch Sophronius von Jerusalem protestierte, wiederholte die sogenannte „Ekthesis", das Werk des Patriarchen Sergius von Konstantinopel und von Papst Honorius gebilligt, diesen Lehrsatz nochmals (638). Aber diese „Union" befriedigte niemand, am wenigsten erreichte sie den politischen Zweck, Syrier und Ägypter blieben den Byzantinern feindlich, und Heraclius hat es noch erleben müssen, daß Jerusalem, das er den Persern entrissen hatte, an die Araber verloren ging.

Ansiedelung der Serben und Kroaten.

Während sich so im Südosten ein großer Verlust vorbereitete, war bereits der ganze Nordwesten der Balkanhalbinsel dem Byzantinischen Reiche verloren gegangen. Von dem damaligen Zustande dieser nördlichen Landschaften ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Durch die fortgesetzten Plünderungszüge und den Menschenraub der Hunnen, Slawen und Avaren, endlich durch die große fünfzigjährige Pest (s. oben S. 134) war das platte Land jedenfalls zum großen Teil verödet, die Bewohner umgekommen, fortgeschleppt, geflüchtet, die Ortschaften verlassen. Neue Ansiedler fanden also Raum genug und bei der kaiserlichen Regierung keinen Widerstand. Es scheinen sich deshalb schon seit dem 6. Jahrhundert einzelne slawische Niederlassungen südlich der Donau und Save gebildet zu haben, namentlich im alten Mösien, wo im 8. Jahrhundert sieben slawische Stämme hausten. Am schutzlosesten war jedenfalls der Nordwesten den Barbaren preisgegeben. Istrien wurde z. B. im Jahre 611 überrannt und schrecklich verheert; vielleicht um dieselbe Zeit, sicher nicht viel früher fiel Salona, die alte glänzende Hauptstadt Dalmatiens, slawisch-avarischen Haufen in die Hände. Die vollständige Besitzergreifung des Landes durch slawische Stämme vollzog sich jedoch

erst unter Heraclius, etwa um 620, vielleicht mit seiner Zustimmung, jedenfalls ohne Widerstand seiner Regierung. Damals wanderten zwei miteinander nahe verwandte Stämme der Slawen, die bisher nördlich der Karpathen, an der oberen Oder und Weichsel, wahrscheinlich unter avarischer Oberhoheit gesessen hatten, die Serben und die Kroaten, in den Nordwesten der Balkanhalbinsel ein. Vor ihnen flüchteten die Reste der romanischen Bevölkerung nach der Küste, um in den Seestädten oder auf den Inseln Schutz zu finden, wohl auch in neuen Ortschaften sich anzusiedeln. So ließen sich die Einwohner Salonas in den weitläufigen Ruinen des Diocletianischen Kaiserpalastes nieder, woraus nachmals die Stadt Spalato erwuchs; andre begründeten Ragusa, vielleicht auch Cattaro. Von den alten Küstenstädten erhielten Jadera (Zara) und Tragurium (Trau), von den Inseln namentlich Veglia, Arbe, Cherso, Levigrad u. a. ihre romanische Nationalität und die Verbindung mit dem Reiche, das die oberste Verwaltung einem Statthalter (Strateg) in Jadera, einem Unterbeamten des Exarchen von Ravenna, übertrug. Das Innere der Landschaften aber wurde damals völlig slawisiert. Als ein Bauern- und Hirtenvolk begnügten sich die Slawen im wesentlichen mit der Besiedelung des platten Landes, die zahlreichen kleinen Städte ließen sie leerstehen und verfallen. So breiteten sich die Kroaten südlich bis an die Cettina (in der Gegend von Spalato), nordwestlich bis an die Quelle der Kulpa, nordöstlich und östlich über die Gegend von Sirmium und einen großen Teil von Bosnien aus, das ihnen erst im 10. Jahrhundert verloren ging. Sie gliederten sich in 14 Župen unter einem Großžupan, doch besaß dieser nur einen gewissen Vorrang, keine wirkliche Oberhoheit. Die Serben nahmen das Gebiet an der Drina und Morawa in Besitz, schoben sich aber auch weiter südlich bis in die heutige Herzegowina und Montenegro vor, ja diese südlichen Stämme, im ganzen vier, unter denen die Narentaner, Zachlumer, Trawunjer die wichtigeren sind, machten sich bald durch Seeräubereien besonders gefürchtet. Eine wirkliche staatliche Einheit bildeten die Serben damals so wenig wie die Kroaten, obwohl auch sie einen Großžupan anerkannten.

So begann eine vollständige nationale Umgestaltung der nördlichen Balkanhalbinsel, die ihre Geschichte bis in die Gegenwart bestimmt hat.

Byzantinisches Kulturleben von Justinian I. bis auf Heraclius.

Entstehung des Byzantinismus.

Die unaufhörlichen Raubzüge nordischer Barbaren und die Kämpfe mit den Persern, der Streit um den Thron, die kirchlichen Händel und die Raufereien der Zirkusparteien bildeten nicht den einzigen Inhalt der byzantinischen Geschichte. Es gab doch auch Jahre, wo kein plündernder Haufe über die Grenze brach, und weite Gebiete, wie das eigentliche Griechenland, die Inseln des Ägäischen Meeres und Kleinasien, wurden von den Verheerungen der Kriege nur selten berührt. So entwickelte sich, trotz aller Stürme, eine neue Kultur, es vollzog sich der Übergang von der Antike zum Byzantinismus, einer Verbindung griechischer, römischer, orientalischer und christlicher Bestandteile. Während er sich dem Abendlande mehr und mehr entfremdete, gewann er für die slawischen Völker die größte Anziehungskraft und unterwarf ihre meisten Stämme der byzantinischen Kultur. Vollständig entwickelte sich diese allerdings erst seit der Mitte des 7. Jahrhunderts. Bis dahin überwog noch die antike Tradition auf allen Gebieten. Nur langsam drang, je mehr diese mit der Zeit verblaßte und zu einer Sache der Gelehrsamkeit wurde, neben ihr das Volkstümliche, Griechische vor, und es gewann das Übergewicht, als die Macht des Reiches aus dem romanisch-germanischen Westen fast ganz zurückwich und die semitischen Provinzen des Südostens an die Araber verloren gingen, das Reich sich also auf wesentlich griechisch redende Länder, die Balkanhalbinsel und Kleinasien, beschränkte. Das griechische Volkstum

erlebte also im Byzantinischen Reiche eine nationale Erneuerung, die dem abendländischen Römertum versagt blieb, und gewann eine großartige politische Machtstellung, wie es sie im Altertume nur ganz kurze Zeit besessen hat.

Die litterarische Bildung.

Daß dabei die verschiedenartigen, ursprünglich ungriechischen Bestandteile der Bevölkerung auch einen gewissen Einfluß übten, ist selbstverständlich, aber nicht leicht nachzuweisen. Dem Ganzen gab allerdings die Kirche, namentlich das eigentümlich entwickelte Mönchtum eine besondere Färbung; allein die byzantinische Bildung war im ganzen viel weniger an die Kirche geknüpft, als die des mittelalterlichen Abendlandes. Viele ihrer bedeutendsten Vertreter sind Laien in weltlichen Stellungen, und der Unterricht blieb wesentlich in den Händen der Laien, wie es im Abendlande später nur in Italien geschah. Denn wenn auch die philosophische Hochschule in Athen eingegangen war, so dauerten doch sonst überall die alten Schulen fort. Auch der Charakter des Unterrichtes änderte sich wenig. Er beruhte nach wie vor auf einer Verbindung grammatisch-philologischer Studien, die in einer mehr oder weniger ausgedehnten Lektüre der antiken Klassiker wurzelten, mit rhetorischen und logischen Übungen, und die besseren Schriftsteller dieser Zeit zeigen, daß darin ganz Tüchtiges geleistet wurde. Sie haben sich das Altgriechische, von dem sich die lebendige Sprache schon sehr wesentlich unterschied, gewissenhaft angeeignet und putzen es oft mit rhetorischen Floskeln im Geschmacke der Zeit auf, und sie sind dabei von kirchlicher Befangenheit meist merkwürdig frei. Daneben dauerte der medizinische Unterricht fort, den gelegentlich auch junge Abendländer in Konstantinopel suchten, und für das Studium des römischen Rechts sorgten die großen Rechtsschulen von Konstantinopel, Berytus und Rom. Eine eigentlich schöpferisch-wissenschaftliche Thätigkeit entfalteten die Byzantiner natürlich so wenig wie das Abendland, am wirksamsten ist auch hier die Theologie.

Geschichtschreibung.

Am längsten und wirksamsten erhielt sich die antike Überlieferung und Darstellungsweise in der Geschichtschreibung. Die großen Kriege Justinians I. fanden einen trefflichen Darsteller in Belisars Geheimsekretär, seinem Begleiter auf allen Feldzügen im Westen und Osten, Procopius von Cäsarea in Palästina. So erwarb er sich eine vorzügliche Kenntnis der Thatsachen, und er hatte den Willen, die Wahrheit zu sagen, wie die Fähigkeit, sie anschaulich darzustellen. Auch den geographischen Verhältnissen widmete er eingehende Aufmerksamkeit, und für die Eigentümlichkeiten fremder Völker hatte er ein so unbefangenes Verständnis und Interesse, wie es uns bei römischen Historikern nur selten begegnete. Daher hat er auch in seinem Werke über den Gotischen Krieg den Besiegten ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Wesentlich eine Lobschrift zu Ehren des Kaisers ist die Arbeit „über die Bauwerke Justinians“. In sonderbarem, aber nicht unerklärlichem Widerspruche damit stehen seine „Anekdota“, eine Art Skandalchronik des byzantinischen Hofes voll Gift und Bosheit und deshalb in Einzelheiten natürlich nicht zuverlässig; es ist, als ob sich der Geschichtschreiber hier habe entschädigen wollen für die vielleicht bestellte Lobeserhebung in den „Bauwerken“. Fortgesetzt wurde Procopius' Geschichte von Agathias aus Myrina in Äolis (geb. 536), der aus der letzten Zeit Justinians I. die Jahre 552—558 in einer stark rhetorischen Sprache und mit einer gewissen dichterischen Freiheit schildert. An ihn wiederum schließt sich die Darstellung des Menandros Protektor aus Konstantinopel für die Zeit bis zur Thronbesteigung des Kaisers Mauricius (558—582) an, dessen Regierung endlich schilderte zur Zeit des Heraclius Theophylaktos Simokattes aus Ägypten in einer blumenreichen, von Sentenzen, Bildern und Allegorien wimmelnden Sprache, die mit zahlreichen höfisch-ägyptischen Provinzialismen durchsetzt ist. Auch die Kirchengeschichte des 5. und 6. Jahrhunderts (431—593) fand in Euagrios aus Epiphania in Syrien einen gewissenhaften und verhältnismäßig unbefangenen Bearbeiter.

Mit der Zeit des Heraclius schließt die Geschichtschreibung antiken Charakters ab, und in den Vordergrund tritt die kirchlich gefärbte populäre, in volkstümlicher Sprache geschriebene Weltchronik, die sich damit begnügt, die äußerlichen Thatsachen ohne einen Zusammenhang rein chronologisch aneinander zu reihen. Die erste schrieb Johannes von Antiochia im Anfange des 6. Jahrhunderts (bis zum Tode Anastasius' I., 518), doch noch mit Geschmack und Verständnis. Den mittelalterlichen Charakter trägt zuerst sein syrischer Landsmann, Johannes Malalas (d. i. der Rhetor), ein mönchischer, streng kirchlicher und loyaler Chronist von engem Gesichtskreis (565—578), der von der Geschichte des Altertums nur die dürftigste Kenntnis hat, in seiner eignen Darstellung das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden weiß, auf jede Erklärung berichteter Thatsachen verzichtet und dabei urteilslos Wahres mit Falschem mischt. Während er die wichtigsten Begebenheiten kurz übergeht, widmet er z. B. dem gelehrigen Hunde eines fahrenden Italieners eine ganze Seite. Die Sprache ist die damals lebende, mit syrischen und lateinischen Brocken versetzte Volkssprache. Für sie bietet er das erste litterarische Beispiel. Sein Buch hat bis ins 12. Jahrhundert allen byzantinischen Weltchroniken als Grundlage und Vorbild gedient. Die Weltchroniken.

Einen ähnlichen Rückschritt machte in mißbräuchlicher Anwendung der biblischen Autorität die wissenschaftliche Erdkunde. Der Alexandriner Kosmas Indikopleustes (der Indienfahrer), der als Kaufmann weite Reisen nach Arabien und Ostafrika gemacht hatte und später als Mönch im Sinaikloster lebte, schrieb unter Justinian I. eine „Christliche Topographie" und stellte darin, wohl nach syrischen Mustern, die kindliche Ansicht auf, daß die Erde eine länglich-viereckige Scheibe sei, die in der Mitte wie ein Berg anschwelle und von einem Kristallfirmament umgeben werde, an dem sich Sonne, Mond und Gestirne hin und her bewegten. Leider gewann diese Anschauung, da sie mit der Bibel übereinzustimmen schien, vielen Anhang und verdrängte die früher ziemlich allgemein herrschende Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde (vgl. Bd. V, S. 32). Erdkunde.

In der Dichtung konnte die byzantinische Litteratur, soweit sie des Zusammenhanges mit dem Volksleben entbehrte, naturgemäß wenig leisten. Was für die gebildeten Kreise berechnet war, trug den höfisch-kirchlichen Charakter der ganzen byzantinischen Kultur. So feierte der Afrikaner Flavius Cresconius Corippus die Thaten des Statthalters der Provinz Afrika, Johannes, gegen die Mauren zur Zeit Justinians I. in einem großen lateinischen Epos; Paulus Silentiarius verherrlichte die Sophienkirche, Georgius aus Pisidien die Kriege des Heraclius. Hielten diese Dichter noch im Versbau durchaus die antike Tradition fest, so verlor sich diese allmählich in der lebendigen Volkssprache vollständig und machte der Messung des Verses nach dem Accent und der Silbenzahl Platz. Dieser Form bemächtigten sich vor allem die geistlichen Lyriker, indem sie entweder Hymnen (Kontakia), die aus einer größeren Anzahl gleichmäßiger Strophen mit Refrain bestanden, oder lange, aus mehreren selbständigen Liedern dieser Art zusammengesetzte Gesänge (Kanones) dichteten. Der Reim wurde schon häufig angewendet, doch noch nicht vollständig als Kunstform empfunden. Daneben drang in der weltlichen Volksdichtung allmählich der sogenannte politische (d. i. bürgerliche, allgemeine) Vers durch, eine fünfzehnsilbige (überwiegend jambisch gemessene) Zeile ohne Reim und ohne Strophenbildung. Der Meister des griechischen Kirchenliedes und einer der größten geistlichen Dichter aller Zeiten wurde Romanos unter Justinian I., der aus seiner syrischen Heimat unter Anastasius I. als Diakonus nach Konstantinopel kam und hier nach der Legende im Traumgesicht die göttliche Gabe der Hymnendichtung empfing. Seine Lieder, etwa tausend an der Dichtung.

Zahl, zeichnen sich durch Reichtum der Gedanken, Plastik und Kraft des Ausdrucks und kunstvolles Versgefüge aus; sein berühmter Weihnachtshymnus gehört zu den erhabensten Dichtungen der gesamten Kirche. Ihm nahe kam der Patriarch Sergius in seinem bei der avarischen Belagerung des Jahres 626 gedichteten Hymnus „Akathistos" auf die Gottesmutter, der in jener Notzeit von der ganzen Gemeinde während der Nacht stehend gesungen wurde (daher der Name) und noch jetzt das gefeiertste Lied der griechischen Kirche ist.

Bildende Kunst.

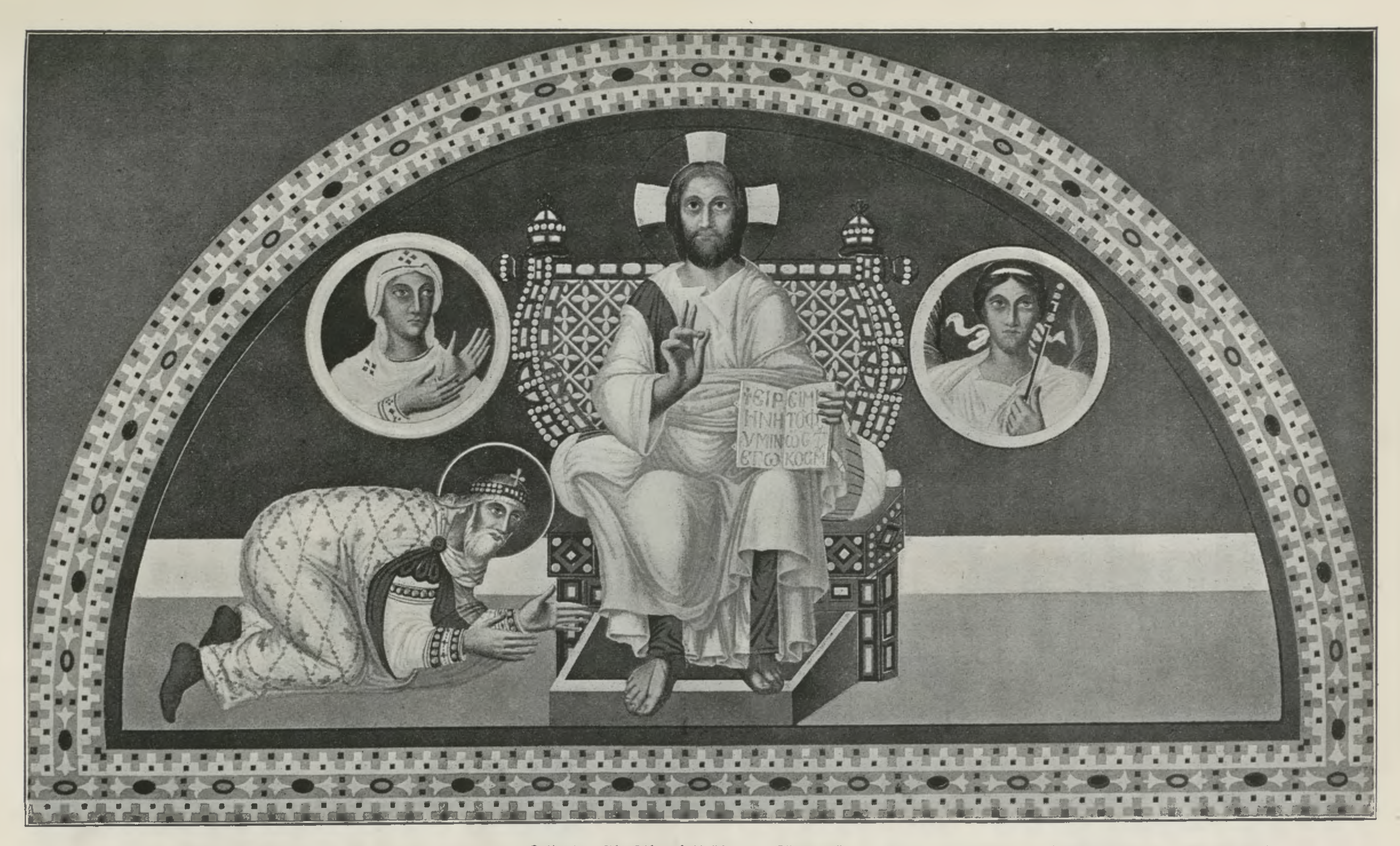
So wurde die poetische Ader des griechischen Volkes durch das Christentum zu neuem Leben erweckt und leistete in dieser geistlichen Dichtung das Bedeutendste, was ihr überhaupt während des ganzen Mittelalters gelungen ist. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von der bildenden Kunst der Byzantiner. Ihre Stickereien, ihre Arbeiten in Metall, Email und Edelsteinen, ihre Elfenbeinschnitzereien und vor allem ihre Mosaikbildnerei, die noch heute als Erbe der byzantinischen Zeit in Venedig mustergültig betrieben wird, fanden damals nirgends nur entfernt ihresgleichen und waren deshalb weithin, namentlich im Abendlande, begehrt.

Baukunst.

In der eigentlichen Kunst beherrschte allmählich die Architektur alle übrigen, Plastik und Malerei dienten nur noch zu Dekorationszwecken, verloren also die selbstständige Bedeutung, ein echt mittelalterlicher Zug, der seine Begründung in dem Bruche mit dem antiken Heidentume und dem damit verbundenen Verzicht auf die bisher wichtigsten Gegenstände der Plastik, die mythologischen Darstellungen, findet, für die die heilige Geschichte keinen ganz genügenden Ersatz bot. Aber die Malerei behauptete in der griechischen Kirche doch einen sehr bedeutsamen Platz, denn ein Kirchengebäude ist bei ihr ohne Wand- und Tafelbilder gar nicht denkbar, sie erst geben der Kirche den unentbehrlichen, in sich selbst reich und sinnig gegliederten Schmuck, und in ihnen hat die byzantinische Kunstsprache ihren eigentümlichsten Ausdruck gefunden. In der Formgebung hielt man sich zunächst noch an antike Vorbilder; erst als diese zurücktraten, ohne daß das Naturstudium Ersatz gewährt hätte, verloren die Gestalten mehr und mehr das innere Leben, sie wurden steif und hager und unermüdlich gewohnheitsmäßig in der einmal angenommenen Weise wiederholt. Die Bevorzugung der Mosaikmalerei, bei der die Technik die Hauptrolle spielte, begünstigte noch diese Entwickelung. Natürlich überwogen durchaus die religiösen Darstellungen; neben ihnen treten etwa noch anbetende Kaisergestalten auf. In jenen hat die byzantinische Kunst namentlich ihr ganz besonderes Christusideal geschaffen. Diese Christusköpfe mit ihren weit offenen, starren Augen „haben etwas Dämonisches, etwas fürchterlich Abstraktes, alles Menschliche, alle Phantasie, allen Zufall ausschließend, wie der byzantinische Staat selber". Die Unveränderlichkeit solcher Ideale erklärt sich vor allem daraus, daß die malerische Kunstübung für kirchliche Zwecke ausschließlich in den Händen von Geistlichen, vor allem von Mönchen lag.

Kirchenbau.

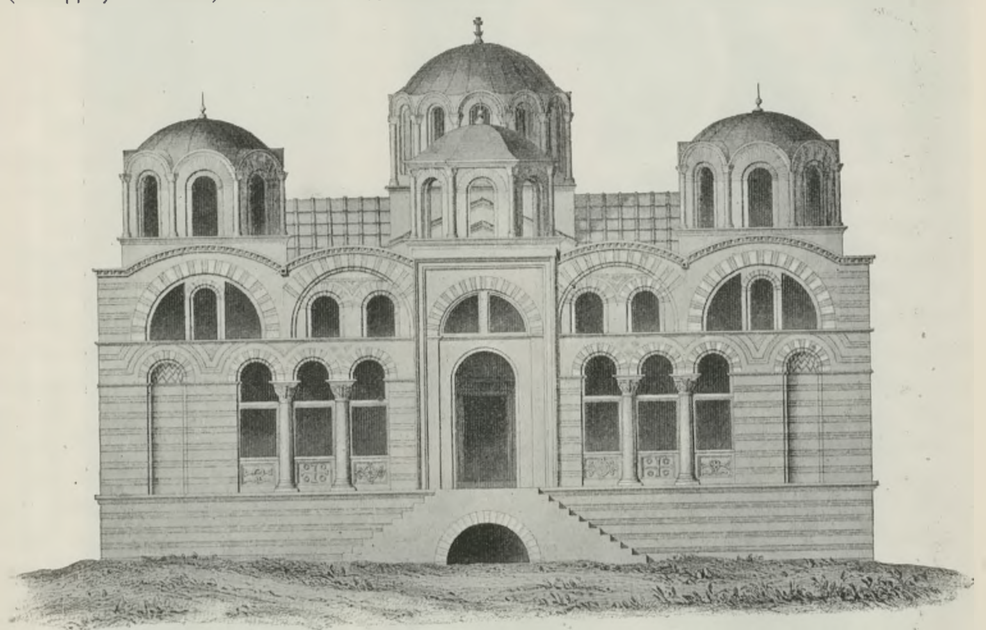
In der Anlage der Kirchen trat die Basilikenform mehr und mehr zurück, und nach dem alles überragenden Vorbilde der Sophienkirche kam der Zentralbau mit der Kuppel über einem ganz oder annähernd quadratischen Grundriß fast ausschließlich zur Herrschaft. Dabei erhebt sich die verhältnismäßig flache Kuppel, oft aus leichtem Material gebildet und getragen von mächtigen Säulen oder Pfeilern, über dem Mittelraume, dem Versammlungsplatz der Gemeinde. Nach Osten öffnet sich die tiefe Apsis mit etwas erhöhtem, abgeschlossenem Altarraume, der ausschließlich für die Priester bestimmt ist; rechts und links schließen sich ähnliche halbrunde Räume für die Sängerchöre an, bei großen Kirchen Seitenschiffe, über denen sich Halbkuppeln wölben. Zu dem Mittelraume eröffnet die oft sehr geräumige Vorhalle (Narthex) den Zugang. Die Frauen finden auf den Galerien der Seitenräume Platz. Kuppeln lehnen sich



76. **Kaiser Justinian im Gebet vor dem thronenden Heiland. Glasstiftmosaik über der Königsthür im Narthex (Vorhalle) der Sophienkirche zu Konstantinopel.**

Unter den figürlichen Darstellungen der Sophienkirche erscheint als die erste die in dem Bogenfelde über der Königs- oder Hauptthür im Narthex: Christus auf dem Throne, der die Eintretenden mit der erhobenen Rechten und den Worten des Evangelienbuches: „Friede sei mit euch; ich bin das Licht der Welt“ empfängt. Der Nimbus mit den drei Strahlen steht nach den Regeln der griechischen Kirche nur dem Christusbilde zu; die Fingerstellung der erhobenen Hand entspricht der ebenda üblichen Gebärde beim Segnen. Die Gewandung ist weiß, wie es bei den ersten Christen — im Gegensatze zu den bunten, bei den Heiden beliebten Gewandfarben — Vorschrift war. Vor dem Throne, auf den Boden hingestreckt, liegt die Figur eines Kaisers (wahrscheinlich Justinians) mit Diadem und Mantel in der Stellung, die das orientalische Hofzeremoniell dem Untertban vor dem Throne des Monarchen vorschreibt. Das Perlendiadem, früher nur der Schmuck orientalischer Despoten, trugen die römischen Cäsaren seit Diocletian, ebenso wie die bunte orientalische Kleidung anstatt des römischen Purpurs. Die roten, mit Perlen gestickten Stiefel, die wir an den Füßen des Kaisers sehen, waren ein ausschließliches Vorrecht der byzantinischen Herrscher. Zu den beiden Seiten des Thrones sind in Medaillons die fürbittende Maria und der Erzengel Michael dargestellt. (Nach Salzenberg.)

aber auch zuweilen an die Hauptkuppel über der Apsis und über dem vorderen (westlichen) Teile des Hauptschiffes, wie bei der Sophienkirche, oder die Halbkuppeln verwandeln sich in vollständige Kuppeln, deren sich dann vier um die mittlere gruppieren. In diesem Falle gestaltet sich das Quadrat des Grundrisses wohl auch zu einem griechischen, d. h. gleicharmigen Kreuz, so bei der ganz byzantinischen Markuskirche in Venedig und bei der Theotokos-(Marien-)Kirche in Konstantinopel. Gemäß der Kuppelform herrscht im Innern überall der Rundbogen. In den Säulen behielt man zunächst das schmuckvolle korinthische Kapitäl mit Vorliebe bei; allmählich indes vereinfachte man diese Form bald zu einem Würfel mit abgeschrägten und in Flachrelief verzierten Flächen und setzte darauf noch ein kleineres derart als Stütze für den Rundbogen (Kämpfer). Obwohl nun die Byzantiner „das Bedürfnis einer ästhetisch-organischen



77. Fassade der Theotokos-(Marien-)Kirche in Konstantinopel. Nach Gailhabaud.

Entwickelung der Formen fast völlig verloren", so leisteten sie doch in der ornamentalen Dekoration ihrer Kirchen Glänzendes, und wer zum erstenmal eine große byzantinische Kirche betritt mit den marmorverkleideten Flächen der Wände und der Pfeiler, dem prachtvollen Mosaik des Fußbodens, den herrlichen, reichverzierten Säulen aus buntem Marmor, den hohen Kuppeln, von denen auf leuchtendem Goldgrunde in unvergänglich frischen Farben die Gestalten der Heiligen in Mosaik und Malerei herabschauen, während das Licht in breiten Strahlen durch die Rundbogenfenster hereinbricht, auf den übt das Ganze doch eine fast berauschende, jedenfalls imposante Wirkung. Solche Bauten entstanden damals viele besonders in Konstantinopel und Thessalonich, und auch die Kirchen von Ravenna wurden entweder nach byzantinischem Muster oder auch geradezu von byzantinischen Baumeistern errichtet.

Kolonat und Großgrundbesitz.

Dies ganze Kulturleben beweist doch, daß immer noch ein sehr ansehnlicher Wohlstand im Reiche vorhanden war. Freilich war ohne Zweifel die Volkswirtschaft im Rückgange, denn mächtige Kräfte arbeiteten auch im Osten an der Zerstörung der

alten Welt. Die fiskalische und zentralistische Politik der Regierung hatte sich in der schweren Not der Zeit nur noch gesteigert. Um ihrer Steuern sicher zu sein, hatte sie seit Konstantin dem Großen das Kolonat, die Fesselung der Landbevölkerung an den von ihr bebauten Boden, allmählich über das ganze Reich ausgedehnt. Unter Arcadius und Theodosius II. wurde es z. B. auch in Palästina eingeführt, in der Zeit Justinians I. häuften sich die darauf bezüglichen Erlasse. Dabei werden coloni liberi, persönlich freie Pächter, die aber nach 30 Jahren ihre Scholle nicht mehr verlassen durften, und coloni adscripticii, wirkliche Leibeigne, unterschieden. Wie das Gesetz den größten Teil der Bauernschaften an die Scholle und damit an den ererbten Beruf band, so fesselte es auch einen Teil der Gewerbetreibenden, die Münzknechte, Schwertfeger und Purpurfärber der kaiserlichen Fabriken, die Viehhändler, Kornschiffer und Bäcker in Konstantinopel, die Soldaten und die Kurialen unlöslich an ihren Stand. Die Unterthanen zerfielen also in eine Anzahl kastenartig geschiedener, erblicher Berufsklassen. Damit vollendete sich auch das Übergewicht des Großgrundbesitzes. Namentlich den Familien der Reichssenatoren gehörten ungeheure Herrschaften oft in mehreren Provinzen; die kaiserlichen Domänen, jetzt durch eingezogenes Tempelgut vergrößert, bedeckten weite Landstriche, nicht nur in Nordafrika (s. oben S. 73), sondern auch z. B. in Palästina, wo sämtliche fruchtbaren Ebenen des an sich dürren, steinigen Landes dazu gehörten, und auch die Besitzungen der Kirche nahmen rasch zu. Diese, wie die Latifundien der großen Herren wurden meist von Kolonen unter Leitung von Aufsehern bewirtschaftet; die Domänen waren dagegen verpachtet, oft in Erbpacht, so daß sich in vielen Provinzen ein ansehnlicher Stand von Domänenpächtern bildete. Dörfer freier Bauern fehlten z. B. in Syrien keineswegs, doch befanden sie sich entschieden in der Minderzahl, und der nicht selten geübte Brauch, die Reallasten solcher an Grundherren zu überweisen, änderte an der rechtlichen Stellung zunächst zwar nichts, führte aber doch oft zum Verlust der Freiheit. Freigüter waren natürlich auch die Soldatengüter (s. oben S. 122). Welchen Einfluß diese Zustände auf den Betrieb der Landwirtschaft ausgeübt haben, läßt sich schwer beurteilen. Aber im allgemeinen ist die Arbeit Unfreier oder Halbfreier stets geringwertiger als die freier Bauern, und der gesteigerte Steuerdruck mußte nicht nur den Mut und die Mittel zu Meliorationen nehmen, sondern er trieb unter Justinian I. viele Grundbesitzer und Kolonen dazu, ihr Land lieber unbebaut liegen zu lassen und auszuwandern.

Verwüstungen.

Auch die Städte waren meist verarmt. In Kleinasien hatten schon zur Zeit Theodosius' II. manche ihren Grundbesitz veräußern müssen, um nur die notwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, und die Einziehung der städtischen Einkünfte, die Justinian I. in Griechenland verfügte, beraubte die Gemeinden vollends der Mittel, um örtliche Kulturaufgaben zu lösen. Das Übel wäre noch viel schlimmer gewesen, wenn nicht die reichbegüterte Kirche einigermaßen in die Lücke eingetreten wäre. Zerstörende Naturereignisse kamen hinzu. Eine Reihe furchtbarer Erdbeben erschütterte im 5. und 6. Jahrhundert die Länder am östlichen Mittelmeere. So wurden 439 Kreta, 458 Thrakien, Jonien und die Kykladen, 480 Konstantinopel und die Inseln des Ägäischen Meeres, 494, 515, 516, 520 Rhodos verwüstet, 522 Epirus, der Peloponnes, Kleinasien und Syrien, wobei Antiochia furchtbar mitgenommen wurde, 551 wieder Syrien, Palästina, Mesopotamien, Arabien und Griechenland, wobei Paträ, Naupaktos, Korinth, Chäroneia und Koroneia teilweise der Zerstörung verfielen, 554 Konstantinopel, Nikomedia, Kyzikos, Kos und Berytos, 557 abermals Konstantinopel. Zu derselben Zeit raffte eine schreckliche Pest, die seit 541 das Reich durchzog,

Hunderttausende von Menschen hin. Und kaum minder schrecklich wüteten die Barbaren. Jeder Einfall der Slawen war mit umfangreichen Zerstörungen, grausamem Hinschlachten Wehrloser und massenhaftem Menschenraub begleitet, und als 578 die Avaren als Verbündete der Byzantiner in das Slawenland einbrachen, fanden sie dort Zehntausende gefangener Romäer vor. Nicht anders verfuhren die Perser in Kleinasien, z. B. im Jahre 609. Auch Räuberbanden, die sich teilweise wohl aus verarmten und verzweifelten Bauern bildeten, suchten das arme Land heim, wie Thrakien während des 6. und 7. Jahrhunderts. In Kleinasien waren die Isaurier eine stehende Landplage schon seit dem 3. Jahrhundert. Von ihren rauhen, schwer zugänglichen Gebirgen im westlichen Kilikien aus durchstreiften sie, beständig plündernd, weit und breit die Nachbarlandschaften und erwiesen sich so unüberwindlich, daß das Reich schließlich verzweifelte, sie zu unterwerfen, und sich seit dem 4. Jahrhundert damit begnügte, sie mit einem Truppenkordon einzuschließen. Erst im 5. Jahrhundert scheint es gelungen zu sein, ihre wilde Kraft in den Söldnerdienst des Reiches zu ziehen, und Kaiser Zeno war ihr Landsmann (s. S. 85, 89); aber als dessen Nachfolger Anastasius I. die isaurischen Truppen entließ und nach Hause schickte, empörten sie sich auf dem Marsche durch Phrygien und riefen ihre Landsleute zu Hilfe. Erst nach mehrjährigen blutigen Kämpfen gelang es dem „Skythen" Johannes, sie zu bezwingen (492—497). Scharen von ihnen wurden nach Thrakien übergesiedelt und der Gehorsam des Landes durch starke Forts und Besatzungen gesichert. Die kriegerische Tüchtigkeit des bezähmten Stammes blieb ungebrochen; sie stellten kaum zweihundert Jahre später dem Reiche eine seiner bedeutendsten Kaiserdynastien.

Entvölkerung und Verödung.

Die Zustände, die sich durch das alles in weiten Teilen des Reiches herausbildeten, haben während der neueren Zeit höchstens in den schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges ihresgleichen gefunden (s. Bd. VI, S. 267 ff.). Nur trafen damals jene Verwüstungen kein wohlhabendes und kräftiges, sondern ein längst alterndes Volkstum, und wurden um so schwerer empfunden. Schon als Theodosius II. im Jahre 443 Kleinasien bereiste, fand er in den Städten überall Armut und Verfall. Hundert Jahre später waren dort weit und breit Brücken, Straßen, Wasserleitungen Bäder, Festungsmauern, also selbst die notwendigsten Nutzbauten, vernachlässigt und zerfallen, die Flüsse hatten die nicht mehr unterhaltenen Schutzdämme durchbrochen, das angrenzende Land verschlemmt und versandet. In Nordafrika nennt schon Ammianus Marcellus das einst so blühende Kyrene eine „verödete" Stadt, und bald nach 400 lagen im Innern weit und breit Dörfer und Landhäuser in Ruinen, ihre Bewohner waren von den räuberischen Wüstenstämmen erschlagen, weggeschleppt oder verjagt, ihre Felder und Wohnstätten verschwanden unter dem Flugsande der Wüste. Das eigentliche Griechenland war mit wenigen Ausnahmen schon in der ersten Kaiserzeit ein verödendes und schwachbevölkertes Land gewesen. Von den antiken Gebäuden gingen überhaupt die am schnellsten zu Grunde, die keinem Bedürfnis des lebenden Geschlechts mehr entsprachen, also vor allem die Tempel und Theater. Für die Tempel wurde besonders der Befehl Theodosius' II. vom 13. November 426 verhängnisvoll, der sie zu zerstören befahl. Denn seitdem waren sie, obwohl das Edikt schwerlich buchstäblich durchgeführt wurde, doch im ganzen schutzlos, und auch wenn sie nicht mit einem Male niedergerissen wurden, was bei ihrem massiven Bau und ihrer oft sehr bedeutenden Größe eine ebenso kostspielige als mühselige Arbeit gewesen wäre, so geschah doch nichts, um sie in stand zu erhalten oder wiederherzustellen, sobald etwa eines der vielen Erdbeben sie umgeworfen hatte, und sie dienten unter allen Umständen als Steinbrüche für Neubauten, wie z. B. für die Sophienkirche in Kon-

stantinopel Säulen aus allen Gegenden rings um das Ägäische Meer verwendet wurden. Am größten war die Verwüstung natürlich an solchen Orten, die stets bewohnt blieben, weshalb z. B. vom alten Korinth so wenig übrig ist. Viel mehr pflegte sich dort zu erhalten, wo die Bewohnung ganz aufhörte. So stehen z. B. die gewaltigen Stadtmauern von Messene am Ithome fast unversehrt aufrecht, und der herrliche Tempel des Apollon in der malerischen Berg- und Waldwildnis von Phigalia in Arkadien ist noch heute wohlerhalten; auch der Tempel des Zeus in dem jetzt ganz unbewohnten Thale von Nemea liegt noch so, wie ihn ein Erdbeben umgestürzt hat, und sein weltberühmtes Heiligtum zu Olympia haben die Kalk- und Mergelmassen, die der Kladeos von den benachbarten Höhen geschwemmt hat, unter einer 4—6 m hohen schützenden Decke ungefähr in dem Zustande begraben, in den es von Erderschütterungen versetzt worden ist.

Olympia wurde 397 vermutlich von den Goten geplündert, die während des Winters ganz in der Nähe auf der Pholoë lagerten. Der Zeustempel brannte, wie es heißt, unter Theodosius II. aus, ist aber sicherlich erst durch ein Erdbeben, vermutlich das vom Juli 551, niedergeworfen worden, denn seine riesigen, über 2 m im Durchmesser haltenden Säulen liegen noch jetzt in Reih' und Glied nebeneinander, wie sie durch einen nahezu zentralen Erdstoß von der Basis gestürzt worden sind. Damals mögen auch die übrigen Bauten des heiligen Bezirkes der Zerstörung verfallen sein. Noch vorher, wahrscheinlich nach dem Gotensturm, war ein Kastell angelegt worden, das den Tempel mit einschloß und den Anwohnern Schutz gewähren sollte, und ein antikes Gebäude wurde in eine christliche Kirche verwandelt. Nach der Zerstörung noch baute sich eine arme ländliche Bevölkerung über den Ruinen ihre dürftigen Behausungen aus den Trümmern, die dann wohl erst vor den einbrechenden Slawen geflüchtet ist. Seitdem blieb die Stätte verödet, die Schutzmauern des Kladeos und des Alpheios verfielen, und Schwemmland bedeckte die Altis mit allen ihren Resten für 1200 Jahre (s. Bd. I, S. 496).

Wie weit wenigstens in vielen Teilen des Reiches die Entvölkerung ging, läßt sich nicht einmal schätzungsweise berechnen. Daß die Lücken ungeheuer waren, zeigen schon die Massenansiedelungen, die nicht selten von der Regierung vorgenommen wurden, und das Auftreten beträchtlicher slawischer Niederlassungen schon im 6. Jahrhundert südlich des Balkan. Bereits unter Justinian I. saßen Slawen bis an die Thore von Thessalonika und in Thrakien überall auf dem platten Lande, ja sogar um Larissa in Thessalien, wo sie durch ihre Raubzüge so lästig fielen, daß sich niemand vor die Thore wagte. Und wenn auch vielleicht die Nachricht, die Avaren hätten seit etwa 588 über ganz Griechenland geherrscht, ungenau oder mindestens übertrieben sein mag, die Slawisierung auch der südlichen Hälfte der Balkanhalbinsel schien doch im vollen Gange.

Wiederherstellungsarbeiten.

Allein die Lebenskraft dieser alten Kulturvölker war doch stärker als die Mächte der Zerstörung. Die politische Fähigkeit der Slawen ist niemals sehr groß gewesen, und das gewaltige Gerüst des römischen Reichsbaues, das im Westen unter den Schlägen der Germanen zusammenbrach, blieb im Osten aufrecht. Ohne dasselbe wäre damals die griechische Nationalität gerade so gut untergegangen, wie im Westen die römische unterging und sich in die romanische umsetzte. Da sich das staatliche Gefüge erhielt, so war es der Regierung immer wieder möglich, gestützt auf eine Finanzverwaltung, wie man sie im Westen gar nicht kannte, der bedrängten Bevölkerung beizuspringen und dem Verfalle entgegenzuarbeiten. Wahrhaft Großartiges hat in dieser Beziehung Justinian I. geleistet. Es gab in seinem großen Reiche keine Landschaft und keine bedeutendere Stadt, wo er nicht Kirchen und Paläste, Straßen und Brücken, Wasserleitungen und Bäder, Gasthäuser und Magazine oder Festungswerke wiederhergestellt oder neu erbaut hätte. Die Zahl seiner Marienkirchen allein, sagt Procop, sei so groß, daß man glauben könne, er habe nichts andres gebaut als solche. So

erhielten sich denn auch die alten Städte mit ganz geringen Ausnahmen durch alle Stürme hindurch, obwohl bei vielen der alte Mauerring zu weit wurde, die Bevölkerung also stark zurückging. In Griechenland z. B. verödeten allerdings unter andern Megalopolis und Messene, aber Sparta wurde noch in byzantinischer Zeit neubefestigt, Korinth blieb bedeutend als Hauptstadt der Provinz, Paträ ihr wichtigster Handelsplatz. Athen sank in Dunkelheit, aber es erhielt sich, wenngleich in verringertem Umfange, wohl ziemlich unverändert.

Nirgends hat sich die Umwandlung aus einer antik-heidnischen in eine byzantinisch-christliche Stadt schonender vollzogen als in Athen. Schon um 325 hatte die Stadt einen Bischof. Aber von ihren zahllosen Heiligtümern scheint nur der Asklepiostempel an der Südseite der Akropolis geradezu zerstört worden zu sein, um einer Kirche Platz zu machen (vor 485). Das noch heute fast unversehrt erhaltene sogenannte Theseion war, wie es scheint, schon im 4. Jahrhundert eine Kirche. In dem riesigen Tempel des olympischen Zeus mit seinen 132 kolossalen korinthischen Säulen entstand eine Johanniskapelle, und Styliten hausten gelegentlich auf einem der Kapitäle, 20 m über dem Erdboden. Die Hauptmasse des Baues ist jedenfalls durch Erdbeben eingestürzt worden bis auf sieben noch erhaltene Säulen. Auch sonst verwandelten sich die zahlreichen Heiligtümer rings um die Akropolis in Kapellen, auch der zierliche Niketempel an den Propyläen und diese selbst. Der herrliche Parthenon, aus dem wohl bald nach 429 das Standbild der Athene vielleicht nach Konstantinopel entfernt worden war, wurde mit großer Schonung zur Marienkirche eingerichtet und die Metropolitankirche der Landschaft, deren Bischof seinen Sitz auf der Burg des Perikles nahm. Daneben entstanden in und außerhalb der Stadt zahlreiche Kirchen ganz neu, allerdings meist aus antiken Baustücken und nicht selten auf der Stätte antiker Tempel, so die Klosterkirche von Daphne am Wege nach Eleusis auf der Stelle eines Apollotempels. Den Mauerring zog Justinian enger zusammen, und die Akropolis wurde wieder Festung. Daß Athen und Attika reichliche Hilfsquellen boten, ist gar nicht zweifelhaft, denn Kaiser Constans II. überwinterte hier 662/3 mit Heer und Flotte.

Sogar neue Städte entstanden, meist dann, wenn ältere Wohnsitze verlassen und mit neuen, eine größere Sicherheit gewährenden vertauscht wurden. So erwuchs an der Ostküste des Peloponnes auf steiler, fast unzugänglicher Felseninsel Monembasia (Malvasia), das schon unter Mauricius der Sitz eines Bischofs war und schnell zu einem wichtigen Hafenplatz wurde. Auch zeigen einzelne Provinzen in dieser Zeit einer scheinbar allgemeinen Zerstörung eine erstaunliche materielle und moralische Lebenskraft. Die Provinz Afrika, die doch unter den Vandalen schwer gelitten hatte, führte 610 mit ihrem Kriegsgeschwader und ihren Truppen ihren Kaiser Heraclius siegreich nach Konstantinopel, und mehr als hundert Jahre später (727) waren die Städte Ostgriechenlands und der Küstenlande stark und mutig genug, um sich gegen Leo III. zu empören und eine Flotte gegen die Hauptstadt zu senden.

So bewahrte das Byzantinische Reich den antiken Charakter einer wesentlich städtischen Kultur, vielleicht um so mehr, als das platte Land viel schwerer litt und stärker verödete als die festen Städte. Darin eben lag die Überlegenheit des Reiches gegenüber dem germanisch-romanischen Westen, wo mit der germanischen Herrschaft zunächst die ländliche Kultur die städtische überwältigte.

Verkehr. Als der einzige Kulturstaat im Umkreise des Mittelmeeres beherrschte Byzanz auch seinen Handel fast vollständig, denn noch nirgends war sonst das nötige Kapital wieder aufgehäuft, das die Völker befähigt hätte, thätigen Anteil daran zu gewinnen. Dabei kamen die Gebiete des Reiches ebenso wohl als Produktionsländer wie als Durchgangsländer in Betracht. Sie tauschten mit dem Westen und dem Norden deren Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des byzantinischen Gewerbes und die Früchte des Südens. Seitdem im Jahre 552 byzantinische Mönche die Seidenzucht nach ihrer Heimat verpflanzt hatten und diese besonders in Syrien und Konstantinopel zu hoher Blüte gelangt war, während auf der Einfuhr ausländischer Seide ein schwerer Zoll

lag, hatte das Reich den Persern ihr bisher darin behauptetes Handelsmonopol entwunden. Mit andern asiatischen Waren ging aber der Handel um so lebhafter. Chinesische Seide kam noch vielfach entweder auf dem Landwege durch Turkestan nach dem Kaspisee und dem Schwarzen Meere, das die Byzantiner völlig beherrschten, oder über Ceylon durch das Rote Meer nach Ägypten oder auch durch Persien nach den syrischen Häfen. Auf dem letzteren Wege bewegten sich auch die Gewürze und Droguen, das Elfenbein, die Perlen und die Edelsteine Indiens. Vom Roten Meere her hatten die Griechen diesen Handel ganz in ihrer Hand. Noch um 530 segelten griechische Kaufleute hinüber nach der Malabarküste, und auf demselben Wege ist das Christentum dorthin, ja bis nach Ceylon vorgedrungen. Dagegen beherrschten ihn auf der Straße durch den Persischen Golf noch lange die Chinesen, die damals Handelsfaktoreien nicht nur auf Java und Ceylon, sondern auch in Hira, dem zu jener Zeit bedeutendsten Stapelplatz des Euphratlandes, besaßen. In Alexandria fand der indische Verkehr, in Thessalonich der abendländische, in Cherson auf der Krim der nordische seinen Mittelpunkt, in Konstantinopel aber liefen alle die verschiedenen Fäden zusammen. Diese Überlegenheit des byzantinischen Kapitals knüpfte die romanischen Länder des Westens fester an das Reich als seine Staatskunst. So hat z. B. Venedig sein Abhängigkeitsverhältnis zu den byzantinischen Kaisern noch festgehalten, als es politisch längst auf eignen Füßen stehen konnte. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich auch, daß die byzantinische Goldmünze jahrhundertelang das herrschende Zahlungsmittel des Großverkehrs weit über die Grenzen des Reiches hinaus bis nach Spanien und Indien hin bildete. Fanden doch noch die Engländer im Schatze von Murschidabad im Jahre 1757 zahlreiche goldene „Byzantiner". Die Kaiser hielten allerdings auch streng auf den richtigen Feingehalt dieser Münze (etwa 12,7 Mark Goldwert). Daneben kursierte im Kleinverkehr natürlich Silber- und Kupfergeld, in Syrien z. B. so zahlreich, daß es selbst unter arabischer Herrschaft bis zum Jahre 696 völlig genügte. Doch wurde die Silbermünze in Zeiten der Not häufig einmal verschlechtert.

Sitte und Geselligkeit.

Größerer und begründeter Wohlstand, reicherer Verkehr, altüberlieferter Geschmack, umfassendere Bildung brachte auch die byzantinische Sitte und Geselligkeit zu einer höheren Entwickelung als damals sonst irgendwo. Freilich männlicher Stolz war selten in diesem despotischen Staatswesen, unterwürfiger Sinn, oft verbunden mit Heimtücke und Rachsucht, die nur der Gelegenheit harrte, das Gewöhnliche, und obwohl das Leben Besiegter mehr geschont wurde als in altrömischer Zeit, so erscheint doch noch schlimmer die fürchterliche Barbarei grausamer Verstümmelung und Blendung, die bei allen byzantinischen Katastrophen unfehlbar das Los der Unterlegenen ist. Aber dieselben Menschen, die dergleichen erlebten oder selber verhingen, waren doch Muster feinen Anstandes, und sehr merkwürdig ist die Rolle, die in der byzantinischen Gesellschaft den Frauen zufiel. In strenger Abgeschlossenheit erzogen, nahmen sie doch an dem geselligen Leben ihrer Gatten teil und verstanden es durch Bildung und Geist vortrefflich zu beleben. „Da mir diese gemütlichen Gesichter", sagt Gerbert von Reims, der spätere Papst Sylvester II., „diese sokratischen Unterhaltungen entgegenkamen, vergaß ich allen Kummer und mich schmerzte nicht mehr der Gedanke der Auswanderung." Kein Wunder, daß sich später deutsche Fürstensöhne, zuerst Otto II., ihre Frauen aus Byzanz holten. Auch auf dem Herrscherthrone der Heimat haben byzantinische Damen sich zu behaupten gewußt.




78 und 79. Münzen Theoderichs des Großen.
78 Silbermünze. 79 Goldmünze.
Nach den Originalen in den Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.

Die germanischen Staaten am Mittelmeer.

Das Ostgotische Reich in Italien.

Odoakers Herrschaft.

Unter sehr mißlichen Verhältnissen, von Ostrom als Usurpator betrachtet, von den Italiern als Barbar und Ketzer gehaßt, behauptete sich Odoaker dreizehn Jahre hindurch nicht unrühmlich. Die römischen Gesetze und Einrichtungen ließ er gelten, seinen Söldnern wies er nur den dritten Teil alles Grundbesitzes zu, in der Art, daß jeder von ihnen mit seiner Familie bei einem römischen Grundbesitzer (hospes) dauernd einquartiert wurde und von diesem das Drittel seines Besitzes zum Eigentum erhielt. Das entvölkerte Land gewann damit kräftige Arme zu seinem Anbau und seiner Verteidigung, aber der nationale Zusammenhang der Germanen inmitten einer anderssprachigen, feindlichen Bevölkerung ließ sich in dieser Art nicht lange bewahren. Nach außen hin schützte Odoaker die Grenzen kräftig. An der Donau zerstörte er die Herrschaft der Rugier, die sich im heutigen Niederösterreich nördlich des Stromes festgesetzt und die römischen Gemeinden der Provinz Ufer-Noricum erst gebrandschatzt, dann sich zinspflichtig gemacht hatten. Ihr König Feletheus und seine wilde Gemahlin Giso wurden als Gefangene nach Italien geführt, deren Sohn Friedrich flüchtete mit den Resten seines Volkes zu den Ostgoten (497/8). Trotzdem fühlte sich Odoaker nicht stark genug, die Donaugrenze zu behaupten, ordnete daher, wie einst Kaiser Aurelianus in Dacien (271), den Abzug der römischen Einwohner aus Ufer-Noricum an. Sicher haben damals die Wohlhabenderen die alte Heimat an der Donau verlassen, die längst aufgegebenen Grenzfestungen zerfielen, manche einst blühende Städte verödeten ganz, aber Reste der römischen Bevölkerung, Bauern und Hirten, blieben doch zurück, namentlich im heutigen Oberösterreich und Salzburg, wo ihre Nachkommen im 8. Jahrhundert wieder auftauchen. Wenige Jahre aber nach der Vernichtung des Rugierstaates an der Donau rückten dieselben Rugier mit den Ostgoten in Italien ein.

Die Ostgoten in Pannonien.

Nach dem Tode Attilas (453) hatten sich die Ostgoten in Pannonien angesiedelt und sich die neuen Sitze durch einen Vertrag mit Byzanz gesichert, indem sie diesem Waffenhilfe versprachen, dafür selbst Jahrgelder erhielten. Die Königskrone trug damals Walamer aus dem alten Hause der Amaler, doch beherrschten unter seiner Oberhoheit seine beiden Brüder Theodemer und Widimer gesonderte Landesteile. Nach Walamers Tode überkam Theodemer die Krone. Unzufrieden mit den wenig ergiebigen Wohnsitzen, friedlicher Arbeit entwöhnt und der fortgesetzten Bedrängnis durch die Nachbarn müde, verließen im Jahre 474 einige Gaue des Volkes unter Widimers Führung Pannonien und wanderten nach Gallien, wo sie mit den dortigen Westgoten verschmolzen.

Theoderich der Große.

Aus denselben Gründen führte Theodemer den größten Teil der Ostgoten über die Donau und südwärts nach Ober-Mösien (Serbien). Als er hier 474 oder 475 starb, erhob das Volk seinen damals etwa zwanzigjährigen Sohn Theoderich zum

König. Schon mit acht Jahren war der „feine Knabe" als Geisel an den Hof von Byzanz gekommen, hatte dort die Gunst Kaiser Leos gewonnen und in einem zehnjährigen Aufenthalt sich Bildung und Sprachen des Weltreiches angeeignet. Was er dort gelernt, sollte er jetzt in schwerer Zeit für sein Volk verwerten. Denn das Verhältnis zu Ostrom blieb durchaus unsicher, ja unter den Ostgoten selber fand er einen unbequemen Nebenbuhler in Theoderich dem „Schieler" (Strabo), der sich gelegentlich vom oströmischen Hofe gegen den Stammesgenossen brauchen ließ. So vergingen dem jungen König dreizehn Jahre in fortwährendem Wechsel von Krieg und Bündnis mit Ostrom. Einmal erhielt er die höchsten römischen Ehren, wurde Konsul (484) und durch eine Reiterstatue in Konstantinopel ausgezeichnet, dann wieder erschien er feindlich vor der Hauptstadt (486). Um so lieber ergriff Kaiser Zeno die Gelegenheit, die Goten nach Italien zu werfen und dort durch sie den Usurpator Odoaker zu vernichten oder mindestens sie selbst unschädlich zu machen.

Einwanderung der Ostgoten in Italien.

Im Namen des Kaisers, aber mit Zustimmung seines Volkes brach Theoderich im Jahre 488 mit allen waffenfähigen Männern und ihren Familien auf und führte sie, verstärkt durch rugische Scharen, unter mehrfachen Kämpfen mit Bulgaren, Sarmaten und Gepiden die Donau, dann die Save aufwärts. Den Winter über mußte der schwerfällige Zug rasten, erst im Jahre 489 überschritten die Goten den Karst und stiegen in die oberitalienische Tiefebene hinab. Hier am Isonzo in der Nähe von Aquileja schlugen sie Odoaker zum erstenmal vollständig (August), gewannen vier Wochen später einen zweiten blutigen Sieg bei Verona, der ihnen diese Stadt und Mailand in die Hände gab. Odoaker warf sich nach dem durch Sumpf und Wasser fast unbezwinglichen Ravenna, denn das offene Land glaubte er nicht mehr halten zu können, vollends als sein Feldherr Tufa zu den Goten übergetreten war. Da sich dieser dann jedoch wieder Odoaker anschloß, so wurde Theoderich sogar in Pavia eingeschlossen und nur durch die Hilfe der stammverwandten Westgoten gerettet. Eine dritte Schlacht an der Adda (August 490) warf Odoaker abermals nach Ravenna zurück, das nun Theoderich belagerte, während ihm die Italier überall als dem Abgesandten des Kaisers zufielen. Allein drei Jahre lang wehrte sich Ravenna mit zäher Tapferkeit; erst als die Eroberung Ariminums dem Gotenkönig auch eine Flotte in die Hand lieferte, ergab sich Odoaker (Februar 493) gegen Zusicherung seines Lebens, seiner Freiheit und seines Ranges. Wenige Tage später jedoch bei einem Gastmahle stieß Theoderich den Besiegten mit eigner Hand nieder, eine That schnöder Treulosigkeit, die nur der gewaltthätige Charakter der ganzen Zeit und die vielleicht nicht unbegründete Furcht vor Nachstellungen des andern erklärlich macht.

Theoderichs Stellung.

Nach Odoakers Fall riefen die Goten Theoderich zum König von Italien aus, und obwohl er sich selbst nach wie vor als Vasallen des Kaisers betrachtete, deshalb auch die Anerkennung von diesem erbat und nach mehreren Jahren auch erhielt, so war doch von einer wirklichen Abhängigkeit keine Rede. Gleichwohl blieb die Bewahrung eines guten Einvernehmens mit Byzanz eine Hauptaufgabe der ostgotischen Politik, denn die Verhältnisse in dem weiten Reiche, das im Norden und Nordosten bis an die Donau reichte, ganz Pannonien und Dalmatien umfaßte, waren durchaus künstlich und deshalb wenig haltbar.

Theoderichs innere Politik.

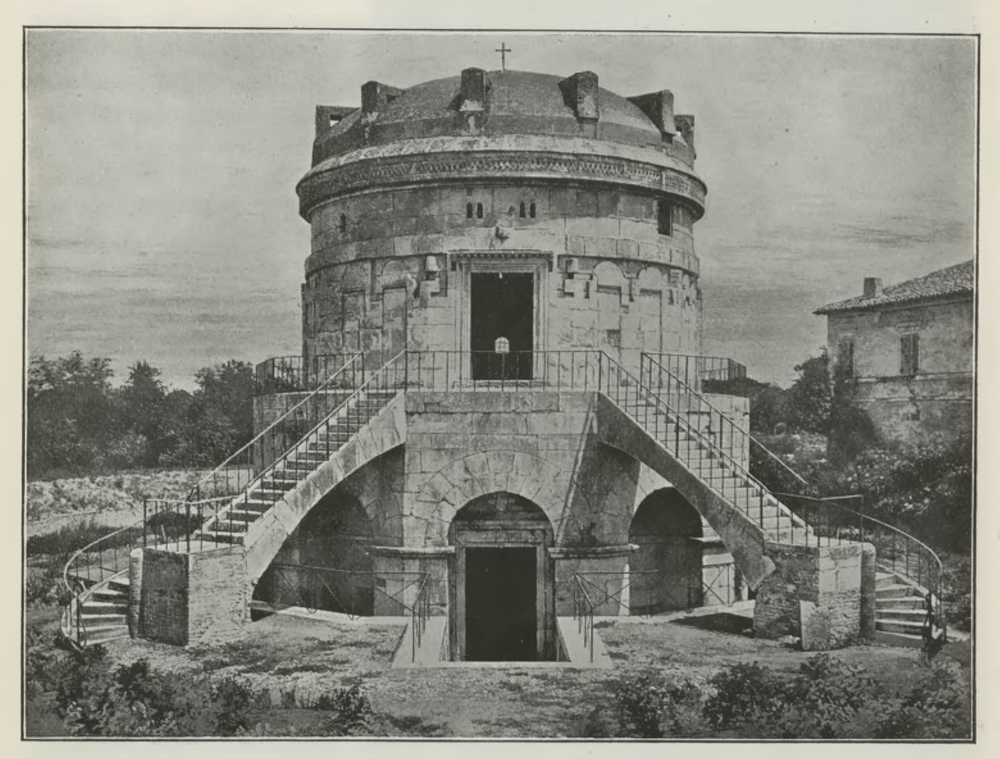
Theoderich war weder im stande, die an Zahl und Kultur weit überlegenen Italier in den Rahmen gotischer Gesetze und Sitten zu zwingen, die einer viel niedrigeren Kulturstufe entsprachen, noch Willens, sein germanisches Volk dem römischen Gesetze zu unterwerfen. Die Not drängte ihn also zu dem verwegenen Versuche, beide Völker nebeneinander als selbständige Hälften desselben Reiches zu bewahren.

Die römische Verfassung mit ihrem Reichssenat, mit ihrem Ämtersystem und ihrer Stadtverwaltung, ihrem Justiz- und Steuerwesen blieb vollkommen bestehen. Römische Männer, wie Cassiodorus, gehörten zu den bevorzugten Beratern des Königs, in römischen Händen blieb auch der bei weitem erheblichste Teil des Großgrundbesitzes, blieben die Kirchenämter, und damit ein gewaltiger Einfluß. Den Goten wurden zunächst die Grundstücke der gefallenen oder vertriebenen Söldner Odoakers zugewiesen, wobei sie sich fast nur im Norden und Osten Italiens, so gut wie gar nicht im Süden und auf den Inseln ansiedelten. Es wurde also von jedem römischen verfügbaren Fundus (Grundstück) ein Dritteil einer gotischen Familie zugeteilt, aber diese gotischen Familien, die in der Ämilia oder in Ligurien u. s. w. unter die Römer zerstreut angesiedelt wurden, gehörten je zu einer gotischen Geschlechtergruppe, zu einem Bezirk, so daß unter den Goten in jeder Provinz die alten Wirkungen der Sippe und des Bezirksverbandes fortbestehen, sie sich also als ein kleines Ganzes fühlen konnten. Nicht ein römisches Heer ohne inneren Zusammenhang, sondern ein Volk waren die Goten Theoderichs, eine eigne Nation; aus ihnen wurde das Heer gebildet, in sehr vielen Stücken behielten sie ihre Institutionen, besonders im Privat-, Familien- und Personenrecht, und wurden nach gotischem Recht von gotischen Grafen gerichtet und regiert. Allein im Staatsrecht und im Staatsleben war eine große Veränderung vorgegangen. Denn unmerklich wirkte die römische Auffassung des Staats auf die Behandlung der Goten hinüber. Die alte Volksfreiheit ist im italischen Reiche, unter Theoderich wenigstens, so gut wie verschwunden. Der König allein hat die Fülle aller Staatsgewalt, die allgemeine Volksversammlung ist wegen der Zerstreuung der Goten über das ganze Reich faktisch schon nicht mehr herzustellen. Ihre Stelle hat jetzt das Palatium, die aula regis, eingenommen, wo sich die römischen und gotischen Großen um den König, als seine Umgebung und zur Beratung, seiner Aufträge gewärtig, versammeln. Und ganz wie ein unumschränkter Herrscher erscheint Theoderich in den Verordnungen aus Cassiodors Feder. „Größerer Segen wird den Völkern durch den Anblick als durch Geschenke des Königs. Denn beinahe einem Toten gleicht, wen sein Herr nicht kennt, und ohne alle Ehre lebt, wen seines Königs Auge nicht behütet.“ Der König übt über beide Völker seines Reiches in gleich unbeschränkter Weise alle Rechte der Staatsgewalt nach dem Maße der römischen Kaiser, als deren Nachfolger er den Römern gegenüber auftritt, deren edelsten er nachstrebt. Er sagt einmal: „Man erkenne unsre Friedensordnung, unbotmäßige Sitten sollen unter unsrer Herrschaft die Hoffnung aufgeben. Niemand erhebe sich zum Aufruhr, niemand nehme die Zuflucht zur Gewalt. Taucht ein Rechtsstreit auf, so begnügt euch mit der Quelle eures heimischen Rechts, denn es ist ein Wahnsinn, in einer Friedenszeit gewaltthätigen Entschlüssen nachzuhängen.“ Wiederholt rühmt er von seinen Goten, daß sie als Beschirmer dieser Grundlage der Gesittung zwischen Römern und Barbaren stehen. „Soweit haben wir unsre Goten herangebildet, daß sie sowohl mit den Waffen vertraut, als von der Rechtsliebe geleitet sind. Das ist es, was die übrigen Barbarenvölker nicht haben, das ist's, wodurch ihr einzig dasteht, daß ihr kampfrüstig seid und doch nach den Gesetzen mit den Römern lebt.“ Daher wurden auch die gotischen Grundbesitzer z. B. gegen alle germanischen Rechtsbegriffe und nicht ohne heftigen Widerstand der römischen Grundsteuer unterworfen. Echt deutsch dagegen war es wieder, wenn der König in Ravenna einen großen Schatz ansammelte, aus dem seine Tochter Amalasuntha später außer vielen Kostbarkeiten 40000 Pfund Gold entnehmen konnte.

Kirchenpolitik.

Wie Theoderich auf staatlichem Gebiete beiden Nationalitäten volle Gleichberechtigung zu wahren versuchte, so auch den Konfessionen, den Arianern, Katholiken und Juden. Grundsätzliche Duldsamkeit gegenüber allen Bekenntnissen leitete ihn also,

aber ebenso hielt er das Oberaufsichtsrecht des Staates fest. Er beklagte wohl, daß die Juden sich vom Christenglauben abwendeten; aber er verlangte, daß seine Gerichte sie wie die Christen mit gleichem Maße messen sollten, weil der Staat den Glauben nicht bestimmen könne oder danach die Beurteilung streitigen Rechts erfolgen lassen dürfe. Und es blieb nicht bei Worten. Als z. B. der Pöbel in Ravenna die jüdische Synagoge zerstört und mehrere Häuser geplündert hatte, verfügte der König eine strenge Untersuchung der Vorgänge, und da sich die Urheber des Skandals verborgen oder versteckt hielten, so verurteilte er die Gemeinde zum Schadenersatz. Darüber gab es nun ein lautes Zetergeschrei unter den Katholiken, und die meisten weigerten sich zu bezahlen, während die Priester von den Kanzeln herab gegen den ketzerischen



80. **Das Grabmal des Theoderich in seiner jetzigen Gestalt.**
Der obere Rundbau war ursprünglich von einer zierlichen Säulengalerie umgeben; die Treppen sind erst späteren Ursprungs.

König eiferten. Dieser ließ sich aber dadurch keineswegs irre machen, sondern verfügte, daß die seinem Befehle Ungehorsamen durch den Büttel die Gassen der Stadt entlang gepeitscht werden sollten.

Besonders schwierig war natürlich das Verhältnis des ketzerischen Königs zu der römisch-katholischen Kirche. Er behandelte sie mit der äußersten Schonung, ließ ihr also ihren ganzen Besitz und den Bischöfen das bisher schon geübte bedeutsame Recht schiedsrichterlicher Beilegung von Streitigkeiten und gestattete die freie Wahl der Bischöfe von Rom durch Klerus, Senat und Volk, so bei Gelasius I. 492 und Anastasius 496. Erst als zwischen dem Kandidaten der byzantinischen Partei Laurentius und dem von der Mehrheit gewählten Symmachus heftige Streitigkeiten ausbrachen, griff er ein und erkannte Symmachus an. Auf die Anklage seiner Gegner zog er diesen dann vor sein Königsgericht, und da der Bischof behauptete, er unter-

stehe nicht der Gerichtsbarkeit des Königs, so ließ Theoderich eine Synode nach Rom berufen (Ostern 501), die nun zwar die Anklagen gegen Symmachus schließlich „dem Gerichte Gottes“ überließ, aber Symmachus „nach den Befehlen des Königs“ wieder in den Besitz der ihm entrissenen Kirchen setzte, also dessen Aufsichtsrecht über die Kirche anerkannte.

Im Besitz einer wenig beschränkten Macht hat Theoderich über das verwüstete und verarmte Italien eine dreißigjährige Periode verhältnismäßigen Gedeihens heraufgeführt. Die wirtschaftliche Arbeit verblieb im ganzen den Italiern, der Schutz des Landes nach außen war Aufgabe der Goten.

Kriegswesen.

Nur die gotischen Grundbesitzer waren dienstpflichtig, selten ließ man Italier zu. Im übrigen machte sich Theoderich natürlich die bessere Bewaffnung und Ausrüstung der Römer für die Goten zu nutze, denn es gab noch große, ursprünglich römische Magazine und Arsenale. Ständige Besatzungen lagen in den Kastellen und in den Schanzen der Grenzpässe wie in den wichtigeren Städten aller Länder, die Befestigungen an der Durance wie an der Etsch und auf Sizilien wurden verstärkt und mit Vorräten wohl versorgt.

81. Innenansicht der Kirche San Vitale zu Ravenna.

Wirtschaftspolitik.

Überhaupt zeichnet sich Theoderichs ganze Verwaltung durch Besonnenheit und Planmäßigkeit aus. Er ließ an der Trockenlegung der Pontinischen und Umbrischen Sümpfe arbeiten, und so sehr hob sich der Getreidebau unter seiner festen Herrschaft, daß Italien wieder sich selbst ernähren und sogar Getreide ausführen konnte, was es seit Jahrhunderten nicht mehr vermocht hatte. Freilich für die Verproviantierung der Hauptstädte Rom, Ravenna und Mailand mußte nach wie vor die Regierung sorgen. Für den Handel werden durch Ausbesserung der Straßen und Brücken, durch Herabsetzung der Hafenzölle und Erbauung von Seeschiffen, die dann an Private überlassen wurden, gesorgt.

Bauten.

Rühmenswert erscheint besonders Theoderichs Bemühung für die Erhaltung der zahllosen Bauten des Altertums. In Rom und anderwärts geschah das Mögliche dafür, und strenge Verbote ergingen gegen die zerstörende Verwendung antiker Reste als Material zu Neubauten. An solchen fehlte es gleichwohl nicht. In Ravenna erbaute sich der König einen stattlichen Palast, von dem ein Teil noch aufrecht steht,

daneben die prächtige Hofkirche Sant' Apollinare nuovo (504 geweiht). Später entstand hier sein mächtiges Grabmal, dann die großartige Kuppelkirche San Vitale (seit 526) und in der Vorstadt die Basilika Sant' Apollinare (534 begonnen), alle strahlend in Gold und Mosaiken, noch jetzt redende Zeugen der gotischen Herrschaft. In Verona, wo Theoderich so oft weilte, daß die Heldensage ihn davon Dietrich von Bern nannte, errichtete er ebenfalls einen Palast und Bäder. Die Kunst, die dabei hervortritt, erscheint freilich von der einen Seite nur als ein verringertes Erbe des klassischen Altertums, anderseits aber doch schon als eine neue Richtung, die eine spätere Entwickelung vorbereitet.



82. Innenansicht der Basilika Sant' Apollinare nuovo.

Anders mit der kärglichen Litteratur. Sie ist nur der letzte schwache Abglanz der antiken, ohne selbständigen Wert und für die Zukunft nur dadurch wichtig, daß sie die antike Form bewahrte und die antiken Überlieferungen in die Gestalt brachte, die sie dem Mittelalter genießbar und verständlich machte. So sind die geistlichen und weltlichen Gedichte des Ennodius fast nur Versübungen, wertvoller einzelne seiner Lobreden und Lebensbeschreibungen. Im übrigen entstanden damals nur Kompendien, welche den überreichen Wissensstoff kurz zusammenfaßten und so zu Lehrbüchern für das Mittelalter wurden. So schrieb Anicius Boethius (480—526) fünf Bücher über die Musik und gab in seiner Schrift „Trost der Philosophie“ (de consolatione philosophiae), die er im Kerker verfaßte, eine Sittenlehre, in der sich Christliches mit Litteratur.

neuplatonischer Philosophie vermischte. Aurelius Cassiodorus Senator (477—570) hat nicht bloß, allen Wechsel der Zeiten mit durchlebend, Odoaker, Theoderich, Amalasuntha und Vitiges als Staatsmann gedient, sondern auch schriftstellerisch den antiken Wissensstoff für seine Zeit bearbeitet, immer von dem Gesichtspunkte geleitet, Römisches und Gotisches zu verschmelzen. Nirgends tritt das edle Streben Theoderichs, das dieser Römer vollkommen würdigte und teilte, heller hervor, als in seinen Variae, einer großen Sammlung von Erlassen und Verordnungen des Königs. In seinen „Institutiones" strebte er dann theologische und weltliche Wissenschaft zu verbinden, in seiner „Historia tripartita" gab er nach griechischen Vorlagen eine Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte. Sein wichtigstes Werk „Geschichte der Goten" ist uns zwar leider nur in dem Auszuge des Jordanis erhalten, läßt aber auch in diesem seinen Gesichtspunkt deutlich hervortreten. Um die Goten den Römern näher zu bringen, sucht er jene dadurch in ein höheres Altertum hinaufzurücken, daß er sie ganz unhistorisch von den thrakischen Geten ableitet und überall ihre Beziehungen zu den römischen Kaisern besonders betont. Es waren gutgemeinte Bemühungen, die der vermittelnden Politik Theoderichs entsprachen.

Auswärtige Politik.

Vermittelnd, ausgleichend, erhaltend, deshalb im wesentlichen friedlich ist das Bestreben des Königs auch in den auswärtigen Verhältnissen. Die wenigen Kämpfe, die zur äußeren Sicherheit des neuen Reiches notwendig waren, so der Feldzug gegen die räuberischen Bulgaren, wurden an den Grenzen geführt und erweiterten die ostgotische Herrschaft durch die unteren Donauländer. Diese Eroberung der Donauprovinzen hatte bei dem Kaiser Anastasius Besorgnis erregt. Die aus diesem Anlaß nach jenen Gebieten vorgerückten kaiserlichen Truppen sprengte Theoderich jedoch rasch auseinander. Um diesen Schimpf zu rächen, sandte Anastasius seine Flotten nach Italien und ließ nach Weise der Barbaren Kalabrien und Apulien verheeren. Doch auch hier blieb Theoderich Sieger; mittels der von ihm mit größter Raschheit ausgerüsteten Flotille gelang es ihm, Byzanz zum Frieden zu zwingen und eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken (507). Um den Frieden mit den germanischen Stämmen und unter ihnen das Gleichgewicht zu sichern, knüpfte er mit den meisten Fürsten Bande der Verwandtschaft an, so mit dem Burgunderfürsten Sigmund, dem Westgotenkönig Alarich II., dem Vandalenfürsten Thrasimund, mit Hermanfried, dem Fürsten der Thüringer und mit dem mächtigen Frankenkönige Chlodwig, dessen Schwester Audefleda er als Gemahlin heimführte. Da das Fränkische Reich trotzdem übermächtig zu werden drohte, so nahm Theoderich die Gaue der Alamannen, die sich nach der Niederlage vom Jahre 496 der fränkischen Herrschaft nicht fügen wollten (s. weiter unten), in seinen Schutz und wies ihnen Wohnsitze im heutigen Graubünden an. Als dann der westgotische König Alarich II., der Schwiegersohn Theoderichs, in der Schlacht bei Vouglé im Jahre 507 gefallen war und die Franken dessen Land erobert hatten, schützte der Ostgotenkönig seinen Enkel Amalarich, Alarichs hinterlassenen jungen Sohn von Theodegotho, und setzte den Fortschritten der Franken ein Ziel, so daß die septimanische Provinz, das Land zwischen den Pyrenäen und der Garonne, dem Westgotischen Reiche verblieb, das Theoderich nun im Namen seines unmündigen Enkels regierte und vom Statthalter Theudes verwalten ließ. Er selbst behielt die heutige Provence, um die Franken von den Grenzen Italiens fern zu halten und jederzeit in Gallien eingreifen zu können (509).

Innere Schwierigkeiten.

Allein Theoderichs Herrschaft wurde trotz aller Weisheit, Kraft und Milde ein erschütterndes Beispiel dafür, daß auch die größten Herrschergaben die Unnatur der Lage nicht zu überwinden vermögen. Die Italier sahen in ihm doch nur den Ketzer

und Usurpator, in seinem Volke Barbaren, und die Goten konnten sich der höheren Kultur nicht fügen, da sie sonst auf ihre Nationalität hätten verzichten müssen. Und eben gegen das Ende seiner Regierung mußte der große Fürst selbst noch die Erfahrung machen, daß alle seine Arbeit vergeblich sei.

Seit 523 begann die oströmische Regierung den Arianismus in ihren Provinzen systematisch zu unterdrücken (s. oben S. 122). Das konnte das Vorspiel eines Angriffs auf die arianischen Germanenreiche des Westens sein, jedenfalls mußte es die Stimmung der Bekenntnisse auch in Italien verbittern, die ostgotische Herrschaft gefährden. Theoderich sandte deshalb den Bischof Johannes I. von Rom trotz seines Widerstrebens nach Konstantinopel, um dort Vorstellungen zu machen. Als der Bischof nichts Wesentliches ausrichtete, ließ der greise König ihn, verbittert, wie er sein mochte, ins Gefängnis werfen, wo Johannes im Mai 526 starb. Daran schloß sich eine andre Katastrophe, welche die Lage grell beleuchtete. Theoderich hatte nämlich längst schon wahrgenommen, daß die römischen Großen einen geheimen, jedoch äußerst lebhaften Verkehr mit dem Hofe von Konstantinopel unterhielten. Unter mehreren verdächtig Gewordenen wurde nun auch der Senator Albinus namhaft gemacht. Der König ordnete die gerichtliche Untersuchung an, und des Angeklagten Freund Boethius übernahm die Verteidigung. In seinem Eifer ließ dieser dabei die unvorsichtige Äußerung fallen, daß, falls Albinus schuldig sei, nicht bloß er, Boethius, sondern auch der ganze Senat dessen Schuld teile. Theoderich nahm dies für ein offenes Geständnis; die Untersuchung wurde nun auch auf Boethius ausgedehnt, und es kamen unzweideutige Beweise der Schuld zum Vorschein. Der Senat verurteilte nun die beiden Angeklagten als Hochverräter zum Tode, und die Hinrichtung wurde vollstreckt. Darüber ergrimmte des Boethius Schwiegervater Symmachus so sehr, daß er in seine Klagen über den Tod seines Verwandten Drohungen gegen Theoderich mischte, was auch seine Verurteilung und Hinrichtung zur Folge hatte. Unter den Eindrücken dieser erschütternden Erfahrungen verschied Theoderich im August 526 zu Ravenna. Wenige Jahre nachher stießen die Gegensätze, die er vergeblich zu versöhnen versucht hatte, in vernichtendem Kampfe aufeinander.



83. Boethius.
Reliefdarstellung auf einem Diptychon.

Das Ende des Vandalenreiches.

Lage des Vandalenreiches.

Rascher als in Italien brach die Herrschaft der Germanen im heißen Afrika zusammen. Die Vandalen hatten bei ihrer Ansiedelung unter Geiserich (gestorben 477) eine buntgemischte Bevölkerung angetroffen (s. S. 73 f.). Unter solchen Verhältnissen sollten sie ihr Reich begründen und behaupten. Zwar den Fehler der Ostgoten, den Volksgenossen weithin zersplittert mitten unter den Römern Land anzuweisen, hatten sie vermieden, indem sie ein geschlossenes Gebiet von großen Landgütern in der Nähe der Hauptstadt Karthago für sich allein einnahmen, von diesem die römischen Grundbesitzer ganz vertrieben und den Römern und Mauren nur die ferneren Provinzen überließen; aber es war ihnen ebensowenig wie den Ostgoten möglich gewesen, die römische Verwaltung wie die an Zahl und Kultur unendlich überlegene einheimische Bevölkerung zu entbehren. Sie hatten also das ganze System der Ämter- und der Gemeindeverwaltung bestehen lassen, nur daß jetzt der König der Vandalen an Stelle des römischen Kaisers getreten war. Vollends auf die reiche und trefflich organisierte katholische Kirche mit ihren Hunderten von Bischöfen und ihren großartigen Überlieferungen vermochten sie weder wirklichen Einfluß zu gewinnen, noch ihr die Verbindung mit Rom und Byzanz abzuschneiden. So war es äußerst unwahrscheinlich, daß dies Reich eines schwachen, vereinzelten germanischen Stammes langen Bestand haben würde, zumal da den Vandalen das beste Erbteil ihrer Vorfahren, die kriegerische Tüchtigkeit, unter der heißen Sonne und in der südlichen Kultur dieser üppigsten aller römischen Provinzen bald verloren ging. Die rauhen Krieger aus der Oderebene verwandelten sich in einen stolzen Grundadel, der in herrlichen Villen inmitten prachtvoller Parkanlagen lebte. Noch erschienen sie stattlich auf feurigen Rossen, wenn sie auf die Jagd ritten, aber sie wußten auch Gesang und Tanz im Theater zu bewundern und die schweren Weine wie die schönen Weiber des Südens zu würdigen. Doch verhängnisvoller als das Sinken ihrer militärischen Kraft ist ihnen die Feindschaft ihrer römischen Unterthanen geworden, die der fanatische Religionseifer ihrer arianischen Könige unversöhnlich machte.

Thronstreit und Katholikenverfolgung.

Nach Geiserichs Bestimmung sollte, wie bei den Mauren, nicht notwendig der älteste Sohn, sondern der älteste Vertreter des Königsgeschlechts der Asdinge die Krone tragen (Senioratserbfolge). Der König mochte gehofft haben, dadurch Thronstreitigkeiten und vormundschaftlichen Regierungen vorzubeugen. Aber schon sein nächster Nachfolger, sein ältester Sohn, der wilde Hunnerich (477—484), wollte die Krone seinem Sohne Hilderich zuwenden und ließ deshalb alle andern besser berechtigten Verwandten gewaltsam aus dem Wege räumen. Zugleich begann er eine rücksichtslose Verfolgung der Katholiken. Sie wurden nicht nur für unfähig zu allen Ämtern erklärt, sondern auch mit Einziehung ihrer Güter bestraft und in Masse in die Verbannung geschickt, so allein im Jahre 483 gegen 4000 Bischöfe, Priester und Laien. Neue Maßregeln folgten bald. Als ein Religionsgespräch zu Karthago (Februar 484) wie natürlich zu keiner Versöhnung geführt hatte, verfügte ein königliches Edikt die Schließung sämtlicher katholischen Kirchen im ganzen Reiche an einem Tage und die Anwendung der byzantinischen Gesetze gegen die Arianer auf die Katholiken, d. h. das Verbot, neue Kirchen zu errichten, zu taufen, Priester zu ordinieren, Erbschaften anzutreten, Ämter zu bekleiden u. a., alles bei schweren Geld- und Leibesstrafen. Doch war bis zum 1. Juni Frist für den Übertritt zum Arianismus gegeben. Als dann die Bischöfe den Treueid für Hilderich und die Verzichtleistung auf den Verkehr mit Rom und Konstantinopel verweigerten, wurden sie mit der Verbannung bestraft; der Bischof Lätus von Leptis wurde sogar verbrannt. Byzantinische Vermittelungsversuche blieben ganz vergeblich.

Doch machte Hunnerichs Tod am 17. Dezember 484 der Verfolgung ein Ende, denn sein Nachfolger, sein Neffe Gunthamund (484—496), hob die Edikte auf und rief die Verbannten zurück, zum Teil aus politischen Rücksichten, denn im Süden griffen die Mauren immer weiter um sich, ja ihre flüchtigen Reiterscharen drangen bis in die Nähe Karthagos vor. Auch Thrasamund (496—523), Gunthamunds ältester Bruder, schön, geistvoll und gebildet, der Schwager Theoderichs durch die Vermählung mit dessen Schwester Amalafrida, behandelte, obwohl ein eifriger Arianer, die Katholiken milder, suchte mehr durch Bevorzugung der Arianer, als durch direkte Verfolgung auf sie zu wirken. Doch verbannte er ihren Führer, den Bischof Eugenius von Karthago, und im Jahre 508 noch 120 andre Bischöfe, als sie gegen das Verbot neue Bischöfe gewählt hatten. Gegen die Mauren focht er unglücklicher als je einer seiner Vorgänger. Der Unsicherheit seiner Herrschaft sich bewußt, suchte er deshalb Anlehnung ans Ostgotische Reich und bewahrte auch ein leidliches Verhältnis zu Byzanz. — Erst nach seinem Tode kam Hunnerichs Sohn, Hilderich (523—527), auf den Thron. Gegen sein Versprechen rief er alle verbannten Katholiken zurück und begünstigte sie überhaupt so, daß man ihn selbst für einen heimlichen Anhänger dieses Bekenntnisses hielt. Wie er hier die Politik seiner Vorfahren verließ, ohne doch dadurch die tief erbitterten Römer zu gewinnen, so führte er auch thörichterweise

Die letzten Vandalenkönige.



84. Münze des Vandalenkönigs Gunthamund.



85. Münze des Vandalenkönigs Thrasamund.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

den Bruch mit den Ostgoten herbei, indem er Thrasamunds Witwe Amalafrida wegen angeblicher hochverräterischer Umtriebe auf der Flucht zu den Mauren gefangen nehmen und im Gefängnis sterben, ihre treuen gotischen Begleiter aber töten ließ. Mit Justinian I. dagegen suchte er ein möglichst enges Verhältnis anzubahnen. Durch alles dies aber erregte er die tiefste Verstimmung der Vandalen. Nach einem glänzenden Siege über die Mauren — der feige König selbst war dem Kampfe fern geblieben — ließ sich Gelimer, ein Urenkel Geiserichs, „der erste Held der Vandalen", zum König ausrufen und Hilderich gefangen setzen (527).

Aufbruch Belisars

Doch eben dies führte den längst drohenden Zusammenstoß mit Byzanz herbei. Kaiser Justinian betrachtete Gelimer als Usurpator, und da Verhandlungen vergeblich blieben, so ließ er seinen besten Feldherrn Belisar nach dem Frieden mit den Persern (531) im Juni 533 mit einem kleinen, aber trefflich gerüsteten Heere von 11000 Mann und 5000 Reitern, die berittene Leibgarde ungerechnet, auf 500 Transportschiffen, die von 91 Dromonen gedeckt wurden, von Konstantinopel aus in See gehen. Er drückte dem ganzen Kriege mit voller Absicht den Charakter eines Kreuzzuges auf: der Patriarch von Konstantinopel segnete die Flotte, ehe sie auslief.

Landung und Einnahme von Karthago.

Jetzt zeigte sich sofort der schwache Zusammenhalt des Vandalischen Reiches. Tripolis wurde von Prudentius übergeben, auf Sardinien empörte sich der Statthalter, der Gote Goda, und stellte sich direkt unter den Kaiser; vor allem aber fand Belisar auf Sizilien alle Unterstützung bei den Ostgoten, ohne die sein Unternehmen kaum gelungen wäre. Zunächst nämlich erfuhr hier Belisars Geheimsekretär Procopius (s. oben S. 140), daß die ganze vandalische Flotte, 120 Segel, unter Tzazon, Gelimers Bruder, zur Unterwerfung Sardiniens abgegangen sei, und erkundete

zugleich den geeigneten Landungsplatz, Kap Vadia südlich von Karthago. Hier setzte wirklich Belisar sein Heer ungehindert ans Land und ging dann auf der Küstenstraße, von der Flotte gedeckt, gegen die Hauptstadt vor. So kam er, von den Landesbewohnern überall als Befreier, nicht als Feind empfangen, ihr bis auf wenige Tagemärsche nahe. Da stürzte sich am zehnten Meilensteine (ad decimum) von Karthago Gelimer in so gewaltigem Anprall auf den Feind, daß er ihn beinahe ins Meer geworfen hätte, allein der Fall seines Bruders Ammata erschütterte den Vandalenkönig, er verlor den günstigen Augenblick, wurde doch geschlagen und zog sich eilfertig, das unzuverlässige Karthago preisgebend, nach Numidien zurück. Am 15. September rückte der kaiserliche Feldherr in der jubelnden Hauptstadt ein. Hilderich freilich, für dessen Recht er angeblich die Waffen ergriffen hatte, fand er nicht mehr am Leben, denn Gelimer hatte ihn und seine Anhänger hinrichten lassen.

Die Entscheidung und Gelimers Übergabe

Noch aber war mit der Einnahme von Karthago der Untergang des Vandalenreiches nicht besiegelt. Gelimers Bruder Tzazon, der auf Sardinien die Empörung siegreich gedämpft hatte, eilte von dort herüber, um Belisars Siegeslauf zu hemmen. Vereinigt stellten sich die beiden Brüder zur letzten Entscheidungsschlacht den Römern entgegen; auch diesmal waren die Vandalen an Zahl weit überlegen, allein das Feldherrntalent Belisars und die Tapferkeit seiner Garde trugen bei Trikameron, südwestlich von Karthago (Dezember 533), den Sieg davon. Tzazon selber fiel, Gelimer rettete sich in ein unzugängliches Felsennest des Pappuagebirges an der Nordgrenze Numidiens. Hier schloß ihn Belisars Feldherr Pharas, ein Heruler, ein, so daß an Entkommen nicht zu denken war und die Belagerten bald die bitterste Not litten. Trotzdem hielten sie aus, nur bat Gelimer einstmals in einer ihm eigentümlichen, den Römern unverständlichen, echt germanischen Weichheit der Stimmung den feindlichen Führer um einen Schwamm, seine Augen zu trocknen, ein Brot, das er lange nicht mehr genossen habe, und eine Harfe, sein Leid zu besingen. Dieselbe Weichheit der Empfindung brachte ihn endlich auch zur Übergabe. Eines Tages sah er, wie sein junger Neffe neben einem Maurenknaben vor einem glühenden Aschenhaufen saß, beide gierigen Blickes wartend, bis ein Maiskuchen darin fertig gebacken sei; endlich griff der hungrige Prinz zu und steckte das halbgare, heiße Gebäck in den Mund, der andre aber riß es ihm wieder heraus, um es selber zu verschlingen. Diese Not der Kinder brach des Königs Herz, er überlieferte sich und die Seinen dem Pharas. Mit dem gellen Lachen der Verzweiflung erschien er vor Belisar. Die Byzantiner hielten ihn für einen Narren, denn sie verstanden die Stimmung des Germanen nicht. Mit seinem hohen Gefangenen schiffte sich etwa im Mai 534 Belisar nach Konstantinopel ein. Der Kaiser bewilligte ihm die außergewöhnliche Ehre eines glänzenden Triumphes, den der König und der reiche Kronschatz der Vandalen schmücken mußten, darunter die jüdischen Tempelgeräte aus Jerusalem, die Titus einst nach Rom, Geiserich nach Karthago entführt hatte (s. S. 84). Jetzt ließ sie Justinian wieder an Ort und Stelle bringen. „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel“: diese Worte Salomos sprach Gelimer vor sich hin, als er zwischen gaffendem Volke durch die Straßen der Hauptstadt schritt. In Galatien wies ihm der Kaiser Güter an, gab ihm aber nicht den versprochenen Titel Patricius, denn dem Germanen war sein arianischer Glaube nicht feil.



86. Münze Gelimers, des letzten Vandalenkönigs.
(k. k. Münz- und Antikenkabinett in Wien.)

Nordafrika als oströmische Provinz.

Schon Belisar hatte den Anfang dazu gemacht, Afrika als römische Provinz zu reorganisieren. Ein Aufstand unbotmäßiger Söldner, maurischer Häuptlinge und versprengter Vandalen wurde rasch niedergeworfen. Die Vandalen selbst verschwanden spurlos. Manche glauben sie neuerdings in den Urbewohnern der Kanarischen Inseln,

den Guanchen (sprich Gwandschen, s. Bd. V, S. 36), wiedergefunden zu haben. Ebenso rasch gelang die Besetzung Sardiniens, Corsicas und der Balearen. Mit kräftiger Hand schützte der Statthalter Johannes die Provinz gegen die Einfälle der Mauren. Freilich konnte er nicht verhindern, daß diese den westlichen Teil des Landes fast völlig beherrschten und schon ganze Striche des Innern der Verödung überlieferten, da die Bewohner vor ihnen flüchteten. Ansteckende Seuchen, wie die vom Jahre 542, räumten noch mehr unter der Bevölkerung auf. Aber eben weil sie sich solchen Bedrängnissen gegenüber hilflos fühlten, schlossen sich die römischen Provinzialen, obwohl das byzantinische Steuersystem hart genug drückte, eifrig an die byzantinische Regierung an und behaupteten ein gewisses Maß von Wohlstand und Kultur; ja aus ihrer Mitte ging später die letzte Dynastie römischen Ursprungs hervor, die auf den Thron von Konstantinopel gelangte (s. oben S. 135).

Der Untergang des Ostgotischen Reiches.

Ein ähnlicher Vorgang wie die Absetzung Hilderichs durch Gelimer gab die Veranlassung zum Kriege mit dem Ostgotenreiche. Hier führte **Amalasuntha**, die Tochter des großen Theoderich, die mit Eutharich, einem Edlen aus dem Geschlechte der Amaler, vermählt gewesen und mit 28 Jahren Witwe geworden war, als Vormünderin ihres Sohnes **Athalarich** die Herrschaft. Der weise Cassiodorus stand ihr mit seinem Rate zur Seite. Die Erziehung des jungen Athalarich erfolgte im Geiste seines edlen Großvaters, und die kluge und schöne Amalasuntha beabsichtigte, ihn nicht nur zu einem tüchtigen Kriegsfürsten, sondern auch zu einem Manne zu erziehen, der die gesamte Bildung seiner Zeit in sich vereinige. Das war jedoch von der wilden gotischen Natur Athalarichs zu viel gefordert. Er lehnte sich gegen diese Erziehungsweise auf, ließ die Gelehrsamkeit beiseite und ergab sich den Freuden der Jagd, dem Weine und jugendlichen Ausschweifungen. Leider wurde der Jüngling durch ungebärdige Männer seiner Umgebung in seinem Thun unterstützt. Infolge seines zügellosen Lebens ereilte ihn schon im sechzehnten Jahre der Tod. Amalasuntha hätte nun die Herrschaft niederlegen müssen, da sie nur als Vormünderin ihres Sohnes das Regiment führte. Allein durch Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, suchte sie sich gegen Gesetz und Willen der Goten auf dem Throne zu behaupten. Zu diesem Zwecke bot sie ihrem Vetter **Theodahat**, dem letzten Sprößling der Amaler, einem habgierigen und unfähigen Manne, die Hand unter der Bedingung, daß er sich mit dem Königstitel begnüge und keine Ansprüche erhebe, selbst die Gewalt auszuüben. Theodahat aber, gleichfalls von Ehrgeiz und Herrschsucht beseelt, ließ sein Weib wenige Wochen nach seiner Vermählung auf eine kleine Insel des Volsinischen Sees bringen, wo sie vielleicht mit seinem Wissen von einigen vornehmen Goten, welche die Hinrichtung ihrer Verwandten an ihr zu rächen hatten, getötet wurde.

Innere Krisis bei den Ostgoten.

Dieser Frevel gab Justinian die willkommene Veranlassung, das Gotenreich mit Krieg zu überziehen. Sein Feldherr **Mundus** rückte in Dalmatien ein und eroberte Salona, während **Belisar** von Afrika her im Sommer 536 auf Sizilien erschien. Der feige, wankelmütige Theodahat begann darauf mit Justinian zu verhandeln und bewilligte dem Abgesandten desselben, Petrus, einen Vertrag, worin er die Abtretung Siziliens und die Unterwerfung unter die Oberhoheit des Kaisers versprach. Da er jedoch fürchtete, der Kaiser möchte sich damit nicht begnügen, so verstand er sich in einem zweiten Abkommen zum Verzicht auf die Krone gegen Zusicherung eines kolossalen Grundbesitzes in Toscana, allerdings unter der einfältigen Bedingung, daß Petrus seinem Herrn den zweiten Vertrag erst dann vorlege, wenn dieser den ersten verwerfen sollte. Natürlich that das Justinian; als aber Petrus die Ausführung desselben

Theodahats Sturz und Vitiges' Erhebung.

forderte, weigerte sie Theodahat, denn inzwischen hatten die Goten in Dalmatien einen Sieg über die Kaiserlichen erfochten und Salona zurückerobert. Justinian wiederholte daher den Befehl an Belisar, in Italien einzurücken. Bei seiner Landung fand Belisar an der Küste von Unteritalien geringen Widerstand; denn die meisten Städte öffneten dem wegen seiner Menschenfreundlichkeit allerwärts beliebten und selbst von den Feinden hochverehrten Helden bereitwillig ihre Thore. Nur Neapel widerstand aufs tapferste. Endlich drangen die Byzantiner durch eine Wasserleitung in die Stadt und plünderten sie zum abschreckenden Beispiele schonungslos. Dieser Verlust kostete dem unfähigen Theodahat Krone und Leben. Denn die Goten, die ihm den Fall der Stadt schuld gaben, weil er nichts zum Entsatze Neapels gethan, vielmehr sich hinter den Mauern Roms versteckt hatte, entsannen sich jetzt ihres alten Rechtes freier Königswahl und entboten die Versammlung des waffenfähigen Volkes nach der weiten Ebene von Regeta an den Pontinischen Sümpfen. Hier erhoben sie unter dem Klirren der Waffen und dem Schmettern der Trompeten den tapferen Vitiges auf den Schild und begrüßten ihn mit hallendem Zuruf als König der Goten und der Römer. Theodahat versuchte sich durch die Flucht nach Ravenna zu retten; allein ein Gote, den er einst beleidigt hatte, nahm diese Gelegenheit wahr, sich zu rächen. Er verfolgte den Fliehenden, ereilte ihn, noch ehe er das Thor erreichen konnte, warf ihn zu Boden und schlachtete den unmännlich Jammernden gleich einem Opfertiere ab.

Belisar in Rom.

Vitiges fand die Lage der Dinge so mißlich, daß er beschloß, sich zuvörderst nur auf einen Verteidigungskrieg einzulassen, um Zeit zu gewinnen, unterdessen alle seine Streitkräfte zu sammeln und zu ordnen. Er ging zu diesem Zwecke nach Ravenna und zwang hier Mataswintha, die letzte Tochter des Amalungenstammes, sich mit ihm zu vermählen. Rom hatte er der Obhut von 4000 Goten unter dem kriegskundigen Leuderis anvertraut. Dem Angriffe des heranrückenden Belisar hätte dieser vielleicht widerstehen können, aber gegen den Verrat war er nicht gewaffnet. Die der ostgotischen Herrschaft überdrüssigen Römer öffneten den Byzantinern die Thore. So zog Belisar 9. Dezember 536 durch das Asinarische Thor (jetzt Porta S. Giovanni am Lateran, im Südosten) in Rom ein, während Leuderis sich beeilte, seine Streitkräfte dem Heere des Vitiges zuzuführen. Belisar nahm darauf ganz Mittelitalien ohne Widerstand in Besitz, vereinigte aber seine Kräfte in Rom, wo er alle Vorbereitungen zu hartnäckiger Gegenwehr traf.

Die Goten gegen Rom.

Inzwischen gewann Vitiges durch Abtretung der Provence das Versprechen fränkischer Hilfe und führte dann sein Heer in der Stärke von 150000 Mann gegen Rom. Eben war Belisar zu einer Rekognoszierung ausgerückt, als er vor dem Salarischen Thore überraschend auf den Vortrab der heranziehenden Goten stieß (Anfang März 537). Es kam zu einem heftigen Reitergefecht, bei dem die persönliche Tapferkeit des Helden im vollsten Glanze strahlte. Alle Pfeile der Goten richteten sich nach dem Fuchs, den der Feldherr ritt, und als dieser trotzdem unverletzt blieb, kamen sie bis auf Speereslänge an die Byzantiner heran, die unerschüttert, um den Anführer geschart, den Angriff erwarteten. Eine Zeitlang standen sich beide Parteien betroffen gegenüber; es schien, als fände keine den Mut, die Ruhe dieses eindrucksvollen Augenblicks zu stören. Endlich stürzte sich Belisar auf den feindlichen Fahnenträger und streckte den aus fünfzehn Wunden Blutenden tot zu Boden. Dieser Fall erfüllte die Goten mit solchem Schrecken, daß sie zurückwichen.

Einschließung und Sturm auf Rom.

Die Goten umgaben nun Rom mit sieben verschanzten Lagern und bereiteten emsig alles zu einem großen Sturme vor. Eine Anzahl hölzerner Streittürme wurde erbaut; von Ochsen gezogen sollten sie an die Mauern herangeführt werden und den Angreifern den Weg auf die Mauer bahnen. So rückten am neunzehnten Morgen der

Belagerung die Goten heran, voraus die Streittürme, hinter ihnen die dichten Massen ihres Fußvolkes, mit Sturmleitern versehen. Aber Belisar, der sich auf dem Salarischen Thore befand, der ungeschickten Anstalten und der Besorgnis der Seinigen lachend, ließ die Ochsen niederschießen, die Türme standen still, und nur mit den Sturmleitern griffen die Goten die hochragenden Mauern an. Allerorten tobte der grimmigste Kampf stundenlang, besonders im Norden am Salarischen und im Osten am Pränestinischen Thore (Porta San Lorenzo), jenseit des Tiber am Grabmale des Hadrian, der späteren Engelsburg. Diesem näherten sich die Goten ungesehen, gedeckt durch Häuser und einen Säulengang; dann plötzlich hervorbrechend überschütteten sie die Verteidiger mit einem Regen von Pfeilen und legten die Leitern an. Da zertrümmerten die Griechen in der Verzweiflung die Bildsäulen, die den oberen Umgang des Grabmals schmückten, warfen die Stücke auf die Stürmenden herab, und unter einem Hagel von Steintrümmern wurden die Goten zerschmettert. Am Abend war der Sturm an allen Thoren abgeschlagen. 30000 Mann an Toten allein sollen die Goten auf dem Platze gelassen haben. Seitdem begnügten sie sich im wesentlichen mit der Einschließung, wobei es natürlich zahlreiche Gefechte gab, und harrten in der öden Campagna aus, trotz Sonnenhitze und ansteckenden Krankheiten. Aber auch Belisar hatte große Schwierigkeiten zu überwinden. Die lange Dauer der Belagerung mußte zuletzt Mangel an Lebensmitteln hervorrufen, und hochverräterische Umtriebe unzufriedener Römer drohten seine Anstrengungen zu vereiteln. Allein er entdeckte das Komplott noch zur rechten Zeit, und da nun inzwischen auch bedeutende Verstärkungen an Truppen und Proviant in Italien anlangten, die durch Belisars Gattin Antonia sowie Procopius selbst herbeigeholt worden waren, so fand es Vitiges nach einem letzten erfolglosen Überrumpelungsversuche für geraten, sein Lager abzubrennen und die Belagerung aufzuheben (März 538), nachdem sie ein Jahr und neun Tage gewährt hatte.

Kämpfe in Ober- und Mittelitalien.

Dies war unvermeidlich geworden, nachdem Belisar **Ostia**, die Hafenstadt von Rom, eingenommen und sich dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln zur See gesichert hatte. Außerdem gelang es auch mehreren von Belisar entsendeten Abteilungen, weitere wichtige Plätze Oberitaliens, namentlich **Ariminum** (Rimini), zu erobern, so daß Vitiges seine Hauptstadt Ravenna in Gefahr erblickte. Ihm mußte die Wiedereroberung von Ariminum wichtiger erscheinen, als die Einnahme Roms. Als er eben dorthin aufbrechen wollte, sah er sich genötigt, sein Heer zu schwächen und seinen Neffen **Uraias** nach Mailand abzusenden, das sich empört hatte, und dessen schnelle Unterwerfung wichtig genug war. Doch Mailand widerstand hartnäckig; auch Ariminum hielt sich unter dem tapferen und geschickten **Johannes**, und Belisar rückte bereits zum Entsatze der Stadt heran, von neuen Verstärkungen unter **Narses** unterstützt. Dieser, ein Perser von Geburt, Eunuch (Verschnittener) des Palastes und kaiserlicher Hausschatzmeister, besaß das Vertrauen Justinians und zeitweilig auch die Gunst Theodoras. Daß in dem kleinen schwächlichen Körper des Halbmannes eine so starke Kriegerseele wohnte, hatte bis zu seiner ersten Sendung nach Italien niemand geahnt, und er war sogar anfangs von seinen Soldaten verspottet worden. Bald aber hatte er sich bei dem Heere in solches Ansehen zu setzen gewußt, daß die tapfersten Krieger vor seinem drohenden Blicke zitterten und, wie man erzählt, ein herulischer Anführer sich lieber niederhauen ließ, als daß er unter Narses' Augen die Flucht ergriffen hätte, indem er sagte: der Tod fei leichter zu ertragen als der furchtbare Blick des Narses. Nun hob Vitiges die Belagerung Ariminums auf und zog sich nach Ravenna zurück, um diese wichtige Stadt in Verteidigungsstand zu setzen; allein **Uraias** gewann inzwischen hinlänglich Zeit, das belagerte Mailand so zu bedrängen, daß es

sich endlich (539) den Stürmenden ergeben mußte. Die Rache des Uraias war grimmig; die Männer wurden getötet, die Weiber nach Burgund in die Sklaverei geschickt. Geschreckt ergaben sich darauf die abgefallenen Städte Liguriens.

Anderseits eroberte Belisar Auximum und Fäsulä und belagerte nun Vitiges in Ravenna. Eben im Begriffe miteinander um den Siegespreis zu ringen, sahen sich beide, die Belagerer und der Belagerte, völlig unerwartet von einem empfindlichen Zwischenfall betroffen.

Eingreifen der Franken.

Sowohl von den Goten als von den Griechen war die Hilfe der mächtigen Franken angerufen worden. Da geschah es, daß, als eine von Belisar abgesandte Heeresabteilung dem Uraias am rechten Ufer des Po bei Pavia gegenüber stand, der fränkische König Theodebert von Austrasien mit 100000 Streitern am andern Ufer des Flusses erschien, um diesen zu überschreiten. Da jeder der beiden Feldherren glaubte, in dem Frankenkönig einen Freund sehen zu dürfen, so hinderte ihn keiner daran, über den Fluß zu setzen. Als der Übergang bewerkstelligt war, belehrte der Angriff der Franken sowohl Griechen als Goten, daß sie es mit einem gemeinschaftlichen Feinde zu thun hatten. Anstatt sich nun gegen diesen zu vereinigen, ordneten beide Führer den eiligen Rückzug an und gaben so den beutegierigen und treulosen Franken das schöne Oberitalien preis. Diese betrieben die Verheerung des Landes mit einer solchen Gier, daß sich bald in ihrem eignen Heere der Mangel fühlbar machte. Infolgedessen brach eine Seuche aus, die den größten Teil der fränkischen Haufen vernichtete und den wilden Theodebert zwang, über die Alpen zurückzukehren.

87. Münzen mit dem Bildnis des Königs Theodebert.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Übergabe von Ravenna; Vitiges gefangen.

Inzwischen hatte Belisar vergeblich versucht, das feste Ravenna zur Übergabe zu nötigen, indem er es eng einschloß. Ein Unfall oder Verrat kam ihm dabei zu Hilfe: die gotischen Getreidespeicher gingen in Flammen auf, vielleicht auf Anstiftung der Königin Mataswintha, die den Untergang ihres verhaßten, ihr aufgezwungenen Gatten wollte. Schon glaubten die Byzantiner sich dem Ziele nahe, doch Vitiges hatte mit dem Perserkönige Chosroes I. Unterhandlungen angeknüpft, um ihn zu einem Einfalle in das byzantinische Gebiet zu veranlassen, während er zugleich dem Kaiser mit Umgehung Belisars Friedensanträge machen ließ. Und wirklich schloß Justinian, von den Persern geschreckt, mit Vitiges einen Vertrag ab über die Teilung der italischen Herrschaft zwischen ihnen beiden, so daß den Goten nur das Land nördlich des Po bleiben sollte. Doch Belisar, der den Sieg in Händen hatte, nahm diesen Vertrag nicht an und fuhr fort, Ravenna zu bestürmen. Nun boten die Goten mit Vitiges' Zustimmung dem von ihnen hoch geachteten Belisar die Krone von Italien an. Der Feldherr, den der Ehrgeiz wohl hätte veranlassen können, ein solches Anerbieten anzunehmen, dachte nur daran, es zum Vorteile seines Gebieters zu benutzen, indem er in dessen Interesse sogar die Forderungen der Ehre überhörte und sich selbst zu einer Hinterlist herbeiließ, die allerdings eines echten Helden unwürdig erscheint. Er ging auf das ehrliche Anerbieten der Ostgoten scheinbar ein, ließ sich die Thore öffnen (Ende 539) und zog in die Stadt ein; aber er war kaum in deren Besitze, als er sich des vertrauenden Vitiges und seiner Goten sowie des Schatzes bemächtigte, und Stadt und Land im Namen des Kaisers für byzantinisches Gebiet erklärte. Mit Staunen und Beschämung blickten die Goten auf die kleinen unscheinbaren Sieger. Procopius berichtet: „Die Goten waren an Zahl und Körperkraft ihren Überwindern weit überlegen; auch spieen ihnen ihre eignen

Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten.“ Der tapfere Vitiges mußte nebst vielen vornehmen Goten bei Belisars Abberufung diesem nach Konstantinopel folgen, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, den Rang eines Senators und Patricius erhielt, aber schon nach zwei Jahren starb.

Belisar gegen die Perser.

Schon jetzt hätte sich Belisar in der Lage gesehen, dem Ostgotischen Reiche ein Ende zu machen, wenn er nicht von Justinian abberufen worden wäre, um den Orient gegen die Perser zu verteidigen. Belisar gehorchte dem Rufe und eilte, nach kurzer Rast in Konstantinopel, den Persern (540) entgegen (s. S. 131). Er würde ihre Macht vielleicht gänzlich in ihre alten Schranken zurückgedrängt haben, wenn er nicht unter der niedrigen Eifersucht am Hofe schwer zu leiden gehabt hätte. Schließlich ward er, infolge einer freimütigen Äußerung und unter dem Vorwande, daß man seiner in Italien bedürfe, nach Konstantinopel zurückberufen. Mit einem kleinen, armseligen Gefolge langte der Besieger der Vandalen und Goten zum größten Erstaunen der Bewohner der Hauptstadt an; denn sein Einzug glich eher der Einbringung eines Gefangenen als der Rückkehr eines Siegers. Bei seinem Eintritte in den Palast wurde der Held von dem Kaiserpaare mit schneidender Kälte und unverkennbaren Zeichen der Ungnade empfangen und gleich darauf wieder entlassen.

Totila erobert Italien wieder.

Inzwischen hatten sich die Goten ermannt. Nachdem sie in der Wahl von Ildibald (540—541) und Erarich, eines Rugiers (541), zu Königen nicht glücklich gewesen und deshalb die beiden rasch hintereinander ermordet hatten, war die dritte Wahl um so erfolgreicher. Der von ihnen erkorene Heldenjüngling Totila (541—552), Ildibalds Neffe, damals Befehlshaber von Treviso, war der Krone in jeder Beziehung würdig; seine Kühnheit und Tapferkeit erinnerten an die schönsten Zeiten gotischen Heldentums. Mit nicht mehr als 5000 Kriegern zog er von Pavia aus, um das verlorene Italien wieder zu erobern. Begünstigt von der Abneigung der Italier gegen die byzantinische Herrschaft, die das erschöpfte Land mit drückenden Steuern belastete, bemächtigte sich Totila binnen zwei Jahren fast ganz Mittel- und Süditaliens, mit Ausnahme weniger Plätze, wie Ravenna, Florenz und Rom, und lagerte sich dann vor Neapel. Die Stadt leistete tapferen Widerstand, öffnete aber, nachdem die von Justinian ihr zu Hilfe gesandten Truppen und Lebensmittel von Totila aufgefangen worden waren, schließlich die Thore (543).

Kämpfe um Rom.

In dieser Not rief Justinian Belisar zur Rettung auf. Mit geringen Streitkräften gelangte dieser von Salona aus, wo er sein Heer gesammelt hatte, zur See über Pola nach Ravenna (544). Eben hatte Totila Spoleto genommen und Rom eingeschlossen. Belisar besetzte nun die Hafenstadt Portus und versuchte, aber vergeblich, eine Getreideflotte den Tiberstrom aufwärts nach Rom zu bringen. Dort herrschte inzwischen die schrecklichste Hungersnot, die der habgierige byzantinische Kommandant Bessas nur noch vergrößerte, indem er die schwindenden Vorräte nm Wucherpreise der darbenden Bevölkerung verkaufte. Endlich verrieten einige isaurische Söldner, der Anstrengungen müde, den Goten das Asinarische Thor, und bei Nacht drang Totila in die Stadt (547). Edelmütig befahl er Leben und Freiheit der Besiegten zu schonen, nur dem zusammengeschmolzenen Senate warf er in harten Worten seinen Abfall von der milden Gotenherrschaft vor. Dann ließ er die Mauern der verödeten Stadt an mehreren Stellen niederwerfen, wies die Bewohner aus, führte die Senatoren als Geiseln mit sich fort und lagerte sich am nahen Albanergebirge. Während er aber dann nach Lukanien zog, nahm Belisar Rom ohne Schwertstreich wieder ein, ließ es aufs neue befestigen und verteidigte es glücklich gegen einen neuen Angriff der Goten (548). Im übrigen fehlten ihm die Mittel, um den Krieg zur Entscheidung zu bringen. Vergeblich versuchte er den Fortschritten des Gotenkönigs in Lukanien zu steuern, er mußte nach Sizilien zurück-

weichen, und als ein Landungsversuch bei Kroton mißglückte, verlangte er seine Abberufung, die ihm 549 gewährt wurde.

Darauf fiel Rom wieder in die Hände der Goten. Totila suchte auch diesmal die bürgerliche Ordnung wiederherzustellen, ja er sorgte sogar für die Erheiterung des bedrückten Volkes, indem er die Rennspiele im Zirkus wieder eröffnete. Auch die meisten andern Städte fielen in die Gewalt des Gotenfürsten, nur Ravenna, Ancona und einige andre Plätze behaupteten sich, und Totilas inzwischen erbaute Flotte beherrschte nicht nur die Küsten Italiens und die Inseln, sondern sie setzte sogar nach Griechenland über, siegte an der dalmatinischen Küste und verheerte die griechische. Auch Sizilien fiel bis auf Messina den Goten wieder in die Hände.

Narses und Totila.

Trotz alledem sträubte sich Justinians Stolz gegen die Annahme der Friedensvorschläge, die ihm der siegreiche Gotenkönig machen ließ. Er sandte Narses nach Italien und gewährte ihm die verlangte genügende Ausrüstung für den Feldzug. An der Spitze eines ausgesuchten Heeres von Langobarden, Herulern, Rugiern, Hunnen und Persern brach Narses von Salona aus im Jahre 551 auf und rückte auf dem Landwege durch das Venezianische vor. Umsonst sperrte ihm Teja die weiter aufwärts gelegenen bequemen Poübergänge, der oströmische Feldherr gelangte auf dem schwierigeren, durch zahlreiche Flüsse gekreuzten Küstenwege glücklich nach Ravenna. Da er wußte, daß sich bei der Erschöpfung des kaiserlichen Schatzes auf weitere Hilfsmittel nicht rechnen ließ, so trachtete er danach, schnell eine Entscheidung herbeizuführen, womöglich durch eine einzige Schlacht. Totilas Wünsche stimmten damit überein, und so trafen sich die beiden Heere bei Taginä am Ostabhange der Apenninen, wo ein heißes Ringen entbrannte. Nachdem vom Mittag bis zum Abend gekämpft war, ergriffen die Goten die Flucht, und Totila selbst empfing die Todeswunde. An ihr verschied er auf der Flucht. Diesem rasch erkämpften Erfolge schloß sich die Einnahme Roms an, das — jetzt schon zum fünftenmal während dieses Krieges den Herrn wechselnd — im ersten Anlaufe fiel.

Teja und das Ende des Ostgotenreiches.

Unterdes hatte sich das noch übrig gebliebene Häuflein der geschlagenen Goten nach Pavia geworfen, alle Landsleute der Nachbarschaft zusammenberufen und einen Mann zum Könige erwählt, der für den besten ihrer Nation galt, den Helden Teja. Mit ihm endigt die Reihe der ostgotischen Könige, freilich schon nach sechsmonatlichem Schalten, aber fast ebenso würdig, wie der große Theoderich sie begonnen hatte. Freilich nahm nun der Krieg den Charakter eines schonungslosen Vertilgungskampfes an. In Pavia ließ Teja die dorthin gesandten römischen Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern der italischen Städte töten, 300 an der Zahl. Dasselbe Schicksal erlitten alle Patrizier und Senatoren, die den Goten sonst in die Hände fielen. Während dann Narses Aligern, den Bruder des Königs, in Cumä belagerte, wo sich der Schatz der Goten befand, brachte Teja diesem nach geschickten, wohlgelungenen Märschen Hilfe, indem er am Fuße des Vesuvs eine durch seine Flotte gedeckte Stellung einnahm und von dort aus die Griechen zwei Monate lang unter unaufhörlichen Beunruhigungen im Schach hielt, ohne es zu einer Schlacht kommen zu lassen. Endlich gelang es dem Narses, den Führer der ostgotischen Flotte durch Bestechung dahin zu vermögen, das Heer des Teja mit Lieferung von Lebensmitteln im Stiche zu lassen. Die Goten mußten sich nun weiter ins Land hinein ziehen bis nach dem Lactarischen Berge, wo es Narses gelang, sie von allen Seiten einzuschließen (552). Jetzt blieb den Goten keine andre Wahl, als sich gefangen zu geben oder durchzuschlagen. Tejas Heldenseele entschied sich für das letztere, und seine Goten riefen ihm Beifall zu. In geschlossener Ordnung, ihren König an der Spitze, rückten sie dem Feinde entgegen. Teja selbst kämpfte wie ein Held des Altertums. Von seinem Schilde gedeckt,

schleuderte er Speer auf Speer in die Feinde, und war sein Schild von feindlichen Geschossen durchbohrt, so reichte ihm sein Waffenträger einen andern. Da war wieder sein Schild von zwölf hineingeschleuderten Wurfgeschossen so schwer geworden, daß ihn die Last hinderte. Indem er nach einem andern Schilde rief und sich umwandte, den seinigen zu wechseln, durchbohrte ihm ein gut gezielter Speer die Brust, so daß der Held tot zu Boden stürzte. Noch wehrten sich die Goten auch den nächsten Tag über mit dem Mute der Verzweiflung, dann unterhandelten sie, vor Hunger und Durst kampfunfähig geworden, mit Narses um freien Abzug aus Italien, indem sie versprachen, sich jenseit der Alpen Wohnsitze zu suchen. Der Abzug wurde gewährt; aber nur noch 1000 streitbare Männer zählten die Goten, als sie aus dem Lager zogen.

Trotzdem riefen die Goten in Oberitalien noch einmal die fränkische Hilfe an, und wirklich erschienen mit Erlaubnis des jungen Königs Theudibald die Herzöge Leutharis und Butilin mit 70000 Mann. Narses ließ darauf eine Heeresabteilung vor Cumä, er selbst besetzte die toscanischen Städte bis auf Lucca, das drei Monate lang ihm hartnäckig widerstand, und sandte den Heruler Vulkari zur Deckung der Polinie ab. Dieser wurde jedoch bei Parma völlig geschlagen, so daß Narses Winterquartiere im festen Ravenna nahm (553/54). Währenddem übergab zwar Aligern Cumä, die Franken aber drangen ungehindert bis nach Unteritalien vor, Leutharis östlich, Butilin westlich des Apennin. Im Sommer 554 wollte dann der erstere mit seiner reichen Beute nach der Heimat abziehen, indes ging sein ganzes Heer im Venezianischen durch Fieber und Seuchen zu Grunde. Butilin aber erlag in mörderischer Schlacht der überlegenen Kriegskunst des Narses bei Capua. Nur fünf seiner Leute sollen entronnen sein, die übrigen deckten das Schlachtfeld. Narses begab sich nach Rom, dessen Bewohnern er zum letztenmal das Schauspiel eines Triumphzuges, verherrlicht durch die Waffen und Schätze der Goten, Franken und Alamannen, gewährte. Die letzten 7000 Goten ergaben sich (555) nach tapferer Verteidigung eines Bergschlosses in Samnium und wurden nach Konstantinopel weggeführt.

Die letzten Kämpfe.

Das Reich der Ostgoten war vernichtet; der verwegene Versuch, im Herzen der römischen Welt einen germanischen Staat aufzurichten, war mißlungen. Nichts ist von dieser Herrschaft eines hochbegabten Stammes in Italien übrig geblieben als einige Bauten in Ravenna. Aber die Sage, vielleicht besonders gepflegt von gotischen Volksresten, die in den Tiroler Alpen Zuflucht gefunden hatten, hat das Andenken treu bewahrt; als „Dietrich von Bern“ wurde der große Theoderich der Mittelpunkt des deutschen Heldensanges, und in den Liedern von der „Rabenschlacht“ klang die Kunde von seinen Kämpfen gegen Odoaker um Ravenna.

Untergang der Ostgoten.

Das schrecklich verödete und entvölkerte Italien wurde fortan von einem byzantinischen Exarchen in Ravenna regiert als eine Provinz des byzantinischen Reiches. Der erste war Narses. Ein Edikt Justinians, die „Pragmatische Sanktion“, vom 13. August 554 regelte die Verhältnisse, indem es alle Erlasse Amalasunthas und Theodahats, nicht aber die des Totila und Teja bestätigte und auch dem römischen Senat sowie dem Bischof von Rom gewisse Befugnisse zuwies. Aber Italien, durch Erdbeben und Überschwemmungen, Seuchen und Stürme noch mehrmals heimgesucht, erholte sich nicht unter der harten byzantinischen Herrschaft. Narses selbst wurde auf die Klagen der Römer hin im Jahre 567 von Justinians Nachfolger, Justin II., seiner Statthalterschaft entsetzt und starb kurz nachher in Rom. Die Sage berichtet, er habe sich dadurch an Byzanz gerächt, daß er den Langobardenkönig Alboin aufgefordert habe, nach Italien zu kommen.

Das Exarchat Italien.

Die Anfänge des Langobardischen Reiches.

Kämpfe und Wanderungen der Langobarden.

Der Stamm der Langobarden war ursprünglich an der Unterelbe seßhaft, östlich von den Chauken und Cheruskern in der Landschaft um Bardowick und Lüneburg, die noch vom 8.—11. Jahrhundert als der Bardengau bezeichnet wird. Beim Streite zwischen dem Markomannenfürsten Marbod und Armin, dem Cherusker, traten sie auf des letzteren Seite (s. S. 14). Während der Markomannenkriege zogen Scharen dieses streitbaren Volkes nach der Donau und setzten sich auf römischem Gebiete fest. Hierauf verschwinden sie beinahe während dreier Jahrhunderte aus der Geschichte. Erst nach dem Untergange des Hunnischen Reiches, um die Mitte des 5. Jahrhunderts, tauchen sie als ein den Herulern tributpflichtiger Stamm etwa im heutigen Mähren wieder auf. Sie erhoben sich jedoch gegen diese, besiegten sie und ergriffen von der ganzen Donautiefebene bis an die Theiß Besitz.

Sie waren noch zur Zeit ihres Erscheinens in Italien ein rohes und wildes Volk von eigentümlichem, furchterregendem Äußern. Der kurzgeschorene Hinterkopf und die zottigen Locken, die ihnen vorn über Stirn und Schläfe fielen, gaben ihrem Gesichte etwas Unholdartiges, was durch seltsame Kleidung noch vermehrt wurde. Denn diese bestand aus weiten leinenen Gewändern, mit allerhand breiten farbigen Streifen geschmückt, und statt der Beinkleider aus Binden, womit sie ihre Beine umwickelten. Das Schwert war ihr beständiger Gefährte, der sie selbst im Schlaf und bei ihren wilden und leicht bis zur wüsten Völlerei ausartenden Trinkgelagen nicht verließ.

Die Langobarden in Pannonien; Alboin.

Nach dem Berichte des langobardischen Geschichtschreibers Paulus Diaconus, der die Sagen seines Volkes treulich wiedergibt, brachen die Langobarden um 498, als Odoaker die Rugier schlug (s. oben S. 150), aus ihren damaligen Sitzen auf und zogen in das verlassene Rugierland an der Donau (etwa nördlich von Wien). Siege, die sie über andre germanische Völker erfochten, steigerten vermutlich ihr Kraft- und Machtgefühl. Unter ihrem Heerkönig Audoin (526—566) sehen wir sie in Pannonien ankommen (526), wo ihnen beim Zusammenbruche des Ostgotischen Reiches vom Kaiser Justinian Wohnsitze eingeräumt wurden. Schon damals mögen sie sich, wenigstens teilweise, dem arianischen Christentum zugewendet haben. Unruhig und unstät, lagen sie auch jetzt oft genug mit ihren Nachbarn im Streite und führten namentlich mit den Gepiden im alten Dacien (s. oben S. 82) mehrfach Krieg. Die Erfolge dieser Kämpfe waren häufig zweifelhaft, bis mit Audoins Sohn Alboin (566—573) ein unternehmender, thatenlustiger Fürst an die Spitze des langobardischen Volkes trat, dessen ganzes Streben bisher nur auf Eroberung des Gepidenreiches gerichtet gewesen war.

Alboin hatte sich schon in früher Jugend durch Kühnheit und Tapferkeit ausgezeichnet. In dem Kriege gegen den Gepidenkönig Turisend hatte er dessen Sohn Turismod besiegt und getötet und sich durch diesen Sieg frühen Ruhm, aber noch immer nicht das Recht erworben, an dem Tische seines Vaters zu speisen; denn nach langobardischer Sitte durfte der Sohn des Königs dies nicht eher, als bis er seine Waffen aus der Hand eines fremden Königs empfangen hatte. Um dieser Ehre teilhaftig zu werden, brach nun der junge Held mit vierzig tapferen Gefährten auf und begab sich an den Hof des Königs Turisend, der ihn auch nach germanischer Sitte trotz der zwischen Gepiden und Langobarden bestehenden Todfeindschaft gastfreundlich aufnahm. Als Alboin bei der Tafel an dem Platze des von ihm erschlagenen Königssohnes saß und dem dadurch schmerzlich berührten Vater ein leiser Seufzer entfuhr, da wurde der Ingrimm der Gepidenfürsten gegen Alboin rege, und Kunimund, des Erschlagenen Bruder, stieß sogar beleidigende Worte gegen ihn aus. Darüber kam es zum Streit; schon zog man von beiden Seiten die Schwerter, um ihn blutig zu enden, als der greise Turisend dazwischen trat und durch seinen Friedensruf den Gastfreund vom Tode und damit die Pflicht der Gastfreundschaft vor Verletzung rettete. Als er hierauf Alboin entließ, überreichte er ihm als ein Zeichen der Genugthuung die blutige Rüstung seines erschlagenen Sohnes. — Durch die Kühnheit, die

Alboin bei diesem Zuge bewiesen, hatte der junge Held sich die Herzen aller Langobarden erworben. Kurz darauf folgten ihm deshalb zahlreiche Krieger im byzantinischen Solde nach Italien, um unter Narses' Führung das Ostgotische Reich niederzuwerfen (552, s. oben S. 166); nach seines Vaters Tode aber wählten ihn die Langobarden zum König (566).

Vernichtung des Gepidenreiches.

Während seines Verweilens am Hofe des Gepidenkönigs war Alboin in heißer Liebe zu der herrlich erblühten Königstochter Rosamunde entbrannt. Aber Kunimund, der in Alboin den Mörder seines Bruders haßte, widersetzte sich der Heimführung der Rosamunde. Darüber ergrimmte Alboin in solchem Maße, daß er die Zurückweisung durch Kunimund mit Zerstörung des Gepidenreiches zu vergelten beschloß. Eine Gelegenheit zum Kriege war bei der feindseligen Stimmung der beiden Völker bald gefunden; aber bevor Alboin den Kampf begann, sah er sich nach einem mächtigen Bundesgenossen um. Er fand einen solchen in den Avaren (s. S. 133). Da ihnen jetzt Alboin das Anerbieten machte, die Länder der Gepiden für sie in Besitz zu nehmen, wenn sie ihm beistehen wollten, deren Reich zu zertrümmern, so sagten sie ihm ihre Hilfe zu. Alboin überfiel nun an der Spitze der Langobarden und Avaren das Gepidische Reich, und Kunimund unterlag der Übermacht der Verbündeten (567). Mit ihm büßte ein großer Teil seiner Streiter das Leben ein, worauf die Avaren dem Vertrage gemäß die Länder der Gepiden in Besitz nahmen. Nur dürftige Reste dieses einst großen Volkes erhielten sich bis ins 9. Jahrhundert, so in der heutigen Kleinen Walachei drei Dörfer.

Einzug der Langobarden in Oberitalien.

Da auf diesem Wege aber für Alboin selbst nichts weiter als der Ruhm, Sieger geblieben zu sein, gewonnen war, so richtete sich sein Ehrgeiz nach Italien, das langobardische Krieger schon im Dienste des Narses kennen gelernt hatten. Er überließ also seinen Bundesgenossen, den Avaren, Pannonien unter der Bedingung dereinstiger Rückgabe, falls die Langobarden wieder heimkehren sollten, und brach mit seinem gesamten Volke, verstärkt noch durch 20000 Sachsen aus der Gegend des heutigen Halberstadt, die er zur Teilnahme eingeladen hatte, und durch die Reste der Sueben, d. i. der alten Semnonen zwischen Elbe und Oder (s. S. 8 und S. 41), am Tage nach Ostern, d. i. am 2. April 568, aus den pannonischen Wohnsitzen auf. Diese Wanderung war die letzte entscheidende Thatsache, die den germanischen Osten vollends den Slawen überlieferte. Der alten, vielbetretenen Heerstraße durch das heutige Krain folgend, sah er zuerst von einer Höhe aus, die sein Volk seitdem den Königsberg nannte, hinunter in die weite, grüne, sonnige Ebene mit ihren zahllosen weißen Ortschaften und auf die stolze, mauergleiche Kette der Alpen, die sie im Norden umringt. Da das Land damals durch Hungersnot und Pest entsetzlich mitgenommen war, so nahm Alboin ohne Gegenwehr von der nächsten Landschaft Besitz, übertrug das alte Forum Julii (heute Cividale östlich von Udine) mit dem angrenzenden Gebiet seinem Neffen Gisulf als Herzogtum (Friaul) und siedelte hier die angesehensten Geschlechter der Langobarden an. Fast widerstandlos, aber unter argen Verheerungen, vollzog sich darauf die Besitzergreifung von fast ganz Venetien (bis an die Adda) mit Vicenza, Treviso, Verona; nur die Lagunenküste mit Grado, wohin damals der Patriarch von Aquileja flüchtete, entzog sich der Herrschaft der Langobarden. Schon am 5. September 569 zog Alboin in Mailand ein und besetzte das ganze Binnenland der Provinz Ligurien (Piemont); nur Ticinum (Pavia) wehrte sich hartnäckig. Doch hielt das die Eroberung Tusciens (Toscanas) nicht auf, und im Jahre 572 nach dreijähriger Belagerung mußte sich auch Pavia ergeben. Ergrimmt über den langen Widerstand hatte Alboin geschworen, die gesamte Bevölkerung über die Klinge springen zu lassen. Als er nun durch das Johannisthor in die Stadt einritt, da stürzte sein Pferd mitten im Thor, und weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Schläge des Marschalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden.

Da sprach ein Langobarde: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du gethan hast; brich dieses grausame Gelübde und du wirst alsbald in die Stadt einziehen, denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen.“ Als er nun den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Roß sogleich, er aber hielt sein Versprechen, „und das Volk faßte nach großem Elende wieder frohe Hoffnung für die Zukunft“ (Paulus Diaconus). Pavia wurde die Hauptstadt des italienischen Langobardenreiches.

Alboins Tod. Nicht lange indes sollte sich der Eroberer seines schönen Besitzes freuen. Als Alboin einmal zu Verona an der Tafel saß, die Schale ans dem goldgefaßten Schädel Kunimunds vor sich, forderte er im trunkenen Mute seine Gemahlin Rosamunde auf, „lustig mit ihrem Vater zu trinken.“ Da erwachte in dem Herzen der tiefbeleidigten Tochter der Durst nach Rache an dem Mörder ihres Vaters und sie gewann dafür des Königs Schildträger Helmichis, dazu durch Überredung und List Peredeo, einen riesenstarken Mann aus dem Gefolge. Dann ließ sie Helmichis in das Schlafgemach des Königs ein, der nach dem Mittagsmahle der Ruhe pflegte. Trotz tapferer Gegenwehr erlag Alboin den Streichen des Mörders, denn sein Schwert, das zu Häupten des Lagers hing, hatte Rosamunde festgebundeu, so daß er es nicht ziehen konnte. Unter der Haupttreppe seines Palastes bestatteten ihn die trauernden Langobarden (573).

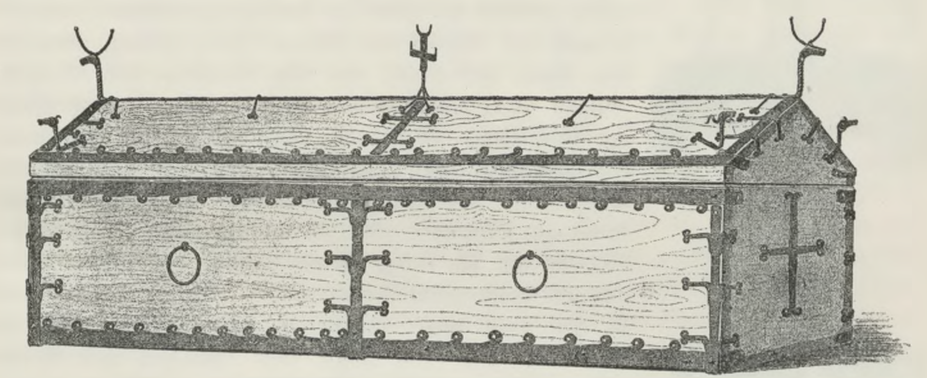
Nach seinem Tode glaubte sein Schildträger Helmichis, der Mitschuldige der treulosen Königin, die Krone erlangen zu können, wenn er Rosamunde heiratete; allein die erbitterten Langobarden nötigten die Mörderin und ihren nunmehrigen Gatten zur Flucht und erwählten einen ihrer Großen, Namens Kleph, zum Könige (573/4), der aber schon im folgenden Jahre durch einen seiner Diener ermordet wurde.

Rosamunde und Helmichis, die auf ihrer Flucht den königlichen Schatz mit sich genommen hatte, begaben sich zu Schiff nach Ravenna zum byzantinischen Statthalter Longinus. Dieser fand an dem schönen Weibe und ihren Kleinodien ein solches Wohlgefallen, daß er sie zu bereden suchte, sich von ihrem Mitschuldigen loszusagen und ihm selbst anzugehören. Rosamunde öffnete den Liebesbeteuerungen des Römers ihr Ohr und reichte dem Helmichis, als er eben dem Bade entstiegen war, einen kühlenden Trunk, der Gift enthielt. Kaum jedoch hatte ihr Buhle die Hälfte des Bechers geleert, so merkte er, was er genossen hatte, und zwang die Ungetreue, den Rest des Trankes zu leeren. So starben sie beide in einer Stunde.

Das Regiment der Herzöge. Da Klephs Sohn Authari bei seines Vaters Tode noch minderjährig war, so beschlossen die Langobarden, vor der Hand sich ohne König zu behelfen, indem fünfunddreißig Herzöge die Regierung der verschiedenen langobardischen Stadtgebiete als unabhängiger Gemeinwesen übernahmen. Doch war auf das Bestimmteste festgesetzt worden, daß diese Herzogtümer nicht für immer, sondern nur bis zur Großjährigkeit Autharis selbständig bleiben sollten. Unter ihnen waren die Herzöge von Pavia, Bergamo, Brescia, Turin, Trient, Friaul die wichtigsten und mächtigsten. Die meisten von ihnen suchten durch Besitzergreifungen auf byzantinischem Gebiete die Gesamtmacht der Langobarden noch zu vergrößern; indessen mochten die Herzöge selbst nicht einmal den Zeitpunkt der Großjährigkeitserklärung Autharis abwarten, denn ihnen traten nun die von ihnen vielfach bedrängten Nachbarn, die Franken und die Byzantiner, verbündet entgegen. Angesichts dieser Gefahr erschien ein gemeinsames Oberhaupt für das Reich dringend notwendig.

Authari und Theodelinde. Daher erklärten nun die Herzöge, nachdem die Reichszersplitterung zehn Jahre gedauert hatte, den erst achtzehnjährigen Authari für mündig und riefen ihn zum König (584—590) aus, indem sie zugleich die Hälfte ihres Grundbesitzes an die Krone abtraten. Dieser hatte sich um die Hand der wegen ihrer Schönheit gerühmten Theodelinde, Tochter des Bayernherzogs Garibald und Enkelin des Langobarden-

königs Wacho (gest. um 540), beworben. Da aber die Unterhandlungen dem Sehnsuchtsvollen zu lange währten, so begab er sich mit einer Gefolgschaft an den Hof Garibalds, um dort seine Braut persönlich kennen zu lernen, ohne selbst gekannt zu sein. Die Gesandtschaft wurde gastfreundlich aufgenommen, und Theodelinde übernahm selbst die Bewirtung der Gäste. Als sie nun dem verkappten Könige den Becher kredenzte, war dieser von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz so entzückt, daß er sie als Königin von Italien begrüßte, ihr auch heimlich die Hand drückte und die Wange streichelte. Theodelinde, dadurch ebenso in Erstaunen gesetzt, als erfreut, erzählte den Vorfall ihrer alten Amme, die ihr versicherte, daß niemand als der Langobardenkönig selbst sich solche Vertraulichkeit erlaubt haben könne. Bald nachher gab sich auch Authari den Bayern zu erkennen. Als nämlich die langobardische Gesandtschaft von den bayrischen Mannen bis zur Grenze zurückgeleitet worden war, erhob sich Authari im Sattel und warf mit bewundernswerter Kraft und Geschicklichkeit seine schwere Streitaxt in einen fern stehenden Baum, indem er ausrief: „Dies sind die Streiche des Authari!“ Die Unterhandlungen gediehen nun schnell zum Schluß, und unter großem Jubel seines Volkes führte Authari Theodelinde als Gattin



88. Sarg aus dem langobardischen Fürstengrabe von Civezzano bei Trient. Wiederherstellung. Nach Wieser in der „Zeitschrift des Ferdinandeums“.

heim (15. Mai in Verona). Da sie eifrig der katholischen Kirche anhing, geschah mit dieser Vermählung der erste Schritt zum Übertritt des ganzen Volkes der Langobarden.

Der junge Fürst entsprach während seiner kurzen Regierung den in ihn gesetzten Erwartungen; denn er wehrte die in Italien eingedrungenen Franken, die im Jahre 590 bis Verona kamen, viermal ab, so daß sie für lange Zeit das Reich in Frieden ließen. Auch die Byzantiner empfanden die Kraft seines Armes. Um Ravenna kam es zu heftigen Kämpfen, in denen die Byzantiner von einem abgefallenen Herzog der Langobarden, Droktulf, unterstützt wurden, doch einen entscheidenden Vorteil konnten die Langobarden hier nicht erringen, auch die schon eroberte Seestadt Classis bei Ravenna vermochten sie gegen die byzantinische Flotte nicht zu behaupten. Dagegen gewannen sie damals zwei glänzende Erwerbungen, Spoleto und Benevent, und befestigten damit nicht nur ihre Herrschaft in Mittelitalien, sondern schoben sie bereits nach dem Süden vor. Auch das noch römische Istrien wurde im Jahre 587 verheert, dazu die Inseln des Comer Sees erobert. Weiteren Thaten Autharis machte sein jäher Tod durch Vergiftung ein Ende (5. September 590).

Da Authari keine Söhne hinterließ, so erklärten sich die Langobarden bereit, Agilulf.
denjenigen als König anzuerkennen, den die von ihnen allgemein verehrte Theodelinde zum Gatten erwählen würde, um so zugleich die Erbfolge einigermaßen zu bewahren.

Diese entschied sich für ihres verstorbenen Mannes trefflichen Bruder Agilulf, Herzog von Turin (590—616), der denn auch mit freudiger Zustimmung der Langobarden den Thron bestieg und ein ebenso glückliches Regiment führte wie sein Bruder. Zwar hatte auch er mit einigen rebellischen Herzögen zu thun, trotzdem aber gelang ihm eine bedeutende Erweiterung des langobardischen Gebietes auf der Halbinsel. Er nahm im Jahre 593 das abgefallene Perugia wieder ein und erschien drohend vor Rom. Wahrscheinlich hätte ein energischer Angriff die verfallende „ewige Stadt" in seine Gewalt gebracht, denn sie war nur schwach verteidigt, allein er ließ sich durch den großen Papst Gregor I. (590—604) zu Frieden und Abzug bewegen, zum Glück für das Papsttum, das neben dem langobardischen Königtum in derselben Stadt schwerlich zu seiner dereinstigen Höhe hätte emporsteigen können. Gregor trat dann mit dem langobardischen Königspaare sogar in eine Art freundschaftlichen Briefwechsels. Dann fiel Padua in Agilulfs Hand und wurde völlig zerstört; mit Hilfe der Avaren und Slawen verheerte er auch das unglückliche Istrien (602), zwang, ebenfalls von ihnen unterstützt, das feste Cremona zur Übergabe (August 604), nahm wenige Wochen später endlich Mantua (September 604) und vollendete so die Eroberung des oberitalienischen Tieflandes, von dem nur noch die Lagunenküste den Romäern verblieb. Zu einer wirklichen Abtretung bequemten diese sich indessen nicht; die Friedensverträge mit den Langobarden wurden von beiden Teilen nur als Waffenstillstände betrachtet. Auch das Verhältnis zu den eben noch verbündeten Avaren schlug bald in Feindschaft um. Im Jahre 610 erschienen ihre Reiterhaufen unter greulichen Verheerungen in Friaul, schlugen den Herzog Gisulf, der selbst dabei umkam, und belagerten seine Hauptstadt, das heutige Cividale. Von sinnlicher Liebe zu dem stattlichen Avarenchan entbrannt, den sie von der Mauer herab erblickte, überlieferte die Herzogin Romilda die Stadt den barbarischen Feinden. Zum Danke dafür ließ sie der Schreckliche pfählen, die Männer niedermetzeln, Weiber und Kinder in die Knechtschaft führen. Diesem Schicksale entkamen Gisulfs Söhne durch rasche Flucht, nur der jüngste, Grimoald, noch ein Knabe, wurde von den avarischen Reitern eingeholt. Einer derselben setzte ihn auf sein Pferd, indem er dies am Zügel führte. Diese Gelegenheit benutzte der kühne Knabe, um seinem Führer einen Schwertstreich zu versetzen, der diesen so betäubte, daß er den Zügel des Pferdes fahren ließ, worauf Grimoald auf dem befreiten Rosse pfeilschnell entfloh.



89. Votivkrone der Königin Theodelinde mit dem Kreuz König Agilulfs, jetzt im Domschatze zu Monza.

Rothari. Die Regierungen Adaloalds (616—626), der seinem Vater Agilulf schon im Jahre 605 zum Nachfolger gesetzt worden war, und Arioalds (626—636), der als Gemahl der Schwester des Vorgängers Gundiperga die Krone erhielt, zeigen keinen besonderen Fortschritt nach dem Ziele der völligen Unterwerfung Italiens hin; erst Rothari (636—652), Gundipergas zweiter Gemahl, nahm wieder einen kräftigen Anlauf. Denn er entriß Genua und die ganze ligurische Küste den Byzantinern und

schlug sie entscheidend an der Scultenna bei Modena. Auch für die innere Entwickelung ist seine Regierung in einer Beziehung epochemachend. Er ließ nämlich das bisher nur mündlich überlieferte Gewohnheitsrecht der Langobarden aufzeichnen, als „Edikt Rotharis“ im Jahre 644 veröffentlichen und schuf damit eine feste Grundlage für die spätere Gesetzgebung.

Nach seinem Tode folgte eine Zeit der Verwirrung. Sein Sohn Roduald wurde schon nach sechs Monaten von einem Langobarden, dessen Weib er entehrt hatte, ermordet (653). Aripert, der Sohn Gunduals, eines Bruders der Theodelinde, regierte nur 8 Jahre (653—661) und veranlaßte durch die Teilung des Reiches unter seine beiden Söhne Perthari und Godipert, von denen jener Pavia, dieser Mailand zur Residenz wählte, traurigen Bruderzwist. Zu seiner Hilfe suchte nun Godipert den Herzog Grimoald von Benevent (seit 638) zu gewinnen, denselben, der als Knabe durch kühne That den Avaren entkommen war, dann, unzufrieden mit der Herrschaft seines Oheims Grasulf in Friaul, nach Benevent zu Herzog Arichis gegangen war und dort Sohnesrechte gewonnen hatte. Der an ihn gesandte Unterhändler, der Herzog Garibald von Turin, verabredete sich indes mit ihm zur Beseitigung Godiperts, und in der That stieß Grimoald bei der ersten Zusammenkunft in Pavia den König nieder. Perthari flüchtete darauf zu den Avaren, Grimoald aber erhielt die Krone der Langobarden und vermählte sich, um sein Recht besser zu begründen, mit Theuderato, Godiperts Schwester. Verwirrung.

Grimoald (662—671) ist der thatenreichste der langobardischen Könige, ein Mann „von gewaltigem Körperbau, kahlem Haupte, starkem Barte, an Kühnheit der erste, durch Rat und That gleich ausgezeichnet“, ebenso schlau als rücksichtslos gewaltthätig, doch nicht ohne einen Zug von Großmut und Humanität. Auch er hatte nach den verschiedensten Richtungen hin Front zu machen, behauptete sich aber siegreich. Der entflohene Perthari hatte Unterstützung gefunden bei dem Frankenkönige Chlothar III., der mit einem großen Heere gegen den Langobardenkönig heranzog und auch zuverlässig gesiegt haben würde, wenn es dem Grimoald (663) nicht durch List gelungen wäre, die feindliche Armee zu überfallen und zu vernichten. Grimoald nämlich, der recht wohl einsah, daß er den Franken nicht gewachsen war, zog bei deren Annäherung ab, als wenn er fliehen wollte, indem er dem Feinde sein mit Speisen und Getränk überreich versehenes Lager überließ. Die Franken überließen sich in dem eingenommenen Lager allen Freuden der Tafel, bis sie, vom Rausche übermannt, in tiefen Schlaf sanken. Da überfiel sie Grimoald mitten in der Nacht und hieb sie so zusammen, daß nur wenige dem furchtbaren Blutbade entrannen. Grimoald.

Kaum aus dieser Gefahr erlöst, sah sich Grimoald schon wieder von einer neuen bedroht. Kaiser Constans II. hatte den Entschluß gefaßt, Italien wieder völlig unter sein Zepter zu bringen. In Italien angekommen, überfiel er (663) sogleich das Herzogtum Benevent, dessen Hauptstadt von Grimoalds Sohne Romuald verteidigt wurde. Schon war der Fall der Stadt nahe, als noch zur rechten Zeit Grimoald zum Entsatz heranrückte und zwar mit so überlegener Macht, daß sich Constans nach Neapel zurückzog. Hier überließ er das Kommando dem Feldherrn Saburrus, da dieser sich großprahlerisch erboten hatte, mit nur 20000 Mann den Grimoald in die Flucht zu schlagen. Den Befehl über das langobardische Heer hatte inzwischen auf besonderes Bitten Romuald erhalten, und so trafen denn die beiden Heere am Paß von Formiä (664) zusammen. Der Kampf blieb lange unentschieden, fiel aber endlich zu gunsten der Langobarden aus. Constans gab darauf den ganzen Feldzug auf, ging nach Rom und später nach Syrakus, wo er am 15. Juli 668 von seinen eignen Leuten im Bade ermordet wurde. Kurz nach diesen Erfolgen mußte sich Grimoald

gegen die Avaren wenden, die er selbst herbeigerufen hatte, um den abtrünnigen Herzog Lupus von Friaul zu unterwerfen. Das hatten sie denn auch, freilich unter schrecklichen Verheerungen, gethan, dann aber weigerten sie sich, das Land zu räumen. Da half abermals eine List. Als nämlich Grimoald mit dem avarischen Gesandten wegen des Abzuges unterhandelte, ließ er die zur Musterung versammelten und vor dem Gesandten vorbeimarschierenden Truppen dreimal die Kleidung wechseln, so daß der Gesandte seinem Herrn von der Stärke des langobardischen Heeres eine Schilderung entwarf, die den Avarenkönig zum schleunigsten Abzuge veranlaßte (663).

Für die innere Entwickelung des Langobardischen Reiches unter Grimoald ist die Ergänzung der Gesetze Rotharis wichtig, noch wichtiger aber der völlige Sieg des Katholizismus, der die stärkste Schranke zwischen den Langobarden und Italiern niederwarf und somit die Verschmelzung beider Völker vollenden half.

Ansiedelungen der Langobarden.

Die Langobarden standen anfangs den unterworfenen Italiern schroffer gegenüber als etwa die Goten. Denn sie fühlten sich durch keine Verpflichtung gegenüber Byzanz gebunden und sahen in den Römern zunächst die natürlichen Verbündeten ihrer Feinde. Daher brachten sie auch alle Schrecken der Eroberung über das schon furchtbar mitgenommene Italien. „Verheert sind die Städte, zerstört die Schlösser, verbrannt die Kirchen, verwüstet die Klöster, verlassen von Menschen die Besitzungen, und das einsame Land findet keinen, der es anbaut; kein Besitzer bewohnt es, die Tiere haben die Gegenden eingenommen, wo früher die Menschen sich drängten“, so schildert Papst Gregor I. noch um das Jahr 600 den Zustand des Landes. Aber allmählich trat ein geregelteres Verfahren ein, die Langobarden dachten nicht mehr bloß an Plünderung und Zerstörung, sie siedelten sich an. Besonders dicht saßen sie im Norden des Landes, das eben von ihnen seitdem den Namen führt (Langobardia, Lombardei). In einzelnen Dörfern hatten sie auch den Kriegern fremder Stämme, die ihnen gefolgt waren, Sitze angewiesen — nur die Sachsen waren nach vier Jahren wieder abgezogen, weil sie nicht das langobardische Recht annehmen wollten — und noch im 8. Jahrhundert konnte man in Italien gepidische, schwäbische, bulgarische, sarmatische und pannonische Ortschaften unterscheiden. Kleinere Zuwanderungen sind auch später noch erfolgt, so unter König Grimoald im menschenleeren Samnium eine bulgarische, deren Sprache dort noch im 8. Jahrhundert dauerte. Dabei nahmen die Langobarden den Römern allen Grundbesitz, und mit derselben rücksichtslosen Härte, die ebenso in ihrem energischen Nationalbewußtsein wie in dem fortwährenden Kriegszustande gegenüber Byzanz begründet war, zwangen sie den Besiegten das langobardische Recht und die langobardische Verfassung auf. Ausnahmen von dieser Regel gestatteten sie höchstens fremden Zuwanderern, sogenannten Wargangen, die unter den Schutz des Königs traten und zuweilen ihr einheimisches Recht behalten durften. Im übrigen wurden die Römer den Ständen des herrschenden Volkes eingeordnet. Den ersten Stand, den der Freien, der Arimannen (Heermänner), bildeten nur die Langobarden, denn nur sie waren Grundbesitzer. Die freien Römer wiesen sie den Halbfreien (Aldien, Aldionen) zu, die unter dem Schutz eines Herrn standen, also keine selbständigen Mitglieder der Gemeinde waren, diesem Herrn bestimmte Leistungen schuldeten und ohne seinen Willen nichts veräußern durften, doch legitime Ehen mit Vollfreien eingehen konnten; nur ganz vereinzelt erhielten vielleicht bevorzugte römische Gemeinden, wie Pisa, volle Freiheit. Die große Masse der römischen Landbevölkerung, die Kolonen, wurden in unfreie Maier verwandelt. Sie waren im Besitz eines Maierhofes und des dazu gehörenden Inventars (casa massaricia), durften aber darüber ohne Erlaubnis des Herrn nicht verfügen und waren zu einer Ehe mit Leuten freien Standes unfähig.

Indessen haben durch immer häufiger werdende Freilassungen auch zahlreiche geborene Römer allmählich Zutritt in die Gemeinschaft der Arimannen gefunden.

Das ganze Verfahren fand volle Anwendung auch auf die Städte, von einer Fortdauer der verkümmerten römischen Gemeindeverfassung kann also gar keine Rede sein. Vielmehr wurden den Langobarden auch die städtischen Hausgrundstücke zugeteilt, die bisherigen Eigentümer nur als Verwalter darin belassen, die städtischen Handwerker in Aldionen verwandelt, die, wenn sie für den Verkauf arbeiteten, ihrem Herrn davon eine Abgabe zu zahlen hatten. Die öffentlichen Gebäude, also in erster Linie die Kurie (Rathaus), und die Gemeindegüter gingen, wie die bisherigen kaiserlichen Domänen und die Kirchengüter, in den Besitz des Königs über und wurden fortan von dem „Königshofe" der Stadt, der curtis regia, aus verwaltet. Damit wurden die Städte zum Mittelpunkt auch der langobardischen **Verwaltung**, die keinen Unterschied zwischen Stadt und Land anerkannte, vielmehr beide als ein unzertrennbares Ganze behandelte. Sie entstand einfach durch Übertragung der Heeresverfassung auf die bürgerlichen Verhältnisse und beruhte demnach auf der engsten Verbindung der militärischen und bürgerlichen Gewalt. Die bisherigen Stadtgebiete (civitates) verwandelten sich in die Amtsbezirke langobardischer Herzöge (duces) und Gastalden. Jene, dem alten Volksadel entstammt, vom König allerdings ernannt oder wenigstens anerkannt, aber faktisch so gut wie erbliche Vorsteher des Volkes, waren zugleich Heerführer, Verwaltungsbeamte und Richter. Diese hatten es zunächst mit den königlichen Höfen und Einkünften zu thun, vertraten dann aber überhaupt die Interessen des Königs neben dem Herzog; nur im Beneventanischen erscheinen sie als Beamte des Herzogs und führen dort zuweilen den Titel Comes (Graf). Unter den Herzögen und Gastalden standen die Schultheißen (Sculdahis), Ortsbehörden mit beschränkter militärischer, polizeilicher und richterlicher Befugnis, mit ihren Unterbeamten, den Dekanen und Forstmeistern.

Verwaltung.



90 und 91. Langobardenfürstinnen in byzantinischem Kostüm des 8. Jahrhunderts.
Statuen in der Klosterkapelle zu Cividale del Friuli.
Nach Gailhabaud.

Über alledem erhob sich nun das **Königtum**, der Inbegriff, die Verkörperung der nationalen Einheit. Es beruhte auf dem Rechte eines bestimmten Geschlechtes, doch mit Anerkennung auch der weiblichen Erbfolge, und auf der Bestätigung durch Volkswahl. Der König übte die Gesetzgebung in Verbindung mit den Großen und

Das Königtum.

den höfischen Beamten, die seine Vorschläge vorberieten, wie mit der Volksgemeinde, er hegte das Königsgericht mit Schöffen aus seinem persönlichen Gefolge und den Hofbeamten, erließ mit Zustimmung wieder der Großen und der Gemeinde das Aufgebot, ließ das Königsgut durch seine Gastalden verwalten, schirmte durch den Königsfrieden, dessen Bruch mit der höchsten Strafsumme (900 Solidi) geahndet wurde, die allgemeine Sicherheit, schützte als Obervormund Kirchen und Klöster, Fremde und Unmündige, insbesondere auch die Hörigen. Ein starkes Gefolge (gasindi, Gesinde), ihm zu fester Treue verpflichtet und von ihm mit Hofämtern und Gütern ausgestattet, umgab den König, zahlreiche Hofbeamte, der Marschall (marpahis), Kämmerer, Truchseß, Schenk, Hausmaier dienten ihm im Palast, wie nicht selten als vertraute Kommissare (missi) in besonderen Angelegenheiten.

Wirkungen der Langobardischen Herrschaft.

So baute sich auf italischem Boden ein ganz germanischer Staat auf. Gerade dadurch, daß er schonungslos die Römer sich einverleibte, statt wie die Goten, sie als gesondertes Volk bestehen zu lassen, hat er sich behauptet, ja er ist den Unterworfenen selber zur Wohlthat geworden. Anfangs von ihnen als harte Fremdherrschaft empfunden, hat er doch, indem er die römische Staatsordnung zerstörte, auch den fürchterlichen Druck des römischen Steuersystems von ihnen genommen und die vom Despotismus geknechteten und entnervten Römer bald zur Freiheit und Wahrhaftigkeit erzogen. Kein Wunder, daß aus den byzantinisch gebliebenen Teilen Italiens Leute aller Stände sich zu den Langobarden flüchteten. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts schon war daher aus der erzwungenen staatsrechtlichen Verbindung der Langobarden und Römer eine innerliche geworden; die vollständige Verschmelzung beider Bestandteile zu einer Nation erfolgte, als auch die kirchliche Schranke gefallen war.

Übergang zum Katholizismus.

Als das langobardische Volk einwanderte, war es entweder arianisch oder heidnisch, und heidnischer Glaube erhielt sich noch sehr lange. So war noch Herzog Ariulf von Spoleto (gest. 601) Heide; um 660 gab es bei Benevent eine vielverehrte, dem Wodan gewidmete Eiche, unter Arioald ein heidnisches Heiligtum bei Tortona, und noch im Jahre 724 ergingen Gesetze gegen den heidnischen Aberglauben. Bei solchen Verhältnissen traten die Langobarden zunächst der katholischen Kirche sehr feindselig gegenüber, richteten große Verwüstungen an, nahmen mit seltenen Ausnahmen das Kirchengut in Besitz und setzten arianische Bischöfe ein, ja ihr König nahm sich das Recht, auch katholische Bischöfe zu ernennen, unterwarf auch die Geistlichen dem langobardischen Rechte und der Gerichtsbarkeit seiner Beamten. Doch haben sie die Katholiken nicht grundsätzlich verfolgt, wie die Vandalen gethan hatten, und allmählich, noch während das Heidentum hier und da fortdauerte, gewann ein aus dem griechischen Westen eindringender katholischer Dienst besondere Macht über sie, zunächst im Süden, die Verehrung des Erzengels Michael, der sein gepriesenstes Heiligtum auf dem Monte Gargano über der apulischen Ebene erhielt und geradezu zum Volksheiligen der Langobarden, ja zu ihrem Vorkämpfer gegen die Byzantiner wurde. Eine wirkliche Annäherung an den Katholizismus vollzog sich indes erst seit der Vermählung des Königs Authari mit Theodelinde von Bayern (s. S. 171). Die Fürstin, selbst eifrig katholisch, stiftete den Dom von Monza, der noch heute die meisten Weihgeschenke bewahrt, die sie seinem Schutzheiligen Johannes dem Täufer darbrachte; sie trat mit Papst Gregor I. in Briefwechsel, suchte auf Authari wie auf ihren zweiten Gemahl König Agilulf zu gunsten ihres Bekenntnisses einzuwirken und ließ ihren Sohn Adaloald katholisch erziehen. Aber König Arioald, der diesem folgte, war wieder ein eifriger Arianer. Trotzdem gewann der Katholizismus unter den arianischen Langobarden immer mehr Boden, vielfach wohl auch durch Mischehen, wie denn schon Authari ein Verbot gegen die katholische Taufe langobardischer Kinder erließ, so daß zur Zeit

König Rotharis in jeder Stadt neben dem arianischen Bischof ein katholischer stand. Mit Aripert begann die Reihe der katholischen Könige, unter Grimoald vollzog sich der Übergang des gesamten Volkes zum katholischen Bekenntnis; der König selbst errichtete dem streitbaren Verfechter desselben, dem Bischof Ambrosius von Mailand, zu Ehren ein großes Kloster, und überhaupt bewiesen seitdem die Langobarden lebhaften Eifer für den angenommenen Glauben. Sie erkannten infolgedessen auch die Oberaufsichtsrechte des Bischofs von Rom in dem früheren Umfange an (nur Mailand und Aquileja entzogen sich ihnen nach wie vor), ihre Könige hielten aber allerdings auch an ihrer Kirchenhoheit fest, überwachten also die Bischöfe, übten die Gerichtsbarkeit über sie aus, indem sie ihnen die Appellation nach Rom verboten, und behielten sich sogar die Bestätigung der Kirchengesetze vor. Die langobardisch-katholische Kirche trug demnach durchaus das Gepräge einer Nationalkirche.

Langobardische Bildung.

So sank allmählich die stärkste Schranke, welche die Eroberer von den Unterworfenen schied und ihre Verschmelzung hinderte. Viel langsamer erfolgte die Annäherung auf dem Gebiete der Bildung. Jahrhundertelang saßen die Langobarden im Lande als ein kriegerischer Adel, der sich wenig um Ackerbau und Gewerbe kümmerte, geschweige um die dürftige lateinische Bildung seiner römischen Unterthanen und Landsleute. Sogar ihren eigentümlichen Kunstgeschmack hielten sie in mancher Beziehung fest, wie z. B. die in einer ausgedehnten langobardischen Begräbnisstätte bei Ascoli unweit Ancona 1894 zu Tage gekommenen goldenen Schmuckstücke und Geschirrverzierungen einen ganz nordischen Charakter tragen. Was sie in Monza, Cividale und anderwärts bauten, stellten natürlich einheimische Künstler her. Aber eine reiche, volkstümliche Sage, in mündlich überlieferten Liedern von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, bewahrte die Erinnerung an die Folge der Könige und wob einen romantischen Schleier um ihre Thaten und Leiden. So erhielt sich das frische, lebendige Bild altlangobardischer Zeit, die Geschichten von Alboin und Rosamunde, von Authari und Theodelinde, von Grimoald und seinen Brüdern. Eine kurze, schlichte Aufzeichnung dieser volkstümlichen Überlieferungen versuchte erst nach König Grimoalds Tode (671) ein langobardischer Geistlicher unbekannten Namens; von einer etwas älteren Langobardengeschichte des romanischen Bischofs Secundus von Trient (gest. 612) ist nichts erhalten. Zum Glück aber fand sich nach dem Untergange langobardischer Selbständigkeit in Paulus Diaconus, Warnefrieds Sohn, ein Geschichtschreiber, der genug römische Bildung mit der warmen Liebe zu seinem Volke und seinem Verständnis für seine Sagen verband, um sie unverfälscht im Zusammenhange der Nachwelt zu überliefern. Aber ihr Strom scheint auch später noch nicht versiegt zu sein, namentlich auch den Beziehungen zum Morgenlande sich zugewandt zu haben, denn der langobardische Sagenkreis tritt noch in der mittelhochdeutschen Dichtung in den Epen von „König Rother“, „König Ortnit“, „Hug- und Wolfdieterich“ bedeutsam hervor.

92. Die sogenannte „eiserne Krone“ der langobardischen Könige.

Diese Krone besteht aus einem 8,2 cm breiten, mit Goldblumen und 22 Edelsteinen besetzten sechsteiligen, grün emaillierten Goldreif von 16 cm Durchmesser, ohne Zacken, der innen mit einem, angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi hergestellten, schmalen, eisernen Reif eingelegt ist. Der Legende nach ließ sie die Königin Theodelinde im Jahre 593 für ihren zweiten Gemahl Agilulf anfertigen, doch gehört sie wahrscheinlich erst dem 9. Jahrhundert an. Jetzt wird sie im Domschatze zu Monza aufbewahrt.

Die Verwaltung des byzantinischen Italien.

Die langobardische Eroberung vermochte niemals das ganze Land zu bemeistern, vielmehr blieben die venezianischen Inseln, das ganze südlich daran stoßende Mündungsgebiet des Po mit Ravenna und Bologna (etwa die spätere Romagna), die sogenannte Pentapolis mit Ancona, sodann das alte Latium und ein Stück Tusciens

mit Rom, endlich Apulien und Kalabrien bis ins 8. Jahrhundert hinein byzantinisch, und erst im 19. Jahrhundert ist diese damals begründete staatliche Zerrissenheit Italiens überwunden worden. Natürlich suchten die romäischen Exarchen von Ravenna in den ihnen verbliebenen Gebieten die alten Verwaltungsformen möglichst aufrecht zu erhalten. Die Trennung der bürgerlichen und militärischen Gewalt blieb also bestehen. Diese lag in höchster Instanz in den Händen des Exarchen; in den größeren Gebieten (Provinzen) übten sie die Duces oder Magistri militum, unter ihnen die Tribunen. Der höchste bürgerliche Beamte war der Präfekt von Italien, unter ihm standen die „Richter" der Provinzen (judices, früher praesides, consulares) für Rechtspflege, Polizei und Finanzverwaltung. So stand Sizilien in bürgerlicher Hinsicht unter einem Prätor (später Präfekt), in militärischer unter einem Dux, die auch über Kalabrien und Apulien ihre Gewalt erstreckten; Duces regierten ferner neben Judices die Pentapolis (Rimini, Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro) von Ariminum aus, Rom, Neapel, während die ravennatische Provinz unmittelbar dem Exarchen untergeben war. Praktisch freilich gewannen in diesen kriegerischen Zeitläuften die militärischen Behörden durchaus das Übergewicht über die bürgerlichen.

Größere Selbständigkeit der Städte.

In der Stadtverwaltung verschwanden die alten Formen mehr und mehr. Die Thätigkeit der Kurien muß in dieser Zeit ganz aufgehört haben, da der harte Zwang, der allein sie noch zusammenhielt (s. oben S. 117), sich in Italien nicht mehr durchführen ließ; die Verwaltung wurde also im wesentlichen von den kaiserlichen Beamten geführt. Doch gewannen eben in dieser Periode Provinzen und Städte die Grundlagen zu einer größeren Selbständigkeit. Denn zunächst wählten nach der Pragmatischen Sanktion Justinians I. vom Jahre 554 die Primaten, d. h. die durch Grundbesitz oder Bekleidung von Staatsämtern ausgezeichneten Einwohner, den Provinzialrichter, wie die Defensoren und Kuratoren der Städte; sodann verwandelten sich in der Not des unaufhörlichen Langobardenkrieges die besser begüterten Stadtbewohner in eine wehrhafte Miliz (militia, exercitus), zuerst in Rom (schon um 600), später, gegen das Jahr 700, auch in Ravenna und in der Pentapolis. Sie war z. B. in Rom nach den Stadtregionen in sogenannte Scholae gegliedert, stand unter Patronen, die auch als „Optimaten der Miliz" bezeichnet wurden, und gab bald den Ausschlag auch in kirchlichen und politischen Fragen, welche die Stadt betrafen, z. B. bei Bischofswahlen. Auch die Masse der Stadtbewohner, die „ehrbaren Bürger" (cives honesti), waren nicht ohne Organisation, vielmehr behaupteten sie ihre Zünfte (Scholae), die sich nach Handwerk und Beruf unterschieden. Sehr gedrückt dagegen blieb die Lage des Landvolkes. Denn bei dem fortdauernden Übergewicht des großen Grundbesitzes waren die Bauern fast überall Kolonen ihrer Grundherren, an die Scholle gebunden, die sie bebauten, den Besitzern zu ungemessenen Leistungen und Abgaben, dem Staate zur Zahlung der Grundsteuer und zur Rekrutenstellung verpflichtet.

Die Bischöfe.

Bedeutender noch als alle diese weltlichen Behörden traten allmählich die Bischöfe hervor. Denn nach der Pragmatischen Sanktion Justinians besaßen sie nicht nur die ausschließliche bürgerliche Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, sondern sie beaufsichtigten auch alle kaiserlichen Beamten und hatten im Verein mit den „Primaten" die Provinzialrichter und die städtischen Beamten zu wählen. Das wachsende Kirchenvermögen, die Heiligkeit ihres Amtes, die Zersplitterung der byzantinischen Besitzungen, die Klugheit und Hingabe endlich, mit der sie unter Umständen das Interesse der gedrückten und verarmten Bevölkerung vertraten, steigerten rasch ihren Einfluß.

Venedig.

So ruhte der Schwerpunkt der gesamten Verwaltung auf den militärischen und kirchlichen Gewalten. Die Verwaltung der beiden unzweifelhaft merkwürdigsten byzantinisch-italienischen Gemeinwesen, Venedigs und Roms, zeigt ganz besonders diesen

Charakter. Die verstreuten Ansiedelungen, die seit den Barbareneinbrüchen am Anfange des 5. Jahrhunderts in den Lagunen entstanden waren, am heutigen Rialto und in dessen Umgebung, wurden seit 568 durch neue Flüchtlingshaufen aus Friaul und dem Veronesischen bedeutend vergrößert und gewannen rasch im harten Kampfe mit dem Meere und mit Barbarenschwärmen Seetüchtigkeit und Selbstbewußtsein. Die Verwaltung anfangs aller, später jeder einzelnen Niederlassung lag in den Händen eines Militärtribunen, der unter dem byzantinischen Dux von Padua stand. Der Verlust Paduas an die Langobarden um 600 (s. oben S. 172) stellte dann die Inseln unmittelbar unter den Exarchen, aber seitdem begann auch ihr Streben nach größerer Selbständigkeit, und dies wurde von dem Patriarchen von Grado unterstützt, den die Insulaner im Jahre 606 erhoben hatten, als sie mit ihrem bisherigen kirchlichen Oberhaupte, dem Patriarchen von Aquileja, in Streitigkeiten über die Beschlüsse der Synode von Chalcedon gerieten und sich deshalb von ihm trennten. Unter eifriger Mitwirkung Grados vereinigten sich endlich im Jahre 697 die Tribunen, die Vornehmen und das Volk, die Bischöfe und der Klerus der verschiedenen Niederlassungen auf der Insel Heraclea (zwischen Piave und Livenza) zur Wahl eines lebenslänglichen Dux (Doge) mit unumschränkter Gewalt, Paulucius Anafestus (697—716), der ihnen allen gebot, und legten damit den Grund zu voller Selbständigkeit, wenngleich sie noch lange die byzantinische Oberhoheit anerkannten.

Rom und die Anfänge des weltlichen Papsttums.

Im scharfen Gegensatze zu Venedig bietet Rom das Bild nicht eines aufstrebenden, sondern das eines sinkenden Gemeinwesens. Doch aus den fallenden Trümmern stieg die Macht des Papsttums empor.

Bauliche Umgestaltung.

Eben die antiken Bauten, die im Altertume der Schauplatz des größten Lebens gewesen waren, die Zirkus, Theater, Fora, Tempel, Bäder verödeten zuerst. Als Kaiser Constans II. im Juli 663 Rom betrat, „stand der Tempel des kapitolinischen Jupiter schon lange als Ruine, die Bäder waren verlassen und verfallen, die Brunnen zertrümmert und leer; im Amphitheater des Titus (Kolosseum) wuchs dichtes Gras, und seine entstellten Mauern bröckelten hier und da. Der kaiserliche Palast war noch in einem Teile bewohnt, sonst in Ruinen, das Forum des Friedens und alle andern Fora öde und wüst, nur die Säule auf dem Trajanischen stand in ihrer unerschütterten Pracht zwischen den wankenden Tempeln“ (Gregorovius). Ebenso waren die Aquädukte, deren endlose Bogenreihen noch heute wie vor Jahrhunderten die Campagna durchziehen, schon seit der ersten Gotenbelagerung unterbrochen und nicht wiederhergestellt worden. Zwischen diesen Trümmermassen aber erhoben sich bereits zahllose Kirchen und Klöster; von ihnen gehen die ältesten bis auf die Zeit Konstantins des Großen oder doch bis ins 4. Jahrhundert zurück, so vor allem die sieben sogenannten Basiliken, die berühmtesten und verehrtesten Kirchen Roms neben den um das Jahr 500 vorhandenen 28 Pfarrkirchen, die speziell dem Papste unterstehenden Gotteshäuser, nämlich St. Johannes im Lateran mit dem päpstlichen Palaste, der bis zum Jahre 1305 die Residenz bildete, St. Peter am Vatikan erbaut neben dem neronischen Zirkus, dem Schauplatze der ersten Christenverfolgung, St. Paul vor den Mauern (fuori le mura) an der Straße nach Ostia, sodann St. Laurentius an der Tiburtinischen Straße, über dem Grabe des Heiligen in den Katakomben, Sta. Croce unweit des Lateran an der Mauer, Sta. Maria (Maggiore) auf dem Esquilin, endlich St. Sebastian an der Appischen Straße über den Katakomben. Unzweifelhaft haben solche Bauten das allerwesentlichste dazu beigetragen, die alte Technik zu erhalten, aber soweit die Kirche nicht die antiken Bauwerke weihte, wirkte sie auch zerstörend. Das Pantheon widmete

Bonifacius IV. allen Heiligen (608), doch die vergoldeten Bronzeziegel des prachtvollen Doppeltempels der Venus und Roma (s. Bd. II, S. 815) ließ Honorius I. (625—638) nach dem St. Peter überführen, und jede neue Kirche entnahm ihre Baumaterialien, namentlich ihre Säulen, antiken Gebäuden. Gelegentlicher Kunstraub vermehrte die Verwüstung. So ließ Constans II. im Jahre 663 fast alle Kunstwerke aus Bronze nach Syrakus entführen, selbst die vergoldete Bronzebedachung des Pantheon blieb nicht verschont. Ebenso wie die Reste des Altertums schwand die Bevölkerung dahin. Von den alten senatorischen Geschlechtern waren nur noch wenige übrig, und so verschwand der Senat im alten Sinne seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, seitdem Rom zur Provinzialstadt herabsank. Feindliche Einfälle, Überschwemmungen (so 589), Seuchen, wie die von 590, Hungersnot (so die 604/605) lichteten die Bevölkerung, die arm und dürftig zwischen den sinkenden Ruinen lebte.

Wachstum des kirchlichen Lebens und Einflusses.

Es war da in der That kein Wunder, daß einem solchen Geschlechte mit dem völligen Zusammenbruche der antiken Kultur das Ende der Welt gekommen schien, wie es Gregor I. vor Augen sah, und daß viele Trost und Zuflucht bei der Kirche, im Kloster suchten. In der Kirche sammelte sich so allmählich ihre Lebenskraft. Unter Gregor I. gab es etwa 3000 Mönche und Nonnen in Rom, der Papst selbst stiftete das Andreaskloster noch vor seiner Thronbesteigung im Jahre 590, und auch auf dem Aventin entstand Kloster an Kloster, die auf das unermeßliche Ruinenfeld des Palatin, des Kapitols und des Forums hinübersahen. Und je mehr die Kirche durch die frommen Schenkungen der Gläubigen an irdischem Besitz gewann, desto mehr wuchs ihr weltlicher wie ihr geistlicher Einfluß. Die bedeutsame Stellung, welche die Pragmatische Sanktion allen Bischöfen gegenüber den kaiserlichen Beamten eingeräumt hatte, kam natürlich den römischen Bischöfen noch besonders zu gute, und die Langobardennot, die den Erzbischof von Mailand zur Flucht nach Genua zwang, den Patriarchen von Aquileja nach Grado trieb, gestattete dem Papste, seinen Einfluß weit über den Sprengel seiner Patriarchatsgewalt (Mittel- und Süditalien, s. oben S. 100) auszudehnen, denn jene Flüchtlinge waren auf die Wohlthaten der römischen Kirche angewiesen. Die räumliche Entfernung von Ravenna und Byzanz aber gab dieser eine größere Unabhängigkeit auch von der kaiserlichen Regierung, obwohl die Wahl des Papstes durch Klerus, Adel und Volk der kaiserlichen Bestätigung durchaus bedurfte, und ihre kluge Haltung in den Glaubensstreitigkeiten vermehrte ihr Ansehen.

Gregor I. der Große.

Alle diese Vorteile der Lage mit Klugheit und Thatkraft in großem Sinne benutzt zu haben, ist das Verdienst Gregors I. des Großen (590—604), des ersten, der den Titel papa führte. Er entstammte dem alten reichen und frommen Senatorengeschlechte der Anicier, hatte sich anfangs der weltlichen Laufbahn gewidmet, auf der er bis zur Stellung des Stadtpräfekten gelangte, dann aber die Mönchskutte genommen und später seine Schule als Bevollmächtigter des römischen Stuhles in Konstantinopel gemacht. Mit Mühe ließ er sich zur Übernahme der bischöflichen Würde bestimmen — er wollte aus der Stadt entfliehen — und wurde am 3. September 590 ordiniert. Klug und würdevoll hat er thatsächlich die Stellung des Papsttums in Italien begründet, in mancher Beziehung sogar seine weltliche Herrschaft über Rom. Die Grundlage bildeten die ausgedehnten Güter der Kirche um Rom, wo ihr besonders die herrenlos gewordenen Besitzungen senatorischer Geschlechter zugefallen waren, im übrigen Italien und namentlich auf Sizilien. Diese „Patrimonia S. Petri“ wurden von Kolonen bebaut, von päpstlichen Subdiakonen, Notaren und Defensoren verwaltet, die zugleich als päpstliche Vikare in geistlichen Dingen auftraten. Die Kirche war also materiell vom Staate ganz unabhängig und wohl im stande, der verarmten Bevölkerung, namentlich Roms, Unterstützung zu gewähren, Kranken- und Pilgerhäuser zu unter-

halten, Rom aus ihren sizilischen Besitzungen mit Getreide zu versorgen, Gefangene von den Langobarden loszukaufen oder diesen Brandschatzungen zu zahlen. Indem das Papsttum somit einen guten Teil der Leistungen übernahm, die eigentlich dem Staate zugefallen wären, gewann es mehr und mehr auch politischen Einfluß. Einem Papste wie Gregor I. gegenüber bedeuteten die kaiserlichen Beamten in Rom, der Dux und der Stadpräfekt, sehr wenig. Gregor sorgte für die Verteidigung Roms gegen die Langobarden, er unterhandelte selbständig mit König Agilulf, er führte in Konstantinopel energische Beschwerde über die Verwaltung der kaiserlichen Beamten, vertrat also Rom kräftig gegen den Feind wie gegen die eigne Regierung und schwang sich in den Augen der Bevölkerung thatsächlich zum Herrn Roms auf. Von seiner Bedeutung für die Kirche überhaupt wird später die Rede sein.

Gregors I. nächste Nachfolger.

Auch seine Nachfolger haben an der festeren Begründung dieser Stellung weitergearbeitet, natürlich nicht ohne in Konflikt mit Konstantinopel zu geraten, der durch rein kirchliche Streitigkeiten noch verschärft wurde, aber mehr und mehr gestützt auf die Bevölkerung Roms, denn die Not der Zeit machte die Bürger wehrhaft, und schon um 600 bildeten sie eine wohlorganisierte Miliz (exercitus, s. oben S. 178). Unter **Severinus** (640) freilich riß der Magister Militum Mauricius dies „Heer" mit sich fort zum Angriff auf den Lateran, unter dem Vorwande, daß der Papst den von Byzanz gesandten Sold zurückbehalte, und der Exarch Isaak, den er herbeirief, plünderte darauf den lateranischen Schatz rein aus, indem er einen Teil zur Bezahlung der Miliz verwandte, einen andern dem Kaiser sandte. Aber dieselbe Miliz unterstützte zur Zeit des Papstes **Theodorus** (642—649) den Aufstand eben jenes Mauricius gegen den Exarchen, freilich ohne Ausdauer, denn als dieser Truppen von Ravenna schickte, ließen die Römer den Führer im Stich, worauf er gefangen und enthauptet wurde. Zuerst unter **Martin I.** (649—653) trat die Miliz für den bedrohten Papst ein. Als nämlich der Exarch Olympius auf kaiserlichen Befehl nach Rom kam, um den Papst, dessen lateranische Synode den sogenannten „Typus" Kaiser Constans II. vom Jahre 648, d. h. das Verbot aller weiteren Erörterung der streitigen Glaubenssätze, verwarf, zu stürzen, wagte er das zunächst nicht aus Rücksicht auf die Stimmung des römischen Heeres, und erst Theodorus Kalliopa, sein Nachfolger, konnte den Plan ausführen. Im Juni 653 zog er mit Heeresmacht in der murrenden Stadt ein, nahm den Papst in der Kirche des Lateran gefangen und sandte ihn zu Schiff nach Konstantinopel. In Cherson auf der Krim ist Martin I. dann als Verbannter gestorben (16. September 655), die Kirche aber sprach ihn heilig. Unter seinem zweiten Nachfolger **Vitalianus** (657—672) erschien Constans II. in Rom (663), der letzte oströmische Kaiser, der die „ewige Stadt" betreten hat. Ihre Zukunft gehörte nicht mehr den byzantinischen Herrschern, sondern dem Papsttume. Während es das Römische Reich im Abendlande versinken sah, begründete es von der Grundlage aus, die Gregor der Große gelegt hatte, eine zweite, eine geistliche Weltherrschaft Roms, dauerhafter als die, welche zerfallen war.

Das Westgotische Reich in Gallien und Spanien.

Verlust Aquitaniens.

Der Schwerpunkt des Westgotischen Reiches lag anfangs durchaus im südlichen Gallien, die Hauptstadt war Toulouse, und mit gutem Grunde gilt deshalb der germanischen Heldensage Aquitanien schlechtweg als das Westgotenland (s. S. 70 f., 86). So blieb es bis zu dem entscheidenden Zusammenstoße mit den Franken unter König **Alarich II.** (485—507). Die Bemühungen, die unzufriedenen Römer mit der Herrschaft der „Barbaren" auszusöhnen, die deshalb geübte Schonung ihrer Einrichtungen, namentlich ihrer katholischen Kirche und ihres Rechtes, das Alarich im

sogenannten Breviarium-Alaricianum aufzeichnen ließ, war hier genau ebenso vergeblich wie um etwa dieselbe Zeit in Italien, vielmehr richteten sich die Blicke der römischen Katholiken des westgotischen Gallien mehr und mehr nach dem fränkischen Reiche, denn dessen König Chlodwig war bereits im Jahre 496 zum katholischen Christentume übergetreten (s. unten). Nur die erste Verbindung mit den gleichfalls arianischen Burgundern hätte vielleicht noch das Land den Westgoten retten können; statt dessen sah Alarich der Niederlage der Burgunder im Jahre 500 unthätig zu und wurde so im Jahre 507 von zwei Seiten her gefaßt: von Norden kamen die Franken, von Osten jetzt als deren Bundesgenossen die Burgunder. Gegen seine bessere Einsicht wagte der König, statt die Hilfe der Ostgoten abzuwarten, die Entscheidungsschlacht zwei Meilen nordwestlich von Poitiers auf den Vocladischen Feldern (Vouglé), und verlor sie. Er selber fiel, sein unmündiger Sohn Amalarich flüchtete nach Spanien, die Bischöfe und Städte traten zu den Franken über — nur die Auvergne wehrte sich auch diesmal tapfer — und Chlodwig besetzte selbst Bordeaux.



93. Westgotische Krieger.
Steinrelief aus dem 6. Jahrhundert, jetzt im Provinzialmuseum zu Sevilla.

Die Verwirrung im westgotischen Reiche vermehrte noch der Versuch Gesalichs, eines natürlichen Sohnes des gefallenen Königs, sich der Krone zu versichern, aber er hielt wenigstens das feste Carcassone mit dem Königsschatze, und auch Narbonne und Arles wurden behauptet, dagegen übergab der Bischof Heraclian die Hauptstadt Toulouse den Franken (508), und schwerlich würden die übrigen Städte auf die Dauer dem gleichen Schicksale entgangen sein, wenn nicht endlich Theoderich der Große zu gunsten seines Enkels Amalarich eingegriffen hätte. Sein Feldherr Ibba entsetzte Arles, Carcassone und Narbonne, schlug Gesalich bei Barcelona (510) und zwang ihn zur Flucht nach Afrika; als er von da wieder zurückkehrte, ließ er ihn hinrichten. Diese Hilfe der Ostgoten rettete Amalarich die Krone und den Westgoten wenigstens die Provinz Septimanien (um Narbonne); ihr sonstiger gallischer Besitz mit Toulouse fiel den Franken zu, die Provence behielt Theoderich für sich. Überhaupt nahm der König bis auf weiteres das westgotische Reich unter seine vormundschaftliche Verwaltung, die er durch Theudes ausüben ließ. Erst im Jahre 526 gelangte Amalarich zu selbständiger Herrschaft. Ihr Schwerpunkt lag fortan in Spanien.

Die Kämpfe mit den Franken und den Byzantinern.

Amalarich (507—531) suchte, wohl weil das Ostgotische Reich immer mehr den Halt verlor, Anlehnung an die früheren Feinde, die Franken, freilich zu seinem Verderben. Er vermählte sich nämlich mit Chlotilde, Tochter Chlodwigs und Schwester des Frankenkönigs Childebert, einer eifrigen katholischen Christin. Man suchte sie durch rohe Mißhandlungen von ihrem Glauben abzubringen, und als sie endlich bei ihrem Bruder Childebert um Schutz flehte, brach ein Krieg mit den Franken aus, in dem Amalarich, bei Narbonne entscheidend geschlagen, Krone und Leben

verlor. Chlotilde selbst starb an den erlittenen Mißhandlungen auf der Reise nach Paris. — Theudes (531—548), der sich nunmehr des Thrones bemächtigte, verlegte den Sitz seiner Regierung nach Barcelona. Denn die fortdauernden Kämpfe mit den Franken endeten unglücklich für die Westgoten, ebenso wie der Versuch, das afrikanische Ceuta (Septa) den Byzantinern zu entreißen, um einen Angriff derselben von Afrika her zu verhindern, am Ende vergeblich blieb. Im Innern räumte Theudes, obgleich Arianer, den Katholiken weitgehende Rechte ein und gestattete den Bischöfen freie Versammlungen. Er wurde aus unbekannt gebliebenen Gründen in Sevilla ermordet; dasselbe Schicksal hatte sein Nachfolger Theudegisel (548—549), ein wüster Geselle, der durch seine Ausschweifungen das Volk gegen sich aufbrachte. Ihm folgte Agila (549—554). Gegen ihn aber erhob sich bald eine katholische Empörung unter Athanagild. Dieser rief den Kaiser Justinian zu Hilfe, der mit Begier nach dieser Gelegenheit griff, um die Seestädte des südlichen Spanien von Carthagena bis Kap St. Vincent zu erobern, denn ihre römischen Einwohner begrüßten in den kaiserlichen Truppen ihre Befreier und selbst Cordova öffnete ihnen die Thore (s. S. 128). Agila wurde bei Sevilla (554) besiegt und bald darauf von den Seinigen in Merida ermordet. Athanagild (554—567) führte nun einen vierzehnjährigen vergeblichen Kampf, um Justinian das besetzte Gebiet wieder zu entreißen. Er suchte deshalb Anlehnung an die Franken, indem er seine Tochter Brunhild (Brunichildis) mit Sigibert von Austrasien, eine andre, Gaileswintha mit Chilperich von Soissons vermählte (566/7), ohne indes damit eine wirklich dauernde Verbindung herzustellen, denn Chilperich ließ bald seine westgotische Gemahlin seiner Geliebten Fredegunde zuliebe erdrosseln (s. unten).

Nach Athanagilds „friedlichem" Tode in Sevilla wählten die Großen des Reichs Leova, Athanagilds Vizekönig in Narbonne, znm Nachfolger. Er berief seinen Bruder Leovigild neben sich auf den Thron (567—586), und dieser nahm nach Leovas Tode (572), um das Wahlrecht der Großen zu vereiteln, seine Söhne Hermenegild und Rekkared zu Mitregenten an. Leovigild erwies sich als einer der kraftvollsten Könige der Goten, sowohl in seinen Kriegsunternehmungen wie in den Werken des Friedens und der Gesetzgebung, so daß durch ihn das gesunkene Königtum wieder gehoben und zu Ehren gebracht wurde. Er besiegte 572 die Byzantiner in Andalusien und gewann so die festen Städte Malaga, Assidonia, Cordova u. a. aufs neue seinem Reiche. Mit unbeugsamer Energie ging er gegen die rebellischen Großen und die katholischen Unterthanen des Landes vor, die mit den Franken konspirierten und, auf die zur katholischen Kirche bekehrten Sueben in Galicien rechnend, hartnäckigen Widerstand leisteten. Diese blutigen Kämpfe im Norden der Halbinsel dauerten von 572—574, bis sich die Aufständischen, uneinig unter sich geworden und von den Sueben verlassen, unterwarfen. Leovigild hielt blutiges Gericht über sie, bestrafte viele der Großen mit Einziehung ihrer Güter, wodurch er sich einen ansehnlichen Königsschatz erwarb, und stellte den Frieden auf längere Zeit wieder her. Die Verlegung der Residenz nach Toledo gab fortan dem Reiche einen festen Mittelpunkt. Aber bald wurde die Ruhe durch religiöse Spaltungen in der eignen Familie Leovigilds aufs neue gebrochen. Hermenegild nämlich war von seiner fränkischen Gemahlin Ingunthis, der Tochter Childeberts und Brunhildens, in Gemeinschaft mit dem Bischof Leander von Sevilla für den Katholizismus gewonnen worden und nahm darauf, indem er auf die Hilfe der Sueben, Byzantiner und Romanen baute, den Königstitel an. Indes Leovigild erstürmte nach langer Belagerung und Besiegung des zum Entsatz eilenden Suebenkönigs Miro Sevilla, nahm Cordova durch Verrat und brachte dort seinen rebellischen Sohn in seine Gewalt, worauf er ihn zunächst in die Verbannung nach Valencia sandte (585). Als dieser aber sich weigerte, das arianische Glaubens=

Leovigild.

bekenntnis anzunehmen, ließ ihn der Vater 586 in Tarragona enthaupten. Infolgedessen wurde Hermenegild von seinen Glaubensgenossen als Märtyrer und Heiliger verehrt und später von Papst Sixtus V. heilig gesprochen.

Gleiche Glaubenskämpfe erschütterten lange das Reich der Sueben in Galicien, bis diese um 560 zum Katholizismus übertraten. Aber nachdem Leovigild seinen Sohn besiegt, fiel er über die Sueben her und vereinigte ihre Gebiete mit seiner Krone. Das vergrößerte Reich hinterließ er seinem Sohne Rekkared.

Übergang zum Katholizismus.

Mit Rekkared I. (586—601) gelangte die Geschichte der Westgoten an einen entscheidenden Wendepunkt. Rekkared, schon in der Jugend der katholischen Lehre zugethan, trat bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 589 öffentlich zur katholischen Kirche über, wobei die meisten arianischen Bischöfe sowie ein großer Teil der Westgoten seinem Beispiele folgten. Zu diesem entscheidenden Schritt trieben sicher mehr noch die politischen Verhältnisse als religiöse Überzeugung, nämlich die allmähliche Ausbreitung der katholischen Lehre auch unter den Goten, von denen mehrere damals als katholische Bischöfe erscheinen, die Fruchtlosigkeit aller Unterdrückungsversuche, die aus beiden sichtbare innere Stärke des Katholizismus und nicht zum wenigsten das Bedürfnis, gegenüber dem zuchtlosen weltlichen Adel in dem reichen und gebildeten Klerus eine Stütze zu finden. In der That verschwand der Arianismus nach einigen rasch niedergeschlagenen Erhebungen sehr schnell, und die hohe Geistlichkeit, meist römischen Ursprungs, wurde die beste Stütze der Krone; nicht minder bewies Papst Gregor der Große dem bekehrten König seine Freundschaft, aber der Preis dieses Beistandes war allzu hoch. Denn wir sehen von da an den Klerus in Spanien zu einer allzugroßen politischen Bedeutung heranwachsen. Vereint und frei von allen Kämpfen gegen die arianische Ketzerei, konnte er mit ganzer Kraft an der Ausdehnung seiner weltlichen Macht arbeiten.



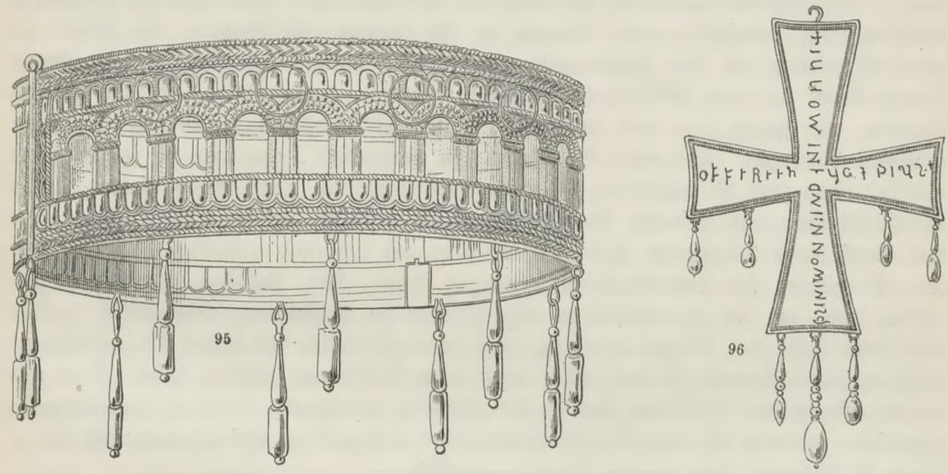
94. Goldmünze König Rekkareds. (Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Die Synoden beschlossen nicht mehr bloß über kirchliche, sondern auch über politische Fragen, und die Konzilien der Pyrenäischen Halbinsel erhoben sich zu den gesetzgebenden Parlamenten des Reichs, deren Aussprüchen selbst die Könige sich zu unterwerfen gezwungen wurden. Es trat aber durch dieses System eine völlige Umwandlung des gesamten nationalen Lebens ein. Das sonst so tapfere westgotische Volk sank zu einer schwärmerisch-frömmelnden, fanatisch-unduldsamen Nation herab, und die innere Zerrüttung durch häufigen Thronstreit wurde keineswegs gehoben, denn die Bischöfe hüteten sich, die Erblichkeit der Krone zu fördern, sie wollten einen König, der beständig ihrer Hilfe bedurfte, d. h. ihre eigne Herrschaft. Nur hundert Jahre hat dies System gebraucht, um den Staat völlig aufzulösen und dem Untergange zu überliefern.

Rekkared I. und seine nächsten Nachfolger.

Von den westgotischen Königen war Rekkared noch einer der kraftvollsten gewesen. Er hatte dem Klerus noch zu bewilligen, was seine Nachfolger sich nehmen lassen mußten. Dabei war er persönlich tapfer, indem er besonders den Übergriffen der Franken entgegentrat, die er 588 bei Carcassonne besiegte. Nicht minder glücklich war er gegen die Byzantiner, die sich stets aufs neue an der Südküste des Landes auszubreiten suchten, und die Vasconen, die von Leovigild wegen der Unterstützung Hermenegilds zur Auswanderung über die Pyrenäen gezwungen worden waren und jetzt durch Einfälle das Reich beunruhigten. Leider starb Rekkared schon im Jahre 601, und gleich nach seinem Tode begannen die Thronwirren. Sein Sohn und Nachfolger Leova (601—603) wurde schon nach zweijähriger Regierung vom Throne gestürzt, den nun der Mörder Witterich (603—610) einnahm, aber auch nur wenige Jahre behauptete. Denn da er die Übermacht des Klerus zu

beschränken suchte — er ließ deshalb kein Konzil abhalten — so mußte er dasselbe Schicksal erfahren, das er seinem Vorgänger bereitet hatte: bei einem Gastmahle wurde er ermordet. Gundemar (610—612), der ihm folgte, war wieder dem Klerus ergeben, büßte aber bald sein Leben ein. Mit seinem Nachfolger Sisibut (612—620), dem kräftigsten aller dieser westgotischen Könige, erhob sich die Krone wieder kräftiger empor. Für die äußere Ruhe des Reiches sorgte er durch glückliche Kriege, die er mit den Nachbarn führte. Er besiegte die Byzantiner, denen er ihre sämtlichen spanischen Besitzungen bis auf einen kleinen Teil westlich von den Herkulessäulen entriß und im Frieden von 616 die förmliche Abtretung abnötigte. Er überwand die wilden Mauretanier, von denen er die festen afrikanischen Plätze Ceuta und Tanger eroberte. Endlich reinigte er das Mittelmeer von den zahlreichen Seeräubern, die es beunruhigten. Unter Sisebut begannen aber auch (616) jene grausamen Judenverfolgungen, deren Schauplatz das christliche Spanien von da an jahrhundertelang



95 und 96. Aus dem Schatz von Guarrazar in Spanien.

95 Gotische Votivkrone, jetzt im Musée Cluny zu Paris. 96 Gotisches Votivkreuz, jetzt im königl. Museum zu Madrid. Nach Bock.

geblieben ist. Den Juden, die nicht nur großen Reichtum aufgehäuft, sondern es auch zu hohen Stellungen gebracht hatten — einer war z. B. Comes von Menorca, das ihm zur Hälfte gehörte — wurde jetzt befohlen, sich zum Christentum zu bekehren, und an 80000 Juden entsagten ihrem Glauben; die Widerspenstigen aber wurden an Leib und Leben gestraft, ihre Güter eingezogen und Tausende aus dem Lande vertrieben. Sisebut starb 620 angeblich an Gift.

Ihm folgte sein Sohn Rekkared II., der schon seit 618 Mitregent gewesen war. Er starb indessen schon nach dreimonatlicher Alleinherrschaft, worauf die Großen des Reiches den Feldherrn Svinthila (621—631) auf den Thron erhoben. Ihm gebührt der Ruhm, die Vasconen unterworfen und die Byzantiner aus ihren letzten Besitzungen in Spanien vertrieben zu haben. Allein er erregte bei den streng an ihrem Wahlrecht festhaltenden Großen des Reichs Unzufriedenheit durch die Ernennung seines Sohnes Ricimer zum Mitregenten und Nachfolger und durch den Schutz, den er dem niederen Volke angedeihen ließ, so daß es ihn „Vater der Armen“ nannte, verdarb es schließlich auch mit der Geistlichkeit, weil er kein Konzil zusammentreten ließ. Da erhob sich gegen ihn mit Hilfe des Frankenkönigs Dagobert von Septimanien Graf Sisinanth, und bei Saragossa trat das königliche Heer, von Svinthilas eignem Bruder Gaila verleitet, zu den Empörern über. Darauf wurde Svinthila ins Kloster geschickt, und

Ausbildung des Wahlkönigtums.

ein Konzil setzte im Jahre 633 ausdrücklich fest, daß niemand fernerhin zum Throne zugelassen werden solle, der nicht vorher die Zustimmung der Großen des Reichs erlangt habe. Nach Sisinanths Tode (636) wurde Kindila (636—640) erwählt, der — wie sein Vorgänger — völlig vom Klerus und den Großen abhängig war. Daher stellte unter ihm das Konzil kurzweg den Satz auf, daß niemand im Reiche leben dürfe, der nicht katholisch sei, und nötigte fortan jeden König, in seiner Krönungsrede die Ausführung der Judengesetze zu beschwören. Auf Kindila folgte sein Sohn Tulga (640—641), dessen Milde und Sanftmut jedoch dem Übermute und den Gewaltthätigkeiten der Großen aufs neue zu viel freien Spielraum ließ, bis einer der letzteren, Kindasvinth, sich der Regierung bemächtigte. Er ließ Tulga die Haare abschneiden und fügte ihm dadurch in den Augen der Westgoten unauslöschliche Beschimpfung zu, die ihn nötigte, ins Kloster zu gehen.

Kindasvinth (641—649) zählte 79 Jahre, als er nach der Krone griff, um nun der unheilvollen Übermacht des geistlichen und weltlichen Adels kraftvoll zu steuern. Unbarmherzig vernichtete und verjagte er die trotzigen Geschlechter, die bisher bei jeder Empörung an der Spitze gestanden hatten, schützte energisch die bedrängten kleinen Leute vor der Willkür der Großen, verfügte gegen diese ganz die gleichen Strafen wie gegen jene und unterwarf in seinem Gesetzbuch die Römer dem westgotischen Landrecht. Um neue Wahlstürme zu verhindern, ernannte er seinen Sohn Rekkisvinth zum Mitregenten, der auch 649, nach dem Tode seines Vaters, in der Herrschaft über das gesamte Westgotische Reich bestätigt wurde. Unter ihm genoß das Reich eines 23jährigen Friedens, aber er gab während desselben das auf, was sein Vorgänger für das Königtum errungen hatte. Alle Empörer wurden straflos erklärt und, um ein Anwachsen des Königsgutes zu verhindern, ausdrücklich verfügt, daß beim Tode des Königs nur das, was er nachweislich vor seiner Thronbesteigung besessen, seiner Familie bleiben, alles andre dem Nachfolger zufallen sollte. Aufs neue wurde sodann das Wahlrecht der Großen feierlich anerkannt. Solchen Zugeständnissen gegenüber bedeutete die letzte Veröffentlichung des westgotischen Gesetzbuches nicht viel. — Nach Rekkisvinths Tode wurde Wamba erwählt.

Die letzten Könige.

Wamba (672—681), obwohl ein tüchtiger Kriegsmann, zögerte lange, eine Ehre anzunehmen, die leicht verhängnisvoll für denjenigen werden konnte, dem sie widerfuhr. Da trat — so wird erzählt — ein Gote mit gezogenem Schwerte vor ihn hin und sprach: „Nur das öffentliche Wohl veranlaßt uns zu deiner Wahl. Willst du so verwegen sein, deine eigne Ruhe und das Glück eines unabhängigen Lebens dem Glücke deines Vaterlandes vorzuziehen? Gib sofort deine Beistimmung, oder ich durchbohre dich mit diesem Schwerte, denn wer sich weigert, zum Wohle des Staates beizutragen, ist sein wahrhafter Feind." So wurde Wamba verurteilt, König eines Reiches zu werden, wo kirchlicher Fanatismus und die Herrschsucht der Großen miteinander wetteiferten, die Herstellung von Ruhe und Ordnung unmöglich zu machen. Dies zeigte sich gleich zu Anfang, als Hilderich, Graf von Nimes, den Gehorsam versagte. Der gegen ihn gesandte königliche Feldherr Paulus trat zu ihm über, ließ sich in Narbonne selbst zum König ausrufen und gewann das ganze Land nördlich des Ebro, namentlich die Basken, für sich. Aber Wamba warf zuerst diese nieder, erzwang, mit drei Heersäulen vorgehend, den Übergang über die verteidigten Pyrenäenpässe, erstürmte Narbonne und nach heißem Kampfe auch Nimes, wo sich Paulus im römischen Amphitheater endlich dem Sieger ergab. Wamba begnadigte ihn und seine Spießgesellen zu lebenslänglicher Haft, dann kehrte er im Triumphe nach Toledo zurück (637). Ein fränkisches Heer, das den Empörern verspätete Hilfe bringen wollte, wurde mit leichter Mühe zurückgeworfen. Aber der zunehmende Verfall des Staates

tritt doch grell hervor in dem Gesetz, das die Wehrpflicht, das Vorrecht der Freien, auf die Unfreien ausdehnte, ohne freilich zum Ziele zu führen. Im Gegenteil, die Geistlichkeit, deren Unfreie natürlich davon mit betroffen wurden, benutzte das abermals zu einer ruchlosen Empörung. Im Einverständnis mit ihr oder wenigstens auf ihre Hilfe rechnend, ließ der Grieche Ardebast, Wambas Vertrauter, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, dem Könige Gift reichen, das ihn zwar nicht tötete, aber besinnungslos machte. In diesem bewußtlosen Zustande beraubte ihn der Elende seines Bartes und Haupthaares und kleidete ihn in ein Bußgewand. Als Wamba am andern Tage zu sich kam, dankte er großmütig ab und zog sich 681 in das Kloster Pamplinga in Burgos zurück, Ardebast aber ließ durch die Bischöfe seinen Sohn Erwich zum Könige wählen.

Es gelang Erwich (681—687) dadurch, daß er der Geistlichkeit schmeichelte, ungeachtet der Erbitterung, welche die That seines Vaters Ardebast hervorrief, seine Herrschaft zu behaupten. Er stellte seine eigne Familie unter den Schutz der Kirche und verhing, beeinflußt vom Erzbischof Julian von Toledo, einem getauften Juden, die härteste Verfolgung über die Juden. Allein die Vorwürfe seines Gewissens vermochte er nicht zu beschwichtigen, und innerlich zerrüttet, beschloß er sein Leben in einem Kloster. Einen Neffen Wambas, Egika (687—701), ernannte er zu seinem Nachfolger. Unter diesem erlangten Geistlichkeit und Adel ein solches Übergewicht, daß der König vollständig in ihre Abhängigkeit geriet. Selbst der Erzbischof Sisbert von Toledo hatte eine Verschwörung gegen das Leben des Königs angezettelt, welcher dieser jedoch entging; auch gelang es ihm, durch eine Kirchenversammlung die Absetzung und Verbannung des Bischofs zu erwirken. Im übrigen erwies er sich dem Klerus gegenüber nicht minder unterwürfig und also nicht minder fanatisch als sein Vorgänger. Das Konzil von Toledo beschloß auf des Königs Antrag, alle erwachsenen Juden zu knechten, ihre Kinder im Alter von über sechs Jahren von den Eltern zu trennen und sie christlich erziehen zu lassen. Zur Verzweiflung getrieben, sollen damals die spanischen Juden mit ihren Glaubensgenossen in Afrika und deren arabischen Herren in Verbindung getreten sein; jedenfalls war der westgotische Pfaffenstaat verfault bis in die Wurzel, als ihn der Stoß der Araber traf.

Römisches und westgotisches Recht.

So wenig wie die Ostgoten in Italien hatten die Westgoten in Gallien und Spanien als reine Eroberer auftreten können. Denn ihr gallischer Besitz wurde ihnen vertragsmäßig zugewiesen, und auch für den spanischen bedurften sie der Anerkennung des Römischen Reiches, solange ein solches im Westen bestand. Obwohl also nun von den Römern durch Sprache, Sitte, Tracht, Recht und Glauben geschieden, haben deshalb die Westgoten ihren römischen Unterthanen ihr Recht, ihre Verfassung und ihren Grundbesitz, soweit dieser ihnen nicht vertragsmäßig zufiel, belassen. Ebendeshalb aber konnten sie ihre Nationalität noch weniger behaupten, wie die Langobarden, vielmehr gewann das römische Wesen auf sie rasch den größten Einfluß, und zwar in allen Lebensbeziehungen. Was zunächst das Recht betrifft, so ließ Alarich II. das der Römer aufzeichnen (Breviarium Alaricianum), Rekkared das der Westgoten (Lex Visigothorum). Als dann Kindasvinth und Rekkisvinth dies letztere auch auf die Römer ausdehnten, wurde damit die Rechtseinheit nur scheinbar in germanischem Sinne begründet, faktisch in römischem, denn schon Rekkareds Westgotengesetz ging fast durchweg von römischen Rechtsbegriffen aus, es war also das westgotische Gewohnheitsrecht bereits vorher wesentlich romanisiert. Mit dieser Herstellung der Rechtseinheit fiel auch das alte Verbot der Mischehen zwischen Goten und Römern, und damit eines der stärksten Hindernisse der Verschmelzung beider. Ganz derselbe Vorgang ist in der Rechtspflege sichtbar. Nirgends erscheint nämlich das germanische Schöffengericht,

vielmehr ist das römische Einzelrichtersystem auch bei den Goten völlig durchgedrungen, nur daß in erster Instanz verschiedene Richter die Angehörigen der beiden Nationen richteten, die Goten nämlich ihre Militärbefehlshaber, die Römer der städtische Defensor und der Judex; in zweiter Instanz standen beide unter dem Dux, in höchster Instanz unter dem König und dem Staatskonzil.

Verwaltung. Dem römischen Einfluß wich auch im Westgotenreiche sehr schnell die altgermanische Volksversammlung. Weder mit der Königswahl noch mit der Gesetzgebung hatte die Masse der Freien etwas zu thun, vielmehr leitete allein der König an Stelle des Kaisers mit seinen Hofbeamten (Palatini) den Staat. Er bot das Heer auf, übte Polizei und Gerichtsbarkeit in höchster Instanz, bestimmte die Steuern, ernannte die Beamten, und erst später wurde er in der Gesetzgebung durch die Konzilien beschränkt. So blieb auch das römische Ämtersystem zum guten Teile bestehen, doch wurde es durch die Übertragung der gotischen Heerverfassung auf die bürgerliche Verwaltung beschränkt. Demnach bestand in den höheren Behörden dieselbe Verbindung beider Gewalten wie bei den Langobarden. An der Spitze der Provinz nämlich stand als Heerführer, Verwaltungsbeamter und Richter der Dux, unter ihm mit gleicher Befugnis in den einzelnen Stadtgebieten die Comites. Als Lokalbeamte walteten über die Goten die militärischen Befehlshaber der Zehntschaften, Hundertschaften, Fünfhundertschaften, Tausendschaften (thiufads, millenarius), über den Römern vornehmlich als Richter der städtische Defensor und der Rektor, seit 506 Judex (Richter). Aus dem Fortbestehen des Defensorenamtes, das in jährlicher Wahl vom Bischof und den Bürgern besetzt wurde, ergibt sich die Fortdauer eines Schattens mindestens der römischen Stadtverfassung. Auch die Körperschaften der Kurialen behielt der westgotische Staat bei, weil er ihrer für die Erhebung der Grundsteuer und die Leistungen nicht entbehren wollte. Ganz römisch blieb auch die Verwaltung der Domänen durch den Comes patrimonii mit seinen Actores; ja ihnen wurde wohl auch die Handhabung der Sicherheitspolizei und Strafgewalt über alle Insassen der Domänen, zuweilen sogar die Stellvertretung des Grafen aufgetragen.

Steuerwesen. Mit dem Fortbestande eines guten Teils der römischen Verwaltungsordnung erhielt sich auch, zunächst freilich nur für die Römer, das kaiserliche Steuerwesen mit all seinen üblen Folgen von Beamtenwillkür, über die namentlich in den späteren Zeiten des Reiches fortwährend bitter geklagt wurde. Die Grundlage des Steuersystems bildete nach wie vor die Grundsteuer, von der auch das Kirchengut keineswegs befreit blieb; daneben gingen die beschwerlichen Staatsfronen (angariae) und eine Art Accise (auraria, Handelsabgabe); die Juden waren außerdem zu einer besonderen Steuer verpflichtet. Bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts unterlagen die Goten den beiden ersten Lasten nicht; später wurden auch sie ihnen unterworfen. Umgekehrt galt das königliche Heeresaufgebot ursprünglich nur den freien Goten, nicht den Römern: aber schon Wallia bot auch diese auf, dann wieder Alarich II. gegen Chlodwig, beide wohl aber nur ausnahmsweise, denn Rekkareds Gesetz kennt nur gotische Wehrfähige. Im 7. Jahrhundert dagegen traf die Einberufung Goten wie Römer.

Überwuchern des Großgrundbesitzes. Fast mehr noch als die Staatsverwaltung unterlag die ständische Gliederung der Romanisierung. Die Goten traten in dieselben krankhaften Zustände ein wie fast alle Germanenvölker, nur daß die kurze Dauer des Vandalischen und Ostgotischen Reiches hier sie nicht recht zur Wirkung kommen ließ und die Langobarden überhaupt radikaler aufräumten, weil sie mußten. Zunächst wirkte die Ansiedelung der Goten vorteilhaft, denn die Landteilung traf natürlich in erster Linie die Großgrundbesitzer, schränkte also ihr Übergewicht einigermaßen ein, und die vielen Tausende freier

gotischen Bauern, die sich auf ihrem Boden niederließen, bildeten zunächst einen neuen, bis dahin gänzlich fehlenden, bäuerlichen Mittelstand. Aber das war vorübergehend. Allmählich ballten sich auch in den Händen gotischer Besitzer vornehmlich durch königliche Landschenkungen große Güter zusammen, neben dem römischen Provinzialadel entstand also ein gotischer. Die Gemeinfreien traten entweder in seine Reihen oder sie sanken allmählich und zwar der Mehrzahl nach in eine abhängige Stellung, wohl gar zu Kolonen herab, verloren entweder ganz ihr Gut oder übertrugen es einem großen Grundherrn, um nun unter dessen Schutze es weiter zu bewirtschaften. Wirtschaftliche Not, alt eingewurzelter Mißbrauch der Amtsgewalt der großen Herren, das Streben, durch Verzicht auf die volle Freiheit sich der drückenden Wehrpflicht zu entziehen, wirkten zusammen. Rechtlich blieben diese Freien natürlich immer noch von den Unfreien geschieden, thatsächlich wurde die Schranke zwischen beiden immer niedriger. Die Unfreien (servi, mancipia) hatten oft einen kleinen Besitz und durften sich verheiraten, freilich nicht zu rechter Ehe, und der Herr konnte ihnen jenen jederzeit nehmen, sie verkaufen, züchtigen, ja sogar töten. Dafür trug er die Verantwortlichkeit für die Vergehen seiner Unfreien. Mildernd wirkte weniger der Staat, als die Kirche, denn sie begünstigte die Freilassung als ein gottgefälliges Werk, und Freigelassene des Königs stiegen zuweilen sogar zu Hofämtern empor. Aber im ganzen wurde das Westgotische Reich durch eine stolze Aristokratie geistlicher und weltlicher Großgrundbesitzer gelenkt, die natürlich auch die Gesetzgebung in ihrem selbstsüchtigen Standesinteresse bestimmte und doch oft mit größter Willkür auch über dies selbstgemachte Recht sich hinwegsetzte; die große Masse des Volkes war hörig und unfrei. So hat sich hier schon im 6. Jahrhundert die eigentümlich mittelalterliche Form der Gesellschaft herausgebildet, und zwar viel weniger auf germanischer, als auf römischer Grundlage.

Auf das Übergewicht des römischen Wesens ist auch die herrschende Stellung zurückzuführen, die seit dem Ende des 6. Jahrhunderts die Kirche im Westgotenreiche gewann. Wie weit die Organisation der arianischen Kirche sich in Spanien entwickelt hat, ist wenig bekannt, weil die Akten ihrer Synoden später vernichtet worden sind. Jedenfalls war sie vom Staate ganz abhängig, denn ihre Bischöfe ernannte der König. Bedeutender von allem Anfang an war aber die katholische. Ihre Erzbistümer fielen mit den römischen Provinzen zusammen und standen einander zunächst an Würde gleich, bis seit etwa 650 der Erzbischof von Toledo thatsächlich den Vorrang gewann. Ihre Behandlung durch die Könige hing im wesentlichen von politischen Gründen ab, war daher bald milder, bald strenger, doch ist eine eigentliche Verfolgung niemals eingetreten. Als im Jahre 589 die Westgoten zum Katholizismus übergingen, übernahm der König rechtlich die Aufsicht und Leitung der nunmehrigen Staatskirche. Er ernannte auf Vorschlag der Geistlichkeit und der Gemeinde den Bischof, berief das Konzil und bestätigte seine Mehrheitsbeschlüsse auch in rein geistlichen Dingen. Thatsächlich aber beherrschte nicht der König die Kirche, sondern die Kirche den König und den ganzen Staat. Das Nationalkonzil wurde geradezu zum Reichstage, nur daß höchstens der vierte oder fünfte Teil seiner Mitglieder aus weltlichen Großen bestand, die der König ernannte. Es hatte die gesetzgebende Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in rein weltlichen Dingen, verhing deshalb geistliche Strafen für weltliche Verbrechen und umgekehrt, wenn es in höchster Instanz namentlich in politischen Prozessen richtete, es wählte den König und führte nicht selten seinen Sturz herbei. Ferner besaßen, offenbar mit Übertragung römischer Grundsätze (s. oben S. 101), die Bischöfe das Recht (seit 589), die Staatsbeamten in ihrer gesamten Geschäftsführung zu überwachen; ja der Bischof konnte von den Parteien um einen Richterspruch nach dem Urteil des geordneten Richters

Übergewicht der Kirche.

angegangen werden, über beide entschied dann der König „nach dem Rate der Bischöfe". In jedem Sinne bildete die Geistlichkeit einen bevorzugten Stand, die Bischöfe geradezu den ersten des Reiches. Sie waren in jedem Falle von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit, die übrigen Geistlichen wenigstens bei Prozessen untereinander; rein weltliche Vergehen konnten sie mit Kirchenstrafen sühnen, bei schweren Verbrechen wurden sie milder bestraft als die Laien, so bei bewaffneter Empörung, die diesen den Kopf kostete, nur mit lebenslänglicher Klosterhaft. Ebenso waren sie von der Wehrpflicht und den städtischen Lasten entbunden. Kurz, das westgotische Königtum erkaufte den Beistand der Kirche gegen das Übergewicht des weltlichen Adels um den Preis der Unterwerfung der Krone und des ganzen Staates unter die geistliche Vormundschaft. Die Theokratie, die später Gregor VII. erstrebte, war somit schon 400 Jahre vor ihm im westgotischen Spanien vollendet. Die Folgen für das gesamte Volksleben waren dieselben wie anderwärts. Der Geistlichkeit selbst wurde ihre Herrschaft keineswegs zum Segen, sondern zum Fluche. In weltliche Händel verstrickt, vergaßen die Bischöfe oft genug ihres geistlichen Berufes, scheuten selbst vor argen Vergehungen nicht zurück und gewöhnten sich, den Vorteil ihrer Herrschaft mit den Interessen der Kirche und Religion verwechselnd, mit salbungsvoller Heuchelei auch die ruchloseste Empörung zu bedecken. Das Volk aber sah nicht nur in äußerlicher Frömmigkeit und namentlich im Klosterleben etwas Verdienstliches, sondern es neigte rasch zu harter Unduldsamkeit gegen Andersgläubige hin, so daß Spanien schon damals das klassische Land der Judenverfolgungen wurde. In der merkwürdigsten Weise also traten schon in westgotischer Zeit Charakterzüge hervor, welche die Spanier des späteren Mittelalters und der Neuzeit auszeichnen. Es ist schwer zu sagen, ob sie mehr im gotischen oder im römisch-spanischen Volkstume wurzeln; jedenfalls hat die ganze spätere Geschichte Spaniens sie noch schärfer entwickeln müssen.

Volkswirtschaft. Das rasch gewonnene Übergewicht des römischen Elements hat für die Kultur des Landes eher günstige als nachteilige Folgen gehabt. Denn die größere Bildung kam doch auch der Volkswirtschaft zu gute, und da nach Überwindung der zerrüttenden Kämpfe der ersten Jahrzehnte nur gelegentlich innere Unruhen den Frieden getrübt, äußere Feinde selten den Boden der Halbinsel betreten haben, so kehrte die Volkswirtschaft, gefördert durch die kräftigen Arme der westgotischen Einwanderer, rasch in geordnete Bahnen zurück. Wenig bedeutend scheint allerdings der uralte Bergbau gewesen zu sein, aber für die Forstkultur wurde Sorge getragen, und wie früher blühte in den damals dichten Eichenwäldern der Halbinsel die Schweinezucht, die den größten Teil der Fleischnahrung lieferte. Ebenso wurde das Land sorgfältig angebaut, die alten Wasserleitungen erhalten oder wiederhergestellt, die Wassernutzung polizeilich genau geregelt. Das einheimische Gewerbe wollte allerdings wenig bedeuten, und der Ausfuhrhandel beschränkte sich deshalb wesentlich auf Rohprodukte, wie Metalle, Salz, Getreide, Wein, Südfrüchte, Wachs, Honig. Anderseits gelangten aus den alten Kultur- und Industrieländern des Südens und Ostens Seide, Purpurgewänder, Schmuck, kostbare Geräte und andre Luxuswaren zumeist auf griechischen Schiffen in spanische Häfen; überhaupt scheint der Handel wesentlich in den Händen Fremder gewesen zu sein. Selbst die heftigsten Kämpfe konnten diesen altgewohnten Verkehr nicht völlig unterbrechen. So erschienen z. B. in den Kriegen Eurichs griechische, jüdische und syrische Kaufleute in Septimanien und Marseille, um so mehr natürlich in friedlichen Zeiten. Am Hofe des Königs Theudes verkehrten karthagische Händler, um 650 kamen Griechen nach Merida. Auch die Regierung widmete diesen Dingen ihre schützende Aufmerksamkeit. Sie sorgte in den Häfen für Anstellung einer Art Handelskonsuln, schritt gegen das Strandrecht ein, traf Verfügung für den Schutz und die Bequemlichkeit der

Reisenden, behielt das römische Postwesen bei — zunächst allerdings nur für Staatszwecke — hielt Straßen und Brücken im stande, wie auch noch König Erwich die berühmte Guadianabrücke bei Merida wiederherstellen ließ. Jedenfalls ist der Wohlstand Spaniens unter den Westgoten nicht viel geringer gewesen als in der späteren römischen Zeit.

Selbst in der Litteratur wirkt das antike Leben noch nach. Erhielten sich doch auch die rhetorischen Schulen, z. B. die von Marseille. Die Vertreter dieser Bildung waren natürlich überwiegend die Geistlichen, also die Römer, und geistliche Anschauungen bestimmten deshalb auch die Litteratur. So trägt namentlich auch die Dichtung durchaus kirchlichen Charakter. Claudius Marius Victor z. B. (gest. um 454) besang die Weltschöpfung in Hexametern, Paulinus von Perigueux brachte die Lebensbeschreibung des heiligen Martinus von Sulpicius Severus in Verse, Paulinus von Pella schilderte um 465 sein Leben in einem „Dankgedicht“ (an Gott) u. a. m. Anderseits erhielt sich die alte Kunst der Lobrede. So feierte Apollinaris Sidonius, in seiner ganzen Art schon der rechte Franzose, beweglich, witzig, geistvoll, bald römische Kaiser, bald, trotz lebhafter Abneigung gegen die „Barbaren“, den König Eurich, der die Auvergne unterwarf und ihn selbst gefangen nach Bordeaux sandte, und der Erzbischof Julianus von Toledo pries Wambas Feldzug gegen den Rebellen Paulus in schwunghafter und geläufiger Darstellung (s. oben S. 186). Auch in der Geschichtschreibung herrscht mehr oder weniger der geistliche Standpunkt, ja die damals in Spanien ausgesprochenen Anschauungen sind maßgebend für das ganze Mittelalter geworden. So gliederte Orosius aus Lusitanien (Anfang des 5. Jahrhunderts), ein Schüler des heiligen Augustinus, seine Weltgeschichte zuerst nach den vier sogenannten Weltreichen, dem babylonischen, makedonischen, karthagischen und römischen, und suchte im Anschluß an Augustins Buch „Vom Gottesstaat“ („De civitate dei“, s. oben S. 106) den Satz zu erweisen, daß auch in heidnischer Zeit Unglück und Ungemach die Menschheit betroffen habe, indem er sich dabei vornehmlich an Livius und die Chronik des Eusebius nach Hieronymus anschloß. In ähnlicher Weise suchte Salvianus, Priester in Marseille (gest. um 500), in seinem Werke „Über die Weltregierung Gottes“ die Behauptung der Heiden zu widerlegen, das Elend der Zeit sei auf den Zorn der verlassenen Götter zurückzuführen. Daneben gehen kurze Annalen, überwiegend provinzialen Charakters, so die des Prosper von Aquitanien (um 463) von der Erschaffung der Welt bis 454, und seines Fortsetzers, des Idacius (bis 467), weiter des Victor, Bischofs von Tunnuna (444—566) und des Johannes von Biclaro, Bischofs von Gerona (bis 590). Litteratur.

Den ersten Rang aber unter allen Schriftstellern des westgotischen Spanien nimmt Isidor von Sevilla ein, der als Bischof dieser Stadt im Jahre 636 starb. Von ausgebreiteter Bildung, faßte er mit Hilfe aller ihm zugänglichen Hilfsmittel die Summe aller Kenntnisse in einer großen Encyklopädie zusammen, die über alle Wissenschaften sich erstreckt („Originum sive Etymologiarum libri XX“). In diese verflocht er auch eine kurzgefaßte Weltchronik, eingeteilt in sechs Weltalter nach den sechs Schöpfungstagen und fortgeführt bis auf die Zeit des Königs Sisibut. Davon verschieden ist eine „Geschichte der Goten, Vandalen und Sueben“, ausgeführter und von einem warmen Gefühle für Land und Volk durchweht. Außerdem schrieb er noch eine kirchliche Litteraturgeschichte („De scriptoribus ecclesiasticis“), drei Bücher Sentenzen und auf Wunsch König Sisibuts ein Werk über Naturgeschichte („De natura rerum“). Durch diese Schriften, besonders aber durch die „Origines“, ist Isidor ein Lehrer des ganzen späteren Mittelalters geworden, das die vollständigen Werke des Altertums nicht mehr besaß oder nicht mehr verstand.

Das Fränkische Reich und die deutschen Stämme unter den Merowingern.

Die Gründung des Reichs.

Die westdeutschen Stämme.

Während die Völker des deutschen Ostens, die Vandalen, Goten, Sueben, Langobarden, Burgunder, fern im Süden und Westen Europas, ja selbst in Afrika neue Heimstätten suchten, freilich nur, um dort unterzugehen oder ihr Volkstum aufzugeben, hatten die westdeutschen Stämme ihre Sitze behauptet und nur durch die nächstgelegenen römischen Gebiete westlich des Rheins und südlich der Donau erweitert. Westlich bis zum Wasgau, östlich bis zum Lech, nördlich bis an den mittleren Neckar, südlich bis an den St. Gotthard saßen die Alamannen, suebischer Abkunft, weshalb sie später Schwaben hießen, zum Teil wohl die alten Semnonen. Von der alten römischen Bevölkerung ihres Landes behauptete sich ein geschlossener Rest nur um die alte Bischofsstadt Chur (Churrätien). Ihnen nordöstlich schlossen sich die Thüringer an, die alten Hermunduren, aber in viel weiter ausgedehnten Sitzen als diese, nämlich zwischen der mittleren Donau (bei Regensburg), der Saale, der Werra und der mittleren Elbe. Deren Nachbarn im Westen waren die Sachsen, so genannt nach dem breiten, kurzen Schwert, dem „Sachs", die alten ingväonischen Völkerschaften, deren Gebiet das Land von der unteren Elbe bis über die Ems, vom Zusammenfluß der Werra und Fulda bis an die Nordsee und Eider umfaßte. Ihnen nahe verwandt, aber nicht mit ihnen vereinigt, behaupteten die Friesen ihre uralten Sitze an der Nordseeküste, von der unteren Weser bis zur Scheldemündung. Längs des mittleren Rheins breiteten sich unter dem neuen Namen der Franken die alten Istväonen aus. Erst später bildete sich im Südosten ein neuer deutscher Stamm, die Bayern (Bajuvaren, Bojarier). Nur spätere Unkenntnis oder Geschichtsfälschung hat sie mit den keltischen Bojern in Verbindung gebracht und sie zu einem keltisch-germanischen Mischvolk machen wollen. Es kann jetzt als sicher gelten, daß sie im wesentlichen die Nachkommen der alten suebischen Markomannen sind, die lange in Böhmen, also im Lande der Bojer (Bojohaemum, Bojerheimat) saßen (s. S. 10), deren Name dann aber erloschen scheint, offenbar, weil er durch die Benennung nach ihren langjährigen Sitzen verdrängt wurde, denn „Bajuvaren" bedeutet „Bewohner des Bojerlandes" (Böhmen). Von dort aus mögen sie um 500 auf römisches Gebiet übergetreten sein, das sie nach den Stürmen des 5. Jahrhunderts fast menschenleer gefunden haben werden (s. S. 87 f., 150), bis auf vereinzelte Reste romanischer Bevölkerung (Walchen) um das verwüstete Juvavum (Salzburg), an den Bergseen des heutigen Oberösterreich, an der bayrischen Traun, im „Walchengau" bei Partenkirchen und in den Seitenthälern des jetzigen Tirol (Stubai). Diese Bauern und Hirten in Zinsbauern ihrer Herzöge verwandelnd, besetzten und besiedelten die einwandernden Bayern das Land westlich bis an den Lech, südwärts längs der Brennerstraße bis über Bozen hinaus, nordwärts bis zum Fichtelgebirge; ihre Hauptstadt aber wurde Regensburg, die alte Römerfestung Castra regina, etwa in der Mitte des ganzen Landes.

Einwanderung der Slawen im nordöstl. Deutschland.

So hatte sich der weite Osten des alten Germanien von seinen deutschen Bewohnern geleert, und geräuschlos drangen in die verödeten Sitze slawische Stämme ein. Wann und wie dies geschehen ist, davon meldet keine historische Überlieferung, keine Stammessage etwas, ein sicherer Beweis, daß sich die Einwanderer im wesentlichen ohne Kampf ansiedeln konnten. Um 450 mögen sie die Oder überschritten haben, um 530 hatten sie die Elbe erreicht. Das Land bis an und über die Saale eröffnete ihnen erst der Zusammenbruch des thüringischen Reiches (531). Von den später hier genannten

Stämmen waren die Abotriten (Bodrizer) im heutigen Mecklenburg, die Wilzen in Vorpommern und Brandenburg die nächsten Verwandten ihrer östlichen Nachbarn, der Polen oder Ljächen; die Sorben dagegen, die bis ans Erzgebirge saßen, standen den Tschechen näher. Diese mögen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts das von den Markomannen geräumte Böhmen besiedelt haben. — Daß diese Slawen in den früher germanischen Strichen noch Reste deutscher Bevölkerung angetroffen haben, ist unzweifelhaft. Denn sie haben eine Anzahl geographischer Namen, besonders solcher von Flüssen, wie der Weichsel (Vistula, slaw. Wizla), der Oder (Viadrus, slaw. Odra) und der Elbe (Albis, slaw. Labe) von der germanischen Bevölkerung dieser Gegenden übernommen, sogar das ganze Land um den weithin sichtbaren Zobtenberg und diesen selbst nach dem vandalischen Silingen Slenzi (spr. Slengsi, d. i. Schlesien) genannt, müssen also noch schwache Reste von diesen angetroffen haben. Übrigens galt den Germanen der geräumte Osten noch bis tief ins 6. Jahrhundert als germanisch (Maurungaland), und erst mit dem Abzuge der Langobarden und der Nordsueben (s. S. 169) als verloren.

Die Einwanderung der Slawen in den Donau- und Alpenländern.

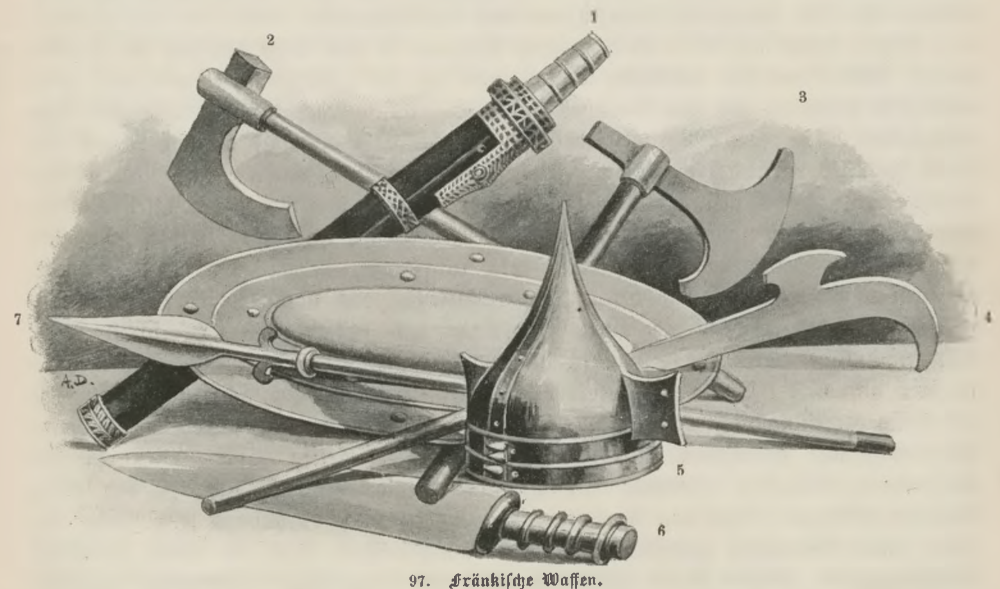
Etwas später als die eben genannten Stämme in ihre Sitze drangen die Slawen in die Gebiete an der mittleren Donau und in die Ostalpenlande vor, und zwar wesentlich geschoben von den Avaren (s. oben S. 169). Nach den den Tschechen nahe verwandten Mährern (Moraven) heißt noch jetzt die Landschaft an der March und ihren Zuflüssen. Südlich der Donau, sicher im Alpengebiete, waren es die südslawischen Slowenen, die sich hier auf meist verlassenem oder nur von Resten der alten römisch-keltischen Bewohner noch behauptetem Bodeu niederließen und zwar in sehr schwachen Beständen im heutigen Niederösterreich bis zur Enns, in stärkeren in Steiermark, Kärnten und Krain, also im alten Binnen-Noricum, das nach dem Sturze des Ostgotischen Reiches abwechselnd unter fränkischer und byzantinischer Herrschaft stand. Kurz uach 600 waren die Slowenen hier völlig zu Hause. So wenig über ihr Erscheinen auf diesem Boden überliefert ist, so viel ergibt sich aus sicheren Spuren, daß die Besitzergreifung nicht friedlich verlief. Damals sind die noch bestehenden Römerstädte fast alle gewaltsam zu Grunde gegangen, so Celeja (Cilli), Virunum (bei Klagenfurt), Tiburuia (oberhalb Villach); nur wenige erhielten sich, so vor allem Pötovio (Pettau). Was von den alten Bewohnern noch vorhanden war, mag damals seinen Untergang gefunden haben oder ausgewandert sein; die Reste, durch die Zerstörung der Städte ihres Haltes beraubt und vereinzelt, verschmolzen mit den Slawen, wie auf der Balkanhalbinsel. So schoben die Slawen ihre Ansiedelungen westwärts vor im Drauthale, dessen obersten Teil, das Pusterthal, sie benannten, bis an die Rienz, dann bis an die Hohen und Radstadter Tauern und an die Scheide von Steiermark und Oberösterreich. Ziemlich früh scheinen sie dann zu einer gewissen staatlichen Einheit unter einem Herzog gelangt zu sein. Mit den Bayern stießen sie schon im Jahre 592 feindlich zusammen, wurden dabei gelegentlich von ihren Herren, den Avaren, unterstützt und scheinen ihren deutschen Nachbarn gefährlicher gewesen zu sein als diese ihnen.

Ursprung und Ausbreitung der Franken.

Auch im Osten des alten Germanien war also ein völliger Wechsel der Bevölkerungsverhältnisse eingetreten, wie im Süden der Donau, auf altem Römerboden. Nur das Land westlich der Elbe, der Saale, des Böhmerwaldes und der Enns war deutsch geblieben oder deutsch geworden. Vereinzelt aber, oft feindlich standen sich hier die Stämme gegenüber. Ob sie dereinst eine bedeutsame Rolle spielen würden, das hing von der Begründung eines größeren Staatsverbandes ab. Es waren die Franken, die ihn schufen.

Eine späte, gelehrte Fabel, nicht die echte Sage, läßt die Franken von den Trojanern abstammen, wie die Römer. So wenig Grund sie natürlich hat, so trifft sie doch richtig — und daraus erklärt sie sich — die Thatsache, daß das Fränkische

Reich wirklich das Erbe des Römischen Reiches im Abendlande antrat, indem es schließlich fast alle germanischen Herrschaften, die hier entstanden waren, in sich aufnahm und auch das Kaisertum erneuerte. Ihrer Herkunft nach sind aber die Franken im wesentlichen die Stämme der alten Istväonen rechts vom unteren Rhein, also die Sugambrer (an der Sieg), Chamaven (im „Hamaland“ um Deventer), Chattuarier (um Kleve) und Chatten (Hessen). Seit dem 3. Jahrhundert in Bündnisse vereinigt, doch noch zwischen mehrere Gaukönige geteilt, erhielten sie auch einen gemeinsamen Namen und breiteten sich im 4. und 5. Jahrhundert allmählich auch links des Rheins, im Gebiete der Maas und Schelde, aus. Indem sie dabei ihr altes Stammland festhielten, von ihm aus nicht kriegerische Wanderzüge, sondern wirkliche Eroberungskriege unternahmen und dabei die römisch-keltische Bevölkerung dieser Striche bis zum sogenannten Kohlenwalde (zwischen Brüssel und Namur) verdrängten oder geradezu ausrotteten, gaben sie ihren Erwerbungen eine ungleich größere Dauerhaftigkeit, als



97. Fränkische Waffen.

1 Schwert, gefunden (1856) im Grabe König Childerichs zu Tournai. 2, 3, 4 Streit- bezw. Wurfaxte. 5 Helm. 6 Kurzschwert, sogenannter Skramasax. 7 Spieß.

die ostgermanischen Wanderstämme den ihren und wahrten zugleich ihre deutsche Nationalität, damit freilich auch zugleich ihr Heidentum gegen die Überlegenheit der römischen Kultur. Der Schwerpunkt dieser Entwickelung liegt durchaus bei den salischen Franken, so genannt vielleicht nach der Yssel (Issala). Unter Kaiser Julian (361—363) besetzten sie mit nachträglicher Bewilligung Roms die Landschaft Toxandria (Nordbrabant) und blieben seitdem in abhängigem Verhältnis zum Reiche. Als dann Aëtius die Legionen aus Gallien abrief, schoben sie sich zu beiden Seiten der Schelde südwärts vor; ihr König Chlogio (Clojo) eroberte das Land bis zur Somme und machte Doornik (Tournai, lat. Tornacum) zu seiner Hauptstadt. Mit seinem Nachfolger Childerich tritt das Königsgeschlecht der Merowinger hervor, das sich von einem sagenhaften Ahnherrn Merovech ableitete. Damals war aber auch bereits weiter im Osten vom Niederrhein aus deutsche Bevölkerung westwärts vorgedrungen. Die ripuarischen Franken, so genannt, weil sie das Ufer (ripa) des Rheins bewohnten, hatten Köln zu ihrer Hauptstadt gemacht und sich darüber hinaus bis zur Maas ausgebreitet. Sie oder wahrscheinlicher die Chatten (Hessen), die sich später nur mit

ihnen verschmolzen, hatten auch das Land an der Mosel und Saar besetzt, nach der Mitte des 5. Jahrhunderts endlich auch die stolze Kaiserstadt Trier erobert. Noch aber bildeten die fränkischen Stämme keine politische Einheit, vielmehr standen, wie die Ripuarier, so auch die um Cambrai sitzenden salischen Franken unter eignen Königen. Erst das alles überragende Ansehen und die rohe Thatkraft Chlodwigs hat sie geeinigt und dem Volke die herrschende Stellung zunächst in Gallien verschafft.

Unterwerfung Nordgalliens.

Unterstützt auch von den übrigen Königen der Franken, wandte sich Chlodwig, Childerichs Sohn und Nachfolger (481—511), zunächst gegen den letzten Rest römischer Herrschaft in Gallien, den der Statthalter Syagrius um Soissons und bis zur Seine behauptete. In der Schlacht bei Soissons unterlag dieser dem fränkischen Könige (486), entkam zwar zu den Westgoten, wurde aber von Alarich II. ausgeliefert und kurz nachher auf Chlodwigs Befehl umgebracht. Sein Gebiet fiel den Franken zu, doch nahm der König nur das Staatsgut und die herrenlosen Ländereien für sich und die Seinen in Anspruch, sonst ließ er den unterworfenen Römern ihren Grundbesitz, ihre Freiheit und ihr Privatrecht. Durch gütlichen Vertrag unterwarf sich sodann nach kurzem Widerstande auch die Landschaft zwischen der Seine, dem Meere und der Loire (Aremorica, d. h. Küstenland). Fortan fiel der Schwerpunkt der Merowingerherrschaft in diese romanischen Gegenden: Paris wurde Chlodwigs Hauptstadt.

Unterwerfung der Alamannen.

Doch daß das Fränkische Reich völlig zu einem romanischen wurde, wie etwa das westgotische, das verhinderte der eine Zeitlang danach errungene Zuwachs an deutschem Gebiete im Osten. Von dem Ripuarierfürsten Sigbert um Hilfe gebeten, erfocht Chlodwig im Jahre 496 am Oberrhein über die Alamannen einen schweren Sieg. Ihr König selber fiel, das Volk unterwarf sich mit Bewahrung seiner Einrichtungen und seines Rechts dem fränkischen Fürsten (496). Nur ein kleiner Teil der Alamannen suchte und fand Zuflucht im Ostgotischen Reiche (s. S. 156).

98. Siegelring König Childerichs I. (gest. 481).

Gefunden 1653 in seinem Grabe zu Doornik. Der König ist mit langlockigem Haar dargestellt, den Spieß im Arm, auf der Brust einen Plattenpanzer.

Übertritt Chlodwigs zum Christentum.

Mit diesem schwer erkauften Triumph bringt die Überlieferung den Übertritt Chlodwigs zum katholischen Christentum in Zusammenhang. Als die Schlacht mit den Alamannen noch unentschieden tobte, da — so wird erzählt — gelobte Chlodwig dem Christengott, die Taufe zu nehmen, wenn er ihm den Sieg verleihe. Nachdem dies geschehen war, löste er sein Gelübde ein, und beeinflußt von seiner burgundischen Gemahlin Chlotilde (Chrotachildis), vielleicht auch in kluger Berechnung, entschied er sich nicht für den Arianismus, an dem die übrigen christlichen Germanen festhielten, sondern für das katholische (nicänische) Bekenntnis, also für den Glauben seiner romanischen Unterthanen. Am Weihnachtsfeste des Jahres 496 taufte ihn der Bischof Remigius zu Reims, mit ihm 3000 andre Franken. Mochten auch noch große Teile des Volkes, z. B. an der Schelde, zunächst noch heidnisch bleiben, das Reich trug doch seitdem christliches Gepräge, die religiöse Scheidewand zwischen den Franken und den Römern sank zusammen, und die Romanen der benachbarten arianischen Reiche sahen seitdem in dem wilden Frankenkönige ihren Schirmherrn und Verbündeten gegen ihre eignen germanischen Fürsten. Chlodwig wußte diese Stimmung aufs geschickteste und rücksichtsloseste zu benutzen, um zuerst das burgundische Reich (s. S. 72) von sich abhängig zu machen, dann die Westgoten fast vollständig aus Gallien zu verdrängen.

Feldzug gegen Burgund.

Wirren im burgundischen Königshause kamen dem fränkischen Eroberer zu Hilfe. Gundiochs vier Söhne, Gundobad, Chilperich, Godemar und Godegisil teilten nach deutscher Art das Reich. Der älteste aber, Gundobad, ließ zwei seiner Brüder

umbringen und machte sich zum Alleinherrscher (491—516). Doch er beschwor damit die Blutrache über sein Haupt herauf. Denn daß Chilperichs Tochter, Chlotilde, Chlodwigs Gemahlin war, gab diesem die willkommene Veranlassung, über das Burgunderreich herzufallen. Bei Dijon schlug er Gundobad (500) und machte ihn von sich abhängig, so daß er ihm nachmals gegen die Westgoten Beistand leistete (507). Sonst erhielt sich, obwohl schwer erschüttert, das Reich, ja Gundobad konnte auch noch den letzten seiner Brüder, Godegisil, der mit Chlodwig in Verbindung getreten war, umbringen lassen und damit das ganze Reich in seiner Hand vereinigen.

Eroberung Aquitaniens.

Schwerer traf Chlodwigs Faust die Westgoten. Ohne auch nur einen Vorwand zu suchen, griff er sie im Jahre 507 an, vertrauend auf die ihm günstige Stimmung der Römer. „Es ergrimmt mich", so sprach er, wie Gregor von Tours erzählt, zu seinen Franken, „daß diese Arianer einen Teil Galliens besitzen. Wir wollen mit Gottes Hilfe ausziehen und das Land uns unterwerfen." So begann er den Krieg als Religionskrieg, und Wunder begleiteten sein Heer, als es über die Loire ging. Die Schlacht von Vouillé entschied für die Eroberer, Alarich II. fiel, die Römer fielen ab, und bis an die Garonne wurde das fränkische Gebiet ausgedehnt; ja vielleicht wäre schon damals das Westgotische Reich zu Grunde gegangen, hätte nicht Theoderich seine schützende Hand darüber gehalten (s. oben S. 156).

Vernichtung der fränkischen Kleinkönige.

Solche Erfolge hoben Chlodwig hoch über alle seine Mitfürsten empor. Aber er fühlte sich nicht eher sicher, als bis er sie vernichtet hatte, und führte das mit einer Heimtücke und Gewaltthätigkeit aus, die in der deutschen Geschichte kaum ein Beispiel findet.

Sigbert, König der ripuarischen Franken, lag zu Köln an einer in der Schlacht erhaltenen Kniewunde krank danieder. Chlodwig ließ dessen herrschsüchtigem Sohne Chloderich verlockende Aussichten eröffnen, wenn er des Vaters Tod, der doch ohnehin nahe bevorstehe, beschleunigen wolle. Chloderich widerstand der Versuchung nicht und tötete seinen Vater, während dieser Mittagsruhe hielt, mit eigner Hand. Hierauf sandte er einen Vertrauten an Chlodwig mit dem Ersuchen: dieser möge Sendboten abschicken, um die Schätze seines Vaters in Augenschein zu nehmen, und für sich selbst etwas auszuwählen. Chlodwigs Abgesandte, von ihm mit Verhaltungsmaßregeln versehen, kamen in Köln an. Chloderich führte sie in die Schatzkammer; in dem Augenblick jedoch, als der lieblose Sohn sich bückte, um den Inhalt eines Kastens zu untersuchen, spaltete ihm einer der Gesandten mit der Streitaxt den Kopf. Nach diesen Bluthaten erschien Chlodwig selbst in Köln, versammelte die Stammeshäupter der ripuarischen Franken und fragte sie, ob sie sich dem großen Frankenreiche anschließen wollten. Die Frage wurde mit einem jubelnden Ja beantwortet, Chlodwig auf einen Schild erhoben und hierdurch zum König erklärt.

Zur Beseitigung eines andern Opfers seiner treulosen Politik ließ Chlodwig Chararich und dessen Sohn unter dem Vorwande, ihn gegen Syagrius nicht unterstützt zu haben, heimlich gefangen nehmen und als Mönche in ein Kloster sperren. Als aber hier der Sohn einst zum Vater äußerte: das Laub sei nur vom grünen Holze gestreift, die Blätter könnten also schnell wieder wachsen, und Chlodwig von diesen Worten Kenntnis erhielt, ließ er Vater und Sohn heimlich umbringen.

Bei Ragnachar brachte er es durch Bestechung und Versprechungen dahin, daß seine Gefolgschaft ihm den verhaßten Gebieter nebst dessen Bruder Richar bei einem Kriegszuge treulos in die Hände lieferte. Als die Verräter ihre Fürsten gebunden dem Chlodwig vorführten, rief dieser dem Ragnachar mit verstelltem Zorn entgegen: „Ha! wie konntest du unser Geschlecht so tief erniedrigen, dich binden zu lassen!" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. „Und du Elender" — wendete er sich an Richar — „wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, so wäre er sicher nicht so entehrend gebunden worden. Nimm deinen Lohn!" Damit streckte er auch diesen zu Boden. Würdig gegenüber diesen heuchlerischen Worten nehmen sich die aus, mit welchen Chlodwig die verräterischen Diener der Ermordeten abfertigte. Als er ihnen statt goldener Waffenstücke nur vergoldete überreichen ließ und sich diese nun über den Betrug beschwerten, sprach er zu ihnen: „Wer seinen Herrn verrät, verdient kein echtes Gold." — Nach Ermordung des Regnomer hatte Chlodwig seine ganze Sippe vertilgt. Gleichwohl hatte er die Stirn, sich darüber zu beklagen, daß er nun keine verwandte Seele mehr um sich habe. Der Heuchler aber wollte dadurch nur erfahren, ob nicht noch ein ihm unbekannter Verwandter vorhanden sei, der ihm schaden könne, und dessen er sich daher noch entledigen müsse.

Wie abgestumpft das sittliche Gefühl solchen Greueln gegenüber damals war, beweisen die freilich formelhaften Worte, mit denen der Geschichtschreiber Chlodwigs,

der Bischof Gregor von Tours, den Bericht darüber schließt: „So fällte Gott täglich des christlichen Chlodwig Feinde unter seiner Hand, darum, daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel."

Chlodwigs Machtstellung.

Im Besitze der Alleinherrschaft waltete Chlodwig über ein Gebiet, das von der Garonne bis an den Kanal, vom Atlantischen Ozean bis an den Lech hin reichte. Und seine gewaltige Stellung wurde auch außerhalb des Reiches willig anerkannt. Papst Anastasius beglückwünschte ihn zu seinen Siegen, der Kaiser Anastasius verlieh ihm den Titel des Konsuls und hoffte wohl, auf diese Weise auch das Fränkische Reich dem Oströmischen anfügen zu können. Das freilich ist nicht gelungen: das neue Reich entwickelte sich auf germanischer, nicht auf römischer Grundlage, und eine auch nur nominelle Abhängigkeit von Byzanz hat es niemals anerkannt.

Chlodwigs Tod und die erste Reichsteilung.

Daß Chlodwigs Gewaltthätigkeiten kein höherer Staatsgedanke zu Grunde lag, trat bei seinem Tode im November 511 deutlich hervor. Denn er teilte, germanischer Anschauung folgend, das mit so vielem Blute gekittete Reich zwischen seine vier Söhne, und zwar so, daß der älteste, Theoderich,



99. Standbild eines fränkischen Kriegers im Römisch-germanischen Zentralmuseum zu Mainz, rekonstruiert nach Fundstücken, die aus fränkischen Grabstätten des 5. bis 8. Jahrhunderts n. Chr. erhoben wurden.

den ganzen deutschen östlichen Teil der Monarchie, nämlich das ripuarische und vielleicht auch das salische Frankenland samt Alamannien, sowie ein Stück der ältesten romanischen Eroberung Chlodwigs um Reims und den östlichsten Teil Aquitaniens erhielt, Chlotar (I.) das Gebiet von Soissons, Childebert das armoricanische Land zwischen Seine und Loire mit Paris, Chlodomir endlich den größten Teil Aquitaniens. Es blieben also wenigstens die deutschen Lande wesentlich in einer Hand zusammen, und überhaupt wurde der Gedanke der Reichseinheit keineswegs aufgegeben, wie denn überhaupt alle Teilungen, auch die späteren, nur vorübergehende Bedeutung gehabt, die Grenzlinien nicht etwa für die Dauer festgestellt haben. Jedenfalls blieben die Franken wenigstens zunächst auch unter den Teilfürsten ihren Nachbarn weit überlegen und setzten die Eroberungskriege mit um so größerem Erfolge fort, je mehr die Macht der Ostgoten sich ihrem Untergange zuneigte.

Eroberung des Thüringischen Reiches.

Zuerst fiel das Reich der Thüringer dem Angriff König Theoderichs zum Opfer. Was freilich von den dabei berichteten Ereignissen der Geschichte oder der Sage angehört, läßt sich nicht mehr scheiden. Nach dem Tode des Königs Basino, so berichtet Gregor von Tours, herrschten über die Thüringer drei Brüder, Berthar, Baderich und Hermanfried. Der letztere beseitigte zunächst Berthar und suchte eine Stütze an den Ostgoten, indem er sich mit Theoderichs des Großen Nichte, Amalaberga, vermählte. Auf deren Betrieb aber verband er sich zur Vernichtung Baderichs mit Theoderich von Austrasien und versprach ihm als Preis seiner Hilfe einen Teil des thüringischen Landes. Wirklich wurde Baderich besiegt und getötet, Hermanfried aber hielt seinem fränkischen Bundesgenossen nicht sein Wort und forderte dadurch dessen Rache heraus. Mit den Sachsen und seinem Bruder Chlotar verbündet brach Theoderich im Jahre 531 gegen Thüringen auf und schlug die Thüringer in einer furchtbaren Schlacht bei Burgscheidungen an der Unstrut bis zur Vernichtung. König Hermanfried wurde zunächst glimpflich behandelt und mit Geschenken überhäuft, dann aber nach Zülpich gelockt, und während er dort mit König Theoderich auf der Stadtmauer wandelte, heimtückisch herabgestürzt, so daß er den Tod fand. Die Königstochter Radegunde führte der Frankenkönig als Gefangene mit sich fort und machte sie zu seinem Weibe. Später zog sie sich jedoch in ein Kloster zurück, das sie in Poitiers gründete, nachdem ihr ganzes Geschlecht, auch ihr Bruder, auf ihres Gemahls Befehl den Untergang gefunden hatte.

Zerfall Thüringens.

Das Thüringische Reich wurde den Franken botmäßig, blieb aber nicht in seinen alten Grenzen erhalten. Der nördlichste Teil, etwa das Gebiet zwischen Harz und Elbe, der noch später so genannte Nordthüringergau, wurde den Sachsen abgetreten, das Land am Main allmählich von fränkischen Kolonisten besetzt und nachmals nach ihnen benannt; nur im Kernlande, zwischen dem Thüringer Wald und dem Harz, erhielt sich der Name und die Eigentümlichkeit des Stammes. Was er früher noch östlich der Saale besessen hatte, ging an die slawischen Sorben verloren, ja deren Ansiedelungen überschritten hier und da sogar die Saale.

Eroberung Burgunds, Anschluß der Bayern.

Kurz nach dem Ende der thüringischen Herrschaft fand auch die der Burgunder den längst drohenden Untergang. Der Nachfolger Gundobads war sein ältester Sohn Sigismund (516—523). Noch war die Schuld seines Vaters nicht gesühnt, als er, angereizt von seiner zweiten Gemahlin, durch den Mord seines eignen Sohnes erster Ehe, eines Enkels Theoderichs des Großen, auch sein Haupt mit Blutschuld belastete (522). Für die Frevel seines Vaters aber verlangte Chlotildis, des Frankenkönigs Chlodwig ehrgeizige Witwe, Genugthuung. Chlotilde war eine Tochter des Burgunderkönigs Chilperich, den Gundobad erstochen hatte. Jahrelang, während der ganzen Regierung Gundobads, war ihr Rachedurst ungestillt geblieben; jetzt trieb sie ihre Söhne an,

den Tod ihres Vaters an Sigismund und den Seinen zu rächen. Nachdem Sigismund in offener Feldschlacht besiegt worden (523), fiel er den Franken in die Hände. Samt seiner Gattin und zwei Kindern wurde er bei Coulmiers, in der Nähe von Orleans, in einen Brunnen versenkt (523). Indes behauptete sich sein Bruder Godomar in der blutigen Schlacht bei Véseronce unweit von Vienne, wo Chlodomer sogar seinen Tod fand (524), und Kaiser Theoderich von Italien streckte auch über ihn wie früher über das Westgotische Reich seine schützende Hand, nahm aber allerdings auch, um stets in Burgund eingreifen zu können, den an das Mündungsgebiet der Rhone grenzenden Landstrich mit Orange in Besitz. Erst sein Tod und die ihm folgenden Wirren im Ostgotischen Reiche gaben den Franken freie Hand. Abermals griffen Chlotar und Childebert die Burgunder an, und diesmal siegten sie völlig. Godomar endete als ihr Gefangener, und das Burgundische Reich wurde dem Fränkischen einverleibt, wenngleich ihm eine gewisse Selbständigkeit seiner Einrichtungen und Gesetze auch jetzt noch verblieb (534). — Nicht lange danach fügten sich nicht nur die noch von Theoderich dem Großen geschützten Gaue der Alamannen der fränkischen Herrschaft, sondern auch die Bayern, und zwar freiwillig.

Anfügung Alamanniens und Bayerns

Reichsteilungen und Bürgerkriege.

Neue Teilungen und Bruderkriege

Mit der Anfügung Bayerns beherrschten die fränkischen Könige ein Gebiet, das bis auf die Zeit Karls des Großen, also über zweihundert Jahre lang, seine Grenzen nicht wesentlich verändert hat. Wenn somit die Eroberung zum Stillstaude kam, so liegt das hauptsächlich in den fortgesetzten Reichsteilungen und den daraus entstehenden Thronstreitigkeiten. Der gewaltthätige Charakter des Merowingergeschlechts gestaltete die Geschichte des Reiches zu einer Kette von Bluthaten und verwüstenden Fehden, wie sie in keiner andern Periode germanischer Geschichte in dieser Weise wieder aufgetreten sind. Zur Zeit des Thüringischen Krieges hatte Theoderich einen Mordanschlag auf seinen Bruder und Kampfgenossen Chlotar gemacht, der jedoch mißlang. Chlotar und Childebert ermordeten die beiden unmündigen Söhne ihres im Burgunderkriege umgekommenen Bruders Chlodomir und teilten hierauf dessen Reich unter sich. Ein ähnlicher Anschlag beider auf ihren Neffen Theodebert, der seinem Vater Theoderich in Austrasien nachgefolgt war, mißlang. Dieser Theodebert war es auch, der jenen seltsamen Raubzug nach Italien unternahm (s. S. 164). Nach dessen unglücklichem Ausgange fand er durch einen wilden Stier 548 den Tod. Sein Sohn Theodebald, der ihm in der Regierung Austrasiens folgte, starb nach kurzer Herrschaft (555) ohne Kinder. Ein gleiches Schicksal hatte bald darauf (558) Childebert; und so wurde denn das ganze Fränkische Reich unter Chlotar I. (558—561), dem einzigen noch übrigen Sohne Chlodwigs, wieder vereinigt.

Die zweite große Reichsteilung.

Doch schon drei Jahre nachher (561) starb Chlotar I., und da auch er, wie sein Vater Chlodwig, vier Söhne hinterließ, so teilten diese durch das Los wieder das Reich, und zwar so, daß Charibert Paris mit Aquitanien, Guntram Orleans mit Burgund, Chilperich Soissons und den ganzen Norden, Sigbert Austrasien erhielt.

Brunhild und Fredegunde.

Den Grund zu den entsetzlichen Greueln, welche die nächstfolgende Periode kennzeichnen, legte der kinderlose Tod Chariberts im Jahre 567. Seine drei überlebenden Brüder teilten zwar wieder seine Herrschaft, konnten sich aber über den Besitz der größten Städte, namentlich Paris und Marseille nicht einigen, weshalb das erstere sogar in drei Bezirke zerfällt wucde. Dazu kamen häusliche Wirren. Sigbert von Austrasien und Chilperich von Neustrien vermählten sich mit zwei Schwestern, den Töchtern des Westgotenkönigs Athanagild, der erstere mit Brunhilde, der letztere mit Gailswinthe. Chilperich hatte aber neben seiner Gemahlin noch ein Kebsweib,

Fredegunde, zu der er bald nach seiner Vermählung wieder zurückkehrte. Gailswinthe, empört über diese Treulosigkeit, wollte wieder in ihre spanische Heimat zurückkehren, wurde aber, noch ehe sie diesen Vorsatz ausführen konnte, eines Morgens erdrosselt im Bette gefunden, worauf Chilperich Fredegunde zur rechtmäßigen Königin erhob. Brunhilde, von Rache entflammt, trieb darauf ihren Gemahl zum Kriege gegen den Mörder ihrer Schwester. Ein Erbstreit kam hinzu. Chilperich wollte nämlich die Städte und Gebiete, die er ihr als Morgengabe dargebracht hatte, Bordeaux, Limoges, Cahors zurücknehmen, Brunhilde aber setzte durch, daß ihr als Schwester Gailswinthes Cahors zugesprochen wurde. Darüber entspann sich ein blutiger Kampf zwischen den Brüdern, in dem der schwache, wankelmütige Guntram bald auf der einen, bald auf der andern Seite stand. Sigbert mit seinen tapferen Austrasiern erlangte schließlich die Oberhand; er bemächtigte sich fast ganz Neustriens, und schon wollten ihn die besiegten Mannen Chilperichs auf den Königsschild erheben, als er im Felde von Vitry durch die vergifteten Messer zweier von Fredegunde gedungenen Mörder ein jähes Ende fand (575).

Seinen fünfjährigen Sohn Childebert II. rettete der treue Herzog Gundobald nach Metz, wo er von den Großen sofort als König anerkannt wurde. Brunhilde wurde gefangen nach Rouen gebracht, fand aber bald in Merovech, dem Sohne Chilperichs von seiner ersten Gemahlin Audovera, unerwartet einen Freund. Merovech war nämlich in Liebe zu ihr entbrannt und verband sich mit ihr gegen den Willen seines Vaters durch die Vermittelung des Bischofs Prätextatus von Rouen. Auch der Sohn erhob sich nunmehr gegen den Vater Chilperich, und der letztere erkaufte von den Austrasiern den Frieden durch Freilassung der Brunhilde. — Chilperich regierte im übrigen mit Kraft und Energie, zuweilen sogar mit Härte; namentlich den Bischöfen versuchte er die weltliche Macht in ihren Städten zu entwinden. Aber im Jahre 584 wurde er auf einer Jagd unweit Paris von unbekannter Hand ermordet, wie behauptet wird, auf Anstiften seines eignen Weibes Fredegunde, welche die Entdeckung und den Zorn des Königs wegen eines ehebrecherischen Verhältnisses mit einem der Hofleute gefürchtet habe.

Aber Fredegunde wußte sich in der Herrschaft zu behaupten und nahm zunächst Rache an Merovech und dem Bischof Prätextatus, indem sie beide durch gedungene Hände ermorden ließ. Der Bischof wurde während der Ausübung seines Amtes am Altare von Mördern überfallen und tödlich verwundet. Heuchlerisch soll sich die Königin noch an das Sterbebett des Bischofs begeben und den Wunsch geäußert haben, daß die Person des Mörders entdeckt werden möchte. „Wer es gethan hat?“ rief der Bischof, „derselbe, der unsre Könige getötet, so oft unschuldiges Blut vergossen und so vielfache Greuel in diesem Reiche verübt hat. Du, von der alle diese Greuel ausgingen, wirst in Ewigkeit verflucht sein, und Gott wird mein Blut an deinem Haupte rächen.“ Sie ging, und bald darauf verschied Prätextatus. Dasselbe Schicksal bereitete Fredegunde ihrem zweiten Stiefsohn Chlodwig, um ihrem eignen Sohne Chlotar das Reich zu sichern, der beim Tode des Vaters erst vier Monate alt war. Dann ließ sie auch noch die Mutter der beiden Ermordeten, Audovera, unter entsetzlichen Martern aus dem Wege räumen. Bald geriet sie auch mit Brunhilde wieder in Zwist.

Vertrag von Andelot.

Ein Versuch der Burgunder nämlich, durch Erhebung Gundobads, eines Sprößlings der Merowinger, der nach Konstantinopel geflüchtet war, sich mit Hilfe der Byzantiner vom Fränkischen Reiche loszureißen, wurde von den Austrasiern und König Guntram blutig niedergeworfen. Um aber die Zukunft zu sichern, adoptierte Guntram den jungen Childebert II. von Austrasien als seinen Sohn und Erben. Darauf

schlossen beide Könige, Guntram und Childebert, am 28. November 587 zu Andelot, zwischen Langres und Nancy, einen Erbvertrag, wonach die Freundschaft zwischen Austrasien und Burgund aufrecht erhalten und das Erbe Chariberts (Aquitanien) geteilt werden sollte. Guntram blieb im Besitz von Paris, das bisher allen gemeinsam gehört hatte (s. oben). Wer von den beiden Königen länger lebte, sollte den andern beerben, falls dieser ohne Söhne sterbe. Infolgedessen vereinigte Childebert II. nach Guntrams Tode (593) Burgund mit Austrasien, und als auch Childebert 596 starb, erbte sein zehnjähriger Sohn Theodebert Austrasien mit der Hauptstadt Metz, der neunjährige Theoderich Burgund.

Dies gab neuen Anlaß zu Kämpfen, da die Unmündigkeit beider Könige die ränkesüchtige Fredegunde mit der Hoffnung erfüllte, das Erbteil für ihren eignen Sohn



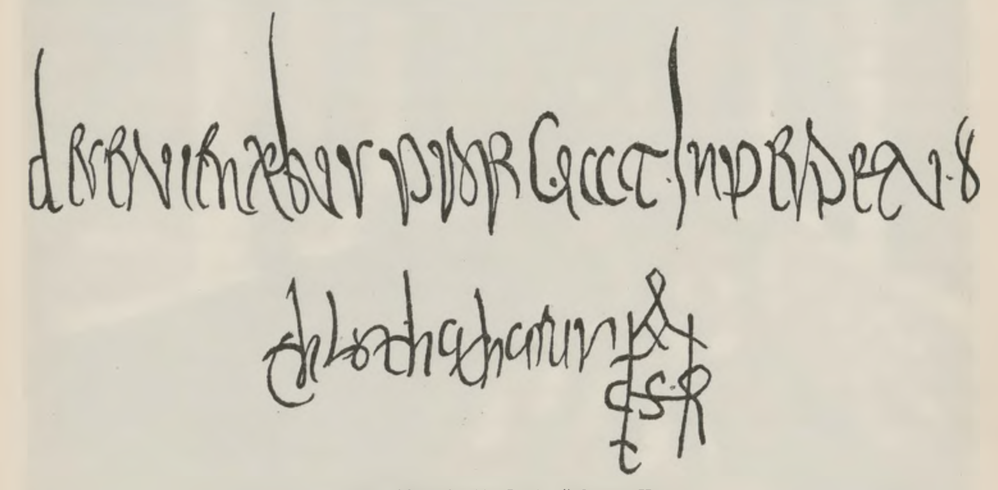
100. Krypta in der alten Kirche St. Geneviève zu Paris mit den Steinsärgen merowingischer Fürsten.

Chlotar II. zu erwerben und zugleich Rache an Brunhilden zu nehmen. Sie besiegte auch wirklich das austrasisch-burgundische Heer und bemächtigte sich der Stadt Paris (597). Bald darauf aber machte der Tod ihrem Leben ein Ende.

Burgund unter Brunhilde; ihr Ende.

Darauf trat die Macht Burgunds bestimmend hervor, und zwar unter Brunhildens Einfluß. Diese nämlich wurde infolge der durch sie angestifteten Ermordung des Herzogs Wintrio aus Austrasien vertrieben und flüchtete zu ihrem jüngeren Enkel Theoderich von Burgund, den sie nunmehr zu einem Kriege gegen seinen Bruder Theodebert von Austrasien aufstachelte. Die Burgunder in Verbindung mit Chlotar von Neustrien besiegten die Austrasier in zwei großen Schlachten bei Toul und Zülpich (612). Theodebert ward auf der Flucht gefangen und nach Chalons gebracht, wo ihn Brunhilde töten ließ. Seinem jungen Sohn Meroväus ließ Theoderich den

Kopf an einem Felsen zerschmettern. Nun vereinigte Theoderich Burgund mit Austrasien und gedachte auch schon auf Anstiften Brunhildens Neustrien in seine Gewalt zu bringen, als er 613 an der Ruhr starb. Die achtzigjährige Brunhilde suchte hierauf die Herrschaft für den ältesten ihrer vier Urenkel, der Söhne Theoderichs, Siegbert, zu sichern, allein die austrasischen Großen, an ihrer Spitze Pipin von Landen, des verbrecherischen Weibes und ihrer vormundschaftlichen Regierung überdrüssig, riefen Chlotar von Neustrien in ihr Land und trugen ihm die Königswürde an. Nach einem vergeblichen Versuche, Widerstand zu leisten, entfloh Brunhilde, wurde aber ergriffen und an Chlotar ausgeliefert, auf den sich die ganze Rachsucht seiner Mutter vererbt hatte. Nachdem er drei der Söhne Theoderichs hatte töten lassen (der vierte war entkommen, ohne daß seine ferneren Schicksale bekannt sind), wurde Brunhilde unter dem lauten Geschrei der von tiefem Hasse aufgereizten Franken zum Tode verurteilt. Drei Tage lang wurde sie auf das Grausamste gefoltert, sodann auf ein Kamel gesetzt und vor dem ganzen Heere höhnend zur Schau umhergeführt. Nachdem



101. Unterschrift König Chlotars II.
„Deservientibus proficiat in perpetuo . . . . Chlotacharius clemens rex."

sie den Kelch dieser Demütigung bis auf die Hefe geleert hatte, band man sie mit einem Arm und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes, gab diesem die Freiheit und ließ die greise Königin zu Tode schleifen. Hierauf vereinigte Chlotar II. Fredegundes Sohn, die drei Länder und wurde so Alleinherrscher des gesamten Frankenreiches (613—624).

Die Reichsversammlung von Paris.

Aber die Gewaltthaten des Königshauses riefen eine Gegenbewegung der weltlichen und geistlichen Großen hervor. Eine große Reichsversammlung in Paris im Oktober 614 stellte eine Reihe von Bestimmüngen fest, die Chlotar bestätigte und durch eine andre Verfügung mit besonderer Rücksicht auf die Romanen noch ergänzte. Danach wurde jedem Volke des Reiches sein besonderes Recht aufs neue gewährleistet, auch den Römern, weiter eine Reihe von Mißbräuchen der königlichen Gewalt für die Zukunft abgestellt, die Beseitigung neuer „ungerechter" Steuern und Zölle versprochen. Neben solchen die Gesamtheit betreffenden Bestimmungen standen andre, die besonders die Interessen der weltlichen und geistlichen Großen wahrnahmen. Der König bestätigte alle Schenkungen an die Kirche und alle Verleihungen an Geistliche und Weltliche. Die „Richter" (Grafen) sollten aus dem Gau stammen, denen sie vorgesetzt wurden, ebenso die Beamten der großen Grundbesitzer nur aus den

Eingebornen des Bezirkes gewählt werden, ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege zu selbständigerer Entwickelung der Landschaften. Endlich wurde nicht nur die freie Wahl der Bischöfe, vorbehaltlich königlicher Bestätigung, zugestanden, sondern auch die Immunität der Kirchengüter anerkannt (s. unten S. 215) und die Geistlichen in manchen Dingen von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit, endlich sogar nach spätrömischer Weise den Bischöfen eine Art Aufsichtsrecht über die weltlichen Beamten verliehen. Man hat wohl diese Festsetzungen als die erste Verfassungsurkunde bezeichnet, die ein germanischer König seinem Volke verliehen habe, und sie mit der englischen Magna Charta vom Jahre 1215 verglichen; jedenfalls besiegelten sie den ersten großen Sieg der neugebildeten weltlichen und geistlichen Aristokratie des Frankenreiches über das Königtum und wurden der Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung.

Kultur, Verfassung und Verwaltung.

Die innere Geschichte des Fränkischen Reiches wird beherrscht durch die Vermischung der noch jugendlich unreifen germanischen mit der verfallenen, entarteten römischen Kultur. Sie zeigt sich auf allen Gebieten des Volkslebens, in der Volkswirtschaft, in den ständischen Verhältnissen, im Staatswesen, in der geistigen Bildung. Vielfach sind die Ergebnisse unerfreulich, die römische Entartung wirkt auch auf die Germanen hinüber und unterbricht oder hemmt ihre naturgemäße Entwickelung, aber der Verfall bildet auch wieder den Übergang zu mannigfachem Fortschritt.

Wirtschaftliche Umwandlung.

Ein entschiedener Rückgang tritt zunächst auf dem Gebiete der Volkswirtschaft hervor: hier wird die städtische Kultur der Romanen von der reinen Bauernkultur der Germanen überwältigt. Freilich, jene war bereits verfault bis in die Wurzel. Die ungesunde Anhäufung riesiger Kapitalien in Rom und Italien infolge der Eroberungen hatte nicht nur Italien wirtschaftlich zu Grunde gerichtet, indem sie einen unsinnigen Luxus großzog, den bäuerlichen Mittelstand durch Überwuchern des Großgrundbesitzes und der Sklavenwirtschaft vernichtete, den Ackerbau zu gunsten der Viehzucht fast zerstörte, sondern sie hatte auch den Provinzen unermeßlich geschadet, da sie ihnen ihren Reichtum entriß und ihre Entwickelung dadurch einschränkte. Die naturgemäße Folge war das allmähliche Sinken der Steuererträge seit dem Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gewesen, die wieder das immer schärfere Anziehen der Steuerschraube und die steigende Münzverschlechterung herbeigeführt hatte. Mit der dadurch einreißenden wirtschaftlichen Unsicherheit hatte sich eine rasche Abnahme der baren Umlaufsmittel, des Metallgeldes, verbunden. Massenhaft wurden die Edelmetalle zu Schmuck und Gerät verarbeitet, unermeßlich waren die Summen, die alljährlich für rasch verbrauchte Luxuswaren nach Asien gingen, ohne je wieder zurückzukehren, da die Mittelmeerländer den Indern und Chinesen keine Waren zum Austausch zu bringen hatten, und kaum minder bedeutende Zahlungen an die nordischen „Barbaren“ gingen, seitdem Rom sich mit dem Golde seiner Bergwerke statt mit dem Stahl seiner Legionen verteidigen lernte.

Die Stadt.

Allgemeine Stockung der wirtschaftlichen Arbeit und des Verkehrs waren die notwendigen Folgen solcher Zustände gewesen, noch ehe die Völkerwanderung Westeuropa überflutete. Mit ihr traten neue zerstörende Gewalten in Thätigkeit. Nicht nur wurde in den unaufhörlichen kriegerischen Zuckungen das Eigentum massenhaft vernichtet, der Verkehr oft lange unterbrochen, sondern, was wichtiger war, das Edelmetall verschwand immer mehr aus dem Verkehr. Die lang anhaltende allgemeine Unsicherheit der kriegerischen Wanderzeit und die auch nach größerer Festigung der Zustände herrschende geringe Rechtssicherheit trieb mit Notwendigkeit dazu, das Edel-

metall in Form von Geld, Schmuck und Gerät als einen Schatz aufzusammeln; die Könige und die Kirche gingen darin mit gutem Beispiele voran, und uralt war die Neigung deutscher Bauern zu gleichem Verfahren. Das alles, ohne daß der Abgang durch die Bergwerksausbeute auch nur einigermaßen ersetzt worden wäre, denn der Bergbau stand unter fränkischer wie westgotischer Herrschaft fast vollständig still. Diese deutschen Bauern hatten ja aber nun Gallien erobert. Sie bequemten sich dabei durchaus nicht der höheren städtischen Kultur der romanischen Provinzialen an, sie übertrugen vielmehr ihre Bauernkultur mit ihren einfachen Verhältnissen und bescheideneren Bedürfnissen auf den eroberten Boden. So wirkten Verringerung des Kapitals und Abnahme des Geldes mit den bäuerlichen Gewohnheiten der neuen Herren zusammen, um Gewerbe und Handel lahmzulegen. Das Zinsenverbot der Kirche kam noch hinzu. Die wirtschaftliche Kultur sank also durchgängig auf eine tiefere Stufe, zur Naturalwirtschaft, herab. Damit verloren die Städte nicht nur ihr bisheriges Übergewicht über das platte Land, sondern sie wurden selbst zu Dörfern. Wo Deutsche eine Römerstadt in Besitz nahmen, wie am Rhein und an der Donau, da bauten sie zwischen die verfallenden Römerbauten ihre germanischen Bauernhöfe, verwandelten den überflüssigen Boden innerhalb der Mauern in Weinpflanzungen und Gärten und bestellten von ihren Höfen aus die Stadtflur. So wandelten sich damals Regensburg und Augsburg, Straßburg, Worms und Speier, Köln und Trier in bäuerliche Ortschaften um, die sich nur etwa durch die Größe und ihre alten Mauern von Dörfern unterschieden, nicht durch die Beschäftigung ihrer Bewohner oder gar durch ihre Verfassung (s. unten). Aber auch den romanischen Städtern, wenigstens des nördlichen Gallien, blieb nichts andres übrig, als Bauern zu werden, denn ihre früheren Erwerbsquellen waren versiegt. Nur als Märkte behaupteten die Städte eine etwas größere Bedeutung als die Dörfer. Unter diesen Umständen nahmen die ländlichen Verhältnisse das hauptsächlichste Interesse in Anspruch.

Das Dorf.

Überwiegend wohnten die Deutschen in geschlossenen Dörfern; nur bei einzelnen Stämmen und in einzelnen Landschaften herrschten die Einzelhöfe vor, derart, daß jeder Bauer inmitten seines Grund und Bodens auf getrenntem Hofe saß, wie noch heute in Westfalen oder in Gebirgsgegenden, die eine Dorfanlage nicht gestatten. Das Wort „Dorf" (niederdeutsch thorp, dorp) entspricht genau der ältesten deutschen Dorfanlage, denn planlos wurden die Gehöfte nebeneinander gesetzt, so daß sie in der That einen ungeordneten „Haufen" bildeten und die einzelnen oft sehr schwer zugänglich sind. Das Ganze wurde dann in Form eines Kreises oder Eirundes von Wallhecke und Graben umschlossen und war nur durch zwei, selten vier Thore zugänglich, also leicht zu verteidigen. Jedes Dorf bestand aus einer Anzahl von Hofstätten (mansus), gewöhnlich 20 bis 40, und nur diese waren Eigentum der Besitzer, die gesamte Dorfflur dagegen, sowohl das Ackerland, welches dem Dorfe naturgemäß zunächst lag, wie das ungerodete oder unangebaute Land (Weide, Wald, Wasser) blieb lange noch Gemeinbesitz (gemeine Mark) der Hofeigentümer (Markgenossen, Nahgiburen d. i. Nachbarn, Gaburen d. i. Bauern). Den Anteil eines jeden am Gemeinbesitz bezeichnete man als Hufe (Hube), d. i. Bedarf der Familie, nicht ein bestimmtes Landmaß, wofür das Wort erst später gebraucht wird. Die Größe des jedem Hufner zustehenden Ackerstückes und das Maß dessen, was er der gemeinen Mark für seine Bedürfnisse entnehmen durfte, war natürlich nach der Güte des Bodens sehr verschieden, im ganzen aber so bemessen, daß für die Bestellung dieser Hufe (hoba, auch mansus) die Kräfte des Bauern und seiner Familie mit ein bis zwei Knechten und ein Pflug ausreichten. Was ein solches Gespann im Laufe eines Tages umpflügen konnte, nannte man Tagewerk oder Morgen. Solcher Landstücke entfielen etwa 30 auf die Hufe.

Um nun die Verteilung des Ackerlandes an die Hufenbesitzer zu einer möglichst gleichmäßigen, also gerechten, zu machen, wurde jedem nicht etwa ein zusammenhängendes Stück gegeben, sondern das Ganze nach der wechselnden Güte des Bodens in eine oft ziemlich große Anzahl von viereckigen Stücken zerschnitten (Gewanne) und diese wieder in so viele lange schmale Streifen, als es Hufenbesitzer im Dorfe gab. Jede Hufe hatte also Anteil an jedem Gewanne der ganzen Ackerflur (Gemenglage). In der älteren Zeit wurden diese Hufenanteile alle drei, sechs, neun oder zwölf Jahre neu verlost. Allmählich gingen sie allerdings bei den meisten deutschen Stämmen in Sondereigentum über, so bei den salischen Franken, Alamannen und Bayern, doch die Frauen ließ erst König Chilperich 574 zur Erbfolge in Grund und Boden zu; hier und da erhielt sich auch der Gemeinbesitz des Ackerlandes (Feldgemeinschaft) bis in die neueste Zeit, so in einzelnen (ripuarischen) Dörfern des Regierungsbezirks Trier. Die „gemeine Mark" (Wald, Wasser und Weide, die Allmende) aber blieb unter allen Umständen gemeinsames Eigentum der Markgenossen, die ihnen Bau- und Brennholz, Wild und Fische, Futter für sein Vieh gewährte und oft mehreren Dörfern zusammengehörte, dann mit dem politischen Bezirk der Hundertschaft zusammenfiel. Ging eine Hufe durch Verkauf, Erbschaft, Schenkung in die Hände eines Besitzers über, der noch nicht Markgenosse war, so trat er in die Rechte und Pflichten eines solchen ein. Flurteilung und Bodennutzung.

In diesen Formen vollzog sich die Bestellung des Landes, und zwar entweder noch als wilde Feldgraswirtschaft oder schon als Dreifelderwirtschaft. Bei der ersteren wird immer nur ein kleiner Teil der Flur unter den Pflug genommen und mit Getreide bestellt, im nächsten Jahre ein andrer in derselben Weise, und so fort; alles andre bleibt als Weideland für bloße Grasnutzung (Dreesch) oft jahrelang liegen. Die Gewanne können hierbei nur immer vorübergehend, also auf die kurze Periode der Feldkultur eingerichtet werden, und zwar beschränkte sich diese auf den Anbau von einigem Getreide (Gerste und Hafer) und Hülsenfrüchten. Dies Wirtschaftssystem herrschte zur Merowingerzeit im inneren Deutschland noch vor, im romanisierten Gallien dagegen die Dreifelderwirtschaft; von dort ist sie dann, wohl meist durch die Kirche, oder auf den Königshöfen, nach Deutschland übertragen worden. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß das ganze gerodete Land in zwei Teile zerlegt wird. Der dem Dorfe näher liegende Teil ist das Ackerland (Esch), der ihm ferner gelegene bleibt als „ewige Weide" liegen, wird nie dem Pfluge unterworfen. Ackerland und Weide verhalten sich der Ausdehnung nach gewöhnlich wie 1 : 4. Das Ackerland zerfällt nun in drei „Felder" (Zelgen, Schläge), deren jedes von einer Anzahl Gewannen gebildet wird und zwar so, daß jedes an Ertragsfähigkeit den andern möglichst gleichsteht. Das erste Feld bleibt als Brache liegen, das zweite wird mit Wintergetreide (Weizen, Roggen, Spelt) bestellt, das dritte mit Sommergetreide (Gerste und Hafer). Alljährlich wird in der Bestellungsart jedes „Feldes" gewechselt, jedes Feld macht also binnen drei Jahren den ganzen Wechsel durch. Naturgemäß ist der Ertrag an Getreide, sowohl bei der Feldgraswirtschaft als bei der Dreifelderwirtschaft, ein ungleich geringerer als heute, weil bei dieser allemal nur ungefähr $^1/_5$ der ganzen Dorfflur angebaut wird, bei jener noch viel weniger. Die Viehzucht ist nicht auf Stallfütterung, sondern auf Weide begründet und daher mehr auf die Masse, als auf die Güte des Viehes gerichtet, da der Ertrag der Weide starken Zufälligkeiten unterworfen ist. Das Vieh aber bildet noch immer weitaus den wertvollsten Teil des beweglichen Besitzes, und deshalb tritt hier schon das Bestreben nach Verfeinerung auf. Besondere Sorgfalt wird auf die Pferdezucht verwandt, die wichtigste Fleischnahrung liefert das Schwein Daneben steht die Jagd in hoher Geltung und wird deshalb besonders ausgebildet, als eines der wichtigsten Nutzungsrechte an der Allmende. Eine intensivere Bodennutzung zeigt sich zunächst im Obst- und Weinbau; der letztere war schon im 6. Jahrhundert bei den Ripuariern um Bonn zu Hause.

Unzertrennlich verbunden war mit diesen Wirtschaftssystemen, und namentlich mit der Gemenglage der Äcker, der Flurzwang, d. h. die gemeinsame Bestellung der Flur nach Beschluß der Dorfgenossen. Eine Änderung in dem Wechsel der Nutzungsarten, die sich ein einzelner hätte erlauben wollen, würde sofort das Ganze gestört haben, war also unmöglich. Damit war freilich auch jeder Fortschritt in der Bestellung aufs äußerste erschwert, denn er hing von dem Beschlusse der Gemeinde ab. Daraus erklärt sich die Unveränderlichkeit der ländlichen Verhältnisse viele Jahrhunderte hindurch.

So festgefügt sind ihrer Natur nach diese Ordnungen, daß die größten staatlichen Umwälzungen spurlos an ihnen vorübergegangen sind, sie haben also das Leben der Deutschen mehr bestimmt, als Herrschaftswechsel und Kriege, sie beherrschten Folgen der Wirtschaftsweise.

namentlich die Kulturentwickelung unbedingt. Ein Anwachsen der Bevölkerung nämlich war in diesen Schranken nur bis zu einem gewissen Grade möglich. Denn, da das Erbrecht am Bauerngute nur den männlichen Nachkommen, nicht den Töchtern zustand, da eine Teilung unter mehrere Söhne zwar gestattet war, aber eben doch nur soweit gehen konnte, daß die neugegründeten Familien ihren Unterhalt auf den Teilgütern fanden, da ferner vor dem Tode des Vaters der Sohn überhaupt in den seltensten Fällen Grundeigentum erhalten, also einen eignen Hausstand nicht gründen konnte, so war diesen Bedürfnissen nur abzuhelfen durch „Ausbau", d. h. durch neue Rodungen in der gemeinen Mark (Neubruch, Bifang), und dazu hatte jeder Markgenosse das Recht. Sie sind deshalb vom 6. bis 8. Jahrhundert sehr bedeutend, immer mehr lichtete sich der Wald, Dorf entstand auf Dorf. Denn das Rodland wurde Privateigentum, stand also dem Besitzer zur freieren Verfügung, als dem Markgenossen seine Hufe. Doch ließ sich das nur so lange fortsetzen, als dadurch nicht die Nutzungsrechte der übrigen Hufenbesitzer geschädigt wurden, d. h. als es die wirtschaftlichen Interessen verstatteten. Sobald dies eintrat, blieben nur zwei Wege übrig: entweder erhebliche Verbesserung der Wirtschaftsweise, so daß eine dichtere Bevölkerung auf dem alten Grund und Boden leben konnte, oder da eine solche, wie oben gezeigt, sehr schwierig, also sehr selten war, die Auswanderung. So war die Völkerwanderung entstanden, so trieb in späteren Jahrhunderten die Not Tausende deutscher Bauern in die aufstrebenden Städte, wie in das eroberte Slawenland.

Gewerbe.

Gewerbe und Handel konnten sich unter solchen Verhältnissen zu keiner großen Bedeutung entwickeln. Die geringen Bedürfnisse der bäuerlichen Wirtschaft an Gerät und Kleidung vermochte sie meist selbst zu befriedigen, und so blieb überhaupt das Gewerbe im wesentlichen Hausgewerbe, die Sache geschickter Knechte. Doch arbeiteten auf den größeren Gütern die hörigen oder leibeignen Handwerker auch für den Verkauf, und ihre Wichtigkeit zeigt sich auch darin, daß manche Gewerbe, die besondere Kunstfertigkeit erforderten, so die der Weber, Töpfer, Schmiede und namentlich der Goldarbeiter durch das Gesetz geschützt wurden, überhaupt in höherer Wertschätzung standen. Dem entspricht auch der hohe Preis insbesondere der größeren Waffenstücke. So setzt das salische Gesetz das Schwert ohne Gehänge gleich 120 Denaren, dem Wert einer Stute, einen Helm auf 240 Denare, so viel wie ein Hengst, eine Brünne gar auf das Doppelte. Was aber aus Gräberfunden dieser Zeit zu Tage gekommen ist, zeigt oft Geschick und Geschmack, ist von barbarischer Roheit weit entfernt, und so gering auch die Rolle sein mochte, die damals das Handwerk in der gesamten Volkswirtschaft spielte, es hat eben in jener Zeit zahlreiche römische Überlieferungen den Deutschen vermittelt, den Kulturzusammenhang zwischen Altertum und Mittelalter aufrecht erhalten. Den Steinbau lernten die Deutschen erst von den Römern kennen, und alles, was zu ihm gehört, benennen wir noch heute mit römischen Namen, dazu zahllose Geräte des täglichen Gebrauches (Mauer = murus, Pforte = porta, Ziegel = tegula, Kalk = calx, Fenster = fenestra, Pfund = pondus, Pfanne = patina, Tafel = tabula, Socke = soccus u. a. m.).

Handel und Münzwesen.

Arbeitete die Industrie wenig für den Verkauf, meist für den eignen Bedarf, so mußte auch der Binnenhandel geringfügig bleiben, um so mehr, als der Bauer, der nur zur Befriedigung des eignen Bedürfnisses sein Feld bestellte, kaum dazu kam, Produkte des Landbaues zu verkaufen oder zu erwerben. Etwas reger war der Verkehr mit dem Auslande, namentlich mit den Provinzen des Byzantinischen Reiches. Denn von dort bezog man kostbare Stoffe in feiner Baumwolle, Seide und Purpur, Teppiche und Vorhänge, Glaswaren, Elfenbein und Edelsteine, namentlich auch die Gewürze des fernen Ostens. So hatte Marseille seine Bedeutung als Markt- und

Hafenplatz behauptet, die Vermittler dieses Verkehrs aber waren überwiegend Fremde, Syrer, Juden und Griechen. Dieser ununterbrochene Zusammenhang mit dem Osten bestimmte auch das Münzwesen des Frankenreiches. Seit 543 schlugen die fränkischen Könige Gold unter eignem, übriges sehr schlechtem barbarischen Gepräge nach byzantinischem Fuße, nämlich anfangs auf das Pfund Gold 72 Solidi (etwa 11 bis 12 Mark) zu 40 Denaren (fast 30 Pfennig), später zu 84 Solidi, außerdem Silbermünzen, und zwar 300 Denare auf das Pfund, selten silberne und kupferne Teilstücke. Denn als Tauschmittel wurde, namentlich im inneren Deutschland, das Geld wenig gebraucht, fast nur als Wertmesser, und vor allem zur Ansammlung eines Schatzes, der immer noch für alle Macht die sicherste Grundlage bildete.

Im allgemeinen war also die Zerstörung der römischen Herrschaft und die Aufrichtung des Fränkischen Reiches mit einem entschiedenen Rückgange der wirtschaftlichen Zustände verbunden. Die Länder West- und Mitteleuropas standen zu denen im Süden und Osten des Mittelmeeres jahrhundertelang wie heute ungefähr Südamerika zu Europa. Aber es war frisches Leben, das hier emporkeimte.

Die alten Stände.

Den Verhältnissen eines Bauernvolkes entsprach die ständische Gliederung. Streng geschieden stehen bei allen Stämmen nebeneinander die Freien, die Liten (Hörige), die Knechte. Die letzteren waren zunächst wenig zahlreich: das alte Recht der salischen Franken rechnet auf jedes (größere) Hauswesen ihrer sieben. Sie galten als Sachen, als Eigentum des Herrn, unterlagen also ausschließlich seiner Verfügungs- und Strafgewalt, nicht dem öffentlichen Gerichte, doch milderte die Sitte das strenge Recht. Die Liten (bei den Alamannen Barones, bei den Bayern Aldionen, Barskalke) waren persönlich frei, bebauten aber fremdes, nicht eignes Land gegen eine Abgabe an den Herrn und konnten mit ihrem Grundstück veräußert werden. Den Kern aber des Volkes bildeten die freien, selbständigen Grundbesitzer. Nur sie waren im vollen Sinne staatlich berechtigt, vor allem thätig beim Gericht und allein zugelassen als Zeugen, wenigstens über Grundbesitz, sie stellten sich zum Heeresaufgebot. Privatrechtlich schied sie von den Hörigen das höhere Wergeld (200 Solidi gegen 100 bei den Franken) und das Eherecht, denn zwischen den Angehörigen beider Stände war eine rechte Ehe nicht möglich, vielmehr zog eine solche Heirat den Verlust der vollen Freiheit nach sich. Einen echten Adel, d. h. einen nicht nur durch ererbtes höheres Ansehen und größeres Besitztum, sondern auch durch ein größeres Wergeld bevorzugten Stand kannten die Deutschen nur in der älteren Zeit; bei den Franken ist er unter dem aufstrebenden Königtume der Merowinger völlig verschwunden, bei den Alamannen und Bayern war er nur anfangs noch vorhanden, umfaßte aber bei den letzteren nur fünf Geschlechter, wahrscheinlich die der alten Stammesfürsten, deren Verbindung das bayrische Volk gebildet hatte; länger erhalten hat er sich nur bei den Thüringern, die in ihrem erst etwa unter Karl dem Großen aufgezeichneten Volksrechte (Lex Angliorum et Werinorum) dem „Adaling" das dreifache Wergeld des freien Franken zumessen.

Die soziale Ordnung in spätrömischer Zeit.

Diese ständische Gliederung löste sich zunächst bei den Franken, erst viel später auch bei den übrigen deutschen Stämmen auf, als das romanische Gallien in den Besitz der Merowinger überging und die Franken dadurch in Berührung mit der kranken römischen Staatsordnung traten. Denn von ihr wurden sie allmählich angesteckt. Überall überwog der große Grundbesitz, und dessen Inhaber, die zugleich die städtischen Ämter, nicht selten auch die staatlichen und später jedenfalls die Bistümer in Händen hielten, hatten ihre Gewalt rücksichtslos zur Knechtung und Aussaugung der Massen vornehmlich durch die Steuererhebung mißbraucht, sie in den Stand der Kolonen hinuntergedrückt. So gab es nur noch zwei Klassen: eine kleine Anzahl

Großgrundbesitzer von oft fürstlichem Reichtum, und eine abhängige, hörige Bevölkerung. Dieser Provinzialadel hielt freilich auch an der antiken Bildung fest, und die letzte Kraft des Reiches lag in ihm. Als die Staatsverwaltung zusammenbrach, suchte er noch seine Landschaften gegen die „Barbaren" zu schützen (s. S. 66 und 86). Solche Geschlechter glichen, zumal wenn sie in natürlich abgeschlossenen Gebieten saßen, wie sie namentlich in Spanien so häufig sind, mehr mittelalterlichen Fürstenfamilien als Unterthanen. Wie furchtbar aber unter Umständen der Druck dieser Herren und der meist von ihnen vertretenen Staatsgewalt auf den Massen des Landvolkes lastete, beweisen die unaufhörlichen Bauernaufstände (bagauda), die Gallien und Spanien seit dem 3. Jahrhundert verheerten (s. S. 73).

Eintritt der Franken.

An diesen ungesunden Verhältnissen änderten die Franken weniger als andre Germanenstämme. Zwar im Anfange ihrer Eroberungen müssen sie mit rücksichtsloser Gewaltthätigkeit vorgegangen sein, denn in den rheinischen Landschaften kommen grundbesitzende Römer so gut wie gar nicht vor; was sich von diesen beim Eindringen der Franken fand, ist jedenfalls verjagt oder ausgerottet worden. Seit Chlodwig aber änderte sich das Verfahren. In den burgundischen und westgotischen Gebieten südlich der Loire blieb alles beim alten, im nördlichen Gallien fand weder eine Landteilung, wie bei andern Germanenstämmen, noch eine Beraubung der römischen Grundbesitzer statt. Für die Ansiedelung boten jedenfalls die alten Staatsländereien und die wahrscheinlich sehr zahlreichen herrenlosen Güter, die dem König zufielen, hinreichenden Raum, und dichter haben sich die Franken nur im mittleren Nordgallien, an der Seine, niedergelassen, hierher auch ihre Hufen- und Manseneinteilung übertragen. Im übrigen störten sie die Romanen in ihrem Besitze nicht, ließen ihnen vielmehr ihr römisches Privatrecht und ordneten sie ihrem Staatswesen zu niederem Rechte ein, nämlich so, daß der römische Grundbesitzer (possessor) die Hälfte des Wergeldes erhielt, das den freien Franken schützte (100 gegenüber 200 Solidi), der römische Kolone $^5/_8$ des Wergeldes der Liten. Doch konnte ein Römer auch in das königliche Gefolge Aufnahme finden, allerdings mit geringerem Wergeld als der Franke (300 zu 600 Solidi). So erhielten sich die römischen Großgrundbesitzer in ihrem Eigentum und ihrem Einfluß, den die bischöfliche Würde oft noch erhöhte, und die alte Abhängigkeit der Landbevölkerung blieb bestehen. Das wirkte dann auf die Franken hinüber. Auch unter ihnen kamen viele durch königliche Begabung zu großem Grundbesitz; die Kirche erwarb umfängliche Güter auch auf deutschem Boden. Dazu gesellte sich die allgemeine Entwickelung der staatlichen Verhältnisse. So wurde die alte Gesellschaftsordnung völlig zersetzt, und an Stelle der alten Geburtsstände trat eine schwer übersichtliche Masse der verschiedenartigsten Abhängigkeitsverhältnisse, die damals ein Gesetz geregelt hat.

Zersetzung der alten Stände.

Das Entscheidende war zunächst die immer mehr um sich greifende Beschränkung oder Aufhebung der vollen Freiheit. War eine solche früher fast nur durch Verschuldung herbeigeführt worden, so verringerten jetzt Übernahme fremden Landes oder Ergebung in die Dienstbarkeit eines andern fortwährend die Zahl der Freien im alten Sinne. Jene, gefördert durch die römischen Einrichtungen des Nießbrauchs auf bestimmte Zeit gegen bestimmte Abgabe, und des Precarium, d. h. einer Übertragung von Land ohne Entgelt, aber mit dem Rechte beliebiger Zurücknahme von seiten des Eigentümers, hatte entweder die Form der Erbpacht gegen Zins, die aus der ersterwähnten Art hervorging, oder des Benefiziums, d. h. so, daß der Empfänger das Gut meist auf Lebenszeit, ohne jeden oder gegen einen nur nominellen Zins erhielt. Beides fand besonders und zuerst Anwendung bei Kirchengütern, später auch bei andern, und änderte an sich an der rechtlichen Stellung des Empfängers, der mit einem

ursprünglich keltischen Ausdruck (gvas) vassus (später Vasall) genannt wurde, nichts, allein er trat immerhin in eine thatsächliche Abhängigkeit vom Besitzer und erlitt dadurch, daß er nicht mehr völlig frei über sich verfügen konnte, eine Minderung des Rechts. Hatte diese Form der Abhängigkeit ihren Grund in dem Streben des Nutznießers nach einer wirtschaftlichen Verbesserung, so führte zu der zweiten, der Ergebung in Dienstbarkeit (commendatio), meist die Not; wirtschaftliche Verlegenheit, Bedrängnis durch einen mächtigen Nachbar, sehr oft auch der Wunsch, sich dem drückenden Dienst im Heerbann zu entziehen, veranlaßten viele Männer freien Standes, sich in den Schutz (mundium, patrocinium) eines großen Grundherrn oder einer Kirche zu begeben und sich somit ihres vollen Selbstbestimmungsrechts, also der vollen Freiheit thatsächlich zu entäußern.

Während so viele Freie sich gezwungen oder freiwillig in ein Abhängigkeitsverhältnis einließen, also eine Minderung ihres Rechtes erfuhren, besserte sich die Lage der Liten und der Knechte, und zwar unter dem besonderen Einfluß der Kirche, welche die Sklaverei grundsätzlich bekämpfte. Die Liten stiegen oft in königlichem Dienst zu hervorragenden Stellungen empor, die Knechte gelangten häufig zur vollen Freiheit nach salischem Recht vor dem König, der dem Knieenden dabei einen dargebotenen Denar aus der Hand warf (scazwurfo), oder sie wurden in der Weise freigelassen, daß sie unter dem Schutze ihres Herrn verblieben und für das etwa dabei empfangene Gut bestimmte Leistungen übernahmen, oder — und das war das bei weitem häufigste — sie galten dem Herrn für besonders wertvoll durch persönliche Dienste, wohl auch durch Kunstfertigkeit, oder sie wurden endlich als servi casati (commanentes, hobarii) mit einem Landgute (mansus servilis, tributalis) ausgestattet, wofür sie dem Eigentümer Zins und Frondienste zu leisten hatten und das sie nicht verlassen durften. Diese Umwandlung wurde befördert durch die wirtschaftliche Umgestaltung. Denn seit Handel und Verkehr gelähmt waren, erwies sich die antike Bewirtschaftung der großen Güter durch Sklaven als nicht einträglich, weil die Produkte sich nicht mehr verwerten ließen; es blieb also auch den romanischen Besitzern nichts übrig, als die Sklaven mit Land auszustatten, um ihnen den Unterhalt, sich wenigstens eine gewisse Verwertung des Bodens zu sichern. In dieser Form bewirtschafteten die Großgrundbesitzer weltlichen und geistlichen Standes überhaupt fast ausnahmslos die Güter, die sie nicht selbst von ihren Herrenhöfen (hoba oder curtis salica, selihova, selland) bestellen konnten. Zwischen einem solchen Knechte und einem Hörigen, ja selbst einem abhängigen Freien, war in der thatsächlichen Lage kein so großer Unterschied mehr, mochte auch die rechtliche Stellung die alte bleiben.

Der neue Adel.

Über dieser Masse freier und abhängiger Bauern erhob sich nun eine neue Aristokratie. Mit dem alten, echten Adel hatte sie nichts gemein, sie entstand vielmehr aus den Großgrundbesitzern geistlichen und weltlichen Standes, den höheren Beamten und der persönlichen Umgebung des Königs, sie beruhte also einerseits allerdings auf dem Besitz, anderseits aber und vor allem auf der persönlichen Beziehung zum Monarchen, denn Kriegsdienst adelte nach germanischem Begriff. Wer in ihn und damit in den persönlichen Schutz des Königs eintrat, dessen Wergeld wurde gegen das seines Geburtsstandes um das Dreifache erhöht. Dazu gehörten zunächst die königlichen Gefolgsleute, die sogenannten Antrustionen oder Tischgenossen des Königs, die durch eine besondere Formel verpflichtet wurden, ferner die vom König ernannten Beamten, die Geistlichen, die ebenfalls ein höheres Wergeld schützte, endlich alle andern, die irgendwie Land vom König empfangen hatten. Sie alle wurden unter dem Namen „Getreue" (fideles), „Mannen" (homines), „Leudes" zusammengefaßt und traten als ein Dienst- und Besitzadel an die Stelle des alten, meist ver-

schwundenen Geburtsadels. Die Bestimmungen des Jahres 614 sicherten zuerst die Geltung dieser neuen Aristokratie (s. S. 202 f.). So schied sich das ganze Volk mehr und mehr in eine herrschende Aristokratie, die zugleich im wesentlichen die Wehrpflicht auf sich nahm, und in eine abhängige Bauernschaft, die von dieser frei blieb. Nur in den rechtsrheinischen Landen erhielten sich die alten Verhältnisse im ganzen noch länger, bis sie sich unter den Karolingern auch hier umgestalteten.

Grundlagen der Verfassung.

Wie durch die Eroberung und ihre Folgen die alten germanischen Stände sich allmählich zersetzten, so auch die alte Verfassung. Noch ruhte sie auf der demokratischen Grundlage der Volksgemeinde, an deren Spitze bei den meisten deutschen Stämmen, vornehmlich bei den Franken, der König getreten war. Nach dem salischen Gesetz ist seine Macht bereits erheblich gestiegen; er ist zwar immer noch nicht der Souverän des Volkes, sondern nur der oberste Vollstrecker seines Willens, aber er hält allerdings schon die ganze ausführende Gewalt selbständig in seiner Hand. Er übt die Heergewalt, indem er das Aufgebot erläßt und den Heerfrieden durch das Dreifache des sonst üblichen Wergeldes schützt; er vollstreckt die gerichtlichen Urteile und ist der größte Grundherr seines Volkes. Noch waltet als Vorsteher der Hundertschaft und als Heger ihres Volksgerichts auf der Malstatt (Malberg) ein Volksbeamter, der Thunginus, den die Volksgemeinde, nicht der König erwählt (der princeps des Tacitus, s. S. 28), aber die Vollstreckung der Urteile liegt in den Händen eines königlichen Beamten, des Sacebaro (Schultheiß, centenarius), der die Bußen einhebt, zwei Drittel (den faidus) für den Geschädigten, ein Drittel, das Friedensgeld (fredus), für den König (s. S. 30), und für die höchste Exekutivgewalt in einem Komplex von Hundertschaften, dem Gau (pagus), bestellt der König den Grafen (grafio, d. i. Beamter schlechtweg). In seiner Gesamtheit wirkt das Volk, als Heer zusammentretend, nur bei der Gesetzgebung und der Wahl des Thunginus mit.

Stammesgebiet und -recht.

Noch weiter wuchs infolge der Eroberung romanischer Länder die Macht der Krone teils durch die Erwerbung ungeheuren Grundbesitzes, dessen Austeilung an die „Getreuen" und die Kirchen die Zahl der vom König persönlich Abhängigen rasch vermehrte, teils durch die Annahme mancher römischen Einrichtungen, die alle auf dem Gedanken unumschränkter Gewalt des Herrschers beruhten. Dem gegenüber drängte die Abnahme der Freien und noch weit mehr die große Ausdehnung des Reiches die Volksgemeinde immer weiter zurück. Dies emporwachsende Königtum brachte eine neue politische Idee in die germanische Welt: die monarchische Souveränität gegenüber der Volksgemeinde, die Idee eines einheitlichen Reiches gegenüber der Selbstständigkeit des Stammes und der Völkerschaft. Die vorhandenen Stammesunterschiede konnte es freilich nicht beseitigen. Die drei großen Hauptmassen des Reiches, Austrasien, Neustrien und Burgund, vertraten doch im ganzen die Stammlande der salischen und ripuarischen Franken und der Burgunder mit ihren romanischen Anhängseln, und ganz abseits standen nicht nur die ostrheinischen Stammesherzogtümer der Alamannen, Bayern und Thüringer, sondern auch das fast rein romanische Aquitanien. Aber das fränkische Königtum gründete seine Verwaltung nicht auf diese Stammeseinheiten. Es beseitigte ferner nicht die Verschiedenheit des Rechtes. Wie es den Romanen gestattete, nach ihrem Privatrechte zu leben, so auch den Burgundern und Westgoten und den ostrheinischen Stämmen; ja deren Rechte wurden erst unter der Herrschaft der Franken schriftlich aufgezeichnet, und zwar in lateinischer Sprache. Nachdem die Salier und die mit ihnen verschmelzenden Chamaven damit etwa zur Zeit Chlodwigs vorgegangen waren (Lex Salica, Lex Chamavorum), folgten die Ripuarier unter Childebert II. (579/96), die Alamannen unter Chlothar II. (613/24), die Bayern unter

Dagobert (622/37), beide nach älteren, nicht erhaltenen Vorlagen; erst später folgten die (brabantischen) Thüringer (Lex Angliorum et Werinorum, id est Thuringorum). So entwickelte sich allerdings im Gegensatze zur modernen Territorialität die Personalität des Rechts, denn nicht das Recht des Landes, sondern die Stammesangehörigkeit der Person entschied über das Recht, nach dem sie im bestimmten Falle gerichtet wurde, auch für die Geistlichen in privaten Angelegenheiten, während die Kirche als Körperschaft nach römischem Rechte lebte. Aber im Prozeßgang setzte sich das (sal)fränkische Recht bald überall im wesentlichen durch, auch bei den Romanen, und selbst auf das materielle Recht gewann es tiefgreifenden Einfluß, insbesondere in Deutschland. Ganz fränkisch vollends gestaltete sich das öffentliche Recht, die Verfassung; hier verschwanden die Sondereinrichtungen bis auf geringe Spuren, und selbst römische Überlieferungen gewannen nur in einzelnen Beziehungen Bedeutung.

Der König und sein Hof.

Die Krone ist erbliches Eigentum der Merowinger; von einer Wahl oder auch nur einer Zustimmung des Volkes zur Übernahme der königlichen Würde ist also anfangs gar keine Rede, ebensowenig von einer Krönung oder Salbung. Folgerichtig konnte dieser Besitz, wie jeder andre, auch unter mehrere Erben geteilt werden, denn ein Vorzugsrecht des Erstgeborenen wurde nicht anerkannt. Doch betrachtete man die so entstehenden Teilreiche immer insofern als ein Ganzes, als den einzelnen Linien des Geschlechtes das Erbrecht auf die andern Teilherrschaften gewahrt blieb. Als Ehrenzeichen trugen alle Merowinger das in der Mitte gescheitelte, lang bis auf die Schultern herabfallende Haar, dazu königliche Gewänder und den Speer, wohl auch das Diadem. So geschmückt erschien der König zu den festlichen Versammlungen auf einem von Ochsen gezogenen, von einem Hirten geleiteten Wagen. Auf gallischem Boden saßen die Monarchen schon in festen Residenzen, wie Paris, Soissons, Orléans, Reims; auf germanischem verweilten sie abwechselnd in dem einen oder dem andern ihrer Höfe (villae) oder Pfalzen (palatia), wo sie zuweilen auch die Großen des Reiches versammelten. Immer waren sie jedenfalls von zahlreichen Gefolgsleuten, Beamten, Bischöfen und Dienern umgeben, und diese bildeten vorkommendenfalls ebenso den Rat wie das Gericht des Königs. Reine Hofbeamte waren die vier, die in jedem größeren Haushalte der Deutschen mit geringen Veränderungen auftraten: für den königlichen Tisch der Truchseß oder Senischalk (Altknecht), zugleich der Aufseher über das Gesinde, und der Schenk, für die Reise der Marschalk (Stallmeister, auch comes stabuli, woraus später connétable), endlich der Kämmerer als Aufseher über den Schatz und alles Gerät des Königs unter der Leitung der Königin. Dazu gesellte sich später mit der Vergrößerung des Reiches der Majordomus, der Leiter der gesamten Hausverwaltung, und der Kanzler oder Referendarius, ein Beamter römischen Ursprungs, betraut mit dem Vollzuge der königlichen Urkunden und daher Bewahrer des königlichen Siegels, ein Laie von einer gewissen gelehrten Bildung, der daher nicht selten zu einem Bistume befördert wurde. Als außerordentliche Kommissare (missi) fanden diese Beamten auch in staatlichen Angelegenheiten Verwendung. Namentlich der Majordomus gewann allmählich neben der Aufsicht über das königliche Gut und seine Verwendung auch die Ausübung des königlichen Schutzrechtes und im Falle der Minderjährigkeit des Königs nicht selten sogar die Regentschaft.

König und Volksversammlung.

Wie der „König der Franken", äußerlich betrachtet, stattlich auftrat, so war auch seine Machtfülle eine gewaltige. Im weiteren Sinne stand das ganze Volk unter seinem Schutze, und in alle Beziehungen griff er mit seinem „Bann" (Befehlsrecht) ein. Feste, gesetzliche Schranken waren ihm überhaupt nicht gesteckt, das größte oder das kleinste konnte er unmittelbar anordnen oder verbieten; soweit seine Macht und sein Wille reichten, und soweit überhaupt die Aufgabe des damaligen Staates, soweit

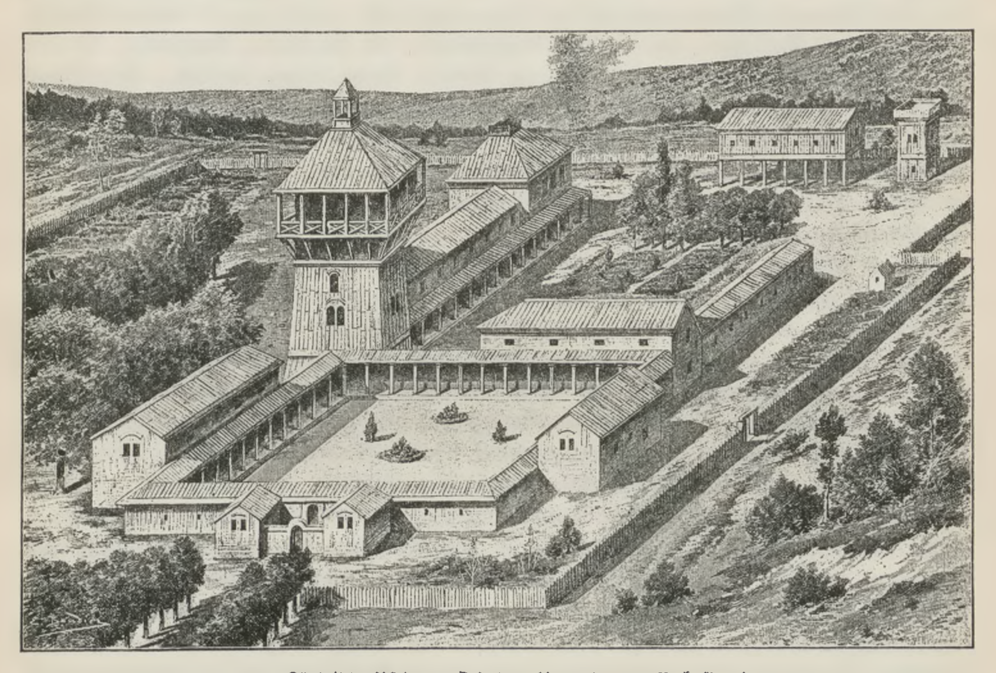
ging sein Recht. Denn jede geordnete Teilnahme des gesamten Volkes an der Reichsverwaltung fehlte. Zwar trat alljährlich am 1. März in Austrasien das Märzfeld (Campus Martius), die alte Versammlung der freien Franken, zusammen, während es in den romanischen Gebieten nach Chlodwig ganz abkam, weil dort die Zahl der Freien sehr gering war, allein es war zunächst nichts weiter als eine Heerschau, und erst später gewann es einen gewissen Anteil an der Gesetzgebung; doch als das geschah, hatte es schon aufgehört, eine wirkliche Volksversammlung zu sein, sich vielmehr in eine Versammlung von „Getreuen", Beamten, Bischöfen verwandelt, die neben der Heerschau herging, ohne feste Formen und ohne genauer bestimmte Befugnis, jedenfalls ohne die Eigenschaften einer wirklichen Reichsvertretung. Es gibt also auch keine Reichsgesetzgebung im eigentlichen Sinne. Die Weiterbildung der Verhältnisse, insbesondere des Rechts, erfolgt einerseits von oben durch Erlasse des Königs mit Gesetzeskraft (Kapitularien) oder durch Erteilung von Privilegien, gemäß seinem monarchischen Amtsrecht, anderseits, zunächst freilich nur in engen Grenzen, von unten durch die Stämme nach Volksrecht (Gewohnheitsrecht).

Verwaltungsbezirke und Beamte.

Die Verwaltung beruht auf dem Gau, die Rechtspflege auf der Hundertschaft, also auf ganz deutscher, speziell fränkischer Grundlage, welche die Franken überall, auch in Gallien, zur Geltung brachten. In den deutschen Herzogtümern und in Aquitanien gestaltete sich nur dadurch die Sache etwas anders, daß hier der Herzog an die Stelle des Königs trat; im übrigen bleibt die Gliederung die nämliche. Der Gau entspricht dem Prinzip nach der alten Völkerschaft und wurde auch oft nach ihr benannt (Gau der Brukterer, der Ripuarier, der Hessen [Chatten], der Chattuarier, der Breisgau und der Linzgau nach einer alamannischen Völkerschaft), auch nach einem Fluß, wie der Nahegau, Lahngau, Neckargau, Maingau, oder einfach nach der Himmelsgegend, wie die vier ursprünglichen Gaue der Bayern oder die beiden Gaue des Elsaß. In den ehemals römischen Provinzen wurden die Stadtgebiete (civitates), die ja auch aus Völkerschaftsgebieten hervorgegangen waren, als Gaue betrachtet und diese dann nach der Stadt benannt, wie in Deutschland der Salzburggau, Zürichgau, Wormsgau, in Frankreich die Gaue von Rouen, Orléans, Lyon. Der Gau zerfiel dann weiter in eine Anzahl Hundertschaften (Centenae), entsprechend den römisch-gallischen pagi (nur in Bayern fehlte diese Einteilung), und jede Hundertschaft setzte sich wieder aus mehreren Dorfmarken zusammen. Der Graf, vom König ernannt, erschien in jeder Beziehung als dessen Stellvertreter. Er führte den Vorsitz im Gericht, hatte die Vollstreckung der hier gefällten Urteile, sorgte für Aufrechterhaltung von Recht und Frieden, erließ das Aufgebot zum Heerbann an die Gaugenossen, die er dann auch befehligte, zog endlich die Einkünfte des Königs ein. Besoldung empfing er in der Form eines Anteiles an den Strafgeldern und durch Verleihung eines königlichen Gutes. In der Hundertschaft hatte sich dagegen der vom Volk erwählte Beamte erhalten, Thunginus genannt bei den salischen Franken, Hunne am Rhein und an der Mosel, in den lateinischen Urkunden Centenarius. Im allgemeinen teilte er mit dem Grafen den Vorsitz im Gericht, sonst namentlich die polizeiliche Gewalt. In Bayern waltete in dieser Funktion der „Richter" (judex), der Centenarius nur in militärischer Beziehung als Untergebener des Grafen. An der Spitze des Dorfes stand ein Schultheiß, der die Versammlung der Markgenossen berief und lenkte, die örtlichen Angelegenheiten leitete und die Gemeinde gegenüber den staatlichen Gewalten vertrat. Von der altrömischen Stadtverfassung erhielten sich in Gallien wie überall nur schwache Reste. Wie z. B. in Italien, fanden vor dem städtischen Defensor in der Kurie Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit statt, außerdem übte er die Marktpolizei. Für eine ausgedehntere städtische Selbstverwaltung blieb neben dem Amte des Grafen kein Raum, vielmehr

waren die fränkischen Städte gleich den langobardischen nur örtliche Mittelpunkte von Verwaltungsgebieten und unterschieden sich rechtlich nicht von den Dörfern.

Eben diese Verwaltungsordnung und die Gliederung des gesamten Reiches bildete die beste Schutzwehr gegen den königlichen Despotismus und behütete die fränkische Monarchie vor der völligen Umwandlung in eine orientalische Willkürherrschaft. Denn fest stand jeder einzelne auf seinem Stammesrecht, und wenn auch der König die eigentlich leitenden Beamten in den Provinzen, die Grafen, ernannte, so waren diese doch an die feststehenden alten Formen des Verfahrens wie an die Mitwirkung der vom Volke gewählten Beamten gebunden. In diese kleinen Kreise der Hundertschaften und der Ortschaften hatte sich die alte Volksfreiheit zurückdrängen lassen, hier aber hat sie sich behauptet.



102. Königliche Pfalz zur Zeit der Merowinger. Nach Garnier.

Die Regierungsthätigkeit, die von diesen Beamten geleistet wurde, war im Vergleich mit der eines modernen europäischen Beamtentums eine sehr bescheidene; sie beschränkte sich auf die Verwaltung des Gerichts und der Polizei, des Heerwesens und der Finanzen. Die Grundlage der Rechtspflege bildete die Hundertschaft. Hier traten überall in regelmäßigen Pausen aller acht Tage bis vier Wochen die freien Grundbesitzer des Bezirkes zum „echten Ding“ an der Malstätte zusammen, außerdem in besonderen Fällen zum „gebotenen Ding“. Um mit ihnen Gericht an den einzelnen Malstätten abzuhalten, durchreiste der Graf den ganzen Gau. Bei der Verhandlung selbst hatte er, unterstützt vom Centenar oder — in Bayern — vom „Richter“, der vor dem Urteilsspruch unter Umständen Rechtsbelehrungen zu geben hatte, den Vorsitz und leitete die Verhandlung. Die Ladung des Verklagten fiel dem Kläger zu; als Beweismittel dienten der Eid von Eideshelfern, der Zweikampf und das Gottesurteil, die beide in der nächsten Gerichtsversammlung oder an einem bestimmten Tage vor sich gingen; auch die Folter, ursprünglich nur gegen Unfreie zulässig, wurde jetzt zuweilen selbst auf Freie angewandt. In Zivilsachen beriefen sich

Rechtspflege.

die Parteien auf Zeugen. Das Urteil „fanden“ (fällten) in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gewöhnlich zwölf Männer aus den Gaugenossen, die Mehrzahl der letzteren diente nur als „Umstand“, bildete die Zuhörerschaft; in Strafsachen lag auch die Urteilsfindung in der Hand des Grafen. Nach der Entscheidung wurde das Urteil womöglich sofort vollstreckt. Dies konnte in Strafsachen gegen Freie nur auf Vermögensbuße erkennen, in besonderen Fällen auf Friedlosigkeit, d. h. Ausstoßung aus der politischen Gemeinschaft (Acht), die übrigens der „Friedlose“, der in den Wald Gescheuchte (daher „Waldgänger, Wolf“), mit hoher Buße lösen durfte, auf Leibesstrafen nur bei öffentlichen, gegen den König und den Staat gerichteten Verbrechen. Die Buße (compositio) stufte sich hinsichtlich ihrer Größe nach dem Grade der Verletzung und dem Stande des Verletzten ab; ihre höchste Stufe bezeichnete das Wergeld, d. i. der Wert des Menschenlebens in Geld ausgedrückt. Doch lag es immer noch in der Hand des Verletzten oder seiner Angehörigen, ob sie diesen Rechtsweg betreten oder den Fehdegang wählen, sich also mit Gewalt Recht suchen wollten. Der Staat wirkte nur darauf hin, die Anwendung der Fehde zu beschränken, indem er gewisse Zeiten und Orte unter den besonderen Frieden des Königs stellte, also z. B. die Fehde bei kirchlichen Festen und bei Volksversammlungen, im Hause, in der Kirche und am königlichen Hofe bei Strafe des Königsbannes verbot oder durch eidliches Gelöbnis der Beteiligten zu hindern suchte.

Wer sich dem Urteil des Gerichtes nicht unterwerfen wollte, konnte z. B. bei den Alamannen gegen den Richter klagen, worauf die übrigen Centenare des Gaues den Fall entschieden oder die Sache an das Gericht des Königs brachten. Dieses, gebildet aus den Männern der Umgebung des Königs und für den herrschenden Stamm des Reiches in dieser Beziehung an die Stelle der alten Volksversammlung tretend, hatte die Entscheidung über alle öffentlichen Verbrechen, also auch über Leben und Tod des Freien, richtete außerdem über höhere Beamte, Gefolgsleute und Geistliche, bildete aber keineswegs ein höchstes Reichsgericht im modernen Sinne.

Kriegswesen. Wie der König der höchste Richter, so war er auch der oberste Kriegsherr. Hatte ursprünglich nur die Volksgemeinde das Aufgebot an die Wehrfähigen (den Heerbann) erlassen, so war dies jetzt das Recht des Königs. Pflichtig waren alle Freien, doch wurde schwerlich jemals die ganze Masse gleichzeitig aufgeboten, sondern immer nur dort, wo die Gefahr drohte, und in den Bürgerkriegen war das allgemeine Aufgebot überhaupt nicht durchzusetzen; dafür konnte man nur auf die Gefolgsmannen des Königs und der Beamten rechnen. Diese dienten zu Pferde, die Masse der Freien zu Fuß. Für Ausrüstung und Verpflegung hatte ein jeder selbst zu sorgen. Natürlich waren mit solchen Heeren nur kurze Sommerfeldzüge möglich, und auch diese drückten bei größeren Entfernungen oder nur etwas längerer Dauer den Bauer schwer genug.

Staatseinkünfte. Für die übrigen Staatsleistungen hatten die Eroberer in Gallien die römischen Einrichtungen größtenteils beibehalten, sie forderten also von den romanischen Grundbesitzern die Grundsteuer (tributum), von den Grundbesitzlosen die Kopfsteuer (census), und zwar so, daß sie jedes Gut mit einem festen Steuersatze belasteten. Für den gesamten Betrag eines Bezirkes hafteten die Beamten, in letzter Instanz also der Graf. Auf die Franken diese Leistungen zu übertragen, blieb unmöglich. Der Kopfsteuer erwehrten sie sich stets; die Grundsteuer scheint nur dann auf fränkische Besitzer übergegangen zu sein, wenn ein solcher ein ursprünglich römisches Gut erwarb. Ganz und gar römischen Ursprunges sind die Zölle, dem Zwecke nach reine Finanzzölle, der Art der Erhebung nach Durchgangszölle. Daher wurden sie gefordert nicht nur an den Grenzen und in den Häfen, sondern auch in allen bedeutenderen Orten, an Märkten, Brücken, Furten, und rasch auch auf die deutschen Gebiete übertragen, ja durch manche neue Erfindung vermehrt. Römischem Rechts-

grundsatz entsprach ferner der Anspruch des Königs auf das herrenlose, d. h. nicht in irgend welchem Privatbesitz befindliche Land, woraus sich namentlich auch die Nutzung von Wald und Wasser und die Ausbeutung der Bergwerke ableiten ließ. Alle diese Einkünfte galten als persönliche des Königs, flossen in seinen Schatz, der immer noch als eine Hauptquelle der königlichen Macht angesehen wurde, und standen zu seiner persönlichen Verfügung. Für öffentliche Zwecke wurden sie nicht verwandt, für solche mußte vielmehr das Volk unmittelbar durch Dienste und Lieferungen aufkommen, vielfach nach römischem Vorbild. Der König und sein Hof, Beamte im Dienste, königliche Kommissare, fremde Gesandte hatten von den Orten, die sie auf Reisen berührten, Unterkunft, Bewirtung und Beförderung zu verlangen, auch das Heer durfte auf dem Marsche Holz, Futter und Wasser nach Bedarf entnehmen. Ebenso lag die Herstellung und Unterhaltung von Festungen, Brücken und Straßen den Bezirken ob.

Übertragung staatlicher Rechte.

Imposant genug erscheint diese fränkische Staatsordnung, die Grundlage und das Vorbild aller Staatsordnungen des mittelalterlichen Abendlandes. Doch sie hatte schon damals zwei Feinde, die zusammenwirkend sie mit Auflösung bedrohten: die Übertragung privatrechtlicher Anschauungen auf den Staat und den Großgrundbesitz. Wenn nicht nur alle Krongüter, sondern auch alle staatlichen Einkünfte und Rechte als persönlicher Besitz des Königs galten, so mußte es folgerichtig möglich sein, wie jene, so auch diese an Privatleute zu übertragen. Und das geschah in immer steigendem Maße. Namentlich zu gunsten der Kirche, aber auch schon weltlicher Großen verfügte der König über die Einkünfte, die er von einzelnen Domänen oder Orten, ja ganzen Gauen zog; so schenkte Dagobert die Einkünfte des Gaues von Tours dem dortigen Bistum. Noch tiefer schnitt es ein, wenn einem Großgrundbesitzer, der ein königliches Gut erwarb, die diesem als solchem zustehende Freiheit von öffentlichen Leistungen (munera, daher emunitas, später immunitas, Immunität) ebenfalls zugestanden wurde, denn daran schloß sich das Recht für den nunmehrigen Inhaber, durch seine Vögte oder Verwalter an Stelle des königlichen Centenars die Befehle des Grafen auszuführen und die Friedensgelder für sich zu erheben. Zwar blieben die freien Hintersassen der Immunität nach wie vor unter dem Gericht und dem Heerbefehl des Grafen, aber wirtschaftlich von ihm abhängig, wie sie waren, unterwarfen sie sich in den meisten Fällen seinem Schiedsgericht und bildeten im Heere besondere Abteilungen, wodurch sie den bewaffneten Knechten (Vasallen) ihres Herrn näher traten. Die erste erhaltene Urkunde über die Verleihung der Immunität datiert allerdings erst aus der Zeit König Dagoberts (622—637); allein schon Chilperich (gest. 584) hatte darüber zu klagen, daß die königlichen Einkünfte und Rechte an die Bischöfe gefallen seien. So bildeten sich geistliche und weltliche Herrschaften aus, deren Besitzer, allerdings nicht aus eignem Recht, sondern kraft königlichen Auftrages, staatliche Rechte ausübten und staatliche Einkünfte bezogen, und die in Gallien sicher den weitaus größten Teil der Bevölkerung einschlossen. Die Beschlüsse von 614 bestätigten diese Entwickelung, und eben sie legten zugleich den Grund zu einer andern überaus wichtigen Umgestaltung. Indem sie nämlich vorschrieben, daß die „Richter“ in dem Gau, dem sie bestellt waren, ansässig sein sollten, förderten sie die Erblichkeit der Grafenwürde in bestimmten Geschlechtern, d. h. die Verwandlung des Amtsbezirkes in eine Herrschaft. Zwei der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten also des gesamten europäischen Mittelalters: die Übertragung staatlicher Rechte an Unterthanen und die Erblichkeit der Ämter, erscheinen in ihren Anfängen bereits im Beginn des 7. Jahrhunderts.

Organisation und Macht der Kirche.

War der fränkische Staat in seinen Grundlagen deutsch, so war die Kirche ebenso römisch. Doch wie jener von den Römern manches annahm, so geriet diese vielfach unter den Einfluß der Germanen. Als die Franken Gallien eroberten, fanden

sie sehr ausgebildete kirchliche Einrichtungen vor. Jede Gauhauptstadt war zugleich Sitz eines Bistums, das diesen umfaßte, in den größten Städten saßen Erzbischöfe, welche die Bischöfe ihres Sprengels häufig zu Provinzialsynoden versammelten. Auch im deutsch gewordenen Rheinlande hatten sich die Bistümer in Köln, Maastricht, Trier, Worms, Speier, Straßburg, Konstanz, Chur erhalten, im bayrischen Donaugebiete wohl nur das von Lauriacum (Lorch bei Enns), doch fehlte hier der erzbischöfliche Verband. Die kirchlichen Unterbezirke (Dekanien oder Erzpriestersprengel und Pfarren) fielen zusammen mit den Hundertschaften und Ortsgemeinden. Sehr zahlreich und gut besetzt waren auch die Klöster. So besaß Vienne nm 700 nicht weniger als zehn Mönchsklöster mit 1470 Mönchen, und das einzige Frauenkloster Fécamp in der Normandie beherbergte um 670 nicht weniger als 366 Nonnen. In der Regel waren die Klöster den Bischöfen unterworfen. Doch gab es nicht wenige, die von ihrer Gewalt befreit waren, ihre Vorsteher selbst wählten und ihr Vermögen selbst verwalteten. Bei andern ernannte jene der König oder die Familie des Stifters. Als Angehörige des gallisch-römischen Provinzialadels und als geborene Vertreter der romanischen Bevölkerung den fränkischen Königen gegenüber, als Verwalter großer Güter und im Besitz einer überlegenen Bildung gewannen die Bischöfe bald einen außerordentlichen Einfluß und bildeten eine geistliche Aristokratie neben dem weltlichen Dienstadel, der sich eben entwickelte. Ja ihre Stellung wurde durch Immunitätsprivilegien und große Güterschenkungen von den Königen selbst noch wesentlich verstärkt. Um so begreiflicher, daß diese auf die Besetzung so wichtiger Posten Einfluß zu haben wünschten. Sie ließen daher zwar die Wahl ordnungsmäßig durch Geistlichkeit und Volk unter Zustimmung des Erzbischofs vollziehen, behielten sich aber die Bestätigung vor. Dasselbe Recht nahmen sie gegenüber den Synodalbeschlüssen in Anspruch, und gewiß ist, daß die Kirche durch alles dies in engste Verbindung mit dem Staate, in Abhängigkeit von den Königen geriet.

Verweltlichung der Kirche.

Keineswegs zu ihrem Vorteil. Rasch drangen von den Königen begünstigte Laien fränkischer Abkunft in die Bistümer ein und verflochten die bischöfliche Würde mit dem Interesse großer Geschlechter, die in denselben Gauen schon die höchsten weltlichen Ämter innehatten. Dann wurde das Bistum zum beinahe erblichen Besitz eines reichen Hauses. So hatte Metz hintereinander mehrere Bischöfe aus der Arnulfingischen (Karolingischen) Familie, so stammten fast sämtliche Bischöfe von Tours aus dem Geschlechte des Geschichtschreibers Gregor. Diese Beziehungen, dazu der wachsende kirchliche Grundbesitz und die Teilnahme an den Reichsangelegenheiten überlasteten die höhere Geistlichkeit derart mit weltlichen Geschäften, daß sie ihres kirchlichen Berufes mehr und mehr vergaß. Der Verband der erzbischöflichen Sprengel zerfiel, die Provinzialsynoden hörten auf, die Reichs- und Landessynoden, die sie hätten ersetzen können, wurden mehr politische als kirchliche Versammlungen. So erlahmte der geistliche Eifer, und wenig dachte deshalb die fränkische Kirche an die größte Aufgabe, die ihr gestellt war: die Bekehrung der deutschen Stämme rechts des Rheins. Das innere Deutschland blieb also heidnisch trotz seiner politischen Verbindung mit dem Fränkischen Reiche.

Litteratur.

Da mußte auch die geistige Bildung in Verfall geraten, denn ihre einzigen Hüter und Pfleger im fränkischen Gallien waren die romanischen Geistlichen. Einst war Gallien berühmt gewesen durch seine zahlreichen rhetorischen und grammatischen Schulen in Autun, Bordeaux, Toulouse, Marseille, in denen sich die gallische Jugend römischer Sprache und Beredsamkeit eifrig befliß, und manche von ihnen behauptete sich auch unter germanischer Herrschaft, z. B. die von Toulouse und Poitiers. Freilich die Bildung, die sie vermittelten, hatte sich dem Leben des Volkes gänzlich

entfremdet, war zu einer rein formalen geworden; die Schönheit des Ausdrucks aber suchte man in geschraubten, dunklen, künstlichen Wendungen, Worten und Bildern, und von einer wirklichen Fortbildung der Wissenschaft war schon längst keine Rede mehr. In solchen Schulen wuchsen die Söhne der großen gallisch-römischen Geschlechter auf, die später auf den Bischofsstühlen saßen und im Rate des Königs den Germanen durch ihre Beredsamkeit imponierten. Ihr bedeutendster Vertreter ist Venantius Fortunatus (von italischer Herkunft, aber in der Rhetorenschule von Poitiers gebildet und) seit etwa 565 am Hofe König Sigiberts; erst später trat er aus Freundschaft zu der heiligen Radegunde, der thüringischen Königstochter, in den geistlichen Stand.

So klang in Venantius Fortunatus die antike Dichtkunst aus. Einen neuen Ton schlug sein Zeitgenosse Gregor von Tours an. Geboren um 540 in Clermont als Sohn einer alten gallisch-römischen Familie, bestieg er 573 den Bischofsstuhl von Tours, gewann großen Einfluß und starb 594, nach einem eben nicht langen, aber reich bewegten Leben. Seine Bildung wurzelte weniger in der antiken Überlieferung, als in kirchlichen Anschauungen; er bezeichnet daher den Anfang der kirchlichen Geschichtschreibung, und zwar der Form wie dem Geiste nach. Da die kirchlichen Schriftsteller volkstümlich schreiben wollten, so mußten sie sich des rhetorischen Prunkes der Schule enthalten, und so redet auch Gregor in einfacher, ungekünstelter, wenngleich keineswegs korrekter Sprache. Er zuerst hat dann in Gallien die Grundauffassung des heiligen Augustinus vertreten, die seitdem ein halbes Jahrtausend die geistliche Geschichtschreibung des Abendlandes beherrscht und jede unbefangene, wahrhaft historische Auffassung verhindert hat, daß die weltliche Kultur und der weltliche Staat ein Produkt der Sünde, des Abfalles von Gott sei im Gegensatz zur Kirche, zum „Gottesstaat", daß er also dieser untergeordnet sei und nur in ihrem Dienst eine Berechtigung seines Bestandes habe, und daß der Weltuntergang, das Jüngste Gericht, nahe bevorstehe. Von solchem Gesichtspunkte aus unternahm es Gregor, die Geschichte der Franken bis auf seine Zeit in zehn Büchern darzustellen, und wohl mochten die merowingischen Greuel, der Verfall der Bildung, die Auflösung der alten staatlichen Verhältnisse solche düstere Anschauung zu rechtfertigen scheinen. Doch abgesehen davon schildert Gregor zum Teil für die ältere Zeit nach sagenhafter Überlieferung, dann aber nach uns verlorenen lateinischen Quellen, endlich nach eignen Beobachtungen lebendig und ehrlich das Jahrhundert von Chlodwig bis zum Jahre 591, mit Einflechtung zahlreicher Einzelzüge, die helles Licht auf alle Verhältnisse werfen, ohne das Streben nach pragmatischem Zusammenhange, aber auch ohne Liebedienerei und Verhüllung des Schlimmen. Für uns ist deshalb sein Werk von unschätzbarem Werte, als die fast einzige, jedenfalls die wichtigste Quelle für die Geschichte und die Zustände des Merowingerreiches.

Nach Gregor von Tours verfiel die gelehrte Bildung und mit ihr die Geschichtschreibung im Frankenreiche völlig. Erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode nahm ein burgundischer Geistlicher, Fredegar, den Faden wieder auf. Auszüge aus fünf sich ergänzenden älteren Chroniken, namentlich des Hieronymus, Idacius, Isidor und Gregor äußerlich aneinander fügend, ergänzte er sie durch eine annalistische Fortsetzung, die er bis zum Jahre 642 führte. Er teilte die kirchlich-historische Auffassung Gregors, doch seine Bildung war eine viel geringere und sein Latein ist ebenso barbarisch wie das der Urkunden seiner Zeit, denn ihm fehlt jede Ahnung von der Bedeutung der Flexionsendungen. Doch wurde sein Werk sehr geschätzt, und es hat wenigstens das Verdienst, das einzige zu sein, das einigermaßen zusammenhängende Nachrichten über einen Zeitraum von etwa 60 Jahren liefert.

Hat die fränkische Kirche das ihr verbliebene Erbe der klassischen Bildung nur unvollkommen zu wahren vermocht, so ist es mit ihrem Einfluß auf das sittliche Leben der Völker noch schlimmer bestellt. Hier wirkte die Mischung deutscher und romanischer Art in den höheren Kreisen der Gesellschaft schlechthin vergiftend auf beide. Die vornehmen Germanen lernten von ihren romanischen Standesgenossen nur die Laster einer entarteten Kultur, Schwelgerei, Habsucht und feige Hinterlist, diese von jenen nur die Fehler der Barbarei, Roheit und Zügellosigkeit. Es mußten Jahrhunderte vergehen, ehe aus so vielseitigem Verfall ein neues Leben keimte.

Die Reiche der Angelsachsen in Britannien.

Während Spanien, Aquitanien und Burgund von den Germanen in einem gewissen Einvernehmen mit Rom besetzt, nicht eigentlich gewaltsam erobert, daher ihre römische Kultur und Bevölkerung geschont wurden und bald durch ihre Überlegenheit die Barbaren sich unterwarfen, sie ihres Volkstums entkleideten, während in Nordgallien zwar eine gewaltsame Eroberung stattfand, doch aber noch soviel von der römischen Bildung übrig blieb, daß die Franken sich zum großen Teile romanisieren ließen, wurde das heutige England in einem anderthalbhundertjährigen Kriege nicht den Römern, sondern der einheimischen Bevölkerung abgerungen und das Land zu einem rein deutschen gemacht (s. S. 86 f.).

Abschluß der angelsächsischen Eroberung.

Für die weitere Ausbreitung der Germanen wurde das Königreich Wessex die wichtigste Grundlage. Von hier aus nahm Cerdics zweiter Nachfolger Ceawlin (seit 560) den Briten Bath und dehnte seine Herrschaft bis Gloucester am Severn aus. Andre Scharen verbreiteten sich vom Washbusen in das Flachland der Mitte und errichteten hier eine Anzahl kleiner Fürstentümer, die erst später zum Königreich Mercia (Myrcna) zusammengefaßt wurden. Das Gebiet vom Humber bis zum Meerbusen von Edinburg (Firth of Forth) fiel den Sachsen vielleicht noch früher in die Hände als Kent den Dänen, doch entstanden hier zunächst zwei gesonderte Reiche, Deira südlich und Bernicia (Berneich) nördlich des Tyne, die sich erst nachmals zu Northumberland vereinigten. Die Dynastie von Bernicia leitete sich von dem im Jahre 547 erhobenen Ida ab. Ihr bedeutendster König war dessen Enkel Äthelfrid Flesaur. In der Schlacht am Degsastein warf er die Skoten endgültig zurück (603), eroberte Deira und das nördliche Mercia und schlug die Briten bei Chester. — Um das Jahr 600 war die angelsächsische Besitzergreifung im wesentlichen vollendet, die Herrschaft der Briten auf die westlichen Küstengebiete zurückgedrängt. Hier behaupteten sie sich in den drei Reichen Cumberland (Cumbria, Stradhcluyd), Cambrien oder North-Wealas (Wales) und Westwealas (Cornwallis). Ihnen gegenüber standen die Sachsen, Angeln und Jüten der gewöhnlichen Zählung nach in sieben Reiche (daher Heptarchie), thatsächlich in eine weit größere Anzahl kleiner Staaten gegliedert.

Untergang der römischen Kultur in Britannien.

Auf dem so eroberten Boden erwuchs nicht, wie meist auf dem Festlande, ein romanisches, sondern ein germanisches Volkstum. Einmal war die römische Kultur in Britannien ohnehin nicht tief gewurzelt, durch die lange politische Trennung von Rom schon erschüttert; sodann erfolgte die Eroberung sehr allmählich und unter teilweise heftigen Kämpfen. Diese wirkten naturgemäß zerstörend und verwüstend. Die Städte verödeten und verfielen, die Einwohner wurden entweder erschlagen oder sie flüchteten in die noch keltischen Gebiete. Freilich wurde die britische Bevölkerung keineswegs völlig ausgerottet. Ihre Fortdauer beweist eine Anzahl Namen von Flüssen und Städten, von denen die römischen Ursprungs bei den Angelsachsen mit dem Beisatz -chester (ceaster, d. h. castrum), die keltischen mit dem Zusatz -burc (borough, -bury)

versehen fortlebten; auch die großen römischen Straßen wurden nach wie vor benutzt, so namentlich die Waetlingstraße von London nordwestlich nach Caerleon. Doch die große Masse der Ortschaften trägt deutsche Namen, und was von Kelten unter den Sachsen etwa sich erhielt, das wurde in die Knechtschaft herabgedrückt; nur in Wessex und Northumberland treten vereinzelt auch grundbesitzende, also freie Briten auf. Der abweisende Nationalstolz der Eroberer that das übrige, um den Einfluß dieser dürftigen und heruntergekommenen Reste der einheimischen Bevölkerung auf ihre Herren fast völlig auszuschließen. Die Zahl der römischen oder keltischen Wörter im Angelsächsischen ist deshalb eine verschwindend geringe; jene beziehen sich fast alle auf kirchliche Einrichtungen, diese auf Dinge des häuslichen Lebens. Aus demselben Grunde nahmen die heidnischen Angelsachsen das Christentum zunächst nicht an, denn es war ihnen die Religion der Besiegten und mit diesen zugleich war die christliche Kirche in den eroberten Landschaften großenteils untergegangen, nur wenige Gotteshäuser übrig geblieben, wie die Kirche des heiligen Martinus in Canterbury (Cantwaraburc). Erst als die Zeit der Ansiedelung im wesentlichen abgeschlossen war, wandten sich die Angelsachsen dem Christentume zu, doch sie erhielten es von Rom her; die britische Kirche übte auf sie nur einen bescheidenen Einfluß.

Gründung der irisch-schottischen Kirche.

Der Ursprung dieser Kirche geht weit zurück, ist aber in Dunkel gehüllt. Die ersten Blutzeugen hatte sie schon in der Diocletianischen Verfolgung, unter ihnen den heiligen Albanus von Verulam; unter Konstantin erschienen Bischöfe in London, Lincoln und York. Der bewegliche Charakter des Keltenstammes verschaffte aber auch ketzerischen Lehrmeinungen leichten Eingang, so namentlich dem Pelagianismus; erst das Auftreten des Bischofs Germanns von Auxerre gab der römischen Auffassung den Sieg und knüpfte die Bande mit Rom fester (429). Fast um dieselbe Zeit begann das Kreuz einen glänzenden Siegeszug in Irland und Schottland, wohin die Adler der römischen Legionen niemals gedrungen waren. Nach einem ersten vergeblichen Versuche des Palladius im Jahre 431 übernahm Patricius das Werk der Bekehrung, der städtischen Aristokratie Galliens (Boulogne) entsprossen und durch lange Kriegsgefangenschaft in Irland und Teilnahme an den Raubfahrten der Iren mit den Zuständen und dem leicht empfänglichen Charakter des Volkes gründlich vertraut. Dadurch mächtig gefördert und seinem Berufe mit lauterster Hingebung sich widmend, begann er seine Arbeit im Jahre 432, und zwar mit solchem Erfolge, daß sich die „grüne Insel" bald mit Klöstern, Kirchen und Bistümern bedeckte. Die Flucht zahlreicher römisch gebildeter Geistlichen aus Britannien vor der sächsischen Eroberung stellte ihm geschulte Mitarbeiter in großer Zahl zur Verfügung, und als er hochbetagt im Jahre 493 starb, war die Bekehrung Irlands im wesentlichen vollendet. Der Mittelpunkt der neuen Kirche wurde das große Kloster Banchor an der Nordostküste, ihr Hauptheiligtnm St. Patrik in Armagh, und noch heute begeht das katholisch-irische Volk den Patriktag (17. März) als national-kirchlichen Festtag. Im folgenden Jahrhundert verpflanzte S. Columba (Columbanus) das irische Christentum auch nach dem britischen Schottland, d. h. nach der Westseite des heute so genannten Gebietes, dessen östliche größere Hälfte die Pikten bewohnten. Columba begründete auf der Felseninsel Hy (Jona, Columbhill) ein großes Kloster als Mittelpunkt eines neuen Mönchsordens und übertrug von da aus die christliche Lehre auch zu den Pikten (um 600).

Einrichtungen der irisch-schottischen Kirche

Obwohl von Rom aus gegründet, hatte die irisch-schottische Kirche doch manche Eigentümlichkeiten bewahrt. An der alten Berechnung des Frühlingsvollmondes nach einem 84jährigen Cyklus, von dem das Eintreten des Osterfestes abhängig war, hielt sie länger fest als Rom selbst, das schon im 6. Jahrhundert die Berechnung nach einem nur 19jährigen Cyklus annahm. Ferner gab es keine feste Sprengeleinteilung,

keine eigentlich hierarchische Unterordnung der Bischöfe und selbst keine Unterscheidung der Bischofs- und Abtswürde, vielmehr war jeder Abt zugleich Bischof und stand unabhängig für sich, höchstens daß dem Abtbischof von Hy ein Ehrenvorrang eingeräumt wurde. Dafür fehlte dieser Kirche auch aller hierarchische Prunk. Das Leben ihrer Geistlichen war einfach und bedürfnislos, ihre Wohnhäuser schlichte Hütten, ihre Kirchen gewöhnlich von Holz und mit Stroh gedeckt. Ihre Bildung aber nahm eifrig die Überlieferungen des Altertums auf. Die Klöster waren zugleich Schulen und sammelten durch fleißiges Abschreiben große Bibliotheken; ja sie bildeten eine eigentümlich irische Schreibweise und mit besonderer Vorliebe eine merkwürdige, nationalkeltische Miniaturmalerei aus. Zu einer Zeit, wo im übrigen Westeuropa die antike Bildung fast zu erlöschen drohte, fand sie im entlegenen Irland begeisterte Pflege.

Trotzdem war die irische Kirche durchaus volkstümlich, keltisch, nicht römisch. Ja sie wurde der beste Halt des bedrängten Keltentums auch in England. Denn obwohl dort die lateinische Sprache bis ins 6. Jahrhundert auch außerhalb der Kirche vielfach gebraucht wurde, so erhielt sie sich doch nirgends als Volkssprache, vielmehr kehrten die romanisierten Briten, vereinzelt und in ihrer Bedrängnis ganz außer stande, ihre frühere höhere Kultur zu behaupten, zu ihrer alten Nationalität zurück. Ebendeshalb schlossen sie sich auch der schottischen Kirche an. So standen die Reste des Keltentums auf den britischen Inseln zwar politisch gespalten, aber kirchlich geeinigt den Angelsachsen gegenüber, geschieden durch Religion, Sprache, Sitte und tiefen Nationalhaß. Da konnte denn von einer Bekehrung der Sachsen durch die schottisch-irische Kirche gar keine Rede sein.

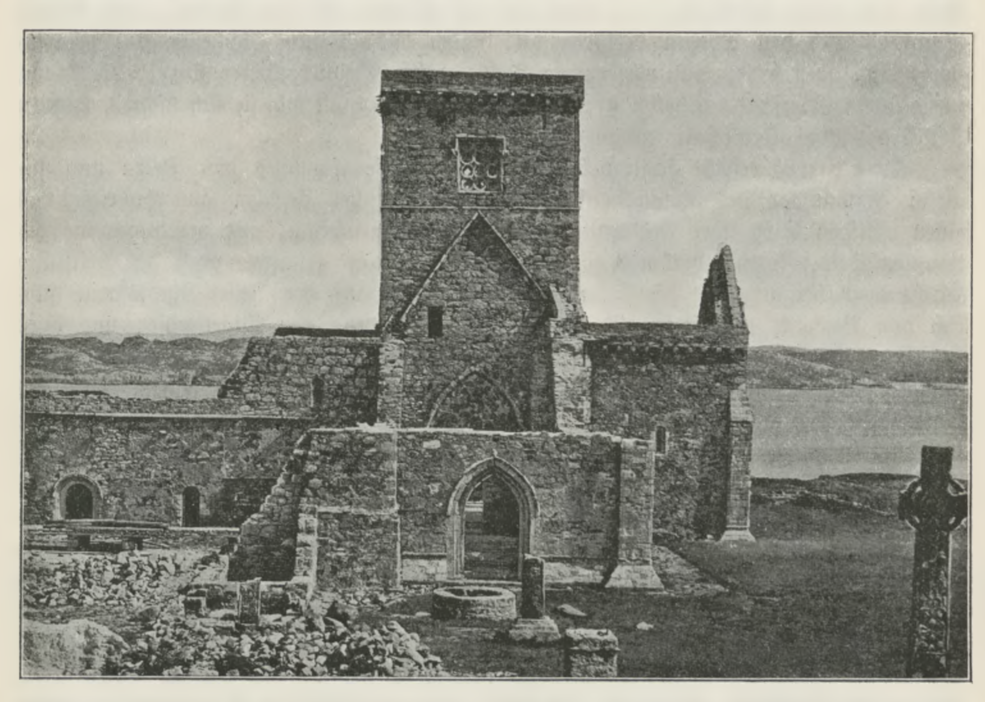
Anfänge des römischen Kirchentums in Südengland.

Sie erfolgte wie die der Iren unmittelbar von Rom aus. Wie erzählt wird, sah Papst Gregor der Große einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom einige schöne, hochgewachsene, blondlockige Jünglinge zum Verkauf ausgestellt, die ihm auf seine Frage als Angeln (Angli) aus Deira bezeichnet wurden. „Wahrlich, Angler, wie die Engel (Angeli) sind sie!“ rief der Papst aus, und als er erfuhr, daß dies Volk noch im Heidentume verharre, sandte er, von Mitleid und Bekehrungseifer erfüllt, vierzig Mönche seines Klosters unter Augustinus nach der fernen Insel ab (596). Sie fanden Aufnahme bei König Äthelbert von Kent, der bereits mit einer christlichen Prinzessin, Bertha, der Tochter des Frankenkönigs Charibert, vermählt war, und erhielten von ihm die Martinskirche in Canterbury. Dann trat er selbst über, gab einen Platz für Kirche und Kloster und Land zum Unterhalt. Augustinus nahm den Bischofstitel an, aber er bedurfte beständig der Ratschläge und Ermahnungen Gregors, der weitblickend und weitherzig ihm empfahl, die heidnischen Heiligtümer nicht zu zerstören, sondern wenn möglich in Kirchen umzuwandeln, die heidnischen Feste in christliche zu gestalten, sogar die Opferschmäuse dabei zuzulassen, wenn nur der heidnische Charakter wegfiele. Obwohl nun trotzdem die Erfolge Augustins bescheidene blieben, zog Gregor in der Bulle vom 22. Juni 601 bereits die Grundlinien der künftigen kirchlichen Gestaltung Großbritanniens, indem er Canterbury und York zu erzbischöflichen Sitzen bestimmte und in jedem dieser Sprengel zwölf Bistümer zu bilden befahl. Doch die keltisch-britischen Bischöfe waren weit entfernt, sich dem Augustinus zu unterwerfen, selbst über den Zeitpunkt des Osterfestes konnten sich beide Parteien nicht verständigen. Nur die Gründung zweier Bistümer in Rochester und in London (für Essex) erlebte Augustin noch (gestorben 26. Mai 607).

Sein Werk wurde sogar in Frage gestellt, als nach Äthelberts Tode (Februar 619) sein heidnisch gebliebener Sohn Eadbald den kentischen Thron bestieg und gleichzeitig in Essex das kaum dort gegründete Bistum einer heidnischen Reaktion erlag. Indes Eadbald ließ sich dann doch noch zum Christentum herüberziehen und gestattete den

Bau des Peter-Paul-Klosters in Canterbury, wo seitdem die Könige von Kent ihre letzte Ruhestätte fanden. Ja von diesem Hofe ging der Anstoß zur Bekehrung auch Northumberlands aus.

Redwald nämlich, König der Ostangeln, der in Kent das Christentum angenommen hatte, erfocht über Äthelfrid von Northumberland (s. oben S. 218) am Idleflusse in Mercia einen glänzenden Sieg und führte den von jenem vertriebenen Edwin in seinen Staat Deira zurück (616). Als nun Edwin sich mit Äthelberga, der Schwester Eadbalds von Kent, vermählen wollte, erreichte er dies nur gegen das Versprechen, ihr die Ausübung des christlichen Gottesdienstes zu gestatten und nichts gegen das Christentum zu unternehmen. So zog Äthelberga, begleitet von Bischof Paulinus, nach Northumberland (625). Allmählich machte der Einfluß seiner Gemahlin und die Predigt des Bischofs den König irre an seinem heidnischen Glauben; Northumberland christlich.



103. Ruinen des Klosters Hy auf der Insel Iona. Nach einer Photographie.

oft sah man ihn stumm dasitzen und nachdenken. Endlich, nach einem glänzenden Siege über Wessex, den er der Hilfe des Christengottes zuschrieb, berief Edwin seine Großen und Priester zusammen, und da auch diese, der Oberpriester Coifi voran, sich für die neue Lehre aussprachen, so ward der Übertritt einhellig beschlossen. Mit eigner Hand führte der Oberpriester den ersten Streich gegen das hochgehaltene Heiligtum von Godmundham bei York, und am Ostertage (12. April) 627 ließ sich der König mit seinen Edlen zu York taufen. York wurde Bischofssitz, doch genügten für ganz Northumberland noch zwei kleine hölzerne Kirchen, denn die große Masse des Volkes hielt zunächst noch am Heidentume fest. — Von Northumberland aus gewann Edwin im Jahre 622 den König Eorpwald von Ostangeln dem Christentume, so daß im Jahre 636 in Dunwich ein Bistum und eine Schule für einheimische Geistliche errichtet werden konnten. Die Übersendung des erzbischöflichen Palliums an York und Canterbury durch Papst Honorius I. gab den bisher erreichten Ergebnissen einen gewissen äußerlichen Abschluß.

Übergewicht des heidnischen Mercia.

Indes ohne eine schwere kriegerische Krisis sollte sich das römische Christentum in England nicht befestigen. Es beherrschte vorläufig erst Kent, Ostangeln und Northumberland, also den Osten der Insel. Ihr keltischer Westen gehorchte der irisch-schottischen Kirche, die ganze Mitte vom Kanal bis an die northumbrische Südgrenze, Sussex, Essex, Wessex, und vor allem das größte der angelsächsischen Reiche, Mercia, waren noch heidnisch, und da sich eben hier die alte kriegerische Tüchtigkeit noch am ungebrochensten erhalten hatte, so verschaffte sie diesem Staate damals auf längere Zeit ein entschiedenes Übergewicht, bedrohte noch einmal ernstlich den Fortbestand des Christentums. Gegen Northumberland nämlich verband sich der gewaltige König Penda von Mercia mit Keadwalla (Catguollaun), dem christlichen Fürsten von Nordwales (Gwinedh). In der Schlacht bei Hatfield (12. Oktober 633) erlag und fiel König Edwin, sein ältester Sohn Osfried mit ihm; Äthelberga flüchtete nach Kent, das ganze Geschlecht ging unter bis auf Eansled, Edwins Tochter, auch Bischof Paulinus gab den Norden verloren und nahm das Bistum Rochester an. Northumberland aber brach auseinander; in Deira nahm Edwins Vetter Osric die Krone, in Bernicia Eanfrid, Äthelfrids Sohn, und beide, getrennt wie sie sich hielten, mußten sich Keadwallas Herrschaft unterwerfen.

Sicherung des Christentums.

Kurz darauf erfocht freilich Oswald, ein Neffe Eadwins von Deira und zugleich Verwandter des Königshauses von Bernicia, bei Hexham am Hadrianswall einen völligen Sieg über Keadwalla, der selbst dabei umkam, und vereinigte die getrennten Teile Northumberlands wieder (642), aber er gestattete auch der britischen Kirche dort Eingang und die Erbauung des Klosters auf der Insel Lindisfarne südlich von Berwick, erweiterte also die kirchliche Spaltung der Angelsachsen und blieb selbst in einem Kampfe gegen den heidnischen Penda von Mercia (5. August 642), deshalb von seinen Landsleuten als Märtyrer hochverehrt. Nach seinem Tode fiel Northumberland abermals auseinander. Deira unter Oswin, Sohn Osrics, vermochte sich der Abhängigkeit von Mercia nicht zu entziehen. Wenige Jahre später unterwarf Penda auch Wessex (645) und zwang Ostangeln zur Heeresfolge; die dauernde Überlegenheit des heidnischen Mittelreiches schien gesichert, der Weiterbestaud des Christentums schwer bedroht. — Da kam die entscheidende Wendung plötzlich und unerwartet. Bei dem Versuche, auch Bernicia sich zu unterwerfen, wurde Penda von dessen König Oswin, Oswalds Bruder, auf dem Winwedfelde bei Leeds völlig geschlagen und verlor mit der Schlacht auch das Leben (15. November 655). Die Herrschaft über Mercia vermochte Oswin allerdings nicht zu behaupten, aber das britische Christentum, das er hier einführte, überwand allmählich das angelsächsische Heidentum in diesem seinem Kernlande, und auch in Essex wurde damals die Kirche (in britischer Form) wiederhergestellt.

Sieg der römischen Kirche.

Das Christentum in England war gesichert, noch aber blieb die Aufgabe, die beiden Kirchen mindestens auf angelsächsischem Boden zu vereinigen. Zunächst besaß die schottische Kirche das Übergewicht, denn sie herrschte in Northumberland, Mercia und Essex und stand in enger Verbindung mit dem Kloster Hy. Dagegen unterhielt die römische Gemeinde in Kent und Ostangeln die regste Verbindung mit ihren Glaubensgenossen im Frankenreiche. Sie verstärkte ihren Einfluß in England beträchtlich, als es ihr gelang, in dem noch heidnischen Wessex das Bistum Dorchester zu gründen und so das Land allmählich sich zu unterwerfen, sodann in Essex einen römischen Bischof einzusetzen (663). Die Entscheidung zu gunsten Roms führte endlich König Oswin für Northumberland durch die Synode von Streaneshalch (an der Ostküste zwischen Tese und Derwent) herbei (644). Da hier der Franke Angilbert gegenüber dem britischen Abt Colman von Lindisfarne siegreich die Behauptung verteidigte,

daß St. Petrus und seine römischen Nachfolger den Himmelsschlüssel besäßen, so erklärte sich der König, umgeben von seinen weltlichen Edlen, für die römische Kirchenform, namentlich für die römische Feier des Osterfestes (664). Wulfher von Mercia schloß sich an, Colman und seine Anhänger verließen das Land, das im übrigen ihrem Wirken das beste Andenken bewahrte.

Gründung der kirchlichen Einheit Englands.

Wenige Jahre später (668) sandte Papst Vitalianus den griechischen Mönch Theodor aus Tarsos in Kleinasien als Erzbischof nach Canterbury. Dieser brachte auf der ersten allgemeinen Landessynode in Hartford (September 673) und in Hatfield (680) — nur Essex und das noch heidnische Sussex waren auf der ersten nicht vertreten — die römischen Kirchenformen zur Anerkennung und sicherte unter dem Schutze der Könige Oswin, Wulfher und Egbert (von Kent) ihre Durchführung durch Gründung einer ganzen Anzahl neuer Bistümer (darunter drei für Mercia), Errichtung neuer Schulen, die den irisch-schottischen den Rang ablaufen sollten, und Erbauung stattlicher, massiver Kirchen. Er erlebte auch noch den Sieg seiner Kirche in Sussex, das, hinter Meer und Wald abgeschlossen, sein Heidentum am längsten bewahrte, obwohl es damals den Königen von Mercia gehorchte; nur ein schottisches Kloster bestand dort, und eifrig arbeitete auch der rührige Wilfried von Northumberland von Selsea (an der Südküste) aus an der Bekehrung des Volkes. Entschieden aber wurde sie erst, als König Keadwalla von Wessex (seit 685) Sussex unter furchtbaren Verheerungen eroberte. Damals schenkte er an Selsea den vierten Teil der Insel Wight, später entstand hier das Bistum Chichester. Die staatliche Zerklüftung dauerte fort, aber die kirchliche Einheit des deutschen England war fest begründet, als Theodor im September 690 starb. Nicht lange mehr, und auch der größte Teil der Kelten Britanniens und sogar Irlands schlossen sich der römischen Kirchenform an, widerstrebend allerdings und erst später das Kloster Hy. In Whithorn (Candida casa) an der Südspitze Galways, entstand ein römisches Bistum (unter York) für das südliche Schottland. Nur Wales und Teile Irlands hielten sich noch abgesondert. Eine der glänzendsten Eroberungen des päpstlichen Rom war damit im wesentlichen vollendet, doch erkannte England dem römischen Bischof nur ein Ehrenvorrecht, keineswegs eine wirkliche Obergewalt zu.

Durchführung der kirchlichen Ordnungen.

Damit hatte allerdings die angelsächsische Kirche ihre Organisation noch keineswegs abgeschlossen. Namentlich die Gründung von Pfarrkirchen machte langsame Fortschritte. Noch um 650 waren die Bischöfe von Dorf zu Dorf gewandert, um ihres Amtes zu warten; erst seit Erzbischof Theodor entstanden zuerst im Süden festbegrenzte Pfarren, für welche die Kirche eine Ausstattung an Land mit einer Hufe verlangte, ohne daß sich diese freilich sofort und überall durchsetzen ließ. Auch der Zehnt wurde zwar als gesetzliche Leistung des Volkes für die Kirche verlangt, doch noch keineswegs wirklich gegeben; vielmehr erkannte der Staat zunächst in Mercia und Northumberland dies Recht erst am Ende des 8. Jahrhunderts an, und auch der sogenannte Kirchenschoß konnte nur langsam durchgeführt werden. Trotzdem wuchs der Reichtum der Kirche außerordentlich schnell durch große Schenkungen an Grund und Boden, die ihr die Frömmigkeit der Angelsachsen darbrachte, damit ihr weltlicher Einfluß und ihre Fähigkeit, die geistigen Interessen zu pflegen, wozu sie ohne die materielle Unabhängigkeit, die damals allein der Grundbesitz gewährte, niemals imstande gewesen sein würde. Dieser Aufgabe aber hat sich eben die angelsächsische Kirche mit großem Eifer und glänzendem Erfolge gewidmet.

Litteratur und Sage.

In diesem fernen Insellande erfuhr durch sie die kirchlich-antike Bildung die sorgfältigste Pflege, besonders seit Erzbischof Theodor. Die von ihm gegründeten oder erneuerten Schulen, wie die von York und Canterbury, gediehen im 8. Jahr-

hundert zu glänzender Blüte, und alles Wissen der damaligen Zeit faßte Beda der Ehrwürdige (Venerabilis) von Northumberland (682—735) in seinen zahlreichen Lehrbüchern zusammen. Der Nachwelt noch wertvoller ist seine „Kirchengeschichte der Angelsachsen“ (bis 731), ein Werk des umfassendsten Fleißes und größter Sorgfalt, dabei durchdrungen von liebenswürdiger Wärme für Land und Volk. Ohne dies Werk wäre die ältere Geschichte der Angelsachsen fast ein leeres Blatt. Doch das energische Nationalbewußtsein der Angelsachsen bewahrte auch ihre Geistlichen davor, volkstümliche Art und Sprache zu vernachlässigen. In der Predigt herrschte durchaus das Angelsächsische, in der Dichtung behauptete es den Vorrang. Allerdings behandelten die geistlichen Dichter ausschließlich kirchliche Gegenstände, so Caedmon aus Deira (gest. um 680), Cynewulf und Aldhelm von Wessex (gest. 709). Aber in kräftigem Strome floß die volkstümliche Sage durch die Herzen des Volkes, und um dieselbe Zeit, wo die römische Kirche die Angelsachsen vollständig bemeisterte und innerlich gewann, um 700, wurden die epischen Lieder der Angelsachsen zusammengefaßt in dem großen Epos „Beowulf“, das so rein und ursprünglich altgermanisches Wesen und Heldentum abspiegelt wie kein zweites.

Die alten Stände.

Die Staatsformen, die dies Kulturleben umschlossen, waren die altgermanischen. Doch haben sie sich auf angelsächsischem Boden vielfach anders ausgebildet als auf dem Festlande, vor allem weil hier die Überreste der römischen Kultur, von der Kirche abgesehen, überhaupt nicht zur Einwirkung gelangen konnten. Die Ansiedelung der germanischen Einwanderer war zunächst nach Geschlechtern erfolgt, weshalb auch die neugegründeten Ortschaften oft nach den Geschlechtern benannt wurden. Ist dabei das Grundeigentum anfangs als Gemeindeland behandelt worden, so ist doch das Privateigentum sehr rasch durchgedrungen (bôcland, d. i. Buchland, im Gegensatz zum folcland, d. i. Staatsgut, weil jeder sein Eigentumsrecht durch eine Urkunde nachweisen mußte). Die Grundlage seiner Verteilung war wie auf dem Festlande die Hufe (hîda, mansus), d. h. soviel Acker, als für den Bedarf einer Familie genügte, mit Weide und Holznutzung als Zubehör, also kein feststehendes Flächenmaß, sondern im Umfange verschieden je nach den Umständen und der Güte des Bodens. Den Kern der so angesiedelten Bevölkerung bildeten die freien Bauern (ceorls), deren Wergeld 200 Schillinge betrug; unter ihnen standen die Freien ohne Grundbesitz (Läten), mit dem Bruchteil einer Hufe ausgestattet von dem Grundbesitzer, der für sie zugleich der Beschützer und Vertreter, der „Brotherr“ (hläford, daher lord) war, über ihnen die Edlen, ausgezeichnet durch altüberliefertes Ansehen, großen Besitz und höheres Wergeld. Nicht Glieder des Staates, sondern Eigentum des Herrn waren die Knechte (theows), zu denen vor allen die unterjochten Briten gehörten.

Die neuen Stände.

Indes veränderte sich diese ständische Gliederung sehr bald in ähnlicher Weise wie im Fränkischen Reiche, nur daß in England die überkommenen römischen Zustände dabei keine Rolle spielten, sonst aber aus denselben Gründen, nämlich infolge der Lasten, die den freien Bauern die Verpflichtung zum Heerdienst und zur Teilnahme an den beratenden Versammlungen auferlegten, und die um so drückender empfunden wurden, als innere Kriege beständig fortdauerten. So gerieten halb freiwillig die kleinen Grundbesitzer in Abhängigkeit von den großen, indem sie von diesen Land als „Laenland“ auf Zeit oder Lebenszeit, Ruf und Widerruf, gegen zahlreiche Abgaben in Naturalien und Geld, Feld- und Ackerdienst erhielten oder ihr bisheriges Eigentum unter ähnlichen Bedingungen einem größeren Herrn auftrugen. Vermehrte sich so das Übergewicht der großen Landbesitzer, so stieg auch rasch ihre Zahl durch die Entstehung eines königlichen Dienstadels. Besitzende Freie und besitzlose (jüngere) Söhne auch der größten Besitzer traten in das Gefolge des Königs als gesithi, als „Dienstmänner“

(thegn, than) ein, indem sie sich ihm durch einen besonderen Eid verpflichteten und dagegen häufig Land aus dem Königs- oder Staatsgut empfingen. Wie hoch sie diese persönliche Beziehung über die Masse der Freien emporhob, beweist ihr sechsfaches Wergeld von 1200 Schilling. Über diesem sehr zahlreichen Stande, der sich etwa mit der späteren englischen Gentry vergleichen läßt, entwickelte sich noch eine Gruppe großer Herren, die Inhaber umfänglicher Herrschaften und bewaffneter Gefolgsleute mit einem Minimalbesitz von 40 Hufen, die „Großthane“. Obwohl von einer rechtlichen Erblichkeit keine Rede ist, so gestalteten sich die angegebenen Abstufungen doch allmählich zu Geburtsständen; aber sie schlossen sich niemals kastenartig ab, sondern gestatteten dem Niedriggestellten das Aufsteigen nach oben, das namentlich, wie im Frankenreiche, von der Kirche begünstigt wurde.

Einteilung des Landes und Volkes.

Dieser Verschiebung der alten Stände entsprechen die Umgestaltungen der Verfassung. Die unterste politische Einheit bildete die Ortsgemeinde (tunscipe, township) unter eignem, selbstgewähltem Vorsteher. Dieser zur Seite traten aber bald mit dem Umsichgreifen der Abhängigkeitsverhältnisse Ortschaften von abhängigen Leuten, deren Vorsteher der Grundherr ernannte. Denn aus dem Rechte des Herrn, dem Hintersassen oder Gefolgsmann sein Laenland zu nehmen, folgte ein Entscheidungsrecht über deren Streitigkeiten, und das herrschaftliche Gericht, das dadurch nötig wurde, bildete demnach das nächste und wichtigste Gericht für die abhängigen Leute. Von solchen freien oder herrschaftlichen Dörfern unterschieden sich rechtlich die späteren Städte noch gar nicht, denn an eine Fortdauer der römischen Städteverfassung ist in England noch viel weniger zu denken als anderswo. In und an den alten zerfallenen und verlassenen römischen Festungsmauern sammelten sich Freisassen, Laenleute, Dienstmannen, Knechte des Königs oder eines Grundherrn, und ihnen setzte entweder dieser oder jener für Polizei-, Gerichts- und Finanzverwaltung einen Burg- oder Stadtgrafen (burhgerêfa oder tungerêfa). Eine größere Anzahl von Gemeinden dieser Art bildeten dann die Hundertschaft (hundred), ursprünglich eine Verbindung von 100 oder 120 Hufen. Zwischen sie und ihnen an Bedeutung gleich, schoben sich bald große Herrschaften unter grundherrlichem Gericht. Die Hundertschaften waren von kleinerem Umfange an den Küsten, weil hier, wo die Eroberung begann, das Bedürfnis des Beistandes zum dichteren Zusammenwohnen nötigte, größer weiter landeinwärts, mit Ausnahme des unter ähnlichen Bedingungen besiedelten westsächsischen Markgebietes gegen Wales. So zählte man in Kent 62, in Sussex 64, in Essex 20, sonst durchschnittlich 5—9 Hundertschaften auf die (spätere) Grafschaft oder Shire (Abteilung, Gau). Diese umfassenderen Gebiete fielen im Osten und Süden mit den ursprünglichen kleinen Königreichen zusammen, sind also erst dann zu bloßen Verwaltungsbezirken geworden, als die kleinen Staaten seit dem 9. Jahrhundert zu einem zusammenschmolzen. In dem viel umfänglicheren Königreich Wessex aber existierte diese Einteilung schon viel früher, denn sie wird hier bereits unter König Ine (688—726) erwähnt; dasselbe gilt zum Teil von Mercia, wo entweder die früher selbständigen Staaten zu Shires herabsanken oder solche Bezirke direkt zum Zwecke der Verwaltung gebildet, deshalb auch nach den Hauptorten benannt wurden (so Northamptonshire).

Die ursprüngliche Verwaltungsordnung.

Die Verwaltung aller dieser Bezirke war ursprünglich ganz demokratisch-republikanisch wie überall bei den Germanen. In der Dorfschaft gab sich die Gesamtheit der freien Genossen, zur „Gemôte“ vereinigt, örtliche Satzungen, sie führte staatliche Verfügungen aus und wählte sich ihren eignen Vorsteher. Ebenso versammelte sich die Gemôte der Hundertschaft regelmäßig an bestimmten Plätzen, um über bürgerliche Streitigkeiten und leichte Straffälle zu richten oder Rechtsgeschäfte zu beglaubigen,

an ihrer Spitze der von ihr gewählte Ealdor der Hundertschaft. Aristokratischer schon gestaltete sich die Verwaltung der Shire, denn deren Versammlung (folkesmot) bestand nicht aus den sämtlichen freien Bauern des Bezirks, sondern aus den größeren Landbesitzern, die durch regelmäßige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten rechtskundig wurden und daher Witan (Wissende, Weise) hießen. Sie diente als Gerichtshof für schwerere Vergehen und für Streitsachen zwischen mächtigeren Parteien, sodann faßte sie Beschluß über alle gemeinsamen Angelegenheiten und wählte ihren „Ältesten" (earldorman, ealdor), der die Versammlung berief und leitete, die Ausführung ihrer Beschlüsse überwachte und das Aufgebot führte.

Monarchische Umgestaltung.

Diese ganze Verwaltung wurde aber nun durch die vereinte Macht des aufkommenden Großgrundbesitzes und des Königtums umgestaltet. Eigentlich miteinander im Widerstreit vereinigten sich diese beiden Mächte stillschweigend dahin, daß die großen Besitzer die Vertretung des königlichen Ansehens als Beamte übernahmen, also ihre thatsächliche Gewalt nicht aus den Händen gaben, doch sie im Namen und Auftrag des Königs ausübten. Das angelsächsische Königtum, dem Volke in seiner deutschen Heimat unbekannt, entstand erst in England und zwar einmal, weil hier der beständige Eroberungskrieg einheitliche Leitung erforderlich machte, sodann, weil die Massen des Volkes eines verstärkten Rechtsschutzes gegen die Willkür der Großen bedurften. Der erste Herrscher, dem dieser Titel (cyninc, engl. king) beigelegt wird, ist Aella von Sussex (gest. 514—519). Dies Königtum beruhte wie in den festländischen Reichen auf der Erblichkeit innerhalb eines bestimmten, durch Adel, Besitz und Tüchtigkeit ausgezeichneten Geschlechtes, doch ohne bestimmte Thronfolge. Geschützt wurde der König durch das höchste Wergeld, das in Mercia das 36fache von dem des freien Mannes betrug, und durch die gleich hohe „Königsbuße"; ebenso standen sein Eigentum und sein Haus wie alle, die ihm angehörten, unter dem Schutze besonders hoher Bußen. Das Königtum nahm nun die Ernennung des bisher gewählten Gauvorstandes, des Earldorman, in seine Hand und bestellte neben ihm zur Vertretung der besonderen königlichen Interessen seinen eignen Beamten, den Shiregerêfa (später Sheriff). Dieser hatte zunächst die Verwaltung der Krongüter und Kroneinkünfte im Gau nebst der dazu erforderlichen Polizeigewalt; allmählich aber übernahm er den Vorsitz in der Hundertschaftsversammlung und zunächst neben dem Earldorman auch in der Gauversammlung, und schon um 700 erscheint er in Kent in dieser allein. Dem Earldorman verblieb indes der Befehl über das Aufgebot, ein Anteil am Vorsitz in der Folkesmot und die Sorge für die öffentliche Sicherheit, wie er denn auch ein Drittel der Bußen erhielt und mit Staatsgut ausgestattet war. Diese Ämter aber lagen durchaus in den Händen der Thane, also der Großgrundbesitzer.

Das Königtum.

Mit einem solchen Beamtentume übte der König den obersten Heerbefehl, die Gerichtshoheit und die Polizeigewalt. Die Grundlage des angelsächsischen Heerwesens bildete ursprünglich die allgemeine Wehrpflicht des freien Mannes. Allein bei der Schwierigkeit, den ansässigen Bauern zu anhaltender und gleichmäßiger Erfüllung dieser Pflicht zu bringen, und bei der raschen Abnahme des Standes der Freien trat dies allgemeine Landesaufgebot sehr bald, wie im Frankenreiche, hinter die bewaffneten Gefolgmannschaften des Königs und der Großthane zurück und wurde gewöhnlich nur für Wegebau, Wacht- und Burgdienst verwendet, sonst nur in Fällen der dringendsten Landesnot berufen, was natürlich die aristokratische Umbildung der Verfassung beförderte. Die Gerichtshoheit übte der König regelmäßig durch seine Beamten; persönlich trat er nur im Falle der Rechtsverweigerung bei den geordneten Instanzen ein, dann bildete er aus seiner Umgebung das Königsgericht als höchstes Landesgericht. Die Polizeigewalt äußerte sich zunächst als Königsschutz über besondere Orte, Zeiten und

Personen; um ihn zu behaupten, ergingen Friedensgebote, deren Verletzung mit hohen Strafen bedroht war. Daraus entwickelte sich im Laufe der Zeiten das immer wichtiger werdende Marktrecht, denn dies beruhte eben auf der Erteilung eines besonderen Friedens für bestimmte Orte. Sein Einkommen zog der König aus dem Krongut und aus der Nutzung des davon zunächst durchaus getrennten Staatsgutes (Folkland), unter dem man alles verstand, was bei der Eroberung nicht an einzelne Besitzer übergegangen war. Deshalb ergab sich daraus auch ein königliches Nutzungsrecht an Forsten und Bergwerken, Straßen und Häfen, und somit das Recht, an diesen Zölle zu erheben. Aus der Gerichtshoheit floß weiter ein Anteil an den Gerichtsgefällen und Bußen, aus der Polizeigewalt kamen die Einkünfte der Märkte. Dazu gesellten sich Geschenke der Unterthanen, sowie Leistungen derselben für Beförderung, Unterkunft und Verpflegung des Königs, für den Bau und Unterhalt von Burgen, Pfalzen und Straßen. Eine direkte Besteuerung gab es in England sowenig wie in den germanischen Teilen des Fränkischen Reichs.

Die Witenagemôte.

So bedeutend die Macht des Königs nun auch war, so wurde er doch thatsächlich durch die weltliche und geistliche Aristokratie nicht bloß insofern beeinflußt, als die ganze Verwaltung in deren Händen lag, sondern auch durch eine Art Gesamtvertretung derselben in der Witenagemôte. Sie war eine Versammlung keineswegs der Bauern, vielmehr von beamteten Großgrundbesitzern, königlichen Gefolgsleuten, Bischöfen und Äbten in mäßiger Anzahl, die in Mercia z. B. während des 8. Jahrhunderts durchschnittlich nur 24, im vereinigten Königreiche später nicht über 160 betrug. Viermal des Jahres, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und im Herbste auf Berufung des Königs zusammentretend, wirkte die Witenagemôte mit beim Erlaß von Gesetzen, die am frühesten in Kent, etwas später auch in Wessex aufgezeichnet wurden, ferner bei der Verfügung über das Folkland zu gunsten Privater; sie beriet weiter den König in auswärtigen Angelegenheiten, namentlich bei Erhebung eines Volkskrieges, und diente wohl auch als Königsgericht. Eine beschließende Stimme kam der Versammlung nicht zu, nur eine beratende, aber ihr Einfluß wuchs seit dem Ende des 7. Jahrhunderts so, daß der König ohne und gegen sie schwerlich etwas vermochte.

Kirche und Staat.

In der Witenagemôte griffen zugleich die staatliche und die kirchliche Organisation wirksam ineinander, denn zu ihren Mitgliedern zählten vor allem die Bischöfe. Auch in ihrem Sprengel waren diese nicht nur die Träger der Kirchengewalt, sie sollten vielmehr auch an den gerichtlichen Verhandlungen teilnehmen, im Verein mit den weltlichen Richtern den Frieden sichern, überhaupt über dem göttlichen und menschlichen Rechte wachen. Im ganzen hat die angelsächsische Geistlichkeit von diesen Befugnissen einen wohlthätigen Gebrauch gemacht. Sie bildete ein wirksames Gegengewicht gegen die Übermacht des weltlichen Besitzes, wirkte mildernd auf die Behandlung der Hörigen und der Knechte, schuf ihnen einen Ruhetag durch die Sonntagheiligung und beförderte ihre Freilassung, ebenso sittigte sie die Ehe und hob dadurch die Stellung der Frauen. Niemals aber suchte sie im Staate und über den Staat zu herrschen. Nicht nur übte der König bei den Bischöfen und den Äbten der wichtigeren Klöster ein thatsächliches Ernennungsrecht, sondern auch der kirchliche Grundbesitz war zu den Staatslasten pflichtig, die Geistlichen unterstanden in allen weltlichen Sachen dem weltlichen Richter und wurden im Wergelde je nach ihrem Range den Laien gleichgestellt. So war die englische Kirche durchaus national, durch ihre rechtlichen Beziehungen, die Abkunft ihrer Geistlichen, die Pflege der einheimischen Sprache mit dem Volke aufs engste verflochten, den Ordnungen des Staates eingefügt.

Manches von dem hier Berichteten hat sich erst nach der zunächst in Rede stehenden Zeit entwickelt, aber alle Grundlagen sind bereits in ihr gelegt worden.

Rückblick.

Eine ungeheure Zerstörung war über das Abendland gekommen. Die antike Kultur existierte nur noch in dürftigen Resten, die Volkswirtschaft von Westeuropa war fast ganz auf die Stufe bäuerlichen Lebens zurückgekehrt, ihre alten städtischen Mittelpunkte waren verfallen, ihre Verkehrsstraßen verödet. Doch die neuen Germanenstaaten erwiesen sich als wenig haltbar, mehrere gingen nach kurzer Dauer zu Grunde, und diejenigen, die sich hielten, waren unbehilflich organisiert, mit Ausnahme der angelsächsischen und etwa noch des langobardischen, ein buntes Gemisch deutscher und römischer Bestandteile, überwuchert von Privatinteressen, die alle staatliche Ordnung aufzulösen drohten, beherrscht von einer aufstrebenden Aristokratie, welche die Macht des Besitzes und des Schwertes in ihrer ganzen Roheit brauchte und nur in der Verbindung römischer und germanischer Laster die Verbindung römischer und germanischer Kultur darzustellen schien. So lag der Gedanke, der Untergang der Welt stehe bevor, dem lebenden Geschlechte nahe genug.

Und doch erwuchsen aus dieser wüsten Zerstörung Keime eines neuen Lebens. Vernichtet war zunächst die ungesunde römische Kapitalwirtschaft, die zu gunsten Roms und Italiens die natürlichen Reichtümer den Provinzen entriß und so deren Entwickelung hemmte und verdarb. Aufgelöst war die römische Staatsordnung, die, so großartig sie selbst noch in ihrem Verfalle den Germanen erschien, doch die nationalen Eigentümlichkeiten überall unterdrückt und verwischt hatte; eine nationale Entwickelung war damit angebahnt, auf der seitdem die ganze europäische Kultur beruht. Von der verkünstelten und verdorrten antiken Bildung, die zu dem wirklichen Leben kaum noch in irgendwelcher Beziehung stand und schließlich das Eigentum weniger bevorzugter Kreise geworden war, kehrten die Völker sich ab zu einer volkstümlicheren Richtung, zu der unerschöpflich aus dem Innersten der germanischen Natur hervorquellenden Sage, die echtes Menschen- und Heldentum in großartigen Bildern verkörperte. Die Kirche freilich stand ihr fremd, oft feindlich gegenüber, weil sie in ihr mit Recht die Reste alten Heidentums sah, und doch trug auch sie zu jener volkstümlichen Wendung bei. Denn sie wandte sich doch an die Massen des Volkes, übernahm in so großartiger und umfassender Weise, wie es vorher noch niemals geschehen war, die Armen- und Krankenpflege, stellte, wenn auch oft verkümmert und verzerrt, doch den Grundsatz der Menschenliebe der rohen Macht des Besitzes und des Schwertes entgegen und milderte so praktisch das Los der abhängigen und gedrückten kleinen Leute; sie war zugleich die einzige Bewahrerin nicht bloß einer höheren Sittlichkeit, sondern auch einer höheren geistigen Kultur, der Reste antiker Bildung. Sie konnte das alles freilich nur dadurch leisten, daß sie Grundbesitzerin im größten Maßstabe wurde, weil sie nur so unabhängig sein konnte, und sie entging daher der Gefahr nicht, sich mit weltlichen Geschäften zu überhäufen und ihrer eigentlichen Aufgabe zuweilen zu vergessen, allein sie blieb doch trotz zahlreicher schwerer Gebrechen die große Lehranstalt unmündiger Völker, der unbeholfenen Staatsordnung weit überlegen und deshalb die herrschende Macht des Mittelalters.



Dritter Zeitraum.

Das Aufsteigen des Islam und das Karolingische Weltreich.

Erster Abschnitt.

Mohammed und die Araber.

Die Gründung des Islam.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten ausgetobt, eine andre Welt war im Entstehen, als fern im Osten zu Anfang des 7. Jahrhunderts eine neue Völkerbewegung begann, die in ihren Folgen vieles von dem, was während der vorigen Periode unter schweren Kämpfen erstanden war, wieder in Frage stellen und die Verhältnisse der Länder im Osten und Süden des Mittelmeeres völlig umgestalten sollte. Diese Bewegung ging von Arabien aus.

Zwischen dem Roten Meer und dem Persischen Golf erstreckt sich eine von der Natur spärlich bedachte, 2700000 qkm umfassende, gegenwärtig etwa vier Millionen Bewohner zählende Halbinsel. Dieses Land besitzt weder Ströme noch beträchtliche Meereseinschnitte. Der größte Teil bildet eine 1220—1500 km breite und 2250 km lange sandige und trockene oder steppenbedeckte, zuweilen von Granit-, Sandstein- oder Basaltrücken durchsetzte Hochebene. Hier und da rieselt ein Flüßchen oder eine Quelle; eine Baumgruppe, eine Oase ladet da und dort zum Verweilen ein. Nur ein Teil des Landes, den man im Altertum im Gegensatz zu dem gänzlich des Regens entbehrenden Inneren das „Glückliche Arabien" (Arabia felix) nannte, ragt in die Regionen der regelmäßigen Sommerregen hinein und erfreut sich der Erfrischung, die sie bringen. In diesem glücklichen Arabien, namentlich in Jemen, dessen beste Teile im Südwesten am Golf von Aden und einem Teile des Roten Meeres gelegen sind, kommt eine kräftige Vegetation zur Entwickelung, und es gedeihen hier der Kaffee, der Feigenbaum, das Zuckerrohr, die Dattelpalme, die Sorghohirse und die berühmten Spezereien und Gewürze Arabiens: Weihrauch, Balsam, Myrrhen, Kassia, Zimt, Aloë, Manna, Gummi und viele andre. Hier war ehedem das Wunderland der Sabäer, hier herrschte

Arabien.

Salomons Freundin, die Königin Balkis, hier war vielleicht das Land, von wo aus der weise König einen großen Teil der Schätze für den Tempelbau bezog. Minder glücklich ist der Südostrand Arabiens: Hadramaut („Land des Todes"); auch Hidschas, das gebirgige Küstenland im Norden von Jemen, entbehrt, da es außerhalb der tropischen Regenzone liegt, beinahe jeder Vegetation. Einen weiteren Teil Arabiens bildet endlich Nedschd, d. h. Hochland, jene oasenreiche Mitte Arabiens, die sich ostwärts von Medina erstreckt. Das „Steinige" oder „Peträische Arabien" bildet ein ungefähr 56000 qkm großes Dreieck, dessen Nordseite sich etwa von den östlichen Grenzen des Nildeltas bis zum Salzthal südlich des Toten Meeres hinzieht. Die Südspitze des Dreiecks ist die Halbinsel, auf der sich das hohe Sinaigebirge erhebt. Hier, wo heute das Städtchen Akaba steht, lag einst Elath und nicht weit davon Ezion-geber, von wo aus Salomon Handelsschiffe mit phönikischen Seeleuten nach dem Wunderlande Ophir sandte, um durch sie Elfenbein, Gold, Sandelholz, Papageien und Affen mit zurückbringen zu lassen.

Geschlecht und Stamm.

Das Volk, das dieses Land bis nordwärts an die Ostgrenze Syriens und an den unteren Euphrat bewohnt, besteht nur zum kleinen Teile aus ansässigen Stämmen, welche die anbaufähigen Küsten einnehmen, der Mehrzahl nach aus Nomaden, Bedawie, wie sie sich nennen, d. i. „Kinder der Wüste", Beduinen. Beide sind semitischen Stammes. Einfach in Sitten und Lebensweise, die von denen der Patriarchen kaum abweichen, gehörte das Volk der Araber zu den ehrliebendsten, thatkräftigsten und begabtesten Völkern der Welt. In zahlreiche Stämme geteilt, die sich aus Geschlechtern entwickelt hatten, lebten sie in einer patriarchalischen Verfassung. Aufs zäheste hingen die Angehörigen des Geschlechts untereinander zusammen, denn nur dieses gab jedem Schutz und Recht. Über dem Stamme schaltete ein freigewählter „Scheich" oder „Emir", der indes an die Zustimmung der Familienhäupter gebunden war. Deshalb war denn auch die obrigkeitliche Gewalt uur schwach, die Idee des Staates kaum vorhanden, die Sicherheit des Lebens und Eigentums also gering, wie überall auf gleicher Kulturstufe. Doch ward die Willkür gebändigt durch die unverbrüchliche Heiligkeit des Gastrechtes und des hochentwickelten Ehrgefühles. Nie hörte man von einem Araber, daß er sein Manneswort gebrochen habe. Schon zu Mohammeds Zeit finden wir unter den Arabern die Anfänge eines Rittertums, das an echtem Rittersinn vielfach dem europäischen ähnelt.

Ein Ritter ist, der, wenn er reich, sich naht dem Freund,
Der, wenn er dürftig, sich vom Freund entfernt;
Ein Ritter ist, der nicht zählt auf Reichtum,
Und wenn ihm solcher wird, den Stolz nicht lernt.

Anderseits freilich führte diese Empfindung, verbunden mit der natürlichen Schwäche der Staatsgewalt, zur Blutrache. Keinen erlittenen Schimpf durfte der Araber auf sich ruhen lassen, und entehrt war, wer die Beleidigung nicht im Blute des Beleidigers abwusch. Heilige Pflicht aber war es für jedes Geschlecht, jeden Stamm, gefallene Angehörige an den Thätern zu rächen und den Kampf nicht eher aufzugeben, als bis die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten gleich oder die Blutschuld durch genügende Sühne getilgt war. Diese Blutrache rieb oft ganze Stämme auf; fünfzig und mehr Jahre konnten zuweilen vergehen, ehe eine Unbill zum völligen Ausgleich gelangte. Dieser Mangel an Zusammenhang hatte den Arabern im 6. Jahrhundert ihre Unabhängigkeit gekostet. Von Nordwesten her ragte die byzantinische Herrschaft herein, von der das Reich der Gassaniden mit Bostra am Haurangebirge als Hauptstadt abhängig war; den ganzen Osten und Süden umspannte nach der Verjagung der Abessynier die Macht der persischen Sassaniden. Frei von der Fremdherrschaft waren am Ende des 6. Jahrhunderts nur noch Hidschas, Nedschd und Jemen.

Persönlicher Mut bis zur Todesverachtung, Tapferkeit und Unternehmungssinn, ein gewandter, kräftiger, durch die andauernden Kämpfe wider die feindlichen Stämme und durch das Wanderleben in der Steppe unter Sonnenglut und Sandwirbeln gestärkter und abgehärteter Körper, verbunden mit raschem Blick, scharfer Erkenntnis und starkem Gedächtnis, geübt durch Aufbewahrung geschichtlicher Sagen und phantastischer Märchen, dies waren die Eigenschaften, denen der Araber die späteren wunderbaren Erfolge im Felde und in der Geistesarbeit verdankte. Damit verband sich eine echt orientalische, feurige Einbildungskraft. Deshalb stand bei diesem merkwürdigen Volke schon in den ältesten Zeiten die Dichtkunst in hohem Ansehen; besonders in der lyrischen Poesie spiegelte sich die reiche und feurige Einbildungskraft des Arabers. Dichtung.



105. In der Wüste bei Petra. Nach einer Photographie.

„Die vorislamitische Poesie der Araber ist eine beduinische „Wüstenschule", Stegreifdichtung im echtesten, frischesten Sinne des Wortes. In ihr lebt die ganze sehnige Kraft, das reiche Blut und die ungezügelte Phantasie des großen Nomadenvolkes. Glut der Empfindung, tiefe Innigkeit der Naturanschauung, gesunde Kraft, gänzlicher Mangel an Reflexion: dies sind die Merkmale der Wüstenpoesie. Dem Gesichtskreise nach eng begrenzt, empfängt sie die äußeren Eindrücke um so lebhafter, welche sie mit spielender Leichtigkeit, mit größter Lebendigkeit und Energie wiederzugeben weiß. Arm an Gedanken, ist sie reich an Bildern, aber nie bilderschwülstig. Sie lebt nur in der Gegenwart und Vergangenheit, wie dies auch in den Sprachformen erkennbar wird, niemals in der Zukunft. Die Sprache erscheint schon früh fein ausgemeißelt, von stupendem deskriptivem Reichtum, erstaunlicher Lauterkeit und Feinheit. Es sind diese feinsprachlichen Traditionen bis heute in Kraft geblieben, und ich könnte aus eigner Erfahrung Fälle anführen, wo sich Beduinenknaben von ihren Müttern für Sprachsünden ausgiebige Maulschellen geholt haben. Bisweilen macht hier der Kontrast des wilden, gewaltsamen Stoffes und der feingeschliffenen Form einen seltsamen Eindruck. Mit naivem Behagen hat man unter den Zelten allezeit die poetische Behandlung beduinischer Bluttaten und Strolchereien geschlürft, die verblüffendsten Renommistereien dankbaren Ohres hingenommen; nur durch Sprachschnitzer durften die Zuhörer nicht beleidigt werden. Eine Sünde gegen die Grammatik, ein Verstoß gegen die Sprachregel von seiten des Helden wurden oft bitterer verurteilt als dessen gänzlicher Mangel an raubritterlicher Tugend.

„Am größten erscheinen natürlich die vorislamitischen Wüstendichter als Naturschilderer und Schlachtenmaler. Die überwältigende Großartigkeit der nordarabischen Einöde mit ihren wilden Reizen und jähen Todesschrecken findet in ihnen bewundernswerte Beschreiber.

„Ganz besonders schwelgt der beduinische Erzähler in den Schrecken der Nacht, „wo ihm die Finsternis wie Meeresflut entgegendräut und den Sinn verwirrt.“ In dem Summen der Mücken erkennt er das Geflüster der „Dschinnen“ (Gespenster), die sich leise von Stern zu Stern schwingen; die fraßgierigen „Ghulen“ huschen auf Eidechsen und Heuschrecken reitend vorüber; die Hyäne lacht im Geklüft; der Schakal stößt seinen Hungerschrei aus, welchem der Beuteruf des Wüstengeiers oder das Gebrüll des Löwen antwortet. Der Wanderer beflügelt sein Dromedar, derweil es aus der Tiefe der Schlucht heraufklagt, die gespenstischen Saumtiere wimmern und der tote Kameltreiber sein heiseres: „Hud! Hud!“ ertönen läßt .... Gleich den Naturschilderungen tragen auch die zahlreichen Jagd- und Kampfesbilder der alten Beduinenrhapsoden das Gepräge frappantester Lebenswahrheit. Mit besonderer Vorliebe aber schildern sie die Frauenschönheit, und es ist interessant, welch feinentwickeltes Kennertum für Frauenreize wir bei diesen rauhen, ungestümen Realpoeten vorfinden. —

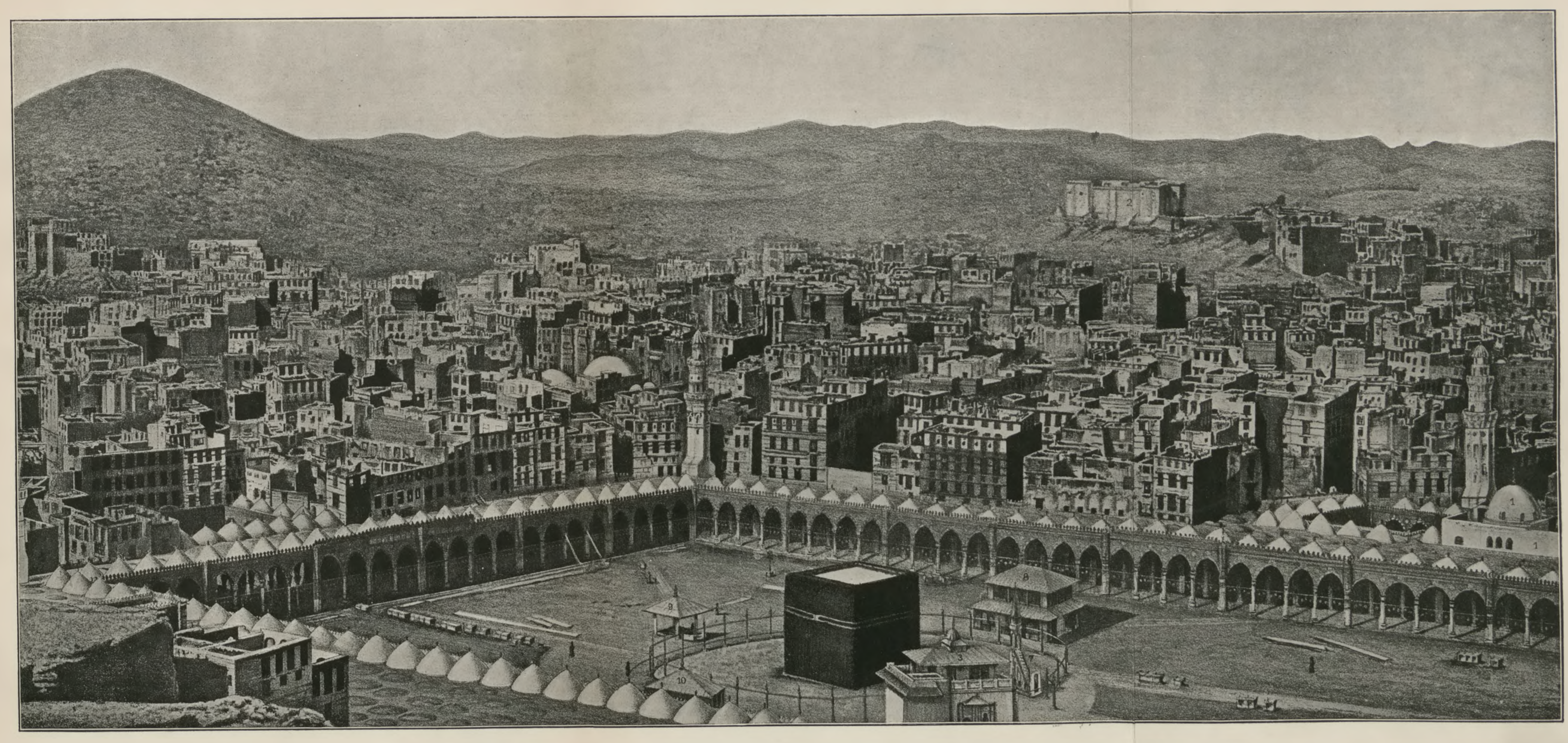
„Die Vortragsweise der Wüstenrhapsoden ist von jeher das uralte Recitativ, die sanglich-rhythmische Deklamation gewesen, welche „inschâd“ heißt und sich naturgemäß in der Koranrecitation am unverfälschtesten erhalten hat, wie ja das heilige Buch selbst das erhabenste Stück Wüstenpoesie genannt werden kann. Die vorislamitischen Wanderpoeten bedienten sich dabei gerade wie die andern arabischen Improvisatoren eines Begleitungsinstrumentes, der ein- oder zweisaitigen Fidel: „Rebeb“. Bei den beduinischen „Kassiden“ war der Reim vom ersten bis zum letzten Vers durchgehend; er beruht, wie Sprachkenner wissen, auf dem letzten Konsonanten mit dessen Vokale und gibt oft durch diesen Reimkonsonanten dem Gedichte den Namen.

„Das Improvisieren ist eine echt beduinische Leidenschaft; sind doch die Araber der Einöde ein Volk von geborenen Dichtern. Jeder Stamm hat sich von jeher seiner Dichter fast mehr noch als seiner Helden gerühmt, und manch furchtbar blutige Stammesfehde entsprang aus Poetenneid und Eifersucht. Zu Okadh im Tehama, drei Tagereisen von Mekka, fanden jene Poetenwettkämpfe statt, welche durch die „goldeneu“ Preisgedichte so großen Nachruhm erworben haben. Im Vormonde der Pilgerzeit feierte hier der „zähnefletschende“ Krieg und ruhten die wildesten Paladine als Preisrichter unter Palmen. Es wurde wacker pokuliert mit feurigem Wein von Andarun; man improvisierte und rhapsodierte um die Wette, man vergnügte sich bei Pfeil- und Würfelspiel und schlug sich die Köpfe ein; denn selten gab's da eine Preiskonkurrenz ohne blutige Schlägereien. Das gekrönte Lied ward dann — so wenigstens nehmen die meisten Orientalisten an — mit Goldlettern auf Seide gestickt und im Idolentempel der Kaaba angeheftet, um später in eine fürstliche Schatzkammer zu wandern. Auf der Poetenmesse von Okadh, wo die Verse so billig und so teuer waren, da fing mancher Wanderpoet mit schwerer Zunge an und blieb stecken, die Zuhörer aber brachen in Beifallsjubel aus. Es war dies durchaus keine Ironie, vielmehr hatte der Neuling durch seinen Sprachfehler seine edle Abkunft bekundet; denn von alters her hielt man in Arabien das mit dem Namen „roddah“ bezeichnete Gebrechen der „schweren Zunge“ füt ein Erbmerkmal des vornehmsten beduinischen Blutes. Schanfara, der „Dicklippige“, der trotzige Hungerbezwinger und Blutschlürfer, in welchem die verwegenste Poesie des Beduinentums ihre Verkörperung gefunden, und der sanfte Dschemil, der beduinische Petrarca, sie beide waren mit diesem hochadligen Sprachgebrechen behaftet. — Die großen Namen der „Wüstenschule“ sind unter den Palmen von Okadh preisgekrönt worden: Antar, der abenteuerliche Poet, wie Zohair der Weise, der energische 'Orwa, wie der lebensvolle Alkama, Nabiga, Tarafa und Ascha — wer nennt die Namen alle? Der kleine Dschemil — „Dschumail“ — wie sie ihn nannten, leuchtet unter den Minnesängern als wenig nachgeahmtes platonisches Vorbild hervor. Viel anspruchsvoller in der Liebe war dagegen der schwärmerische Lebid, dessen feurige Verse die stolze Aischa sämtlich auswendig gewußt. Als letzter großer Beduinendichter erscheint Imra'l Kais, der „Fahnenträger der Hölle“. Eine gigantische Gestalt, ragt er fast wie ein verdunkelnder Schatten in die erste Zeit jener Erfolge hinein, welche die Religionsmacher von Mekka davongetragen.“ (Karl von Vincenti.)

Religion. Die **Religion** der Araber war ursprünglich ein polytheistischer Naturdienst. Für die Bewohner der öden Wüste sind die Gestirne mit dem Glanz, den sie in der reinen durchsichtigen Luft ausstrahlen, mehr als alles übrige geeignet, als Symbole der Majestät, Unveränderlichkeit und Ewigkeit Gottes zu erscheinen.

„Wir altern, aber jene aufgehenden Gestirne altern nicht
und werden die Berge und die hochgebauten Paläste überdauern“,

sagt ein arabischer Dichter. Alles, was dem großen Ganzen und dem einzelnen widerfuhr, Glück und Unglück, Regen und Sonnenschein, schrieb man schließlich den Gestirnen und geheimnisvollen Genien, den Dschinnen, zu, ein echt semitischer Glaube, der in andern Formen ja auch schon bei den semitischen Völkern Vorderasiens geherrscht



Mekka. Ansicht der Moschee mit der Kaaba und des nordwestlichen Teiles der Stadt.

1 Amt des Kadi, 2 Festung auf dem Dschebel Hindi, 3 Gebäude des Zemzembrunnens, 7 Mimbar (Kanzel), 8 Makam (Halle) el-Hanafi, 9 Makam el-Maliki, 10 Makam el-Hambali.

hatte. Das uralte Nationalheiligtum der Kaaba (d. i. Würfel) in Mekka, dem Hauptorte von Hidschas in einem unfruchtbaren Felsenthale, konnte für Sterndieuer wie später für Anbeter eines einigen Gottes seine Bedeutung behaupten. Daher galt das ganze Gebiet des Stammes der Koraischiten, dem die Hut des Heiligtums übertragen war, für unverletzlich, und die Sicherheit, die es deshalb genoß, machte es wieder zum Mittelpunkte eines ausgedehnten Netzes von Handelsbeziehungen bis tief in die christlichen Länder hinein. Mit diesem Verkehr waren nun aber auch christliche und jüdische Lehren in Arabien eingedrungen, jene im Norden, diese besonders im Süden, so daß das Land von monotheistischen Ideen und ganzen Gruppen ihrer Bekenner durchsetzt war. Die alten Götter verloren deshalb viel an ihrem Ansehen, und ihr Dienst schrumpfte auf halb unverstandene, äußerliche Zeremonien zusammen.

In dieser Zeit, in diesem Lande, unter diesem Volke wurde der Mann geboren, der dazu bestimmt war, durch seine Lehre der östlichen Hälfte der Alten Welt eine andre Gestalt zu geben, indem er die unverbrauchte, aber zersplitterte Kraft seines Volkes zusammenfaßte und in unwiderstehlichem Anprall auf die Nachbarn warf.

Mohammeds Entwickelung.

Mohammed (genauer Muhammad, zu deutsch: der Vielgepriesene) ist nach der Tradition 571 n. Chr. zu Mekka geboren und gehörte dem Stamme der **Koraischiten** an. Sein Großvater Abd-al-Mottalib und sein Urgroßvater Haschim waren bereits im Besitze hoher geistlicher Würden. Aber im Laufe der Jahre waren Ansehen und Macht an andre Zweige der Familie übergegangen, und Abdallah, Mohammeds Vater, war ein unbedeutender, wenig bemittelter Kaufmann, der noch vor der Geburt des Sohnes starb. Wenige Jahre alt, verlor Mohammed auch seine Mutter Amina. Sein Großvater Abd-al-Mottalib und nach dessen Tode sein Oheim Abu-Talib nahmen sich seiner an, und mit letzterem unternahm er große Handelsreisen nach Syrien und dem südlichen Arabien. Sicherlich hat Mohammed durch den Verkehr mit Juden und Christen auf diesen Reisen manche Anregung empfangen, und mit der Zeit gab er sich weit mehr religiösen Betrachtungen als kaufmännischen Unternehmungen hin. Diese Neigung nahm noch zu, als ihm eine reiche Kaufmannswitwe, **Chadidscha**, in deren Dienste er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre trat, ihre Hand antragen ließ und ihn dadurch zum vermögenden Manne machte. Da stieg ihm denn nun aus der genauen Kenntnis der Verhältnisse Mekkas der sozial-reformatorische Kerngedanke seiner Lehre auf, daß der Gegensatz zwischen reich und arm, der in der Handelsstadt Mekka besonders grell hervortrat, ausgeglichen werden müsse durch Gaben der Reichen. Dadurch reinigten sich diese von der schweren Schuld des Wuchers und erwarben sich die Aussicht auf die Freuden des Paradieses, die „Unreinen“ aber sollten dem Flammenschlunde verfallen, wenn der Richter erscheine, d. h. Gott. Diesen Gott aber faßte Mohammed als den einen Gott des Judentums und des Christentums auf, doch ohne die besondere Ausprägung der Gottesidee von diesen beiden Religionen anzunehmen. Um diesen Gedanken weiter nachzuhängen, so erzählte man später, zog sich Mohammed in die Einsamkeit einer entlegenen Höhle am Berge Hira bei Mekka zurück. In der Nacht vom 23. zum 24. Ramadan des Jahres 611 erschien ihm hier der Erzengel Gabriel und verkündete ihm mit den Worten: „Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ den religiösen Kernsatz seiner Lehre, zugleich seine eigne Berufung. Auch später noch wurden ihm himmlische Gesichte zu teil; ja er glaubte gen Himmel aufzufahren und dort Gott zu schauen, umgeben von den Scharen der Engel. Doch von diesen ersten Anfängen bis zur Gestaltung einer Weltreligion war noch ein weiter Weg. Kämpfe und Verfolgungen sind auch dem Stifter des **Islam** nicht erspart geblieben.

Die erste Gemeinde.

Mohammed war bereits vierzig Jahre alt, als er zum erstenmal öffentlich auftrat, um seine Lehre zu verkündigen. Überall, wo eine Versammlung von Stammesgenossen stattfand, bei Gastmählern, auf öffentlichen Plätzen, besonders nahe der Kaaba, trat er auf. Kein Mensch aber glaubte ihm zunächst, außer seiner Frau Chadidscha, ohne deren Trost und Ermutigung Mohammed nie der Prophet seines Volkes geworden wäre. Seine Hauptgegner waren seine nächsten Stammesverwandten, die Koraischiten, die, im Alleinbesitz der priesterlichen Verrichtungen in der Kaaba, durch die neue Religion beeinträchtigt zu werden befürchteten. Langsam sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn, größtenteils zu seinem Hause Haschim gehörig, und reiche Handelsherren, sein Vetter Ali ben Abu Talib, Abu Bekr, ein vielvermögender Kaufmann, Otman ben Affan u. a. m. Sie verpflichteten sich zur Leistung der „Reinigungssteuer" (Zakat) von jeglicher Habe für die Armen, regelmäßigem Gebete dreimal des Tages und Ausübung aller Barmherzigkeitspflichten. Allmählich legte Mohammed, der alle diese Übungen leitete, seine Lehren Gott in den Mund in halbpoetischen Sprüchen (Suren), den Anfängen des Koran, machte sie also zu Glaubenssätzen. Weit mächtiger waren seine Gegner, beinahe sämtlich aus dem Hause Omajja, dem einflußreichsten Zweige der Koraischiten, die unter Führung von Abu Sofian und Abul Hakam alles Mögliche versuchten, um ihn dem Hasse und der Mißachtung preiszugeben. Denn sie fürchteten offenbar, daß die neue sozialistische Gemeinde die alte aristokratische Geschlechterordnung untergraben werde. Man schonte noch Mohammed und die mächtigeren unter den Anhängern der neuen Lehre, die mit den einflußreicheren Familien in Verbindung standen, aber gegen die ärmeren seiner Anhänger ging man bereits offen zur Verfolgung über. Eine Anzahl seiner Gläubigen suchte daher bei dem Könige von Abessinien Zuflucht. Mohammed selbst fand damals Schutz in dem Hause seines Oheims Abu Talib, der, obwohl er nicht zu seinen Bekennern gehörte und (620) auch treu dem alten Glauben starb, ihm doch zeitlebens ein väterlicher Freund und Beschützer blieb. Die Kränkungen und Mißhandlungen, denen Mohammed ausgesetzt war, führten aber auch manchen Araber auf seine Seite, unter andern Hamza, seinen Oheim, und Omar, den Neffen Djahls, einen herkulisch starken Mann, der durch eine Koranstelle bei seiner Schwester Fatima bekehrt und in der Folge Mohammeds eifrigster Anhänger und Parteigänger wurde. Endlich erklärten die Koraischiten das Haus Haschim in Acht und Bann und brachen allen Verkehr mit ihm ab, um dadurch Mohammeds Ansehen zu brechen. Erst nach zwei oder drei Jahren wurde der Bann wieder aufgehoben. Er schien in der That gewirkt zu haben, die Ausbreitung des Islam stockte, mit dem tiefbetrauerten Tode Chadidschahs und Abu Talibs 620 verlor Mohammed allen Halt in Mekka und ging fast verzweifelnd nach der zwei Tagereisen von Mekka gelegenen Stadt Taïf, um bei einem andern Geschlechte Aufnahme und Schutz zu suchen. Dort wurde er aber mit Steinwürfen aus der Stadt vertrieben und schätzte sich glücklich, als er wieder in Mekka angelangt war.

Auswanderung nach Medina

Hier begann er nun unter dem zu den Festzeiten aus ganz Arabien zusammenströmenden Volke zu predigen und kam dadurch zuerst in Berührung mit sechs Männern aus Medina (ursprünglich Jatrib) vom Stamme der Hasrag, der mit den Aus zusammen den Stamm der Kaila bildete und mit ihnen die anfangs rein jüdische Stadt beherrschte. Durch den Verkehr mit der reichen und angesehenen Judenschaft Medinas hatten diese Araber die israelitische Messiasidee in der jüdischen Auffassung von der Gründung einer mächtigen weltlichen Herrschaft durch einen Gesandten Gottes kennen gelernt. Jetzt erkannten jene sechs Männer Mohammed als diesen gottgesandten Propheten an, verpflichteten sich, seine Lehre anzunehmen und ihm mit den Seinigen Schutz zu gewähren, zumal da er mütterlicherseits mit den Hasrag verwandt war. Bald

mehrte sich sein Anhang in Medina, besonders durch die Thätigkeit des klugen Mosab ben Omair, und bei dem nächsten alljährlichen Wallfahrtsfeste erschienen 73 Leute aus Medina in Mekka, die sich zu seinem Glauben bekannten und ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis mit ihm abschlossen. Sie luden ihn ein, mit allen Anhängern seiner Lehre zu ihnen auszuwandern. Nunmehr veranlaßte Mohammed die meisten seiner Anhänger in Mekka, im ganzen 150—200 Menschen, nach Medina überzusiedeln. Erst als das geschehen war, verließ er selbst Mekka mit Abu Bekr und dem jungen Ali und hielt sich drei Tage lang, um etwaige Verfolger irre zu führen, in der Höhle Taur nördlich von Mekka verborgen. Eine spätere Legende berichtet, daß die Feinde des Propheten eine Schar Bewaffneter ausdrücklich nach jener Höhle gesendet hätten, um sie zu durchsuchen. Als diese Männer nun an die Höhle gekommen seien, hätten sie gefunden, daß der schmale Eingang mit einem Spinnennetze überwebt gewesen sei und am Boden ein Taubennest mit zwei Eiern gelegen habe. Daraus schließend, daß kurze Zeit vorher kein Mensch diese Höhle habe beschreiten können, weil er alsdann das Spinnennetz zerrissen und die Eier zertreten haben würde, seien sie unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt. Die Spinne aber, so erklärt die Legende, habe ihr Netz auf Gottes Befehl schnell gesponnen, als Mohammed die Höhle betreten, und ebenso habe auch die Taube nachher ihre Eier gelegt. Als die Flüchtlinge die Höhle verließen, richteten sie ihren Weg nach dem 60 Meilen von Mekka entfernten Medina und ritten am 24. September 622 in Koba, einer Vorstadt Medinas, ein. Von dieser „Flucht“ (Hidschra) an begannen später die Mohammedaner ihre Zeitrechnung.

Mohammed Herr von Medina.

Mit der Übersiedelung Mohammeds und der Seinigen nach Medina wurde die entscheidende Wendung in der Entwickelung des Islam eingeleitet. Binnen Jahresfrist huldigte ihm die Mehrheit der Bevölkerung von Medina, während die zahlreichen Christen und Juden in der Umgegend, die teilweise eigne Stämme bildeten, in ein Vertragsverhältnis zu den Moslems traten. Von ihnen entlehnte Mohammed auch in der Hauptsache die Ordnungen für die Gebete, die Fasten und die Speisegebote. Bald aber ging er weiter. Er wollte die Rache an den Koraischiten von Mekka vollstrecken; daher lehrte er, daß der Stammvater der Araber, Abraham, den heiligen Stein in der Kaaba vom Erzengel Gabriel empfangen und die Kaaba erbaut habe, ein Meisterzug, denn damit zeigte er Mekka den Gläubigen als Ziel; endlich predigte er offen, obwohl nicht ohne entschiedenen Widerstand zu finden, den Angriffskrieg gegen Mekka und erklärte schließlich den Glaubenskrieg (Dschihad) als das natürliche Verhältnis der Gläubigen zu allen Ungläubigen. Aus einem friedlichen sozialen Reformer war erst ein gottgesandter Prophet geworden, aus dem Propheten wurde der Eroberer zur Ausbreitung seiner Herrschaft und seiner Lehre. Der welterobernde Islam war in allen seinen Grundzügen fertig.

Die ersten Kämpfe.

Zunächst begann Mohammed mit seinen „Fluchtgenossen“ Streifzüge gegen die Karawanen der Koraischiten auf den Straßen des Hidschas, doch noch ohne nennenswerte Erfolge. Erst im zweiten Jahre der Hidschra (624) traf er an einem Freitage des Monats Ramadan mit wenig mehr als 300 Mann in der Oase von Bedr auf die Streitmacht der Koraischiten, 950 Fußgänger und 100 Reiter, die zum Schutze der großen von Syrien heimkehrenden Karawane ausgerückt waren, und schlug sie mit schwerem Verluste an 50 Toten und 40 Gefangenen. Gehoben durch diesen ersten glänzenden Erfolg, wandte Mohammed jetzt seine Waffen gegen die unsicheren jüdischen Stämme um Medina, zwang die Burgen der Kainuka binnen 15 Tagen zur Übergabe und verwies die Gefangenen, ihrer 700, des Landes.

Inzwischen rüsteten die Koraischiten zur Rache eine Schar von 3000 Mann zu Fuß und 200 Reitern und erschienen im März 625 vor Medina. Hier erlitt Mohammed am Berge Ohod, einer schwarzen Basaltmaner nordöstlich der Stadt,

eine völlige Niederlage und wurde selbst verwundet. Seine Macht erholte sich indes rasch wieder. Zwar verbanden sich die Koraischiten mit dem jüdischen Stamme der Beni Kureiza gegen die Moslemin und rückten mit einer Heeresmacht von 10000 Mann auf Medina los. Nach einem vergeblichen Belagerungskriege von vier Wochen zogen indes die Araber aus Mangel an Lebensmitteln ab, indem sie ihre jüdischen Bundesgenossen der Rache Mohammeds preisgaben. Nachdem nun Mohammed die Beni Kureiza besiegt hatte, ließ er alle Männer des Stammes, 600 an der Zahl, auf dem Marktplatze von Medina hinrichten. Die Frauen und Kinder wurden in die Sklaverei geführt, ihre Herden und ihre Habe unter die Sieger verteilt (628). Hierauf bezieht sich die Koranstelle: „Gott vertrieb die Schriftbesitzer (Juden) aus ihren festen Plätzen und warf Schrecken in ihr Herz.



106. Mekkapilger aus Bagdad.

Einen Teil von ihnen habt ihr erschlagen, einen andern gefangen genommen; er hat euch ihr Land, ihre Wohnungen, ihre Güter zum Erbteil gegeben. Gott ist allmächtig!"

Vertrag mit Mekka.

Nunmehr kehrte sich Mohammed gegen die Stämme des Nedschd und des Hidschas und brachte sie mit Güte oder Gewalt zur Unterwerfung. Dann erschien er unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt mit 1400 Mann vor Mekka und gewann hier durch den Vertrag von Hodaibija alles, was er zunächst wollte: einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Mekka und Medina, die Erlaubnis, im nächsten Jahre als Pilger nach Mekka kommen zu dürfen, und für beide Teile die Freiheit jedes einzelnen, sich mit ihm oder den Koraischiten zu verbinden. Nachdem er dann 629 die reiche, blühende jüdische Niederlassung von Chaibar im Nordosten von Medina unterworfen und alle seine Mitkämpfer aus der Beute bereichert hatte, erschien er wirklich als Pilger in Mekka und verrichtete die alten Zeremonien in der Kaaba.

Kurz danach sandte er eine Heerschar unter Zaid nordwärts, um christliche Araberstämme an der Ostgrenze Syriens zu unterwerfen; doch der byzantinische Statthalter Theophanes kam diesen zu Hilfe und bereitete den Arabern bei Muta unweit Moab eine so gründliche Niederlage, daß der tapfere Chalid nur Trümmer nach Medina zurückbrachte.

Inzwischen hatte in Mekka Mohammeds Anhang, wie er vorausgesehen, derart zugenommen, daß er im Monat Ramadan des Jahres 630 den entscheidenden Schlag zu führen beschloß. Mit über 10000 Mann erschien er vor Mekka. Die Stadt ergab sich beinahe ohne Schwertstreich. Nur einige wenige wagten unter der Führung Akramas Widerstand zu leisten, der jedoch durch das Schwert Chalids rasch gebrochen wurde. Selbst Abu Sofjan, der geschworene Gegner des Propheten, ergab sich. Mohammed begab sich hierauf nach der Kaaba, hielt die herkömmlichen sieben Umzüge und küßte dabei jedesmal dem Gebrauche gemäß den heiligen Stein. Sodann ließ er die zahlreichen Götzenbilder, die das Heiligtum umgaben, zertrümmern und die Bildnisse Abrahams und der Propheten verwischen, mit denen das Innere ausgeschmückt war. Die Kaaba sollte fortan nur dem einen Gotte dienen. Herr über Mekka, gab nun Mohammed zahlreiche Beweise von Milde und Großmut. Er versammelte die Häupter der Stadt um sich und verbürgte ihnen die vollkommene Sicherheit ihres Lebens und Besitzes. Dann ließ er eine allgemeine Amnestie ergehen, und selbst seine ärgsten Feinde schonte er. Nur solche, die sich besonderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatten, wurden von der Begnadigung ausgeschlossen, im ganzen elf Männer und vier Frauen. Allein nur an vier davon wurde das Todesurteil vollzogen. So suchte der Prophet durch seine Großmut die Übergriffe seiner Anhänger anderwärts in Vergessenheit zu bringen. In kurzer Zeit war fast ganz Arabien bekehrt oder unterworfen. Hartnäckigen Widerstand leisteten nur die heidnischen Stämme um Taïf; die meisten andern fügten sich friedlich oder nach schwacher Gegenwehr. Dabei wurden die „Schriftbesitzer“ (Christen und Juden) zu einer jährlichen Kopfsteuer, die zum Islam übertretenden Heiden zur Zakat (s. S. 234), meist in Form des Zehnten, verpflichtet und Emire eingesetzt. Als Mohammed im zehnten Jahre der Hidschra seine letzte Wallfahrt nach Mekka unternahm, begleiteten ihn 40000, nach andern sogar 114000 Gläubige.

Mohammed Herr von Mekka und Arabien.

Noch während dieser Pilgerfahrt hatte sich der Prophet ganz wohlgefühlt, doch drei Monate nach seiner Rückkehr befiel ihn in Medina eine Krankheit, der er in wenigen Wochen erlag. Wiederholt von Fieberschauern ergriffen, begab er sich in die Wohnung seiner Lieblingsgattin Aïscha, und bereits schwer krank, schleppte er sich noch in die nahe Moschee, um zu dem in dichten Scharen versammelten Volke zu reden. Bei zunehmender Schwäche sprach Abu Bekr die Gebete für ihn. Unmittelbar nach der Rückkehr zu Aïscha befiel ihn in ihren Armen ein plötzlicher Krampf, er murmelte noch einige Worte, dann sank er tot zu Boden. Er starb 63 Jahre alt am 7. Juni 632. Wilde Aufregung und Verzweiflung, die nur langsam in stille Trauer überging, erfaßte die Gläubigen, als sich die Nachricht verbreitete. Viele wollten an den Tod des Propheten nicht glauben, selbst Omar, sein treuer Feldherr, nicht, der das Volk, welches das Haus umstand, von seinem Fortleben zu überzeugen suchte. Da trat jedoch Abu Bekr vor und sprach: „Wer von euch Mohammed diente, wisse, daß er tot ist, wer aber seinem Gotte diente, der fahre in seinem Dienste fort, denn Mohammeds Gott lebt noch und stirbt nie.“

Mohammeds Tod.

Mohammed war eine der Erscheinungen, die den Massen imponieren. Ein großer Kopf mit markierten Zügen und feurigen Augen, großer, kühngeschwungener Nase, scharf geschnittenem Mund mit blendend weißen Zähnen, das Gesicht von einem schwarzen Barte umrahmt, verkündete durch sein Gepräge die geistige Bedeutung des Mannes. Seine Züge belebten sich, wenn er sprach, in überraschender Weise, und das Anschwellen einer Ader auf der Stirn war der Vorbote der Aus-

brüche des Zornes. Seine langen, über die Schultern herabwallenden Haare behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode. Eine hohe schlanke Figur und ein leichter Gang mehrten den Eindruck der Erscheinung; sein schöngeformter weißer Hals wird von den Zeitgenossen als eine besondere Zierde des Propheten erwähnt. Doch fehlten ihm auch nicht die unschönen Merkmale der semitischen Rasse: große Hände und Füße. Seine Erscheinung entbehrte jedes äußeren Aufwandes an Kleidung. Seine Mahlzeiten bestanden oft genug nur aus trockenem Brot mit Melonen oder Datteln. Kein Schmuck verkündete die hohe Stellung, die er bei seinem Volke einnahm: ein baumwollenes Hemd und ein Unterkleid aus arabischer Leinwand bildeten seine Kleidung, an Feiertagen kam noch ein gelbes Oberkleid hinzu. Den Kopf bedeckte eine mit einem weißen oder schwarzen Tuche umwundene wollene Mütze. Auf seinen Kriegszügen trug er ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visir, das nur die Augen offen ließ. In seinem Verkehr mit dem Volke war er ungemein herablassend; er aß aus einer Schüssel mit seinem Diener, reichte jedem die Hand, zog diese nie zuerst zurück und hörte jeden aufmerksam an. Was er selbst verrichten konnte, ließ er nie von andern thun; er holte sich seine Lebensmittel vom Markte, besserte seine Kleider aus, reinigte sein Pferd und melkte seine Ziege. „Mohammend war", wie Gustav Weil sagt, „ein Muster häuslicher und geselliger Tugenden." In einem eigentümlichen Lichte erscheint uns, nach unsern europäischen Anschauungen sein Verhältnis zum andern Geschlecht. Für jeden Moslim wollte er die Zahl der Gattinnen auf vier beschränkt wissen, allein er selbst hielt dieses Gebot nicht ein und veröffentlichte einen Koranvers, nach dem ihm Gott die ausgedehnteste Freiheit in diesem Punkte erteilt. Oft waren bei seinen Heiraten Gründe der Politik maßgebend, oft aber auch die sinnliche Leidenschaft. Seine Eifersucht war sehr leicht zu erregen; seinen Frauen erlaubte er nicht, das Haus zu verlassen; sie durften sich nur, hinter einem Vorhange verborgen, mit fremden Männern unterhalten, und es war ihnen untersagt, sich nach seinem Tode wieder zu verehelichen. Vielleicht war diese Eifersucht nicht ohne Grund; wenigstens spielt in der Entstehungsgeschichte des Islam, unter der Bezeichnung „die falsche Anklage", ein Mondscheinspaziergang, durch den seine Gattin Arscha schwer kompromittiert erscheint, eine große Rolle. Damals zweifelte Mohammed sehr stark an der ehelichen Treue seiner Gattin; als aber nach vier Wochen die Liebe zu Arscha sowie andre unenthüllt gebliebene Motive siegten, veröffentlichte er ein milderes Gesetz wider den Ehebruch, als es das bisherige war. Es sollte fortan jeder gegeißelt werden, der die Frau eines andern der Untreue anklage, wenn er seine Aussage nicht durch vier glaubwürdige Zeugen beweisen könne.

Leidenden und Armen spendete er Trost und Hilfe, wo er konnte. Er besaß nie Geld, denn seinen ganzen Besitz teilte er unter die Armen. Als Herrscher war er im ganzen zur Milde geneigt, Grausamkeiten sind in seiner Laufbahn verhältnismäßig selten, aber ein Wortbruch kostete ihn nicht viel, wo er zum Ziele führte. Und dies Ziel, die Herrschaft des Propheten und des Islam über Arabien, hat er viel weniger durch Gewalt, als durch seine staatsmännische Begabung und die Macht seiner Persönlichkeit erreicht.

Mohammeds Lehre.

Glaubens- und Sittenlehre.

„Wie hoch man auch immer die geistige Energie Mohammeds und die Gewalt seiner Predigt von Allah anschlagen mag, eine so tiefgreifende politische wie religiöse Umbildung konnte sie nicht in so kurzer Zeit hervorbringen, ohne in dem Volke selbst und in seinem Glauben zahlreiche Anknüpfungspunkte, ohne einen ihr durch vielfache religiöse Entwickelungen zubereiteten günstigen Boden gefunden zu haben." In der That ist Mohammeds Lehre nichts eigentlich Neues, sondern im wesentlichen eine Umbildung des Judentums, aber vereinfacht und vergröbert und mit zahlreichen Bestandteilen versetzt, die der Sinnesart der Araber entsprachen oder ihrem bisherigen Glauben angehörten. Dem Judentum entlehnte der Prophet vor allem seine Grundlehre von dem einen Gott (Allah), der unsichtbar, undarstellbar über der Welt schwebt. Seinen Willen gibt er kund durch seine Boten, die Engel, neben denen auch noch die altarabischen Genien, die Dschinn, ihre Geltung behaupten, und die Propheten. Als solche erkennt der Islam Abraham, Moses und Christus an, ja er bezeichnet diesen als den größten aller Propheten vor Mohammed; er sagt von ihm: „Wahrlich, der Messias Jesus, der Sohn Marias, ist ein Gesandter Gottes", und er macht es den Juden zum Vorwurf, daß sie ihn nicht anerkannt haben, doch erst Mohammed hat die endgültige, abschließende Offenbarung verkündet, ohne übrigens für sündlos zu gelten oder die Kraft des Wunders zu besitzen. Was auf Erden geschieht, das hat Allah von aller Ewigkeit her nach seinem Ratschluß vorherbestimmt, gegen dies Schicksal ist

der Mensch ohnmächtig, ein Fatalismus, der die Mohammedaner ebenso zur höchsten Verwegenheit und Todesverachtung entflammt wie zu willenloser Ergebnng in ein unvermeidliches Geschick (Kismet) getrieben hat. So wesentlich aber ist für sie diese Lehre, daß ihr ganzer Glaube danach heißt, denn „Islam“ bedeutet „Ergebung“ (in den Willen Gottes), „Moslemin“ die „Gottergebenen.“ Sie ist die oberste sittliche Pflicht. Ihr zunächst steht der Kampf zur Ausbreitung des Glaubens und schrankenlose Mildthätigkeit ohne Unterschied der Nation und Religion. Doch erscheint die Strenge der sittlichen Forderungen ungleich geringer als im Christen- und Judentum. Von dem tiefen Gefühl der Sündhaftigkeit des Menschen weiß der Islam nichts, deshalb ist ihm auch der Begriff der Erlösung fremd, also auch der Gedanke an einen Mittler. Durch Buße kann der Mohammedaner die Folgen der Sünden abwenden, selbst Verpflichtungen unter Umständen abkaufen, auch den Meineid durch fromme Werke sühnen, im äußersten Notfall sogar den Glauben mit dem Munde verleugnen. Im übrigen begnügt sich der Islam vielfach mit der Erfüllung äußerer Zeremonien. Fünfmal täglich hat der Gläubige Waschungen vorzunehmen und die in festen Formeln vorgeschriebenen Gebete zu sprechen; besonders verdienstlich ist dabei die Teilnahme am öffentlichen Gebete unter einem Vorbeter (Imâm), namentlich am Freitag, dem Feiertage, der übrigens sonst als Werkeltag gilt. Fasten soll er während des ganzen Monats Ramadan am Tage, solange die Sonne am Himmel steht (eine harte Forderung in der Hitze des Orients), berauschende Getränke, vor allem den Wein, sowie das Fleisch von Schweinen und Hunden und den Genuß des Blutes gänzlich meiden, einmal aber mindestens im Leben zur Kaaba nach Mekka wallfahrten, denn diese blieb der religiöse Mittelpunkt für die Bekenner auch des neuen Glaubens. Wer allen diesen Verpflichtungen pünktlich nachkommt, vor allem, wer im Kampfe für den Glauben, im „heiligen Kriege“ (Dschihâd) fällt, geht ein ins Paradies, zu dessen sinnlicher Ausmalung Mohammed alle Farbenpracht verwendet, deren die glühende Phantasie des Morgenländers fähig ist. In herrlichen Gärten mit Quellen wohlriechenden Ambras und blühenden Bäumen wandeln die Gläubigen einher in seidenen Gewändern; schwarzäugige Mädchen von blendender Schönheit (Houri) reichen ihnen herrliche Getränke nnd kostbare Früchte in goldenen Gefäßen. Dagegen brennen die Verdammten in der Hölle, von Pechkleidern umhüllt, ihre Nahrung ist Aas, heiße Jauche ihr Getränk.

Diese Lehre gilt zwar als göttliche Eingebung, demnach als unveränderlich, wird aber nicht von einem geschlossenen Priesterstande vertreten. Deshalb gestaltet sich auch der Gottesdienst sehr einfach. Er besteht wesentlich in den vorgeschriebenen Gebeten und in der Auslegung des Koran; Ausrufer (Muezzins) fordern von den Galerien der Minarete zu ihnen auf. Ein mystisches Element, wie das christliche Abendmahl, fehlt ihm gänzlich.

Der Koran.

Eine zusammenfassende schriftliche Aufzeichnung der mohammedanischen Lehre hat der Prophet selbst noch nicht vorgenommen, sie pflanzte sich vielmehr zunächst durch mündliche Überlieferung fort, was ihre Form, gereimte Prosa, wesentlich erleichterte. Die ersten nnd ältesten Sprüche sind diejenigen, die offenbar aus tiefster Überzeugung geflossen, auch die reichste poetische Fülle enthalten und durch schwungvolle rhythmische Form am meisten geeignet waren, die Gläubigen zu begeistern. Erst später entwickelte sich die Lehre Mohammeds nach den verschiedensten Richtungen hin. Nicht nur Vorschriften über die sittlich-religiösen Pflichten wurden gegeben; auch das gesamte Gebiet der Gesetzgebung, Sanitäts- und Sittenpolizei beschäftigte den Propheten. Alle diese Lehren wurden auf Veranlassung Abu Bekrs, zwei Jahre nach Mohammeds Tod, durch des Propheten Schreiber Zaid Ibn Thabit im „Koran“ gesammelt und

in einzelne (114) Abschnitte (Suren) geordnet. Nachdem sich aber nach einiger Zeit verschiedene Lesarten eingeschlichen hatten, ließ Othman neue getreue Abschriften von den ältesten Urkunden anfertigen und die früheren verbrennen. Der Koran aber wurde durch seine Zusammensetzung nicht nur die Quelle für die Glaubens- und Sittenlehre des Islam, sondern auch das unbedingt gültige Gesetz für alle Lebensverhältnisse, insofern also die Grundlage der gesamten Entwickelung der mohammedanischen Völker.

Bedeutung des Islam.

Daß Mohammeds Lehre zunächst für die Araber, sodann für andre heidnische Völker, die sie annahmen, einen gewaltigen Fortschritt bedeutete, ist ganz unleugbar und auch immer, selbst von entschiedenen Gegnern, zugegeben worden. Denn sie „setzt an die Stelle der Willkür, des Faustrechts und der Selbsthilfe ein unumstößliches Recht; sie beschränkte die Blutrache, welche vor ihm bis zu den entferntesten Verwandten sich ausdehnte, auf das von den Richtern als Mörder anerkannte Individuum allein." Sie schützt ferner die Armen und Schwachen gegen Willkür und Roheit und bricht vor allem mit der barbarischen Sitte, daß der Vater weibliche Kinder nach der Geburt töten konnte. Auch das Los der Sklaven hat der Koran bedeutend gemildert, ihre Freilassung wird als ein Gott wohlgefälliges Werk gepriesen, und gefangene Mütter dürfen beim Verkaufe nie von ihren Kindern getrennt werden. Die Frauen allerdigs hat er in ihrer alten Entwürdigung gelassen, denn er gestattet die Vielweiberei bis zu vier Frauen. Überhaupt hat er durch die nachdrückliche Betonung der Gerechtigkeit und der Mildthätigkeit als der höchsten Tugenden ein Ideal aufgestellt, das, so wenig es erreicht werden mochte, doch immer als erstrebenswertes Ziel jedem einzelnen vorschweben mußte, er hat also die Sittlichkeit schlechtweg nicht bloß auf eine höhere Stufe gehoben, sondern sie auch befestigt. Der Vorwurf aber, daß er die freie Entwickelung von Wissenschaft und Kunst, also überhaupt der geistigen Kultur, gehemmt habe, trifft nur zum kleinen Teile zu. Indem Mohammed alle bildlichen und plastischen Darstellungen der Menschengestalt verbot, weil er einem Rückfall in das Heidentum vorbeugen wollte, stellte er allerdings der Ausbildung der Plastik und Malerei ein unüberwindliches Hindernis entgegen und beschränkte die Ausbildung der bildenden Künste im wesentlichen auf die Architektur. Dagegen zeigte sich der Prophet der Wissenschaft keineswegs feindlich, und in der That hat ihre Pflege während mehrerer Jahrhunderte des Mittelalters fast allein auf der eifrigen Thätigkeit der Araber beruht. „Dreien wird bei der Auferstehung fürzusprechen vergönnt sein", sagt der Koran, „den Propheten, den Gelehrten und den Blutzeugen. — Suchet die Wissenschaft und wär' es bis in China —". „Lehret die Wissenschaft", sagt eine andre Koranstelle, „denn wer sie lehrt, fürchtet Gott, und wer sie begehrt, dienet ihm, und wer sie erwähnt, lobpreiset ihn, und wer darüber streitet, streitet einen heiligen Kampf, und wer darin unterrichtet, spendet Unwissenden Almosen, und wer sie anwendet, nähert sich dadurch dem Herrn; denn die Wissenschaft ist der Wegweiser des Verbotenen und Erlaubten, der Leuchtturm des Pfades zum Paradiese, der Vertraute in der Wildnis, der Gefährte in der Fremde, der Erzähler in der Einsamkeit, der Wegweiser in Freud und Leid, der Schmuck für Freunde!"

Der Islam im Verhältnis zu Christen- und Judentum.

Anders steht es natürlich mit der Frage, wie sich der Islam zum Christen- und Judentum verhält. Zunächst ist während vieler Jahrhunderte weder prinzipiell noch praktisch von einem unversöhnlichen Gegensatze die Rede gewesen. Der Islam hat mit beiden Religionen nicht nur die monotheistische Grundlage, sondern auch die wesentlichsten Verkünder der Offenbarung und die Grundzüge der Sittenlehre gemein, für ihn sind Ungläubige im strengen Sinne nur die Heiden, und das, was ihn vom Christentume schied, war wesentlich nur die christliche Dreieinigkeitslehre, die für



107. Aus einem Korandruck des 10. Jahrhunderts.

Dieses Blatt, das in der üblichen kräftigen punktierten Zierschrift der Korankalligraphen Vers 1—6 der XXXIV. Sure enthält, ist eine der größten Merkwürdigkeiten der Sammlungen des Erzherzogs Rainer, weil es ein Druckwerk ist, während einem in der mohammedanischen Welt herrschenden Vorurteil zufolge in neuerer Zeit und bis heute der Koran durch Druck nicht vervielfältigt werden darf. Als im Jahre 1727 unter der Regierung Ahmeds III. auf Vorschlag des ungarischen Renegaten Ibrahim in Konstantinopel die erste türkische Druckerei eingerichtet werden sollte, fanden die Ulema, daß es der Religion und der Würde des Islamismus entgegen sei, den Druck des Koran zu erlauben, weil dieser auf handschriftlicher Überlieferung beruhe und deshalb auch in gleicher Weise auf die Nachkommen gebracht werden müsse. Nach der Entscheidung des Mufti, der in der Errichtung einer Buchdruckerei an und für sich keine Gesetzwidrigkeit fand, erschien ein Chatt-i-Scherif (kaiserliches Handschreiben), ddo. 5. Juli 1727, das die Errichtung einer Druckerei unter der Bedingung bewilligte, daß weder der Koran noch andre kanonische Bücher gedruckt werden dürften. Wohl ist man von letzterer Bestimmung in neuerer Zeit abgegangen und hat, nachdem bereits Katharina II. von Rußland im Jahre 1787 für ihre mohammedanischen Unterthanen den Anfang gemacht, die Vervielfältigung des Koran auf lithographischem Wege, auf welchem die Züge handschriftlich wiedergegeben werden konnten, nicht gar so abschreckend befunden. Aber zum Typendruck hat man sich bis heute noch nicht entschließen können. Im Gegensatz hierzu hat, wie unser Beispiel zeigt, der praktische Sinn der Araber bereits vor 900 Jahren gerade in der massenhaften Verbreitung durch mechanische Reproduktion ein treffliches Mittel seiner Ausbreitung erkannt.

Übersetzung:

(Im Namen Gottes des Allbarmherzigen! Lob sei Gott, dem da alles angehört was) im Himmel und was auf Erden ist. Lob sei ihm auch in der zukünftigen Welt. Er ist der Allweise und Allwissende. Er weiß, was in die Erde eingeht und was aus ihr hervorkommt und was vom Himmel herabsteigt und was zu ihm hinaufsteigt, und er ist barmherzig und versöhnend. Die Ungläubigen sagen: Die letzte Stunde wird uns wohl nicht schlagen. Sprich: Wahrlich bei meinem Herrn, sie wird für euch kommen. Vor ihm, der da die Geheimnisse kennt, vor ihm ist nichts verborgen, was im Himmel und was auf Erden, und sei es auch nur so schwer wie eine Ameise; sei es aber auch noch kleiner, oder auch schwerer, so ist es doch aufgezeichnet in dem deutlichen Buche seiner Ratschlüsse, damit er belohne die, so da glauben und rechtschaffen handeln. Diese erhalten Vergebung und ehrenvolle Versorgung. Die aber, welche unsre Zeichen zu schwächen suchen, die sollen mit schmerzlicher Strafe bestraft werden. Die, denen Erkenntnis geworden, sehen es wohl ein, daß das, was dir von deinem Herrn geoffenbart ist worden, die Wahrheit ist und auf den rühmlichen und löblichen Weg leitet.

Nach dem Führer durch die Ausstellung „Papyrus Erzherzog Rainer“. (Prof. Karabacek.)

Mohammeds Auffassung an heidnische Vielgötterei streifte. Ja im späteren Mittelalter haben christliche Gelehrte allen Ernstes und nicht so ganz mit Unrecht bezweifelt, ob der Islam als eine neue Religion und nicht vielmehr als eine christliche Ketzerei, eine Fortbildung des Arianismus zu betrachten sei, der ja eben im Orient so viel Anhang gefunden hatte. Deshalb war ein friedliches Nebeneinanderleben der verschiedenen Bekenntnisse sehr wohl möglich, nur die bürgerliche Gleichberechtigung versagte der Islam auch den Juden und Christen. Was nun aber seinen sittlichen Wert den beiden andern Religionen und vor allem dem Christentum gegenüber anlangt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß er der durch Dogmenstreit zerrissenen, in eine halb heidnische Vielgötterei versunkenen und in äußerlichem Zeremoniendienst erstarrenden byzantinischen Kirche zunächst überlegen war. Nicht auf seiner kriegerischen Macht allein, sondern mindestens ebenso sehr auf seiner sittlichen Stärke beruht der Sieg des Islam im byzantinischen Orient, und nur jene erklärt den Massenabfall morgenländischer Christen, der die Erfolge seines siegreichen Schwertes begleitet hat.

Die ersten Kalifen und die Gründung des Arabischen Reiches.

Die Kalifenwahl.

Der Tod Mohammeds hatte unter seinen Anhängern eine große Bestürzung hervorgerufen. Nur das besonnene Auftreten Abu Bekrs konnte den sofortigen Ausbruch der Verwirrung verhüten. Die verschiedensten Verwandtschaftsansprüche wurden geltend gemacht. Vier Männer erschienen zur Nachfolge berechtigt. Es waren Abu Bekr, der Vater Aïschas, der Lieblingsgattin Mohammeds, der tapfere Omar, der Vater Haffas, einer andern seiner Frauen, Osman, der nacheinander zwei Töchter Mohammeds zu Weibern gehabt hatte, und Ali, der leibliche Vetter Mohammeds und der Gatte seiner Lieblingstochter Fatima. Ali galt allgemein für den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, infolge der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, wie auch vermöge seiner geistigen Eigenschaften, seiner Frömmigkeit, Großmut und Tapferkeit. Aber er hatte eine mächtige Gegnerin, Mohammeds schlaue, intrigante Lieblingsgattin Aïscha. Sie that ihr möglichstes, die Wahl Alis zu verhindern. Ohne daß Ali davon wußte, hielten die einflußreichsten Moslemin eine Versammlung ab, in der sie über die Person des Nachfolgers des Propheten beratschlagten. Bald schwankte die Wahl nur noch zwischen Abu Bekr und Omar. Da verzichtete Omar zu gunsten Abu Bekrs auf seine Ansprüche, und als Abu Bekr gewählt war, erhob sich Omar und sprach: „Von nun an möge jeder, der es wagt, die Oberherrschaft zu übernehmen, ohne durch den einstimmigen Willen des Volkes dazu berufen zu sein, nebst allen, die ihn ernennen oder unterstützen, den Tod erleiden." Damit war jedem Versuch Alis, sich der Gewalt zu bemächtigen, die Spitze abgebrochen. Omar nötigte Ali endlich gewaltsam, auf seine Ansprüche zu verzichten, und Ali zog sich mit seiner Familie in das Innere Arabiens zurück, wo er nach sechs Monaten seine Gattin Fatima verlor. Erst nach ihrem Tode fügte er sich dem Schicksale und huldigte dem Kalifen. Abu Bekr war jetzt der rechtmäßige, allgemein anerkannte Kalif, d. h. Nachfolger des Propheten. „Gehorcht mir", sprach er, „solange ich Gott und dem Propheten gehorche; wenn ich über diese Grenzen hinausgehe, so habe ich keine Gewalt mehr über euch; wenn ich irre, so berichtigt mich, ich werde der Überzeugung zugänglich sein."

Abu Bekr.

Abu Bekr (632—634) war ein kluger, milder Mann, der sich besonders als Sammler des Koran verdient gemacht hat. Seine kurze Regierung war daher eine ungemein ersprießliche; durch seine Klugheit und Energie wußte er die Einheit des Glaubens zu erhalten. Er hatte anfangs viel mit Empörungen zu kämpfen. Mehrere arabische Stämme sagten sich vom Islam los und kehrten wieder zu ihrem alten Glauben zurück, und schon unter Mohammed waren einige „falsche Propheten" aufgetreten, namentlich

Museilama und Al Aswad, deren Lehre samt Anhang jetzt unterdrückt werden mußte. Abu Bekr focht gegen alle diese Empörer so glücklich, daß er bald an die Ausbreitung des Islam über die arabischen Grenzen hinaus denken konnte.

Die älteste arabisch-islamitische Verfassung.

Dabei wurden die Araber ebensosehr durch ihre glühende Begeisterung für die Sache ihres Glaubens und ihre eigentümliche politisch-militärische Organisation unterstützt wie von der Lage der Dinge in den Nachbarlandschaften begünstigt. Ihre ursprüngliche Verfassung war die eines geistlichen Kriegerstaates, einer kriegerischen Theokratie auf demokratischer Grundlage, nicht unähnlich der ältesten israelitischen zur Zeit der Eroberung Palästinas. An ihrer Spitze stand der Kalif im Vollbesitze aller weltlichen und geistlichen Macht, doch gebunden an die Vorschriften seiner Religion, deren Satzungen zunächst aufs strengste gehandhabt wurden. Alles Eroberte war gemeinsam und wurde, soweit es nicht für gemeinsame Zwecke erforderlich war, verteilt, und zwar nach Maßgabe des Ranges im Heere und nach der Kopfzahl der Familien der Krieger. Grundbesitz sollten diese in den eroberten Ländern nicht erwerben dürfen, sondern hier nur Heerlager bilden. Arabien sollte also ihre Heimat bleiben und seine herrschende Stellung gegenüber den unterworfenen Nebenlanden behaupten. So zogen die Araber ins Feld, begeistert für die Ausbreitung ihres Glaubens und zugleich angetrieben durch die Aussicht auf reiche Beute. Ihre leichten Reiterscharen, die Hauptstärke ihres Heeres, erwiesen sich dabei bald der byzantinischen wie der persischen Taktik weit überlegen.

Die Lage der oströmischen Grenzprovinzen.

Doch nie würden sie so glänzende Erfolge davongetragen haben, wäre nicht das Persische Reich durch die Niederlage gegen Kaiser Heraclius bis in seine Grundfesten erschüttert (s. S. 136 f.), der Zusammenhang der byzantinischen Provinzen Syrien und Ägypten mit dem Reiche längst gelockert gewesen. Nur in den Städten herrschte hier das griechische Element, im übrigen das einheimische syrische oder koptische, und dies war durch kirchliche Gegensätze von der kaiserlichen Regierung geschieden. Von dieser in ihrer religiösen Freiheit bedroht, sahen die den herrschenden Griechen stammfremden Syrer und Ägypter in den Arabern, die den ersteren ja auch stammverwandt waren, viel eher ihre Befreier als Eroberer. Auf die Unterstützung der Provinzialen also hatte Byzanz bei seiner allerdings zähen und blutigen Gegenwehr gewiß nicht zu zählen. Anderseits fanden die Araber in Syrien wie in Mesopotamien zahlreiche arabische Stämme bereits vor, die sich ihnen natürlich sofort anschlossen und der Eroberung allen Vorschub leisteten.

Abu Bekrs Ende.

Der Kalif Abu Bekr erlebte übrigens nur den Anfang des syrischen Krieges, denn er starb bereits im April 634, nachdem er zuvor noch Omar zu seinem Nachfolger ernannt hatte. „Ich, Abu Bekr Ibn Abu Kahafa“, diktierte er Osman, seinem Schreiber, „der ich auf dem Punkte stehe, diese Welt mit der nächsten zu vertauschen, und mich in dem Momente befinde, wo die Ungläubigen glauben, wo die Gottlosen zu zweifeln aufhören, gebe den Moslemin diese Erklärung meines Willens: „Ich ernenne zu meinem Nachfolger“ — Abu Bekr wurde von Schwäche ergriffen, und Osman fügte den Namen Omars hinzu — „Omar Ibn al Khatab.“ Als Abu Bekr wieder zu sich kam und die Worte sah, sprach er: „Gott segne dich für deine Vorsicht.“ Er diktierte weiter: „Höret ihn und gehorchet ihm, denn soweit ich ihn kenne und ihn beobachtet habe, ist er die Redlichkeit selbst. Er ist zu allem, was er unternimmt, geschickt, er wird mit Gerechtigkeit regieren; wo nicht, so wird ihn Gott, der alle Geheimnisse kennt, nach seinen Werken belohnen. Ich beabsichtige in allem das beste, aber ich kann nicht die verborgenen Gedanken des Menschen sehen. Lebt wohl, handelt rechtschaffen, und der Segen Allahs sei über euch.“ Abu Bekr genoß große Verehrung wegen seiner Sittenreinheit, Einfachheit und Mäßigkeit, und mit Bewunderung verweilen

die arabischen Schriftsteller bei diesen patriarchalischen Tugenden des ersten Kalifen. Durch die siegreichen Feldzüge wurden die Schatzkammern Medinas mit kostbarer Beute gefüllt; allein Abu Bekr fuhr fort, seinen Unterhalt von dem Ertrage seiner Herden und seines Handels zu bestreiten. Nach seinem Tode bestand seine ganze Hinterlassenschaft in einem groben Gewande und fünf Goldstücken, welche Aïscha seinem Nachfolger übergab.

Omar.

Omar (634—644) regierte gleich einfach, gottesfürchtig und rechtlich. Unter ihm begann der Siegeszug des Islam. Während seiner Regierung sollen die Moslemin 36000 Städte, Flecken und Schlösser zerstört, 4000 Kirchen und Tempel verwüstet und 1400 Moscheen aufgebaut haben.

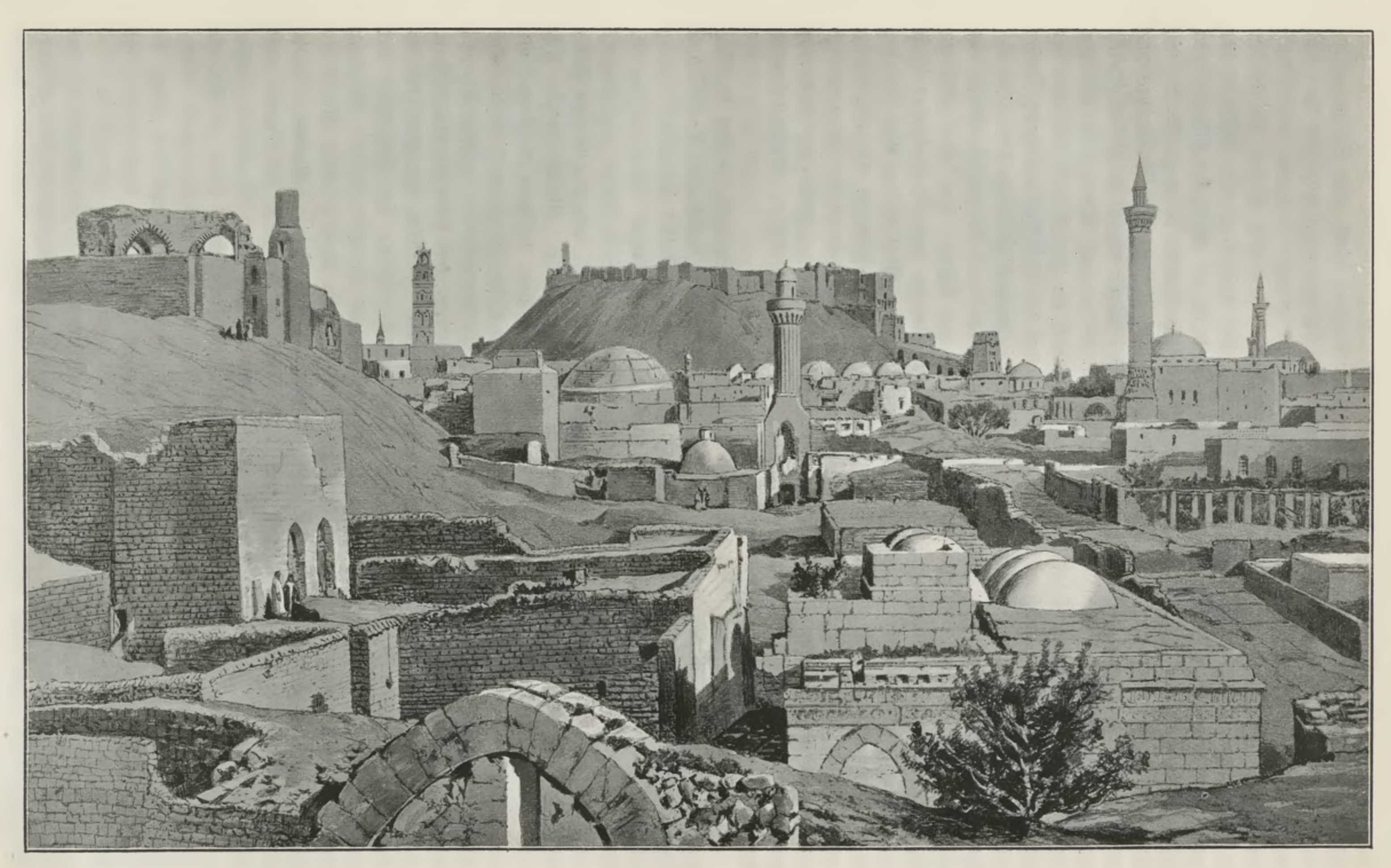
Der Fall des Neupersischen Reiches.

In Persien, dessen Thron um diese Zeit Jesdegerd II. inne hatte, konnte man schon bei der Eroberung seiner Provinz Irak wahrnehmen, daß man einem Feinde gegenüberstand, der völlige Unterwerfung seiner Nachbarn forderte; denn nur damit ließ sich ein Einfall erklären, der ohne alle Veranlassung und ohne alle Kriegserklärung damit begann, daß die Araber die Grenze überschritten. Anfangs war der arabische Feldherr Abu Ubeida Ibn Masud mit der Unterwerfung Persiens beauftragt worden, und dieser hatte auch das persische Heer unter Mahran in mehreren Treffen geschlagen und zurückgetrieben. Als aber Omar der Dienste des milden Abu Ubeida in Syrien bedurfte, um ihn dort dem allzu grausamen Chalid überzuordnen, da erhielt Saad Ibn Wali Wakkas den Oberbefehl gegen Persien, und diesem war es vorbehalten, dem Persischen Reiche wenigstens dem Wesen nach ein Ende zu machen. Die feindliche Armee, die sich ihm bei seinem Vorrücken, 120000 Mann stark, unter dem Feldherrn Rustem entgegenstellte, griff er bei Kadesia (südwestlich vom alten Babylon) mit nur 60000 Mann so erfolgreich an, daß die Niederlage der Perser bei dieser Stadt als der Anfang des Untergangs der persischen Macht betrachtet wird (637). Die Araber selbst nannten diesen Tag den „Tag der Erschütterung" und behaupteten, daß an demselben von dem persischen Heere 60000 Mann den Untergang gefunden hätten, während von dem arabischen nur 8000 umgekommen seien. Der Fall der größten Städte war die Folge solches Sieges. Die Araber drangen in Madain oder Ktesiphon, dem langjährigen Herrschersitze der Sassaniden, ein und machten dort unermeßliche Beute. Sie soll so groß gewesen sein, daß bei einem Heeresbestand von 60000 Mann auf jeden Soldaten 12000 Drachmen (Dirham) Silber kamen. Das glänzende, mit zahllosen Palästen und herrlichen Gärten geschmückte Ktesiphon ging nach der Einnahme durch die Araber rasch seinem Verfalle entgegen, indem diese eine von ihnen am rechten Euphratufer, südlich von den Ruinen Babylons gegründete Stadt Kufa zum Sitze der mohammedanischen Statthalter erhoben.

Nach einer zweiten Schlacht nordöstlich von Madain bei Dschelula (Ende 637 oder Anfang 638) mußte sich Jesdegerd mit Zurücklassung aller seiner Schätze in das Gebirgsland von Iran zurückziehen, um vor den ungestüm vorwärtsdringenden arabischen Waffen sicher zu sein. Er blieb es nicht lange. Saad überschwemmte mit seinen fanatischen Scharen alle Provinzen jenseit des Tigris und sandte nach allen Richtungen Feldherren ab, die Perser zu schlagen und ihre ausgedehnten Länder in Besitz zu nehmen. Die Schlacht bei Nihawend im medischen Berglande südlich von Ekbatana (642) war die letzte, in der die Perser den Arabern gegenüberstanden; denn obgleich der flüchtige Jesdegerd erst mehrere Jahre später (651) seinen Untergang fand, so war doch sein Reich gefallen.

Eroberung Syriens.

Noch glorreicher als gegen Persien kämpften die arabischen Eroberer in Syrien gegen die Heeresmacht des byzantinischen Kaisers. In Syrien hatte erst Chalid, dann Abu Ubeida den Oberbefehl erhalten. Dieser Feldherr, der kriegerischen



108. Ansicht von Aleppo.

Sinn und feurigen Glaubenseifer mit seltener Redlichkeit und Herzensgüte paarte, siegte anfangs mehr durch seine Milde als durch die Waffen; denn viele Städte unterwarfen sich freiwillig, weil er sie vor Plünderung zu schützen versprach und man ihn bereits als einen Mann von Wort erkannt hatte. Wo er aber trotzdem auf Widerstand stieß, da griff er entschieden und stets mit Erfolg an. So siegten die Araber in einer ersten Schlacht bei Aschnadeïn (Jermuth, 30. Jali 634) und rückten dann gegen Jerusalem vor. Die Gefahr, daß die heilige Stadt in den Besitz der Muselmanen fallen könne, bestimmte den Kaiser Heraclius zur Aufstellung einer neuen großen Armee, die unter der Anführung des Feldherrn Manuel das Heiligtum der Christenheit vor den siegreichen Arabern schützen sollte; angeblich 80000 Mann waren zu diesem Zwecke vereinigt worden. Dennoch wurde das Heer in der zweitägigen, überaus hartnäckigen Schlacht am Flusse Jarmuk südlich vom See Genezareth am 20. August 636 von der schwächeren arabischen Streitmacht derart geschlagen, daß das Schicksal von ganz Syrien dadurch unwiderruflich besiegelt war. Die Schlacht am Jarmuk gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der Araber und wurde vorzugsweise durch das kriegerische Genie des wilden, fanatischen Chalid entschieden, dem Abu Ubeida aus Achtung vor seiner größeren Kriegserfahrung die Leitung der Hauptschlachtlinie übertragen hatte, während er selbst das Hintertreffen anführte. Aber auch die muselmanischen Weiber, die ihre Männer in den Krieg und die Schlacht begleiteten, um deren Mut stets frisch zu erhalten, trugen wesentlich zum Siege der Moslemin bei, indem nur sie es waren, welche die mehrmals zurückgetriebenen Scharen der Ihrigen wieder zusammenriefen, sammelten und von neuem dem Feinde entgegentrieben, oft unter den beschimpfendsten Mißhandlungen derer, die aus Feigheit zurückblieben.

Zugleich oder nachher fielen nun die wichtigsten Städte Syriens, so das herrliche Damaskus nach mehrmonatiger Belagerung (635), dann die berühmten Tempelstädte Emesa (Hems) und Heliopolis (Baalbeck) 636. Da gab Kaiser Heraclius Syrien verloren; kränkelnd ging er nach Konstantinopel zurück und nahm dabei die teuerste Reliquie der Christenheit, das heilige Kreuz, mit sich. „Vale Syria“, „Lebewohl Syrien“ rief er schmerzerfüllt aus, als er das Land verließ, das er wenige Jahre zuvor in heldenmütigen Kämpfen den Persern entrissen hatte. Hierauf rückte Abu Ubeida vor Jerusalem, und auch dies ergab sich nach einer tapferen zweimonatigen Gegenwehr 637 an ihn und Omar. Dem Falle Jerusalems folgte nach einer hartnäckigen Belagerung das durch den schrecklichen Chalid überrumpelte wichtige Aleppo (638) und schon im folgenden Jahre die Hauptstadt Syriens, das herrliche Antiochia, nach dessen Besitznahme die Unterwerfung Syriens als vollendet betrachtet werden konnte. Die Söhne der Wüste überließen sich nach Eroberung des herrlichen und üppigen Landes im vollsten Maße den Sinnengenüssen, und mancher, der den Gefahren der Schlachten entronnen war, fiel der Ausschweifung zum Opfer. Auch die beiden Führer des siegreichen Heeres Abu Ubeida und Chalid, „das Schwert Gottes“, fanden in dem Lande ihres Ruhmes zugleich ihre Grabstätte. In der Nähe von Emesa wird das Grab gezeigt, das Chalid drei Jahre nach der Unterwerfung Syriens aufnahm.

Nachdem der von Abu Ubeida abgeordnete Feldherr Amru Ibn al As die wichtigen Festungen Palästinas und Phönikiens: Cäsarea, Tripolis, Tyrus, Sidon, Acre, Joppe, Askalon, Gaza u. s. w. erobert und damit den syrischen Krieg im Jahre 639 beendet hatte, drang er nach Ägypten vor, mit dessen Unterwerfung ihn der Kalif beauftragte.

Eroberung Ägyptens.

Den Anfang machte die Belagerung von Memphis (Misr-Babylon), das sich erst nach siebenmonatiger Gegenwehr ergab. Da der christlichen Bevölkerung Glaubensfreiheit zugesichert wurde, allerdings gegen eine Abgabe, so fielen die Kopten

den Arabern in Masse zu, nur das wesentlich griechische Alexandria widerstand noch und fiel erst nach einem Kampfe von vierzehn Monaten, während deren sein Besitz mehrfach zwischen den Byzantinern und Arabern wechselte (641). Ja, im Jahre 646 gelang es einem byzantinischen Heere, nochmals die Stadt zu besetzen, freilich nur auf kurze Zeit. Welch glänzenden Eindruck die doch schon so oft eroberte und verwüstete Stadt immer noch auf die Sieger machte, ergibt sich aus einem orientalisch-überschwenglichen Briefe, den damals Amru an Omar schrieb: „Ich nehme mir nicht vor", sagt er, „eine genaue Beschreibung von der Stadt zu geben, die ich erobert habe, und ebensowenig eine Rechnung von den seltenen und kostbaren Dingen abzulegen, die in meine Hände gefallen sind. Es wird hier genug sein, zu bemerken, daß ich darin 4000 Paläste, 4000 Bäder, 40000 Juden, welche Tribut zahlen, 400 Plätze für öffentliche Lustbarkeiten und 12000 Gärten angetroffen habe, welche die Stadt überflüssig mit Pflanzen und Kräuterwerk versehen." Daß Omar die Zerstörung der großen alexandrinischen Bibliothek verfügt habe, ist eine tendenziöse Fabel. Es bedurfte nicht mehr der Sendboten des Kalifen, um diese Stätte der Bildung zu verwüsten, sie war bereits während der christlichen Glaubenskämpfe mindestens zum größten Teile zu Grunde gegangen (s. Bd. II, S. 661 und oben S. 61). Unfraglich aber hat die arabische Eroberung der alten Größe Alexandrias ein Ende gemacht und es seines Charakters als griechische Stadt entkleidet. Denn die Araber rissen die Mauern nieder und vertrieben die griechische Bevölkerung, und bald ging die Rolle, die bis dahin Alexandria im Welthandel gespielt hatte, auf eine neugegründete Stadt über: Kairo (Masr-el-Kahira). Sie erwuchs aus dem Lager, das Amru gegenüber Memphis auf dem rechten Nilufer aufgeschlagen hatte (Fostât). An dies Alt-Kairo schloß sich später das viel größere Neu-Kairo.

Omars Verfassung.

Dies waren die Züge und Kriegsthaten, welche die Araber unter Omars Regierung vollbrachten. Während aber seine Heere allerwärts siegreich vordrangen, war der Kalif darauf bedacht, auch die innere Verwaltung des Reiches den neuen Bedürfnissen entsprechend zu reorganisieren. Er nahm zuerst den Titel Emir al Mumenin, d. i. Beherrscher der Gläubigen, an. Diese „Gläubigen", in der ersten Zeit also die Araber, bildeten nach wie vor die herrschende Kriegerkaste, Arabien war das herrschende Land. Daher wies Omar alle Christen und Juden aus Arabien aus und verbot allen Nichtmohammedanern den Gebrauch der arabischen Schrift und Sprache. Anderseits blieb den Arabern die Erwerbung von Grundeigentum außerhalb Arabiens untersagt und in den eroberten Provinzen nur die Errichtung fester Standlager gestattet, die allerdings allmählich zu Städten erwuchsen, da die arabischen Krieger von Weib und Kind begleitet ins Feld zogen und sich ihre Hütten bald in feste Häuser verwandelten. Solche Lager wurden bei Damaskus, Hems (Emesa), Tiberias, Lydda, Alexandria errichtet, ganz neu entstanden damals Fostât, Kufa und Bassora (Basra) in Mesopotamien, später Kairawan in Afrika. Die Gläubigen waren verpflichtet zum Kriegsdienst, den sie, nach Stämmen geordnet, leisteten, und zur Armensteuer (Zakat, s. oben S. 234), einer Abgabe von dem Vermögen in Vieh, Geld und Feldfrüchten, und zwar so bemessen, daß von den letzteren der Zehnte, von den beiden ersten $2\frac{1}{2}$ Prozent erhoben wurden. Dafür empfingen sie einen Anteil an der lange Zeit überaus reichen Beute, die zu $\frac{4}{5}$ den Kriegern, zu $\frac{1}{5}$ dem Staate zufiel, außerdem einen festen Gehalt aus der Staatskasse, der sich nach der persönlichen Stellung zum Propheten, keineswegs nach der kriegerischen Leistungsfähigkeit bemaß, dergestalt also, daß z. B. die Witwen desselben, Aïscha voran, dann seine übrigen Verwandten, seine Mitkämpfer u. a. besonders reich dotiert waren. Aïscha erhielt z. B. jährlich 12000 Dirham (Drachmen, Frank), die ältesten Mitkämpfer je

5000 Dirham. Auch Weiber und Kinder wurden entsprechend bedacht, denn das ganze verfügbare, d. h. nicht für gemeinsame Zwecke, wie Ausrüstung der Krieger, Besoldung der Beamten, Unterstützung der Armen, erforderliche Staatseigentum galt als Gesamteigentum der Moslemin.

Diesem herrschenden Kriegervolke gegenüber stand nun die Masse der unterworfenen Völker. Im ganzen war ihre Behandlung eine ziemlich milde, von einem Zwange zur Annahme des Islam, von dem Bestreben, sie zu arabisieren, war gar keine Rede. Kam mit dem Überwundenen kein Vertrag zustande, wie z. B. in Irak (Mesopotamien), so wurde der Grund und Boden Staatseigentum, und die bisherigen Inhaber blieben zwar auf ihren Gütern, hatten aber davon außer der allgemeinen Grund- und Kopfsteuer noch sehr beträchtliche Naturallieferungen zu leisten. In Syrien und Ägypten dagegen sicherte Omar den Unterworfenen Leben und Eigentum zu, nur mußten sich die Einwohner gewisse Beschränkungen in der Wahl ihrer Kleidung und ihren gottesdienstlichen Gebräuchen gefallen lassen, durften auch keine Waffen tragen. Die Leistungen der Unterthanen bestanden zunächst in der Kopf- und Grundsteuer nach byzantinischem und persischem Muster. Für jene bestanden z. B. in Mesopotamien drei Klassen nach dem Vermögen (der höchste Satz betrug 40 Dirham), diese richtete sich nach der Güte des Bodens und der Art seiner Bebauung und wurde zuerst in Mesopotamien erhoben. Zu diesen Steuern gesellten sich verschieden bemessene Naturallieferungen für die arabischen Truppen.

Zur Wahrnehmung der Regierungsgewalt errichtete zuerst Omar eine Anzahl Statthalterschaften, deren Gliederung übrigens mehrfach wechselte, so zwei für Syrien, zwei für Irak, eine für Ägypten. Der Statthalter, vom Kalifen ernannt, übte in seiner Provinz zunächst alle die umfassenden Rechte weltlicher und geistlicher Gewalt wie dieser selbst, kommandierte die Truppen, verwaltete die Landeseinkünfte und leitete die Rechtspflege und den Gottesdienst. Nur für die großen Standlager ernannte Omar besondere Richter (Kadis) zur Ausübung jener Funktionen. Die außerordentlich bedeutenden Einkünfte wurden seit Omar von Rechnungshöfen (Diwan) nach persischem Vorbilde verwaltet, und zwar wurde in Syrien und Ägypten die Buchhaltung in griechischer, in den ehemals persischen Gebieten in persischer Sprache, überall von Landeseingeborenen, nicht von Arabern, geführt. Durch feste Gehalte, die gleichfalls zuerst von Omar gezahlt wurden, strebte man, die Beamten vor der Verführung, ihre Stellen zu mißbrauchen, zu schützen, doch war die Gewalt der Statthalter eine so wenig beschränkte, daß das wenig half.

Es liegt auf der Hand, wie sehr diese halbkommunistische, halb theokratische Staatsordnung die Ausbreitung des Islam begünstigen mußte. Begeisterung und Eigennutz zugleich hielten die arabischen Krieger unter den Fahnen und spornten sie zu immer neuen Unternehmungen an, auf die Unterthanen des Byzantinischen und Persischen Reiches aber wirkte ebenso die religiöse Duldsamkeit der Mohammedaner, wie die Vorstellung, daß sich ihnen mit der Annahme des Islam auch alle weltlichen Vorteile öffneten, deren die Gläubigen genossen. Kein Wunder deshalb, wenn die Araber in wenigen Jahrzehnten ein ungeheueres Reich zusammeneroberten und ihr Glaube mit reißender Schnelligkeit um sich griff.

Zeitrechnung.

Wie Omar das arabische Staatswesen auf feste Grundlagen stellte, so hat er auch die ganze mohammedanische Zeitrechnung neu geregelt, denn von ihm rührt die Einführung der mohammedanischen Ära her. Diese knüpfte an das altarabische Mondjahr an, welches durch Einschaltung eines 13. Monats mit dem Sonnenjahre notdürftig ausgeglichen worden war. Die Mohammedaner ließen jedoch die Schaltung wegfallen, was natürlich bald die größte Verwirrung in dem Verhältnis der Jahreszeiten

zu den Monaten herbeiführte, nahmen als Anfangsjahr der neuen Zeitrechnung das Jahr der Hidschra, 622 n. Chr., verlegten aber den Jahresanfang auf den Januar.

Ein Mann von gewaltigem Geiste, unbeugsamer Rechtlichkeit und tadelloser Reinheit der Sitten, einer jener Männer, die durch ihr Beispiel ganze Nationen mit fortzureißen vermögen, wußte Omar trotz der Eroberung so hoch zivilisierter Länder die alte Strenge altmohammedanischer Zucht zu wahren. Durch sein Beispiel nötigte er seine Hauptleute und Untergebenen zur Einfachheit der Sitten, wie er auch durch seine Lebensweise den Mohammedanern zum strahlenden Vorbilde wurde. Omars Charakter.

„Hütet euch", sagte er, „vor persischem Luxus in Nahrung und Kleidung. Haltet euch an die einfachen Gewohnheiten eures Landes, und Allah wird euch dauernden Sieg verleihen; wendet ihr euch aber von ihnen ab, so wird er euer Glück vernichten." Bei der Einnahme Jerusalems kontrastierte seine einfache äußere Erscheinung merkwürdig mit der Üppigkeit der orientalischen Christen. Der Beherrscher der Gläubigen schritt zu Fuße einher, sein Kamel führend, auf dem sein Sklave saß; an jeder Seite des Kamels hing ein Sack, der eine mit Korn und Reis, der andre mit Datteln, einem Wasserschlauch und einer hölzernen Schüssel beladen. Er trug ein offenes, mit Schaffellstücken geflicktes Wollenkleid und legte erst auf Betreiben des Patriarchen andre Kleider an. Diesem gab er Beweise seiner Milde und seiner Achtung vor dem christlichen Kultus. Während er sich mit dem Patriarchen in der Auferstehungskirche befand, trat eine der für Mohammedaner bestimmten Gebetstunden ein. Er fragte nach einer Stelle, wo er beten könne. „Wo du jetzt bist", antwortete der Patriarch. Omar weigerte sich jedoch und ging hinaus. Der Patriarch führte ihn in die Kirche St. Konstantin und breitete eine Matte aus, damit er darauf beten könne. Omar schlug es abermals ab. Als er hinausging, kniete er an den Stufen nieder, die von dem östlichen Thor der Kirche hinabführten. Nachdem er gebetet, sprach er zu dem über seine Handlungsweise verwunderten Patriarchen: „Wenn ich in einer von den Kirchen gebetet hätte, so würden die Moslemin davon Besitz ergriffen und sie zur Moschee gemacht haben." Um die Kirche noch wirksamer zu schützen, ließ er fernerhin ein Gebot ergehen, daß auf den Stufen, wo er gebetet hatte, niemals mehr als einer auf einmal Gebete verrichten dürfe.

Wie sein Vorgänger war auch Omar ein Muster von Sparsamkeit und Enthaltsamkeit. Er nährte sich ausschließlich von Gerstenbrot, Datteln und Oliven, trank nur Wasser, und ein mit Palmenfasern gefülltes Polster war sein Lager. Im ganzen besaß er nur zwei, an vielen Stellen geflickte Röcke, den einen für den Sommer, den andern für die kältere Jahreszeit. Seine Sparsamkeit in den eignen Bedürfnissen gestattete ihm daher auch, über seine Beuteanteile mit verschwenderischer Freigebigkeit zu verfügen.

Er würde noch viel zur Begründung der arabischen Größe beigetragen haben, wäre seinem Leben nicht unerwartet ein blutiges Ziel gesetzt worden. Omars Ende.

Unter den als Sklaven nach Medina gebrachten Persern befand sich auch ein Feueranbeter (Parse) Namens Firuz. Der Sklave führte bei Omar Beschwerde über seinen Herrn, weil ihm dieser eine Abgabe von zwei Silberstücken aus seinem täglichen Verdienste auferlegt hatte. Omar erfuhr, daß Firuz ein geschickter Windmühlenbauer und Zimmermann sei, und fand, daß er recht gut zwei Dirhams bezahlen könne. „Nun wohl", soll Firuz gesagt haben, „so will ich dir eine Windmühle bauen, die bis zum jüngsten Tage fortmahlen soll." Seine drohende Miene fiel Omar auf. „Der Sklave droht mir", sagte er ruhig. „Wenn ich geneigt wäre, jemand auf bloßen Verdacht hin zu bestrafen, so würde ich ihm den Kopf abschlagen." Großmütig ließ er Firuz ziehen. Drei Tage später versetzte ihm dieser in der Moschee sechs Stiche mit einem zweispitzigen Dolche und entkam, durch die entsetzte Menge sich Bahn brechend. „Gott sei Dank", sprach Omar, als er Näheres über die Person seines Mörders erfuhr, „daß der, durch dessen Hand ich falle, kein Moslim war."

Der Mörder hatte ihn während des Gebets verwundet. Der Kalif vollendete dies noch mit Anstrengung. „Wer sein Gebet verläßt", sagte er, „ist nicht im Islam." Er wurde nach Hause gebracht, und man drängte ihn dazu, einen Nachfolger zu ernennen. „Ich kann mir nicht anmaßen, etwas zu thun, was der Prophet selbst nicht gethan hat", sprach er. Da er vermutete, daß die Wahl auf Ali oder Othman fallen würde, ließ er Ali kommen und sprach zu ihm: „Solltest du Kalif werden, so begünstige nicht deine Verwandten vor allen andern und stelle das Haus Haschim nicht auf den Nacken des ganzen Menschengeschlechtes." Ähnliches sprach er zu Othman. Nachdem er als Testament für seinen Nachfolger eine Fülle weiser Ratschläge niedergeschrieben hatte, verschied er am 3. November 644.

Der Mord des Kalifen wurde schwer gerächt. Hormusan, ein persischer Edler, und Hufeina, ein christlicher Sklave in Kufa, die im Verdacht standen, Firuz in seinem

Plane bestärkt zu haben, wurden von Omars Sohn Abdallah erschlagen. Aber unheilvoller Zwiespalt machte den schweren Verlust bald noch fühlbarer.

Othman.

Nach Omars Tode traten die sechs ältesten Gefährten Mohammeds zusammen, um aus ihrer Mitte einen Kalifen zu wählen. Die Wahl im Hause der Aïscha schwankte zwischen Othman und Ali, dem Eidam Mohammeds. Aïscha hatte ihren Haß gegen Ali noch nicht erstickt, so wurde wieder nicht Ali gewählt, sondern der hochbetagte schwache Othman aus dem Geschlechte der Omajjaden (644—656). Seine Waffen waren glücklich; unter ihm wurde die Eroberung Persiens vollendet, mancher Einfall in Kleinasien unternommen und auch seit dem Jahre 647 das römische Afrika bedroht, selbst Karthago besetzt. Gefährlicher noch waren die Angriffe zur See, denn sie hatten in letzter Linie Konstantinopel zum Ziele. Durch die damals unter Muawija erbaute Flotte wurde im Jahre 647 Cypern, im Jahre 653 Rhodos erobert, wobei auch der berühmte Sonuenkoloß den Untergang fand. So selbst in den griechischen Gewässern bedroht, rüstete Kaiser Constans im Jahre 655 eine Flotte und führte sie selbst der arabischen entgegen, die vom syrischen Tripolis heransegelte. Auf der Höhe des Phönixberges an der lycischen Küste kam es zu einer Seeschlacht. Sie endete mit der Niederlage der Byzantiner, aber auch die arabische Flotte war so mitgenommen, daß sie das geplante Unternehmen gegen Konstantinopel aufgab. Die kurz danach ausbrechenden inneren Wirren veranlaßten Muawija sogar, einen Waffenstillstand einzugehen (659).

Empörung gegen Othman.

Othman hatte die Mahnung des weisen Omar nicht beherzigt, die ihn vor der zu großen Begünstigung seiner Verwandten warnte. Er bevorzugte sie bei der Besetzung der Stellen und verschleuderte an sie die Staatsgelder. Man befürchtete, daß so die Macht allmählich ganz in die Hände der Omajjaden übergehen könnte, und selbst das verdienstvolle Werk Othmans, die endgültige Sammlung, Reinigung und Ordnung der heiligen Schriften des Korans wurde dahin ausgelegt, daß er durch das Verbrennen der abweichenden Handschriften nur die gegen die Omajjaden gehässigen Aussprüche aus der neuen Ausgabe habe verbannen wollen. Die Unzufriedenheit wuchs mit den Jahren, die Intrigen häuften sich, um so mehr als Othman den Verwandten Mohammeds, insbesondere der Aïscha gegenüber, dem bösen Dämon des Islam, die nötige Energie fehlte. Durch die Anzettelungen Aïschas und des Muawija, eines Vetters Othmans, brachen in Kufa und Basra Aufstände aus, die Ali zwar dämpfte, die aber von neuem aufloderten, als sich der Sohn des ersten Kalifen, Mohammed Ibn Abu Bekr an die Spitze stellte. Die Empörung wälzte sich über alle Provinzen bis nach Medina, der Residenz des Kalifen.

Othmans Tod.

Man belagerte das Haus des Kalifen und ließ ihm nur die Wahl, entweder seinen mißliebigen Minister Merwan auszuliefern oder abzudanken. Er lehnte beides ab. Man riet dem Kalifen, da gerade der heilige Monat war, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. „Wenn sie mir nach dem Leben trachten", erwiderte er, „so werden sie auch die Heiligkeit des Pilgerkleides nicht schonen." Zuletzt erstürmten die Rebellen unter Führung Mohammeds, des Bruders der Aïscha, das Haus. Sie fanden den ehrwürdigen zweiundachtzigjährigen Greis auf einem Kissen sitzend; sein langer Bart fiel auf die Brust herab, der Koran lag offen auf seinem Schoße, und seine Gattin Naila saß neben ihm. Aus vielen Wunden blutend fiel er nieder (17. Juni 656); als er bereits tot war, durchbohrte ihn Mohammed noch mit seinem Wurfspieße. Nur durch die Treue eines Sklaven wurde das Leben seines Weibes gerettet. Heuchlerisch beklagte Aïscha den Tod des Kalifen, als sie hörte, daß die That ausgeführt sei. Der große und mächtige Geist, der den Islam unter Mohammed

und den drei ersten Kalifen beseelte, war bereits entwichen, und die Anhänger, ja die nächsten Verwandten des Propheten, die anstatt Selbstverleugnung und Entsagung nur ihr Familieninteresse verfolgten, bewiesen durch ihre Handlungsweise, wie sehr auch ihr Werk menschlichen Ursprungs war.

Alis Erhebung.

Nach Othmans Tode herrschte Schrecken in Medina, und die Furcht der getreuen Anhänger des alten Kalifen war so groß, daß seine Leiche erst am vierten Tage von einigen Omajjaden heimlich bestattet werden konnte. Ali, dem Eidam Mohammeds, wurde nun die Kalifenwürde angetragen. Nur mit Widerwillen nahm er die Wahl an und sagte erst zu, als auch die alten Gefährten des Propheten, Talha und Zubeir, ihm ihre Huldigung ankündigten. Allein Ali hatte die Absichten der Aïscha bei seiner Rechnung nicht in Anschlag gebracht. Sie pflanzte in Mekka die Fahne der Empörung auf, und Talha und Zubeir gingen zu ihr über. Aïscha benutzte nun den von ihr selbst angestifteten Mord Othmans, um die Gläubigen gegen Ali unter die Waffen zu rufen. Da sie indessen nicht wagten, den heranziehenden Ali in Mekka zu erwarten, so verlegten sie den Herd des Aufstandes nach Basra.

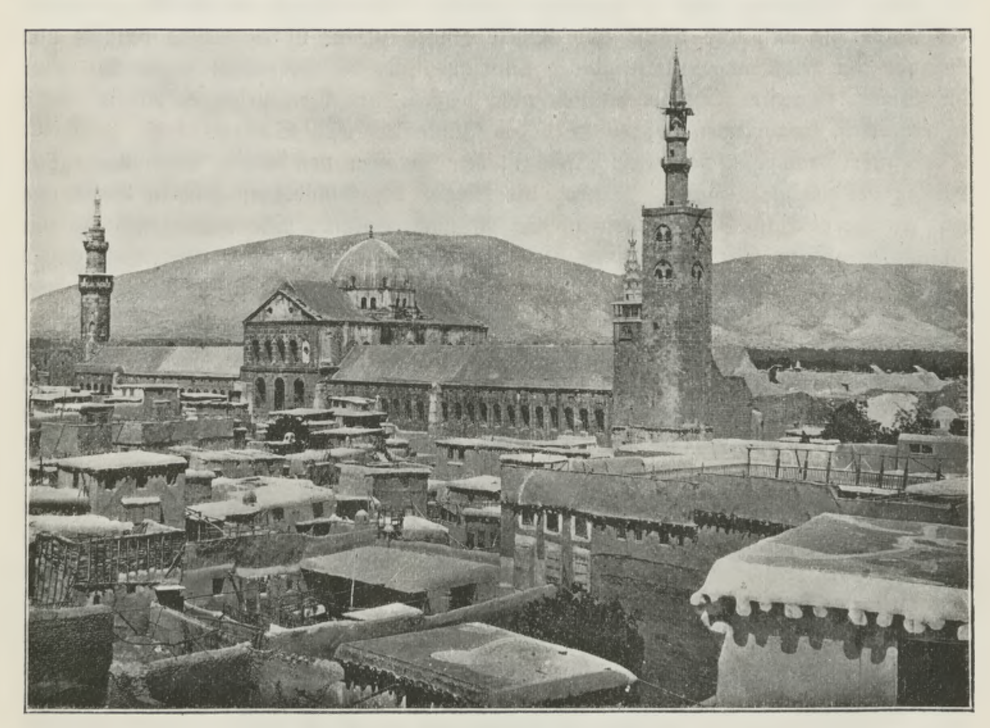
Aïschas Empörung.

Unter Trompetenschall ließ Aïscha in den Straßen von Mekka verkünden: „Im Namen des höchsten Gottes. Aïscha, die Mutter der Gläubigen, geht in Begleitung der Anführer Talha und Zubeir in Person nach Basra. Alle Gläubigen, die vor Verlangen glühen, den Glauben zu verteidigen und den Tod des Kalifen Othman zu rächen, brauchen nur hervorzutreten, um mit allen Erfordernissen für die Reise versehen zu werden.“ Wie eine Megäre zog Aïscha an der Spitze ihres Heeres einher, das Volk mit Reden zum Aufstande aufreizend und die Führer zu Grausamkeiten antreibend. „Schande über dich, o Mutter der Gläubigen“, rief ihr ein Mann von Basra zu. „Die Ermordung des Kalifen war ein schweres Verbrechen, aber sie war ein geringerer Greuel als die Art und Weise, wie du die Sittsamkeit deines Geschlechts vergißt. Warum gibst du deine richtige Heimat und deinen schützenden Schleier auf und reitest mit entblößtem Gesichte auf diesem verfluchten Kamele umher, um Streitigkeiten und Zerwürfnisse unter den Gläubigen anzufachen?“ — „Du hast das Heiligtum des Propheten entweiht“, rief ihr ein andrer zu, „und den Schleier der Züchtigkeit von dir geworfen; es ist Pflicht der Gläubigen, dich wieder in deine Gemächer zurückzuführen und diesen Männern Widerstand zu leisten.“ Vor den Mauern Basras fiel die Entscheidung im Januar 657, als Ali heranzog. In blutiger Schlacht, der Aïscha selbst, auf einem Kamele reitend, beiwohnte (daher „Kamelschlacht“), siegte Ali vollständig, Talha wurde in der Schlacht, Zubeir auf der Flucht getötet, nach furchtbaren Kämpfen auch Aïscha gefangen genommen. Ali übergab sie großmütig ihrem Bruder Mohammed und ließ sie nach Medina an das Grab ihres Gatten führen, um dort Buße zu thun.

Empörung Muawijas und Amrus.

Allein die Milde und Schonung, die Ali selbst seiner erbittertsten Feindin gegenüber walten ließ, verbesserte seine Lage nicht. In Damaskus hatte Muawija, der Statthalter Syriens, der Sohn des Omajjaden Abu Sofian (s. S. 234) und Vetter des ermordeten Othman, eine Empörung erregt und gab nun, als ihn Ali zur Huldigung auffordern ließ, dessen Gesandten zur Antwort, er werde sich nicht unterwerfen, bis dem Blute Othmans Genugthuung geworden sei. Hierauf berief er das Volk in die Moschee von Damaskus, wo das blutbefleckte Gewand des ermordeten Kalifen ausgestellt war, und forderte die Gläubigen auf, sich seinem Rachezuge anzuschließen. Zugleich sicherte er sich noch einen mächtigen Bundesgenossen in dem schlauen Amru, dem Eroberer Ägyptens, dem die Statthalterschaft über diese Provinz entzogen worden war, nun aber von Muawija aufs neue zugesagt wurde. Damit

begann der zweite Bürgerkrieg unter den Moslemin. Auf den Feldern von Siffin am westlichen Ufer des Euphrat kam es im Jahre 657 zu einer Reihe von Gefechten, in denen sich Ali nicht nur durch Heldenmut und Tapferkeit, sondern auch durch Menschlichkeit und Edelmut hervorthat. An einem einzigen Schlachttage soll er die Worte „Allahu Akbar" (Gott ist der Größte!), mit denen er jeden Schwertstreich zu begleiten pflegte, vierhundertmal wiederholt haben. Während der 110 Tage des Kampfes sollen 90 größere und kleinere Gefechte geliefert worden sein, die auf seiten Alis 25000 und auf seiten Muawijas 45000 Menschenopfer forderten. Und doch kam es zu keiner endgültigen Entscheidung durch die Waffen; beide Parteien einigten sich schließlich dahin, sich einem Schiedsrichter zu unterwerfen. So kam



109. Ansicht der großen Moschee zu Damaskus.
Nach Photographie.

ein Friedensvertrag zustande, durch den es dem schlauen Muawija gelang, das Ansehen Alis bedeutend zu schwächen. Um jeden Schein der Gewaltthätigkeit zu vermeiden, zog sich Muawija mit seinem Heere nach Damaskus zurück, während Ali sich nach Kufa wandte, allein durch Überraschung wußte Amru die Anerkennung Muawijas als „Beherrscher der Gläubigen" durchzusetzen. Amru selbst erhielt an Stelle des ermordeten Mohammed die Statthalterschaft von Ägypten.

Zunehmende Zerrüttung.

Ali rüstete nun aufs neue gegen Muawija; indessen Verrat und Abfall lichteten seine Reihen, selbst sein Bruder Akil stellte sich unter die Fahne des Omajjaden. Unterdessen fand sein Gegner immer mehr Anhänger, selbst in Medina und Mekka, ja in ganz Arabien wurde das Kalifat Muawijas anerkannt. Nur Irak und Persien hielten noch zu Ali, aber auch hier kam es bald zu blutigen Kämpfen. Das ganze islamitische Reich schien aus Rand und Band gekommen zu sein; mit Feuer, Schwert

und Bannflüchen bekämpften sich die Moslemin allerorten, als ob sich das arabische Volk durch Selbstzerfleischung zu Grunde richten wollte.

Da schwuren in der Moschee zu Mekka drei Männer von der fanatischen, radikalen Sekte der Charidschiten, dem blutigen Bürgerkriege durch Ermordung der drei Häupter ein Ende zu machen. Zu derselben Stunde (22. Januar 661) in der heiligen Fastenzeit Ramadan sollte Ali in der Moschee zu Kufa, Muawija in der zu Damaskus und Amru in derjenigen zu Fostât ermordet werden. Doch nur bei Ali gelang der Mordanschlag, indem er von dem Verschworenen Abderrhaman beim Morgengebete eine schwere Kopfwunde erhielt. Muawija entkam leichtverletzt, und Amru war wegen Unwohlseins nicht in der Moschee erschienen; statt seiner war sein Stellvertreter als Opfer gefallen. Zwei Tage darauf erlag Ali seiner Wunde, 63 Jahre alt (24. Januar 661). „Er war einer der letzten echten Moslemin", sagt Washington Irving von ihm, „der seinen religiösen Enthusiasmus im vertrauten Umgange mit dem Propheten selbst eingesogen hatte und bis zuletzt der Einfachheit seines Vorbildes folgte." Er war Beschützer der Wissenschaften und Künste, und selbst Dichter. Sein Siegel trug die Inschrift: „Das Königtum gehört Gott", und gleich einem Philosophen dachte er über die Herrlichkeiten dieser Welt. „Das Leben", sagte er, „ist nur der Schatten einer Wolke, der Traum eines Schläfers." Alis Ermordung.

Durch den Tod Alis erlangte das Reich der Kalifen jedoch seine Ruhe noch nicht. Die Anhänger des Ermordeten erhoben seinen erstgeborenen Sohn Hasan zum Kalifen. Als aber Muawija mit Heeresmacht gegen ihn heranzog, entsagte er dem Kalifat zu gunsten Muawijas und zog sich nach Medina zurück, wo er im Jahre 669 auf Anstiften Muawijas durch Gift umgekommen sein soll. In seinem Testamente bestimmte er, daß man ihn neben dem Grabmale seines Großvaters Mohammed beerdigen solle, allein Aïscha, deren Haß gegen Ali sich noch über das Grab hinaus erstreckte, verweigerte die Einwilligung, und Hasan wurde auf dem allgemeinen Begräbnisplatze beigesetzt. Neun Jahre später, im Jahre 56 der Hidschra, starb Aïscha, nachdem sie den Propheten um 46 Jahre überlebt hatte. Sie ist mit Ausnahme der Chadidscha die einzige der Frauen Mohammeds, von der überhaupt die Geschichte redet, und leider nicht in gutem Sinne. Aïschas Tod.

Die hervorragende Rolle, die sie Jahrzehnte durch gespielt hat, erklärt sich weniger aus ihrer persönlichen Bedeutung, als aus der Geltung, die sie infolge ihrer Stellung zu Mohammed und ihren verwandtschaftlichen Beziehungen genoß. Aïscha war die erste Gefährtin, die Mohammed als Jungfrau heiratete; seine beiden andern, vor Aïscha von ihm geheirateten Weiber waren Witwen. Abu Bekr heißt „Vater der Jungfrau", ein Name, den Mohammed aus Dankbarkeit dem eigentlichen Familiennamen seines Schwiegervaters Ibn Abu Kohafa hinzufügte. Abu Bekr war aber auch mit Mohammeds erster Gattin Chadidscha einer seiner frühesten Anhänger; er trat von vornherein mit wahrem Feuereifer für ihn ein, und durch seine Stellung als einflußreicher Kaufmann in Mekka zog er viele nach und nach zu dem neuen Glauben herüber. Ja noch mehr; Abu Bekr, der später auch den Koran sammeln ließ, war Zeuge der merkwürdigsten Visionen Mohammeds, unter andern seiner Himmelfahrt. Auf den Schultern des klugen Abu Bekr ruhte also nicht minder als auf denjenigen des Propheten das ganze Glaubensgebäude des Islam. So wurde er nächst Mohammed die einflußreichste Person des ganzen Islam, und dieser Einfluß ging auch auf Aïscha über. Durch ihren ständigen Umgang mit dem Propheten wußte sie mehr als 12000 Kassiden des Korans auswendig, und man nannte sie daher die „Mutter der Überlieferungen". Der Anteil, den sie an der Stiftung der mohammedanischen Religion hatte, sicherte ihr die Schonung und Nachsicht selbst der Freunde und Anhänger derer, die sie verfolgte. Die „Mutter der Gläubigen" erlangte Unverletzlichkeit und konnte nahezu ein halbes Jahrhundert nach des Propheten Tode noch ihre Bosheit gegen Ali und seine Nachkommen ausüben. Das Ziel derselben, die Vertilgung der Nachkommen Alis, erreichte sie jedoch nicht. Hasan hatte männliche Nachkommen. Noch im 19. Jahrhundert lebte in Marokko in dem Scheich-Scherif Muley Taib ein Abkömmling Hasans, der als der einzige noch lebende Nachkomme des Propheten von den Muselmanen als ein Heiliger verehrt wird.

Die Blütezeit des Arabischen Reiches unter den Omajjaden
(661—750).

Muawija I. Damaskus Hauptstadt.

Unter Muawija I. (661—680) begann eine wichtige Veränderung im mohammedanischen Reiche. Muawija, einer alten aristokratischen Familie Mekkas entsprossen, hatte es unternommen, sich gegen die Erblichkeit der Kalifenwürde in der Familie Mohammeds aufzulehnen, und erlangte schließlich für das Haus Omajja die thatsächliche Erblichkeit der Kalifenwürde. Damit aber war auch die reine Theokratie zu Ende und zugleich die herrschende Stellung des arabischen Stammlandes beseitigt. Schon Othman hatte den Arabern die Erwerbung von Grundbesitz in den eroberten Ländern gestattet und durch Verteilung der Staatsgüter an einzelne hervorragende Männer die ursprüngliche Vermögensgleichheit verletzt. So bildete sich allmählich eine arabische Bevölkerung außerhalb Arabiens, namentlich in den stammverwandten Gebieten Syriens und Mesopotamiens, und dorthin verschob sich der Schwerpunkt der arabischen Macht um so eher, als sie Arabien an Kultur weit übertrafen und dies selbst von allem Weltverkehr weit ablag. So fanden die Omajjaden ihre Hauptstütze in den „Leuten von Syrien", d. h. den syrischen Arabern, und verlegten deshalb auch den Sitz ihrer Herrschaft von dem entlegenen Medina nach dem altberühmten Damaskus, mitten hinein in die syrischen Standlager der Südaraber, ihrer Landsleute. Die folgenreichste Umgestaltung war damit eingeleitet.

Sunniten und Schiiten.

Doch mit dem Wechsel des Herrschergeschlechtes vollzog sich auch eine tiefgehende religiöse Spaltung der Mohammedaner, die bis zur Stunde fortdauert. Die Anhänger Alis nämlich, die Schiiten (von Schîa, Anfängerschaft), erkannten die ersten drei Kalifen niemals als legitime an und verwarfen deshalb auch die unter ihrer Herrschaft gebildete Überlieferung (Sunna). Die andre Partei dagegen, welche mit Muawija wieder zum Kalifat gelangt war, schrieben dieser Sunna das gleiche Ansehen mit dem Koran zu, hießen daher Sunniten. Nun ist allerdings das Kalifat auch später bei den Sunniten geblieben, aber als dann mit jenem religiösen Gegensatze sich nationale Feindseligkeiten verbanden, da zerstörte er auch den politischen Zusammenhang der arabischen Welt.

Kampf mit Byzanz.

Zunächst hemmten aber weniger solche Spaltungen den Fortgang der arabischen Macht nach außen, als die zähe Gegenwehr von Byzanz unter dem Kaiser Konstantin IV. Pogonatos (668—685). Als die sicherste Bürgschaft für die Existenz des Reiches bewährten sich wieder einmal die gewaltigen Festungswerke der Hauptstadt. An ihnen scheiterte vor allem die arabische Macht in der gewaltigen Belagerung von 672—678 (s. unten), und auch Kleinasien behaupteten die Byzantiner. Besseren Erfolg hatte ein arabischer Seezug gegen Kreta, das wenigstens vorübergehend zur Tributzahlung genötigt wurde, dagegen währte der Kampf im Westen ohne eigentliche Entscheidung fort. Kaiser Constans II. hatte das schon verlorene Karthago wiedergenommen, dann war zwar sein Heer bei Tripolis geschlagen worden (665), und die Araber besetzten und plünderten im Jahre 668, bald nach seinem Tode, sogar Syrakus; doch war das nur ein Raubzug, kein Eroberungszug. In Afrika bildete dann den Mittelpunkt des Kampfes das im Jahre 670 von den Arabern neu gegründete Kairawan. Dies wurde im Jahre 676 von den Afrikanern erobert, ging zwar noch in demselben Jahre wieder an die Araber verloren, fiel aber im Jahre 683 abermals in die Hände der Christen, die es nun 14 Jahre lang behaupteten. Im ganzen also waren die Fortschritte der Mohammedaner gegen Byzanz unter Muawija sehr gering, ja er selbst sah sich im Jahre 678 zu einem keineswegs rühmlichen Frieden mit Byzanz genötigt, denn er mußte, unter Anerkennung der damaligen

Grenzen, dem Kaiser einen jährlichen Tribut bewilligen. Nach seinem Tode aber lähmten innere Streitigkeiten das arabische Reich.

Erhebung der Aliden.

Jezid I. (680—683), der Sohn und Nachfolger Muawijas, hatte seine Würde kaum angetreten, als Husein, Alis jüngerer Sohn, ihm sie streitig machte, indem sich namentlich die Stadt Kufa insgeheim für diesen erklärte. Doch noch ehe Husein die Stadt erreichen konnte, hatte Ubeidallah, der Emir von Baßra, die Verschwörung entdeckt und unterdrückt und den sorglos heranrückenden Husein in der Ebene von Kerbela umzingeln lassen. Husein versagte jedoch die Unterwerfung unter Jezid und verschmähte auch den Vorschlag seiner Getreuen, sich auf einem schnellen Dromedar im Dunkel der Nacht zu retten. Mit einem Häuflein von angeblich nur 32 Reitern und 40 Mann Fußvolk rückte er mit Anbruch des 10. Oktober 680 gegen die ihn massenhaft umgebenden Feinde vor. Vielleicht belebte ihn die stille Hoffnung, diese würden sich scheuen, den Enkel Mohammeds zu töten, und als er ihnen warnend zurief: „Bin ich nicht der Sohn Fatimas, der Tochter Mohammeds, und Alis, des ersten Gläubigen, zu dem der Prophet gesagt: dein Fleisch ist mein Fleisch und dein Blut mein Blut? Was habe ich wider euch begangen, daß ihr mein Blut vergießen wollt?" da zögerten sie wirklich, zum Angriffe vorzugehen. Aber von ihrem Feldherrn angetrieben, warfen sie sich auf das kleine Häuflein der Märtyrer, das nach heldenmütiger Gegenwehr der Übermacht unterlag. Nachdem die größte Zahl seiner Getreuen, unter ihnen seine eignen Söhne, Brüder und Vettern, niedergemacht war, eilte Husein, aus zahllosen Wunden blutend, nach dem Euphrat, um seinen brennenden Durst zu stillen. Auf dem Wege traf ihn ein Pfeil in den Mund, er stürzte und wurde erbarmungslos erschlagen. Sein Kopf wurde vom Rumpfe getrennt, und als Ubeidallah diesen erblickte, schlug er mit dem Stocke noch nach dem Mund. Als dies ein alter Muselman bemerkte, seufzte er: „Ach, ich habe gesehen, wie die Lippen des Gesandten Gottes an diesem Munde hingen!" Der Kopf Huseins wurde nach Damaskus gebracht, der Rumpf aber an der Stelle beigesetzt, wo der Enkel des Propheten gefallen war. Der Sohn Muawijas hatte das Haus Mohammeds vernichtet.

Streit um das Kalifat.

Jezids Sohn Muawija II., ein schwacher, kränklicher Mann, der ihm 684 folgte, legte schon nach einigen Wochen die Regierung nieder. Sofort entspann sich ein neuer Streit zwischen dem Aliden Abdallah Ibn Zubeir, der Arabien und den größten Teil Persiens an sich riß, und dem Omajjaden Merwan Ibn Al Hakem, der Syrien und Ägypten behauptete. Nach blutigen Kämpfen errang endlich Abdalmalik, der Sohn Merwans, seit 693 den Alleinbesitz des Kalifats (685—705).

Abschluß der Eroberung Nordafrikas.

Die nächste Folge des wiedergewonnenen inneren Friedens war erneuertes Kriegsglück gegen die Feinde des Islam. Dabei blieben im Osten allerdings die Erfolge aus, vielmehr schlossen die Araber hier im Jahre 686 mit dem Kaiser Justinian II. einen neuen, dem vorigen ähnlichen Friedensvertrag ab, und auch spätere Feldzüge in Kleinasien führten nur zu Verwüstungen, nicht zu Eroberungen (s. unten). Dagegen fiel unter Abdalmalik die endgültige Entscheidung über das vielumstrittene Afrika. Dorthin sandte der Kalif als Feldherrn Hasan Ibn Numan, um die Eroberung zu vollenden. Dieser vollzog seinen Auftrag glorreich, indem er Karthago nach dem heftigsten Widerstande mit Sturm eroberte und zugleich durch Feuer gänzlich verwüstete (698). Es war die zweite und endgültige Zerstörung der Stadt. Allein auch diesmal blieb die Eroberung Afrikas zunächst noch nicht unbestritten. Die wilden berberischen Bewohner Mauretaniens waren vor den Angriffen der Araber in ihre Berge geflohen, aber bloß, um sich dort zu sammeln und zu einem kräftigen Angriffe zu rüsten. Wirklich brachen sie auch (698) unter ihrer Prophetin Kahina mit solcher Wucht hervor, daß Hasan bis nach Ägypten zurückweichen mußte und die ganze afrikanische

Nordküste wieder in die Hände der Mauren fiel. Freilich nicht auf lange Zeit, denn die Bedrückungen durch diese barbarischen Horden bewogen die Bewohner, das arabische Joch dem maurischen vorzuziehen, und der Kalif wurde von ihnen aufgerufen, die Mauren zu vertreiben. Er gab dieser Aufforderung Gehör, indem er seinen Feldherrn Hasan mit neuen Streitkräften ausrüstete. Dieser drang auch siegreich vor; noch ehe er wieder in den Besitz der schon früher behaupteten Länder gelangte, ereilte ihn und den Kalifen Abdalmalik der Tod (705). Sein Werk wurde indes durch Musa Ibn Nusseir und dessen Söhne vollendet, die alles Land bis an die Küste des Atlantischen Ozeans unterwarfen.

Walid I.

Auf Abdalmalik folgte sein Sohn Walid (705—715), einer der bedeutendsten Kalifen. Unter ihm befestigten sich nicht nur die Einrichtungen des Reiches, sondern durch glückliche Kriegszüge in Kleinasien, Transoxanien, Afrika und Spanien erlangte das Kalifenreich seine größte Ausdehnung. Noch waren die ostiranischen Länder, namentlich das alte Sogdiana, Baktrien und Arachosien (Südturkestan und Afghanistan), nicht gewonnen, da unzählige Horden von Türken sie überschwemmt und sich darin festgesetzt hatten. Die Türken waren um jene Zeit als Verbündete und Helfer der Mongolen aus den östlichen Thalgegenden des Thianschan und dem Altaigebirge ins Land gekommen. Im Handwerke des Mordens und Raubens den Mongolen nicht nachstehend, verheerten sie hier die Länder und zertrümmerten die letzten Reste altiranischer Kultur. Deshalb erhielt der Feldherr Kuteiba Ibn Muslim den Auftrag, diese Feinde zu vertreiben, und wirklich gelang es ihm auch in mehreren Feldzügen (706, 709, 712 und 715), die Türken zum größten Teile zu überwinden und die Länder zu erobern, ohne daß jedoch ein Einfall in Indien möglich wurde.

Unterwerfung der Mauren.

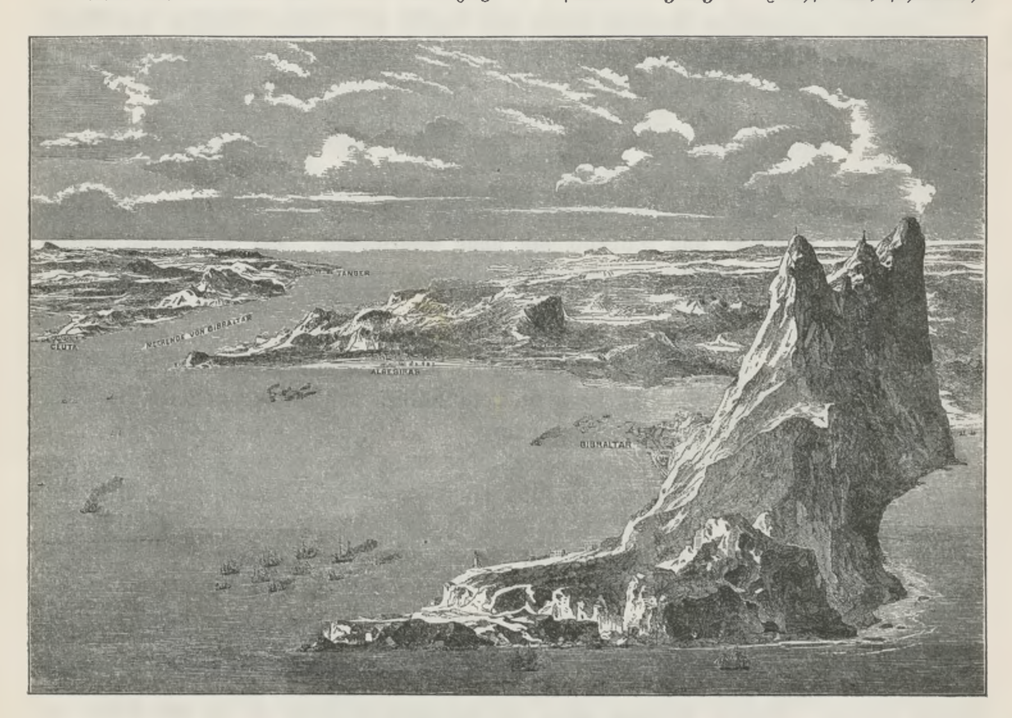
Glänzendere Erfolge noch errangen die Araber im Westen. Die völlige Unterwerfung der Mauren bahnte ihnen dazu den Weg. Musa Ibn Nusseir, der Nachfolger Hasans in Afrika, verfolgte in den Jahren 707—709 dessen Siege mit solchem Glück, daß die Mauren sich nach mehreren furchtbaren Niederlagen und dem Verlust von 300000 Gefangenen endlich völlig unterwerfen mußten. Sie nahmen fast alle den Islam an, wurden dadurch der arabischen Bildung zugänglich und verschmolzen größtenteils bald mit den Arabern zu einer Nation. Zum Sitz der arabischen Herrschaft wurde Kairawan gemacht. Von hier aus wurde die Unterwerfung Spaniens und der Sturz des Westgotischen Reiches unternommen.

Fall des Westgotenreiches.

Reif zum Falle war dieser Staat längst, und bei diesem Falle treten die alten eingewurzelten Übel des Westgotischen Reiches noch einmal charakteristisch hervor, soweit das der Sagenschleier erkennen läßt, der die Geschichte seines Unterganges bedeckt. König Egikas Nachfolger, sein Sohn Witika (701—710), büßte seinen Versuch, die Übermacht der Geistlichkeit einzuschränken, mit dem Sturze durch den verbündeten Adel und Klerus. Als dessen Werkzeug wurde Roderich erhoben, der Witika schlug, ihn gefangen nahm, ihm die Augen ausstechen ließ und ihn nach Cordova sandte, wo er 711 starb. So die spätere Überlieferung. Nach zuverlässigeren und früheren Quellen starb er als König in Toledo, aber allerdings folgte ihm nicht einer seiner Söhne, sondern Roderich bemächtigte sich als Haupt einer Partei des Thrones und schloß jene aus. Dieser Thronwechsel beschleunigte das Ende des Reiches. Das verdrängte Königsgeschlecht hatte natürlich eine Partei für sich, die dem Nachfolger feindlich gegenüberstand, zahlreiche unzufriedene Elemente waren außerdem in den aufs äußerste gereizten Juden vorhanden, die bereits früher mit ihren Glaubensgenossen und den Arabern in Afrika Verbindungen angeknüpft haben sollen. Jedenfalls lag die nahe Küste Spaniens lockend vor den Augen der Araber, seit sie unter der Führung des Musa ihre Herrschaft bis an den Atlantischen Ozean verbreitet hatten.

Schlacht bei Xeres de la Frontera.

Wiederum nach späterer Überlieferung soll ihm Verrat den Angriff auf Spanien erleichtert haben. Der Befehlshaber der westgotischen Festung Ceuta (Septa), Graf Julianus, öffnete ihm, von persönlicher Rache gegen König Roderich getrieben, die Thore des ihm anvertrauten Platzes. Julian hatte, so wird erzählt, seine Tochter nach dem gotischen Brauche an den Hof von Toledo geschickt, um ihr eine standesgemäße Erziehung geben zu lassen. Der König entehrte sie, der Vater dürstete nach Rache und fand, da die That des Königs den ganzen gotischen Adel empört hatte, vielfach Unterstützung. Im Einverständnis mit seinen Anhängern schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis mit Musa ab, in der Hoffnung, die Araber würden sich mit der Abtretung des von ihnen noch nicht eroberten westgotischen Teiles von Afrika und schlimmsten Falles mit einem Raubzuge in Spanien begnügen. Höchst wahrscheinlich



110. Die Meerenge von Gibraltar.
Rechts im Vordergrunde der „Felsen des Tarik" (Gebel Tarik).

war aber Ceuta damals noch byzantinisch und Julianus als Comes demnach ein Feind der Goten. Jedenfalls bot er den Arabern eine willkommene Gelegenheit, sich in den Besitz der Pyrenäischen Halbinsel zu setzen. Nachdem auf Musas Antrag der Kalif Walid die Einwilligung zu Streifzügen gegeben hatte, überschritten 7000 Mann, meist Berbern (711), unter Tarik die Meerenge und landeten beim heutigen Algesiras nicht weit von dem Vorgebirge Calpe, dem mächtigen Fels, der eine der Säulen des Herkules bildet. Tarik erkannte ihn als den geeignetsten Stützpunkt, so daß man den Felsen seitdem Gebel Tarik (d. i. Felsen des Tarik) nannte, woraus nachmals der Name Gibraltar entstand. Aufgeschreckt, führte Roderich den Arabern seine ganze verfügbare Kriegsmacht entgegen, und es entbrannte die mehrtägige Schlacht am Salado unweit Xeres de la Frontera (Juli 711). Die Araber verfügten angeblich über nur 25000 Mann, wogegen das gotische Heer mindestens doppelt so stark war; allein während die Goten uneinig unter sich in den Kampf zogen, waren die Moslemin

von feuriger Begeisterung beseelt; sie erfüllten die heilige Pflicht, die Ungläubigen zu bekämpfen, wofür ihrer die Freuden des Paradieses warteten. Drei Tage, so heißt es, hatte der Kampf gewütet, und die heldenmütigen Moslemin schienen der Übermacht erliegen zu sollen, allein Roderich hatte die Unklugheit begangen, den Söhnen Witikas wichtige Kommandos anzuvertrauen. Sie gingen im kritischen Augenblicke mit allen ihren Truppen zum Feinde über, und dieser Verrat entschied über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal Roderichs. Er floh und soll beim Übersetzen des Flusses Guadalete in den Wellen umgekommen sein. Beinahe der gesamte gotische Adel, darunter auch Witikas Söhne, die damit ihren Verrat büßten, deckte das Schlachtfeld; aber auch die Araber waren auf 9000 Mann zusammengeschmolzen.

Ausbreitung der Araber in Spanien.

Scharen raubgieriger Berbern kamen nun täglich auf leichten Schiffen aus Afrika herüber, und Tarik ergänzte aus ihren Reihen sein gelichtetes Heer. Musa, eifersüchtig auf die Erfolge und den Ruhm seines Unterfeldherrn, befahl ihm, zu warten, bis er selbst frische Truppen nach Spanien übergesetzt hätte. Allein Tarik wollte die Bestürzung und Unschlüssigkeit der Westgoten nach diesem Schlage ausnützen und sich in den Besitz der wichtigsten Städte setzen, noch ehe sich seine Feinde aufs neue zu erheben vermöchten. Im Sturme eroberte er nach einem Siege bei Ezija die festen Städte Elvira, Cordova und Toledo fast ohne Gegenwehr. Der Siegeslauf Tariks wurde nur durch das Erscheinen Musas aufgehalten, der selbst zunächst Sevilla und Merida nach einigem Widerstande einnahm, dann aber in Toledo den ungehorsamen Feldherrn seiner Würde entsetzen, ja sogar mit Ketten belasten und in den Kerker werfen ließ. Tariks Erfahrungen waren aber von zu großem Werte bei der Bekämpfung der Goten, als daß er nicht bald wieder auf Befehl des Kalifen seine Befreiung und Wiedereinsetzung erlangt hätte.

Von Toledo aus betrieben nun die Araber unter der Führung von Musa und Tarik in verschiedenen Richtungen die Eroberung Spaniens, wobei ihnen besonders die Juden treue Hilfe und reichliche Unterstützung gewährten. Nach vier Jahren befand sich ganz Spanien in den Händen der Araber, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden von Kantabrien, Asturien und des Baskenlandes. Dorthin zogen sich die Trümmer der Westgoten zurück, um erst ein Jahrhundert später wieder hervorzutreten.

Mit der Eroberung Spaniens hatte die arabische Macht zum erstenmal nach Europa hinübergegriffen, damit aber auch die äußerste Grenze ihrer Ausbreitung im Westen erreicht. Weitere Vorstöße über die Pyrenäen prallten ab an der Kraft des Fränkischen Reiches (das Nähere s. unten).

Walid als Regent.

Walid starb 715 nach zehnjähriger ruhmreicher Regierung. Er hinterließ den Ruhm, nicht bloß Eroberer gewesen zu sein, sondern auch die ihm unterworfenen Länder durch Werke der Kultur gehoben zu haben. Er ließ Brunnen graben, Straßen anlegen und gründete zahlreiche Schulen. Unter Walid bildete sich auch jene anmutige arabische Baukunst, deren Urbild wir in der Moschee zu Damaskus vor uns sehen. „Der Name Walids", sagt Hammer-Purgstall, „rauscht in der Moschee der Beni Omeize zu Damaskus — die das Quellenreich der arabischen Baukunst ist — bis auf unsre Zeiten vernehmlich fort." In Mekka, an der Kaaba, zu Jerusalem und Medina führte er Bauten aus, und die unter ihm geschaffenen Werke sind die Anfänge jener Baukunst, die in den Moscheen Cordovas, Sevillas, Toledos und in dem Zauberschlosse der Alhambra ihre höchste Vollendung erreichte.

Nach dem Tode Walids, als sein Lob demjenigen, der es spendete, keine Gunstbezeigungen mehr eintragen konnte, ehrte der arabische Dichter Dscherir sein An-

denken durch folgende Verse: „Die Erinnerung an Walid entlockt unstillbare Thränen meinen Augen, alle seine Vorzüge liegen unter Erdenstaub begraben. Als er seinen Söhnen entrissen ward, glichen sie Sternen vom Monde verlassen. Sie waren alle vereint, aber keiner konnte den Tod von ihm abwenden.“ Solche Klagen mochten den Nachkommen noch berechtigter erscheinen als den Zeitgenossen, denn mit Walid ging die große Zeit der omajjadischen Kalifen zu Ende. Die Ausbreitung des Reiches geriet ins Stocken, die Kraft des Geschlechtes erschlaffte, nur unterdrückte, aber nicht beseitigte Gegensätze lebten wieder auf, in blutiger Katastrophe ging das Haus der Omajjaden im Orient zu Grunde, und das ungeheure Reich brach in Stücke.

Nach dem Tode Walids trat sein Bruder Suleiman (715—717) das Kalifat an. Suleiman. Er war das völlige Gegenteil des großen Herrschers, der ihm voranging. Gegen treue Diener seines Bruders erwies er sich undankbar und grausam; selbst Musa, den Eroberer Spaniens, ließ er auf verleumderische Anklagen hin in den Kerker werfen, ja der 78jährige Greis soll sogar gegeißelt und im heißen Sonnenbrande ausgestellt worden sein. Musa starb bald darauf während einer Pilgerfahrt nach Mekka. Die gläubigen Moslemin beklagten ein Regiment, das so wenig der früheren würdig war und auch die Schmach einer neuen furchtbaren Niederlage gegen die Byzantiner auf sich lud, denn auch die zweite, mit großer Macht unternommene Belagerung Konstantinopels scheiterte unter enormen Verlusten (717—718; s. unten).

Auf Suleiman folgte Omar II., eine trefflicher, namentlich gegen Nichtmohammedauer milder Herrscher (717—720), aber frühe schon — kaum vierzig Jahre alt — erlag er einer schmerzvollen Krankheit, die den Verdacht einer Vergiftung erregte. Die letzten Omajjaden. Sein Nachfolger war Jezid II. (720—724), ein noch schlimmerer Schwelger als Jezid I., dem er als Herrscher an Kraft und Energie in jeder Hinsicht unähnlich blieb. Unter Hischam (724—743) erlitten die spanischen Araber, die über die Pyrenäen ins Fränkische Reich vorgedrungen waren, in der Schlacht bei Tours (732) durch die Franken eine solche Niederlage, daß dadurch ihrem Fortschreiten im Westen Europas für immer ein Ziel gesetzt wurde (das Nähere s. unten). Glücklicher als in Spanien waren Hischams Waffen in Asien, wo er nicht allein die Türken, die in Armenien eingefallen waren (734), zurückschlug, sondern auch eine Empörung dämpfte, die von dem Aliden Zeid dadurch angestiftet worden war, daß er sich in Kufa zum Kalifen hatte ausrufen lassen (738).

Der alte Zwist der Omajjaden und Aliden hatte durch diesen verunglückten Aufstand wieder neue Nahrung erhalten, und zugleich bildete sich eine dritte Partei, die mit Ansprüchen auf den Thron hervortrat: die Abbasiden, d. i. die Glieder des koraischitischen Geschlechts Al Abbas, dessen Ahn Al Abbas ein Oheim des Propheten gewesen war, und somit Verwandte des Hauses Haschim. Diese drei Parteien, die sich auch durch ihre Farben unterschieden (die Omajjaden führten Weiß, die Aliden Grün, die Abbasiden Schwarz), rangen von nun an um die Herrschaft im Reiche, bis die zuletzt entstandene unter ihnen das Übergewicht behielt.

Unter Merwan II. (745—750) brach der Gegensatz offen hervor. Es war Erhebung der Abbasiden. eine Erhebung zugleich der eifrig gläubigen Partei gegen die erschlafften Omajjaden und des persischen Elementes gegen das Übergewicht der Araber. Nun wurde Merwan zwar der vereinzelten Empörungen in Damaskus, Baßra und Kufa Herr, aber es gelang dem Haupte der Abbasiden, Abdallah Abul al Abbas, die in den persischen Provinzen stehenden Truppen mit sich fortzureißen. Mit ihnen rückte er gegen Mesopotamien vor, sammelte auch hier die Unzufriedenen um sich, ließ

sich von ihnen in Kufa (749) zum Kalifen ausrufen und sodann die Waffen entscheiden. Am Flusse Zab, in der Nähe der Ruinen von Ninive, entspann sich am 25. Januar 750 eine mörderische Schlacht, die das Los der Omajjaden besiegelte. Überwunden flüchtete Merwan nach Ägypten; aber auch hier erfolglos gegen den Aufruhr kämpfend, fand er ein gewaltsames Ende bei Bußir in Oberägypten (5. August 750).

Ausrottung der Omajjaden.

Abdallah Abul Abbas drang nun im Triumphe nach Syrien vor und wurde überall als Kalif anerkannt. Um es aber zu bleiben, glaubte er nun das ganze Geschlecht der Omajjaden ausrotten zu müssen. Daher verhängte er über diese und alle ihre Anhänger ein so furchtbares Blutgericht, daß er sich den Beinamen der „Blutvergießer" (Al Saffah) erwarb. Denn er war nicht bloß aus Politik, sondern von Natur grausam und rachsüchtig. Als man ihm des unglücklichen Merwans Haupt brachte, recitierte er den Vers des Dichters Isu-l-Aßba: „Tränken sie mein Blut, so könnte es doch ihren Haß nicht löschen, aber auch ihr Blut kann meine Rache nicht stillen." Abu Salama, einen Anhänger der Aliden, und Abdallah Ibn Muawija, der an der Spitze der Aliden gegen Merwans Feldherren gekämpft hatte, wurden verräterischerweise aus dem Wege geräumt. Noch zahlreiche andre erlagen nacheinander den Nachstellungen des Kalifen. Endlich lockte sein Oheim Abdallah Ibn Ali, Statthalter von Damaskus, alle Glieder des Hauses Omajja unter heuchlerischen Versprechungen aus ihren Verstecken in seinen Palast, als wenn er ihnen die Huldigung für Abul al Abbas abnehmen wollte, und ließ sie dann sämtlich, 90 an der Zahl, mit Stangen niederschlagen. Darauf befahl der entmenschte Mörder einen Teppich über die Erschlagenen zu breiten und hielt in dieser entsetzlichen Umgebung, während ihres letzten Röchelns, ein Festmahl. Ja, die Gräber der Kalifen wurden wiederaufgerissen und die Leichname, sofern sie nicht völlig vermodert waren, aufgehängt und verbrannt.

Abderrhamans Flucht.

Von allen Gliedern des Hauses Omajja entkam nur ein einziges durch die Flucht. Es war Abderrhaman, der Sohn Muawijas und der Enkel des Kalifen Hischam. Er entging der Mordwaffe der Abbasiden nur durch Zufall, indem er beim Herannahen seiner Verfolger gerade auf der Jagd war und rechtzeitig gewarnt werden konnte. Nachdem er den Euphrat durchschwommen, durchzog er unter tausend Gefahren und Abenteuern in Begleitung seines treuen Dieners Bedr Palästina, Ägypten und die Sandwüsten Afrikas, bis er bei dem Berberstamme der Janaten freundliche Aufnahme fand. Hier traf ihn eine Gesandtschaft der spanischen Araber, die, müde der Streitigkeiten ihrer Statthalter, ihm die selbständige Herrschaft ihres Landes anboten. So setzte Abderrhaman nach Spanien über, wurde dort 756 als einziger rechtmäßiger Kalif anerkannt und pflanzte so die omajjadische Dynastie in Spanien fort, während im Morgenlande die abbasidische Dynastie den Thron im Besitz behielt.

Bagdad Hauptstadt.

Diese Ereignisse zerrissen für immer die Einheit des Reiches. Ihr Ergebnis war zunächst die Entstehung eines rein arabischen Kalifats in Spanien und eines asiatisch-afrikanischen Reiches. Eben weil dieses letztere wesentlich aus einer Erhebung der Perser hervorgegangen war, verlegte es auch sein Zentrum von Syrien hinweg in das Land am Euphrat und Tigris, in das Herz des früheren neupersischen Reiches. Hier entstand unter dem Nachfolger des blutigen Abul Abbas, Almansur (754—775), die neue Residenz Bagdad am Tigris (762), unweit der Ruinen von Babylon und der Stätte von Ktesiphon, bald der glänzende Mittelpunkt der gesamten arabisch-orientalischen Kultur. Aber die Einheit auch nur des asiatisch-afrikanischen Reiches hat sich von hier aus nicht erhalten lassen.

Die Reichsspaltung unter den Abbasiden (750—945).

Gründung des abendländischen Kalifats.

Das abendländische Kalifat, gewöhnlicher das spanische oder das Kalifat von Cordova genannt, weil sich seine Besitzungen auf Spanien beschränkten, schwang sich anfangs durch eine kräftige Verwaltung zu einer das Morgenland weit überstrahlenden Blüte auf. Allein es fand im Lande selbst den gefährlichsten Gegner, indem die in die Berge von Asturien und Kantabrien geflohenen Goten allmählich zu einer Macht emporstrebten, die durch unablässige Kämpfe die Herrschaft der Mauren zerbröckelte. Der Herd dieser Macht war Oviedo, von wo aus der Herzog Froila (756) einen unabhängigen christlichen Staat gegründet hatte. Doch verging noch über ein Jahrhundert, ehe dieser so weit erstarkt war, daß er als ebenbürtiger Gegner des Kalifenreiches auftreten konnte. Die Reste der Westgoten.

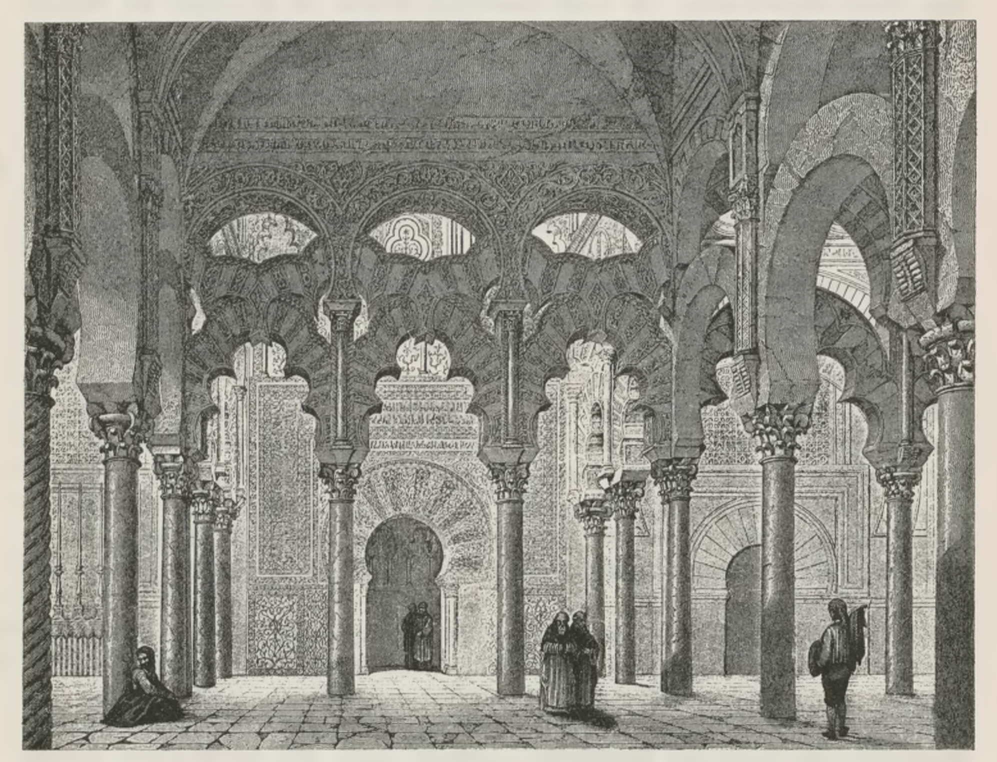
Bis dahin finden wir das spanische Kalifat im unerschütterlichen Besitz fast der ganzen Pyrenäischen Halbinsel und Septimaniens. Bald nach der ersten Eroberung schien freilich die arabische Herrschaft in Spanien rasch wieder in vollständige Anarchie unterzugehen. Die verschiedenen Völkerschaften: Araber, Syrer, Irakaner, Ägypter, Mauren, welche die Eroberungsheere gebildet hatten, zerfleischten sich gegenseitig, und wenn auch der tapfere, zum Statthalter und Heerführer in Spanien ernannte Abul-Chatar vorübergehend die Ruhe herstellte, so trat doch nach seinem Tode (745) größere Verwirrung als je zuvor ein, um so mehr, als bei der gleichzeitigen Anarchie im gesamten Kalifenreiche von Damaskus keine Hilfe zu erwarten war. Überall wütete der leidenschaftlichste Parteikampf; mit Feuer und Schwert wurde das Land verheert, die Ernten wurden zertreten und die unglücklichen Bewohner von Hunger und Not heimgesucht. Unter solchen Umständen mußte Abderrhaman, als er 755 in Spanien landete und die weiße Fahne der Omajjaden entfaltete, zahlreiche Anhänger finden und vom Volke als Retter begrüßt werden, denn sein Erscheinen machte diesen anarchischen Zuständen ein Ende. Innere Wirren.

Abderrahman (756—788) ist eine glänzende, ehrfurchtgebietende Erscheinung. Die erste Zeit seiner Regierung verging freilich unter Kämpfen zur Befestigung seines Thrones, und zunächst war es Jusuf, Statthalter der Abbasiden in Spanien, der das Land diesen zu erhalten suchte. Er rückte Abderrhaman nach dessen Landung an der Küste Andalusiens mit bedeutenden Streitkräften entgegen, wurde aber bei Musara, westlich von Cordova, vollständig geschlagen. Anfangs unterwarf er sich, aber bald von Neid gegen den neuen glänzenden Kalifenhof verzehrt, fachte er aufs neue den Bürgerkrieg an. Auch diesmal war ihm das Glück nicht hold; bei Merida (759) verlor er Sieg und Leben. Ebenso erfolgreich kämpfte Abderrahman gegen die Truppen, die zu verschiedenen Malen von Afrika aus zu seiner Unterwerfung abgesandt wurden, so daß er endlich völlige Unabhängigkeit von der abbasidischen Dynastie erzwang, obgleich er zu diesem Ende Septimanien hatte opfern müssen, da er sich nur durch Abtretung dieser Provinz an das Fränkische Reich (759) von diesem Nachbar Frieden erkaufen konnte. Freilich bildeten die pyrenäischen Grenzländer noch lange Jahre hindurch den Gegenstand blutiger Kriege zwischen Franken und Arabern. Abderrahmans Erhebung.

Noch größer denn als Krieger erschien Abderrahman durch die Mäßigung, die er gegenüber der christlichen Bevölkerung Spaniens beobachtete. Schon bei der Eroberung Spaniens durch Musa wurden die Christen sehr milde behandelt. Im großen und ganzen behielten sie ihren gesamten Besitz. Nur mußten sie Kopfsteuer bezahlen, die 48 Dirham für die Reichen, 24 Dirham für die Mittelklasse und 12 Dirham Seine Regierung.

für diejenigen betrug, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Am Ende jedes Monats wurde ein Zwölftel dieses Steuersatzes entrichtet. Ausgenommen waren Weiber, Kinder, Mönche, Krüppel, Blinde, Kranke, Bettler und Sklaven. Die Grundeigentümer mußten eine Abgabe von dem Ertrage ihres Besitztums zahlen, in der Regel 20 vom Hundert, und zwar ohne Rücksicht auf den Glauben.

Die Ausübung der Religion wurde nirgends gestört oder beeinträchtigt, nur Glocken blieben den Christen versagt. Daher fühlte sich die christliche Bevölkerung unter der neuen Herrschaft vollkommen zufrieden. Der Ackerbau hob sich wieder, und infolge der Ruhe, die das Land genoß, wurde Spanien bald zu einem der blühendsten



111. Innere Ansicht der Moschee von Cordova. Nach Gailhabaud.

Länder Europas. Auch die Pflege der Wissenschaften ließ sich Abderrahman angelegen sein; ja er selbst fand in seinem vielbewegten Leben noch Muße, sich selbst ihnen sowie der Dichtkunst zu widmen. Seine Hauptstadt Cordova ließ er mit den herrlichsten Gärten und Gebäuden schmücken; nach seinen eignen Plänen wurde in der Nähe des Herrscherpalastes (Alkazar) die große Moschee aufgeführt, ein Meisterwerk arabischer Baukunst, das an Größe und Pracht mit den Moscheen von Damaskus und Bagdad wetteifern konnte. Obwohl durch die Geburt und die Stimme des Volkes zum Herrscher berufen, begnügte er sich mit dem Titel eines „Emir“; die Würde eines „Beherrschers der Gläubigen“ überließ er den morgenländischen Kalifen. Abderrahman starb im Oktober 788 zu Cordova in den Armen seines Sohnes.

Unter seinen Nachfolgern tritt das spanische Kalifat in so enge Beziehungen zu den christlichen Staaten, insbesondere zu den aufstrebenden spanischen Reichen, daß seine Geschichte von der des gesamten Spanien nicht mehr zu trennen ist.

Das morgenländische Kalifat unter den Abbasiden (750—945).

Unter blutigen Greueln hatte Abul al Abbas (750—754) seine Herrschaft begründet und ihr das ganze Reich unterworfen mit alleiniger Ausnahme Spaniens. Trotz seiner ausgeprägten Herrschsucht aber hat eben er den ersten Schritt gethan, um die ganz persönliche Regierungsweise der Kalifen aufzulösen und dadurch das Kalifat selbst allmählich zu einem Schatten zu verflüchtigen. Es war das zugleich der erste Beweis dafür, daß persische Anschauungen im arabischen Staatswesen sich Geltung zu verschaffen begannen, wie denn ja eben dem Beistande der Perser die Abbasiden ihren Sieg wesentlich verdankten. Die an Vergötterung ihrer Könige gewöhnten Perser nämlich sowie die Schiiten, auf die sie ihren Thron besonders stützten und deren Ansicht zufolge das Kalifat als „Imamat" gewissermaßen ein Ausfluß der Gottheit war, erforderten eine vermittelnde Person zwischen dem Kalifen und dem Volke, gleichsam als einen materiellen Träger (Wesir, Vezier) seines Willens und seiner Befehle. Diesem neuen Würdenträger überließ Abul Abbas die Regierungsgeschäfte, und so bedeutend trat bald die Gewalt der Wesire hervor, daß sie auf einige Zeit im Hause der Barmekiden erblich wurde. Abbas selbst starb jung nach nur vierjähriger Regierung in der von ihm erbauten Stadt Haschimija bei Anbar am 9. Juni 754. Änderung der Regierungsweise.

Bei seinem Nachfolger, Abu Dschafar al Mansur (754—775), seinem Bruder, traten ebenso Grausamkeit, Rachsucht und Wortbrüchigkeit, die Grundfehler aller Abbasiden, zu Tage. Trotzdem sind ihm Tapferkeit und Kraft nicht abzusprechen, die er bei den gegen ihn gerichteten Empörungen bewies. Wichtig ist von diesen nur die des Aliden Edris. Bei früheren Aufständen beteiligt und von Al Mansur verfolgt, entfloh dieser nach Afrika und stiftete dort, zum Kalifen ausgerufen (782), in Mauretanien ein unabhängiges Reich, dessen Hauptstadt das von ihm erbaute Fez wurde, und das sich über hundert Jahre unter der edrisidischen Dynastie als afrikanische Hauptmacht erhielt. Abermals also war ein Stück des Reiches losgerissen. Die Edrisiden.

Nach glücklichen Feldzügen gegen das Byzantinische Reich in Kleinasien (s. unten) erbaute Al Mansur die Hauptstadt Bagdad (762). Er starb auf einer Wallfahrt infolge eines Sturzes vom Pferde, nachdem er seinen Sohn Al Mahdi zum Nachfolger ernannt hatte.

Al Mahdi (775—785) zeigte mehr Weisheit und Güte als der Vater. Die wichtigste Begebenheit unter seiner Regierung ist ein Kriegszug, den sein zweiter Sohn Harun, der spätere Kalif Harun al Raschid, gegen die byzantinische Kaiserin Irene unternahm und der dieser so gefährlich erschien, daß sie sich den Frieden durch einen jährlichen Tribut von 70000 Golddenaren erkaufte (782, s. unten).

Auf Musa al Hadi (785—786), des Vorgängers ältesten Sohn, folgte sein Bruder Harun al Raschid (786—809), eigentlich Abu Mohammed Harun Ibn al Mahdi al Raschid (d. i. der Gerechte), der größte und volkstümlichste der Kalifen, der Held der arabischen Volksdichtung, der Mittelpunkt der arabischen Märchenwelt. Es ist nicht nur seine Persönlichkeit, die ihn als einen der großartigsten Regenten erscheinen ließ und so viele Geschichtschreiber aller Völker zur Bewunderung hinriß, sondern seine Regierung bezeichnet in mancher Beziehung auch den Höhepunkt des morgenländischen Kalifats. Ein nie gesehener Glanz herrschte um jene Zeit an dem Kalifenhofe, und die Reichtümer, die Harun al Raschid freigebig Künstlern und Dichtern spendete, halfen jenen wunderbaren Zauber um die Person des Kalifen verbreiten, in der ihn die Überlieferung zeigt. Aber sein Beiname „der Gerechte" ist keineswegs ganz verdient. Jedes Mittel war ihm vielmehr gut, um sich zu bereichern und seine Feinde zu verderben; er scheute sich selbst nicht, die heiligsten Harun al Raschid.

Schwüre zu verletzen, wenn es galt, einen Menschen, der in seinen Augen verdächtig geworden, aus der Welt zu schaffen.

Die Hinrichtung des Postmeisters, der Edris zur Flucht verholfen hatte, eröffnete seine Regierung. Als ein Vetter des Al Mansur bei seinem Tode eine Summe von 60000000 Dirham hinterließ, die er wahrscheinlich von seinem Vater geerbt hatte, bemächtigte sich Harun, obgleich nahe Blutsverwandte vorhanden waren, der ganzen Hinterlassenschaft. — Ibrahim Ibn Othman Nuheik ward hingerichtet, weil er den von dem Kalifen gemordeten Dschafar betrauerte. Noch unwürdiger ist die Art, wie ihm Harun das Bekenntnis seines Mitleids entlockte. Er ließ ihn zu sich einladen, gab ihm viel Wein zu trinken und heuchelte Reue über seine That. Da äußerte Ibrahim, daß auch er seines Herrn Verfahren nicht gebilligt habe, und daß es schwer sein würde, einen so vorzüglichen Mann zu ersetzen. „Gott verdamme dich“, schrie Harun und ließ Ibrahim hinrichten. — Die Hinrichtung des Barmekiden Dschafar selbst war ein Akt schrecklichster Willkür und politischer Berechnung zugleich. Dschafar war Haruns Günstling und vertrauter Freund, den er auch in seinem Harem, wo seine Schwester Abbasah weilte, nicht missen wollte. Um nun die Sitte nicht zu verletzen, die nicht zuließ, daß Abbasah mit dem fremden Manne zugleich anwesend war, ließ er beide miteinander vermählen, jedoch unter der Bedingung, daß Dschafar die Rechte eines Gatten nicht ausüben dürfe. Beide liebten einander aber wirklich, und das Verbot vermehrte nur die Liebe. Die Ehe blieb nicht ohne Früchte, die Abbasah vor ihrem Bruder so lange verbarg, bis eine Sklavin, die um das Geheimnis wußte, zur Verräterin wurde. Da ließ Harun Dschafar, dem er bis zum letzten Momente innige Freundschaft heuchelte, mitten in der Nacht enthaupten, den Körper verstümmeln und seine Leiche am Thore von Bagdad ausstellen. Abbasah und ihre Kinder wurden angeblich lebendig begraben. Sämtliche Angehörige des Hauses der Barmekiden wurden in den Kerker geworfen, oder wenigstens ihrer öffentlichen Ämter entsetzt, damit also die lange übermächtige Stellung dieses Geschlechtes vernichtet (803).

Dagegen haben sich auch viele Erzählungen im Volksmunde erhalten, welche Harun als frommen Moslim und vor allem als klugen und gerechten Richter erscheinen lassen, und eben dieser Eigenschaft verdankt er nächst dem Glanze seines Hofes seine Volkstümlichkeit.

Sieg über Byzanz.

Glänzend und gewaltthätig zugleich im Innern zeigte die Regierungszeit Harun al Raschids auch nach außen das Kalifenreich noch einmal auf stolzer Höhe. Mit dem alten Gegner im Osten, dem Byzantinischen Reiche, brach der Krieg von neuem aus, als Kaiser Nikephoros (803—808) sich ermannte, um das schmachvolle Joch der Tributpflichtigkeit, dem sich Kaiserin Irene gebeugt hatte, abzuschütteln. Der Krieg verlief aber trotz des Aufgebotes aller Kräfte für die Griechen höchst unglücklich, so daß sie nicht allein die Schmach des alten Tributs weiter tragen, sondern noch drei Goldstücke auf den Kopf für den Kaiser und seine Angehörigen entrichten mußten.

Beziehungen zu Karl dem Großen.

Anderseits trat Harun mit dem großen Herrscher des Abendlandes, mit Karl dem Großen in freundschaftliche Beziehungen. Außer den persönlichen waren es auch politische Interessen, die ihn hierzu drängten, denn Karl der Große war der Nachbar des abtrünnigen spanischen Kalifats. Karl hatte drei Abgeordnete, zwei Christen und einen Juden, nach Bagdad geschickt, um bei dem Kalifen die Erlaubnis zu erwirken, daß die Christen ungehindert nach dem heiligen Lande pilgern dürften (797). Harun gewährte die Bitte und schenkte ihnen den einzigen Elefanten, den er damals besaß (802), und mit einer zweiten Gesandtschaft noch ein kostbares Zelt, eine Menge der feinsten Stoffe, Räucherwerk, zwei große Leuchter und eine kunstvolle Wasseruhr. Außerdem übertrug er dem berühmten Helden des Abendlandes die Schutzherrlichkeit über die heiligen Stätten in Palästina und ließ ihm auf Veranlassung des Patriarchen von Jerusalem zum Zeichen die Schlüssel vom Grabe Christi und vom Kalvarienberge überreichen. Der Kaiser erwiderte die Gaben mit wertvollen Erzeugnissen seiner Länder.

Innere Wirren.

Den fortschreitenden Zerfall des Reiches hat aber auch Harun nicht aufzuhalten vermocht. Zunächst entzogen sich nach dem Beispiel der Edrisiden die Aghlabiden in Kairawan und Tunis der Oberhoheit des Kalifats (801/2). Auch Transoxanien geriet infolge des Sturzes der Barmekiden, unter deren trefflicher Verwaltung die Statthalterschaft Chorasan der völligen Ruhe genossen hatte, in hellen Aufruhr. Die Veranlassung war zunächst eine persönliche, der eigentliche Grund aber lag in dem Gegensatze der persischen Bevölkerung zu den Arabern. Rafi, ein junger Krieger von besonderer

Schönheit, soll deshalb die Fahne des Aufstandes erhoben haben, weil der Kalif ihn wegen seines verbotenen Umganges mit einem Weibe allzustreng bestrafen lassen wollte. Rafi entzog sich durch die Flucht dieser Strafe und verleitete aus Rache die Bevölkerung, bei der sich Harun al Raschid und sein Statthalter durch ihre Tyrannei allgemein verhaßt gemacht hatten, zum Aufruhr. Der Kalif wandte sich um Hilfe an die Samaniden, eine lange dem iranischen Zoroasterkultus treugebliebene mächtige Familie aus Balkh, die sich von den Sassaniden ableitete, damals aber schon längst den Islam angenommen hatte. Mit ihrer Hilfe gelang es wirklich, den Aufruhr zu unterdrücken, aber Harun erlebte das nicht mehr, er starb auf einem Zuge gegen die Empörer in Tus am 23. März 809.

Haruns Söhne.

Noch vor seinem Tode hatte Harun den Grund zu neuem Zwiespalte gelegt, indem er seinem ältesten Sohne Mohammed el Amin zwar das Kalifat einräumte, den beiden jüngeren aber, Mamun und Al Mutassim, ausgedehnte Statthalterschaften unter der Oberhoheit des ältesten übergab. Darüber entbrannte ein wütender Bruderkrieg. Gestützt auf die Truppen in Chorasan, d. h. auf die Perser, nahm Mamun den Kalifentitel an und belagerte nach mehreren Siegen Bagdad. Als hier Amin ermordet und auch sein jüngerer Bruder seiner Statthalterschaft entsetzt worden war, fand Mamun allgemeine Anerkennung (813—834). Doch der Zerfall des Reiches machte auch unter ihm weitere Fortschritte. Ja Mamun selbst förderte ihn, denn er machte den Tahir ben Hosein, der sich große Verdienste um seine Erhebung erworben hatte, zum Statthalter von Chorasan und ließ zu, daß diese Würde sich in seiner Familie befestigte. Anderseits gewann Mohammed ben Zijad, den Mamun zur Unterdrückung eines Aufstandes der Aliden nach Arabien geschickt hatte, eine fast unabhängige Herrschaft in Jemen, die seine Nachkommen, die Zijadiden, bis 1022 behaupteten.



112. Porträt des Kalifen Al Mutawakkil im 36. Lebensjahre. (855 n. Chr.)

Der Kalif behielt, wie unser Bild zeigt, die alte nationale Tracht der sassanidischen Könige bei. Nach dem „Führer durch die Ausstellung Papyrus Erzherzog Rainer“ (Prof. J. Karabacek).

Die türkische Leibwache.

Trotz des fortschreitenden Zerfalles erreichte die arabische Litteratur und Gelehrsamkeit unter Mamun ihre höchste Blüte. Aber die Regierung seines Bruders Al Mutassim (834—842) legte trotz mancher Siege über Byzanz den Grund zu dem inneren Verderben des Kalifats, denn angesichts zahlreicher Aufstände suchte er den Thron durch fremde Söldnerscharen, die ihm als Leibwache dienten und aus türkischen Sklaven bestanden, zu schützen. Eben diese türkischen Scharen waren es, die allmählich immer mehr Einfluß auf die Leitung des Staates gewannen und endlich das Kalifat selbst als weltliche Macht vernichteten.

Von nun an treten die Merkmale innerer Auflösung im arabischen Reiche immer greller hervor. Das Herrscherhaus selbst verfällt rasch völliger Entartung, die entlegeneren Provinzen sagen sich los, fanatische Sekten erheben sich, von der allgemeinen Unzufriedenheit begünstigt. Das Ergebnis ist das Ende des weltlichen Kalifats.

Rascher Wechsel der Kalifen und fortschreitende Auflösung.

Auf Al Mutassim folgte (842) sein Sohn Al Wathik, der bereits am 10. August 847 infolge seiner Ausschweifungen starb. Nach seinem Tode wurde Dschafar, der 26jährige Sohn des Al Mutassim, von den höchsten Beamten und Militärbefehlshabern mit Hilfe der türkischen Leibwache zum Kalifen erhoben. Er erhielt den Beinamen Al Mutawakkil, d. i. der auf Gott Vertrauende (847—861). Seitdem führen die Kalifen meist nicht ihren Familiennamen, sondern Ehrennamen, die fast nie durch das Leben der Betreffenden gerechtfertigt waren. Auch Al Mutawakkil war ein tyrannischer Regent, der

namentlich alle Nichtmohammedaner mit maßlosem Fanatismus verfolgte. Aber selbst die Mohammedaner, sofern sie die Ewigkeit und Unfehlbarkeit des Korans oder die Heiligkeit der Sunna bezweifelten, oder sich als Anhänger und Verteidiger Alis bezeigten, waren den grausamsten Verfolgungen ausgesetzt. Martern und Foltern der entsetzlichsten Art wurden gegen Andersdenkende angewendet; so mußte der Wesir Ibn Azzejjat sein Leben unter den schrecklichsten Qualen in einem engen Behälter enden, aus dessen Wandungen spitzige Nägel hervorstachen. Dazu kamen noch infolge der maßlosen Verschwendung Al Mutawakkils unerträgliche Steuern und Erpressungen, die das Volk drückten und zur Verzweiflung brachten. Aufstände loderten infolgedessen allerwärts empor: in Aserbeidschan, im nördlichen Syrien, in der Provinz Sedschestan, in Oberägypten, in Armenien, in den Ländern am Kaukasus erhoben sich kühne Empörer; in Ägypten wurden die Städte an der Meeresküste und den Nilmündungen von den Byzantinern überfallen, so daß das ganze Reich seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Nur mit Mühe und nach langen hartnäckigen Kämpfen konnten die Aufstände in Armenien und im Kaukasusgebiete erfolgreich unterdrückt werden. — Eine bessere Seite zeigt der Kalif nur in seiner Vorliebe für die Gelehrten, Schriftsteller, Dichter und Sänger, und manche Handlung der Großmut gegen solche wird von ihm berichtet. Al Mutawakkil endete schließlich durch eine Verschwörung, an der sein eigener Sohn Muntassir beteiligt war; in der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember 861 wurde er bei einem schwelgerischen Gelage ermordet.

Nun wurde Muntassir auf den Thron erhoben (861/62), starb aber schon sechs Monate nach dem Morde des Vaters am 6. Juli 862, nach den einen von Reue über die That gefoltert, nach andern an Vergiftung.

Unter den nun rasch wechselnden Kalifen, bei deren Erhebung die türkischen Truppen meist schon das entscheidende Wort sprachen, selbst unter tüchtigeren Männern, wie Ahmed al Mutamid (870—892), machte die Auflösung des Kalifats in einzelne Staaten rasche Fortschritte. Eine solche Herrschaft gründete damals in Ägypten und Syrien Ahmed Ibn Tulun (gestorben 884), dessen Geschlecht sich bis 908 behauptete. Im nordöstlichen Iran erhoben sich zu ähnlicher Macht die Saffariden (schon seit 862) und machten 873 dem Hause der Tahiriden ein Ende, um sich dann selbst etwa bis 901 zu behaupten; in Nordsyrien schwangen sich seit 869 die Hamdaniden zu fürstlicher Geltung empor (das Nähere s. unten S. 269). Dazu regte sich in der unmittelbaren Nähe von Bagdad selbst, unter den um Basra angesiedelten rohen afrikanischen Zindsch eine fanatische schiitische Sekte unter Ali ben Mohammed, die erst nach 15jährigem Kampfe durch Hinrichtung ihres Führers gebändigt wurde (883).

Die Karmaten.

Auch die drei einander folgenden Regierungen von Muthadid (892—902), Al Muktafi (902—908) und Muktadir (908—932) vermochten dem Zerfalle des Reiches nicht zu steuern. Im nordöstlichen Iran erhob sich ein neues Herrscherhaus, die Samaniden, die bis 913 die Saffariden völlig verdrängten und ihre Residenz in Buchara aufschlugen (s. unten S. 269). Aber was weit gefährlicher war, die schiitische Dynastie der Fatimiden gewann seit etwa 910 eine unabhängige Herrschaft im mittleren Nordafrika (s. unten S. 270), und eine neue schiitische Sekte, die mit ihnen in einer gewissen Verbindung stand, die furchtbaren Karmaten, trat dem Kalifat, und damit den bestehenden Zuständen überhaupt, mit grundsätzlicher, unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Der Stifter war Hamdan Ibn Aschath mit dem Beinamen „Karmat“, der erklärte, daß er infolge göttlicher Offenbarung als Führer der Moslemin, als Wort und Zeuge Gottes, als heiliger Geist, als Engel Gabriel u. s. w. zu verehren sei. Auch diesmal verfehlte dies die beabsichtigte Wirkung nicht. Hierzu kam der vernunftgemäßere Grundsatz seiner Lehre, welche die Aussprüche des Koran nicht wörtlich,

sondern figürlich aufzufassen gebot und das lästige Zeremonialgesetz verwarf. Endlich gesellte sich dazu noch die politische Opposition gegen die Rechtmäßigkeit der teils verhaßten, teils verachteten abbasidischen Dynastie und gegen die Höhe der Abgaben, die Karmat auf die Hälfte herabgesetzt wissen wollte: genug, die Lehre Karmats hatte einen so überraschenden Erfolg, wie keine andre seit Mohammeds Auftreten sich errang. Nach Karmat stellte sich Hosein Ibn Zakarujah an die Spitze der fanatischen Sektirer. Er zog plündernd und verwüstend durch Syrien, bis er 904 in einer mörderischen Schlacht bei Hama besiegt und gefangen wurde. Er sowie zahlreiche Karmaten fanden unter furchtbaren Qualen und Verstümmelungen in Bagdad ein blutiges Ende. Aber die in Arabien, Irak und Syrien zerstreuten Sektierer unternahmen einen fürchterlichen Rachekrieg, indem sie die Karawanen plünderten, die Strenggläubigen auf den Wallfahrten nach Mekka ermordeten und unter dem Rufe „Rache für Hosein" (s. S. 255) die unmenschlichsten Greuel begingen. Bald erlangten sie in Abu Said und noch mehr in seinem kühnen und energischen Sohne Abu Tahir Suleiman neue Führer, deren Fanatismus den der Untergebenen noch übertraf. Die Zahl der Karmaten war dermaßen gewachsen, daß Abu Tahir ein Heer von über 100000 Streitern ins Feld zu führen vermochte. Von Bahrein aus drangen sie in Irak ein, eroberten und plünderten zahlreiche Städte (923—925), unter andern Basra und Kufa, und machten selbst den Kalifen „hinter den Vorhängen seines Palastes" in Bagdad zittern.

Von der durch ihren Fanatismus gesteigerten Todesverachtung wird u. a. folgendes erzählt. Bei einem kühnen Streifzuge in den Gegenden des Tigris (927) drang Abu Tahir mit 500 Reitern in die Nähe von Bagdad auf das jenseitige Ufer des Flusses. Auf Befehl des Kalifen Al Muktadir wurden schnell alle Zugänge verrammelt und alle Brücken abgebrochen, so daß Abu Tahir mit seiner kleinen Schar entweder siegen oder untergehen mußte. Um ihn zu einem friedlichen Abzuge zu bewegen, machte ihn ein Feldherr des Kalifen auf diese Wahl aufmerksam, indem er hoffte, ihn dadurch zu schrecken. Allein der unerschrockene Karmatenhäuptling antwortete stolz und keck: „Dein Gebieter steht an der Spitze von 30000 Kriegern; aber unter allen diesen sind nicht drei Männer wie diese zu finden!" Dabei deutete er ohne Auswahl auf drei seiner Gefährten, indem er dem einen befahl, sich den Dolch in die Brust zu stoßen, dem andern, in den Tigris zu springen, und dem dritten, sich in einen Abgrund zu stürzen. Und vor den Augen des erstaunten Feldherrn führten alle drei ohne ein Wort der Widerrede den erhaltenen Befehl aus. „Berichte nun", fuhr Abu Tahir hierauf mit stolzer Gebärde fort, „deinem Gebieter, was du gesehen hast, und sage ihm, daß du selbst noch vor Abend unter meinen Hunden an der Kette liegen wirst." Der Erfolg bestätigte das prahlerische Wort; denn noch vor Abend waren das Lager und die Person des Feldherrn in den Händen des kühnen Feindes.

Wer in den eroberten Ländern den neuen Kultus nicht annahm, wurde niedergemetzelt, so daß überall, wo die Karmaten hausten, ihre Lehre herrschte. Wo sie nicht herrschten, suchten sie wenigstens die Wallfahrten nach Mekka zu hindern, indem sie alle Pilger, die dieses frommen Weges zogen, ausplünderten und in der Wüste verschmachten ließen. Im Jahre 930 griff Abu Tahir sogar die heilige Stadt Mekka an, wo die Karmaten die unerhörtesten Freveltaten begingen. Die Kaaba wurde verwüstet und beraubt, der Schleier zerrissen, der schwarze Stein entführt und erst im Jahre 951 auf Befehl der gleichfalls schiitischen Fatimiden wieder zurückgegeben. Diesen hatte sich Abu Tahir noch vor seinem Tode (934) unterworfen. Mit dem Tode ihres Hauptes verlosch der Fanatismus der Karmaten, und die Sekte löste sich allmählich auf.

Der Emir-al-omara.

So trieb das Kalifenreich rasch seinem gänzlichen Zerfalle zu, den auch große Männer nicht mehr hätten verhindern können. Endlich that Râhdi (934—940) den entscheidenden Schritt, welcher der Willkür der obersten Beamten und Militärbefehlshaber steuern sollte, thatsächlich aber der weltlichen Macht des Kalifen und damit dem Kalifat im alten Sinne überhaupt ein Ende machte: er ernannte im Jahre 936

den Statthalter von Wasit und Basra, **Mohammed ben Raik**, zum Emir-al-omara (Obersten der Emire) und legte alle weltliche Gewalt in seine Hände. Dieser löste nun die türkischen Garden allerdings auf, aber er beschränkte den Kalifen hinfort auf seine geistliche Würde. Sie selbst anzunehmen hinderte ihn das moralische Ansehen des Kalifats, auf dem der Rechtstitel seiner eignen Stellung beruhte. Natürlich wurde die neue Würde sofort der Preis in dem Kampfe ehrgeiziger Geschlechter. Am 19. Dezember 945 zog endlich der Bujide **Achmed Mois-ad-daula** (Moëzz) siegreich in Bagdad ein und bemächtigte sich des Emirats, das nun er und seine Nachkommen über ein Jahrhundert lang glücklich und ruhmvoll behaupteten, ohne freilich die Einheit des zerfallenen Reiches wiederherstellen zu können. Mit ihm beginnt die innere Umgestaltung unter dem Einflusse der Perser und Türken.

113. Arabischer Reiter des 10. Jahrhunderts.

Das Bild ist, schon um seines Alters willen, eine kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit gar seltener Art. Die flott hingeworfene Zeichnung stellt einen Krieger dar, der mit vorgebeugtem Oberkörper, die Linke mit dem Rundschild zum Schutze vorstreckend, indem er seinem Rosse die Zügel schießen läßt, in gestrecktem Laufe, nach uraltem arabischen Gebrauch mit gesenkter Lanze, zum Angriff vorsprengt. Die Unterschrift lautet: „Das Pferd mit dem heftig Angreifenden.“ Auf der Rückseite des Blattes ist um das beistehende Ornament von derselben Hand die Signatur des Künstlers gruppiert: „Mein Erfolg beruht auf dem Beistand Gottes, nur auf ihn vertraue ich! Lob sei Gott und Dank! Lob sei Gott dem Einzigen! Ausgeführt von Amû Temâm Haidara.“ — Der genannte Künstler lebte vermutlich in Ägypten. Nach dem „Führer durch die Ausstellung Papyrus Erzherzog Rainer“. (J. Karabacek.)

Faksimile einer arabischen Federzeichnung.

Die selbständigen sunnitischen und schiitischen Staaten.

Gründe der Auflösung des Reichs.

Die Unbotmäßigkeit der allzu mächtigen Statthalter, die Abneigung namentlich der iranischen Völker gegen das Arabertum, also das Hervorbrechen der anfangs unterdrückten nationalen Unterschiede, endlich der Gegensatz der Sunniten und Schiiten wirkten mit der persönlichen Schwäche der meisten Abbasiden und dem raschen Sinken der arabischen Nationalkraft zusammen, um das ungeheuere Reich auseinanderzusprengen und in eine Menge von Einzelstaaten aufzulösen. Am frühesten bildeten sich solche im äußersten Westen und Osten, den entferntesten Teilen des Reiches. Sie zerfallen aber in zwei Gruppen. Die sunnitischen Herrscher erkannten den Kalifen dem Namen nach als ihren Oberherrn, mindestens als geistliches Oberhaupt an, denn von ihm erhielten sie die Belehnung mit ihren Provinzen gegen einen jährlichen Tribut, die schiitischen Dynastien weigern ihm grundsätzlich die Huldigung. Zu wirklich dauerhaften Schöpfungen bringen es weder die einen noch die andern, denn die Dynastien haben in der Bevölkerung wenig Halt, entarten rasch und weichen glücklicheren Nebenbuhlern, die freilich sehr oft das Schicksal der Vorgänger teilen. Es genügt hier, auf die wichtigsten dieser Ereignisse hinzuweisen.

Die Saffariden und Samaniden in Iran.

Abgesehen von Spanien, wo die Omajjaden, von Marokko, wo seit 782 die Edrisiden, und von Tunis, wo seit 801 die Aghlabiden zum Teil glänzend und ruhmvoll regierten, haben es die *iranischen* Provinzen des ehemaligen Perserreichs

am frühesten zur Selbständigkeit gebracht. Zuerst erhoben sich hier neben den Tahiriden (s. oben S. 265) die Saffariden. Seit 862 eroberte hier Jakub Ibn Saffar, der Sohn eines Kupferschmieds, dann glücklicher Hauptmann starker Räuberscharen, Sedschistan (am Zerehsee und Hilmend), Herat, Kerman und Farsistan, endlich Balkh und Kabul und beseitigte im Jahre 873 den letzten Tahiriden, Mohammed. Doch war die Macht des Geschlechts von kurzer Dauer, denn bald erwuchs ihm in den Samaniden eine gefährliche Nebenbuhlerschaft.

Der Anfänge des Ansehens der Samaniden ist schon früher gedacht worden (s. S. 265). Als im Jahre 881 n. Chr. Hosein Ibn Tahir plündernd in Buchara einfiel, wendeten sich die Vornehmen an Nasr, den Samaniden zu Samarkand, der hierauf seinen Bruder Ismail nach Buchara sandte, um die Ordnung wiederherzustellen. Buchara unterwarf sich, und als Stellvertreter Nasrs hielt Ismail seinen Einzug in der festlich geschmückten Stadt. In demselben Jahre erhielt Nasr das Investiturdiplom als Statthalter von Chorasan und Tabaristan, in dem es hieß, daß ihm zugleich sämtliche Länder vom Ufer des Oxus bis zum fernsten Osten übergeben seien. Nach dem Tode Nasrs (893) übernahm daher Ismail die Alleinherrschaft über ganz Transoxanien und Chorasan. Dem Sohne Nasrs vertraute er die Regierung Samarkands an, er selbst aber wählte Buchara zur Residenz. Bis 913 machte er der Herrschaft der Saffariden völlig ein Ende, zugleich bändigte er die räuberisch vordringenden Türken. So gelang es ihm, Buchara zum Sitz eines mächtigen Reiches, zum politischen Mittelpunkt ganz Mittelasiens zu machen. Während sich in dem eigentlichen Kalifenreich, vornehmlich in Bagdad, ein rascher Rückgang vollzog, entfaltete sich im Reiche der Samaniden ein mächtiges geistiges Streben; Buchara gedieh zu einem glänzenden Sitz der Wissenschaften und erhielt den Namen: das „edle und fromme Buchara“. Während in Bagdad der Islam in Zerfall geriet, erlangte Buchara unter dem großen Samaniden den Ruf der Heiligkeit. Er selbst war ein streng gottesfürchtiger Fürst, der die Gelehrten in seinen Schutz nahm und fürstlich belohnte. Für Mittelasien brach damit eine staunenerregende, freilich nicht allzulange andauernde Kulturepoche an. Doch waren die Nachfolger des großen Emir Ismail, wie ihn die orientalischen Geschichtschreiber zum Zeichen seiner Unabhängigkeit von Bagdad nennen, seiner nicht würdig. Sie waren mit geringer Ausnahme nur hilflose Puppen in den Händen ihrer Beamten, und so kam es, daß auch hier, wie am Sitze der Kalifen zu Bagdad, die Türken die Herrschaft bald an sich rissen.

Die Bujiden in Deilam.

Etwas später erwarb ein iranisches Haus zuerst in seinem Heimatlande die Herrschaft, später in Bagdad. Das waren die schiitischen Bujiden aus Deilam. In den Gebieten südlich und westlich vom Kaspischen Meere hatte zuerst Merdawischd vom Kalifen Muktadir gegen die Zahlung von Tribut den thatsächlichen Besitz erlangt. Doch gegen ihn erhob sich im Jahre 932 Bujah mit seinen Söhnen (aus der Landschaft Deilam) und trat, als Merdawischd von seiner türkischen Leibwache erdrosselt worden war (935), seine Erbschaft an. Zehn Jahre danach zog Mois-ad-daula in Bagdad ein und riß die Gewalt im Kalifenreiche an sich (s. oben S. 268).

Die Hamdaniden in Syrien.

Ihre gefährlichsten Gegner waren dabei die Hamdaniden. Diese herrschten seit 869 im nördlichen Syrien und Mesopotamien und zerfielen in zwei Linien, von denen die eine in Aleppo (Haleb), die andre in Mossul residierte. Beide lagen im beständigen Kampfe nicht nur mit den Bujiden, denen sie das Emirat zu entreißen strebten, sondern auch mit den Griechen.

Die Aghlabiden und Fatimiden in Nordafrika und Ägypten.

So unabhängig diese verschiedenen Herrengeschlechter dem Kalifen von Bagdad gegenüberstanden, sie erkannten in ihm als Sunniten doch immer ihr Oberhaupt, und ihre Reiche erschienen deshalb rechtlich immerhin als Provinzen des Kalifats. Anders

die schiitischen Herrscher. Zuerst die Aghlabiden hatten in Tunis im Jahre 801 ein unabhängiges Reich gestiftet und mit großem Erfolge an seiner Erweiterung gearbeitet: seit 827 eroberten sie Sizilien, um dieselbe Zeit Kreta, 878 fiel Syrakus, ihre Flotte beherrschte das westliche Mittelmeer (s. unten). Doch Zijadât allah (III.) rottete alle Aghlabiden mißtrauisch aus und brachte damit die Vergeltung über sich. Im Jahre 905 nämlich erschien in Afrika als Abgesandter des Mohammed al Habib, der sich für einen Nachkommen Alis und der Fatima ausgab, Abu Abdallah, zwang den Aghlabiden zur Flucht und übergab im Jahre 910 das eroberte Land dem Sohne Mohammeds, Ubeid allah. Dieser ließ zum Danke dafür Abu Abdallah ermorden und begründete nun zunächst in Nordafrika die Herrschaft der Fatimiden. Ihre Hauptstadt wurde das feste Mahdia (Mehadia, an der Ostküste von Tunesien). Von hier aus versuchten sie auch Ägypten zu erobern. Zwar scheiterten sie damit zunächst (914—915), aber die Anerkennung durch die Karmaten (s. oben S. 267) eröffnete eine große Aussicht, und endlich drang Muidd (953—975) mit Flotte und Heer gegen Ägypten vor, das er im Jahre 969 im Fluge eroberte. Fortan wurde Ägypten das Hauptland der Fatimiden, Masr-al-Kahira (Neu-Kairo) ihre glänzende Hauptstadt. Der Verlust von Tunesien an die Zeiriden verringerte zwar den Umfang ihrer Macht, erschütterte sie aber nicht, und bald war der Fatimidenstaat das stärkste Reich des Morgenlandes.

Arabisches Kulturleben.

Der glänzenden Entwickelung, die das arabische Reich durch seine Kriegsthaten nach außen nahm, steht ein reiches Kulturleben zur Seite. Die Araber erscheinen als die hochbegabten Erben wie des klassischen Altertums und der Byzantiner, so der persischen und indischen Bildung, als die Sammler der ganzen griechisch-orientalischen Kultur; doch sie bilden das Empfangene in eigentümlicher Weise weiter und prägen ihm dem Stempel ihres Volkstumes so energisch auf, daß der sehr bedeutende Anteil der unterworfenen Nationalitäten an diesen Leistungen dem Auge zunächst wenig sichtbar ist. Vom Indus bis zum Atlantischen Ozean, vom Taurus bis an das Indische Meer gilt wie arabische Herrschaft und arabische Sprache, so arabische Sitte und arabische Kultur. Erst als die Thatkraft der arabischen Nationalität erschlafft, tritt allerorten die nur unterdrückte, aber nicht vernichtete nationale Eigenart der Unterworfenen wieder hervor und sprengt, im Bunde mit andern Kräften, das kolossale, doch nur mit den Waffen zusammengezwungene, nicht innerlich verbundene Reich auseinander, ohne indes die Herrschaft des Islam zu bekämpfen, ja zunächst selbst ohne die errungene Bildung zu gefährden; im Gegenteil haben sie die neu entstehenden Fürstenhöfe eher gefördert und sie den verschiedenartigen Bedürfnissen der einzelnen Landschaften angepaßt.

Staatsverwaltung.

Der Kalif. Das arabische Staatswesen beruhte nach wie vor auf der unlöslichen Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Als Nachfolger des Propheten war der Kalif ebenso sehr Monarch wie Oberpriester. Sein Wille herrschte schrankenlos, doch diese despotische Gewalt beruhte der Theorie nach auf der Anerkennung durch die Wahl der Gläubigen und war rechtlich niemals erblich. Das hinderte allerdings nicht, daß jene Wahl zu einer reinen Formsache herabsank, sich faktisch beschränkte auf die Huldigung des hauptstädtischen Volkes in der Hauptmoschee und daß das Kalifat erst den Omajjaden, dann den Abbasiden erblich verblieb; aber eine rechtliche Sicherheit hat diesen thatsächlichen Zuständen stets gefehlt, namentlich war eine Ordnung der Erbfolge niemals möglich, weil diese gar nicht anerkannt war. Daher waren gewaltsame Thronwechsel und Empörungen an der Tagesordnung; ja sie erschienen, da es an jedem halbwegs

genügenden verfassungsmäßigen Organ fehlte, die Willkür der Kalifen zu beschränken und den Willen des Volkes zur Geltung zu bringen, gewissermaßen als eine rohe Schutzwehr gegen den Despotismus.

Das rein persönliche Regiment des Kalifen, wie es noch Omar geführt, hatte sich natürlich mit der wachsenden Ausdehnung des Reiches nicht behaupten lassen, vielmehr mußten für die wichtigsten Geschäftszweige besondere Oberbehörden eingerichtet werden. Unter den Omajjaden waren dies: die Kanzlei der Grundsteuer (Finanzministerium), die Kabinettskanzlei für die Ausfertigung aller Regierungsschreiben, das Briefbüreau für die Ausarbeitung der Staatsschriften, das Staatsrentamt für die Einkünfte aus den Staatsgütern. Unter den Abbasiden kamen dann noch hinzu die Kanzlei der Buchhaltung (Oberrechnungskammer), der Soldtruppen (Kriegsministerium), des Postwesens, der Verwaltung und Justiz, von einigen weniger bedeutenden abgesehen. An der Spitze der Provinzen standen die Statthalter in alter Machtvollkommenheit (s. oben S. 248); Versuche, diese dadurch zu beschränken, daß man die Finanzverwaltung und den Oberbefehl, oder die richterliche Gewalt und die geistlichen Funktionen von den Statthalterschaften trennte, sind zwar mehrfach gemacht worden, aber nur unter den Omajjaden mit dauerndem Erfolge; unter den späteren Abbasiden nahm ihre Selbständigkeit eher zu als ab und führte wesentlich die Loslösung der wichtigsten Provinzen herbei. Ihre Zahl wechselte: unter den Omajjaden zählte man zwölf, unter den Abbasiden dreizehn, obwohl die Ausdehnung des Reiches sich vermindert hatte. Als der wichtigste Posten galt Irak. Die Willkür, mit welcher der Kalif die Statthalter ein- und absetzte, trug vielmehr dazu bei, sie unbotmäßig zu machen und zur Ausbeutung der Unterthanen anzureizen, als die Macht des Herrschers zu erhöhen. Auch die ausgedehnte Organisation der Geheimpolizei, wie sie die Abbasiden zum Teil durch die Postmeister übten, konnte den Mangel der Amtstreue nicht ersetzen. Zentralbehörden und Statthalter.

Praktisch wurde trotzdem der Despotismus der Kalifen wie der Statthalter der großen Masse der Bevölkerung nur ausnahmsweise fühlbar. Denn um die innere Verwaltung der Gemeinden und der Landschaften kümmerte sich die arabische Regierung gar nicht. Zahlten sie ihre Steuern und hielten sie sich gehorsam, so blieben sie sich selbst überlassen. In den nichtmohammedanischen Gemeinden übten deren geistliche Vorsteher das Richteramt auch in weltlichen Dingen wie später in der Türkei; in den Landschaften des ehemals Persischen Reiches hatten die Großgrundbesitzer persischer oder aramäischer (syrischer) Nationalität durch raschen Übertritt zum Islam ihre Güter und ihren altererbten Einfluß gerettet, so daß sie die Geschäfte ihrer Bezirke weiterleiteten und selbst die Steuererhebung besorgten. In dieser Beziehung erinnert das arabische Reich mehr an die früheren Zeiten des römischen Kaisertums. Lokalverwaltung.

Die Hauptsorge der Regierung bildete die Finanzverwaltung und das Kriegswesen. Für jene bildeten die Grundlage die Kopf- und Grundsteuer ($^1/_2$, seit Mamun $^2/_5$ des Ertrages) der Nichtmohammedaner, die seit Walid I. auch dann forterhoben wurden, wenn sie zum Islam übergingen, allerdings gegen die Vorschriften des Koran, aber zum Vorteil der Staatskasse; nur unter Omar II. wurde vorübergehend die Aufhebung dieser schweren Lasten für die Neubekehrten verfügt. Einheitlich waren auch diese Verhältnisse nicht geregelt, denn viele Landschaften entrichteten statt aller Steuern eine feste Abfindungssumme in Geld und Naturalien, so Irak, was erst der Kalif Mahdi dort aufhob. Die Mohammedaner zahlten die Armentaxe mit einem Zehnten vom Grundbesitz und 21—22 Prozent vom sonstigen Vermögen. Dazu gesellten sich die Erträge der Staatsgüter, das Fünftel von den Bergwerken und Weidegründen, Zölle und mancherlei indirekte Abgaben. Ungeheure Summen flossen so in die Kassen der Statthalterschaften. Diese lieferten an die Zentralkassen in Damaskus, später in Finanzen.

Bagdad, nur die Überschüsse nach Abzug aller Verwaltungskosten ab. Wie riesig trotzdem die dem Kalifen noch zufließenden Einkünfte waren, beweisen drei Angaben aus verschiedenen Zeiten der Abbasidenherrschaft, doch erhellt aus ihnen auch der allmähliche Rückgang, den der Fortgang des Zerfalles noch mehr beschleunigte. Um 780 nämlich betrugen die nach Bagdad alljährlich abgelieferten Summen 411 Millionen Dirham, um 820 371$^{2}/_{3}$ Millionen, um 860 noch 293 Millionen. Da diese Ziffern nur die baren Überschüsse der Provinzialverwaltung darstellen, über die der Kalif frei zu verfügen hatte, ohne irgend welche Rechenschaft ablegen zu müssen, so erklärt sich daraus hinlänglich der Glanz wie die Verschwendung seines Hofes.

Kriegswesen.



114. Zwei mohammedanische Krieger in wallenden Gewändern, mit Turbanen, Rundschilden und langen, geraden, zweischneidigen Schwertern. Um die Ärmel an den Oberarmen die Thirâzborte, die den vornehmsten Teil eines Ehrenkleides bildete und deren Verleihung eines der Souveränitätsrechte des Kalifen war. Eine Darstellung zweier Begleiter des Propheten Mohammed auf seinem Zuge gegen die Juden von Cheibar. Aus einer Handschrift der „Royal Asiatic Society“ in London vom Jahre 1314/15 n. Chr. (Palaeogr. Soc. Or. S.)

Die zweite Hauptsorge der Regierung betraf das Kriegswesen. Dies beruhte ursprünglich auf der allgemeinen Wehrpflicht aller Moslemin. Später bildeten die sich durch Fortpflanzung gewissermaßen selbst ergänzenden Garnisonen der über das ganze Reich verteilten Militärkolonien eine Art erblicher Kriegerkaste. Die massenhaften Neubekehrungen dehnten dann die Wehrpflicht auf zahlreiche nichtarabische Völkerschaften aus, so daß z. B. das Heer, das im Jahre 711 Spanien eroberte, überwiegend aus Berbern bestand. Da aber die thatsächliche Leistung des Waffendienstes selbst bei den geborenen Arabern der Militärkolonien schon um 700 nur mit äußerster Strenge durchgesetzt werden konnte, überdies so große Massen zu schwerfällig und unlenksam waren, auch der alte Stammeszusammenhang, ursprünglich die Grundlage auch der Heeresgliederung, sich mehr und mehr auflöste, so gingen die Abbasiden zu einem stehenden Soldheere über. Unter Almansur gab es drei große nationale Heerkörper: das nordarabische, südarabische und persische Heer. Dazu kamen unter Mutassim (834—842) zwei fremde Korps, das türkische und das berberische, beide ursprünglich aus gekauften Sklaven gebildet. Im Kriegsfalle traten zahlreiche Freiwillige ein, die indes nicht auf Sold, sondern nur auf einen Anteil an der Beute Anspruch hatten; außerdem stellten einzelne arabische Stämme vertragsmäßig Hilfstruppen, wie die syrischen Südaraber seit Muawija. So konnten große Massen aufgestellt werden. Rechnete man unter den ersten Omajjaden das stehende Heer (d. h. damals die Garnisonen der Militärkolonien) zu 60000 Mann, so betrug es unter Merwan II. (745—750) 120000 Mann, unter Mamun (813—834) standen allein in Irak 125000 Mann, und Harun al Raschid führte einmal gegen Kleinasien 135000 Mann ins Feld, die Freiwilligen ungerechnet.

Die Besoldung, d. h. die festen Gehalte der Moslemin aus der Staatskasse, wurde von den Omajjaden von 600 Dirham jährlich (für die unterste Klasse) auf 1000 Dirham erhöht, von den Abbasiden im ganzen etwas herabgesetzt. Hinzu kamen aber nicht nur feste Bezüge für Frauen und Kinder der Krieger, sondern im Felde auch noch Naturallieferungen und Beuteanteile. Die Ausstattung der arabischen Krieger war also eine wahrhaft glänzende, für jeden überaus verlockend. — In der Gliederung und Ausrüstung des Heeres folgten die Araber im ganzen byzantinischem Vorbilde. Nur die Oberbefehlshaber ernannte der Kalif, die übrigen wieder jene; die Militärkolonien wählten ihre Anführer selbst. Den Abteilungen lag das Zehnersystem zu Grunde: 1000 Mann bildeten die taktische Einheit, also einem modernen Bataillon entsprechend, 10000 etwa eine Division. In der Bewaffnung unterschied man

leichtes und schweres Fußvolk. Der schwer bewaffnete Soldat trug den Eisenhelm, den Lederkoller mit Metallschuppen besetzt, den großen ovalen Schild, den langen Speer zum Stoß, mehrere leichte Wurfspeere und das gerade, breite Schwert am Wehrgehänge, das erst später durch den krummen Säbel verdrängt wurde. Der Leichtbewaffnete führte Bogen und Pfeile. Die Reiterei erschien in schimmernden Stahlhelmen und Panzerhemden und führte neben dem Schwert die lange Stoßlanze, die unter der Spitze mit schwarzen Straußenfedern geschmückt war. Anfänge der Uniformierung treten erst unter den Abbasiden hervor. So trugen die persischen Garden die nationale hohe, schwarze Lammfellmütze, die türkischen den weißen Turban. Sänften trugen die Kranken und Verwundeten, und wenn der Kalif mit zu Felde zog, die Damen seines Harems, das Gepäck Maultiere, Saumpferde und vor allem Kamele, deren Packsättel man mit Fähnchen und bunten Tüchern verzierte. Nicht zum wenigsten dieser Art, nur Packtiere, keine Wagen für die Beförderung des Trosses zu verwenden, verdankten die Araber die Beweglichkeit ihrer Heere und damit einen großen Teil ihrer Erfolge.

Im Kampfe behielten die nomadischen Araberstämme noch immer die ihnen naturgemäße Weise bei. Sie bildeten im Rücken der Truppe eine Art lebender Verschanzung aus den liegenden, beladenen Kamelen, von da aus gingen sie im Galopp zu jähem Ansturm vor und dahin wichen sie zurück, wenn der Stoß mißlang, um ihn dann zu wiederholen. Die regulären Heere dagegen nahmen den Kampf auf in der Linearaufstellung, in der Mitte das Fußvolk, rechts und links die Reiterei, eine Vorhut vor, eine Nachhut hinter dem Zentrum. Oder man stellte in die erste Linie das schwere Fußvolk, in die zweite die Bogenschützen, in die dritte die Reiterei. Erst Merwan II. gab diese Aufstellung zu gunsten der römischen Stellung in geschlossenen, aber selbständigen Vierecken (Karâdys, d. h. Cohors) auf. Eröffnet wurde das Gefecht mit Wurfspeer und Bogen, dann ging das schwere Fußvolk und die Reiterei eng geschlossen mit eingelegter Lanze drauf und entschied das Gefecht im Nahkampfe. Als Sammelpunkte dienten wie immer Fahnen, unter den Abbasiden von schwarzer, unter den Omajjaden von weißer Seide, Signale gab man nach persischer Sitte mit kleinen Pauken. Bei Nacht wurde nach römischer Weise stets ein verschanztes Lager aufgeschlagen. Auch im Festungskriege lernten die Araber sehr bald die antiken Maschinen brauchen, namentlich verbesserten sie seit dem 9. Jahrhundert die Geschütze, dagegen wandten sie das griechische Feuer nicht an.

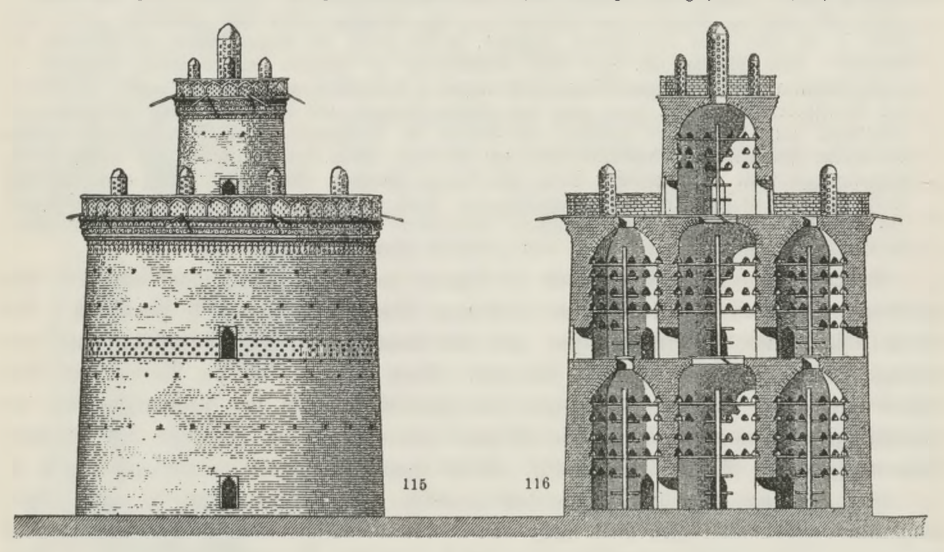
Vollends im Seewesen waren sie Schüler der Byzantiner, immerhin aber sehr gelehrige, besonders die Araber der westlichen Länder, Afrikas und Spaniens. Die Flotte bestand aus Regierungsschiffen und den Kontingenten der Hafenstädte und war anfangs überwiegend mit Christen bemannt. Doch nahmen sich die Araber des Seewesens bald selbst an und haben sogar eine ziemliche Anzahl von Kunstausdrücken den europäischen Sprachen zugeführt, so Arsenal (dâr-assanâh, d. h. Haus des Fleißes), Korvette (ghorâb, Rabe, russ. karablj), Kabel (habl), Admiral (emir-al-bahr) u. a. m.

Für Kulturaufgaben sorgte das arabische Staatswesen nicht in erster Linie, immerhin geschah auch hier weit mehr als in den damaligen Reichen des Abendlandes. Namentlich nahm alles, was sich auf die Interessen des Ackerbaues bezog, die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch. So sorgte sie in Irak für Herstellung und Erhaltung der Bewässerungskanäle, Dämme und Schleusen, deren spätere Vernachlässigung das einst blühende Land verödet hat, und in Ägypten wurde der Verbindungskanal zwischen dem Nil und dem Roten Meer, den einst König Necho hatte erbauen lassen, von Omar I. wieder instandgesetzt; erst Almansur ließ ihn verschütten, um das Vordringen byzantinischer Kriegs- und Kaperschiffe ins Rote Meer zu hindern. Die Post war allerdings, wie im Römischen und Persischen Reiche, zunächst nur für Staatszwecke bestimmt, doch förderte sie wenigstens indirekt den Handel, indem sie die Provinzen des weiten Reiches in sichere und rasche Verbindung setzte. Ihre Anfänge gehen auf Muawija, ihre wirkliche Einrichtung auf Abdalmalik zurück, römische und persische Muster gaben das Vorbild. Jede Statthalterschaft hatte einen Postmeister, der zugleich die Stelle eines geheimen Berichterstatters im Interesse der Regierung versah; ein Generalpostamt in Bagdad leitete das Ganze. Verwendet wurden Läufer und Reiter zu Pferd und Kamel, erstere besonders in Persien, letztere in Syrien und Arabien. Zur Beförderung gelangten zunächst Schreiben von der Regierung und an diese, doch auch Personen, und zwar zuweilen in größerer Anzahl. So benutzten Statthalter mit ihrem Gefolge die Post, selbst Truppen wurden von ihr transportiert. Zu diesem Zwecke waren die Poststationen, deren es in Entfernungen von je 2 Parasangen, d. s.

Kanäle und Posten.

3 Wegstunden (so in Persien) oder 4 Parasangen (so in Syrien und Arabien) unter den späteren Abbasiden im ganzen Reiche 930 gab, mit Reittieren reichlich besetzt. Aus den Verzeichnissen dieser Stationen gingen die ältesten geographischen Werke der Araber hervor. Die Schnelligkeit der arabischen Post entsprach diesen Einrichtungen. Von Gorgan im Südosten des Kaspischen Meeres bis Bagdad, eine Strecke, die in der Luftlinie etwa der ganzen Länge Italiens entspricht, ritt der Postkurier in 20 Tagen, er legte also, und zwar großenteils in gebirgigem Terrain, in einer Stunde mindestens zwei Parasangen zurück, d. h. an jedem Tage etwa 52—60 km. Für Beförderung sehr eiliger Nachrichten bediente man sich schon unter Mutassim der Taubenpost.

Man verwendete zum Zwecke des Nachrichtendienstes die schwarzblaue Gattung und befestigte die Depeschen, für die man eigens eine besondere Art äußerst leichten (Lumpen-) Papieres, das sogenannte „Vogelpapier“, erzeugte, an dem Flügel der Brieftaube. Die Brieftaubenstationen lagen drei gewöhnliche Poststationen voneinander entfernt. Jeder Vogel flog stets nur von einer zur andern, d. h. zu seiner Station, ohne diese zu übergehen. Daselbst wurde dem



115 und 116. **Brieftaubenturm zu Ispahan.** 115 Ansicht. 116 Schnitt.
Aus Franz-Paschas „Baukunst des Islam“.

gefiederten Boten die Depesche abgenommen und dem nächsten an die Reihe kommenden Vogel an dem Flügel befestigt, und so ging es fort von Station zu Station, bis die letzte Posttaube an die Endstation bei dem Sultanspalast in der Bergcitadelle von Kairo anlangte. Von hier brachte sodann der Taubenturmwächter die Taube dem Chef der Geheimkanzlei, der die Depesche abnahm und sie las. Auf diese Weise langten täglich Taubenposten aus Syrien und Ägypten, ja aus der Hauptstadt selbst an, aus der demnach alle Neuigkeiten und Ereignisse, auch: Brände, Mordthaten, Diebstähle u. s. w., wie sie eben die Tageschronik einer Weltstadt bot, schnellstens zur Kenntnis des Herrschers und der Bevölkerung gelangten.

Schwächen des arabischen Staatswesens.

Unzweifelhaft war die arabische Verwaltung durch die konzentrierte Macht des Kalifen und seiner Statthalter, durch die im ganzen gute Ordnung des Finanz- und Heerwesens, durch ihre straffe Polizei, durch die reichen ihr zu Gebote stehenden Einkünfte, durch die wohlgesicherte Verbindung der Provinzen mit der Hauptstadt, mit einem Worte durch ihren modernen Charakter, die Erbschaft des Römischen und Persischen Reiches, den naturalwirtschaftlichen Bauernstaaten des damaligen Abendlandes weit überlegen. Gleichwohl fehlte es ihr an innerer Stetigkeit. Das Kalifat entbehrte trotz seiner despotischen Macht der Sicherheit, denn es gab keine feste Erbfolge und kein gesetzliches Organ des Volkswillens; die Macht der Statthalter aber war allzugroß, die Versuchung, sie zu mißbrauchen, deshalb übermächtig, die Bande, welche die einzelne Provinz mit dem

politischen Mittelpunkte verknüpften, nur lose und äußerlich, denn der Zusammenhang beruhte lediglich auf einigen Verwaltungseinrichtungen; eine wirkliche Staatsgesinnung, d. h. das Bewußtsein der Pflicht des einzelnen gegenüber dem Ganzen, fehlte mindestens den Nichtmohammedanern, also der Mehrheit, durchaus und mußte fehlen, denn der arabische Staat konnte seinen halbgeistlichen Charakter niemals verleugnen. Der Idee nach blieb die Gemeinde der Gläubigen also eine religiöse, nicht eine weltliche Körperschaft, die herrschende Kaste gegenüber den Ungläubigen, und diese hatten keinen Anteil am Staate, also auch kein Interesse an ihm.

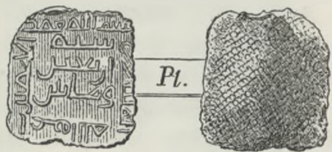
Die Gesellschaft.

Die sozialen Verhältnisse beruhten also ebenfalls nicht auf rein weltlicher, sondern auf halbgeistlicher Grundlage. Denn nach ihrem Verhältnisse zum herrschenden Islam gliederte sich die gesamte Bevölkerung in drei Klassen: arabische Eroberer, neubekehrte Moslemin und Ungläubige. Die Araber bewahrten lange auch außerhalb Arabiens ihren Stammeszusammenhang und ihren schroffen Stolz gegenüber allen andern. So erhielten sich auch die alten Stammesgegensätze zwischen den nördlichen und südlichen Arabern, den Ismaeliten und Jemeniden. Diese hatten sich besonders in Syrien angesiedelt, jene in Irak, Farsistan und Chorasan, und zuweilen brach die alte Nebenbuhlerschaft in blutigen Bürgerkriegen hervor. So stützten sich die Omajjaden als Mitglieder der mekkanischen Aristokratie besonders auf die Südaraber, deshalb auf Syrien, die Aliden auf die nordarabischen Stämme von Irak. Erst allmählich lockerten sich diese Verbände. Denn es bildete sich rasch durch die natürliche Vermehrung wie durch die Aufnahme fremder Bestandteile eine stark gemischte arabische Stadtbevölkerung, die den alten Zusammenhang vergaß; deshalb traten allmählich örtliche Verbände (akilah) an die Stelle der alten Stämme, eine Umwandlung, die unter den ersten Abbasiden wesentlich vollendet war und mit der Aufstellung eines Soldheeres zusammentrifft (s. oben S. 265). Die „Neubekehrten" traten in ein Schutzverhältnis zu einem bestimmten Stamme oder einem angesehenen Manne, erlangten aber keineswegs die volle Gleichberechtigung, wobei sowohl finanzielle Interessen als auch die Rassenabneigung eine Rolle spielten. Trotzdem war ihr Einfluß sehr bedeutend, weil sie den Arabern zunächst an Bildung weit überlegen und daher namentlich in der Verwaltung unentbehrlich waren (s. oben S. 248). Seit den Abbasiden verbesserte sich auch ihre gesellschaftliche Stellung, denn das neue Herrscherhaus verdankte ihnen zum großen Teil seinen Sieg. Den „Ungläubigen" gegenüber gingen die Araber von dem Grundsatze aus, die „Schriftbesitzer", d. h. die Anhänger einer geoffenbarten Religion, die Christen und Juden, zu dulden, nicht aber die Heiden; nur zu gunsten der Parsen sowie der Sabäer und Samaritaner machten sie eine Ausnahme. Gegen Zahlung der Kopfsteuer und der allerdings sehr hohen Grundsteuer (s. oben S. 271) blieben die Nichtmohammedaner in ihren Kultushandlungen und ihrer Gemeindeverwaltung ziemlich unbehelligt, überwogen deshalb auch vielfach außerhalb der größeren Städte. Die Christen behielten fast überall ihre Kirchen und Klöster, bauten solche sogar in Bagdad und standen zum Teil in hohem Ansehen. Ein Christ, Achtal, war Hofdichter in Damaskus, Sergius, der Vater des Theologen Johannes Damascenus, wie dieser selbst, erster Schatzmeister des Kalifen Abdalmalik, das Steuer- und Rechnungswesen beherrschten sie fast vollständig und behaupteten es auch gegen gelegentliche Versuche, sie zu verdrängen, wie unter Omar II. Ihrem Bekenntnis nach waren sie meist Nestorianer (s. oben S. 187), zum Teil auch Jakobiten. Über jene waltete der Patriarch von Bagdad, der sieben Erzbischöfe unter sich hatte, von ihnen gewählt und vom Kalifen bestätigt wurde. Der jakobitische Patriarch hatte seinen Sitz in Antiochia, wo Walid I. sogar eine jakobitische Kirche bauen ließ, und

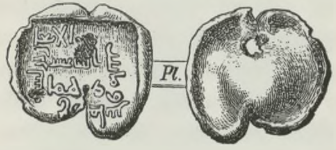
Klassen der Bevölkerung.

stand an der Spitze von fast 150 Bischöfen. Im ganzen Reiche zählte man 25 Erzbischöfe (Metropoliten), deren jedem 6—12 Bischöfe untergeben waren. Eine hierarchische Ordnung besaßen auch die Juden. Ihr Oberhaupt, der „Fürst der Gefangenschaft“, der „Sohn Davids“, residierte in Bagdad, wo um eine prachtvolle Hauptsynagoge sich noch 27 andre scharten, empfing seine Bestätigung vom Kalifen und bestätigte selbst die von den Gemeinden gewählten Rabbis und Tempeldiener bis nach Indien hinein. Die halbheidnischen Manichäer, in Persien und Afrika sehr verbreitet, hatten ihren Oberpriester in Bagdad. Den in den iranischen Ländern immer noch zahlreichen Parsen (Feueranbeter) gewährten die Araber wenigstens thatsächlich meist Duldung, selbst die ganz heidnischen Sabäer behaupteten ihren Tempel in Harran bis zur Zerstörung durch die Mongolen im 12. Jahrhundert.

Der die Kopfsteuer Bezahlende stand zu dem mohammedanischen Staate in einem Vertragsverhältnisse; dieser gewährte ihm einen Schutzvertrag oder Tributvertrag und betrachtet ihn als seinen „Schutzgenossen“ (dsimmijj). Indem die Ungläubigen oder Schutzgenossen den Tribut (die Kopfsteuer) zu entrichten und den Gesetzen des Islam sich zu unterwerfen gelobten, wurde der Tributvertrag perfekt; sie hatten bei den Moslemin für Leib und Gut, sowie gegen jeden Übergriff der letzteren Schutz erlangt. Die Kopfsteuer wurde nicht entrichtet von Knaben, Sklaven, Weibern und solchen, die mit perennierendem Wahnsinn behaftet waren. Eingefordert wurde sie hingegen von paralytischen Leuten, Blinden, Mönchen, hinfälligen Greisen, bresthaften Bettlern (zahlbar vom erbettelten Gewinn). Wer von diesen Personen mittellos war, dem wurde ein Aufschub bis zur Zeit besserer Vermögensverhältnisse gewährt. Eine mildere Praxis schloß indes die Blinden und Armen in der Regel von der Tributverpflichtung aus. Die Kopftaxe war in drei Klassen eingeteilt: 1 Dinar reinen Goldes jährlich oder dessen Äquivalent



117. Toleranzmarke vom Jahre 854 n. Chr.



118. Toleranzmarke vom Jahre 900 n. Chr.

Nach dem „Führer durch die Ausstellung Papyrus Erzherzog Rainer“.

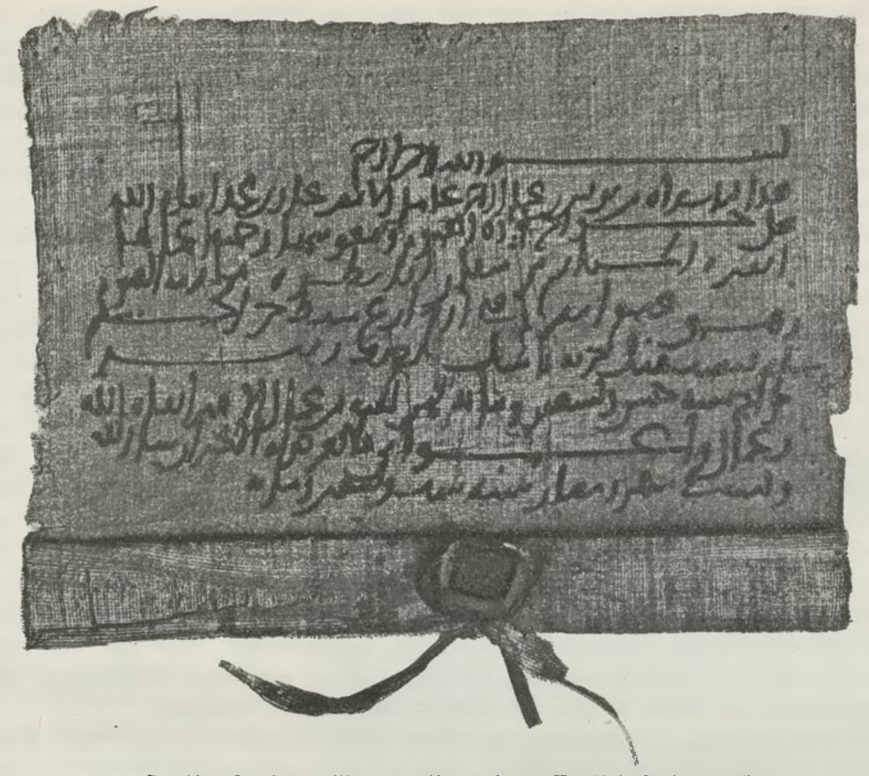
in Silber (12 Dirham) entsprach der untersten Klasse, als Steuersatz der Armen, 2 Dinar (24 Dirham) waren bestimmt für die Bemittelten und 4 Dinar (48 Dirham) für die Reichen.

Die Vorschrift für die Art der Tributentrichtung war für die Schutzgenossen demütigend. Sie lautete: „Der Schutzgenosse, Christ oder Jude, geht an einem bestimmten Tage (die Sendung eines Stellvertreters war in den ersten Zeiten gänzlich ausgeschlossen) in Person zu dem mit der Kopfsteuereinhebung betrauten Emir. Dieser ruht auf einem erhöhten thronartigen Sitz. Der Schutzgenosse tritt vor ihn hin, die Kopftaxe in der Mitte seiner flachen Hand darbietend, von wo sie der Emir nimmt, so daß die Hand desselben obenauf, die des Schutzgenossen darunter ist. Hernach gibt ihm der Emir einen Faustschlag ins Genick, und ein Mann, der in aufrechter Stellung vor dem Emir steht, jagt den Schutzgenossen barsch fort. Dann kommt ein zweiter, dritter u. s. w., indem ein jeder der gleichen Behandlung unterzogen wird. Jedermann ist zu dem Genusse dieses Schauspiels zugelassen.“ Diese rohe Prozedur wurde in den späteren Zeitläufen vorwaltender Toleranz durch einen symbolischen Akt gemildert.

Der Preis der nationalen und religiösen Selbständigkeit der Schutzgenossen war indes mit solch schimpflicher Behandlung noch nicht voll bezahlt. Zur Bestätigung des geleisteten Kopfgeldes mußten sie an den Hälsen und Händen befestigte Toleranzmarken auf die Dauer der finanziellen Kontrollzeit zur Schau tragen. Diese unsern Hundemarken vollkommen entsprechenden Steuermarken wurden aus Blei hergestellt, d. h. die Hälse und Hände wurden mittels Bindfäden plombiert. Abb. 117 und 118 zeigen solche Toleranzmarken. Die Inschrift von Abb. 117 lautet: „Im Namen Gottes! Vertrag des Emirs el-Muntasir billah, den Gott geehrt und mächtig machen wolle!“ In der Mitte: „Jahr zweihundert und vierzig“ (= 854 n. Chr.). Die andre Toleranzmarke (Abb. 118) hat die folgende Inschrift: „Kopftaxe von el-Igharan für das Jahr zweihundert und sieben achtzig“ (= 900 n. Chr.). In der Mitte: „Zwölf Dirham.“

Bevölkerungswechsel.

Trotz dieser verhältnismäßig duldsamen Behandlung war die arabische Verwaltung doch für die bisher in Syrien und Ägypten überwiegende griechische, für die in Nordafrika herrschende romanische Bevölkerung verhängnisvoll. Ihre Stellung beruhte nicht nur auf ihrer überlegenen Bildung, sondern mindestens ebenso sehr auf der Unterstützung der byzantinischen Regierung. Indem sie jetzt, schon durch den Krieg arg mitgenommen,



119. Arabische Kopfsteuerquittung vom Ramadhân 196 H. (Mai—Juni 812 n. Chr.).

Die vorliegende Urkunde stammt aus der Zeit des Bruderkrieges zwischen den beiden Söhnen Harun al Raschids, el-Amin und el-Mamun (s. S. 265), und ist im Namen des Abbâd ibn Mohammed ausgefertigt, den el-Mamun zum Statthalter der Provinz Ägypten ernannt hatte. Sie zeigt deutlich, wie der kluge und milde Beamte das Land durch Steuernachlässe für seinen Herrn zu gewinnen suchte: unserm Bäcker Abbakire war nicht weniger als die Hälfte der gesetzlichen Kopfsteuer erlassen.

Übersetzung: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, des Allmilden! Dies ist die Quittungsurkunde von Junus ibn ‘Abd er-rahman, dem Steuerverwalter des Emirs ‘Abbad ibn Mohammed (Gott möge ihn am Leben erhalten!) für die Steuer des Bezirkes el-Faijum, dessen außerordentlichen Steuern und dessen sämtlichen Verwaltungsdistrikten.
Abbakire, der Bäcker, von den Bewohnern (des Stadtquartiers) von Abba Batreh der Stadt el-Faijum. Derselbe ist männlich reif, weiß (von Hautfarbe), mit Adlernase, mit langen Augenwimpern, kahl an den Schläfen, mit schlichtem Haupthaar, beleibt. Fürwahr, ich habe von dir empfangen den Tribut deines Kopfes, einen halben Dinar für die Steuer des Jahres einhundert fünf und neunzig. Wer immer ihm begegnen sollte von den Tributeinnehmern des Emirs — Gott erhalte ihn am Leben! — und meinen Tributeinnehmern und Gehilfen, der möge ihm nicht anders, als mit Gutem entgegenkommen, so Gott will!
Geschrieben im Monat Ramadhan des Jahres einhundert sechs und neunzig.

L. S.	An Gott glaubt: Junus Sohn des ‘Abd er-rahman.

Abbakire zahlt (hiermit) persönlich seine festgesetzte Kopfsteuer.“

Nach dem „Führer durch die Ausstellung Papyrus Erzherzog Rainer“.

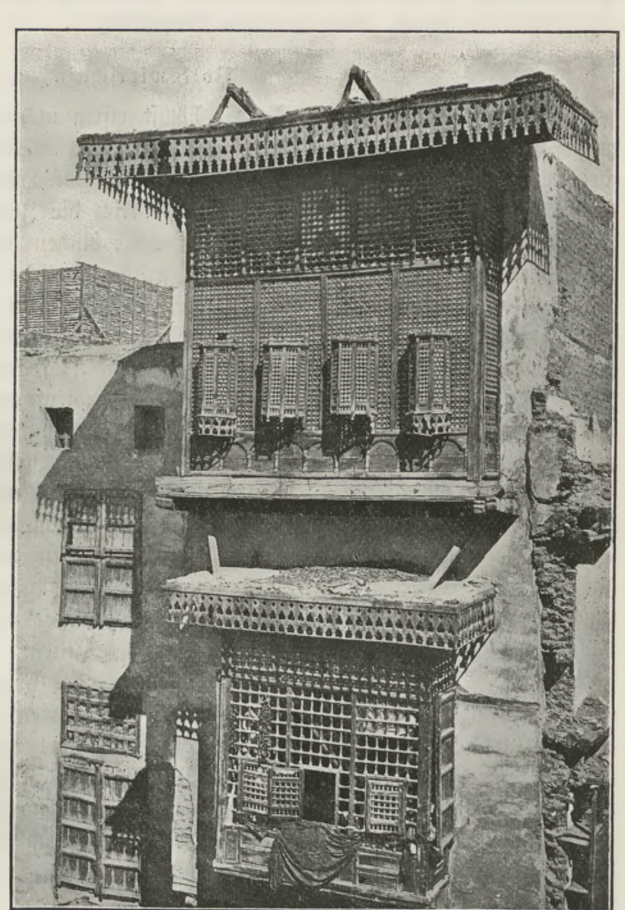
die Herrschaft an die Araber verlor, wurde sie auf dieselbe Stufe wie die einheimische syrische, koptische, berberische und punische Bevölkerung herabgedrückt und empfand begreiflicherweise den Wechsel viel schmerzlicher als diese, die ja nur einen milden Herrn gegen einen tyrannischen eintauschte, war deshalb auch gewiß weniger geneigt, sich den neuen Verhältnissen zu fügen und etwa den Islam anzunehmen. Um so rascher mußte es mit ihr an Zahl und Bedeutung bergab gehen. Dazu hatte sie durch Zerstörung oder Herabdrückung ihrer bisherigen städtischen Mittelpunkte ihren besten Halt verloren. Karthago und Seleucia-Ktesiphon waren vernichtet, Alexandria und Antiochia herabgekommen, die neuen Hauptstädte waren arabisch. Zahlreiche kleinere Orte sind auch sonst zerstört oder verlassen worden, so im abgelegenen Binnenlande des nördlichen und des mittleren Syrien (um den Hauran), wo ganze Ortschaften mit allen ihren Baulichkeiten fast völlig erhalten noch jetzt so stehen wie im 7. Jahrhundert, so auch in Nordafrika, wo der Kampf sehr hartnäckig gewesen war, und wo manche Städte, so Thamugadi,

Lambäsa und viele kleinere Orte, bis auf unsre Zeit so liegen geblieben sind, wie sie die römische Bevölkerung verlassen hat. Pest und Hungersnot, die gewöhnlichen Begleiterinnen großer Kriege, thaten das übrige. Eine Seuche im Jahre 639 soll in Syrien und Irak gegen 25000 Menschen hingerafft haben, und seit 670 wiederholten sich solche Epidemien in diesen Gegenden und in Ägypten durchschnittlich aller zehn Jahre bis gegen 780. In Afrika aber war schon im Jahre 542 die römische Bevölkerung durch eine Pest, welche die Berbern verschonte, furchtbar gelichtet worden. So in ihrer Stellung herabgedrückt, seit Jahrhunderten schon vermindert durch Kriege und Seuchen, geschwächt durch wirtschaftliche Not, die Folgen beider, verschwand allmählich das griechische Element aus Syrien und Ägypten, das römische aus Afrika fast spurlos. Dort kam die aramäische und koptische, hier die berberische und punische Bevölkerung, längst schon durch das kirchliche Leben gestärkt und zum Selbstbewußtsein erwacht, empor, sie trat größtenteils zum Islam über und wurde dann arabisiert. Damit wich auch zugleich die städtische Kultur aus manchen Landstrichen zurück, und nomadische Araber oder Berbern nahmen einst dichtbevölkerte Gebiete ein, wie in Syrien und Nordafrika. Das Werk Alexanders des Großen, schon vorher durch das Aufkommen des Parthischen, dann des Neupersischen Reiches halb zerstört, wurde jetzt auch in Syrien, Mesopotamien und Ägypten durch die Araber vernichtet, wie gleichzeitig das Werk Cäsars in Afrika. Im Bunde mit den ihnen zum Teil stammverwandten Arabern, jedenfalls von ihnen gefördert, verdrängte die Urbevölkerung dieser Gebiete überall die griechisch-römische Zivilisation; der Orient, seit neun Jahrhunderten zurückgedrängt, siegte jetzt, von einem mächtigen religiösen Antriebe ergriffen, in einem neuen gewaltigen Waffengange über das Abendland; die antike Einheit der Mittelmeerkultur war vernichtet.

Die arabische Gesellschaft.

Mochte nun aber die Mischung der Völker und Religionen im Arabischen Reiche eine überaus bunte sein, das herrschende Gepräge war doch arabisch-mohammedanisch, und deshalb nehmen auch die Zustände der *arabischen Gesellschaft* das Hauptinteresse in Anspruch. Sie haben den Mangel an Stetigkeit im Kalifenreiche nicht ergänzt, sondern eher verstärkt. Vor allem fehlte es unter den Arabern selbst an einer wirklichen Aristokratie, denn die Willkür des Kalifen hob und stürzte jeden nach Belieben und Laune. So kamen Männer aus dem niedersten Stande, selbst Sklaven, zu den höchsten Würden. Durch kolossale Gehalte, große Geschenke, erfolgreiche Erpressungen, stattliche Beuteanteile konnten Beamte und Krieger, durch glückliche Spekulation Kaufleute und Gewerbetreibende rasch ein großes Vermögen erwerben, um das leicht gewonnene ebenso leicht wieder zu verlieren oder in übertriebenem Luxus, dem Fluch aller Eroberer, zu vergeuden. So wechselte der Besitz gerade in den zivilisiertesten Teilen überaus schnell, und die herrschenden Kreise bildeten deshalb keine wirkliche, d. h. befestigte und in ererbten Traditionen lebende Aristokratie, sondern eine Masse von Emporkömmlingen, die sich in ihrer Zusammensetzung beständig änderte. Der arabischen Gesellschaft fehlte also das Rückgrat. Eben diese Schichten wurden am ehesten von einer zunehmenden Entartung des *häuslichen Lebens* ergriffen. Die Wurzel alles Übels lag in der *Vielweiberei*, die Mohammed selbst geheiligt hatte. Praktisch vertrug sie sich allerdings in der guten Zeit mit einer würdigen Stellung der Frau, denn nur eine war die rechte Gemahlin, die andern Nebenweiber. Daher behaupteten vornehme Frauen einen edlen Stolz, sie genossen einer gewissen Freiheit bei der Wahl des Gatten und waren nicht selten Gegenstände ritterlicher Verehrung; auch gab der Araber ursprünglich ebensoviel auf edle Abkunft von mütterlicher wie von väterlicher Seite. Doch damit wurde der Vielweiberei der entwürdigende Zug nicht genommen, der die Frau aus der Gefährtin des Mannes zu einem bloßen Werkzeuge seiner Sinnlichkeit herabdrückte, er trat vielmehr mit der zunehmenden sittlichen Lockerheit noch mehr

hervor und wurde noch verstärkt durch die Sklaverei, die dem Manne den Kauf schöner Weiber ermöglichte. Die Achtung vor edler Abkunft verschwand so allmählich, mit Leichtigkeit wurden uneheliche Kinder legitimiert, und die Kalifen selbst waren in dieser Beziehung am allernachsichtigsten, da mehr als einer von ihnen der Sohn einer Sklavin war. Eine wüste Haremswirtschaft war die unvermeidliche Folge. Eifersüchtig von Verschnittenen bewacht, hörte die Frau völlig auf, dem Manne wirklich eine Gefährtin zu sein, verlor jeden Anteil an der höheren Bildung und sank somit immer tiefer herab, vertändelte mit Nichtigkeiten ihre Tage. Je weniger sie aber höheren Ansprüchen zu genügen vermochte, desto mehr wuchs der Einfluß leichtfertiger, aber fein gebildeter Kebsweiber und Sklavinnen; nur solche spielten später noch in der arabischen Litteratur eine Rolle. Natürlich wurde nun der Harem eines Vornehmen, in dem eine Menge Weiber des verschiedensten Charakters und Bildungsgrades mit ihrer heranwachsenden Nachkommenschaft zusammen leben mußten, der Herd unausgesetzter Ränke, und mit glühendem Hasse verfolgten sich nicht selten, von ihren streitenden Müttern aufgestachelt, die Kinder desselben Vaters. Daraus allein schon erklärt sich zum Teil der blutige Charakter der Kalifengeschichte. So führte die Vielweiberei zur wachsenden sittlichen Entartung der höheren Stände, aber auch zu wirtschaftlichem Verfall. Solange die Fortdauer der Eroberungen die Einkünfte der Gemeinschaft der Gläubigen beständig vermehrte, durfte der Araber ohne Besorgnis dem raschen Wachstum seiner Nachkommenschaft, ihrer Versorgung von Staats wegen sicher (s. oben S. 247) entgegensehen, wie z. B. ein Sohn des Kalifen Walid I. allein 60 Söhne hatte und um 815 nicht weniger als 33000 Mitglieder des Hauses Abbas gezählt wurden. Als aber die Eroberungen aufhörten und die Einnahmen sich verminderten, da traten die wirtschaftlichen Nachteile grell hervor, und gefördert noch durch übertriebenen Luxus, den Erbfehler der phantastischen Orientalen, griff die Verarmung eben der höheren Stände rasch um sich. Um so größer wurde dadurch wieder die Zahl derer, die an einem Umsturze ein Interesse hatten, um so geringer also die Stetigkeit der Zustände. Nichts hat vielleicht mehr den politischen Verfall der arabischen Herrschaft gefördert,



120. Mohammedanisches Privathaus in Altkairo.
Nach Photographie.

als diese Entartung ihrer leitenden Kreise, denn von diesen hängt das Schicksal jedes Volkes in erster Linie ab, nicht von den Massen.

Auch die Geschichte der Araber ist dadurch nicht geändert worden, daß die Massen von diesem doppelten Verderben viel weniger ergriffen wurden, daß das arabische Volk im ganzen sittlich gesund blieb. Bei beschränkten Mitteln verbot sich die Vielweiberei und der Luxus von selbst; die Frau des mohammedanischen Handwerkers und Bauern blieb die treue Genossin des Mannes wie irgendwo im christlichen Abendlande, sein Familienleben kannte also auch nicht die Entartung der höheren Stände, und emsige Betriebsamkeit sicherte einen gewissen Wohlstand.

Volkswirtschaft.

Landwirtschaft.

In der That haben die Araber höchst eifrig und erfolgreich auch in der Volkswirtschaft das Erbe des Altertums angetreten, hierbei kräftig unterstützt von der christlichen oder jüdischen Bevölkerung, denn in deren Händen blieben manche Zweige fast ausschließlich. Für die Viehzucht, namentlich die Zucht von Schafen, Pferden und Kamelen, eigneten sich die Steppengebiete des Arabischen Reiches ganz unvergleichlich. Für den Landbau zeigten die Araber bald große Vorliebe. Sie wußten den Wert der Düngung zu würdigen, daß die Landwirte von Irak den Guano von den Bahreïninseln des Persischen Golfes bezogen; sie bewahrten und vervollständigten die Bewässerungsanstalten namentlich in Irak und verpflanzten sie nach Spanien, das ihnen unter anderm das Schöpfrad verdankt. Ein ganz besonderes Verdienst erwarben sie sich durch die weitere Verbreitung einer Reihe von Kulturpflanzen nach den Ländern des Mittelmeeres und damit auch in den Bereich der europäischen Völker. Außer Gerste und Weizen bauten sie besonders Reis, der durch sie von Indien zuerst nach Babylonien und Ägypten, von da nach Spanien und Sizilien gelangte. Das Zuckerrohr, schon vor Mohammed nach Persien gekommen, verpflanzten sie nach Syrien. Die Dattelpalme, am Persischen Golfe zu Hause, aber lange vor Mohammed über ganz Arabien verbreitet, ihm charakteristisch und in hohen Ehren gehalten, folgte den Arabern überallhin, zunächst nach Irak, später nach Spanien und Sizilien. Nicht minder verbreiteten sie hochwichtige Stoffpflanzen. Die Baumwollenstaude (arabisch kotn, daraus cottonium, cotton, Kattun), schon im 6. Jahrhundert in Südarabien, gedieh um Basra, in Palästina, Ägypten und Andalusien; die Kultur des Maulbeerbaumes zur Züchtung der Seidenraupe, altheimisch am Südrande des Kaspischen Meeres, wanderte mit den Arabern nach Spanien, die Papyruspflanze brachten sie aus Ägypten nach Sardinien und Sizilien, wo sie noch jetzt um Syrakus wild gedeiht; den Saffran (vom arbischen zafarân) und den Krapp trugen sie ebenfalls nach Südeuropa. Nicht minder gelangten dorthin erst durch sie die jetzt allbekannten Südfrüchte: die Orange (nârang, italien. arancia), die Aprikose (arabisch al-barkuk, lateinisch praecoqua, italienisch albicocca), die sie in Syrien vorfanden, die Pfirsich, die aus Persien stammt (daher arabisch firsik), die (Limone) Zitrone, die erst nach den Kreuzzügen ihren Weg westwärts fand, die Granate, die sie nach Spanien verpflanzten. In sorgfältiger Behandlung und künstlicher Züchtung der Obstsorten wurden sie gleichfalls die Vorbilder, und sie zuerst haben in ihren Lustgärten eine Reihe seitdem auch in Europa einheimisch gewordener Zierpflanzen gepflegt: Rosen, Lilien, Narzissen, Veilchen, Levkoje, Jasmin, Flieder u. a. m.

Gewerbe.

Wenn früher im ganzen Umkreise des Mittelmeeres die Länder des Byzantinischen Reiches allein einen lebhafteren Gewerbebetrieb besessen hatten (s. oben S. 148 f.), so behaupteten auch unter mohammedanischer Herrschaft die früher byzantinischen Provinzen diese Stellung und zwar zunächst durch die Thätigkeit der einheimischen Bevölkerung allein; doch bald gewannen auch die Araber Anteil daran, ja sie übernahmen hierin

eine führende Rolle und prägten der gesamten Produktion ihren eigentümlichen Kunstgeschmack auf. Eine Organisation der Handwerksgenossen in Zünfte unter selbstgewählten Vorstehern gab ihr zugleich eine feste Grundlage. So blühte die alte phönikische Meisterschaft in der Glasfabrikation weiter in Syrien und Bagdad. Ausgezeichnetes in der Herstellung von Stahlklingen leisteten Jemen und Chorasan, erst später auch Damaskus; berühmt waren die persischen Schuppenharnische, und mit feinstem Geschmack wußte man die Edelmetalle mit edlen Steinen, Perlen und Elfenbein vereinigt zu bearbeiten. In der Fabrikation von Stoffen der verschiedensten Art hatte fast jede Landschaft ihren besonderen Zweig; Bagdad fabrizierte vorzügliche Kleiderstoffe, Persien seit alter Zeit Teppiche und Mäntel und goldgestickte Zeuge, Ägypten Gaze und Brokat, Südarabien Leinwand und Seide, Damaskus den nach ihm genannten feinen Damast. Ganz neu war die Erfindung des Lein- und Baumwollpapiers nach dem Vorbilde Chinas, das seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts zuerst in Samarkand und Ägypten hergestellt, seit dem 12. und 13. Jahrhundert mit Erfolg auch nach Europa ausgeführt wurde und hier dem kostspieligen Papyrus und Pergament bald glückliche Konkurrenz machte. Eine ganz besondere Spezialität des arabischen Orients waren schließlich die Wohlgerüche und Salben, die in größter Mannigfaltigkeit fabriziert wurden.

Solche Blüte des Gewerbes und des Landbaues bildete die feste Grundlage für einen Handel, der die halbe Erde umspannte. Über noch weit ausgedehntere Gebiete als einst das Römische Reich herrschte jetzt der Kalif, herrschten eine Sprache, eine Sitte, eine Religion. Geborene Kaufleute, wie die Araber waren, hatten sie nur an die alten Beziehungen anzuknüpfen, die sie vorfanden. Mit der Gründung Bagdads wurde dies an Stelle des herabgekommenen Alexandria der Mittelpunkt des gesamten Handels, Basra sein Seehafen, der Persische Golf statt des Roten Meeres die große Straße nach dem Osten. Handel.

Anfangs lag dieser Verkehr mit dem Osten fast ganz in den Händen der Chinesen. Ihre mächtigen Dschunken, stark bemannt gegen die Seeräuber des Indischen Ozeans, luden und löschten ihre Waren in Sirâf am Eingange des Persischen Golfes und wurden erst seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts von den seetüchtig gewordenen Arabern verdrängt. Dann führte der Weg an der Küste entlang nach Vorderindien und Ceylon (Serendib), von hier nordwärts an der Koromandelküste bis zur Kistnamündung. Weiter kreuzten die Schiffe das Bengalische Meer über die Nikobaren in der Richtung auf Sumatra und gingen durch die Malakka- oder die Sundastraße an Borneo, Cochinchina und Tonking vorüber nach Kanfu, dem jetzt versandeten Hafen von Hang-tscheu-fu, südlich der Mündung des Jang-tse-kiang, das die Abendländer nachmals Quinsay nannten. Hier sammelten sich zur Blütezeit dieses Verkehrs in einem eignen Fremdenviertel 200000 Mohammedaner, Christen, Juden und Perser; für die Araber war ein eigner Richter angestellt, auch die Christen bildeten hier eine besondere Gemeinde. Erst der Sturz der fremdenfreundlichen Tangdynastie im Jahre 907 und die ihm vorausgehende Plünderung Kanfus (878) zerstörte den direkten arabisch-chinesischen Seeverkehr auf Jahrhunderte hinaus. Dagegen dauerte der Handel mit Indien fort, gesichert durch zahlreiche Handelskolonien, die im 7. und 8. Jahrhundert längs der ganzen Malabarküste, wie in Ceylon aufblühten und stets einen eignen Kadi und eine Moschee besaßen, und lebendig stellen die Geschichten vom Seefahrer Sindbad in „1001 Nacht" das bewegte Leben und Treiben im Indischen Meere bis Ceylon und Kap Comorin, ja bis an die vulkanischen Snndainseln vor Angen, dessen Ausgangspunkt stets Basra bildet. Zu Lande führte eine Karawanenstraße durch die südlichen Landschaften des heutigen Persien und Belutschistan nach Indien.

Karawanen vermittelten auch den Verkehr mit dem Norden, zunächst auf der Straße durch Armenien mit Trapezunt, wo die Araber mit den griechischen Kaufleuten zusammentrafen, dann durch Persien und Turkestan am Kaspisee und längs der Wolga mit den meist finnischen Stämmen des heutigen Rußland, sogar mit den Samojeden, weiter mit den Anwohnern des Baltischen Meeres. Nicht überallhin mögen arabische Kaufleute selbst gelangt sein, doch die Münzen ihrer abbasidischen Herrscher fanden den Weg bis nach Norwegen und bis an die Petschora, wie zahlreiche Funde beweisen, und unzweifelhaft sind sie mit diesen Gegenden wenigstens indirekt, durch Vermittelung von Zwischenhändlern, in eine gewisse Verbindung getreten.

Nach Westen hin verfolgten die Karawanen die alte Wüstenstraße längs des Euphrat über Aleppo (Haléb) nach Antiochia, oder über Damaskus und Ramla nach Ägypten. Dies aber bildete dann den selbständigen Ausgangspunkt für die afrikanischen Handelsbeziehungen. Sie folgten meist den antiken Straßen. Den Nil aufwärts zogen die Kaufleute bis Keft (Koptos), dann zu Lande südöstlich durch die Wüste nach Aidâb, dem alten Berenice an der Südgrenze Ägyptens. Aber noch viel weiter südlich längs der Ostküste Afrikas drangen die Araber vor bis nach Sofala und bis an das Kap Corrientes, dessen gewaltige, nach Süden drängende Meeresströmung ihnen solchen Schrecken einflößte, daß sie niemals weiter südwärts zu segeln wagten, aus Furcht davor, die Rückkehr möge ihneu unmöglich werden. Bis zu diesem Punkte aber gründeten sie eine Reihe von Handelsniederlassungen, besonders für die Ausfuhr von Elfenbein und Sklaven; sie kamen auch nach Madagaskar, der „Mondinsel" (Komr, Kamara, davon noch heute die Comoren), der Heimat des jetzt seit mehreren hundert Jahren ausgestorbenen Vogels Roch, dessen kolossale Eier noch heute zuweilen dort gefunden werden und den die arabischen Märchenerzähler sich so riesengroß dachten, daß er einen Elefanten in die Lüfte zu heben im stande sei.

Von Ägypten aus führte weiter nach Westen über Barka, Tripolis, Kairavan bis Tanger eine große Karawanenstraße, auf andern gelangten arabische und maurische Händler von der Nordküste Afrikas her bis tief ins Innere des Erdteils, bis an den Tsadsee und die Ströme des äquatorialen Gebiets, vor allem an den Niger. Auf diesen Wegen ist später der Islam zu den Negerstämmen gedrungen. Dagegen haben die Araber weder das Meer an der Westküste Afrikas befahren noch die Kanarischen Inseln betreten.

Münzwesen.

Ein so ausgebreiteter Handel bedurfte natürlich auch eines geregelten Münzwesens. Jahrzehntelang hatten die Araber sich mit dem umlaufenden römischen und persischen Gelde begnügt, und nur gelegentlich hatte ein Statthalter einmal auf eigne Hand neue Münzen schlagen lassen. Erst im Jahre 696 gab der Kalif Abdalmalik der Prägung feste Regeln. Der Goldprägung legte er das byzantinische Goldstück (Solidus) im Gewicht von 4,25 g, die damalige internationale Münze, der Silberprägung das persische Silberstück (Dirham) im Gewicht von 2,97 g, das seinerseits nur eine im Werte etwas herabgesetzte Drachme war, zu Grunde. Da der Wert des Goldes im Verhältnis zu dem des Silbers damals, wie im ganzen früheren Altertum, um ein bedeutendes geringer war als heute und nur etwa wie 10 zu 1 stand, so galt der Solidus (arab. Dynar, vom griech. denarion, lat. denarius) etwas über 12 Mark, der Dirham etwas über 80 Pfennige, stand also dem heutigen Frank ziemlich gleich; erst später, als die Silbermünze schlechter ausgeprägt wurde, gingen bis zu 20 Dirham auf den Golddynar.

Geistesleben.

Einfluß der Griechen.

Nirgends tritt die Stellung der Araber als Erben des klassischen Altertums schärfer hervor als in der Wissenschaft. Selbst ihre Theologie wird seit dem 2. Jahrhundert der Hidschra von der byzantinisch-christlichen merklich beeinflußt, denn eben um diese Zeit, gegen das Ende der Omajjadenherrschaft, begann ihr geistiges Leben sich reicher zu entfalten, als sie in den eroberten Ländern heimisch geworden waren. Den Mittelpunkt bildete zunächst die blühende Handelsstadt Basra, die mit aller Welt in Verbindung stand, erst später Bagdad. Denn die abbasidischen Kalifen neigten nicht nur überhaupt mehr zu den Nichtarabern, sondern sie schenkten den wissenschaftlichen Bestrebungen oft unmittelbar ihre aufmunternde Teilnahme. Auf Almansurs Befehl wurden zuerst griechische, syrische und indische Werke ins Arabische übersetzt, so manche Schriften des Aristoteles, des Mathematikers Euklid Elemente und andre. Mamun förderte besonders die astronomischen Studien, Harun al Raschid förderte rüstig das begonnene Übersetzungswerk, ließ Gelehrte wissenschaftliche Reisen unternehmen, suchte sogar den griechischen Philosophen und Mathematiker Leo in seine Dienste zu ziehen. Die Vermittelung für die Kenntnis der griechischen Litteratur übernahmen besonders die Syrer, die bereits im 5. Jahrhundert deren Hauptwerke in ihrer Sprache lesen konnten.

Wissenschaftliche Bestrebungen überhaupt wurden den Arabern schon durch den Koran nahe gelegt; an ihn knüpften sich Theologie und Philosophie, Rechtswissenschaft und Philologie, in mancher Beziehung sogar die Mathematik. Theologische Streitigkeiten und theologische Erörterungen gehen demnach bis ins 1. Jahrhundert des Islam zurück. Die Hauptpunkte, um die sich der Kampf drehte, waren die Fragen über die Freiheit des menschlichen Willens, die Entstehung des Koran und die Eigenschaften Gottes; mehr nebensächlicher Natur war die Erörterung über das Verhältnis des Koran zur mündlichen Überlieferung. Auf dieser aber beruhte allerdings die wichtigste Spaltung, die zwischen Sunniten und Schiiten, die, zunächst in einem Wettstreit mekkanischer Geschlechter um die Kalifenwürde wurzelnd, rasch auf theologisches Gebiet übersprang und endlich die mohammedanische Welt für immer in zwei Lager zerriß. Die Theologie und die Sekten.

Die Schiiten, zu deren Lehre sich heute noch die Perser bekennen, sehen Ali und sein Geschlecht als die einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten an. Sie glauben an die Seelenwanderung und eine von Geschlecht zu Geschlecht fortdauernde göttliche Eingebung, vermöge deren auch nach Mohammed Propheten auftreten können. Sie sehen den Koran als ein erschaffenes Werk an und nicht wie die strenggläubigen Muselmanen als ein von Ewigkeit her vorhandenes. Im Gegensatz zu der von Mohammed gepredigten Lehre der Vorherbestimmung glauben sie an einen freien Willen. Sie verwerfen endlich die Sunna, d. h. die von Abu Bekr und seinen Nachfolgern sanktionierten mündlichen Überlieferungen der Gefährten des Propheten, die für die Sunniten gleich dem Koran als Glaubensgesetz gelten, und sie betrachten den Koran unter Inanspruchnahme einer freien Schriftauslegung als die einzige Richtschnur. — Eine besondere schiitische Sekte waren die Ismaeliten. Der Stifter der Sekte war Ismael Ibn Dschafar Assadik, der siebente Abkömmling Alis. Bei ihr findet sich viel arabischer Mystizismus aus der vorislamitischen Zeit wieder, untermischt mit christlich-jüdischen Vorstellungen. Die Ismaeliten glauben, daß der menschgewordene Geist Gottes (Imam) in der Familie Ismaels sich forterbe, und nehmen die geistige Fortpflanzung des Imamats durch die Offenbarung geheimer Wissenschaft und Eingebung der Gottheit an.

Während die Schiiten die drei ersten Kalifen verfluchen, weil diese das heilige Recht Alis durchbrochen hatten, erkennen die Sunniten sämtliche Kalifen: Abu Bekr, Omar, Othman und Ali, als Heilige und rechtmäßige Nachfolger des Propheten an, nur mit dem Unterschiede, daß der Grad der Heiligkeit mit der Reihenfolge abnehme, Ali somit den letzten Rang einnehme. Sie ließen außer dem Koran auch die Sunna als geheiligt und als bindendes Gesetz gelten. Auch sie spalteten sich mit der Zeit in verschiedene Sekten.

Im Gegensatz zu den Schiiten betonte die Sekte der Morgiten, unter den ersten Omajjaden angeblich gestiftet von Mohammed Ibn Al-Hanafijja, einem Sohne Alis, die Vorherbestimmung, leugnete aber die Ewigkeit der Höllenstrafen. Später gewann dagegen wieder eine freiere, rationalistischere Richtung, vertreten durch die Kadariten und die Motaziliten, ihre Nachfolger, herrschenden Einfluß, ja die letzteren erscheinen unter den ersten Abbasiden, die sich überhaupt in so manchem von altarabischem Wesen entfernten, als die Führer der gesamten geistigen Bewegung. Der Einfluß der christlichen Theologenschule von Damaskus, die damals unter der Leitung von Johannes Damascenus (gestorben 780) und des Theodorus Abucara (gestorben 826) besonders blühte, scheint dabei wenigstens mittelbar im Spiele gewesen zu sein. Die Kadariten verfochten die Willensfreiheit in der Wahl zwischen Gut und Böse, die Motaziliten nicht nur diese, sondern auch einen reineren geistigen Gottesbegriff gegenüber der ziemlich menschlichen Auffassung Gottes im Koran und wollten auch den sunnitischen Satz, daß der Koran ungeschaffen sei, also von Ewigkeit her existiert habe, nicht anerkennen. Ihre Anschauungen waren also wesentlich schiitisch und fanden, namentlich in bezug auf den rein geistigen Gottesbegriff, besonders in Persien Eingang, wie alles, was dem reinen Arabertume widersprach.

Später tauchten Richtungen auf, die sich überhaupt in Widerspruch zum Islam setzten. Die Dahriten leugneten die Existenz einer geistigen Welt überhaupt und lehrten die Ewigkeit der Materie, die nur die Formen wechsele, waren also reine Materialisten. Tiefsinniger sind die Anschauungen der Mystiker, obwohl sie den Grundbegriffen des Islam nicht weniger widersprechen. Ein mystischer Drang, d. h. das Streben, in unmittelbare Gemeinschaft mit Gott zu treten, lag allerdings schon in Mohammeds Neigung, sich zu kasteien. Bei seinen Nachfolgern wurde er durch das Beispiel, das die orientalische Kirche in ihrem Mönchtume und ihren Einsiedlern bot, gefördert. Damit verbanden sich persische und indische Ideen. So gelangten die zuerst im 10. Jahrhundert auftretenden Sufis zu der indischen Anschauung von der Einheit Gottes und der Welt (Pantheismus), die sich nicht mit der ebenso sehr mohammedanischen wie jüdisch-christlichen von der Persönlichkeit Gottes verträgt. Systematisch suchten sie durch Bußübungen und Kasteiungen den Leib abzutöten, um so in verzückter Schwärmerei der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott teilhaftig zu werden. Wem dies gelungen zu sein schien, der hielt sich von der Sittenlehre des Islam entbunden und glaubte sich im Besitze göttlicher Wunderkraft. Da das ganze zu diesem Ziele führende Verfahren nur durch mannigfache Übung zu erlernen war, so

führte dies unter Anregung hervorragender Persönlichkeiten und nach christlichem Vorbilde zur Bildung von Mönchsorden, doch ohne Ehelosigkeit und ewiges Gelübde. Diese Fakire („Büßer“) oder Derwische („Arme“) lebten von Almosen oder frommen Stiftungen, oft auch von einem bürgerlichen Gewerbe, und strebten durch regelmäßige Übung zum Übersinnlichen, das Volk aber sah und sieht in ihnen die Säulen des Islam. Abgesehen davon haben die Sufis auf die spätere persische Dichtung großen Einfluß geübt.

Allen diesen Abweichungen gegenüber wurde Aschari seit dem Anfange des 10. Jahrhunderts der Begründer der vermittelnden, seitdem für rechtgläubig geltenden Lehre: Gott schafft die bösen und guten Thaten des Menschen, doch hat dieser eine gewisse Freiheit in ihrer Aneignung; der Koran ist ewig und unerschaffen; Gott hat die ihm im Koran beigelegten Eigenschaften, aber es ist vorwitzig, über sie nachzuforschen.

121. Derwische aus Buchara.

Das Kalifat, obwohl die oberste geistliche Behörde des Islam, hat sich im ganzen um diese Parteiungen und Streitigkeiten wenig gekümmert. Eine vorübergehende Reaktion trat unter Mutawakkil (847—861) ein, später wieder unter Mutadid um 892. Denn die von der strengen Rechtgläubigkeit abweichenden Lehren gewannen mit seltenen Ausnahmen auf die großen Massen des Volkes keinen Einfluß und also auch keine eigentlich politische Wichtigkeit.

Philosophie.

Zu einer selbständigen, von der Theologie unabhängigen Philosophie haben es die Araber nicht gebracht. Aristoteles' Logik, übersetzt und vielfach ausgelegt, wurde die Grundlage auch des arabischen Denkens, ihre philosophischen Spekulationen aber bezogen sich immer auf theologische Fragen.

Rechtswissenschaft.

Vom Studium des Koran ging auch die Rechtswissenschaft aus, denn jener bildet zugleich die Grundlage des staatlichen Lebens, und umgekehrt verstanden die Araber unter dem Rechte auch alles religiöse Zeremoniell. Da nun in diesen Bestimmungen sich nicht nur manche Widersprüche finden, sondern auch mit dem Übergange der Araber in neue, dem Propheten noch ganz unbekannte Verhältnisse viele neue Fragen auftauchten, so entstanden im 8. und 9. Jahrhundert mehrere Juristenschulen, unter denen die der Hanefiten, Schafiiten und Malikiten die bedeutendsten waren und blieben. Einander ähneln sie alle darin, daß sie die Staatsordnung des Kalifen Omar als maßgebend betrachten, weil diese dem Koran am meisten entsprach, und sich gegen die thatsächlichen Verhältnisse abschlossen. Die Aufnahme rechtlicher Bestimmungen in den Koran, die Mischung geistlicher und weltlicher Gesichtspunkte hat sich also geradezu

als verhängnisvoll erwiesen, weil sie es dem strengen Mohammedaner unmöglich macht, den wechselnden Verhältnissen gerecht zu werden, sobald diese sich mit dem Koran nicht vertragen, also den mohammedanischen Staat grundsätzlich zur Erstarrung verurteilt. Ganz besonders gilt dies von dem Verhältnis zu den Andersgläubigen, die der Mohammedaner wohl dulden, aber niemals als gleichberechtigt anerkennen kann, ohne mit den Vorschriften seiner Religion in Widerspruch zu geraten. Auf dem Gebiete des Straf- und Privatrechts war dagegen eine freiere Entwickelung möglich.

Ganz unmittelbar aus dem Studium des Koran entstand die arabische Sprachwissenschaft. Ihre Gründer waren hauptsächlich Perser, weil diese als Fremde ganz besonders auf das Studium des Arabischen angewiesen waren, so Abdalrahman Ibn Hormoz, Sybawaih, Kisay. Deshalb entstanden auch die beiden wichtigsten Schulen in dem ehemals persischen Irak, in Basra und Kufa. Aber eben weil diese Philologen die Sprache des Koran als maßgebend betrachteten, bauten sie die arabische Grammatik, eine an sich erstaunliche Leistung, lediglich auf dieser auf, nicht auf der lebendigen Volkssprache, und entfremdeten sie so dem Leben. Überhaupt war ihre Thätigkeit wesentlich dem arabischen Altertum, sogar der vorislamitischen Zeit, zugewandt. Sie sammelten alte Volksgedichte und Sprichwörter, sie begründeten auf jene die arabische Verslehre, auf die Sammlung der seltenen Wörter des Koran und der Sunna die Lexikographie. Später suchten sie ein Hauptverdienst in der Ausbildung einer künstlichen Rhetorik und Stilistik, in der gedankenmäßigen Aneignung von Koranstellen und Gedichten und in der Stegreifdichtung. Litteraten dieser Art führten oft ein unstätes Wanderleben und strebten nach dem Ruhme, sich im Wortgefecht zu messen, so ihr Urbild, der unruhige Hamadany (gest. 1007). Sprachwissenschaft.

Die Anfänge der geschichtlichen Litteratur knüpfen sich zwar nicht an den Koran, doch aber an die Überlieferungen von Mohammeds Leben und Thaten. Der erste, der diese einfach sammelte, ohne sie zu einer wirklich zusammenhängenden Erzählung zu verbinden, war Mohammed Ibn Ischak (gest. 767). Die Feldzüge Mohammeds schilderte sorgfältig und einfach Wakidy aus Medina. Bald aber nahmen auch die Überlieferungen der außerarabischen Völker das Interesse in Anspruch. So versuchte Ibn Kotaiba (um 889) in seinem „Buch der Kenntnisse“ zuerst, die gesamte Weltgeschichte von der Schöpfung an zu erzählen. Der arabische Herodot aber wurde etwas später der treffliche Masudy (gest. 956), ein Nordaraber aus Bagdad, von unersättlicher Wißbegier bis nach Indien und Madagaskar und wieder bis an den Kaspisee getrieben, von regstem Interesse für Völker und Menschen beseelt, ein vorzüglicher Beobachter und heiterer Erzähler. So erscheint er in seinen „Goldenen Wiesen“, einem von ihm selbst verfaßten Auszuge aus seinem nur noch in einzelnen Teilen erhaltenen „Spiegel der Zeit“. Etwa gleichzeitig mit ihm schrieb Hamadany eine südarabische, Hampa aus Isfahan eine persisch-arabische Geschichte; auch an Einzeldarstellungen von Städtegeschichten und Lebensbeschreibungen fehlte es nicht. Zu einer wahrhaft klassischen Leistung haben es indessen die Araber nicht gebracht. Dazu beschränkte der herrschende Despotismus allzusehr das freie Wort, und der Mangel an wirklich philosophischer Bildung hemmte eine tiefere Auffassung der menschlichen Dinge. Geschichtschreibung.

Weit hervorragender sind die Arbeiten der Araber auf dem Gebiete der Erdkunde und der mit dieser verwandten exakten Wissenschaften, schon weil sie hier die Überlieferungen des klassischen Altertums unmittelbar benutzen konnten und daneben wesentlich auf Beobachtung angewiesen waren. Diese aber wurden ihnen durch die verhältnismäßige Leichtigkeit des Reisens, wie sie ein lebhafter, weitverzweigter Handelsverkehr und die Einheit der Herrschaft und der Sprache vom Indus bis zum Atlas ihnen bot, wesentlich gefördert. So knüpft auch die geographische Litteratur der Araber an die Erdkunde.

Postroutenbücher an, so das Reisehandbuch des Ibn Chordadbeh (um 836) und das Handbuch Kodamas für die Staatskanzleien (um 851). Daran schlossen sich im folgenden Jahrhundert ausführliche Reisewerke, so das von Istachry über Persien (um 951) und vor allem das sehr ausführliche von Makdisy (um 985), der, fortwährend unterwegs, mit Menschen aller Völker und Stände verkehrte und dabei selbst so ziemlich alle Lebenslagen durchmachte. Noch kurz vor dem hereinbrechenden Mongolensturme hat die arabische Kultur einen letzten großen Reisenden hervorgebracht, Jakut, einen geborenen Griechen (gest. 1218). Scharfblickend und begabt wie sie waren, haben diese Reisenden die allerverschiedenartigsten Verhältnisse genau beobachtet, alle Seiten des Volkslebens studiert und was sie gesehen, lebendig und anschaulich zu schildern gewußt. Die Länderkenntnis verdankt ihnen erhebliche Förderung, wenn sie gleich anderseits auch manchen Irrtum der Alten aufnahmen und zuweilen sogar noch weiter ausbildeten.

So erkannte einer von ihnen, Biruni (gestorben 1038), zuerst die Halbinselgestalt Vorderindiens, sie wußten von den Sundainseln und wenigstens von einigen Teilen Chinas, die ihre Händler berührten (s. oben S. 281), und in Afrika reichte ihre Kenntnis bis in die Äquatorialgegenden, an der Ostküste sogar bis zum Kap Corrientes und Madagaskar (s. oben S. 282). Trotzdem nahmen sie die alte falsche Vorstellung des Ptolemäus wieder auf, der die südliche Hälfte Afrikas statt nach Süden nach Osten sich erstrecken ließ und dadurch den Indischen Ozean fast in ein Binnenmeer verwandelte, so daß die Ostküste Südafrikas den beiden Indien gegenüberliegend gedacht wurde und Madagaskar sogar mit Sumatra verschmolz. Diesem alten Irrtume fügten sie einen neuen in bezug auf das afrikanische Flußsystem hinzu. Sie dachten sich in der Äquatorialgegend einen großen See und ließen aus diesem nach Norden den Nil, nach Westen den Niger (ghanitischen Nil), den sie obendrein mit dem Senegal zusammenwarfen, nach Osten einen dritten Fluß ablaufen. Ebensowenig wie den Irrtum des Ptolemäus über die Gestalt Afrikas beseitigten sie den noch älteren, von Aristoteles vertretenen, daß die heiße Zone der unerträglichen Sonnenhitze wegen unbewohnbar sei (im ganzen zählten sie sieben Zonen — Klimate — vom Äquator bis zum Pol), obwohl ihre Schiffer beinahe bis an den Wendekreis des Steinbocks gelangten (s. Bd. V, S. 34). Sehr treffend sind dagegen ihre Beobachtungen über die Anschwemmungen und Ausspülungen der Flüsse, über den Kreislauf des Wassers, vornehmlich aber über die Verbreitung der Gewächse, zum Teil auch über die Verschiedenheit der menschlichen Rassen. Viel mangelhafter und roher als die der Alten waren die Landkarten der Araber; sie entbehren der Gradeinteilung und verstehen außerdem nicht, die zahlreichen, zum Teil sehr genauen Beobachtungen der Ortslagen zu benutzen.

Astronomie.

Denn eben in der Astronomie sind sie über die Alten hinausgekommen. Zu geographischen Ortsbestimmungen wurden sie schon durch religiöse Rücksichten genötigt, weil in jeder Moschee die Richtung nach Mekka genau angegeben sein mußte, eben darauf führte die besonders an den fürstlichen Höfen eifrig gepflegte Wahnwissenschaft der Astrologie. Dazu kamen die Werke des Ptolemäus. Von ihm übernahmen die Araber einerseits freilich den Irrtum von dem Umlaufe der Sonne und der Planeten um die Erde, anderseits aber auch die Anschauung von der Kugelgestalt der Erde. So entwickelte sich etwa seit Mamun eine astronomische Schule in Bagdad, ausgezeichnet durch ihr echt wissenschaftliches Verfahren, das immer nur vom Bekannten zum Unbekannten fortschritt und sich leerer Träumereien fast gänzlich enthielt. Mamun errichtete eine Sternwarte, ließ Ptolemäus' Hauptwerk übersetzen und seine astronomischen Tafeln verbessern, sogar eine Gradmessung vornehmen. Männer wie Farghany (Alfraganus), Battany (Albategnius), Ali Ibn Amagur u. a. führten diese Studien in Bagdad weiter, andre in Kairo, wo im 10. Jahrhundert Ibn Junis hervorragte, und in Spanien, dessen bedeutendster Astronom den Abendländern unter dem Namen Averroes bekannt wurde. Amagur beobachtete aufs genaueste die Bewegungen der Planeten, andre die Finsternisse und die Kometen; durch sorgfältige Beobachtung der Tages- und Nachtgleichen wurde die genaue Berechnung der Jahreslänge möglich. Bis zu einem hohen Grade von Sicherheit erhoben sich auch die Bestimmungen der geographischen Breite, viel mangelhafter dagegen blieben die schwierigeren der Länge; für die Kartendarstellung aber wurden beide wenig benutzt. Jedenfalls sind im Mittelalter die Araber die

einzigen gewesen, die überhaupt die Astronomie gefördert haben, während das christliche Abendland wieder in die kläglichste Unwissenheit, ja in geradezu kindische Vorstellungen zurückfiel, und nicht unverdient ist es deshalb, wenn noch heute eine ganze Reihe von Sternen arabische Namen tragen, wenn wir mit den Arabern noch vom Zenith und Nadir sprechen.

Mathematik.

Fortschritte derart wären nicht möglich gewesen ohne sehr bedeutende Leistungen in der Mathematik. Grundlegend war hier die Kenntnis von Euklids „Elementen". Von hier aus aber kamen die Araber rasch über die Alten hinaus. Von den Indern übernahmen sie im 9. Jahrhundert das dezimale Ziffernsystem und die seitdem so genannten arabischen Ziffern, die überhaupt erst ein bequemes und sicheres Rechnen ermöglichten. Sie vervollkommneten daher bald die Arithmetik, bildeten die Algebra besonders aus und leisteten dasselbe für die sphärische Trigonometrie.

Naturwissenschaften.

In den beschreibenden Naturwissenschaften haben sie sich, an Aristoteles anknüpfend, im ganzen mit eifriger Sammlung begnügt, ohne zu einem Systeme zu gelangen. Besonders große Fortschritte machten sie nur in der Chemie. Wie die Astrologie zur Astronomie führte, so die Alchimie zur Chemie. Indem sich die arabischen Alchimisten — der bedeutendste ist Dschafar (Geber) um 765 — bemühten, aus Schwefel und Quecksilber, als den Grundstoffen aller Metalle, Gold herzustellen, förderten sie die Kenntnis der Stoffe überhaupt und führten zuerst das Experiment in die Naturwissenschaft ein. Dagegen wurden die arabischen Ärzte in der Ausbildung ihrer Wissenschaft, die sie zunächst aus Galenus schöpften, durch das Verbot, menschliche Körper zu zergliedern, außerordentlich gehemmt. Sie beschränkten sich deshalb wesentlich auf die Pflege der Heilmittellehre und der Chirurgie, worin sie, begünstigt durch die Beobachtungen in den zahlreichen, großen und wohleingerichteten Krankenhäusern, sehr Erhebliches leisteten. Ihre Hauptvertreter sind der syrische Nestorianer Honein ben Ishak (Joannicius, gest. 873), der Perser Abubekr Arrasi (Rhazes, gest. um 930), Ali ben Abbas (Halyabates, gest. 994) und vor allem Abdallah ben Sinna (Avicenna, gest. 1032) mit seinem „Kanon der Medizin", einer Zusammenfassung des gesamten medizinischen Wissens seiner Zeit.

Dichtung.

In allen Wissenschaften talentvolle Schüler der Alten und Weiterbildner des von ihnen Überlieferten, brachten die Araber ihr eigentliches Wesen zur reinsten Entfaltung in der Dichtung. Sie kann freilich mit der Poesie der klassischen Völker und der modernen Nationen nur in mancher Beziehung verglichen werden, denn sie ist nur einseitig entwickelt. Sie pflegt die Epik auf Grund der altarabischen Sagen, doch zu einem großen nationalen Heldengedicht hat sie es nicht gebracht. Das höchste erreicht sie in der Lyrik, denn hier kommen die tiefe Empfindung und die feurige Phantasie des Arabers zur vollsten Entfaltung. Daneben geht eine lehrhafte Dichtung, die in kurzen Sprüchen die Erfahrungen des Lebens zusammenzufassen strebt. Dagegen ist den Arabern die Entfaltung der vollendetsten poetischen Gattung, des Dramas, versagt geblieben.

Eine neue Epoche auch in der arabischen Dichtung beginnt mit Mohammed. „Als Mohammed", sagt Vincenti, „mit der gewaltigen Poesie seiner Offenbarung hervortrat, war es bereits in Akadh still geworden, und die Glanzzeit der sangreichen Meßstadt, welche auf die Neige des 6. Jahrhunderts fällt, verblich; der Waffenlärm der Weltreligion übertäubte das beduinische Lied. Der Koran brachte eine neue Wüstenpoesie, die, wie eine furchtbar schöne Riesenblume zum Himmel emporwachsend, alle Welt mit ihrer starken Betäubung erfüllte. Umsonst bemühten sich die Gegner Mohammeds, ihn als Feind der Dichtkunst hinzustellen, weil er gegen die Laureaten des Beduinentums eiferte. Freilich war dabei viel Eifersucht im Spiele; aber wenn er als Poet seine Nebenbuhler haßte, so haßte er sie noch mehr als Religionspolitiker. Sie waren seiner Sache gefährlich, er mußte sie bekämpfen. Den schmucken Lebid brachte er bald auf seine Seite, obwohl einige diese Bekehrung unter die rechtgläubigen Verdienste der schönen Arscha zählen. Was Kaab und Hasan, des Propheten Leibdichter, anbelangt, so waren sie nichts weiter als Dichterlinge. Von letzterem ist ein schönes Wort berühmt geblieben: „Unter

dem Throne Gottes ruhen Schätze, deren Schlüssel die Zungen der Dichter sind“ . . . Jedoch ist dies Wort nicht von dem Leibpoeten, sondern von Mohammed selbst; jener hatte es nur überliefert.

Mekka, die „Mutter der Städte“, ward nun das Wanderziel der Rhapsoden. Eine rechtgläubige Kriegerpoesie kam in Schwung, welcher anderseits eine höfisch-städtische Poesie als Gegengewicht diente. Hatten die Dichter bis dahin fast nur aus dem nordarabischen Sagenkreise geschöpft, so gelangten nun allgemach die südarabischen Traditionen von den himjarischen Königen und Fürsten zur Geltung. Das Kalifat brachte bewegte und prunksüchtige Zeiten für die heiligen Städte, in denen es, wie die Beduinen sagen, so viel verbotene Dinge gibt. Seit Towais zuerst in arabischer Sprache unter Begleitung des Tamburins ein Lied gesungen, kamen die Mekkaner und Medineser Sänger stark in Mode. Ibn Soraig ward damals gefeiert wie heute unsre ersten Tenöre. „Mekkanische Nächte“ wurden gleichbedeutend mit dem Inbegriff irdischer Wonne. Neben den religiösen Nachtversammlungen, welche seit Mohammed in Aufnahme gekommen, gab es Nachtwachen der Erzähler. Die beiden Ubeids waren die berühmtesten dieser Nachtrhapsoden; sie überlieferten zuerst die himjarischen und persischen Sagen. Als die beliebtesten „Minnesänger“ pries man Omar Ibn Abu Rabia, welchen man den „Frauenlob“ Arabiens nennen möchte, und später den leichtblütigen Argy, in dessen Adern Kalifenblut floß. Beide predigten einen Liebeskoran, dessen Anhörung die alten Herren von Mekka ihren Töchtern aufs strengste untersagten.

Nach den heiligen Städten kam Damaskus, das der Prophet als Haus der „Glückseligen“ gepriesen, als arabisches Dichterparadies an die Reihe. Die Omajjadischen Kalifen nahmen bekanntlich das Leben von der leichten Seite, wofür sie mit der Wallfahrt und ihren Feiertagspredigten genügend Buße gethan zu haben glaubten. Sie trieben es zwar nur 120 Jahre, aber der üppigen Gartenoase des Barrada sind heute noch die Spuren jenes heiteren Glanzes verblieben. Die Pflicht der Wallfahrt war ein gar vergnüglicher Glaubensartikel für die Reichen und Mächtigen, insbesondere für die Frauen, welche ja zur Omajjadenzeit ausgiebige Freiheit genossen. Sie wallfahrteten und schwärmten zu Mekka für die schmucken Sänger und Rhapsoden, welche dann dem unwiderstehlichen Zuge nach dem Kalifenhofe folgten; so der schönlockige Abu Dahbal, welchem es die Kalifentochter Atika angethan hatte; so der weichmütige Waddah, welcher durch sein schwärmerisches Gedicht „An Rauda“ und sein tragisches Ende zwiefach berühmt geworden. Letztere Geschichte ist eines der düsteren Geheimnisse des „grünen“ Palastes, den Walid I. erbaut hatte.

Nach Waddah übten sich die Damaszener Poeten einige Zeit in Weltentsagung; doch dauerte das nicht lange, und bald gewann das erotische Element wieder das Übergewicht. Die Historiographen, insbesondere die schiitischen, welche der Omajjadischen Dynastie spinnefeind waren, wissen Ungeheuerliches über den Damaszener „Minnehof“ zu berichten. Die Kalifen werden als wüste Lebemänner und unverwüstliche Zecher, das ganze Geistes- und Liebesleben mit jenem Moschus durchduftet geschildert, welchen die rechtgläubigen Fürsten in den Wein ihrer Orgien mischten. Die Frauen nahmen ihren guten Teil an dieser Lust. Unter goldgerieften Moskitonetzen, die zwischen den Säulen des Gartenhofes gespannt, kauerten sie lauschend; die Rosensträuche dampften und der Brunnenstrahl schimmerte im Mondenlicht; Leuchtkäfer schwebten durch das junge Weinlaub und, vom hellen Schein gelockt, schlich die zahme Gazelle heran . . . In solchen Nächten gingen ihnen die Wunder der jemenitischen Sagen auf, welche Abyd Ibn Scharja und Awana so anziehend zu erzählen wußten. Diese wüstenversunkene Sabäerkultur, das südarabische Rätsel, wie die Orientalisten sagen, mußte in der That für die Nordaraber etwas Berauschendes haben, das starke Königtum der himjarischen „Tobba“, welches von den Dichtern glänzender als die Sonne gepriesen wird, hatte ja seinen Ruhm in die fernsten Zonen getragen. Die Kalifen Muawija und Jezid konnten sich nicht satt hören an den Großthaten eines Asad Kamil, der bis in das Reich der Finsternis vorgedrungen, eines Schemmer, der China mit Krieg überzogen, eines Raid, der Tibet unterjocht hatte.

Das glückliche Jahrhundert von Damaskus brachte drei gekrönte Poeten hervor: Farazdak, Dscherir und Achtal, den Christen. Die beiden ersteren, von denen Farazdak durch volkstümliche Naturfrische und Dscherir durch Wohllaut der Sprache sich auszeichnete, versetzten durch ihre Nebenbuhlerschaft die ganze moslemitische Welt in Aufruhr. Was gegen die Neige des Omajjadischen Kalifats an Handwerkspoeten, konfessionellen und politischen Rhapsoden, höfischen Leibdichtern obenauf kam, riß der jähe Untergang in die Vergessenheit hinab. Unbillig wäre es jedoch, der großen Liebessängerin Wallada mit keinem Worte zu gedenken, welche, aus omajjadischem Blute entsprossen, den berühmten Minnehof in Cordova gründete. Der letzte hervorragende Poet der Omajjadenzeit, Moti' Ibn Ajas, leitet schon auf die Abbasiden in Bagdad über. Er lebte unter dem zweiten Walid, dem tollsten Kalifen, „der die kleine Salma liebte und Ibn Aïscha, den schönwangigen Sänger, seinen Freund nannte.“

Muawija, Jezid, Merwan und Abdalmalik waren sämtlich Dichter. Muawija, der eine mühevolle Regierung hinter sich hatte und wenig Zeit fand, das durch die Künste verschönerte Leben zu genießen, singt vor seinem Tode:

„Hätt' ich doch meine Zeit
nicht dem Reiche stets geweiht!
hätt' ich doch flott gelebt
und Vergnügen angestrebt!

Hätt' ich gelebt zwei Sprünge nur,
wie es angemessen der Natur,
stiege ich in das Grab
viel ergebener hinab.“

Um so mehr genoß sein Sohn Jezid das Leben. Die frohe Natur hatte er von seinem Mütterlein Meisun, einer beduinischen Schönheit, geerbt, die der strenge Muawija einst in die Wüste verweisen wollte, als er sie ein leichtfertiges Liedlein singen hörte. Jezid war der erste unter den Kalifen, der öffentlich Wein trank und das Gebot des Propheten mißachtete. Während die Pilgerkarawanen unter der Regierung seines Vaters nach Mekka zogen, erzählt Hammer-Purgstall, saß er dort bei süßem Wein. Husein, der Sohn Alis, und Abdallah, der Sohn Abbas, ließen sich bei ihm zum Besuche anmelden. Er ließ den Wein wegschaffen, ehe die rechtgläubigen Mohammedaner kamen. Als sie nun eintraten, sagte Husein: „Welch ein guter Geruch! Ich hätte nicht gedacht, daß sich einer besser als ich auf die Wohlgerüche verstünde. Was ist das für ein Wohlgeruch, o Sohn Muawijas?" „Diesen Wohlgeruch", sagte Jezid, „verfertigen wir in Syrien, wie du sogleich sehen wirst." Er begehrte ein Glas Wein und trank es schnell. Ein andres wollte er dem Abdallah aufnötigen und sagte:

„O du, der du dieses staunest an,
ich lud dich ein, du nahmst nicht an,
zu Sängerinnen und Genuß,
zu Morgentrunk und Tanz und Kuß,
zum Kruge Weines, dem bekränzten,
mit dem arabische Herren glänzten —
worinnen das, was deinem Herzen
vertreibet allen Gram und Schmerzen."

Einem seiner Zechgenossen, Suleiman ben Sijad, verlieh er einst, nachdem er die Nacht mit ihm getrunken, die Statthalterschaften von Chorasan und Sedschistan und sprach:

„Er feuchtet mir an mit Wein
das ausgetrocknete Gebein,
Dann schenke ich, um gleich zu sein,
dem Sohn Sijad den Becher ein;
hier ist für das Geheimnis Ort,
hier ist für Sicherheit der Hort,
hier trage ich davon den Sieg,
und dieses ist mein heil'ger Krieg!"

Auch Abdalmalik erscheint nicht als ein strenger Mohammedaner, wenigstens offenbart er Andersgläubigen gegenüber eine ungemein milde Denkweise. Seine Rede war: „Sehet nicht auf den, der etwas sagt, sondern auf das, was er sagt, denn alle Menschen gehören zur Familie Gottes." Dichter belohnte er fürstlich. Dem berühmten Dichter Dscherir gab er für ein Lobgedicht 100 Kamele, 18 Sklaven und einen silbernen Becher, und außerdem ein Jahrgehalt von 15000 Dirham. Ein mit Gold beladenes Kamel setzte er einst als Preis für die schönsten Verse auf die Geliebte aus.

Unter den Abbasiden, besonders unter Harun al Raschid, wurden Bagdad und Kufa die Hauptstätten der arabischen Dichtung. Damit gewann sie aber auch, wie das gesamte Leben der Araber seit dieser Zeit, eine andre Richtung. „Unter dem Einflusse der Religionsspaltung und des prickelnden Witzes, womit die verlotterte Gesellschaft von Kufa brillierte, entwickelte sich eine in allen Farben schillernde Sentimentalität. Der geniale, allzeit schlagfertige, aber nicht skrupulöse Abu Nowâs, welchen man den arabischen „Heine" nennen könnte, war der Liederkönig der Zeit Haruns des Gerechten.

Dieser gefährlichen Schule stand später, als Verkörperung des Volksgewissens gegen die Verderbnis der Vornehmen, der ernstbeschauliche, strenge Abul' atâhija gegenüber, der Geschirrhändler in Kufa gewesen war. Aber die Minnesänger und Hofrhapsoden behielten die Oberhand, seit ihnen mächtiger Schutz geworden von 'Olaja, der Halbschwester Haruns, welche selbst reizend zu improvisieren wußte.

Indes war die Freiheit der edelgeborenen Frauen unter den Abbasiden arg beschränkt worden; die Weiber verschwanden hinter den Haremgittern. Sklavinnen und Sängerinnen beherrschten das rechtgläubige Männertum in Bagdad und in Ghassan, in Kufa wie in Hira. Die Frauenhändler von Kufa lieferten gelehrige Mädchen, von denen die zierliche Habâba und Salâma, „das Blauauge", berühmt geworden sind. Letztere, welche unter dem Kalifen Mansur in der Mode war, verschuldete eine Unzahl jammervoller Gedichte; sie übte so unwiderstehlichen Reiz mit ihrem Gesang und ihrer Liebe, daß sie einmal für einen Kuß eine Perle im Werte von 80000 Dirham (Frank) erhielt. Der ihr dies Kleinod bot, war ein Bankierssohn. Je mehr der schwelgerische Luxus der persischen Großkönige bei den Abbasiden um sich griff, desto ungezügelter gebärdete sich diese liebetolle Poetenwirtschaft. Man verfiel in die unglaublichste Manier. Wir übergehen die Namen dieses seichten Rhapsodentums, an welchem sich die Kalifensöhne wacker beteiligten, um zur Ehrenrettung der Zeit die drei bedeutendsten Dichter der Abbasidenepoche im 10. und 11. Jahrhundert zu nennen; es sind dies der höfisch-feine, allerdings oft überschätzte Mottenebbi, sodann Abu Firâs Hamdany, in dem sich noch einmal die alte stolze Zeit verkörperte, und der blinde Syrer Abul' Alâ Ma'ary, welcher als der letzte große Denker und Dichter der arabischen Kulturblüte bezeichnet werden kann."

Unter und nach Harun al Raschid sind auch jene Märchen nach persischen und indischen Mustern entstanden oder bearbeitet worden, die, zusammengefaßt unter dem Namen „Tausend und eine Nacht", das einzige Erzeugnis der arabischen Dichtung bilden, das ein Eigentum aller Völker, ein Teil der Weltlitteratur geworden ist, weil es am treuesten das Leben des Kalifenreiches widerspiegelt. Die unumschränkte Gewalt der Herrscher, welche die Welt bald in launenhafter Willkür quält, bald mit weisen Urteilssprüchen und Entscheidungen überrascht, immer aber wie ein unentrinnbares Verhängnis über allem schwebt, und die üppige Pracht des Hofes von Bagdad, der Luxus und die Verschwendung der Vornehmen, die genügsame Armut und der

geduldige Fleiß des kleinen Mannes, das Leben der Städte und der Weltverkehr zu Land und See bis an die Küsten Indiens und Chinas und bis ins Innere Afrikas, in dem ganzen bunten Leben die sinnige Spitzfindigkeit und die eigentümliche Schlauheit des semitischen Naturells und über allem eine phantastische Welt guter und böser Geister, hinter denen Allah fast völlig verschwindet, das alles tritt in scharfumrissener Zeichnung heraus. Kein besseres Denkmal konnte diese arabisch gefärbte orientalische Mischkultur der Nachwelt hinterlassen als diese Sammlung.

Buchhandel und Bibliotheken.

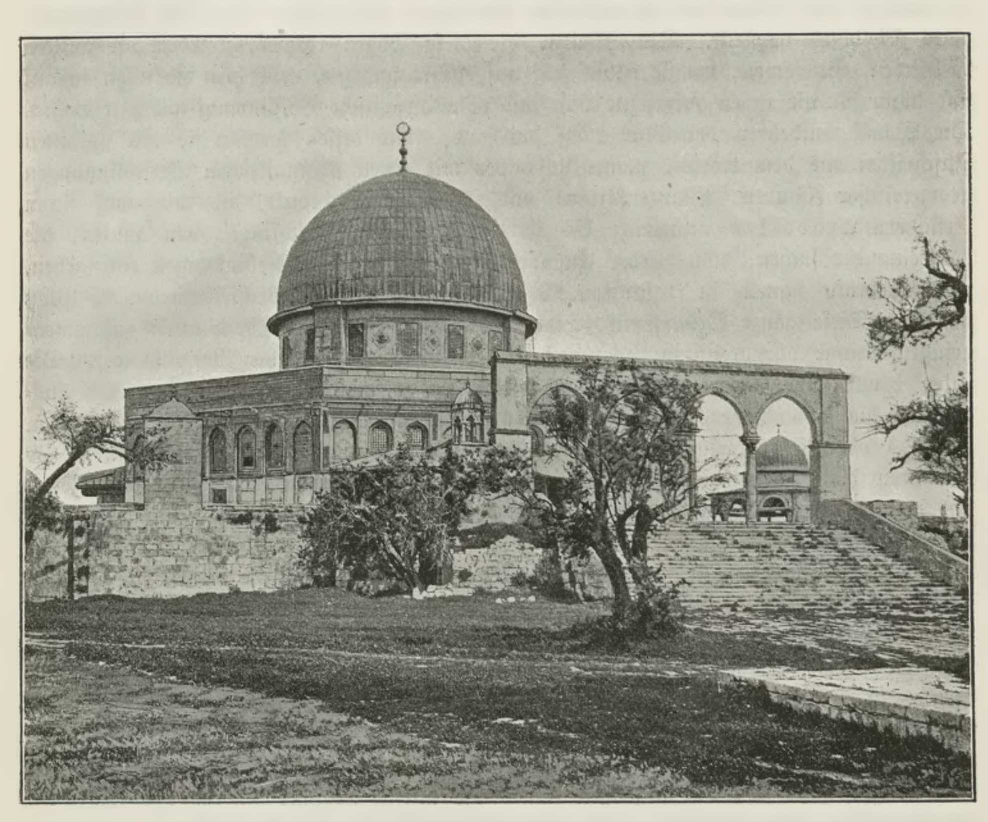
Eine so ausgebreitete und mannigfaltige Litteratur mußte frühzeitig zur Entfaltung des Buchhandels und des Bibliothekswesens führen. Die Buchhändler waren eigentlich Antiquare, die vorhandene Bücher aufkauften und neue Exemplare selbst fertigten oder schreiben ließen. So entwickelte sich ein einträgliches Schreibergewerbe und eine ausgebildete Schönschreibekunst, die in sehr verschiedenartigen Schriftgattungen je nach dem Zwecke sich bewegte und auch viele landschaftliche Besonderheiten zeigte. Buchläden gab es in jeder größeren Stadt. Für den Osten war Bagdad der Mittelpunkt des Buchhandels, für den Westen Cordova. Seltene und gesuchte Werke erzielten schon im 9. Jahrhundert hohe Preise, denn auch hier bemächtigte sich die Liebhaberei, bald sogar die Mode der Sache. Noch mehr führte natürlich das wissenschaftliche Bedürfnis zur Ansammlung großer und zahlreicher Bibliotheken. In Bagdad verband Mamun eine solche mit der von ihm gegründeten Akademie, und noch unmittelbar vor dem Einbruch der Mongolen zählte die Hauptstadt ihrer 36. Aber überhaupt entbehrte keine größere Stadt der Bibliotheken, und selbst manche kleinere besaß eine solche in trefflicher Ausstattung.

Schule und Unterricht.

Die gesamte arabisch-islamitische Bildung unterscheidet sich durch nichts schärfer von der des damaligen christlichen Abendlandes als dadurch, daß sie durchaus nicht etwa auf einen geistlichen Stand sich beschränkt, sondern sich an alle Klassen des Volkes wendet und daß sie, wenn auch mit steter Rücksicht auf den Koran, sich doch außerordentlich frei bewegen darf. Lehrten doch neben Mohammedanern auch Christen und Juden. Gelehrt wurden Lesen und Schreiben, gelesen vor allem der Koran; wer diesen völlig auswendig gelernt, hatte das höchste Ziel auf dieser Unterrichtsstufe erreicht. Elementarschulen waren schon in der ersten Zeit des Islam über Syrien, Irak und Persien allgemein verbreitet. Sie waren teils Privatunternehmungen, teils Anstalten der Gemeinden, teils mit den Moscheen verbunden, deren wenigstens später jede eine Schule hatte. Die Moscheeschulen erteilten dann aber auch und zwar unentgeltlich höheren Unterricht in Theologie und Grammatik, zuweilen auch in Philosophie und Mathematik. Die Lehrer saßen im Kreise ihrer Zuhörer und diktierten, fragten aber auch und ließen sich fragen, führten also den Unterricht oft gesprächsweise. Neben solchen Anstalten entstanden unter den Abbasiden besondere Akademien oder Universitäten. Solche gründete Harun al Raschid in Bagdad, Basra, Kufa, Bokhara, in Ägypten folgten später die Fatimiden diesem Beispiele. Eine weitere Entwickelung erfuhr der höhere Unterricht durch die Stiftung der Medresehn, die, den späteren abendländischen Kollegien vergleichbar, einer Anzahl von Professoren und Studenten Wohnung und Unterhalt gewährten und stets mit einer Kapelle und einer Bibliothek verbunden waren. Die erste Medreseh entstand 993 in Bagdad, eine zweite in Naisabur 1009, später entbehrte keine größere Stadt einer solchen Stiftung, und sie blühen noch heute. Um einen offenen Hof ziehen sich schützende Säulengänge, nach ihnen öffnen sich kleine Wohnräume für die Angehörigen des Kollegiums. Auf der einen Seite erhebt sich eine Gebethalle, dazu kommen Hörsäle und Bibliotheksräume. Den Hauptlehrgegenstand solcher Anstalten bildeten immer die theologischen Fächer, doch wurde z. B. in Damaskus, Kairo und Bagdad auch über Medizin gelesen, obwohl diese sonst meist an den großen Krankenhäusern gelehrt wurde; in einer Bagdader Medreseh gab es auch einen Lehrstuhl für

arabische Sprachwissenschaft. Berühmte Lehrer zogen aus den entferntesten Gegenden Zuhörer herbei, und diese Studienreisen, durch die Medresehn sehr erleichtert, förderten wieder den Gedankenaustausch zwischen allen Teilen der islamitischen Welt. Eine interessante Zusammenstellung mohammedanisch-orientalischer Erziehungsgrundsätze hat nachmals Kabus, ein Fürst der iranischen Deilemiten am Südufer des Kaspischen Meeres, im „Buch des Kabus" gegeben (um 1060).

Zum Schlusse gebührt noch der bildenden Kunst der Araber eine kurze Schilderung. Sie hat sich nur einseitig, aber in einer eigentümlich glänzenden Weise entwickelt. Da der Koran die plastische Darstellung der menschlichen Gestalt verbot (s. oben S. 240) Bildende Kunst.



122. Die Moschee el Sachra (Omarmoschee) in Jerusalem.

und einer solchen der phantastische, unruhige Sinn des Arabers überhaupt nicht günstig war, so beschränkte sich die Kunst im wesentlichen auf die Baukunst und auf die Dekoration der Gebäude. Vor allem galt es, das Bedürfnis nach Stätten der Gottesverehrung zu befriedigen. Die Moschee erfordert dreierlei: für die Waschungen einen offenen Hof mit Wasserbecken, eine Gebetshalle und einen schlanken Turm mit Galerie, von der aus der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft. In der Gebetshalle selbst wird die Richtung nach Mekka durch eine oft reich geschmückte Nische (Kiblah, Mihrab) angedeutet, neben ihr rechts erhebt sich die Kanzel für den Prediger (Mimba); in einem besonders bezeichneten Orte wird der Koran aufbewahrt. Die Moschee entwickelte sich nun in zwei Formen. Entweder schließt sich an die Ostseite des mit Säulengängen umgebenen Vorhofes eine tiefe Halle, die durch Säulenstellungen

in mehrere Schiffe gegliedert und von einer flachen Holzdecke überspannt, dadurch also einer christlichen Basilika ähnlich wird, oder die Gebetshalle nimmt die Form einer byzantinischen Kuppelkirche an (s. oben S. 142). Von außen ist das Ganze durch hohe schmucklose Mauern umschlossen. In verwandter Weise gruppieren sich die Paläste um einen oder mehrere Höfe, die durch Springbrunnen belebt, von Bäumen beschattet sind; nach ihnen öffnen sich hinter Arkaden die Innenräume. Sehr mannigfach bildeten die Araber die Bauglieder aus. Aus dem einfachen Rundbogen gestalteten sie den Hufeisenbogen, sie wandten dazu, wahrscheinlich nach dem Vorbilde sassanidischer Bauten in Persien, den Spitzbogen an, allerdings flacher geformt als der spätere gotische, und entwickelten aus diesem den phantastischen Kielbogen, dessen Linie etwa den Durchschnitt eines Kielbotes darstellt. Die Säulen, die diese Bogen tragen, wurden oft antiken Gebäuden entnommen; wo sie selbständig aufgeführt wurden, erscheinen sie allzu schlank und dünn für die ihnen aufgesetzte Last und ohne organische Verbindung mit den Bogen. Die Wände entbehren der Gliederung durchaus; statt dessen werden sie mit goldenen Inschriften aus dem Koran, namentlich aber mit jenen phantastischen Verschlingungen geometrischer Figuren, Pflanzenformen und Tiergestalten bedeckt, die wir nach ihren Erfindern Arabesken nennen. „Es ist ein neckisches Verschlingen von Linien, die bald einander suchen, bald wieder einander fliehen, um neue Verbindungen einzugehen, welche ebenso schnell in rastlosem Weiterschweifen andern Wechselbeziehungen Platz machen. Diese ganze Ornamentik, aus Gips oder gebrannten Thonplatten zusammengefügt, prangt obendrein im Glanze lebhafter Farben und reicher Vergoldung.“ Die Ecken der Räume aber werden häufig durch die sogenannten Tropfsteingewölbe ausgefüllt, die aus bienenzellenartig aneinandergefügten kleinen Kuppelstückchen bestehen, in Gips oder Holz ausgeführt und obendrein bunt bemalt oder vergoldet sind. So gewähren die Innenräume mohammedanischer Bauten oft mehr das Bild eines Zeltes aus bunten Teppichen, wie denn diese auch gewiß das Vorbild der Wanddekoration geliefert haben.

Einzelne Bauten.

Zu den ersten und großartigsten arabischen Moscheen zählen die beiden vom Kalifen Abdalmalik erbauten el Sachra und el Aksa auf dem Tempelberge in Jerusalem. Jene ist ein großartiger Kuppelbau nach byzantinischer Art, diese eine Art siebenschiffiger Basilika. Derselbe Kalif ließ die Johanniskirche zu Damaskus durch byzantinische Baumeister in die Hauptmoschee der Stadt umgestalten und prachtvoll ausschmücken. In Ägypten entwickelte sich die arabische Architektur, wohl nach dem Vorbilde der imposanten Bauten aus der Pharaonenzeit, solider und massiger, und hier zuerst tritt seit dem 9. Jahrhundert der Spitzbogen auf. Die älteste Moschee ist die des Amru in Alt-Kairo, die schon im Jahre 643 gegründet wurde, eine der stattlichsten der späteren Zeit die seit 885 erbaute des Abu Ibn Tulun.

Von der glänzenden Entwickelung der arabischen Baukunst in Spanien und auf Sizilien wird noch später die Rede sein. Dagegen läßt sich von den zahlreichen Bauten der Abbasidenzeit in Irak und Persien kein deutliches Bild mehr gewinnen, denn sie sind fast alle verschwunden, teils weil sie in den späteren Kriegsstürmen gewaltsam zerstört wurden, teils weil ihr Material in dem fast steinlosen Mesopotamien vorwiegend aus Ziegeln bestand, also ein allzu vergängliches war. Namentlich in Bagdad ist die Zerstörung so vollständig, daß sich trotz ausführlicher Beschreibungen aus der Blütezeit nicht einmal mehr die Anlage der Stadt mit Sicherheit erkennen läßt.

Zweiter Abschnitt.

Das Byzantinische Reich im Zeitalter seiner äußeren und inneren Neugestaltung.

Die Dynastie des Heraclius (641—717).

Die äußere Geschichte des Byzantinischen Reiches nach dem Tode des Heraclius wird besonders bezeichnet durch große und dauernde Gebietsverluste. Syrien, Ägypten, Nordafrika gingen für immer an die Araber verloren, zeitweilig selbst der Norden, ja das ganze Binnenland der Balkanhalbinsel an die Bulgaren, obwohl sonst nach dieser Seite hin eine Periode größerer Ruhe eintrat. Im Innern gingen die kirchlichen Lehrstreitigkeiten allmählich zu Ende; das Kaisertum schien eine Zeitlang auch das aufstrebende Papsttum niederzuhalten, bis dann der Zwiespalt wieder offen herausbrach. Sonst litt das Reich nicht selten an dem alten Übel gewaltsamer Thronwechsel; der letzte führte ein neues, thatkräftiges Herrscherhaus kleinasiatischen Ursprunges auf den Thron, das nun eine neue, bedeutsame Periode in der Geschichte des Staates eröffnet.

Die Söhne des Heraclius.

Nach Heraclius' Tode, am 11. März 641, fiel die Herrschaft zunächst seinen beiden Söhnen zu, Konstantin II. und Heracleonas. Da der erstere kränklich war, so fürchtete eine „rechtgläubige" Hofpartei, die Krone werde an den jüngeren Bruder allein übergehen, der unter dem Einflusse der ehrgeizigen Kaiserin-Mutter Martina und des monotheletischen Patriarchen Pyrrhus stand, und rief deshalb das kleinasiatische Heer unter Valentinus herbei. Wirklich starb Konstantin II. schon am 22. Juni 641, und Heracleonas bestieg den Thron, allein die drohende Haltung des Heeres, das inzwischen vor Konstantinopel angelangt war, und eine Volksbewegung in der Hauptstadt erzwangen den Verzicht und die Erhebung des erst zwölfjährigen Sohnes Konstantins II., Constans, zum Kaiser. Der Patriarch krönte ihn im Dezember 641 und legte dann selbst seine Würde nieder, Martina und Heracleonas aber wurden verstümmelt und in ein Kloster verbannt.

Constans II.

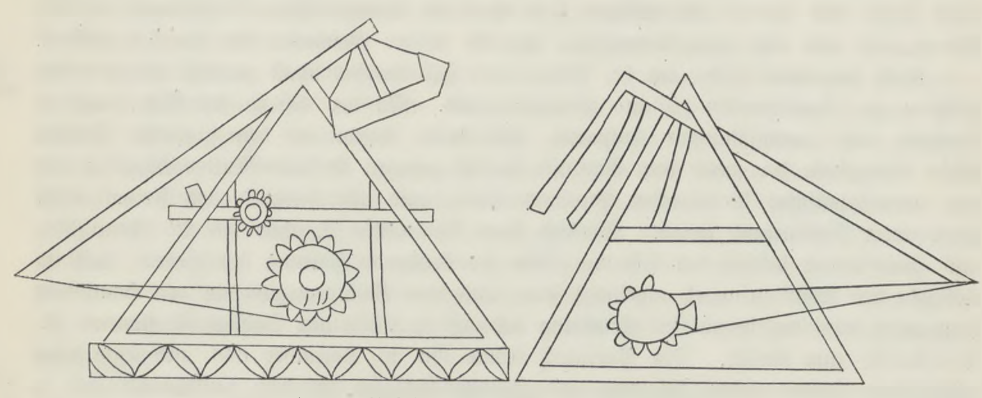
Der junge Fürst, der damals den Thron bestieg, Constans II. (641—668), war eine heftige, leidenschaftliche, herrschsüchtige Natur, doch nicht ohne Verständnis für seine Stellung und für die Größe des Reiches. In kirchlicher Beziehung suchte er die Lehrstreitigkeiten weniger zu schlichten als zu unterdrücken durch den sogenannten Typos, welcher alle weiteren Händel über die beiden Naturen in Christo kurzweg verbot (648). Die Kämpfe, die sich darüber mit Rom erhoben, endeten zunächst mit dem Siege des Kaisers, der Papst Martin wurde entsetzt und starb zu Cherson in der Verbannung (s. oben S. 181). Um dann seine Alleinherrschaft unter allen Umständen zu sichern, ließ Constans seinen Bruder Theodosius erst zum Geistlichen weihen, schließlich hinrichten (660).

Weit mehr nahm der ununterbrochene Krieg mit den Arabern des Kaisers Aufmerksamkeit in Anspruch. Syrien war verloren, Ägypten unhaltbar, in Nordafrika tobte der Kampf mit schwankendem Erfolg, Cypern wurde genommen, Rhodus verheert; mit Mühe ward ein arabischer Seezug gegen Konstantinopel selbst im Jahre 655 durch die Schlacht am Phönixberge abgewehrt (s. oben S. 250). Erst der Bürgerkrieg zwischen den Schiiten und Sunniten zwang die Araber zu einem Waffenstillstande, der sie verpflichtete, die Grenze Syriens und Mesopotamiens nicht zu über-



123. Münze Constans' II.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

schreiten und für jeden Tag der Waffenruhe 1000 Drachmen zu zahlen (659). Um so eher konnte dann der Kaiser sich dem Westen zuwenden. Er dachte hier seine Herrschaft in Italien wiederherzustellen, dorthin die Hauptstadt zu verlegen, wie einst sein Großvater Heraclius Karthago zu seiner Residenz hatte erheben wollen. Deshalb zog er bei Athen Flotte und Heer zusammen (662) und segelte dann im Jahre 663 nach Italien hinüber. Doch der Feldzug gegen Benevent mißlang (663), und da deshalb Rom, das Constans damals als der letzte unter den oströmischen Kaisern besuchte (s. oben S. 173, 181), für eine Hauptstadt allzusehr den Angriffen der Langobarden ausgesetzt war, so verlegte er seinen Sitz nach Syrakus, schützte von hier aus kräftig die Küsten der Insel und that den Eroberungen der Araber in Afrika Einhalt (s. oben S. 254), spannte freilich dafür auch die Hilfsmittel seiner Unterthanen aufs äußerste an. Ob nun die Erbitterung darüber oder der Haß gegen einen Fürsten, der den Rechtgläubigen durch seinen Typos Anstoß gegeben hatte, die Ursache war, kurz, ein Diener erschlug den Kaiser im Bade mit einem metallenen Schöpfgefäß (15. Juli 668) doch wohl als Werkzeug einer Verschwörung.



124 und 125. Maschinen zum Werfen des griechischen Feuers.
Nach Darstellungen in arabischen Manuskripten.

Konstantin IV.

Denn unmittelbar danach riefen die sizilischen Truppen einen jungen Armenier, Mizizius, zum Kaiser aus, dem sie seine neue Würde freilich geradezu aufzwingen mußten. Inzwischen aber hatte in Konstantinopel der legitime Nachfolger des Ermordeten, sein Sohn Konstantin IV. Pogonatos (der „Bärtige", 668—685), die Herrschaft angetreten. Er warf sofort alle verfügbaren Truppen aus Italien, Sardinien und Afrika nach Sizilien, zwang die Rebellen in Syrakus zur Übergabe und bestrafte ihre Führer. Kaum aber war Konstantin nach Konstantinopel zurückgekehrt, als sich die Armee in Asien mit der wunderlichen, echt byzantinischen Forderung erhob, er möge seinen beiden Brüdern vollen Anteil an der Regierung einräumen, damit das Kaisertum ein getreues Abbild der himmlischen Dreieinigkeit biete. Konstantin widerlegte diese Ansicht dadurch, daß er die Rädelsführer hängen und seinen Brüdern die Nase abschneiden ließ, obwohl er ihnen den Augustustitel nicht entzog (669).

Die Araber vor Konstantinopel.

In der That mochte es nötig scheinen, selbst mit barbarischer Grausamkeit jeden Zwiespalt im Innern zu unterdrücken, denn die Lage des Reiches gestaltete sich bald wieder zu einer äußerst gefährlichen. Noch im Jahre 668 landeten die Araber auf Sizilien, plünderten Syrakus, verwüsteten 98 Städte und Dörfer der Insel. Wenig später drangen sie zu Lande bis an das Marmarameer vor, im Frühjahr 672 schlossen sie Konstantinopel zu Land und See ein, im nächsten Jahre griffen sie die Stadt auch von der Hafenseite an. So zog sich der Kampf um die gewaltige Hauptstadt bis

zum Jahre 678 hin. Doch niemals vermochten die Belagerer die Einschließung auch den Winter über zu behaupten, vielmehr zogen sie sich während desselben in der Regel nach Kyzikos zurück, mußten also die Arbeit stets von neuem beginnen. Entscheidend aber war, daß die byzantinische Kriegskunst sich der ihrigen als überlegen erwies. Nicht nur behauptete die byzantinische Flotte ihr altes Übergewicht über die arabischen Geschwader, die mit ägyptischen und syrischen Christen bemannt werden mußten, sondern eben während jener Belagerung erfand Kallinikos das furchtbare griechische Feuer („Seefeuer"), eine Mischung aus Naphtha, Pech und Schwefel, die, aus langen Brandröhren geschleudert, unter lautem Krachen und dichten Rauchwolken, als blaufahl leuchtende Masse mit feurigem Schweife durch die Luft flog und selbst im Wasser nicht erlosch. Dies furchtbare Kriegsmittel vernichtete im Jahre 678 den größten Teil der arabischen Flotte vor Konstantinopel und erzwang die Aufhebung der Belagerung. Das Landheer versuchte seinen Rückzug durch Kleinasien zu nehmen, wurde dabei aber fast völlig aufgerieben, der Rest der Flotte ging an der pamphylischen Küste durch Sturm zu Grunde.

Die Mardaiten.

War so die dringendste Gefahr abgewehrt, so behaupteten in Nordafrika die Byzantiner wenigstens das Gleichgewicht und wurden außerdem dadurch begünstigt, daß die christlichen Mardaiten des Libanon den Arabern überaus lästig fielen. Sie bestanden teils aus Melchiten, d. h. syrischen Christen, die an den Beschlüssen des von Kaiser Marcianus beeinflußten Konzils von Chalcedon (im Jahre 451, s. oben S. 108) streng festhielten und deshalb den Namen führten (vom semitischen Melek, d. i. König, Kaiser, also etwa Royalisten), teils aus syrischen Monotheleten, und waren durch syrische Flüchtlinge, die in den Bergen vor den Mohammedanern Schutz suchten, sehr verstärkt und streiften verheerend bis weit in die Ebenen. Eben diese beständige Bedrohung aus nächster Nähe und das Mißgeschick vor Konstantinopel bewogen Muawija, von dem Kaiser durch einen jährlichen Tribut von 3000 Pfund Gold, 50 Sklaven und 50 arabischen Pferden den Frieden zu erkaufen (678). Nach seinem Tode im Jahre 680 aber lähmten innere Streitigkeiten das arabische Reich (s. oben S. 255).

Die Einwanderung der Bulgaren.

Für die Byzantiner war dies ein Glück, denn schon drohte ein neuer furchtbarer Feind von Norden her. Schon seit der Zeit um 500 waren die Bulgaren an der unteren Donau erschienen, ein nomadisches Volk finnisch-ugrischen Stammes, nicht slawischer Abkunft. Sie hatten sich in mehrere Horden gespalten, von denen die eine in den Ursitzen des Volkes, an der Wolga, blieb und später eine umfängliche Herrschaft gründete, die erst im 13. Jahrhundert den Mongolen unterlag. Um 650 saß eine bulgarische Horde unter dem Fürsten Isperich (Asparuch) zwischen dem Schwarzen Meere, dem Dnjestr und der Donau. Diese überschritt im Jahre 679 den Grenzstrom und breitete sich in dem verödeten Mösien aus, indem sie die dort seit mehreren Jahrzehnten ansässigen Slawenstämme (s. oben S. 138) sich unterwarf. Ein Feldzug, den Konstantin IV. noch in demselben Jahre gegen sie unternahm, endete mit einer Niederlage; ja er sah sich veranlaßt, den neuen Feinden Jahrgelder zu bewilligen und ihnen bis zu einem gewissen Grade freie Hand zu lassen. So bemächtigten sie sich des Landes bis an den Balkan, das seitdem nach ihnen Bulgarien heißt, machten zu ihrer Hauptstadt Preslav an der Kamtschija (westlich des alten Marcianopolis), zu ihrer Hauptfestung Dorostorum an der Donau (Drstr, Silistria) und siedelten die unterworfenen Slawen zum Teil als Grenzhut an den Balkanpässen an. Mit dem Übergange zur Seßhaftigkeit und damit zu einer höheren Kulturstufe wurde das Bulgarenvolk bald zum Mittelpunkte zahlreicher Slawenstämme der Balkanhalbinsel und stieg allmählich zu einer Macht empor, die eine Zeitlang die byzantinische Herrschaft mit dem Untergange zu bedrohen schien.

Kirchlicher Ausgleich.

Es mag das dazu mitgewirkt haben, daß Konstantin IV. im Innern den kirchlichen Frieden besonders eifrig herzustellen strebte. Das Konzil, das in Konstantinopel vom November 680 bis zum September 681 tagte, erklärte unter dem Einflusse des römischen Bischofs Agathon als rechtgläubig die Lehre von zwei, aber durch die Unterordnung des menschlichen Willens unter den göttlichen geeinigten Willen in Christo, verwarf also ebenso die monophysitische wie die monotheletische Auffassung, verschärfte damit zwar den Gegensatz zu der ägyptischen und syrischen Kirche, stellte aber das volle Einvernehmen zwischen dem Kaiserhause und der griechischen Bevölkerung wie zwischen Rom und Konstantinopel her.

Justinian II.

Nach Konstantins IV. Tode bestieg sein erst sechzehnjähriger Sohn Justinian II. (685—695) den Thron, ein launenhafter, gewaltthätiger, rachsüchtiger Despot, der den Untergang seines ganzen Hauses herbeiführte, obwohl keineswegs ohne Begabung und von entschieden persönlichem Mute, daher in seinen Kriegen nicht unglücklich. Der Kalif Abdalmalik, durch Aufstände in Anspruch genommen, erkaufte von ihm auf die Bedingungen hin, die er schon Konstantin IV. kurz vor dessen Tode angeboten hatte, einen Frieden gegen Tribut (686, s. oben S. 225), wobei freilich Justinian ihm die treuen, allerdings ketzerischen Mardaiten des Libanon preisgab, ja sich sogar verbindlich machte, sie aus Syrien vertreiben zu helfen. Sie wurden darauf in Armenien, Thrakien



126. **Goldmünze Justinians II.**



127. **Münze Abdalmaliks.**

Diese Münze (Abb. 126) verdankt ihre Entstehung einem Streit, der im Jahre 693 oder kurz vorher zwischen Justinian II. und Abdalmalik entstanden war, weil die arabischen Behörden eine Anzahl Protokolle (d. h. gestempelte Vorsatzstreifen von Papyrusrollen) aus ihren staatlichen Papyrusfabriken mit mohammedanischen Glaubensformeln in arabischer und griechischer Sprache beschrieben hatten und diese durch den Exporthandel auch nach Griechenland gebracht wurden. Der Kaiser drohte, daß er, falls jene anstößigen Papyrussignierungen nicht unterlassen werden sollten, fürderhin seinen Solidi, welche in Ägypten das hauptsächlichste Goldkurant der Araber bildeten, ähnliche, den Mohammedanern unliebsame Formeln christlicher Tendenz aufprägen lassen würde. So geschah es. Den christenfeindlichen arabischen Formeln entsprechend erhielten die neuen Goldstücke des Kaisers die Umschrift: IESVS CHRISTVS D(OMINV)S REX REGNANTIVM, und der fromme Titel des Kalifen: 'Abd allah 'Abd al-Malik, d. h. der Diener Gottes 'Abd al-Malik, ward mit der zweiten Umschrift: D(ominus) N(oster) IVSTINIANVS SERVUS CHRISTI ausgeglichen. Dies gab denn Anlaß zu der ersten Ausprägung arabischer Goldmünzen mit dem Kalifenbilde (Abb. 127). Während auf dem byzantinischen Münzbilde der Kaiser das auf Stufen stehende Kreuz ergreift, sieht man den Kalifen im Begriffe das Schwert zu ziehen. — Nach dem „Führer durch die Ausstellung Papyrus Erzherzog Rainer".

und Kleinasien untergebracht. Ebenso verpflanzte Justinian die griechische Bevölkerung von Cypern nach einer neuen Stadt bei Kyzikos, die er nach seinem Namen Justinianopolis nannte (689). Gegen die Bulgaren und Slawen focht er 686/7 mit Glück; ja von den letzteren führte er Tausende von Ansiedlern hinweg und wies ihnen Wohnsitze teils in Makedonien am Strymon, teils im nordwestlichen Teile Kleinasiens an, der nach den dort garnisonierenden kaiserlichen Garden das „Thema (Militärbezirk) Obsequium" (griechisch Opsikion) hieß, er förderte also selbst die Ausbreitung der Slawen im Reiche, ähnlich wie frühere Kaiser durch germanische Kolonisten die Lücken der Bevölkerung ausgefüllt hatten. Bald danach brach er den Frieden mit den Arabern, weil der Kalif Abdalmalik Goldmünzen zu prägen begann und damit das alte kaiserliche Vorrecht verletzte (s. oben S. 149), aber zu seinem Unglück. Denn er selbst erlitt im Jahre 692 bei Sebastopolis an der kilikischen Küste gegen den Bruder des Kalifen Mohammed Ibn Merwan eine völlige Niederlage, vornehmlich deshalb, weil seine slawischen Hilfstruppen aus Kleinasien zu den Arabern übergingen. Diese wiesen den Überläufern Ländereien in Syrien und auf Cypern an, ihre zurückgebliebenen Landsleute aber ließ Justinian samt den Weibern und Kindern aus Rache zusammenhauen.

Die trullanische Synode.

Nicht minder tyrannisch erschien Justinian in seiner kirchlichen Politik. Durch die sogenannte trullanische Synode im Jahre 692, zu welcher sich 170 Bischöfe samt den römischen Bevollmächtigten in einem Kuppelsaale (Trullos) des Kaiserpalastes (daher der Name)

versammelten, ließ er abermals die Lehre der Monotheleten verdammen und bedrohte alle ihre Anhänger auch mit weltlichen Strafen. Aber obwohl diese Beschlüsse im ganzen auch im Sinne Roms waren, so verwarf Papst Sergius doch nachträglich 6 von 102 Canones der Synode (namentlich die Verdammung des Cölibats der Presbyter, Diakonen und Subdiakonen, die Verwerfung der Fasten am Sonnabend), so daß diese den Zwiespalt zwischen der griechischen und lateinischen Hälfte der Kirche thatsächlich nur wieder aufgerissen hat.

Trotz seines damals bekundeten Eifers für die Kirche verfuhr der Kaiser doch wieder gewaltthätig gegen sie, sobald sie seine Absichten kreuzte. Um einen prächtigen Brunnen zu erbauen, ließ er eine hochverehrte Marienkirche niederreißen, den Patriarchen Kallinikos aber, der darüber sein Mißvergnügen deutlich genug gezeigt hatte, befahl er zu blenden. Endlich, als er die Kerker der Hauptstadt mit willkürlich Verhafteten füllte, brach unerwartet der Aufruhr aus, geleitet von Leontios, der eben zum Strategen (Militärgouverneur) von Hellas ernannt worden war und dies nur als eine Falle betrachtete, die bestimmt sei, ihn ins Verderben zu locken. Der Palast wurde gestürmt, die Minister des Kaisers gemordet, Justinian selbst durch Abschneiden der Nase verunstaltet (daher Rhinotmetos, Stutznase) und nach Cherson in die Verbannung geschickt (695). Sturz Justinians II.

Doch auch die Regierung des Leontios war von kurzer Dauer (695—698), denn er zeigte sich der schwierigen Lage nicht gewachsen. Die Araber durchzogen verheerend und Tausende von Gefangenen mit sich schleppend, Kleinasien (697), sie nahmen nach vergeblichen Anstrengungen der Byzantiner auch Karthago und vollendeten damit die Eroberung der Provinz Afrika (698, s. oben S. 255). Die Armee aber, die Afrika mißmutig räumte, erhob, auf Kreta gelandet, den Apsimar, den Strategen des kibyräischen Themas (Karien, Lykien, Pamphylien), zum Kaiser als Tiberius III. (698—705). Dieser nahm Konstantinopel ohne Gegenwehr und sandte Leontios, seiner Nase beraubt, ins Kloster. Leontios.



128. Byzantinischer Krieger.
Relief auf einer Elfenbeinplatte aus dem 7. Jahrhundert im Domschatz zu Aachen. Nach Jähns.

Gegen die Araber mindestens war er glücklicher als sein Vorgänger. Sein Bruder Heraclius drang in Syrien ein und erfocht bei Samosata am oberen Euphrat einen glänzenden Sieg (703). Doch Tiberius glaubte sich nicht im sicheren Besitze seines Thrones, solange Justinian noch am Leben war. Er suchte ihn deshalb in seine Gewalt zu bringen. Der Verbannte lebte damals nicht mehr in Cherson, denn dessen Einwohner, geängstigt durch seine hochfahrende und rachsüchtige Art, die sich in Drohungen gegen sie Luft machte, wenn sie ihm nicht ehrerbietig genug begegneten, hatten beschlossen, ihn zu töten oder gefangen nach der Hauptstadt zu bringen. Indes gewarnt, entkam der Kaiser zu dem Chan der Chazaren (im heutigen Südrußland), gewann dessen Zuneigung und vermählte sich mit seiner Tochter, die dabei zum Christentume übertrat. An diesen wandte sich Tiberius mit großen Versprechungen, wenn er Justinian umbringen lassen wolle. Der Chan schwankte, allein von seiner chazarischen Gemahlin benachrichtigt, rettete sich der Verfolgte und gelangte nach stürmischer Überfahrt nach Bulgarien. Der Bulgarenfürst Terebeles (Tervel) nahm ihn nicht nur freundlich auf, sondern willigte ein, ihn mit Heeresmacht nach Konstantinopel zurückzuführen (705). Drei Tage, nachdem sich die Bulgaren vor der Hauptstadt gelagert hatten, drangen sie Tiberius III., Wiederherstellung Justinians II.

durch eine unterirdische Wasserleitung ein. Tiberius flüchtete, die Bevölkerung huldigte dem heimgekehrten Monarchen, der nun, während er seine Anhänger glänzend belohnte, gegen seine Feinde seiner wahnwitzigen Rachgier die Zügel schießen ließ. Dem Tiberius, der in seine Hände gefallen war, ließ er die Nase abschneiden, den Leontios aus dem Kloster herbeiholen, beide gab er dann in rohester Weise der Schaulust des Pöbels im Zirkus preis, indem er selbst, auf einem Throne sitzend, seine Füße den vor ihm niedergestreckten beiden Nebenbuhlern auf den Nacken setzte, und das Volk, seines Herrschers würdig, begrüßte dies Schauspiel, ein Bibelwort schnöde mißbrauchend, mit dem Psalmenverse: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen." Dann ließ der Kaiser beide aufknüpfen, Hunderte außerdem, oft unter den nichtigsten Vorwänden, einkerkern oder hinrichten. Gegen Ravenna aber, das über seine Entsetzung Freude verraten, und gegen Cherson, das ihm nach dem Leben getrachtet hatte, sandte er Truppen, um die Bürger beider Städte grausam zu züchtigen. Währenddem drangen die Araber verheerend bis Tyana in Kappadokien vor, die Bulgaren schlugen ihn selber, da er das Bündnis gebrochen, bei Anchialos (707). Trotzdem ließ Justinian, noch nicht befriedigt von der an Cherson genommenen Rache, spät im Jahre, im Oktober 710, zum zweitenmal seine Flotte dorthin auslaufen, und als diese durch Sturm an der Nordküste Kleinasiens fast zu Grunde gegangen war, im Frühjahr 711 zum drittenmal mit dem Befehl, nichts zu verschonen und die Stadt dem Boden gleich zu machen. Dadurch zur Verzweiflung getrieben, empörte sich die bedrohte Stadt, rief ihren Befehlshaber, den Armenier Bardanes, unter dem Namen Philippikos zum Kaiser aus und nahm chazarische Besatzung ein. Inzwischen landete das kaiserliche Heer auf der Krim und begann die Belagerung unter dem Befehle des Mauros, aber müde der befohlenen Schlächterei, schloß es sich endlich selber den Empörern an. Trotzdem gab Justinian, dem es an Mut durchaus nicht fehlte, seine Sache nicht verloren, sondern gedachte mit bulgarischer Hilfe von Sinope aus zu Laude nach Cherson vorzugehen. Philippikos aber sandte Mauros nach Konstantinopel voraus und warf seine besten Truppen auf dem Seewege nach Sinope. Verlassen von seinem eignen Heere, fiel Justinian II. hier durch die Hand eines persönlichen Feindes (711). Mit ihm ging nach hundertjähriger Herrschaft die Dynastie des Heraclius zu Ende, denn auch sein Sohn Tiberius, noch ein Knabe, wurde in der Kirche der Blachernen vom Altare gerissen und nmgebracht.

Wechselnde Kaiser.

Philippikos (711—713), der seinen Thron kaum mehr als einem Zufall verdankte und sich seiner bald unwürdig bewies, verlor ihn nach wenigen Jahren wieder durch eine Empörung seiner unzufriedenen Garden. An seiner Stelle wurde mit Zustimmung des Volkes der Staatssekretär Artemios Anastasios II. erhoben (713—716). Gegen die Araber ernannte er den Isaurier Leo zum Oberbefehlshaber des asiatischen Heeres, und da gleichzeitig der Kalif Soliman große Seerüstungen zu einem Zuge gegen Konstantinopel machte, zog er eine Kriegsflotte in Rhodos zusammen, die er unter den Oberbefehl des Johannes, Diakonus der Sophienkirche und zugleich Großschatzmeister des Reiches, stellte. Gegen diesen aber erhoben sich die unbotmäßigen Truppen, erschlugen ihn und segelten darauf statt nach Syrien gegen Konstantinopel. Unterwegs in Adramyttion, gegenüber Lesbos, gelandet, zwangen sie die Krone einem dortigen höheren Beamten auf, der beim Volke beliebt war, und führten ihn unter dem Namen Theodosios III. nach der Hauptstadt. Diese wehrte sich indes sechs Monate hindurch und fiel nur durch Verrat eines Offiziers, der die Belagerer durch das Blachernenthor (im Nordosten) einließ. Theodosios verfuhr mit ungewöhnlicher Milde und entließ Anastasius ins Privatleben nach Thessalonika, wohl dessen eingedenk, was ihm selbst sehr bald drohen konnte.

Denn Theodosios fand keineswegs allgemeine Anerkennung: Leo, der Befehlshaber des kleinasiatischen Heeres, und sein Schwiegersohn Artabasdos, Kommandant der armenischen Truppen, weigerten ihm die Huldigung, der erstere, ein tüchtiger, aber auch ehrgeiziger Soldat aus der rauhen Berglandschaft Isaurien an der Südküste Kleinasiens, gewiß in der Absicht, sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, der er sich gewachsen fühlte. Mit großem Geschick wußte er dazu selbst die Araber zu benutzen und dadurch dem Reiche mindestens den gleichzeitigen Ausbruch eines Thronkrieges und eines auswärtigen Krieges fernzuhalten. Er lagerte bei Amorion am oberen Sangarios, das sich tapfer verteidigte, dem Kalifen Soliman gegenüber, dann dessen Bruder Moslemah, und bewog diesen, der den Zwist im Byzantinischen Reiche auszubeuten gedachte, zu einem geheimen Vertrage. Die Araber versprachen gegen unbekannte Zugeständnisse Leos, (vermutlich bedeutende Gebietsabtretungen) dessen Provinzen nicht zu betreten, sogar ihn gegen Theodosios zu unterstützen, und zogen darauf nach dem Süden ab. So dieses Gegners ledig, brach Leo gegen Konstantinopel auf, nahm in Nikomedia den Sohn des Theodosios gefangen und empfing kurz darauf die überraschende Botschaft, daß der Kaiser der aufgezwungenen Krone freiwillig entsagt habe (März 717).

Erhebung Leos III.

Die isaurischen Kaiser und der Bilderstreit (717—867).

Belagerung von Konstantinopel.

Kaum war Leo III. (717—741), der Ahnherr einer neuen, kraftvollen Dynastie, durch das Goldene Thor in die Kaiserstadt eingezogen und vom Patriarchen gekrönt worden, da warf er den Arabern gegenüber die Maske ab. Als sein Bundesgenosse hatte sich Moslemah in Bewegung gesetzt, hatte Pergamos trotz verzweifelter Gegenwehr erobert und war bei Abydos über den Hellespont gegangen, um Konstantinopel vereint mit Leo anzugreifen, als er den jähen Wechsel der Dinge erfuhr. So begannen die Araber im eignen Interesse die Belagerung der gewaltigen Hauptstadt, deren Fall den Untergang des Byzantinischen Reiches entschieden, ihnen selbst die Herrschaft über Kleinasien und die Balkanhalbinsel in die Hände gegeben hätte, wenige Jahre, nachdem Spanien ihnen zur Beute geworden war. Aber sie fanden in Leo einen entschlossenen Gegner und unter ihm eine Bevölkerung, die, fest überzeugt, daß die heilige Jungfrau auch diesmal ihre Stadt retten werde, zum zähesten Widerstande entschlossen war. Im August 717 schlossen die Araber Konstantinopel von der Landseite her mit Graben und Mauer ein, am 1. September erschien auch ihre Flotte, 800 Segel stark, vor der Stadt. Da Wind und Meeresströmung sie hinderten, längs der Südseite derselben vor Anker zu gehen, so legte sich ein Teil gegenüber vor Chalkedon (jetzt Kadi-köi), der andre an die europäische Seite des Bosporus, von Galata ab bis zum Vorgebirge Kleideon (am Eingange der eigentlichen Engen), denn den Hafen (das Goldene Horn) selbst sperrten schwere Ketten, dahinter lag die byzantinische Flotte, rings um die Stadt eine Anzahl der gefürchteten Feuerschiffe. Wirklich liefen diese aus und verbrannten mehrere schwerbeladene Frachtschiffe der Araber, auch ein nächtlicher Sturm auf die Mauer wurde abgeschlagen, so daß die Blockadeflotte ihre Stellung bei Galata aufgab und weiter in den Bosporus hineinging, wo sie in der tiefen Bucht des Sosthenes (heute Istenia südlich von Therapia am europäischen Ufer) einen geschützten Ankerplatz fand. Inzwischen fiel ein ungewöhnlich strenger und langer Winter ein — der Schnee lag hundert Tage — der die an solche Kälte nicht gewöhnten und auf sie nicht eingerichteten Araber furchtbar mitnahm, sie Tausende von Menschen und fast alle Lasttiere kostete. Doch hielten sie aus, und im Frühjahre 718 langte die längst erwartete Flotte aus Ägypten und Nordafrika an und ging in den asiatischen Buchten des Bosporus vor Anker. Doch die größtenteils christliche Bemannung dieser Fahrzeuge trat zu Leo über und beteiligte sich eifrig an dem entscheidenden Angriffe. Das griechische Feuer

vernichtete den größten Teil des am asiatischen Gestade liegenden Geschwaders, dann schnitten die griechischen Landtruppen den Belagerern die Verbindung mit Kleinasien und dem Ägäischen Meere ab, die Bulgaren aber wiesen die arabischen Streifscharen, die durch Thrakien bis in ihr Gebiet vordrangen, um Lebensmittel herbeizuschaffen, blutig zurück. So mehr selbst belagert als Belagerer, durch Hunger und Krankheit aufs äußerste bedrängt, zog Moslemah endlich im August 718 von Konstantinopel ab. Daß Stürme seine Flotte noch auf der Heimfahrt arg beschädigten, schrieben die Griechen dem Zorne der heiligen Jungfrau zu.

Die Taurosgrenze.

Konstantinopel war gerettet und damit eine ungeheure Gefahr von der gesamten Christenheit abgewehrt; es war das Gegenstück der türkischen Belagerung von 1453. Seitdem beschränkten sich für die nächsten Jahrzehnte die Kämpfe der Araber und Byzantiner auf gelegentliche Streifzüge. Die Grenze beider Reiche blieb so, wie sie seit etwa 700 sich gestaltet hatte, sie lief also im Südosten auf dem Kamme des Tauros hin, dann nach dem oberen Euphrat nördlich von Malatia hinüber, indem sie Kilikien den Arabern überließ. Diesen Gebirgswall hat ihre Macht ebensowenig dauernd zu überschreiten vermocht, wie die Pyrenäen. Wie aber mit der Thronbesteigung Leos III. die Gebietsverluste dem Islam gegenüber zum Stillstand kamen, so begann mit ihm zugleich auch für die innere Geschichte des Byzantinischen Reiches eine neue Zeit.

Bedeutung des Zeitalters der Isaurier.

Unter den Isauriern, dem ersten Kaiserhause griechisch-asiatischen Ursprunges, entfremdete sich das Byzantinische Reich, indem es seine Besitzungen in Italien bis auf einige Reste verlor, mehr und mehr der westlichen, romanisch-germanischen Welt, nahm einen durchaus griechisch-orientalischen Charakter an, prägte im Bilderstreite seine kirchliche Eigenart schärfer aus, begann auch seine kirchlichen Beziehungen zu Rom zu lösen, verstand, gestützt auf wohlgeordnete Finanzen und seine besonnen fortentwickelte Wehrkraft, die slawisch-bulgarische Flut teils einzudämmen, teils für das Reich durch Hellenisierung und Bekehrung unmittelbar nutzbar zu machen und hielt die Araber soweit in Schach, daß, ungeachtet einzelner neuer schwerer Gebietsverluste, doch das eigentliche Haupt- und Kernland des Reiches, Kleinasien, in seinen alten Grenzen ihm erhalten blieb. Zugleich wurden die Besitzungen in der Krim benutzt, um die wichtigen Beziehungen zu dem Reiche der Chazaren in Südrußland und später zu dem normannisch-russischen Staate von Kiew zu pflegen, die eine ungeheure Ausdehnung des byzantinischen Kultureinflusses nach dem Norden vorbereiteten. Die geistige Entwickelung im Reiche selbst geriet freilich scheinbar völlig ins Stocken, da die leidenschaftliche Aufregung des Bilderstreits alle Kräfte in Anspruch nahm, aber schon zeigten sich die Anfänge eines neuen, eigentümlichen Lebens. Trotz schwerer innerer Zerrüttung, die auch zu zahlreichen gewaltsamen Thronwechseln führte, behauptete das Byzantinische Reich gegenüber dem erst mühsam aus der Barbarei emporstrebenden Westen, dessen karolingische Ordnungen im 9. Jahrhundert wieder zerfielen, und gegenüber den noch völlig barbarischen Völkern des Nordens seinen Rang als der einzige christliche Kulturstaat der ganzen Zeit.

Die Themenverfassung.

Der Stifter der neuen Dynastie, Leo III. (717—741), hatte seine nichts weniger als gelehrte Bildung wesentlich unter dem Einflusse der Paulikianer (s. unten S. 301) genossen, die dem geweckten Knaben eine glänzende Zukunft voraussagten, und dann als Händler sehr verschiedene Menschen und Gegenden kennen gelernt, bis er in den Heeresdienst eintrat und hier bald von Stufe zu Stufe emporstieg. Eine wesentlich verstandesmäßige, nüchterne und praktische Natur, widmete er dem Heere die größte Sorgfalt, erneuerte die alten strengen Disziplinargesetze, veranlaßte die unter seinem Namen verbreitete treffliche Schrift über die Kriegskunst (Taktika), die besonders den Kampf mit den Arabern ins Auge faßte, und brachte die neue, sich eng an das Heerwesen anschließende Verwaltungsorganisation der Themata zum Abschluß. Indem

die Trennung der militärischen und bürgerlichen Gewalt, wie sie Konstantin der Große durchgeführt hatte, aufgegeben wurde, kehrte man zu dem altrömischen Gedanken zurück, diese Gewalten der Hauptsache nach in einer Hand zu vereinigen, um alle Mittel der Provinz zur Abwehr der immer drohenden Feinde zusammenzufassen. Demgemäß stand an der Spitze des Thema (griech. für Legion, später für deren Garnisonsbezirk) der Strateg (kommandierende General), unter ihm eine Anzahl Turmarchen (für die kleineren Heeresabteilungen und ihre Garnisonbezirke) und Kleisurarchen (für die Pässe). Die Rechtsprechung und Steuererhebung des Thema leitete als Untergebener des Strategen ein (oberster) „Richter". Die Beamten der östlichen (asiatischen) Themata standen im Range über denen der westlichen (europäischen) und erhielten ihre Gehalte in Geld aus der Reichskasse, während die der westlichen sie unmittelbar aus den Einkünften der Provinzen empfingen. Denn die überwiegend städtische Kultur Asiens gestattete die Erhebung von Geldsteuern, die europäischen, vielfach von slawischen Ansiedlern besetzten Landschaften lieferten der Hauptsache nach Naturalien, die sich am besten an Ort und Stelle in Geld umsetzen oder überhaupt verwerten ließen.

Agrargesetzgebung.

Im Recht traf das Gesetzbuch des Ministers Niketas, die „Ekloga" (um 740), liberale Abänderungen der Justinianischen Bestimmungen für Familien- und Erbrecht und für die agrarischen Verhältnisse, wie denn überhaupt der Kaiser die Bedeutung der Landwirtschaft sehr wohl zu schätzen wußte und dafür ein besonderes „Ackergesetz" erließ. Dies beseitigte die alte Hörigkeit des Landvolks (s. oben S. 145) und gab ihm die Freizügigkeit zurück, traf auch erleichternde Bestimmungen über die Pachtverträge nach dem mosaischen Recht. Dadurch verletzte er freilich die Interessen der geistlichen (und weltlichen) Grundherren empfindlich und verschärfte den kirchlichen Kampf, den er begann.

Bilderverehrer und Bilderfeinde (Paulikianer).

Denn eine selbstherrliche und gebieterische Natur, wie er war, beging er in wohlmeinendster Absicht mit seiner Kirchenpolitik einen verhängnisvollen Mißgriff, der unendliche Zerrüttung über das Reich heraufgeführt und seinen Namen in unverdienten Verruf gebracht hat. Schon seit mehreren Jahrhunderten waren die bildlichen Darstellungen Christi, Marias und der Heiligen, die meist von Mönchen angefertigt wurden, in den Kirchen allgewöhnlich, und wenn die Gebildeten diese Gemälde eben nur als solche betrachteten, so galten sie der Masse des Volkes geradezu als Gegenstände der Anbetung und manche von ihnen als wunderthätig. Mit der griechischen Kirche besonders waren die Heiligenbilder aufs engste verwachsen, eine Kirche ohne sie überhaupt für das Gefühl des Griechen nicht denkbar (s. S. 142), und zwar nicht etwa bloß deshalb, weil sie zum Schmucke dienten, sondern weil sich für den griechischen Christen aus der im Dogma bestimmten Menschwerdung Gottes in Christus das Bild Christi notwendig ergab und er nur im Anschauen dieses Bildes, wie der „Gottesmutter" und der Heiligen seiner Erlösung gewiß wurde. Aber es gab eine Richtung in der Kirche, die nicht nur die volkstümliche Anbetung der Bilder als einen Götzendienst verwarf, sondern auch jede Nachbildung Christi in irdischem Stoff als gotteslästerlichen Frevel verdammte. Zu ihr gehörten z. B. die Bischöfe Theodosios von Ephesos, Thomas von Klaudiopolis in Galatien und Konstantin von Nakolia in Phrygien, während der greise Patriarch Germanos von Konstantinopel für die Bilder eintrat. In Kleinasien hatte sich sogar schon um 660 durch den Armenier Konstantin (Sylvanus) von Samosata eine Sekte gebildet, deren Anhänger sich selbst Pauliner nannten, bei den Gegnern Paulikianer hießen und von gnostischen Grundsätzen aus ein apostolisches, rein geistiges Christentum erstrebten. Sie verwarfen daher alles äußerliche Kirchenwesen, Fasten und Mönchtum, die Verehrung der Maria und der Heiligen, des Kreuzes und der Reliquien, und achteten Taufe und Abendmahl nur als geistliche

Handlungen, nicht als Sakramente. Obwohl sie auch nach dem gewaltsamen Ende des Stifters (um 684) ein Oberhaupt anerkannten, übte dieses doch keinerlei hierarchische Gewalt aus. So erklärt es sich auch, daß die Bilderverehrer in der Kirchenpolitik für eine mächtige, von der Staatsgewalt möglichst unabhängige Hierarchie eintraten, die Bilderfeinde und Paulikianer dagegen mehr der Unterordnung der Kirche unter die Staatsgewalt das Wort redeten. Die tiefsten prinzipiellen Gegensätze stießen also in dem ganzen Streite zusammen, und dazu kämpften die Interessen der Grundherren, zunächst der geistlichen, der Kirchen und Klöster, gegen die bauernfreundliche Gesetzgebung der Isaurier. Daher auch die lange Dauer und die Erbitterung des Kampfes, daher die blutigen Thronwechsel durch Militäraufstände und Palastrevolutionen, denn in diesem despotischen Staate gab es kaum ein andres Mittel, um einer besiegten Partei wieder zum Siege zu verhelfen.

Beginn des Bilderstreites.

Von paulikianischen Anschauungen in seiner Jugend berührt und in seinem verstandesmäßigen Wesen so unfähig wie tausend Jahre später Kaiser Joseph II. (s. Bd. VII, S. 593 ff.), die Bedürfnisse des Volksgemüts zu verstehen, und so selbstherrlich wie dieser, begann Kaiser Leo eine rationalistische Reaktion gegen den Bilderdienst, die an die „aufgeklärte" Kirchenpolitik des 18. Jahrhunderts erinnert. Er wollte dadurch wahrscheinlich auch den Gegensatz zu den Juden und Mohammedanern abschwächen, die an nichts mehr Anstoß nahmen, als an dem „Götzendienst" der Bilder. In seinem ersten, vom Senat gebilligten Edikt (726) verbot er daher zunächst nur die Verehrung der Bilder und befahl sie höher zu hängen, um sie der unmittelbaren Berührung der Gläubigen zu entziehen. Aber nur die Armenier fügten sich, durch das übrige Reich brauste ein Sturm der Entrüstung, den die Mönche kaum zu schüren brauchten, denn die Griechen fühlten, daß sie um die Wurzel ihres Glaubens kämpften. Mit unerwarteter Entschlossenheit erhoben sich die „Hellenen" und die Kykladen sogar in Waffen, stellten einen Gegenkaiser Namens Kosmas auf und sandten unter dem Oberbefehl der beiden Turmarchen Stephanos und Agallianos eine starke Flotte geradeswegs gegen Konstantinopel, während gleichzeitig die Araber bis gegen Nikäa vordrangen. Aber unter den Mauern der Hauptstadt erlitten sie am 18. April 727 vornehmlich durch das furchtbare „Seefeuer" eine vollständige Niederlage. Agallianos stürzte sich verzweifelt ins Meer, Kosmas und Stephanos wurden gefangen und enthauptet. Gereizt durch diese Empörung befahl Leo 728, die Bilder ganz aus den Kirchen zu entfernen und die Wandgemälde zu übertünchen. Diese Verfügung trieb den Gegensatz zwischen den „Bilderstürmern" (Eikonoklasten) und „Bilderverehrern" (Eikonodulen) auf die Spitze. Während die Generale, die meisten Beamten und die gebildeten Laien, in Asien sogar ein Teil des Klerus für den Kaiser waren, setzten sich die Masse des Volkes, die Mönche und nicht zuletzt die Frauen leidenschaftlich zur Wehr. Die Opposition fand ihren beredtesten Sprecher in Johannes Chrysorrhoas von Damaskus, der seit 730 im Kloster St. Saba bei Jerusalem, also unter arabischer Herrschaft lebte, daher dem Arm des Kaisers unerreichbar blieb. Seine drei „Reden für die Bilder", weitverbreitet und viel gelesen, begründeten und steigerten den Widerstand. Daher kam es vielfach zu Gewaltthaten und Empörungen, sogar in der Hauptstadt, als dort ein vielverehrtes Christusbild, das über dem Thore der prächtigen Chalke (des „Erzpalastes") stand, von Soldaten herabgeschlagen wurde. Der greise Germanos mußte schon im Januar 730 auf sein Patriarchat verzichten und wurde durch den Bilderfeind Anastasios ersetzt, die Hochschule Theodosius' II. (s. S. 75) wurde aufgelöst, weil ihre Professoren sich für den Bilderdienst erklärt hatten. Vergeblich verhandelte Leo mit Papst Gregor II. über die Berufung eines Konzils; er mußte erleben, daß dieser sich heftig gegen den Bildersturm erklärte, die byzantinischen Gebiete in Mittelitalien zum Auf-

stand gegen den Kaiser aufrief (s. unten), und daß sein Nachfolger Gregor III. im November 731 durch eine Synode Leo III. als Ketzer verdammte. Schwer dadurch verletzt, zog dieser die reichen Güter der römischen Kirche in Sizilien und Süditalien ein und stellte diese Gebiete wie das ganze westliche Illyricum (Griechenland, Epirus, Makedonien), die bisher dem römischen Stuhle untergeben gewesen waren, unter das Patriarchat Konstantinopel. Es war der erste entscheidende Schritt zur Trennung der griechischen und römischen Kirche, aber er drängte auch das Papsttum zum engen Anschluß an die fränkischen Karolinger, aus dem schließlich die Erneuerung des weströmischen Kaisertums hervorgehen sollte.



129. Arabisches Heer: Standartenträger und Musiker.
Miniature in einer arabischen Handschrift des Mittelalters. Nach Schlumberger.

Trotz dieser inneren Schwierigkeiten behauptete doch Leo III. kraftvoll die Stellung des Reichs gegen die Araber. Zwar eroberten diese 726 Cäsarea in Kappadokien, scheiterten aber 727 trotz der Empörung Griechenlands beim Angriff auf Nikäa und verhielten sich seitdem ruhig. Erst als der Bilderstreit Kleinasien aufrührte, führte Sid-al-Battal der Siegreiche (al Ghazi) 740 wieder ein gewaltiges Heer über den Tauros nach Phrygien hinein. Allein in der Schlacht bei Akroïnon südlich von Dorylãon auf der großen Hochebene begegnete ihm der Kaiser mit seinem Sohne Konstantin (V.) so nachdrücklich, daß die Araber mit schweren Verlusten das Land räumten. Unter dem Eindrucke eines schrecklichen Erdbebens, das noch in demselben Jahre Kleinasien und Thrakien erschütterte und die Mauern von Konstantinopel schwer beschädigte, verschied Leo III., eifrig mit Wiederherstellungsarbeiten beschäftigt, am 18. Juni 741, etwa 66 Jahre alt.

Leos III. Kämpfe gegen die Araber.

Konstantin V.

Sein Sohn und Nachfolger, Konstantin V. (Kopronymos, d. i. der Schmutzfink von seinen erbitterten Feinden genannt, 741—775), war ebenso bedeutend als der Vater, aber brutaler und gewaltthätiger. Die Schwierigkeiten seiner ersten Regierungsjahre konnten diese Eigenschaften nur weiter entwickeln. Als er in Kleinasien gegen die Araber zu Felde zog, erhob sich gegen ihn sein Schwager, der Armenier Artavasdes, der Befehlshaber der kaiserlichen Garden und also auch des Themas Opsikion im nordwestlichen Kleinasien (s. oben S. 296), den er schon lange mißtrauisch betrachtet hatte. Mit genauer Not entkam der Kaiser einem heimtückischen Überfall, indem er auf einem Postpferde nach Amorion, der stärksten Festung des inneren Kleinasien, jagte, die Hauptstadt aber erkannte Artavasdes an, und dessen Bruder Niketas führte die armenischen Truppen gegen den Kaiser heran. Indes die meisten kleinasiatischen Themata blieben diesem treu. Mit ihnen siegte er im Mai 741 bei Sardes über Artavasdes, der über Kyzikos nach Konstantinopel flüchtete, und warf im August desselben Jahres bei Modrene östlich von Ankyra die Armenier des Niketas in blutigem Kampfe zurück. Schon im September setzte er von Chalkedon nach Europa über und schloß Konstantinopel auf der Land- und Seeseite ein. Nachdem seine Flotte eine Proviantflotte bei Abydos abgefangen und der Kaiser selbst bei Nikomedia den zum Entsatz heranziehenden Niketas völlig geschlagen hatte, nahm er am 2. November 743 das halbverhungerte Konstantinopel mit Sturm und gab es der Plünderung preis. Artavasdes und seine Söhne wurden geblendet, mehrere seiner vornehmsten Anhänger enthauptet.

Siegreich im Innern entriß der Kaiser den Arabern die Grenzfestungen Germanikeia und Doliche südlich des Tauros, stellte dadurch auf dieser Strecke die alte Euphratgrenze wieder her und verpflanzte 746 die christliche Bevölkerung, darunter viele Paulikianer, aus den gefährdeten Grenzlandschaften Melitene und Kommagene nach Thrakien. Eine arabische Flotte, die 748 von Alexandria aus Cypern angriff, wurde bei Kerameia völlig geschlagen, und auch in dem unaufhörlichen Grenzkriege behielt die trefflich geschulte Armee das Übergewicht.

Pest und Slawisierung Griechenlands.

Währenddem kam ein schweres Verhängnis über die europäischen Provinzen. Eine furchtbare Pest, die vom Orient eingeschleppt wurde und zuerst in dem damals sehr besuchten Seehafen Monembasia ausbrach, verheerte und entvölkerte 746/7 den Peloponnes, Hellas und Konstantinopel. In das verödete Land rückten die Slawen, die schon bis nach Thessalien vorgedrungen waren und jetzt wohl dem wachsenden Drucke der Bulgaren wichen, in solchen Massen ein, daß Konstantin Porphyrogenetos im 10. Jahrhundert sagt: „Das ganze Land wurde slawisiert und barbarisch“, und daß in derselben Zeit einem vornehmen Peloponnesier, der sich wohl seiner echt griechischen Abkunft rühmte, sein „verschmitztes Slawengesicht“ zum Vorwurf gemacht werden konnte. Gleichwohl beschränkte sich die Slawisierung vornehmlich des Peloponnes auf das platte Land; hier siedelten sich die Slawen unter den Resten der griechischen Bevölkerung in offenen Dörfern und Weilern an und lebten nach heimischer Sitte unter ihren Shupanen, ohne sich viel um die byzantinische Regierung zu kümmern, die das Innere des Peloponnes zunächst wohl selbst verloren gab. Besonders dicht saßen sie am Eurotas, im Taygetos, in einem Teile Arkadiens, in Messenien und in Elis. Aber einen wirklichen Staat bildeten sie niemals, und in der ganzen Halbinsel machen von sämtlichen heutigen Ortsnamen die slawischen nur $2\frac{1}{2}$ Prozent aus, was natürlich zwar nicht beweist, daß der Prozentsatz der slawischen Bevölkerung nicht stärker gewesen ist, wohl aber, daß sich auch auf dem platten Lande die griechische Bevölkerung teilweise behauptet haben muß. Vollends die festen Städte erhielten sich fast alle — zerstört oder verlassen wurde z. B. Tegea in Arkadien — vor allem die an der Küste gelegenen. Korinth blieb stets der Sitz eines byzantinischen Strategen und eines

Erzbischofs, Paträ die wichtigste Handels- und Fabrikstadt Griechenlands, Monembasia ein besuchter Hafen, den auch abendländische Pilgerschiffe anliefen, Athen eine wohlhabende feste Stadt, und so bevölkert waren um 755 diese griechischen Gemeinden, daß damals der Kaiser aus ihnen Ansiedler nach Konstantinopel berief, um die Lücken zu füllen, die dort die Pest gerissen hatte. Einstweilen überließ man allerdings den „slawisierten" Peloponnes so ziemlich sich selbst, denn die Regierung hatte drängendere Sorgen.

Bulgarenkriege.

Die Raubzüge der Bulgaren nämlich wurden allmählich zu einer stehenden Landplage. Schon 755 erschienen sie unter ihrem Chan Kormisosch vor Konstantinopel, natürlich ohne etwas andres auszurichten als Verheerung des Landes; im Jahre 757 belagerten sie, von den benachbarten Slawen verstärkt, Thessalonika, doch wurde dies von dem Admiral Sisiennios entsetzt. Gleich darauf ging Konstantin von der Verteidigung zu energischem Angriff über. Schon im Jahre 758 wurden die makedonischen Slawen am Strymon völlig unterworfen und in Masse nach Kleinasien verpflanzt, im Jahre 759 der Angriff auf die Bulgaren mit einem Feldzuge längs der Ostküste eröffnet, der die Mitwirkung der byzantinischen Flotte gestattete. Zwar erlitt der Kaiser selbst bei Bregowa zwischen Anchialos und Varna eine schwere Niederlage, allein bei den Bulgaren brach Zwiespalt aus, Kormisosch wurde vertrieben oder erschlagen, sein Nachfolger Telez (seit 760) konnte nicht verhindern, daß die Byzantiner tief in sein Land eindrangen und die unterthänigen Slawen sich ihnen in hellen Haufen anschlossen, endlich erlitt er selbst 763 bei Anchialos eine vernichtende Niederlage, die er bei seiner Heimkehr mit dem Tode büßte, während die siegreichen Byzantiner die zahlreichen Gefangenen in Masse grausam abschlachteten. Der nun zum Chan erhobene Bajan schloß Frieden. Trotzdem drangen die Byzantiner 765 verheerend bis zur Tundscha vor und rüsteten 766 eine große Flotte zum Angriff auf das Donaudelta. Zwar ging diese durch Sturm bei Mesembria fast ganz zu Grunde, aber das Übergewicht der Byzantiner auf der Balkanhalbinsel stand fest. Die slawischen Piratenzüge auf dem Äzäischen Meere bildeten mehr eine Unbequemlichkeit als eine Gefahr.

Der Bilderstreit auf seiner Höhe.

Mit dieser energischen Verteidigungs- und Wiederherstellungsarbeit kreuzte sich die Fortsetzung des Bilderstreits. Doch that der Kaiser erst im Jahre 754 einen entscheidenden Schritt. Ein seit dem 10. Februar dieses Jahres im kaiserlichen Palast Hierion am Bosporus versammeltes Konzil, an dem 338 Prälaten, aber freilich keiner der Patriarchen außer dem von Konstantinopel teilnahmen, verbot den Bilderdienst als ketzerisch, untersagte sogar die Anfertigung von Heiligenbildern und verhing über Johannes von Damaskus den Bann. Doch sollten, um mutwillige Zerstörungen zu verhüten, Kunstschätze nur mit Genehmigung des Kaisers und des Patriarchen aus den Kirchen entfernt werden. Diese Beschlüsse regten den heftigsten Widerstand auf. Die Patriarchen von Antiochia, Jerusalem und Alexandria legten Verwahrung dagegen ein, in den Provinzen gab es überall leidenschaftliche Gegenwehr, Gewaltthaten und Bluturteile, und Konstantin förderte die Ausbreitung der bilderfeindlichen Paulikianer, wo er nur konnte. Den Höhepunkt erreichte die Verfolgung der Bilderfreunde im Jahre 766, als eine Verschwörung unter den höheren Beamten entdeckt worden war. Jetzt wurden viele Klöster ganz aufgehoben und die Mönche vertrieben.

Byzanz und die Karolinger.

Mittlerweile schloß sich der feste Bund zwischen dem Papsttume und den Karolingern, der Bischof von Rom wurde der weltliche Herr beträchtlicher mittelitalienischer Gebiete unter fränkischer Oberhoheit, das Reich der Langobarden kam in Karls des Großen Hände, und der Thronfolger Adelchis suchte Zuflucht in Konstantinopel (s. unten). So stark empfand man, daß sich das alles im vollsten Gegensatze zu Byzanz vollziehe. Aber für Konstantin V. fehlte jede Möglichkeit, in Italien einzugreifen. Zuletzt beschäftigte ihn noch ein neuer Bulgarenkrieg gegen den Chan Cerig (Telerig). Aber

auf dem Feldzuge erkrankte der Kaiser, und auf der Rückfahrt verschied er an Bord seines Schiffes angesichts der Hauptstadt am 23. September 775.

Irene und der Sieg der Bilderfreunde.

Auf beinahe sechzig Jahre eines energischen, zielbewußten Regiments folgte ein ränkevoller, gewaltthätiger, grausamer Despotismus, der das Reich nach persönlichen Interessen und Stimmungen lenkte und nach außen schwere Mißerfolge zu verzeichnen hatte. Der Sohn Konstantins V., Leo IV. (775—780), der Chazar genannt, weil seine Mutter Irene eine Tochter des Chazarenchans war, von Anfang an kränklich, starb schon am 8. September 780, indem er einen neunjährigen Sohn, Konstantin VI. (780—797), und eine junge schöne Witwe hinterließ. Für mehr als zwanzig Jahre bestimmte diese Dame das Geschick des Reiches. Wie Eudokia (s. S. 78), stammte Irene aus Athen und war hier im Jahre 752 geboren. Ihrer Schönheit und Klugheit wegen vermählte sie Konstantin V. am 3. September 770 seinem Sohne Leo und ließ sie im Dezember desselben Jahres als Augusta krönen. Aber was sie vor allem erfüllte und alle andern Erwägungen in den Hintergrund drängte, das waren Prachtliebe und Herrschsucht. Als Regentin für ihren unmündigen Sohn konnte sie zunächst beide Neigungen ohne Anstand befriedigen. Ihre Politik war von Anfang an ganz persönlich. Als Athenerin und Griechin gehörte sie zu den entschiedenen Bilderfreunden, und mit kluger Umsicht bereitete sie in dieser Frage eine entscheidende Wendung vor. Die Schärfe der Bestimmungen gegen die Bilderverehrer wurde allmählich abgestumpft, der bilderfeindliche Patriarch Paulus 784 zum Rücktritt genötigt und durch den bisherigen Chef des kaiserlichen Kabinetts, Tarasios, einen hochgebildeten, energischen und populären Mann, ersetzt, die bilderfeindliche Besatzung der Hauptstadt mit andern Truppen vertauscht. Endlich, im September 787, ließ Irene ein allgemeines Konzil in Nikäa zusammentreten, eine Versammlung von 376 Männern, von denen 130 Klostergeistliche waren, und zu denen auch zwei päpstliche Legaten kamen. In dieser Zusammensetzung erklärte die Versammlung die Beschlüsse von Hierion (s. S. 305) für ketzerisch, verfluchte sie und ihre Anhänger und gestattete zwar nicht die „Anbetung", wohl aber die „Verehrung" der Bilder. Aber, obwohl somit der Gegenstand des Streites zwischen der griechischen Kirche und Rom beseitigt war, erhielt das Papsttum doch die ihm von Leo III. entzogene Diözese des Reiches (s. S. 303) keineswegs zurück, diese Folge des Bilderstreites blieb vielmehr bestehen.



130. Münze mit dem Bildnis Konstantins VI. und seiner Mutter Irene. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Feldzug gegen die peloponnesischen Slawen.

Auf die hellenische Gesinnung Irenes ist es wohl auch zurückzuführen, wenn sie die Verhältnisse ihres Heimatlandes schärfer ins Auge faßte. Schon im Jahre 783 sandte sie ihren Günstling, den Patricius Staurakios, mit Heeresmacht gegen die unbotmäßigen hellenischen Slawen. Er unterwarf ihre Niederlassungen in Thessalien und Mittelgriechenland, drang bis in den Peloponnes vor und hielt, mit reicher Beute beladen, im Januar 784 einen glänzenden Triumphzug in Konstantinopel. Doch blieb es erst einer späteren Zeit vorbehalten, ihre Macht vollständig zu brechen.

Unglückliche Kämpfe mit den Arabern.

Eine unheilvolle Wirkung des Bilderstreites war die Entfremdung der Kaiserin-Regentin von dem größtenteils bilderfeindlichen Heere, das in den Überlieferungen Leos III. lebte. Da Irene diese Stimmung recht wohl kannte, so suchte sie ihre Günstlinge, ohne Rücksicht auf militärische Befähigung, in hervorragende Stellungen zu bringen, verringerte aber dadurch die Tüchtigkeit der Armee. Das zeigte sich besonders den Arabern gegenüber. Schon im Jahre 782 drang Harun al Raschid, der spätere Kalif, mit 100000 Mann plündernd und menschenraubend bis Chrysopolis am Bosporus vor, und im Jahre 783 mußte ein dreijähriger Stillstand mit einer Zahlung

von 70000 Goldstücken erkauft werden (s. S. 263). Mit dem fränkischen Hofe hatte Irene zunächst ein freundliches Verhältnis angebahnt, indem sie 781 ihren Sohn Konstantin VI. mit Karls des Großen Tochter Rotrud verlobte. Allein nach einigen Jahren löste sie das Verlöbnis wieder auf, weil sie fürchtete, der junge Kaiser könne an seinem gewaltigen Schwiegervater einen Rückhalt auch ihr gegenüber gewinnen. Sie nötigte ihm daher eine Armenierin, Namens Maria, als Gemahlin auf und unterstützte in Italien die langobardischen Restaurationsbestrebungen gegen die fränkische Herrschaft (s. unten). Endlich erklärten sich die von jeher bilderfeindlichen asiatischen Truppen, an ihrer Spitze Lachanodrakon, gegen das Weiberregiment und marschierten gegen Konstantinopel. Gestützt auf sie, verdrängte Konstantin VI. im Dezember 790 die Mutter von der Regierung, verwies sie in ihren Palast, verbannte ihre Günstlinge wie Staurakios und nahm das Regiment selbständig in die Hand.

Irene Alleinherrscherin.

Dadurch wurde jedoch die Zerrüttung nur vergrößert, nicht zum wenigsten im Heere, wo die Offiziere der Partei des Staurakios dem neuen Oberbefehlshaber Lachanodrakon und den älteren tüchtigen Generalen feindlich gegenüberstanden. Zum Unglück rührten sich wieder die Araber und die Bulgaren. Die Araber plünderten Cypern und schlugen eine byzantinische Flotte im Golfe von Attalia; gegen die Bulgaren zog der Kaiser 791 selbst zu Felde, aber 792 erlitt sein Heer, wie es heißt, durch Verrat der Partei des Staurakios, eine schwere Niederlage, der die besten Generale und Truppen zum Opfer fielen. Schon im Dezember 791 hatte Konstantin seine Mutter wieder als Mitregentin annehmen müssen; nach jener Niederlage aber drohte die Armee die Brüder seines Vaters gegen ihn zu benutzen, und als er die Unglücklichen blenden und verstümmeln ließ, da erhob sich das armenische Armeekorps in vollem Aufruhr und wurde 793 nur durch Verrat überfallen und zersprengt. So war Konstantins Stellung schon gänzlich erschüttert, als er durch die Verstoßung seiner Gemahlin Maria und seine Vermählung mit Theodota, einer Hofdame der Irene (September 795) auch die strenger gesinnte Geistlichkeit gegen sich aufbrachte und den hochverehrten Abt des Klosters Sakkudion, Plato, sowie seinen Nachfolger Theodor (Studita) in die Verbannung schickte, das Kloster aber aufheben ließ. Geschickt und gewissenlos benutzte Irene die allgemeine Mißstimmung gegen den Kaiser, versicherte sich der Offiziere seiner Umgebung, ließ ihn unweit der Hauptstadt überfallen, nach Konstantinopel führen und hier in demselben Purpursaale des Kaiserpalastes, wo sie diesem ihrem einzigen Sohne das Leben gegeben hatte, während er schlief, auf besonders grausame Weise blenden (19. August 797). Siebzehn Tage lang, so heißt es, verbarg sich die Sonne hinter schweren Wolken, um nicht die Stätte schauen zu müssen, wo so unsagbar Gräßliches geschehen war.

Nur wenige Jahre sollte das entsetzliche Weib die Früchte ihrer grauenvollen That genießen. Um alle ihr irgendwie gefährlichen Mitglieder des Herrscherhauses zu beseitigen, ließ sie noch im November 797 die gefangenen Brüder ihres Gemahls nach ihrer Vaterstadt Athen bringen, wo sie auf der Akropolis verwahrt wurden, und als sie trotzdem von dort aus mit Akamir, einem mächtigen Slawenshupan im südlichen Thessalien, Verbindungen anknüpften, um sich zu befreien und in Griechenland eine Verschwörung hervorzurufen, da wurden sie nach dem fernen Panormos (Palermo) auf Sizilien verbannt. Daß eine solche Fürstin die Würde des Reiches nach außen nicht zu wahren wußte, versteht sich von selbst. Von den Arabern, die 797 bis in die Nähe von Konstantinopel vordrangen, mußte sie einen schimpflichen Frieden erkaufen (s. S. 264), und die Erneuerung des selbständigen weströmischen Kaisertums durch Karl den Großen konnte sie nicht hindern, obwohl diese alle byzantinischen Ansprüche auf Italien ein für allemal abschnitt und von dem stolzen Hofe in Konstantinopel sehr schwer empfunden wurde. Währenddem bekämpften sich an diesem Hofe die Parteien des Staurakios und des neuen

Günstlings Aëtios mit zäher Erbitterung. Endlich bemächtigte sich, von Aëtios unterstützt, der Großlogothetes (Großschatzmeister) Nikephoros in der Nacht des 31. Oktober 802 des Palastes, ließ sich zum Kaiser ausrufen und am folgenden Tage von dem geschmeidigen Patriarchen Tarasios krönen. Irene wurde erst nach den Prinzeninseln, dann nach Lesbos verbannt, wo sie schon am 9. August 803 in Dürftigkeit und unter Gewissensbissen starb. So nahm das einst große isaurische Haus durch eigne Schuld ein jammervolles Ende.

Nikephoros und die Unterwerfung der peloponnesischen Slawen.

Auch die neue kurzlebige Dynastie war kleinasiatischen Ursprunges, denn Nikephoros (802—811) stammte aus dem pisidischen Seleukeia und war der Abkömmling einer christlich-arabischen Häuptlingsfamilie aus Ghassan. Emporgekommen in einem gewissen Gegensatze zu der bilderfreundlichen bigotten Irene, unterwarf er die Kirchen der Grundsteuer und die Klöster der Einquartierung, was die größte Erbitterung bei den Betroffenen hervorrief. In Griechenland dagegen setzte er ihre Politik fort. Als sich 807 die peloponnesischen Slawen in Waffen erhoben, die in ihrer Nähe wohnenden Griechen ausplünderten und mit Hilfe einer arabischen Flotte das wichtige Paträ einschlossen, dessen Besitz ihnen einen festen städtischen Mittelpunkt gegeben hätte, da verteidigten die Bürger ihre Stadt wacker und wagten endlich, auf die Hilfe ihres Schutzpatrons, des heiligen Andreas, vertrauend, einen tapferen Ausfall, der die Feinde verjagte, noch ehe der Stratege von Korinth zum Entsatz herankam, der erst am dritten Tage danach erschien. Er unterwarf darauf die besiegten Slawen, der Kaiser aber wies sie als Zinsbauern der Metropolitankirche von Paträ zu. Gegenüber dem Fränkischen Reiche kam es zu einem festen Verhältnis, indem er im Frieden von Königshofen 803 auf Rom und Mittelitalien verzichtete, dem Reiche dagegen Süditalien, Venedig, Istrien und Dalmatien vorbehielt. Auch der Abfall von Zara und Venedig änderte Karls des Großen Haltung nicht, er beschränkte sich vielmehr auf die alten Grenzen und erneuerte 813 förmlich den Frieden von 803.

Niederlage und Untergang des Nikephoros.

Unglücklicher als hier, wo er nur die Konsequenzen älterer Verluste zu tragen hatte, war Nikephoros gegen die Araber und Bulgaren. Er selbst wurde 804 bei Krasos in Phrygien geschlagen, verlor 806 Tyana, Ankyra und Herakleia am Tauros, konnte 807 die Verheerung von Cypern und Rhodos nicht hindern und mußte den Tribut wieder zugestehen. Die Bulgaren waren durch den Fall des Avarenreiches 795 (s. unten) nach Norden abgeleitet worden und hatten ihre Macht über den Osten des heutigen Ungarn ausgebreitet. Aber bald wandten sie sich unter der Regierung des schrecklichen Krum (seit etwa 807) wieder dem byzantinischen Süden zu, und bald gelang ihnen hier ihre erste große Eroberung jenseit des Balkan. Unter schrecklichen Greueln nahmen sie 809 Sardica (Sofia) ein, das Konstantin der Große einst mit Rom verglichen hatte, und als Nikephoros 811 selbst gegen sie ins Feld rückte, erlitt er in der Nacht vom 25. zum 26. Juli durch Überfall eine vernichtende Niederlage. Er selber fiel, und aus seinem Schädel ließ sich Krum, nach Barbarenweise, ein Trinkgefäß fertigen, aus dem er bei festlichem Gelage den Seinen zutrank.

Michael I.

Des Kaisers Sohn Staurakios, der schwer verwundet dem Gemetzel entronnen war, wurde zwar zunächst als Nachfolger ausgerufen, aber schon am 2. Oktober 811 von seinem Schwager, dem Kuropalaten Michael I. Rangabe (811—813) zum Rücktritt genötigt. Ein Geschöpf der orthodoxen Bilderfreunde und besonders unter dem Einflusse des Abtes Theodor vom Kloster Studion in Konstantinopel stehend, hob er die Maßregeln des Nikephoros sofort auf, beschenkte die Kirchen mit verschwenderischer Freigebigkeit und begann die Bilderfeinde zu verfolgen, als ob die Bulgaren nicht in der drohendsten Nähe gestanden hätten. Denn 812 nahmen sie Debeltos, Berroia, Anchialos und Mesembria, drangen dann über den Balkan vor und schlugen den unfähigen Kaiser vollständig bei Versinikia unweit Adrianopel am 22. Juni 813. Diese



131. Byzantinische Krieger.
Miniature in einer der kostbarsten byzantinischen Handschriften, die aus dem 9. Jahrh. stammt und sich gegenwärtig in der Bibliothèque nationale zu Paris befindet.

Niederlage kostete ihm die Krone. Denn die durch die schlechte Führung erbitterten Truppen, die obendrein in dem Bilderkultus nach wie vor einen den göttlichen Zorn herausfordernden Götzendienst sahen, nötigten dem Strategen des anatolischen Thema, dem Armenier Leo (V.), den Purpur auf und führten ihn durch das goldene Thor nach Konstantinopel, worauf Michael am 11. Juli 813 die Krone niederlegte und sich ins Kloster zurückzog.

Leo V. und die Bulgaren.

Die nächste und dringendste Aufgabe des neuen Kaisers war die Verteidigung der Hauptstadt gegen die siegreichen Bulgaren, die in ungeheuren Massen sich vor der Landmauer, vom goldenen Thore bis zu den Blachernen lagerten. Mit Entsetzen sahen die Griechen, wie auf Krums Geheiß nicht nur Tiere, sondern auch Menschen den heidnischen Göttern als Opfer bluteten. Aber Konstantinopel blieb den Barbaren unbezwinglich. Krum mußte abziehen, und erbittert über einen verräterischen Versuch, sich seiner Person unter dem Vorwande einer Friedensunterhandlung zu bemächtigen, plünderte und verheerte er die ganze Umgegend aufs entsetzlichste, nahm auch Adrianopel und schleppte viele Tausende von Gefangenen mit sich fort. Allein, kaum war die verwüstende Sturmflut vorüber, als Leo V. im Frühjahr 814 zum Angriff überging. Bei Mesembria brachte er den Bulgaren eine furchtbare Niederlage bei. Krum selbst starb kurz darauf, am 13. April 814, an einer Wunde oder an einem Blutsturz, und sein Nachfolger Mortagon (Omortag) schloß mit Leo einen dreißigjährigen Frieden, der dem Kriege auf lange Zeit ein Ende machte, dem tieferschöpften Lande Erholung gewährte und die Bulgaren den Einwirkungen der christlichen Kultur zugänglich machte.

Bilderfeindliche Reaktion.

Aber kaum war der Feind abgeschlagen, als im Innern eine scharfe, bilderfeindliche Reaktion einsetzte, die, von der Armee ausgehend, den persönlich duldsamen und daher widerstrebenden Kaiser endlich mit sich fortriß. Schon im April 815 wurde der bilderfreundliche Patriarch Nikephoros durch ein Provinzialkonzil entsetzt, und sein Nachfolger Theodotos Melissenos berief ein allgemeines Konzil nach Konstantinopel. Dies erneuerte die Beschlüsse von Hierion und bannte die Bilderverehrer. Theodor Studita, ihr anerkanntes Haupt, wurde nach Asien verwiesen, blieb aber auch dort unausgesetzt bis an seinen Tod (826) für die Sache der Bilder und für die Idee einer einheitlichen Kirche unter einem Patriarchen thätig. Doch kam es diesmal nicht zu einer eigentlichen Verfolgung, da die meisten Bilderverehrer sich äußerlich fügten.

Leos V. Ermordung.

Und doch erlag Leo einem Mordanfalle, der zwar zunächst aus persönlichen Beweggründen hervorging, aber auf den Beifall der Bilderfreunde rechnen konnte. Ein ehrgeiziger General, Michael von Amorion, fühlte sich für die bei Leos Erhebung geleisteten Dienste nicht hinlänglich belohnt und trachtete selbst nach dem Purpur. Sein Verrat wurde entdeckt, und am Vorabend vor Weihnachten 820 verurteilte ihn ein Gericht unter dem Vorsitze des Kaisers zum Tode. Auf die Bitte seiner Gemahlin Theodosia verschob dieser jedoch, obwohl trüber Ahnungen voll, die Vollstreckung, um die heilige Feier nicht durch ein Bluturteil zu beflecken, und ließ Michael im kaiserlichen Palaste selbst verwahren. Als aber Leo in der Frühe des Weihnachtstages dem Gottesdienste in der Schloßkapelle beiwohnte, da drangen Freunde Michaels, ohne Scheu vor der Heiligkeit des Ortes und der Zeit, als Geistliche verkleidet ein, fielen über den Kaiser her, wie er eben das Weihnachtslied kräftig angestimmt hatte, und hieben ihn, trotz kraftvoller Gegenwehr, zusammen, ein Auftritt, der selbst in der greuelvollen Geschichte von Byzanz ohne Beispiel ist.

Michael II. als Bilderfreund.

Noch in Ketten wurde Michael II. (820—829, nach einem Sprachfehler der Stammler zubenannt) als Kaiser ausgerufen. Auch er stammte aus Asien, nämlich aus dem phrygischen Amorion, doch war er von niederer Abkunft. Der kirchlichen Partei nachgebend, die den Fall seines Vorgängers frohlockend als ein Gottesgericht begrüßt hatte, rief er die verbannten Bilderfreunde zurück und gestattete wenigstens die private Verehrung der Bilder, konnte aber trotzdem nicht verhindern, daß sich im Namen der Bilderfreunde der General Thomas in Kleinasien erhob und, unterstützt von einem Teile der Reichsflotte und 350 Fahrzeugen aus Griechenland, vor Konstantinopel erschien. Doch seine Seemacht erlag dem griechischen Feuer, sein auf der Landseite lagerndes Heer wurde von den mit dem Kaiser verbündeten Bulgaren angegriffen und zum Abzuge nach Arkadiopolis (an der Straße nach Adrianopel) genötigt, wo Thomas sich selbst nach fünfmonatiger Belagerung ergeben mußte, um sein Unternehmen mit grausamer Hinrichtung zu büßen (824).

Die Araber auf Kreta und Sizilien.

Diese fortwährenden schweren Erschütterungen verschuldeten neue empfindliche Gebietsverluste an die Araber. Andalusische Araber, die sich in Ägypten festgesetzt hatten, sich aber hier gegen die Abbasiden nicht halten konnten, warfen sich 825 auf Kreta und eroberten rasch die ganze Insel bis auf die steilen Gebirge von Sphakia. Den christlichen Einwohnern ließen sie die Religionsfreiheit, aber an der Nordküste der Insel erbauten sie die neue Festung Chandak (d. i. Schanze, davon Candia), und indem sie sich durch starke Zuzüge aus Ägypten, Syrien und Spanien verstärkten, hielten sie die ganze Seefront des Byzantinischen Reiches andauernd in Blockadezustand. Im Westen des Mittelmeeres waren Sardinien und die Balearen schon früher verloren gegangen; jetzt rief ein unzufriedener griechischer Offizier in Syrakus, Euphemios, die Aghlabiten aus Tunis nach Sizilien herbei. Im Juni 827 landeten die Araber bei Mazara, drängten den griechischen Statthalter Photeinos durch den Sieg bei Platana nach dem

festen Enna (Castro San Giovanni) in der Mitte der Insel zurück und eroberten Agrigent. So wurde die Insel der Ceres abermals zum Schauplatze langwieriger Völkerkämpfe.

Nach dem Tode Michaels II. im Oktober 829 folgte ihm ohne Anstand sein Sohn Theophilos (829—842). In seinem Wesen lag etwas Hartes und Schroffes, das nur durch den Einfluß seines alten Erziehers, des Patriarchen Johannes Hylilas, einigermaßen gemildert wurde. Aber er hatte eine gute Bildung genossen und war von ehrlichem Pflichtbewußtsein erfüllt. Den Bilderverehrern und den Übergriffen der Großen trat er nachdrücklich entgegen, während er seinen eignen Gutsbauern ein milder Herr war, die Mörder Leos V. ließ er zum warnenden Beispiel hinrichten, die Finanzen ordnete er so energisch und glücklich, daß er nach langer Pause die Hauptstadt und ihre Umgebung wieder durch prächtige Bauten verschönern konnte, wie den Sommerpalast Bogas auf der asiatischen Seite des Bosporus. Seine Hauptsorge blieb freilich die Abwehr der Araber. Dafür ließ er die berühmte Feuertelegraphenlinie in Kleinasien einrichten, die in wenigen Stunden die Nachricht von einem feindlichen Einfalle von der Taurosgrenze bis nach Konstantinopel tragen konnte. Bald brach auch der Krieg wieder aus, als Theophilos einigen Tausend christlichen Persern Zuflucht und Wohnsitze um Sinope gewährt hatte. Der Kaiser eroberte 837 Melitene und zog triumphierend in Konstantinopel ein. Aber der Kalif Mutassim (834—842) nahm große Scharen von Türken in Sold und bereitete 838 den Byzantinern bei Dasymon eine schwere Niederlage. Die Sieger erschienen darauf vor dem Hauptbollwerk des inneren Kleinasien, Amorion in Phrygien, das der Strateg Aëtios 55 Tage lang tapfer verteidigte, und nahmen die Festung am 23. August 838 mit Sturm. 30 000 Menschen wurden dabei erschlagen, die andern weggeschleppt und die Stadt zerstört. Doch wagte Mutassim nicht weiter vorzudringen, sondern begnügte sich mit dem kleinen Grenzkriege.

Theophilos gegen die Araber in Kleinasien.

Als Theophilos sein Ende nahen fühlte, übertrug er die Regentschaft für seinen erst vierjährigen Sohn Michael III. (842—867) der Kaiserin Theodora und gab ihr als Berater ihren Bruder Bardas, ihren Oheim Manuel und den Generalpostmeister Theoktistos. Kaum hatte er sein Haus bestellt, so verschied Theophilos am 20. Januar 842.

Die erste und wichtigste Leistung der neuen Regierung war die Beendigung des Bilderstreites im Sinne der Bilderfreunde, die nun einmal die weitüberwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Das von dem neu eingesetzten Patriarchen Methodios nach Konstantinopel berufene Konzil widerrief alle bilderfeindlichen Beschlüsse, bannte die Bilderstürmer und ließ am 19. Februar 842 die Bilder und Kruzifixe feierlich in der Sophienkirche wiederaufstellen. Als „Fest der Rechtgläubigkeit" wurde dieser Tag für alle Zeiten zu einem hohen Feiertage der griechischen Kirche geweiht. Damit hatten aber auch die Grundherrschaften, geistliche wie weltliche, über die von den Isauriern angebahnte Bauernfreiheit gesiegt, deren Vernichtung die ersten makedonischen Kaiser vollenden sollten.

Michael III. und das Ende des Bilderstreites.

Mit dem Siege der Bilderverehrer verband sich eine harte, blutige Verfolgung der Paulikianer. In Scharen wanderten sie aus, um sich unter arabischem Schutze in Melitene niederzulassen, oder sie siedelten sich im südlichen Pontos in Tephrike an und beunruhigten, von den Arabern unterstützt, jahrzehntelang durch unaufhörliche Raubzüge das Innere Kleinasiens. In größeren Feldzügen blieben die Byzantiner meist siegreich. Im August 863 siegte Petronas, ein Bruder der Kaiserin-Witwe Theodora, in Lykaonien glänzend über den Emir Omar von Melitene, im Jahre 865 trat der junge Kaiser selbst einen großen Seezug gegen die kretischen Araber an. Freilich konnte er ihn nicht durchführen, denn inzwischen waren die Russen von Kiew mit 200 Schiffen in den Bosporus eingelaufen und hausten greulich an seinen Ufern, während der Admiral

Paulikianer und Araber.

Niketas Oryphas die Hauptstadt deckte. Michael III. kehrte sofort um und überwältigte die Russen mit leichter Mühe, aber ein neuer Feind hatte sich in ihnen gemeldet.

Bekehrung der peloponnesischen Slawen.

Schon aber hatte die nunmehr geeinigte griechische Kirche eine großartige Missionsthätigkeit eröffnet, die eine Reihe slawischer Stämme zwar nicht immer der politischen Botmäßigkeit des Reiches, wohl aber der byzantinischen Kultur unterwarf. Um 849 hatte Theoktistos die peloponnesischen Slawen vollständig unterjocht bis auf die Milingen und Ezeriten im Taygetos, die ihre Shupane behielten und dem Reiche nur einen bestimmten Tribut zahlten. Griechische Kolonisten, verstärkt durch Hellenen, die aus Sizilien oder von den Inseln des Ägäischen Meeres vor den Arabern flüchteten, ließen sich unter den Slawen nieder; die slawische Shupenverfassung wurde aufgelöst, die slawischen Siedler, obwohl sie ihren Grund und Boden behielten, in hörige Bauern griechischer Grundherren, vor allem der Kirche, verwandelt. Besonders von Paträ aus begann eine eifrige und erfolgreiche Missionsthätigkeit. Überall entstanden feste Basilianerklöster, und das slawisierte Griechenland bedeckte sich mit Kirchen und Kapellen griechischer Heiligen, an die sich oft Dörfer schlossen, die dann nach ihnen genannt wurden. Durch dies Zusammenwirken kriegerischer und friedlicher Mittel, politischer, wirtschaftlicher und kirchlicher Einflüsse wurden die eingewanderten Slawen in Griechenland so völlig hellenisiert, daß heute nur noch eine Anzahl Ortsnamen an ihre Anwesenheit erinnert, und das Land, das an ihnen und an den griechischen Einwanderern doch zahlreiche neue Arbeitskräfte gewonnen hatte, begann aufzublühen.

Methodios und Kyrillos.

Zu gleicher Zeit öffneten sich im Norden die glänzendsten Aussichten. Nach Rußland (Kiew) sandte der Patriarch Photios 864 einen Bischof als Missionar, doch während dort das Christentum zunächst nur langsame Fortschritte machte, gelangte es bei den slawischen Stämmen der Donaulande zu raschem Siege. Methodios, aus der Gegend von Thessalonika gebürtig, der Sohn Leos, eines reichen und angesehenen Mannes, war früher im Staatsdienst gewesen, dann aber Mönch in einem Kloster des bithynischen Olympos geworden und hatte sich mannigfache Sprachkenntnisse angeeignet, war aber vor allem ein ausgezeichneter Organisator und gewandter Geschäftsmann. Sein Bruder Konstantin dagegen, mit Michael III. zusammen vom späteren Patriarchen Photios erzogen, später Mönch und als solcher Kyrillos genannt, neigte mehr zu stiller, gelehrter Beschäftigung und besaß ein Sprachtalent ersten Ranges. Des Slawischen (Bulgarischen) von Anfang mächtig, trat er zuerst unter den makedonischen Slawen in der Gegend des Axios als Missionar auf, erfand um 852 das nach ihm genannte kyrillische Alphabet für das Slawische und übersetzte griechische liturgische Schriften in diese Mundart. Doch sandte ihn Kaiser Michael mit seinem Bruder Methodios, von dem er unzertrennlich blieb, zunächst zu den Chazaren, um deren Chan auf dessen Bitte über den „wahren Glauben“ zu belehren. Des Chazarischen schnell mächtig geworden, hatte er das Glück, den Fürsten zum Christentum zu bekehren, aber ehe hier noch weiteres erreicht war, sandte der Kaiser gegen Ende des Jahres 862 beide Brüder nach Mähren zum Fürsten Rastislaw, wo sie an der Begründung einer slawischen Nationalkirche arbeiteten, und zwar seit 867 unter päpstlicher Autorität (s. unten).

Übertritt der Bulgaren.

So von Süden und Westen her von christlichen Völkern umfaßt, begannen auch die wilden Bulgaren sich dem Christentum zuzuwenden, das zuerst durch die zahlreichen christlichen Gefangenen zu ihnen kam. Besorgt dadurch, verbot der Chan Mortagon um 814 den Übertritt zum Christentum und ließ sogar den gefangenen Bischof Manuel von Adrianopel mit drei andern Bischöfen und 374 Gefangenen hinrichten. Aber den Fortschritten des Christentums that dies wenig Eintrag, der lange Friede mit dem Byzantinischen Reiche (s. S. 309) öffnete dem griechischen Einfluß Thür und Thor, und

EUROPA ZUR ZEIT DER KAROLINGER.



der Chan Bogoris (Boris, seit etwa 850) begriff allmählich, daß seine Stellung als heidnischer Fürst unhaltbar werde. Als er daher nach Ablauf jenes Friedens 852 und 859 mehrere vergebliche Einfälle ins Reich gemacht hatte, ließ er sich 864 gegen Abtretung der Landschaft Sagora im Süden des östlichen Balkan zum dauernden Frieden und zur Taufe bewegen, wobei er nach seinem kaiserlichen Paten den Namen Michael erhielt. Mit ihm traten zahlreiche Edle (Boljaren, Bojaren) seines Volkes über, doch mußte der Widerstand einer starken heidnischen Partei blutig niedergeworfen werden, und neben den „rechtgläubigen" Missionaren arbeiteten in Bulgarien auch Monophysiten, Paulikianer und Juden. In der Furcht, die kirchliche Abhängigkeit von Byzanz möchte auch die politische nach sich ziehen, knüpfte Boris 866 mit Papst Nikolaus I. an und erhielt noch in demselben Jahre zwei römische Bischöfe zugesandt. Da diese jedoch die lateinische Kirchensprache einführen wollten und Rom ein besonderes bulgarisches Patriarchat nicht bewilligen wollte, trat Boris schon Anfang 870 wieder zur griechischen Kirche zurück. Bulgarien erhielt ein Erzbistum mit zehn untergeordneten Bistümern, und Boris ließ seinen Sohn Simeon in Konstantinopel griechisch erziehen.

Streit mit Rom über Bulgarien.

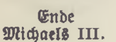
Die Frage, ob die bulgarische Kirche lateinisch oder griechisch mit slawischer Kultussprache werden, ob sie unter Rom oder Konstantinopel stehen sollte, verschärfte bis zur Unheilbarkeit einen schon vorher ausgebrochenen Streit zwischen dem Papsttum und dem Patriarchat der byzantinischen Kaiserstadt. Der eigentliche Regent war der herrschsüchtige, aber hochbegabte Bardas. Indem er die sinnlichen Neigungen des jungen Kaisers begünstigte, gelang es ihm zunächst, 855 Theoktistos zu beseitigen und nach dem formellen Ende der Regentschaft mit Theodoras Rücktritt 856 alle Gewalt an sich zu reißen. Er wurde Kuropalates, 862 sogar Cäsar. Als ein wissenschaftlich gebildeter Mann — er stiftete vor allem die große Akademie im Palast Magnaura — war er auch mit dem größten Gelehrten seiner Zeit, Photios (geb. um 820, s. unten), in nahe Beziehungen getreten. Diese Verbindung sollte für das Lebensschicksal beider bestimmend werden. Als nämlich der eifrige Patriarch Ignatios gegen die Leichtfertigkeit des Hofes eiferte und endlich Bardas im Advent 857 wegen eines skandalösen Liebesverhältnisses vom heiligen Abendmahl ausschloß, da erlangte Bardas tief erbittert die Entsetzung des Patriarchen wegen angeblicher hochverräterischer Umtriebe und ließ den Laien Photios, dessen Bruder Sergius sich inzwischen mit der Prinzessin Irene, der Schwester Theodoras, vermählt hatte, nachdem er in sechs Tagen alle Weihen erhalten, noch vor Weihnachten 857 zum Patriarchen wählen. Um das dadurch vielen gegebene schwere Ärgernis zu beseitigen, erbat der Hof sich von Papst Nikolaus I. Legaten, und diese entschieden mit dem Konzil vom Mai 861, von Bardas gewonnen, gegen Ignatios. Allein der Papst hob diese Beschlüsse durch eine römische Synode auf und forderte 863 die Entsetzung des eingedrungenen Laien Photios und die Herstellung des Ignatios. Da nun die bulgarische Frage hinzukam, bezeichnete Photios in einem Rundschreiben alle von der griechischen Kirche abweichenden Gebräuche und Lehren der römischen Kirche, vor allem das im Abendlande seit 809 allgemein anerkannte Dogma, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe, als ketzerisch und erreichte auf einer nach Konstantinopel 867 berufenen Synode die Bannung und Absetzung des Papstes.

Michael III. und Basilios I.

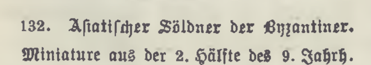
Der Bruch zwischen Konstantinopel und Rom war in der schroffsten Form vollzogen, als eine furchtbare Katastrophe im Kaiserhause der ganzen Angelegenheit eine völlig andre Wendung gab. Der Cäsar Bardas hatte allmählich die Gunst des Kaisers verscherzt, weil er zuweilen der Verschwendung und den Tollheiten des Herrschers entgegentrat, der nur noch für Trinkgelage, Jagden und Wagenrennen Interesse hatte und sogar den Feuertelegraphen in Kleinasien zerstören ließ, um nicht durch unwillkommene Nachrichten in seinem Vergnügen gestört zu werden. So setzte sich ein neuer Günstling

bei Michael fest, **Basilios**, ein Mann höchst wahrscheinlich armenischer, nicht slawischer Abkunft, um 817 in Makedonien geboren.

Bei einem furchtbaren Einfalle der Bulgaren wurde er mit in Gefangenschaft geschleppt, zeichnete sich aber hier durch seine Schönheit, Gewandtheit und Körperkraft so aus, daß er allgemeines Aufsehen erregte und nach seiner Entlassung um 837 in die Dienste des makedonischen Strategen Tzanzes trat. Da er hier kein Glück machte, wanderte er nach der Hauptstadt und fand hier, wie er müde und zerlumpt ankam, Nachtquartier in einem Kloster. Der Abt erkannte, daß aus dem jungen Manne etwas zu machen sei, und empfahl ihn seinem Bruder, dem Oberhofmeister Theophilitzes, der ihn als Stallmeister in Dienst nahm. Als solcher erregte er gelegentlich durch seine Gewandtheit im Ringen die Aufmerksamkeit des Kaisers Michael, so daß dieser ihn schließlich als Oberstallmeister anstellte. Daß er zu großen Dingen bestimmt sei, wußte Basilios längst. Als er nämlich im Gefolge seines früheren Herrn einst nach Paträ kam, hatte ihm ein Mönch in der dortigen Andreaskirche geweissagt, er werde dereinst Kaiser werden, und so festen Glauben hatte diese Prophezeiung gefunden, daß die reichste Dame der Stadt, Danilis, als er erkrankte, ihn in ihr Haus aufnahm, mit Geschenken überhäufte und ihn gewissermaßen adoptierte. Bald wurde er Oberkammerherr und als solcher der unzertrennliche Genosse und Zechkumpan des Kaisers, dem er sich noch weiter verpflichtete, indem er 836 dessen Mätresse Eudoxia Ingerina heiratete.


Ende Michaels III.

Allmählich wurde der Cäsar Bardas argwöhnisch und eifersüchtig auf den neuen Günstling, dieser jedoch kam ihm mit kaltblütiger Entschlossenheit zuvor, indem er Bardas' Schwager, den Reichspostmeister **Symbatios**, mit dem der Cäsar damals schlecht stand, für sich gewann und mit seiner Hilfe den schon verstimmten Kaiser davon zu überzeugen wußte, daß Bardas ihn ermorden und sich selbst auf den Thron schwingen wolle. Alle drei kamen überein, den Cäsar zu beseitigen und dazu den langgeplanten Feldzug gegen Kreta zu benutzen, und sie waren, um Bardas sicher zu machen, verrucht genug, ihm beim Abendmahle am Lichtmeßtag 866 schriftlich — sie tauchten die Feder in den Abendmahlskelch! — zu versichern, daß er nichts zu befürchten habe. Als aber das Heer unweit der Küste bei Kepos am Mäander in Kleinasien lagerte, wurde Bardas am 23. April 866 im Zelte des Kaisers und unter seinen Augen überfallen und von Basilios niedergestoßen. Michael III. kehrte nunmehr nach Konstantinopel zurück und erhob am 26. Mai in der Sophienkirche vor allem Volke seinen „Retter" Basilios zum Cäsar, indem er ihm die Purpurschuhe anlegen ließ und ihm selbst das Diadem aufs Haupt setzte. Als sich der enttäuschte Symbatios mit dem Strategen **Peganes** in Asien gegen den „Stallknecht" erhob, wurde der Aufruhr kurz niedergeschlagen, und beide büßten ihn mit Verstümmelung und Blendung. Doch bald begann sich Basilios von dem wüsten Leben des Kaisers zurückzuziehen und Verbindungen mit angesehenen Mitgliedern des Senats und der Geistlichkeit anzuknüpfen. Daß Michael darüber Unwillen zeigte, wurde ihm bald selbst zum Verderben, und in diesem wilden Kampfe von roher Gewalt und gewissenloser Intrige entschied und rettete nur rücksichtslose Entschlossenheit. Als Fremder und Emporkömmling hatte Basilios keine Partei hinter sich, sondern mußte sich ganz auf sich selbst und ein paar fremde Söldner, Bulgaren, Perser, Kleinasiaten verlassen. Eine Einladung der Kaiserin-Witwe Theodora, die im Anthemianischen Palast auf der asiatischen Seite des Bosporus residierte, gab Gelegenheit, am 23. September 867


132. Asiatischer Söldner der Byzantiner. Miniature aus der 2. Hälfte des 9. Jahrh.

den Kaiser außerhalb seiner Hauptstadt zu überfallen. Nach seiner Gewohnheit hatte sich Michael beim Mahle sinnlos betrunken und lag in festem Schlafe, als Basilios mit seinen Banditen eindrang. Umsonst setzten sich ein paar treue Leute gegen sie zur Wehr; dem Kaiser, der schlaftrunken emportaumelte, hieb ein Kleinasiat beide Hände ab und stieß ihm dann das Schwert in den Unterleib. Mit blutigen Händen eilten die Verschworenen an das Wasser, das der Wind zu hohen Wellen peitschte, setzten mit Mühe nach Konstantinopel über und erreichten auf Umwegen den Kaiserpalast. Dann ließ sich Basilios I. erst dort, darauf in der ganzen Stadt zum Kaiser ausrufen. Einen so blutigen Anfang nahm die neue Dynastie, das Haus der makedonischen Kaiser, doch sie sollte das Reich binnen kurzem auf einen glänzenden Gipfel des Ruhmes und der Macht erheben.

Dritter Abschnitt.

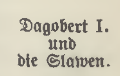
Das Fränkische Weltreich der Karolinger.

Das Aufsteigen der Karolinger.

Um dieselbe Zeit, da sich das Byzantinische Reich unter den Isauriern innerlich umgestaltete, das Arabische Reich sich in einzelne Staaten aufzulösen begann, arbeitete sich das Fränkische Reich unter einem neuen Herrscherhause zu einer so überwiegenden Geltung im Abendlande empor, daß die Erneuerung des römischen Kaisertums als ein natürlicher Abschluß erschien. Lange hatte eine solche Entwickelung gar nicht erwartet werden können. Denn trotz der Machtfülle, mit der der König verfassungsmäßig gebot, drohten die fortwährenden Teilungen, die im Wesen dieses Reiches lagen, die Stammesgegensätze, die es nicht zu bewältigen vermochte, und, mehr vielleicht als alles andre, die Entwickelung der Großgrundherrschaften, die in den gesamten Zuständen wurzelte, das Reich aus den Fugen zu treiben, und die Merowinger, unstät schwankend zwischen gewaltthätiger Energie und kläglicher Schwäche, hätten das nicht verhindert. Die Gegensätze zurückzudrängen, die Einheit des Reiches wieder zu sichern, das war die nächste Aufgabe der Karolinger.

Ursprung der Karolinger.

Die Karolinger waren ein deutsches und zwar fränkisch-ripuarisches Geschlecht freier Grundbesitzer, dessen Stammgüter an der mittleren Maas um Lüttich und südlich davon, dann im Moselthal und in der Eifel, besonders um Prüm, also im Herzen Austrasiens und nahe der Grenzscheide germanischer und romanischer Nationalität lagen. Unter Chlothar II. trat es zuerst hervor. Als er, gedrängt von den austrasischen Großen, im Jahre 623 seinem jungen Sohne Dagobert I. die Verwaltung Austrasiens übertrug, übernahmen für diesen der Bischof Arnulf von Metz, wo der König residierte, und Pipin der Ältere (von Landen) die Regierung. Beide verschwägerten sich später, indem Arnulfs Sohn Ansegisel sich mit Pipins Tochter Begga vermählte. Nach Chlothars II. Tode (628) überließ Dagobert seinem Bruder Charibert nur das südliche Aquitanien, das dieser durch die Unterwerfung der Basken indes bis an die Pyrenäen ausdehnte. Als er schon 631 starb, ließ Dagobert den kleinen Sohn des Bruders töten und vereinigte so noch einmal das ganze Fränkische Reich (631—638).

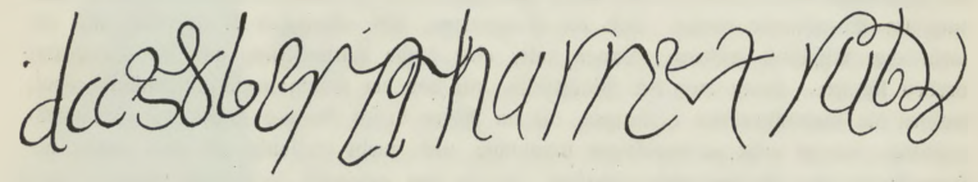


Dagobert I. und die Slawen.

133. Goldmünze mit dem Bildnis Chlotars II. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Kräftig schützte er seine Grenzen gegen Osten. Zu seiner Zeit vollzog sich nämlich die erste Reichsgründung unter den benachbarten Westslawen. Ein fränkischer Kaufmann, Namens Samo, der mit bewaffneten Handelskarawanen, wie die Verhältnisse es damals verlangten, nach Osten zog, leistete den Slawen in Böhmen, als sie sich, wohl nach der

schweren Erschütterung der avarischen Macht durch den mißlungenen Angriff auf Konstantinopel (626), gegen ihre avarischen Dränger erhoben, so erfolgreichen Beistand, daß sie ihn zu ihrem König erwählten, was sich freilich nur aus dem Mangel alter Herrengeschlechter erklärt (um 627). Als solcher dehnte er seine Gewalt auch über die Slowenen in den Ostalpen aus. Mit dem Fränkischen Reiche blieb er anfangs in friedlichem Verkehr; als aber fränkische Kaufleute von seinen Unterthanen erschlagen worden waren und Dagoberts Gesandter Sicharius in allzu herausfordernder Weise Genugthuung verlangte, kam es zum Bruch. Mit den Langobarden verbündet, ging Dagobert gegen Samo vor; während aber diese, die wohl die Slowenen angriffen, und ebenso die Alamannen, die gegen den Böhmerwald vorgerückt sein mögen, siegreich zurückkehrten, erlitt das fränkische Heer bei der unbestimmbaren Vogastisburg (vielleicht bei Eger) eine schwere Niederlage (630). Infolgedessen schloß sich Dervan, der Fürst der Sorben, an Samo an, und dessen Scharen brachen in Thüringen ein. Doch gelang es den Thüringern, unter Führung des Herzogs Radulf, den Dagobert eben der besseren Verteidigung wegen einsetzte, die Slawen abzuwehren, zumal auch die Sachsen gegen Erlaß des bisher an die Franken gelieferten Tributs (von 500 Kühen) an der Verteidigung der Ostgrenze teilnahmen. Immerhin schien diese so bedroht, daß Dagobert im Jahre 633 dem Namen nach seinem unmündigen Sohne Sigibert, thatsächlich den Großen des Landes, die selbständige Leitung Austrasiens übergab. Erst



134. Unterschrift Dagoberts I. „Dagobercthus rex sub(scripsi).“

Samos Tod (um 662) machte der Gefahr ein Ende, denn mit ihm zerfiel sein Reich so schnell, wie gewöhnlich die staatlichen Schöpfungen unreifer Völker; nicht einmal die slawische Sage hat sein Andenken bewahrt.

Pipin von Landen Majordomus.

Wenn etwas Kräftiges unter Dagobert geschah, wenn man später auch manche Verwaltungsmaßregeln, wie Ordnungen über Waldmarken und Waldnutzung in den Rheinlanden, auf ihn zurückführte, so scheint das Verdienst daran weniger ihm als Pipin von Landen zu gehören, der zuerst das Amt des Majordomus zu seiner Bedeutung erhob. Von der Verwaltung des Königsgutes ausgehend und dadurch von größter Bedeutung für den Laienadel, der eben durch ihn Vergabungen an Königsgut erhielt, gewann der Hausmeier allmählich die Stellung eines leitenden Ministers und trat, falls der König sich schwach erwies, geradezu für ihn ein. Obwohl der Adel eben deshalb auf seine Ernennung Einfluß ausübte, zuerst in Burgund und Austrasien, so lag es doch im ganzen Amte des Majordomus, daß er in erster Linie die Interessen des Königtums gegenüber dem Adel wahrnahm. So hat zuerst Pipin von Landen, anfangs über das ganze Reich, dann, als Dagobert sich nach Neustrien zurückzog und seinem Sohne Sigibert (632—656) Austrasien überließ, allein hier seine Gewalt ausgeübt, ein Mann von strenger Gerechtigkeit und deshalb vielen verhaßt.

Grimoald; Pipin von Heristal.

Als er im Jahre 640 starb, behauptete sein Sohn Grimoald das austrasische Majordomat; ja nach Sigiberts Tode im Jahre 656 versuchte er sogar seinen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, indem er den legitimen Erben Dagobert II. in ein irisches Kloster sandte. Doch der kühne Griff erwies sich als verfrüht. Der austrasische Adel erhob sich gegen den Usurpator und lieferte Grimoald an Chlodwig II., seit

Dagoberts I. Tode König von Neustrien und Burgund, aus, der ihn in Paris hinrichten ließ (656); zugleich erkannte er Chlodwig II. als König von Austrasien an, so daß noch einmal, wenngleich auf ganz kurze Zeit, das ganze Reich vereinigt war. Auf Chlodwig folgte zunächst in derselben Stellung Childerich, doch wurde dann in Austrasien Dagobert II. anerkannt. Unter ihm erneuerte Pipins I. und Arnulfs Enkel, Pipin (der Mittlere) von Heristal, Ansegisels und Beggas Sohn, der die Güter der beiden großen Geschlechter vereinigte, die zeitweilig verdunkelte Macht des Karolingischen Hauses, aber nicht als Hausmeier, sondern als „Herzog der Franken"; ja er konnte es wagen, nach Dagoberts II. Tode (678) den austrasischen Thron ganz unbesetzt zu lassen. Hätte er sich mit dieser Stellung eines ostfränkischen Stammesherzogs begnügt und den überwiegend romanischen Westen sich selber überlassen, so wäre damit der Zerfall des Reiches entschieden gewesen. Daß er das nicht that und daß er ebensowenig Austrasien neustrisch-romanischer Vorherrschaft überließ, vielmehr das germanische Austrasien zur herrschenden Stellung erhob, darin eben liegt seine historische Bedeutung.

In Neustrien und Burgund hatte niemals ein Geschlecht das Majordomat erblich zu machen vermocht, eben deshalb war hier die Zerrüttung größer als im Osten. Unter dem schwachen Theoderich III. herrschte als Hausmeier Ebroin, ein Mann aus niederem Stande, aber um so gewaltthätiger und hochfahrender. Eben dies führte zum Zusammenstoße mit Pipin. Nun siegte zwar Ebroin bei Locofao (d. h. „Buchenwald", nordöstlich von Laon) über die Austrasier (680), aber kurz darauf fiel er durch eine Verschwörung der neustrischen Großen (681). In der wilden Zerrüttung, die nun folgte, löste sich der früher gotische Südwesten Galliens, das alte Aquitanien, unter dem Herzog Eudo vom Reiche völlig los. Endlich griff Pipin, von den Gegnern des neustrischen Hausmeiers Berthari gerufen, mit kräftiger Faust in die neustrischen Wirren ein; in der Schlacht bei Testri (Tertry, Textricium) an der Somme, unweit von St. Quentin, schlug er den westfränkischen Adel aufs Haupt (687) und erhob darauf seinen Sohn Grimoald zum Majordomus in Neustrien, den älteren Drogo zu derselben Würde in Burgund, während er selbst in Austrasien nach wie vor sich Herzog nannte. Als „Herzog und Fürst der Franken" wurde er, seiner alles überragenden Stellung gemäß, bezeichnet. Doch an einer durchgreifenden Gewalt im ganzen weiten Umfange des Fränkischen Reiches fehlte auch ihm noch viel. Denn wie im Westen Aquitanien, so lösten sich im Osten die immer noch heidnischen germanischen Landschaften unter selbständigen Stammesherzögen thatsächlich vom Reiche. Seit Dagobert I. schon gab es ein thüringisches Herzogtum; um dieselbe Zeit erscheint im fränkischen Mainlande, in Würzburg, ein Herzog Gozbert; Bayern stand längst unter dem Herrenhause der Agilolfinger; auch im ostrheinischen Schwaben scheinen Herzöge geherrscht zu haben; nur das Elsaß blieb enger mit dem Reiche verbunden, obwohl auch hier gelegentlich Herzöge erwähnt werden. Zu den Friesen und Sachsen blieben die Verhältnisse höchst unsicher; Zeiten der Unterwerfung wechselten mit blutigen Kämpfen. Pipin hat diese ostrheinischen Dinge nicht zu ändern vermocht. Gegen die Friesen und Sachsen focht er ohne Erfolg; auch die Alamannen vermochte er nicht zu unterwerfen.

Pipin „Herzog und Fürst der Franken".



135. Siegel Dagoberts I.

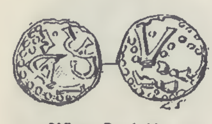
Erhebung des Karl Martell.

Sein Tod (714) führte zunächst eine schwere Krisis für sein Haus wie für das ganze Reich herauf, doch aus ihr kam für beide die Rettung. Um das Majordomat seinem Hause zu erhalten, hatte Pipin kurz vor seinem Ende seinen erst sechsjährigen

Enkel Theodwald zum Hausmeier ernannt, und seine Witwe Plektrudis versuchte dem Knaben seine Würde zu wahren, hielt deshalb den tüchtigsten, aber illegitimen Sohn Pipins, Karl (Martell), zu Köln in enger Haft. Doch die Neustrier erhoben im Jahre 715 einen eignen Majordomus, Raginfried, und verbanden sich gegen die Austrasier sogar mit den heidnischen Friesen. In dieser Not entrann Karl seiner Gefangenschaft, raffte einige Haufen zusammen und warf sich den Friesen entgegen, die bereits den Rhein herauf bis in die Nähe von Köln vorgedrungen waren. Von ihnen geschlagen, mußte er sich zwar zunächst in die Ardennen zurückziehen, so daß die Neustrier Plektrudis zur Übergabe des Schatzes nötigen konnten; dann aber, als sie zurückgingen, brachte er ihnen bei Amblève im Ardennerwalde eine schwere Niederlage bei (716) und erhob sich damit an die Spitze des austrasischen Adels.

Karl Martell Majordomus.

Es entwickelte sich nun ein zweijähriger hartnäckiger Kampf zwischen Austrasiern und Neustriern. Erst nach der mörderischen Schlacht bei Vincy im Hennegau (21. März 717) gab sich Raginfried für völlig besiegt, nachdem ihn Karl bis vor die Thore von Paris verfolgt hatte. Hierauf zog Karl gegen Köln, nötigte seine Stiefmutter, ihm die Thore der Stadt zu öffnen und ihm den Schatz seines Vaters auszuliefern. Aber Chilperich II., König der Neustrier, leistete in Verbindung mit dem Herzog Eudo von Aquitanien erneuerten Widerstand, und obgleich er bei Soissons 719 durch Karl aufs Haupt geschlagen wurde, kam doch ein Friede zustande, nach dem Chilperich als König, Karl aber als Hausmeier des gesamten Frankenreichs anerkannt wurde. Gegen 720 hatte somit Karl die Herrschaft in der ganzen Ausdehnung, wie sie sein Vater begründet hatte, wieder hergestellt; er war alleiniger Majordomus und Fürst der Franken. Er regierte ebenso unumschränkt wie Pipin, wenngleich auch noch die merowingischen Schattenkönige Chilperich II. und nach dessen Tode (720) Theoderich IV. auf dem Throne saßen.



136. Münze Karl Martells.

Einziehung des Kirchengutes.

Um nun den Adel an sich zu fesseln und eine starke Reiterei aufstellen zu können, schritt er zu einer großen Einziehung gallischen Kirchenguts. Ganze Bistümer und Abteien gab er an seine weltlichen Anhänger. Milo von Trier erhielt das Bistum Reims, einer seiner Verwandten die Bistümer Paris, Bayeux und Rouen, die Klöster Jumièges und St. Wandrille. Doch vollzogen sich diese Vergabungen in denselben Formen, in denen schon bisher sehr häufig von den Bistümern und Abteien selbst Teile ihres Grundbesitzes an Laien verliehen worden waren, d. h. der Empfänger erhielt das Gut nicht als Eigentum, sondern nur zu lebenslänglicher Nutznießung, als beneficium, als Lehen. Denselben Grundsatz wandten Karl und seine Nachfolger auch auf die Güter an, die sie aus dem Krongut an ihre Dienstmannen vergabten, denn offenbar war ihnen deren Treue sicherer, wenn sie die Möglichkeit einer Vererbung des Gutes auf ihre Nachkommen mit treuen Diensten erkaufen mußten, als wenn sich die Vererbung von selbst verstand. So legten die Karolinger den Grund zum Lehnswesen des späteren Mittelalters. Für das karolingische Haus selbst ergab sich daraus eine noch stärkere Befestigung seiner Macht, denn der Dienstadel, der ihm seinen Besitz zum großen Teile verdankte, sah offenbar seinen Herrn in dem karolingischen Hausmeier, nicht in dem merowingischen Schattenkönig.

Sieg bei Tours und Poitiers.

Und doch wurde dieser Gewaltherrscher, der mit rücksichtsloser Härte nahm, was er brauchte, um seine usurpierte Macht zu befestigen, der Retter der christlichen Kirche und Kultur des Abendlandes. Von Süden her zog eine furchtbare Gefahr herauf, als im Jahre 731 der arabische Statthalter Spaniens, Abderrahman, mit einem Heere von 400000 Mann die Pyrenäen überschritt. Herzog Eudo von Aquitanien, der sich zu allernächst bedroht sah, stellte sich ihm entgegen, wurde aber mehrmals in

die Enge getrieben und endlich unter den Mauern des festen Arles (731) so entschieden geschlagen, daß er gleich den meisten seiner Bundesgenossen die Flucht ergriff und das ganze südliche Frankreich den alles verwüstenden Arabern überließ. Die verübten Greuel, das Hilfegeschrei der Geistlichen, die Religion und Kirche bedroht sahen, und endlich die Gefahr, die dem Bestande des Fränkischen Reiches selber aus dem Vordringen der Mauren erwuchs, bestimmten Karl Martell, alle seine Streitkräfte aufzubieten, um den drohenden Sturm zu beschwören. Auch die Aufgebote der kaum bekehrten deutschen Stämme östlich des Rheins fehlten nicht, als er, um das fränkische Nationalheiligtum, St. Martin in Tours, zu schützen, zwischen Tours und Poitiers den Arabern entgegentrat. In blutiger Schlacht rangen zum erstenmal die Geschwader der schweren fränkischen Reiter mit den leichtbewaffneten des Orients, bis endlich Karl gegen Abend die austrasischen Aufgebote, das deutsche Bauernfußvolk, den Arabern entgegenwarf. Ihrer „gewaltigen Körperkraft und eisernen Faust" erlagen die Morgenländer, auch Abderrahman fiel. Doch erwarteten die Franken die Erneuerung der Schlacht am nächsten Tage und wurden in dieser Auffassung durch die Tausende von Wachtfeuern bestärkt, die im arabischen Lager die Nacht über loderten. Als sie aber am Morgen ausrückten, fanden sie das feindliche Lager geräumt; während der Nacht waren die Araber abgezogen und hatten nur zur Täuschung der Gegner die Feuer unterhalten lassen (732).



137. Fränkischer Reiter.
Figur des Schachspiels Karls des Großen, früher im Schatz von St. Denis, jetzt im Medaillenkabinett der Pariser Bibliothek.

Kämpfe in Südgallien.

So entscheidend der Sieg war, Karl vermochte ihn nicht auszunützen, denn der fränkische Heerbann ging auseinander. Die darauf begonnene Belagerung von Narbonne scheiterte, erst im Jahre 737 eroberten die Franken Avignon mit den Rhonemündungen zurück und schlugen die Araber bei Narbonne; als sie im Jahre 739 in großer Stärke wiederkamen und über die Rhone bis in die Westalpen vordrangen, mußte Karl die Hilfe des Langobardenkönigs Liutprand in Anspruch nehmen. Vor dessen Anmarsch wichen die Araber in Verwirrung zurück.

Die rheinischen Herzogtümer.

Daß die ostrheinischen Aufgebote in Gallien mit gegen die Araber fochten, war das Ergebnis schwerer Kämpfe Karls und der friedlichen Thätigkeit angelsächsischer Missionare. Denn zunächst standen die deutschen Stammesherzogtümer dem neuen Majordomus in trotziger Selbständigkeit gegenüber. In Bayern hatte Herzog Theodo noch bei seinen Lebzeiten seinen Söhnen Grimoald und Theodebert Teile des Landes zur Verwaltung überwiesen, jenem das Gebiet von Freising, diesem das von Salzburg. Nach Theodos Tode erschien Karl Martell zweimal (725 und 728) mit Heeresmacht in Bayern, erzwang die Huldigung und setzte dann als Nachfolger Huccberts (gest. 737), der Theodeberts Erbschaft angetreten hatte, den Odilo als Herzog von Bayern ein. In Schwaben überwand er den Herzog Lantfried, der seitdem verschwindet (730). Hartnäckig wehrten sich die meist noch heidnischen Friesen unter ihrem Herzog Poppo; doch fiel dieser selbst und erhielt keinen Nachfolger (733/34). Auch einzelne Gaue der Sachsen wurden tributpflichtig gemacht.

Karl Martells Tod.

Als thatsächlicher Schöpfer der karolingischen Dynastie endete Karl Martell sein thatenreiches Leben am 21. Oktober 741 auf seinem Landsitze zu Quiercy an der Oise etwa im 50. Lebensjahre, nachdem er mit Bewilligung der Großen seine Würde an seine Söhne Karlmann und Pipin vererbt und das Reich unter sie geteilt hatte, derart, daß Karlmann Austrasien, Alamannien und Thüringen, Pipin aber Neustrien, Burgund und die Provence zur Verwaltung erhielt. Indes fanden es die beiden Regenten für notwendig, noch einmal die königliche Autorität zu benutzen, um unter deren Schirm dem Hausmeieramte wieder festeren Halt zu verleihen. Ihre Wahl fiel auf Childerich III. (743—751), den Sohn Childerichs II. Doch blieb diesem letzten Merowingerkönig ebenso wie seinen Vorgängern nichts als der Name. „Dem König", sagt Einhard, „war nichts gelassen worden, als daß er, zufrieden mit dem bloßen Königsnamen, mit herabhängendem Haar und ungeschorenem Bart auf dem Throne saß und den äußeren Schein des Herrschers genoß, die von allen Seiten herankommenden Gesandten anhörte und ihnen bei ihrem Abgange die ihm eingegebenen oder anbefohlenen Antworten wie aus eigner Machtvollkommenheit erteilte. Außer dem leeren Königsnamen und dem mäßigen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier zumaß, besaß er nichts eigen, als ein Hofgut oder eine Villa von geringem Umfange und Ertrage, einen Fürstensitz von den bescheidensten Verhältnissen, und eine wenig zahlreiche Dienerschaft

138. Unterschrift Pipins als Majordomus.

„Signum † Inlustri viro Pippino maiore domus."

für die notwendigsten Dienstleistungen. Überall, wohin er sich zu begeben hatte, fuhr er auf einem Wagen, von Rindern gezogen und von einem Rinderknecht gelenkt. So fuhr er nach dem Palaste, nach der Volksversammlung, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurde, und nach Hause zurück. Die ganze Staatsverwaltung aber und alles, was zu Hause anzuordnen war, besorgte der Majordomus."

Pipin und Karlmann.

Vereinigt wirkten beide Brüder zunächst zur Schwächung und Vernichtung der noch bestehenden selbständigen Stammesgewalten zusammen. Pipin zwang 743 den Herzog Odilo (Oatilo) von Bayern durch einen verheerenden Einfall, das Gebiet nördlich der Donau, den sogenannten Nordgau, abzutreten und den Vasalleneid zu schwören. Seinem Sohne Tassilo, der ihm 748, erst sechs Jahre alt, folgte, wurde das Herzogtum nur als Lehen (beneficium) und gegen Leistung des Treueides übertragen. Inzwischen hatte Karlmann 747 den schwäbischen Heerbann bei Kannstadt umstellt und nach blutigem Strafgericht das Herzogtum ganz aufgehoben. Von Reue über jene Grausamkeit ergriffen, wie es heißt, entsagte er kurz danach der Herrschaft und zog sich schließlich nach Monte Cassino zurück. Als Mönch starb er 754 in Vienne. Pipin aber wurde nun Alleinherrscher des gesamten Frankenreiches.

Die Verleihnung des Kirchenguts.

Aber diese Karolinger haben nicht nur die selbständigen Stammesgewalten im Reiche niedergeworfen, sondern auch ihre Macht im Innern auf festere Grundlagen gestellt und damit ihr Königtum vorbereitet. Sie dehnten nämlich die von Karl Martell begonnene Einziehung des Kirchengutes für weltliche Zwecke nicht gerade weiter aus, gaben ihr aber eine gesetzliche Form, indem sie in verschiedenen Reichsversammlungen (742, 744 und 745) beschließen ließen, daß angesichts der drohenden Kriegsgefahren

ein Teil des weggenommenen Kirchengutes der Kirche zurückgegeben werde; für das, was Laien davon behielten, und zwar nur zur Nutznießung (per precarium, ex beneficio), sollte ein Zins (von jeder Hufe 1 Solidus jährlich) gezahlt werden, solange die Notlage dauere. Nach dem Tode des Inhabers sollte das Gut an die Kirche zurückfallen, nur auf direkten Befehl des Majordomus die Belehnung erneuert werden. Um diese Verhältnisse zu regeln, bedurfte es einer „Aufzeichnung" des Kirchengutes (descriptio), auf deren Grund dann die „Teilung" (divisio) erfolgte. So hart diese Maßregel für die Kirche schien, die vergleichsweise Sicherheit, die sie dadurch erlangte, war doch immer der bisherigen Unordnung weit vorzuziehen. Ganz unvergleichlich größer war aber der Vorteil für die Karolinger. Mit einem Schlage gewannen sie, wenn auch zunächst nur auf Zeit, ein gesetzlich anerkanntes Verfügungsrecht über den größten Teil des Kirchengutes und dadurch die Mittel, Tausende von Vasallen mit Land auszustatten und sie an sich zu fesseln, da ja die Vergabung nicht zu Eigentum erfolgt und also die Übertragung auf die Erben durch Treue verdient sein wollte. Daraus ergab sich eine gewaltige Steigerung der Wehrkraft des Reiches und ihrer eignen Macht, in der weiteren Wirkung eine großartige Reform zu gunsten der Monarchie.

Gleichzeitig vollzog sich, von den Karolingern nicht unmittelbar gefördert, aber wenigstens gedeckt, eine noch weit großartigere Umgestaltung: der Übertritt der deutschen Stämme zum Christentume und die Reform der Fränkischen Kirche.

Die Mission in Deutschland.

Die irisch-schottischen Missionare.

Den Anfang damit machten nicht fränkische, sondern irisch-schottische Missionare. Der erste war Columbanus der Jüngere, der um 600 mit zwölf Gefährten im Fränkischen Reiche bußpredigend erschien. Eben deshalb ausgewiesen, pilgerte er 610 nach Schwaben und predigte hier um Bregenz, zog dann aber nach Italien weiter und gründete das Kloster Bobbio bei Pavia, wo er 615 starb. Sein Schüler Gallus, krank zurückgeblieben, stiftete 614 an der rauschenden Sitter das Kloster St. Gallen und starb hier 640. Fast hundert Jahre später entstand das Kloster Reichenau im Überlinger See durch den Iren Pirminius (724). Auch im fränkischen Mainlande wurde ein Irländer, Kilian (irisch Kyllena) der Begründer der christlichen Kirche, fand zwar 688 in der Nähe von Würzburg den Märtyrertod, hatte aber doch so viel gewirkt, daß der Herzog Gozbert übertrat, und sicher wurde Würzburg der älteste Sitz des Christentums im Frankenlande, von wo es auch schon nach Thüringen und Hessen vordrang. Um dieselbe Zeit (696) erschien in Bayern der Franke Ruprecht von Worms auf die Einladung des Herzogs Theodo, taufte diesen selbst und baute die ersten Kirchen unter der romanischen Bevölkerung am Wallersee (Seekirchen) und auf den waldbewachsenen Trümmern der Römerstadt Juvavum, die seitdem Salzburg hieß (s. S. 88, 192). Noch unter Herzog Theodo (um 712) setzte ein romanischer Franke, Emmeram aus Poitiers, das Werk Ruprechts fort und gründete das nach ihm genannte Kloster in der Landeshauptstadt Regensburg, wurde aber 715 aus persönlicher Rache unweit des späteren München erschlagen. Endlich machte Corbinianus aus Melun Freising zu einer festen Burg des Christentums für Bayern und starb als sein erster Bischof 730. Trotzdem kam auch in Bayern durch den Iren Virgil, 743—784 Bischof von Salzburg, wo er den Petersdom erbaute, die irisch-schottische Kirche zur Herrschaft. Zahlreiche Klöster (Benediktbeuren, Chiemsee, Ötting, Nieder-Altaich) befestigten das Christentum noch mehr, und von hier gingen die ersten Missionare zu den Slowenen hinüber, die durch Herzog Odilo (Oatilo) in Abhängigkeit von Bayern gebracht worden waren. Die ersten Kirchen waren hier Maria-Saal an dem schönen Wörther See und St. Peter im Holz (Tiburnia) an der obern Drau.

Winfried-Bonifatius.

Diese irisch-schottische Kirche entbehrte in Deutschland wie in ihrer Heimat aller festen hierarchischen Ordnung und erkannte keinerlei Unterordnung unter Rom an. Erst angelsächsische Missionare brachten beides, und zwar zuerst nach dem nahen und stammverwandten Friesland. Hier traten zunächst **Wilfried** und **Willibrord** auf. Diesem verlieh Pipin den bischöflichen Sitz zu Utrecht (Wiltaburg), dann einen Teil des Grund und Bodens für die Gründung der Klöster Epternach und Süstern, dem Suicbert aber die Insel Kaiserswerth im Rhein. Hier in Friesland war auch **Winfried** (angels. Wynfreth, d. i. Glücksfried, latein. Bonifatius) zuerst thätig, der erste große Bischof Deutschlands, den eine spätere Zeit den „Apostel der Deutschen" genannt hat.

Winfried wurde zwischen 670 und 695 von vornehmen Eltern in Wessex geboren und im Kloster Adescastre erzogen. Im 30. Lebensjahre etwa empfing er die Priesterweihe und ging dann im Jahre 716 nach dem fränkischen Friesland, um unter seinem Landsmanne Willibrord an der Bekehrung der Friesen zu arbeiten, die immer noch ihren trotzigen Nacken der Heilsbotschaft entgegenstemmten. Doch kehrte er schon in demselben Jahre wieder nach England zurück, sei es, weil er wenig Erfolg hatte, sei es, weil Willibrord sich mehr der irisch-schottischen Richtung zuneigte, deren geschworener Gegner Winfried war. Nach seiner Rückkehr war er Abt in Nucelle. Im Jahre 718 pilgerte er nach Rom, um sich vom Papst Gregor II. Anweisungen und Vollmachten für sein Auftreten in Deutschland zu erbitten. Drei Jahre wirkte er hierauf abermals in **Friesland** als Gehilfe seines Landsmannes Willibrord und wandte sich dann (722) nach **Thüringen**, später nach **Hessen**, wo er mit großem Erfolge seine neue Lehre predigte, aber auch der Wirksamkeit irisch-schottischer Bekehrer entgegenzutreten hatte. Von diesen, nicht von Bonifatius, war auch das Kloster Amanaburg (Ameneburg) in Hessen gestiftet.

Im Jahre 722 sehen wir ihn wieder in Rom, wo er mit großen Ehren vom Papste empfangen wurde, der seine Bedeutung wohl erkannte und zu schätzen wußte. Bonifatius schwur dem Papste am Grabe des Apostels Petrus den Eid der römischen Suburbicarbischöfe, d. h. der unmittelbar unter Rom stehenden Bischöfe: „Ich gelobe dir, heiliger Petrus, dem ersten der Apostel und deinem Stellvertreter, dem Papst Gregor II. und dessen Nachfolgern, daß ich in der Einheit des katholischen Glaubens beharren und auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern meine Kraft dem Nutzen deiner Kirche, der von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen ist, und deinem Stellvertreter stets Treue bewahren will. Und wenn das Verfahren der Kirchenvorsteher den Anordnungen der Väter widerstreitet, so will ich mit solchen keine Gemeinschaft haben, vielmehr es hindern, wenn ich es hindern kann, wo nicht, es treu dem Papst berichten." Gregor gab ihm Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die fränkischen Geistlichen, an die Thüringischen Großen sowie an das Volk der Sachsen und verlieh ihm ausgedehnte Vollmachten, „um den deutschen Völkern und allen andern, die östlich vom Rhein wohnen, mögen sie im Irrtum des Heidentums oder den Finsternissen der Unwissenheit befangen sein, die neue Lehre zu predigen."

Aber Bonifatius fand nicht überall dieselbe Begeisterung für den römischen Stuhl, die er selbst hegte. Die fränkische, alamannische und bayrische Geistlichkeit zeigte wenig Verlangen, sich einem päpstlichen Sendboten unterzuordnen, und enttäuscht wandte sich Bonifatius wieder nach **Thüringen** und **Hessen**, um hier, von Karl Martell nicht gerade unterstützt, aber wenigstens mit einem Schutzbriefe ausgestattet, seine rastlose Thätigkeit zu entfalten. Bei **Geismar**, rechts von der Werra, verehrten die Bewohner des Landes noch eine dem Donar geweihte Eiche, die sie für unverletzlich hielten. Mit kühner Hand fällte Bonifatius den heiligen Baum, um den Aberglauben durch die That zu widerlegen (723). Dem heidnischen Aberglauben reichte der christliche sofort die Hand, indem die Sage berichtet, der Baum habe sich durch ein göttliches Wunder in vier Teile gespalten, woraus Bonifatius dann bei dem nahen **Fritzlar** ein dem heiligen Petrus geweihtes Kirchlein erbauen ließ, aus dem später ein ansehnliches Klosterstift erwuchs. Nach dem Falle dieses Heiligtums, der das heidnische Volk von der Ohnmacht seiner Götter überzeugte, nahm nun das Bekehrungswerk des Bonifatius in Thüringen und Hessen einen kräftigeren Aufschwung. In Thüringen entstand das Kloster **Ohrdruff**. Doch hatte Bonifatius fortwährend über die irisch-schottischen „Halbchristen" zu klagen und faßte nur durch Unterstützung angelsächsischer Mönche und Nonnen Fuß.

Bonifatius in Bayern.

Im Hinblick auf diese Erfolge erhob ihn Papst Gregor III. im Jahre 732 zum **Erzbischof**. Nach einem dritten Besuche in Rom (738), wo ihn der Papst zum Legaten für das Fränkische Reich ernannte, wandte der unermüdliche Mann auf Einladung des Herzogs Odilo seine Wirksamkeit nochmals **Bayern** zu, wo es ihm endlich gelang, den Widerstand der Geistlichkeit zu brechen. Er errichtete die vier Bistümer **Salzburg**, **Freisingen**, **Regensburg**, **Passau**, indem er die dort residierenden Äbte mit bischöflicher Gewalt als Bischöfe nach römischer Art anerkannte. Der von Passau, Vivilo (Vivolus), war bereits früher von Gregor III. selbst geweiht worden, das Stift selbst aber behauptete nachmals, es sei die Fortsetzung des römischen Bistums Lauriacum (Lorch bei Enns), was wenigstens nicht ganz unmöglich, wenn auch nicht beweisbar ist. Indes kam die römische Kirchenordnung in Bayern nicht zu vollständiger Anerkennung, denn Virgil in Salzburg widerstand ihr und wurde darin durch das Streben Bayerns nach Unabhängigkeit vom Fränkischen Reiche unterstützt.

Ungehinderter entfaltete sich Bonifatius' reformatorische Thätigkeit nach dem Tode Karl Martells (741); denn obgleich ihn dieser vielfach begünstigt hatte, zeigte er sich doch seinen Bestrebungen insofern hinderlich, als Karl die Kirche zu sehr zu seinen rein politischen Zwecken auszunützen suchte, über die Kirchengüter oft willkürlich verfügte und der strengen geistlichen Zucht zu wenig Aufmerksamkeit zuwandte. Seine in dem Kloster St. Denis erzogenen Söhne Karlmann und Pipin dagegen hegten wirkliches Interesse für die Kirche, ließen daher Bonifatius ihren Schutz und Beistand in höherem Maße zu teil werden und suchten selbst den Güterbesitz der Kirche möglichst wiederherzustellen.

Nach dem Vorbilde Bayerns wurden nunmehr auch die Kirchenangelegenheiten im östlichen Franken, in Thüringen und Hessen geordnet und vier neue Bistümer ins Leben gerufen: Würzburg für Ostfranken, Erfurt für Thüringen, Buraburg mit dem Kloster Fritzlar für Hessen und Eichstädt für den bayrischen Nordgau. Auf einer austrasischen Synode 742 brachte Bonifatius diese Einrichtungen zur Anerkennung. Zugleich beschloß die Versammlung die Entfernung der untauglichen Geistlichen und stellte die gesamte Geistlichkeit unter scharfe Zucht. Der so reformierten Kirche sollten die ihr (durch Karl Martell) entzogenen Güter zurückgegeben werden. Kirchenorganisation und -reform.

Gleichzeitig suchte er die im westlichen Frankenreiche arg in Verfall geratene Kirche zu heben und fester an den päpstlichen Stuhl zu knüpfen. Fast genau dieselben Beschlüsse faßte eine neustrische Synode, die Pipin im März 744 zu Soissons versammelte. Drei Erzbistümer sollten errichtet, das bischöfliche Gericht nicht bloß über Meineid und Falschzeugnis, sondern auch über den Marktverkehr ausgedehnt werden. Eine dritte Synode endlich, für beide Reichsteile zu Lestines im Hennegau im April 745 gehalten, beschränkte zwar die Rückgabe des Kirchengutes auf das für den Kriegsdienst Entbehrliche, verhieß aber spätere Rückgabe und überdies einen Jahreszins von den zurückgehaltenen Gütern.

Sonst wurde dort u. a. die Abschwörungsformel für die getauften Heiden festgestellt, eines der ältesten Denkmäler der hochdeutschen Sprache. Sie lautet wie folgt:

Frage: „Forsachistu diobolä?" (Widersagst du dem Teufel? — nach christlichen Begriffen der Heidengott Donar.)
Antwort: „Ec forsacho diobolä." (Ich widersage dem Teufel.)
Frage: „End allum diobolgeldä?" (Und aller Teufelsgesellschaft?)
Antwort: „End ec forsacho allum diobolgeldä."
Frage: „End allum dioboles wercum?"
Antwort: „End ec forsacho allum dioboles wercum and wordum, thunaer ende woden ende saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sind." (Allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Saxnot (Ziu) und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.)
Frage: „Gelobistu in got, alamehtigan fadaer?" (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?)
Antwort: „Ec gelobo in got, alamehtigan fadaer."
Frage: „Gelobistu in crist, godes suno?"
Antwort: „Ec gelobo in crist, gotes suno."
Frage: „Gelobistu in halogan gast?"
Antwort: „Ec gelobo in halogan gast."

Eine der denkwürdigsten Schöpfungen des unermüdlichen Glaubensapostels ist die Gründung des Klosters Fulda an dem gleichnamigen Flüßchen, das 744 Sturm, einer seiner eifrigsten Schüler und Begleiter auf mehreren Missionsreisen, erbaute und als erster Abt leitete. Das Kloster sollte nicht nur eine Pflanzschule für künftige Heidenbekehrer, sondern auch ein Musterkloster für die deutschen Länder werden, weshalb es auch nach dem Vorbilde des Monte Cassino, des berühmten Stammsitzes der Benediktiner, eingerichtet wurde. Karlmann überließ der Stiftung den Grund und Boden, und viele fränkische Große förderten das Unternehmen durch reiche Schenkungen. Auch fernerhin vielfach bedacht, ward es eines der reichsten Klöster Deutschlands. So außer-

ordentlich rasch entwickelte sich die junge Stiftung, daß die Zahl der sieben Mönche, die sich hier zuerst niedergelassen hatten, noch vor dem Tode des Gründers auf 400 Klostergenossen angewachsen war.

Bonifatius Erzbischof.

Im Jahre 748 ward Bonifatius, bisher Erzbischof ohne festen Sitz, zum Erzbischof von Mainz ernannt mit der Befugnis, die Diözesen von Köln, Worms, Speier, Utrecht u. a. sowie die gesamte Kirche Deutschlands mit Ausnahme von Schwaben und Bayern zu regieren. Von Mainz aus wirkte Bonifatius ebenso eifrig für die Befestigung seines Bekehrungswerkes wie für seine kirchlichen Einrichtungen; auch behielt er das weitere Gedeihen des Klosters Fulda, das ihm so sehr am Herzen lag, im Auge und förderte sie durch mehrere große Schenkungen.

Bonifatius' Ende.

Sein Missionswerk hatte er in Hessen und den Nachbarlanden seines Bischofsitzes während einer 50jährigen ununterbrochenen Thätigkeit vollendet. Allerwärts verkündeten christliche Bischöfe und Priester das Evangelium. Allein ein unermüdlicher Thätigkeitstrieb ließ dem bereits im Greisenalter stehenden, wenn auch noch kräftigen Manne keine Ruhe. Der Plan reifte in ihm, wieder dahin zurückzukehren, wo er seinen ersten mißglückten Missionsversuch unternommen hatte, und durch Ordnung der friesischen Kirche seinem Werke die Krone aufzusetzen. Nachdem ihm vom Papste und vom Majordomus Pipin gestattet worden war, sein Erzbistum seinem bewährten Schüler Lullus zu überlassen, zog der mehr als 70jährige Greis im Jahre 753, weder Gefahren noch Beschwerden achtend, mit wenigen Gefährten den Rhein hinabfahrend, unter jenes wilde Volk. Er stieg an den Ufern der Zuydersee ans Land und predigte, zerstörte Götzenbilder, erbaute Kirchen und vollzog die Taufe an Tausenden. Bei dem heutigen Dockum in Westfriesland hatte er am 5. Juni 754 am Fluß Borne sein Zelt aufschlagen lassen, als eine wilde Schar heidnischer Friesen über ihn herfiel und ihn, samt seinen getreuen Gefährten, 52 an der Zahl, erschlug. Seine Begleiter hatten ihn und sich selbst verteidigen wollen, er aber wehrte ihnen, sie mit feierlichem Ernst ermahnend: „die nicht zu fürchten, die nur den Leib töten, nicht aber der Seele schaden könnten." Ohne Widerstand erlitten alle den Märtyrertod, indem Bonifatius das Evangelienbuch mit den Händen über seinem Haupte emporhielt. Seine Leiche wurde zuerst in Utrecht bestattet, allein Erzbischof Lullus ließ sie dort abholen und auf den zu Lebzeiten geäußerten Wunsch seines Meisters in das Kloster Fulda bringen.

Bedeutung des Bonifatius.

Die katholische Kirche hat Bonifatius ihren Heiligen zugesellt; aber auch den Nichtkatholiken bleibt er verehrungswürdig als der Bahnbrecher eines unermeßlichen Fortschritts. Im Jahre 1855, bei der Errichtung seiner Statue in Fulda, feierte deshalb nicht allein das katholische Deutschland, sondern auch der Gustav-Adolfverein das Gedächtnis des Apostels der Deutschen (dessen Tod man damals noch auf 755 setzte). Freilich darf man dabei eines nicht vergessen: Bonifatius wirkte durchaus nicht nur als Bekehrer, ja nicht einmal hauptsächlich als Bekehrer, sondern vor allem als Organisator, als Zerstörer der irisch-schottischen, als Begründer der römischen Kirchenordnung in Deutschland. Völlig berechtigt ist deshalb das Urteil K. Hases: „In seinen Vorstellungen abergläubisch, in Sitten streng, in Äußerlichkeiten engherzig, gegen Untergebene herrisch, vor den Päpsten demütig, außer wo er Mißbräuche in Rom geschützt sah, hat er klug und begeistert ein langes Leben an seinen Plan gesetzt und diesen durchgesetzt. Bonifatius hat seinem Eide getreu die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht, von denen er sich selbst abhängig fühlte, und ihre nationale Entwickelung gebrochen; aber ohne das Ansehen der römischen Bischöfe und der fränkischen Könige war die strenge Ordnung gegen das allgemeine Widerstreben schwerlich durchzuführen", und sie war notwendig, weil ohne sie inmitten dieser noch barbarischen Umgebung die Kirche selbst nicht hätte bestehen können.

Die Benediktinerklöster.

Mit richtigem Blick hat Bonifatius erkannt, daß es für die Verwirklichung seiner Pläne keinen kräftigeren Hebel gebe als das Klosterwesen nach der Regel des Benedictus. Überall hat er deshalb Klöster gegründet und begünstigt. Die notwendige äußere Grundlage eines Klosters war zunächst eine Landschenkung, die ein Fürst oder ein Edler der neuen Stiftung darbrachte, weil ihn fromme Gesinnung oder Gewissensangst trieb, meist ungerodetes Land. Dort suchten einige Brüder, die von einem älteren Kloster dazu abgesandt wurden, einen wohlgelegenen Platz, der von menschlichen Niederlassungen entfernt, aber gesichert gegen räuberischen Überfall und in der Nähe des Wassers lag, vielleicht gar eine alte heidnische Kultusstätte, wo die besiegten Heidengötter als Dämonen heulten, denn ihre Bekämpfung galt den Mönchen für verdienstlich. Dann schlugen hörige Leute die Stämme nieder, bauten die Blockhäuser für Wohn- und Wirtschaftsräume, daneben die hölzerne Kirche, und bahnten die ersten Wege, alles nach Angabe und unter Leitung der Klosterbrüder, die auch wohl selbst kräftig Hand anlegten. War das Nötigste vollendet, dann siedelte der Abt mit den Mönchen über und las die erste Messe. Für sehr wünschenswert galt es, die Reliquien eines Heiligen zu gewinnen, deren Wunderwirkung den Ruf des Klosters und auch seinen Reichtum mehrte; in feierlicher Prozession wurden sie dann eingeholt und in der Kirche niedergelegt. Dieser Tag wurde dann alljährlich als Hauptfesttag des Klosters gefeiert.

Allmählich wuchs durch neue Schenkungen und kluge Wirtschaft der Reichtum des Stifts, seine Hufen zählten vielleicht nach Tausenden und lagen über weite Länderstrecken zerstreut. Die Gebäude des Klosters wurden in Stein, allerdings unter Schindeldächern, neu aufgeführt, ihr Umfang erweitert. Immer aber lag derselbe Plan zu Grunde. An die Kirche, den Mittelpunkt der ganzen Anlage, schlossen sich die Gebäude der Klausur: die Zellen der Brüder in langer Reihe, ihr Schlafsaal (Dormitorium), der Speisesaal (Refectorium), die Bibliothek, die innere Schule. Nur dem Geweihten war der Eintritt gestattet, jedem andern streng untersagt. Außerhalb der mauerumschlossenen Klausur erhob sich zunächst die Abtswohnung, bei reichen Klöstern ein stattlicher, palastähnlicher Bau, dann die Gast- und Krankenhäuser mit der Apotheke, die Außenschule, die Werkstätte der unfreien Handwerker, und die Gebäude einer Gutswirtschaft im größten Stile: Scheunen, Ställe, Wohnungen der dienenden Leute, daran schlossen sich Gärten für Blumen und Obst. Die ganze weitläufige Anlage wurde wohl mit Pfahlwerk und Graben, später mit Mauern und Türmen umgeben. Wenn sich die Zahl der dienenden Leute mehrte, dann bildete sich im Anschluß au das Kloster ein Dorf, nicht selten die Grundlage einer späteren Stadt.

Die Kulturbedeutung der deutschen Benediktinerklöster im früheren Mittelalter kann nicht leicht überschätzt werden. Sie beruhte darauf, daß diese Mönche die Wahrer und Pfleger einer höheren, aus dem Altertum überlieferten Gesittung inmitten einer noch rohen, aber bildsamen Umgebung waren. Jedes Kloster war eine Kolonie im Urwald, eine Kulturoase inmitten der Wildnis, eine großartige, festgeregelte Gutswirtschaft, die nach sicherem Plane arbeitete und immer neues Land unter den Pflug nahm. Zahlreiche Fortschritte verdankt die deutsche Landwirtschaft den Benediktinern. Sie haben zuerst bessere und feinere Obstsorten eingeführt, den Weinbau planmäßig gepflegt, schon weil sie des Weins zur Abendmahlsfeier bedurften, mancherlei Heilmittel aufbewahrt und angewendet. Sie bewahrten weiter die Überlieferungen künstlerischer Technik als Architekten, Bildhauer, Maler, Schreiber. Ihre Schulen waren lange fast die einzigen in Deutschland, die innere für die künftigen Mönche, die äußere für die dereinstigen Weltgeistlichen. Unermüdlich schrieben sie die Werke der Alten und der Kirchenväter ab und sammelten sie in ihren Bibliotheken; was uns von ihnen erhalten ist, haben meist sie gerettet. Die Reste überhaupt des antiken Wissens bargen sich hinter Klostermauern. Inmitten der Roheit und Selbstsucht um sie her bildeten diese Stifter fast die einzigen Stätten, wo strenges Gesetz, Hingabe an ideale Pflichten, Begeisterung für das Höhere galten. Kein Wunder, daß tiefere Geister und zartere Gemüter jahrhundertelang nur in den Klöstern zu leben vermochten.

Und doch standen diese dem Leben der Laien keineswegs fremd, vielmehr hilfreich und vorbildlich gegenüber. Schon ihre wirtschaftlichen Interessen verbanden sie fest mit dem Lande. Das übrige thaten dann ihre Beziehungen zu den Familien ihrer Stifter und Wohlthäter, zu den edlen Geschlechtern der Landschaft. Ihre Hausgeschichte, die sich oft zur Landesgeschichte erweiterte, schrieben die Mönche des Familienklosters. Jüngere Söhne und Töchter des Geschlechts nahmen wohl die Kutte oder den Schleier, in Nöten des Lebens fanden die Herren im Kloster Rat und Hilfe und, wenn alles gescheitert war, was sie im Ringen um Macht und Besitz erstrebt hatten, die letzte Zuflucht, endlich in der Klosterkirche ein Grab.

Bekehrer und Bekehrte.

So schloß sich die deutsche Kirche den Verhältnissen an, die sie vorfand, sie erwarb Grundbesitz und trieb Landwirtschaft im großen Stile, sie war mit den mächtigen Geschlechtern der Landschaft eng verknüpft, sie erschien als die große Beschirmerin und Helferin der Schwachen und Armen. Aber sie bezahlte dafür auch hier wie überall ihren Preis, sie mußte sich den Anschauungen der Bekehrten anbequemen.

Denn an vielem, was sie lehrte, nahm der deutsche Sinn gewaltigen Anstoß. Nicht siegend und kämpfend als Held, sondern leidend und sterbend hatte Christus sein Werk vollbracht; er forderte von seinen Anhängern Demut bis zur Erniedrigung, Vergebung auch für die Feinde, und verwarf Stolz, Kriegsruhm und Rache. Wer dem Herrn Christus huldigte, der mußte also

zugleich auf die teuersten Überlieferungen und Erinnerungen verzichten, er sollte brechen mit der ganzen Vergangenheit seines Volkes, denn heidnisch war seine Heldensage, heidnisch aller fromme Brauch seines Lebens, heidnisch sein Recht. Wie sollte ein tapferes, selbstbewußtes Volk, wie die Deutschen es waren, sich solchen Forderungen fügen! Nicht allein wird jener Friesenhäuptling Radbot gestanden haben, der seinen Fuß aus dem Taufwasser zurückzog, als ihm der Priester sagte, er werde seine tapferen Vorfahren nicht im Himmel wiederfinden, denn sie seien zur Hölle gefahren. So wäre die Aufgabe der christlichen Bekehrung unlösbar gewesen, wären ihnen nicht auch manche Umstände entgegengekommen, und hätten sie es nicht verstanden, sich den heidnischen Anschauungen anzubequemen. Zunächst war die Mehrzahl der deutschen Bauern damals doch friedlich, die ins Feld nur zogen, wenn das Aufgebot erging; die kriegerische Stimmung der Wanderzeit war verraucht, seitdem der Mann sicher auf seiner Hufe saß. Noch wußte er die Waffen zu führen und ergötzte sich an der Heldensage der Vorzeit, doch der Krieg war für ihn zur Ausnahme geworden, und er empfand ihn als eine schwere Last. Da konnte die friedliche Christenlehre wohl Boden gewinnen, was ihr ein paar Jahrhunderte früher nicht gelungen wäre und nicht gelungen ist. Sodann fand sie doch auch manches im Glauben der Heiden, was ihr nahe stand. Der Begriff eines Gottessohnes war ihnen nicht fremd; auch daß ein solcher feindlichen Mächten unterliegen und sterben könne, lehrte ihr Mythus von Baldur; ja sie sahen überall den Kampf guter und böser Gewalten, in den der Mensch mit hineingezogen wurde. Auch war dies Heidentum keine folgerichtig durchgebildete Lehre, es wimmelte vielmehr von inneren Widersprüchen zwischen der alten Roheit, wie sie sich aus der ursprünglichen Naturbedeutung der Götter ergab, und reineren sittlichen Anschauungen, wie sie den Fortschritten der Gesittung entsprachen. Dem trat nun das Christentum gegenüber mit der Folgerichtigkeit seiner Lehre, der Strenge seiner sittlichen Forderungen, den festen Formen seiner Verfassung und seines Gottesdienstes, die überall dieselben blieben, und ausgerüstet mit einer höheren Kultur, im Besitz der Schrift und der lateinischen Weltsprache. Auch verfehlten die Bekehrer nicht das anzuwenden, was auch den einfachen Mann am meisten packen mußte: die feierliche Pracht des Gottesdienstes und die Zerstörung der alten Heiligtümer zum Beweise für die Ohnmacht der heidnischen Götter, deren Dasein auch der christliche Priester ja nicht leugnete, nur daß er sie für teuflische Dämonen hielt.

Und was er von den heidnischen Anschauungen brauchbar fand oder nicht beseitigen konnte, dem gab er eine christliche Wendung. Er wandelte heidnische Kultstätten in christliche um; ging das nicht an, dann verrief er sie als Stätten teuflischen Spukes. Ebenso lehnte er christliche Feste gern an heidnische an. Das Weihnachtsfest rückte in die Nähe der Wintersonnenwende, die den Übergang der Herrschaft von den Riesen auf die Asen bezeichnete, das heidnische Frühlingsfest verwandelte sich sinnig in das christliche Osterfest, das Fest der Sommersonnenwende in das Johannisfest. Was früher als heidnischer Brauch dabei geübt worden war, wurde jetzt christlich geweiht, vielleicht auch durch christliche Legende erklärt. Nicht minder verschmolzen christliche Heilige mit heidnischen Göttern. Auf Maria wurde mancher Zug der Frikka übertragen, aus dem Petrus der Legende glaubt man zuweilen den zu rascher That geneigten Donar hervorblicken zu sehen, als wilder Jäger fährt Wodan durch die Lüfte. Bald schwebte um den einen Christengott auch in der Phantasie des Deutschen ein bunter Chor von Heiligen, deren jedem er einen bestimmten Kreis menschlicher Interessen anvertraut dachte. Christus selbst erschien nicht als der schlichte Prediger, der zu armen Fischern redet, sondern als der mächtige Gefolgsherr und König, der denen, die sich ihm durch die Taufe zur Treue verpflichteten, schon hienieden durch irdisches Glück, drüben durch die ewige Seligkeit lohnte. Nach wie vor glaubte der Deutsche den Willen der Gottheit aus mancherlei Orakeln zu erkennen, ja er meinte durch kräftige Zaubersprüche sie zu seinen Diensten zwingen zu können. Vollends die alte durch und durch heidnische Heldensage gab er trotz aller Bemühungen der Kirche nicht auf, als wenn er gewußt hätte, welchen Schatz er hüte.

Im deutschen Volksglauben also blieb unendlich viel heidnisches zurück und ungebrochen erhielt sich im Recht die heidnische Blutrache in der Form der Fehde und des Gottesurteils (s. S. 213), aber unermeßlich war doch der Fortschritt, den auch das germanisierte Christentum den Deutschen brachte: eine reinere, auf festen Grundsätzen beruhende Sittlichkeit und die Verbindung mit einer höheren Kultur.

Das Papsttum und die Langobarden.

Während die Karolinger die Missionsarbeit der Kirche in Deutschland schützten, bahnten sie zugleich die enge Verbindung mit dem Papsttume an, die über das Schicksal Italiens entschied und der fränkischen Politik eine ganz neue Richtung gab. In Italien waren seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts zwei Bewegungen nebeneinander und zum Teil gegeneinander im Gange: die Auflösung der byzantinischen Herrschaft und die Vereinigung der byzantinischen Landesteile mit dem Langobardischen Reiche.

Diese schien durch jene nur begünstigt zu werden, doch das Interesse des aufsteigenden Papsttums warf sich den langobardischen Plänen entgegen und führte endlich die Zerstörung ihres ganzen Reiches herbei.

Je mehr die Städte des byzantinischen Italien durch ihre Milizen, ihren exercitus, wehrfähig und selbstbewußt wurden, desto drückender empfanden sie die Herrschaft oströmischer Statthalter, und es bedurfte deshalb oft nur der Veranlassung, um sie zur Empörung zu treiben. Als Papst Sergius die sechs Artikel des Trullanischen Konzils vom Jahre 692 verwarf und der byzantinische Protospatharius Sergius deshalb nach Rom kam, um ihn zur Verantwortung zu ziehen, marschierten die Milizen von Ravenna und der Pentapolis ebenfalls nach Rom, um den Papst zu schützen, und nur dem Eingreifen desselben verdankte der Byzantiner das Leben. Dann erhoben sich im Jahre 710 die Ravennaten, als sie die Rachsucht Kaiser Justinians II. mit dem Verderben bedrohte (s. S. 298), unter Führung eines gewissen Georgius, organisierten sich in zwölf „Banner" nach den Stadtbezirken und brachten fast alle Städte des Exarchats zum Abschluß eines Bündnisses, des ersten italienischen Städtebundes, dessen die Geschichte gedenkt. Auch Rom selbst regte sich gegen Byzanz. Als Kaiser Philippikos (s. S. 298) die Beschlüsse der Trullanischen Synode, die der Papst ja im ganzen anerkannt hatte, verwarf, sagten ihm die Römer den Gehorsam auf und wiesen seinen Statthalter (dux) Petrus zurück; da aber doch eine Partei dem Kaiser zufiel, so kam es auf der Via sacra vor den alten Cäsarenpalästen zum Straßenkampf, bis der Papst vermittelnd dazwischentrat. Der bald darauf folgende Sturz des Kaisers endete von selbst die Empörung (713). Offenbar aber hing die Fortdauer der byzantinischen Herrschaft über Rom an einem Haare.

Das byzantinische Italien.

Hätten nicht Thronstreitigkeiten die Langobarden beschäftigt, so hätten sie ihr damals schon ein Ende machen können. Nach Grimoald bestieg sein Sohn Romuald den Thron; allein der vertriebene Berthari verjagte ihn mit Hilfe der Franken, regierte bis 690 und hinterließ alsdann die Krone seinem Sohne Kunibert (690—703), der sie gegen die aufrührerischen Herzöge zu verteidigen hatte, da namentlich Raginbert, Herzog von Turin, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit Aribert I. auf den Thron Anspruch erhob. Nach langandauerndem Bürgerkriege erlagen Kunibert und sein ihm nachfolgender Sohn Liutbert, der im Jahre 704 des Thrones verlustig ging. Die Krone vererbte nach seinem Tode im nämlichen Jahre an seinen Sohn Aribert II. Liutbert und sein Sohn Ansprand machten nun diesem die Herrschaft streitig. Zwar wurde der erstere gefangen genommen und hingerichtet, und der letztere mußte an den Hof des Herzogs Theudebert von Bayern fliehen; allein mit Hilfe des Bayernherzogs gelang es Ansprand endlich doch, den Aribert (712) aus Pavia zu verjagen. Aribert ertrank auf der Flucht über den Tessino.

Langobardische Könige.

Ansprand regierte nur drei Monate. Ihm folgte sein Sohn Liutprand (713—744), ein ritterlicher, wackerer Jüngling, der sich gleich nach seinem Regierungsantritte durch Erweiterung der langobardischen Gesetze ein so großes Verdienst um den Staat erwarb, daß man ihn nach Rotharis als den größten Gesetzgeber der Langobarden nennt. Aber Liutprand wollte auch nach außen hin mächtig wirken und das Langobardenreich über ganz Italien ausdehnen. Der damals entbrannte Bilderstreit gab ihm nicht nur den Vorwand zu einer bewaffneten Einmischung, sondern eröffnete ihm auch die Aussicht auf ein Gelingen seines Planes, da sich wegen des Bildersturmes die Bevölkerung Italiens, die Geistlichkeit an der Spitze, gegen den byzantinischen Hof in offener Auflehnung befand. Als Leo III. im Jahre 726 sein Edikt gegen den Bilderdienst erließ (s. S. 302), rief Gregor II. (715—731) die ohnehin schon tief erregte Bevölkerung durch seine Sendschreiben zum offenen Widerstande gegen das ketzerische Ansinnen des Kaisers

Abfall des byzantinischen Italien.

auf. Da erhoben sich Venedig und die Pentapolis, Rom verweigerte den Tribut, die byzantinischen Beamten wurden verjagt, ja die Italiener dachten daran, einen neuen Kaiser zu wählen und nach Konstantinopel zu führen. Liutprand benutzte diese Verhältnisse, um in das Exarchat einzubrechen und Ravenna, die Pentapolis und die Emilia zu erobern. Als er aber auch im römischen Gebiete einrückte, ließ er sich durch Bitten und Geschenke Gregors nicht nur zur Umkehr bewegen, während Rom ihm doch schwerlich lange hätte widerstehen können, sondern er gab sogar die Stadt Sutri, die er erobert hatte, durch Schenkung an die römische Kirche und legte somit wenigstens außerhalb Roms selbst den Grund zu der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhls.

Die Langobarden vor Rom.

In der Absicht, die Fortschritte Liutprands zu hemmen, bewog sodann Gregor den Dux Ursus von Venetia zum Feldzuge gegen die Langobarden, und diesem gelang es auch wirklich, Ravenna wieder einzunehmen, bevor Liutprand es entsetzen konnte (726). Liutprand, ergrimmt über das Verfahren des Papstes, verband sich nun mit dem griechischen Statthalter, und beide zogen darauf vereint gegen Rom und die Herzöge von Spoleto und Benevent, die von Gregor zur Erhebung gegen den König gereizt worden waren. Beide unterwarfen sich ihm ohne Kampf, und Liutprand erschien im Jahre 729 vor der ewigen Stadt. Doch der König, mehr frommer Christ als Staatsmann, ließ sich durch die Bitten des Papstes wieder zum Abzuge bewegen und gab damit eine Eroberung auf, die ihm so gut wie sicher war und die Einheit Italiens unter langobardischem Zepter entschieden haben würde. So überließ er Rom als ein thatsächlich unabhängiges Gemeinwesen der Herrschaft des Papsttums.

Liutprand und Gregor III.

Gregors II. Nachfolger, Gregor III. (731—741), vergalt ihm diese Schonung damit, daß er die Herzöge von Spoleto und Benevent abermals zum Abfalle trieb. Liutprand nahm zwar Spoleto sofort wieder ein (739), besetzte auch einen Teil des römischen Gebietes, zog aber dann wieder ab, so daß der Herzog Thrasamund Spoleto wieder nehmen konnte. Die drohende Rache des Königs, die sicher auch den Papst treffen mußte, trieb diesen zu einem entscheidenden Schritt: er rief Karl Martells Hilfe an (739). Es war zunächst umsonst. Der Majordomus bedurfte damals der langobardischen Hilfe gegen die Araber (s. S. 319) und hatte wohl auch wenig Neigung, sich in eine so weitaussehende Unternehmung einzulassen, genug, Gregor III. stand dem Langobardenkönig wieder allein gegenüber, als dieser im Jahre 741 Spoleto rasch überwältigte und zürnend Rom bedrohte. Aus dieser peinlichen Lage riß Gregor III. ein plötzlicher Tod (27. November 741), kurz zuvor war auch Karl Martell gestorben. Damit gelangten neue Männer und im Frankenreiche vielleicht auch neue Anschauungen zur Herrschaft.

Die Grundlage zum Kirchenstaat.

Fürs erste mußte freilich das Papsttum sich noch selber helfen. In der That willigte Liutprand in einen Vertrag, nach dem er die von ihm besetzten Teile des römischen Ducats (vier Städte) herausgab, der neue Papst Zacharias (741—752) aber den Herzog Thrasamund fallen ließ, den der König ins Kloster sandte. Jene Städte aber schenkte Liutprand der römischen Kirche, dazu die Sabina, Osimo, Ancona und einige andre Plätze, indem er zugleich einen vierzigjährigen Frieden für Rom bewilligte (742). Es war die Grundlage zum Kirchenstaat. Selbst die sichersten Eroberungen Ravenna, die Emilia und die Pentapolis, die er dann rasch besetzte, ließ der König sich durch Zacharias' Vorstellungen entwinden, als dieser selbst in Pavia erschien. Er gab sie dem byzantinischen Reiche zurück. Nach einer unerhörten Reihe versäumter Gelegenheiten verschied Liutprand im Jahre 743. Er hatte die Zukunft des Langobardenreiches seinem frommen Edelmute geopfert.

Die letzten Langobardenkönige.

Hildebrand, Liutprands Enkel, der ihm folgte, war nicht einmal der Mann, die Ideen seines Großvaters zu fassen, geschweige sie auszuführen. Auch wurde er schon nach einigen Monaten als unfähig abgesetzt, und die Langobarden erwählten den

Rachis (744—749), bisherigen Herzog von Friaul, zum Könige. Diesem folgte alsdann sein Bruder Aistulf (749—756), nach dessen Tode gelangte sein Stallmeister Desiderius (756—774), Herzog von Tuscien, auf den Thron. Unter diesen beiden letzten Königen beginnen die Wirren, die das Langobardische Reich mit dem Fränkischen in Berührung bringen und seinen Untergang herbeiführen sollten.

Pipin König der Franken.

Die unsichere und bedrohte Lage des Papsttums trieb damals Zacharias dazu, aufs neue mit den Franken anzuknüpfen. Pipin kam ihm halbwegs entgegen. Müde der Rolle eines Regenten für einen Schattenkönig, wollte er zu dem Wesen der Macht auch ihren Namen fügen, sich also selbst die Krone aufs Haupt setzen. So sehr das aber auch im Interesse des Reiches lag, er glaubte dazu doch der Billigung Roms zu bedürfen und ließ deshalb durch den Bischof Burkhard von Würzburg und Abt Folrad von St. Denis an Zacharias die Frage richten, ob der die Krone tragen solle, der die Macht besitze, oder der, der ohne alle Macht sei. Die Antwort fiel, wie sie erwartet und gewünscht wurde, und so erhoben die Franken auf dem Märzfelde von Soissons im Jahre 752 den Majordomus Pipin auf den Schild und huldigten ihm als ihrem König. Childerich III., der letzte Merowinger, verschwand hinter den Mauern eines Klosters.

189. Unterschrift Pipins als König der Franken. „Signum † gloriosissimo domino Pippino rege.“ (Vgl. S. 320.)

Es war der Abschluß einer jahrhundertelangen Entwickelung, eine friedliche und unvermeidliche Revolution. Aber es war auch der Anfang einer neuen Gestaltung der Dinge: die enge Verbindung des fränkischen Königtums mit dem römischen Papsttum, die erste Anerkennung einer schiedsrichterlichen Stellung des römischen Bischofs auch in weltlichen Fragen war vollzogen. Zunächst für die Langobarden und Italien wurde das verhängnisvoll.

Aistulfs Konflikt mit Rom.

Als Rachis seine Würde niederlegte, um ins Kloster zu treten, hatte Aistulf die Regierung des Reiches mit kühnen Hoffnungen übernommen. Er wollte die großen Pläne Liutprands von einem das ganze Italien umfassenden Langobardenreiche wieder aufnehmen, verstärkte sein Heer und stürzte die Herrschaft des byzantinischen Kaisers in Ravenna, wo der Exarch Eutychios sich selbst dem Sieger überlieferte (751). Im Besitze von Ravenna verlangte Aistulf, daß auch der römische Ducat seine Oberhoheit anerkenne und ihm Kopfsteuer entrichte. Die Römer, insbesondere der Papst, versuchten ihr möglichstes, um sich dieser Oberherrlichkeit zu entziehen, und als eine Bitte um Hilfe von Byzanz erfolglos blieb, auch gütliche Vorstellungen nichts fruchteten, reiste der Papst Stephan II. (752—757) nach dem Frankenreich, um den Beistand des Königs Pipin gegen die Langobarden anzurufen (753).

Bündnis des Papstes und der Karolinger.

Nachdem der Papst von Pipin in Ponthion aufs ehrenvollste empfangen worden und in Paris angelangt war (Januar 754), sanktionierte er die Krönung durch den feierlichen Akt der Salbung Pipins, seiner Gemahlin Bertrada und ihrer Söhne Karl und Karlmann und bedrohte mit dem Banne alle, die jemals einen andern als einen Karolinger zum König wählen würden. Dagegen verhieß ihm Pipin Beistand gegen die Langobarden und Befreiung des Papstes von ihrer Bedrückung und von wider-

rechtlicher Zinszahlung. Zugleich nahm Pipin den Titel eines Patricius an, wie ihn bisher der Exarch von Ravenna als Vertreter des oströmischen Kaisers geführt hatte, und nannte sich „Schirmherr der Kirche“. Gegenseitige eidliche Versicherungen bekräftigten das schicksalsvolle Bündnis beider Gewalten.

Feldzüge Pipins nach Italien.

Nochmals wurde der Langobardenkönig aufgefordert, dem römischen Stuhle gerecht zu werden, und als er sich auch jetzt noch unnachgiebig zeigte, rückte Pipin in Begleitung des Papstes mit einem großen Heere über den Mont Cenis in das Langobardenreich ein (754). Aistulf war der gewaltigen Macht des Frankenkönigs nicht gewachsen. Nach einem mißglückten Angriff auf das Frankenheer zog er sich nach dem festen Pavia zurück. Unaufhaltsam ergossen sich nun die fränkischen Heere über Oberitalien, eroberten und plünderten verschiedene Städte, belagerten Pavia, und Aistulf sah sich in dieser Bedrängnis genötigt, Frieden zu schließen. Er ging die Verpflichtung ein, nicht nur Rom von Zinszahlung frei zu lassen, sondern auch „dem römischen Gemeinwesen“ die eroberten Gebiete zurückzugeben.

Aber kaum war Pipin mit seinem Heere wieder jenseit der Alpen, so brach Aistulf den Frieden, drang, um den erlittenen Schimpf zu rächen, verheerend in das römische Gebiet ein und erschien im Januar 755 vor Rom. Wie in den Zeiten der Völkerwanderung bei dem Herannahen der Goten, so zitterte Rom damals vor den langobardischen Kriegern. Da schrieb der Papst einen flehenden Brief an Pipin, schilderte ihm seine bedrängte Lage, bat den König um Hilfe und versprach ihm ewigen himmlischen Lohn dafür. Pipin, gerührt von den Bitten des Oberhirten, wie nicht minder ergrimmt über die Wortbrüchigkeit des Langobardenkönigs, führte seine murrenden Franken von neuem über die Alpen. Auch jetzt erwies sich die Macht Aistulfs zu schwach, um ihnen zu widerstehen.

Auf die Nachricht von dem Anmarsche Pipins hob er die Belagerung Roms auf und eilte nach dem Norden. Aber schon waren die Franken über die Alpenpässe hereingebrochen, und Aistulf mußte sich abermals in Pavia einschließen lassen. Im Herbst 755 mußte er sich ergeben und sah sich noch härtere Bedingungen als früher aufgenötigt. Nur dem Einfluß der fränkischen Großen verdankte er es, daß man ihm Leben und Reich ließ. Er mußte aber nicht nur die fränkische Oberherrschaft anerkennen, sondern sich außerdem zu einem jährlichen Tribut verstehen. Die Übergabe der von ihm zu räumenden Städte des Exarchats, der Pentapolis und der Emilia an den römischen Stuhl ließ Pipin durch Abt Folrad als Bevollmächtigten vollziehen. Der Grund zum Kirchenstaat war gelegt, und auch Rom mit Gebiet gehorchte seitdem dem Papste.

Eine byzantinische Gesandtschaft, welche die Herausgabe des Exarchats an den Kaiser verlangte, war von Pipin mit der Erklärung abgewiesen worden, daß er dem heiligen Petrus diene.

Päpstlich-langobardische Verständigung.

Aistulf überlebte seine Niederlage nicht lange. Schon im Anfange des Jahres 756 starb er an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Zu seinem Nachfolger erhoben die Langobarden Desiderius, den Herzog von Tuscien. Dieser gab nach langwierigen Verhandlungen noch die vier Städte Bologna, Imola, Ancona und Osimo dem Papste Paul I. (757—767) heraus; dagegen unterwarfen sich die Herzogtümer Benevent und Spoleto, die Stephan bewogen hatte, sich unter fränkische Hoheit zu stellen, aufs neue dem Langobardenkönig (758). Pipin selbst griff in diese italienischen Verhältnisse nicht mehr ein; sein Adel war dagegen, und andre Angelegenheiten nahmen ihn völlig in Anspruch.

Pipin gegenüber Bayern und Aquitanien.

So bedeutend auch König Pipins Stellung inmitten der ihn umgebenden Staaten war, so fehlte doch viel daran, daß er des Frankenreiches unbedingt Herr gewesen wäre. Nur widerstrebend hatte sein Adel in das Bündnis mit dem Papsttum gegen die bisher

befreundeten Langobarden gewilligt, wie er denn überhaupt mit der ganzen kirchlichen Politik des Königs kaum einverstanden war. Dazu kamen die Unabhängigkeitsbestrebungen mehrerer großer Landschaften. Den jungen Herzog Tassilo von Bayern hatte Pipin nicht nur an seinen Hof gezogen, sondern ihn im Jahre 756 mit nach Italien genommen, damit er die Besiegung Aistulfs mit ansehe. Als er mündig geworden war und die Regierung Bayerns selbständig übernommen hatte, nötigte er ihn, ihm, seinen Söhnen und dem Volke der Franken den Eid der Treue zu leisten, so daß Tassilo in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältnis zu dem Frankenreiche trat (757). Einen hartnäckigeren, neun Jahre währenden Kampf hatte er gegen Waifar zu führen, um Aquitanien unter eine strengere Botmäßigkeit zu bringen. Nachdem nämlich auf der Synode zu Lestines (743) festgesetzt worden war, daß der Kirche diejenigen Güter zurückerstattet werden sollten, deren sie zu ihrem Unterhalte bedürfe (s. S. 320 f.), weigerte sich Herzog Waifar, dieser Verordnung nachzukommen, und behielt die in Aquitanien liegenden Besitzungen der fränkischen Kirche für sich zurück. Außerdem mißachtete er die Forderung Pipins, flüchtige Franken, die in Aquitanien Schutz gesucht hatten, auszuliefern. Pipin drang nun mit Heeresmacht in Aquitanien ein; aber obgleich er die kriegerischen Basken zum gleichzeitigen Aufstand gegen Waifar reizte, vermochte er doch nur wenig gegen ihn auszurichten; ja Waifar fiel plündernd und verheerend in das südwestliche Gallien ein und brachte, Pipin mit derselben Münze bezahlend, die der fränkischen Herrschaft wenig gewogene romanisch-gotische Bevölkerung jener Gegend zur Empörung, so daß Pipin in seinen Unternehmungen wesentlich gehemmt wurde. Erst im Jahre 768, nachdem der kühne Herzog durch die Hand eines Mörders gefallen war, gelang es Pipin, der aufständischen Aquitanier Herr zu werden und die Großen des Landes zur Huldigung zu nötigen. Um die Provinz leichter überwachen zu können, setzte er in den nördlichen Teilen fränkische Grafen ein. Den Basken nahm er gleichfalls den Huldigungseid ab und gab ihnen einen neuen Herzog. — Auch gegen die Araber begleitete ihn sein guter Stern, obwohl es hier weniger die Gewalt der Waffen, als vielmehr die diplomatische Geschicklichkeit war, die ihm die Besitznahme der septimanischen Provinz sicherte. Dieser Landstrich wurde (759) von dem Kalifen Abderrahman freiwillig an das Fränkische Reich abgetreten, um sich dadurch von dieser Seite her Frieden zu erkaufen. Damit war denn die Vereinigung von ganz Gallien bis an die Pyrenäen durch Pipin eine vollendete Thatsache.

Aber was er im Westen gewann, das verlor er im Osten wieder. Auf einem Kriegszuge gegen die Aquitanier im Jahre 763 mit Pipin begriffen, kehrte Tassilo eigenmächtig in seine Heimat zurück und vollzog damit den Abfall vom Fränkischen Reiche. Er sicherte seine Stellung durch ein enges Bündnis mit den Langobarden, indem er sich mit Liutberga, der Tochter des Königs Desiderius, einer stolzen und selbstbewußten Frau, vermählte (769 oder 770). Einander benachbart und im Besitz der mittleren Alpenpässe, schienen beide Staaten recht wohl im stande zu sein, sich dem Fränkischen Reiche gegenüber zu behaupten, wenn sie thatkräftig und umsichtig geleitet wurden. Tassilos Abfall.

Pipin vermochte das nicht mehr zu verhindern. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach St. Denis, um mit ihrer Zustimmung sein Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlmann zu teilen. Der erstere erhielt Austrasieu sowie die nördlichen Länder mit einem Teile Aquitaniens, der letztere die Länder von der Grenze Bayerns bis zu den Pyrenäen, so daß sich Karls Herrschaftsgebiet in einem Bogen um den des Bruders herumzog. Doch bleibt im einzelnen manches zweifelhaft. Jedenfalls sollte auch jetzt der Begriff eines einheitlichen Reiches trotz der Teilung der Regierungsgewalt festgehalten werden. Bald nach diesem Abkommen starb Pipin, am 24. September 768 in St. Denis. Pipins Tod.

42*

Das Karolingische Reich auf seiner Höhe unter Karl dem Großen (768—814).

Karl und Karlmann.

Wendung der fränkischen Politik.

Deutsche und Franzosen stellen Karl den Großen an die Spitze eines neuen Abschnittes ihrer nationalen Entwickelung. Sie haben in dieser Beziehung beide recht, aber seiner Nationalität und seiner ganzen Art nach war Karl ein Deutscher. Über die Jugend Karls ist nur wenig bekannt. Nach einigen soll er am 2. April 742 geboren sein, während von andern das Jahr 747 für das wahrscheinlichere Geburtsjahr gehalten wird. Noch unzuverlässiger sind die Angaben über seinen Geburtsort. Jedenfalls noch sehr jung wurde Karl, wie oben erwähnt 754, vom Papste Stephan II. mit seinem Bruder Karlmann zu St. Denis zum Könige gesalbt, ohne daß jedoch der heilige Akt bei den Brüdern eine einträchtig-brüderliche Sinnesart bewirkt hätte. Nach dem Tode Pipins wurden beide nochmals gesalbt, Karl zu Noyon und Karlmann zu Soissons, und von den Franken feierlich als Könige begrüßt. Aber der Zwiespalt zwischen ihnen verschärfte sich nur noch mehr, sei es schon infolge der Teilung des Reiches, sei es durch die verwickelten Verhältnisse in Italien. Während Karl die Politik seines Vaters fortsetzen und also die Verbindung mit dem Papsttum festhalten wollte, strebte Karlmann im Sinne der Mehrzahl des fränkischen Adels nach der Wiederherstellung der freundlichen Beziehungen zu den Langobarden. Zunächst setzte Karlmann seinen Willen durch, und die Königswitwe Bertrada (Bertha) verhandelte mit Desiderius wegen einer Wechselheirat. Ihre Tochter Gisela sollte Desiderius' Sohn Adalgisus (Adelchis), ihre Söhne Karl und Karlmann seine beiden Töchter Desiderata und Gerberga heiraten. Eine solche Verbindung machte keinem größere Besorgnis als dem damaligen Papst Stephan III., der in der Verwandtschaft zwischen dem langobardischen Könige, als dem Feinde, und dem fränkischen, als dem bisherigen Schutzherrn des päpstlichen Reiches, die größte Gefahr für seine weltliche Macht erblickte und deshalb alles aufbot, um sie zu verhindern. In einem Briefe, den Stephan an Karl und Karlmann richtete, um von jener Heirat abzuraten, heißt es: „Welch eine Thorheit, allervortrefflichste Söhne, große Könige! Kaum wage ich es zu sagen, daß sich das edle, über andre Nationen erhabene Volk der Franken und das herrliche und edelste Geschlecht ihrer Könige mit der treulosen und stinkenden Nation der Langobarden verunreinigen wollte, die nicht einmal unter die Nationen gerechnet wird, und von der ganz gewiß die Aussätzigen ihren Ursprung haben. Niemand, der seines Verstandes nicht gänzlich beraubt ist, kann sich einbilden, daß so weit berühmte Könige sich in eine so abscheuliche und pestilenzialische Verbindung einlassen werden. Was kann das Licht mit der Finsternis, der Gläubige mit dem Ungläubigen für eine Gemeinschaft haben?" Dieser Brief hatte indes die gehoffte Wirkung nicht. Denn obgleich der Papst noch nebenbei mit dem Bannfluch drohte, kam dennoch die beabsichtigte Ehe zustande, indem Karls Mutter selbst ihm Desiderata, die „ersehnte" Königstochter, von Pavia aus zuführte.

Streit über Aquitanien.

Ungeachtet aller Vermittelungsversuche der Mutter brach doch über die Angelegenheiten Aquitaniens der Streit aus. Bei Teilung des Reiches war jedem der Brüder ein Teil dieses Herzogtums zuerkannt worden. Aber in dem Anteile Karls erhoben sich die kaum unterworfenen Aquitanier unter dem alten Hunold, dem Vater des Herzogs Waifar, der auf die Kunde von dem Tode seines Sohnes und Pipins die Klosterzelle verließ, in die er sich zurückgezogen hatte. Karl bat seinen Bruder um Beistand; allein dieser versagte seine Mitwirkung, und Karl mußte gegen die empörte Provinz allein zu Felde ziehen (770). Schon im ersten Jahre gelang ihm ihre völlige



140. **Karl der Große.**

Bronzestatuette, einst im Domschatz zu Metz, jetzt im Museum Carnavalet zu Paris.

Die Statuette zeigt Karl in noch ziemlich jugendlichem Alter, mit dem fränkischen Schnurrbart und bürgt schon dadurch, wenn ihre neuerdings bestrittene Echtheit feststehen sollte, für eine gewisse Porträtähnlichkeit. Auf dem Haupte trägt er das Diadem, in den Händen Reichsapfel und Schwert.



141. Siegel Karls des Großen.

Unterwerfung, Hunold entfloh nach Vasconien, worauf Karl keinen neuen Herzog mehr in Aquitanien einsetzte.

Karlmanns Tod und der Bruch mit den Langobarden.

Bei diesem Verhältnis der Brüder war es für das Fränkische Reich ein Glück, daß nach nur dreijähriger Mitregierung Karlmann schon am 4. Dezember 771 starb. Karl war und blieb von da ab alleiniger König des Fränkischen Reiches, denn die beiden Söhne Karlmanns wurden übergangen. Zugleich schickte Karl seine langobardische Gemahlin, nach kaum einjähriger Ehe, ihrem Vater Desiderius zurück. Dadurch wurde das bisherige Freundschaftsverhältnis aufgelöst, ja der tiefgekränkte Desiderius suchte sich für die ihm angethane Schmach bei der ersten Gelegenheit zu rächen.

Nach dem Tode Karlmanns war dessen Witwe mit ihren beiden Söhnen nach Pavia geeilt, und Desiderius suchte den Papst Hadrian, der im Februar 772 Stephan III. auf dem apostolischen Stuhle gefolgt war, zu veranlassen, die beiden Söhne Karlmanns zu Königen zu salben, um damit ihre Ansprüche an das väterliche Erbe zu begründen. Hadrian wies indes dies Ansinnen zurück, weil er damit alle Hoffnung auf Karls Beistand hätte aufgeben müssen, der allein ihn gegen die Langobarden schützen konnte.

Karls des Großen Eroberungskriege.

Der Langobardenkrieg.

So kam es zu dem schon längst drohenden entscheidenden Zusammenstoße zwischen dem Fränkischen und Langobardischen Reiche. Er brachte diesem den Untergang, jenem die Herrschaft über Italien, befestigte unwiderruflich das Bündnis zwischen den Karolingern und dem Papsttum und bereitete die Wiederherstellung des weströmischen Kaisertums vor.

Offenbar in der Hoffnung, Karl sei durch den schon im Jahre 772 begonnenen Sachsenkrieg gefesselt (s. unten S. 335), fiel Desiderius in das päpstliche Gebiet ein, nahm einen Teil desselben in Besitz und bedrohte sogar Rom. Da flehte der Papst den Frankenkönig durch einen Gesandten, der ihn in Diedenhofen traf, um schnelle Hilfe an; dieser jedoch, sein Eroberungswerk gegen die Sachsen nicht gern unterbrechend, suchte den Streit zwischen Hadrian und Desiderius auf friedliche Weise beizulegen. Erst nachdem Desiderius die Vermittelungsvorschläge zurückgewiesen hatte, sammelte Karl bei Genf sein Heer und zog in zwei Heeresabteilungen über die Alpen (774). Die eine führte sein Oheim Bernhard über den Jovisberg, der später St. Bernhard genannt wurde; die andre leitete Karl selbst über den Mont Cenis. Inzwischen hatten sich die Langobarden zum Widerstande gerüstet und nahmen den Kampf mit den wieder vereinigten Franken vor den Klausen, die stark befestigt waren (d. i. in den Engen der Flußthäler, die von den Pässen hinabführen), auf. Indes gelang es den Franken, die Langobarden zu umgehen und sie nach einer heldenmütigen Gegenwehr aus ihren Stellungen zu vertreiben.

Karl konnte nun ohne weiteren Widerstand bis Pavia vorrücken und diese Stadt, wohin sich Desiderius mit seiner ganzen Macht zurückgezogen hatte, belagern. Adalgisus, der Sohn des Langobardenkönigs, hatte sich mit seiner Schwester Gerberga, der Witwe Karlmanns, und ihren beiden Söhnen nach Verona zurückgezogen und leistete dort den Franken hartnäckigen Widerstand. Allein Verona unterlag noch während der Belagerung Pavias. Adalgisus entfloh nach Konstantinopel, indes Gerberga mit ihren Söhnen den Franken in die Hände fiel. Wahrscheinlich beschlossen sie ihr Leben in der Dunkelheit eines Klosters.

Noch während der Belagerung Pavias begab sich Karl zur Feier des Osterfestes (774) nach Rom. Er wurde vom Papste mit den höchsten Ehren empfangen, von Prozessionen schon einige Meilen weit eingeholt und jubelnd als Befreier Italiens und als römischer Patricius begrüßt. In der Peterskirche wohnte er einem feierlichen Gottesdienste bei und sprach am Grabe des heiligen Apostelfürsten knieend sein Dankgebet für die errungenen Siege. Auf die Bitten des Papstes bestätigte er sodann aufs neue die von Pipin dem heiligen Stuhle gemachte Schenkung. Karl in Rom

Erst nach zehnmonatiger Belagerung gelang es dann Karl, die Übergabe von Pavia zu erzwingen, indem sich Desiderius auf Gnade und Ungnade ergab. Karl erklärte den König des Thrones verlustig, schickte ihn in das Kloster Corvey und nahm selbst den Titel König der Franken und Langobarden an. Mit Ausnahme von Friaul, Spoleto und Benevent, deren Herzöge sich noch mehrere Jahre (774—786) unabhängig vom Papste und von den Franken erhielten, befand sich nun das ganze Langobardische Reich in Karls Händen. Er ließ indes seine Verfassung unangetastet, indem er sich mit der bloßen Besitzergreifung begnügte und zur Sicherung derselben die langobardischen Städte mit fränkischer Besatzung versah. Entthronung des Desiderius.

Mit diesem einen Feldzuge war Karls Herrschaft auch im ganzen festgestellt. Nur vereinzelte und deshalb unwirksame Aufstände haben sie noch beunruhigt. Im Jahre 775 erhob sich der Herzog Hruodgaud von Friaul für Adalgis und in der Hoffnung auf byzantinische Unterstützung, doch schon 776 ward er niedergeworfen. Der Herzog von Spoleto unterwarf sich später, ebenso erkannte der von Benevent die fränkische Oberhoheit an, obwohl sie niemals recht wirksam wurde, weil die größere Entfernung vom Zentrum des Fränkischen Reiches und die Nähe der byzantinischen Besitzungen eine gewisse Selbständigkeit dieses Herzogtums begünstigten. Die Krönung Pipins, eines der Söhne Karls, zum König von Italien im Jahre 781 sollte ebenso die fränkische Herrschaft sichern, wie dem Selbstgefühle der Langobarden schmeicheln. Langobardische Gegenwehr.

Inzwischen hatte Karl bereits den schwersten und blutigsten, aber auch erfolgreichsten seiner Kriege begonnen: den Kampf gegen die Sachsen. Diese nahmen damals das ganze weite Land vom Zusammenfluß der Werra und Fulda bis an die Nordsee und die Eider, von der Elbe bis ziemlich an den Niederrhein hin ein. Denn sie hatten sich auf Kosten andrer Stämme ausgebreitet, hatten die alte Heimat der Langobarden, den Bardengau (s. S. 168), den Nordthüringergau, den Hessengau zu beiden Seiten der Diemel, den Brukterergau an der Lippe in Besitz genommen. Jetzt wohnten sie in vier Stämme geteilt: die Westfalen im Westen der Weser, die Engern (Angrarier) zu beiden Seiten dieses Flusses, die Ostfalen an der Elbe und die Nordalbinger im Norden der Elbe (s. S. 41). Es waren tapfere Stämme, welche die Sitten der Väter heilig hielten und noch ganz die Verfassung und Lebensweise der Germanen der alten Zeit bewahrten, wie sie Tacitus geschildert hatte. Sie lebten in freien Volks- oder Gaugemeinden unter gewählten Vorstehern (Älteste, angelsächs. ealdorman), deren jede ihre eignen Angelegenheiten selbst ordnete, und kannten weder Könige noch einen Priesterstand. Nur für den Fall eines Krieges wurde von jedem Stamme ein gemeinsamer Heerführer oder Herzog (heritogo) aus den Edelingen gewählt, der aber nach beendigtem Kriege seine Gewalt wieder niederzulegen hatte. Vielleicht hielten sie zu Marklo an der Weser alljährliche Versammlungen ab, zu denen jede Gaugemeinde ihre Abgeordneten sandte, und wo über allgemeine Angelegenheiten, namentlich über Krieg und Frieden beschlossen wurde. Das ganze Volk zerfiel in Edelinge, Frilinge und Liten. Die ersteren bildeten den kriegerischen Adel, der durch sechsfaches Wergeld (1440 gegen 240 Solidi) von den Freien gesondert und in seiner Streitfähigkeit durch ein besonderes Erbrecht, das die gesamte Rüstung des schweren Reiters (das hergewaete) dem ältesten Sohne sicherte, Die Sachsen.

erhalten wurde. Aus ihm wurden die Beamten des Volkes gewählt. Die Frilinge, die mittleren und kleinen freien Grundbesitzer bildeten den Kern des Volkes und schieden sich von den persönlich freien, aber nicht mit eignem Grundbesitz ausgestatteten Liten durch das doppelte Wergeld. Altertümlich wie diese ständischen Verhältnisse und rein wie ihre Staatsformen war auch die Religion der Sachsen geblieben. Sie verehrten noch immer Wodan und ihren Kriegsgott Er oder Saxnot und feierten ihre Volksfeste mit Opfern in Wald und Hain bei heiligen Bäumen oder Quellen. Indem die Sachsen solchergestalt die Grundzüge des altgermanischen Wesens länger und getreuer als die übrigen deutschen Stämme im Süden und Westen bewahrt hatten, deren weitere Entwickelung sich an das Christentum und die Einfügung in das fränkische Staatswesen knüpfte, mußte sich notwendigerweise ein scharfer und schroffer Gegensatz zwischen beiden Völkergruppen geltend machen und jedem friedlichen Nebeneinanderleben beständig entgegenwirken.

142. Fränkischer Fußkämpfer.
Figur des Schachspieles Karls des Großen, früher im Schatz von St. Denis, jetzt im Medaillenkabinett der Pariser Bibliothek. Nach Jähns.

Schwierigkeit des Krieges.

Karl unternahm daher den Krieg gegen die Sachsen, einesteils um die Grenzen seines Reiches gegen ihre räuberischen Einfälle zu schützen, anderntheils aber auch, um dem Christentum neuen Boden zu gewinnen und die Herrschaft christlicher Staats- und Rechtsordnung über die Grenzen seines Reiches hinaus zu tragen. Die Sachsen dagegen verteidigten ihre langgewohnten Einrichtungen und Sitten, die alte Freiheit und Religion mit einem Mute, einer Entschlossenheit und Ausdauer, daß der Kampf um jene Güter bald den Charakter der größten Erbitterung und wildesten Leidenschaftlichkeit annehmen mußte. Schon daraus würde sich die lange Dauer des Krieges erklären, dazu kamen aber noch andre Gründe. Die Natur des Landes war dem Vordringen feindlicher Heere noch so wenig günstig, wie zur Zeit der Römerkriege, und doch vermochte Karl mit dem Aufgebote seines Adels und seiner Bauern schlechterdings nur kurze Sommerfeldzüge zu führen und fand es sehr schwer, dauernde Besatzungen im unterworfenen Lande zu lassen. Die Sachsen gewannen also immer Zeit, sich wieder zu erholen, und die Arbeit mußte deshalb immer wieder von vorn beginnen. Die Basis dieser Züge aber war der Niederrhein, ihre Hauptstraße die Lippe aufwärts, wie bei den Römern.

Auf einer Reichsversammlung zu Worms (772) wurde ein allgemeiner Eroberungs- und Bekehrungszug gegen die Sachsen beschlossen.

Die ersten Feldzüge.

Der erste Zusammenstoß fiel für die Sachsen unglücklich aus. Karl nahm die Hauptfeste der Sachsen, die Eresburg an der Diemel unweit des heutigen Paderborn, und zerstörte die Irmensäule, das größte Heiligtum der Sachsen, nach einigen eine Nachbildung der Esche Ygdrasill, die nach der nordischen Götterlehre das Weltall trägt und zusammenhält. Hierauf baten die Sachsen um Frieden und erhielten ihn auch gegen Geiseln. Während indes der Langobardenkrieg den König in Italien festhielt, brachen die Sachsen im Winter 773/774 wieder in Hessen ein, griffen, wenn auch vergeblich, das Kloster Fritzlar an und nahmen die Eresburg. Einrückende fränkische Kolonnen verheerten zwar weithin das sächsische Land, aber erst nach der Rückkehr Karls

aus Italien wurde der Unterwerfungskrieg beschlossen und der ganze fränkische Heerbann auf Sachsen geworfen (775). Die Franken erstürmten die Siegburg an der Sieg, befestigten die Eresburg aufs neue und erzwangen bei Brunesberg den hartnäckig bestrittenen Übergang über die Weser. Darauf bis zur Ocker vorgedrungen, empfing der König die Unterwerfung des Herzogs Hessi und seiner Ostfalen, die ihm Treue schwuren. Auf dem Rückmarsche über Bückeburg zwang er auch die Engern und Westfalen, ihm Geiseln zu stellen.

Erste Unterwerfung der Sachsen.

Indes half das wenig. Möglich, daß schon damals Wittekind (Widukind) die Sachsen zu weiterem Widerstande anfeuerte; jedenfalls überfielen und zerstörten sie 776 die Eresburg und wurden erst an der Siegburg zurückgewiesen. In raschem Zuge drang Karl wieder bis an die Lippequellen vor, wo sich wieder eine Menge Sachsen unterwarfen und taufen ließen. Nach dem Osterfeste 777 erschien er dann abermals in Sachsen und berief diesmal sogar das Maifeld auf sächsischen Boden, nach Paderborn. Auch viele Sachsen, des Krieges müde, waren dem friedlichen Rufe gefolgt; nur Wittekind hatte sich zürnend geweigert zu erscheinen und war zu dem ihm befreundeten Könige der Dänen, Siegfried, geflohen. Während er diesen für sein Interesse zu gewinnen suchte, führte der Paderborner Reichstag, auf dem Karl allen Glanz seiner Herrschaft entfaltete, zu dem gewünschten Ergebnis: die sächsischen Edlen, von denen sich mehrere sogleich taufen ließen, gelobten Unterwerfung, da man ihnen die Beibehaltung ihrer Verfassung zugesichert hatte. Vielleicht ist auch damals schon das berühmte „Gesetz über Sachsen“ (Capitulare de partibus Saxoniae) vereinbart worden, das die neu zu gründende Kirche mit den strengsten Strafen schützte, auf jedes Vergehen gegen sie, auf jede Verschwörung gegen den König oder die Kirche den Tod setzte. Jedenfalls glaubte Karl, im wesentlichen am Ziele zu sein, und wandte sich deshalb nach einer andern Richtung.

Feldzug nach Spanien.

Auf dem Reichstage zu Paderborn war nämlich eine hilfesuchende maurische Gesandtschaft erschienen, mit Ibn al Arabi, Statthalter von Barcelona, an der Spitze, um Karl um Schutz gegen die vordringende Macht des Omajjaden Abderrahman anzugehen. Der Frankenkönig, von solchem Zutrauen bestochen und die Schwierigkeiten der Aufgabe unterschätzend, sagte die erbetene Hilfe um so eher zu, als die Sachsen ihm eben erst friedliches Verhalten versprochen hatten. — Kaum war daher der Reichstag geschlossen, als Karl zwei große Heere sammelte und 778 über die Pyrenäen drang. Pampeluna, Saragossa und Huesca fielen nach kurzem Kampfe in seine Hände. Aber von Deutschland her erscholl die Kunde, daß es Wittekind gelungen sei, die Sachsen von neuem zur Empörung aufzureizen. Die meisten Sachsenstämme hatten sich auf die Seite ihres Helden gestellt, waren ins fränkische Gebiet eingedrungen und dort überall siegreich gewesen. Verwüstend und namentlich gegen Kirchen und Klöster blutige Greuel verübend, drangen sie bis an den Rhein zwischen Köln und Koblenz vor; hier aber rückten ihnen die Franken mit größerer Macht entgegen und zwangen sie, sich zurückzuziehen. Darauf suchten die Sachsen auch Thüringen und Hessen heim, überall mit Feuer und Schwert gegen die christliche Bevölkerung wütend.

Der Kampf von Ronceval.

Mit gewohnter Energie und Schnelligkeit erhob sich Karl zum Aufbruche aus Spanien, um die wortbrüchigen Sachsen zu züchtigen. Aber noch ehe er den spanischen Boden verließ, fiel ein Teil seines Heeres einem Verrate des Herzogs der Vasconen zum Opfer, der nur gezwungen das fränkische Joch trug. Dieser, Lupus mit Namen, glaubte die Gelegenheit zur Abwerfung desselben gekommen, als Karls Streitmacht (779) die wilden Schluchten des Thales von Ronceval durchzog. Er überfiel das Heer mit solchem Ungestüm, daß ein großer Teil der Truppen und viele seiner edelsten Häupter den Untergang fanden.

Unter den Gefallenen von Ronceval ist Ruotland oder Roland, wie er gewöhnlich genannt wird, Graf der bretonischen Mark, zum Helden einer Reihe von Sagen geworden. Nicht nur, daß sein Name in den Ritterepen eine hervorragende Rolle spielt, sondern es gelten auch die in vielen alten Städten aufgestellten Bildsäulen (Rolandssäule, steinerner Roland) als Denkmale von Rittersagen, wenngleich diese eine ganz andre, viel wichtigere Bedeutung hatten. Diesen Legenden zufolge war Roland ein Ritter von übermenschlicher Größe und Kraft, der sich besonders als Kämpfer für das Christentum gegen die Araber durch wunderbare Kämpfe und Abenteuer hervorthat. Sein Schwert, Durendart geheißen, konnte einen Marmorstein durchhauen, ohne schartig zu werden, und sein Horn Olivant hatte einen so mächtigen Ton, daß man seinen Schall acht Meilen weit hörte. Die erste große Dichtung über Roland rührt aus dem 11. Jahrhundert von einem Mönche her, der sie unter dem Namen des Erzbischofs Turpin von Reims schrieb (s. unten).

Zweite Unterwerfung Sachsens.

Ungebeugt durch diesen Unfall, traf Karl sogleich Anstalten zur Wiederunterwerfung der Sachsen, die unter Wittekind noch raubend und plündernd die fränkischen Grenzen heimsuchten. Bei Lippeham, in der Nähe von Wesel, ging er über den Rhein, sprengte die Sachsen bei Bocholt an der Aa nördlich von Münster auseinander und kam bis an die Weser, worauf die Westfalen, Engern und Ostfalen sich abermals unterwarfen (779). Im nächsten Jahre (780) überschritt er, von der Eresburg kommend, die Weser und drang bis an die Ocker vor. Hier ließen sich bei Orheim eine Menge Sachsen taufen. Der König aber erreichte diesmal die Elbe bei der Einmündung der Ohre nördlich von Magdeburg. Er glaubte es jetzt wagen zu dürfen, das Land, das er siegreich durchzogen, als ein erobertes zu behandeln. Es wurde die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt, das Land in Gaue oder Grafschaften eingeteilt, an deren Spitze teils sächsische Große, die sich ergeben hatten, teils fränkische Edle traten. Mönche und Weltgeistliche wurden allerwärts angesiedelt, um das Christentum zu verbreiten, unter ihnen der heilige Willehad bei Bremen. Den heidnischen Opfergenossenschaften, den „Gilden“, deren Mitglieder sich eidlich verpflichteten, wurden diese Eide verboten und den Genossen nur bei Feuers- und Wassersnot die gegenseitige Unterstützung gestattet.

Neuer Abfall der Sachsen.

Karl glaubte sicher sein zu dürfen, daß sich die Sachsen nunmehr dem Reichsverbande einfügen würden, und unternahm 781 ruhig eine Reise nach Italien, um die dortigen immer noch verwickelten Verhältnisse zu ordnen und seinen zweiten Sohn Pipin als König der Langobarden, sowie seinen dritten Sohn Ludwig zum König über Aquitanien vom Papste salben zu lassen. Sachsens glaubte er ganz sicher zu sein. Als deshalb im Jahre 782 die Sorben in Thüringen einbrachen, wies er nicht nur ein ostfränkisches Heer unter Adelgis an, sie abzuwehren, sondern bot auch einen Teil des sächsischen Heerbannes gegen sie auf. Das aber benutzte Wittekind, um aufs neue den Aufstand hervorzurufen. Auf diese Nachricht marschierte eiligst ein zweites fränkisches Korps unter Theoderich in Sachsen ein; doch anstatt sich mit dem zuerst gesandten zu vereinigen, lagerten beide durch den Süntel (bei Minden) getrennt, und als dann Adelgis sogar allein die heranziehenden Sachsen angriff, wurde er völlig geschlagen und fiel selbst mit vier Grafen und zwanzig Edlen. Außer sich vor Zorn erschien Karl selbst an der Spitze eines mächtigen Heeres an der Weser (782) und forderte die sächsischen Edlen vor seinen Richterstuhl. Obgleich nun diese alle Schuld auf den entflohenen Wittekind schoben und ihm seine Anhänger, 4500 Männer, auslieferten, so wurde doch der Zorn des Königs über den Aufstand so wenig versöhnt, daß er diese angeblich alle, gemäß den Bestimmungen des Kapitulars (s. oben S. 337), bei Verden an der Aller an einem Tag enthaupten ließ!

Allgemeine Erhebung und Unterwerfung.

Das barbarische Schreckensgericht, das Werk mehr der Rache als der Gerechtigkeit, verfehlte indes nicht allein seinen Zweck, sondern goß auch noch Öl in das Feuer. Denn nun erhoben sich die sächsischen Bauernschaften wie ein Mann, der unbezwungene Wittekind entflammte seine Landsleute zur Wiedervergeltung und stellte sich von neuem an die Spitze seines todesmutigen Volkes. Grimmiger als je war der Haß der Sachsen

gegen die Franken entbrannt, und heftiger als je erfolgten ihre Angriffe. Bei Paderborn sammelte Karl im Jahre 783 seine Aufgebote, ihm gegenüber an der alten „Malstätte des Teut“ (Theotmalli, Detmold) die Sachsen. Die blutige Schlacht, die hier entbrannte, entschied indes nichts, vielmehr ging Karl nach Paderborn zurück, um Verstärkungen heranzuziehen, und erfocht erst an der Hase bei Osnabrück einen völligen Sieg, ja er rückte quer durch das Land bis zur Elbe vor. Noch indes war der zähe Widerstand der Sachsen nicht gebrochen. Als der König im Jahre 784 aufs neue im Lande erschien, zwangen ihn starke Regengüsse und Überschwemmungen, den Vormarsch über die Weser einzustellen; er wandte sich deshalb durch Thüringen nach dem östlichen Sachsen. Auf dem Rückmarsche wurde sein Sohn Karl an der Lippe von den Sachsen angegriffen, warf sie aber in einem heftigen Reitergefechte zurück. Nach einem neuen Vorstoße bis zur Weser nahm Karl sein Winterquartier auf sächsischem Boden in der Eresburg und ließ während des Winters, der sonst eine Zeit der Ruhe war, das Land weit und breit mit Verwüstungszügen heimsuchen, um die Widerstandskraft der trotzigen Bauernschaften zu brechen. Endlich im Frühjahr 785, nach dem Maifelde, das er in Paderborn versammelte, drang er abermals durch den Bardengau bis zur Elbe vor. Da sank der letzte Widerstand des verzweifelten Volkes in sich zusammen. Selbst seine beiden Führer, Wittekind und Albio, gaben jetzt ihre Sache verloren, und als Karl den Weg der Unterhandlung betrat, da stellten sich beide zu Attigny in der Champagne freiwillig bei ihm ein und nahmen die Taufe (Weihnachten 785). Die Unterwerfung des Sachsenlandes war vollendet.

143. **Der Tassilokelch in der Benediktinerabtei zu Kremsmünster.**

Dieser vom Herzog Tassilo um 780 dem Stifte Kremsmünster geschenkte 25 cm hohe Kelch ist aus Kupfer, mit Silber, Niello und Gold verziert.

Bedeutung der Unterwerfung.

Für die deutsche Geschichte vor allem war das Ergebnis des langen Kampfes von größter Bedeutung. Erst jetzt konnte eine deutsche Nation entstehen. Hätten die Sachsen sich damals behauptet, so würden sie sich selbständig entwickelt und den Dänen näher angeschlossen haben als den Binnendeutschen. Ein Riß wäre mitten durch Deutschland hindurchgegangen, der schwerlich jemals ausgefüllt worden wäre. So hat Karl noch mehr für die Zukunft Deutschlands, als für sein eignes Reich gearbeitet.

Einverleibung Bayerns.

Fast ebenso wichtig wie die Unterwerfung der Sachsen war die völlige Einverleibung Bayerns in das Fränkische Reich. In der selbständigen Machtstellung, die Tassilo seit 763 einnahm (s. S. 331), hatte er nach außen und innen eine in ihrer Art sehr bedeutende und verdienstvolle Thätigkeit entfaltet. Die Slowenen (s. S. 193) unterwarf er im Jahre 772 nach einem harnäckigen Kampfe vollständig und setzte ihnen Waltung zum Herzog. An der Befestigung der Kirche dort und in Bayern selbst arbeitete er eifrig. Eine ganze Reihe von Klöstern stifteten damals bay=

rische Edle, so Scharnitz, Tegernsee, Schliersee, oder der Herzog selbst, so vor allem Innichen im oberen Pusterthale (769), ganz besonders im Hinblick auf die Avarenmission und unweit der Avarengrenze Kremsmünster (777), das noch den Kelch bewahrt, den ihm der Herzog und seine Gemahlin damals schenkten. Die Unabhängigkeit dieser Kirche sollten die Beschlüsse der Synode von Aschheim sichern (769). — Aber staatsmännische Befähigung scheint Tassilo versagt geblieben zu sein. Er sah dem Untergange des befreundeten Langobardenreiches unthätig zu und schwankte dann unsicher hin und her zwischen den beiden Möglichkeiten, die ihm nun noch blieben: dem ehrlichen Anschluß an das Fränkische Reich oder verzweifeltem Widerstande. Im Jahre 781 leistete er auf die gebieterische Aufforderung Karls, die päpstliche Gesandte unterstützten, zu Worms den Treueid und stellte Geiseln, doch er entwaffnete nicht das Mißtrauen gegen seine Treue und lehnte es sogar ab, sich auf der Reichsversammlung in Worms zu stellen (787). Aber der Augenblick war schlecht gewählt, denn der Sachsenkrieg war beendet und Karl vollständig Herr seiner Mittel. Sofort ließ er drei Heersäulen gegen Bayern vorgehen: Pipin kam von Italien bis Bozen, Karl selbst rückte rechts der Donau bis Augsburg, Ostfranken, Sachsen und Thüringer nördlich der Donau bis Ingolstadt vor. „Der größte von allen Kriegen Karls schien bevorzustehen.“ Doch angesichts so gewaltiger Heeresmassen, und seiner eignen Unterthanen, insbesondere der Geistlichkeit, nicht sicher, verlor Tassilo den Mut, unterwarf sich dem König im Lager vor Augsburg und stellte seinen Sohn als Geisel. Allein diese Fügsamkeit war nur eine scheinbare. Tassilo, wahrscheinlich auch aufgestachelt durch seine stolze und rachsüchtige Gemahlin Liutberga, setzte im geheimen seine Umtriebe gegen den Frankenkönig fort. Nicht allein die Avaren, sondern auch Adalgisus, der Sohn des Desiderius, der durch die Griechen in seinen Ansprüchen auf den väterlichen Thron bestärkt wurde, sowie der Herzog von Benevent sollten zu einer Verbindung mit Bayern gewonnen werden, die mächtig genug war, um dem Frankenreiche gefährlich zu werden. Karl verkannte denn auch die drohende Gefahr nicht und beeilte sich, ihr durch den Sturz des Bayernherzogs beizeiten vorzubeugen. Er ließ Tassilo nach seinem Hoflager Ingelheim am Rhein entbieten und ihn, als er ohne Ahnung, daß sein Plan verraten sei, dort ankam, in Haft nehmen. Vom Königsgericht wurde er als Hochverräter, nachdem seine eignen Unterthanen gegen ihn gezeugt hatten, zum Tode verurteilt. Karl der Große wandelte jedoch die Todesstrafe in Gefangenschaft um und nahm Bayern (788) als fränkische Provinz in Besitz. — Auch Liutberga und ihre Töchter mußten den Schleier nehmen, und Adalgisus fand bald darauf als Flüchtling sein Ende, so daß Karl nunmehr Ruhe vor dem langobardischen Königshause hatte. Auf einer 794 in Frankfurt abgehaltenen Reichsversammlung ließ Karl den Herzog Tassilo in der Mönchskutte vorführen und ihn bekennen, daß er sich als Hochverräter den gerechten Zorn des Frankenkönigs zugezogen habe, daß er ihn fußfällig um Verzeihung bitte und zur Sühnung seines Verbrechens für sich und seine Erben auf alle Ansprüche an das Herzogtum Bayern freiwillig verzichte. Im Kloster Lorsch beendete Tassilo seine Tage, und lange erhielt die Sage daselbst sein Andenken.

Feldzüge gegen die Avaren.

Dieser unglückliche Ausgang des letzten bayrischen Herzogs hielt indes die Avaren nicht ab, dem ihm gegebenen Versprechen nachzukommen. Während ein Teil ihrer Heere in die Lombardei eingefallen war, um dem von den Byzantinern zur Wiedererringung der väterlichen Krone unterstützten Adalgisus beizustehen, drang der andre Teil in das bayrische Land, um die Franken daraus zu vertreiben. Indes wurden sie hier wie dort blutig zurückgewiesen, ja der Zusammenstoß mit dem Fränkischen Reiche wurde ihnen selbst verhängnisvoll. Denn im Jahre 791 setzte Karl drei Heere gegen sie in Bewegung. Die ripuarischen Franken, Thüringer, Sachsen und Friesen gingen links

der Donau vor, der König selbst auf dem rechten Ufer des Stromes. Währenddem führte König Pipin von Italien her seine Kolonne durch Krain nach der avarischen Grenze und siegte unweit derselben. Karl stand an der Enns beim alten Lauriacum, als ihm diese Nachricht zuging; er ließ den Sieg durch Gebet und Fasten feiern und überschritt dann selbst Anfang September den Grenzfluß. Zuerst erstürmte die am linken Donauufer vorgehende Kolonne die Verschanzungen der Avaren am Kampflusse, dann der König eine andre am Abhange des Wiener Waldes. Verheerend drang er bis zur Mündung der Raab vor und verwüstete 52 Tage lang das Avarenland. Dann kehrte er auf der alten Straße nach Regensburg zurück.

Untergang des Avarischen Reiches.

Doch war die avarische Macht in ihrem Kerne damit keineswegs getroffen. Indes hielt der sächsische Aufstand, der im Jahre 793 ausbrach, den König von der persönlichen Teilnahme an den weiteren Kämpfen ab, und mehr der inneren Uneinigkeit als den



144. Avarenring. Nach Garnier.

fränkischen Waffen sollte das Avarische Reich schließlich erliegen. Denn im Sommer 795 bot der Tudun mit vielen seiner Leute im Lager von Lüneburg Karl die Unterwerfung an, und in Ungarn erhoben die Avaren einen neuen Chachan. Da brach im Spätjahre 795 Herzog Erich von Friaul in Ungarn ein, überschritt die hartgefrorene Donau und nahm den riesigen Hauptring der Avaren zwischen Donau und Theiß mit Sturm. Im nächsten Jahre (796) erschien dann König Pipin selbst mit langobardischen und bayrischen Truppen und empfing auf den Trümmern des Ringes die Huldigung der Avarenfürsten. Mit dem Lorbeer des Siegers geschmückt, zog zu Weihnachten der Königssohn in Aachen ein. Er führte unermeßliche Schätze mit sich, welche die Avaren seit dreihundert Jahren auf ihren Raubzügen, besonders gegen die Byzantiner, aufgehäuft hatten. „Durch keinen Krieg", sagt Einhard, „erbeuteten die Franken so große Reichtümer. Denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden sie nun in der Königsburg eine solche Masse Goldes und Silbers vor und machten in den Schlachten so kostbare Beute, daß man wohl glauben darf, nach Recht und Gerechtigkeit

haben die Franken den Hunnen (Avaren) das weggenommen, was diese früher andern Völkern ungerechterweise geraubt hatten." Nach diesen Niederlagen wich ein Teil der Avaren über die Theiß zurück; die westlich der Donau bleibenden traten unter ihren eignen Fürsten zunächst in ein Vasallenverhältnis zum Fränkischen Reiche und nahmen meist das Christentum an. Mehrere vereinzelte Aufstände änderten daran nichts. Vielmehr wurden die Avaren von ihren eignen früheren slawischen Unterthanen so bedrängt, daß sie Karl selbst um Schutz bitten mußten. Er siedelte ihre Reste — der Adel war fast gänzlich vernichtet — bei Carnuntum, unweit der heutigen niederösterreichisch-ungarischen Grenze, an. Mit dem Anfange des 9. Jahrhunderts verschwinden die Avaren aus der Geschichte, indem sich ihre Reste unter den Bulgaren und verschiedenen slawischen Völkerschaften verloren.

Letzte Aufstände in Sachsen.

Wenn Karl den Sachsen auch, wie oben hervorgehoben wurde, ihre alten Einrichtungen teilweise gelassen hatte, so waren doch die ihnen allmählich aufgedrungenen Neuerungen hinreichend, um den schlummernden Geist der Empörung zu wecken. Vornehmlich war es die Abgabe des Zehnten an die Geistlichen und die Auferlegung der Heerespflicht, welche die Gemüter mit tiefem Groll erfüllten. Die Sachsen hatten Karl auf seinen immer ausgedehnteren Kriegszügen zu folgen und also stets für eine ihnen fremde, ja verhaßte Sache zu kämpfen. Karl führte seine Heere gegen die Vasconen und Mauren über die Pyrenäen, gegen Slawen und Avaren nach Istrien und Pannonien, auch über die Elbe drang er 789 vor. Die Gärung kam zum vollen Ausbruch, als Graf Theoderich von Karl ausgesandt wurde, um das Aufgebot für den avarischen und slawischen Krieg in Sachsen zu sammeln (792). Da fielen die Sachsen in Verbindung mit den gleichfalls aufständischen Friesen über Karls Sendboten her und erschlugen sie und ihre Leute im Gaue Rustringen, an der Mündung der Weser. Damit war der Anstoß zum Aufruhr im ganzen nördlichen Sachsenlande gegeben. Die Geistlichen wurden vertrieben, ihre Niederlassungen und Kirchen zerstört, die alten heidnischen Religionsgebräuche wieder eingeführt (793).

Völlige Niederwerfung der Sachsen.

Aber Karl wußte auch jetzt wieder durch Entschlossenheit und rasches Handeln der aufrührerischen Bewegung Herr zu werden, indem er mit zwei großen Heeren, das eine unter Führung seines Sohnes Karl, über den Rhein vorrückte und sich auf dem „Sandfelde" zwischen Paderborn und der Eresburg lagerte. Die Sachsen, dadurch eingeschüchtert, unterhandelten und stellten Geiseln, womit sich Karl einstweilen begnügte, um zur Beilegung andrer Verwickelungen Zeit zu gewinnen. Denn auch in andern Teilen seines Reiches, wie in Bayern, war die Stimmung gegen ihn eine sehr aufgeregte; hauptsächlich aber bedrohte der in Byzanz ausgebrochene Bilderstreit auch die abendländische Kirche, und Karl mußte vor allem darauf bedacht sein, die noch junge Pflanze des Christentums in seinem Reiche vor ähnlichen Stürmen zu bewahren. Auf einer glänzenden Reichs- und Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. (794) gelang es ihm auch, jedem Glaubenszwiespalte vorzubeugen und die Ordnung in der Kirche aufrecht zu erhalten. Ebendort sicherte der feierliche Verzicht Tassilos auch den Besitz Bayerns (s. oben S. 340). Nunmehr schritt Karl dazu, den Widerstand der Sachsen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf immer zu brechen. Es begann ein letzter Kampf, zu dessen Beendigung die Gewalt der Waffen allein sich unzulänglich erwies. Es mußte zu dem grausamen Mittel der Wegführung und Verpflanzung von großen Scharen des unbotmäßigen Volkes gegriffen werden. Während der drei ersten Kriegsjahre 795—798, in denen Karl die im Süden der Elbe wohnenden Sachsen unterjochte, ließ er eine große Anzahl wehrhafter Männer, in manchen Gauen bis zu einem Dritteil der Bevölkerung, in einzelnen sogar alle Bewohner (so aus dem Wichmuodigau zwischen Elbe- und Wesermündung), nach andern Gegenden seines Reiches versetzen und verteilte ihre



145. Karl der Große im Krönungsornat der deutschen Kaiser.
Gemalt 1510 von Albrecht Dürer: Idealbild eines deutsch-römischen Kaisers nach der Vorstellung des 16. Jahrhunderts, nicht Porträt.

Besitzungen teils unter seine Getreuen weltlichen wie geistlichen Standes, teils an fränkische Kolonisten, die er unter ihnen ansiedelte. Ebenso verfuhr er mit den Nordalbingern. Nach Einhard sind allein von den Nordalbingern, die erst 804 völlig unterworfen waren, 10000 Familien nach dem inneren Deutschland verpflanzt worden. Den mit ihm verbündeten slawischen Abotriten überließ Karl einen Teil des heutigen Ostholstein. Durch solch unbarmherzige Strenge ward die Widerstandskraft des Volkes nach und nach gebrochen, und wenn es auch zweifelhaft ist, ob, wie Saxo berichtet, 803 ein förmlicher Friede zu Seltz an der Saale zwischen Karl und den Sachsenhäuptlingen geschlossen wurde, der Krieg erlosch jedenfalls um diese Zeit, da nach Einhard von da an Sachsen und Franken zu „einerlei Volk" vereinigt waren.

Karl ließ den Sachsen auch jetzt noch ihr altes Volksrecht, aber er führte die fränkische Grafenverfassung nunmehr vollständig durch. Im übrigen genossen die Sachsen dieselben Rechte wie die Franken, ja dem sächsischen Adel blieb seine bevorzugte Stellung ausdrücklich gewahrt, weil Karl in ihm eine Stütze seiner eignen Herrschaft sah.

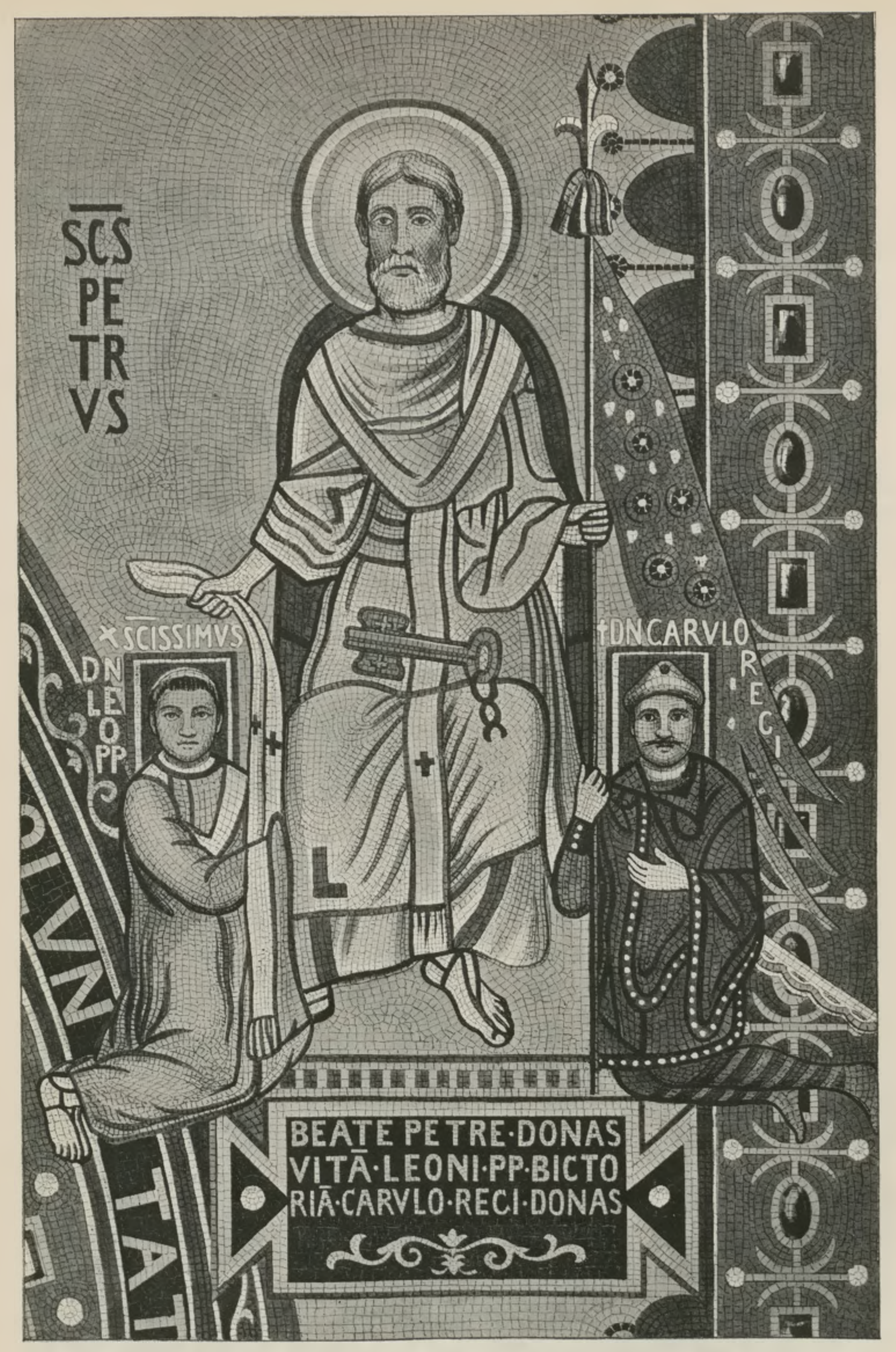
Anschluß der Elbslawen.

Die Kriege mit den Sachsen hatten die Franken auch in unmittelbare Verbindung mit den Slawen jenseit der Elbe und Saale gebracht. Schon 780, als er an der Ohremündung die Elbe erreichte, gewann Karl die Abotriten für sich. Mit ihrer Hilfe unterwarf er dann die Wilzen im Jahre 789, gegen die er eben damals auch die Sorben gewonnen hatte. Der Abotritenfürst Witzan bekannte sich als Vasallen Karls des Großen, sein Nachfolger Thrasiko (seit 795) leistete ihm wertvolle Dienste gegen die Sachsen und erhielt deshalb von ihm Striche Nordalbingiens (das östliche Holstein) angewiesen. So wies Karl seinen Nachfolgern hier ebenso den Weg nach dem slawischen Nordosten, wie er durch die Vernichtung des avarischen Reiches der deutschen Kolonisation die Bahn nach Südosten brach.

Das römische Kaisertum Karls des Großen.

Hilfegesuch Leos III.

Nach der wesentlichen Beendigung der Eroberungskriege hielt der große fränkische König 799 einen Reichstag zu Paderborn ab, um Anordnungen im Interesse einer so ausgedehnten Ländervereinigung zu treffen. Die große Menge von Gesandtschaften, die er hier erhielt, weil man bereits anfing, in ihm den Schiedsrichter Europas zu achten und zu fürchten, nahm den größten Teil des Reichstages in Anspruch. Unter diesen Gesandtschaften waren die wichtigsten die des Patriarchen von Jerusalem und die des Kalifen Harun al Raschid, der seinem fürstlichen Bruder seine Verehrung ausdrücken und seine Freundschaft anbieten ließ (s. S. 264); endlich erschien der Papst Leo III. nebst Gefolge, um Karls Beistand und seine Wiedereinsetzung zu erlangen, die er um so eher erwarten konnte, als er diesem nach seiner Wahl förmlich gehuldigt und ihm das Banner der heiligen Stadt sowie den Schlüssel zum Grabe Petri übersandt hatte. Papst Hadrian I. war nämlich am Weihnachtsfeste 795 gestorben und an seiner Stelle Leo III. von den Römern erwählt worden. Hadrian hatte seinen Verwandten allzu einflußreiche Stellen eingeräumt, und diese, um ihr hohes Ansehen und ihre Macht nicht einzubüßen, verschworen sich zum Sturze des neuen Papstes, in der Absicht, die weltliche Herrschaft über Rom in ihre eignen Hände zu bekommen. Am 25. April 799 wurde Leo bei einer öffentlichen Prozession von einer Rotte von Aufrührern, mit Paschalis, einem Neffen Hadrians, an der Spitze, überfallen, in furchtbarer Weise mißhandelt, so daß er erst nach geraumer Zeit den Gebrauch des Gesichtes und der Zunge wiedererlangte, und in einem Kloster in Gefangenschaft gehalten. Er entkam jedoch und fand Schutz bei dem Herzog von Spoleto. Von hier aus eilte er zu Karl, um seinen Beistand zu erflehen.



146. **Der heilige Petrus überreicht Leo III. die Stola und Karl dem Großen die Fahne als Zeichen der geistlichen und weltlichen Herrschaft.**

Mosaikgemälde in dem 796—799 erbauten Triclinium (Speisesaal) Leos III. im alten Lateranpalast.

Von diesem Speisesaale sind nur noch die drei Tribünen (Abschlußwand) erhalten. Die noch jetzt dort angebrachten Mosaiken sind allerdings nicht mehr die Originale, aber deren genaue Nachbildungen, die Papst Benedikt XIV. im Jahre 1743 nach den Bruchstücken und Zeichnungen der alten anfertigen ließ. Die Gestalten Karls des Großen und Leos III. haben wahrscheinlich Porträtähnlichkeit, soweit jene Zeit solche herzustellen vermochte.

Karl in Rom.

Wie zu erwarten war, versprach König Karl dem Papste, in Rom zu erscheinen und ihm eine glänzende Genugthuung zu verschaffen. Demgemäß brach er im August des Jahres 800 nach Italien auf, wohin Leo III. schon gleich von Paderborn aus unter dem Schutze und Geleite Karls zurückgekehrt war. In Rom am 24. November angekommen, veranstaltete der Frankenkönig am 1. Dezember einen großen geistlichen Gerichtstag in der Peterskirche, indem er erklärte, „daß er nach Rom gekommen sei, er, der Schutzherr und Patricius der Römer, um die gestörte Ordnung der Kirche wiederherzustellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel zu bestrafen und zwischen den Römern als den Klägern und dem Papst als Beschuldigtem Gericht zu halten." Keiner der Ankläger vermochte seine Beschuldigungen zu beweisen, und der Papst konnte diese durch einen Reinigungseid, den er, nach dem Beispiele des Pelagius zur Zeit des Narses, freiwillig leistete, widerlegen. Paschalis und seine Mitverschworenen wurden zum Tode verurteilt, aber auf Fürbitten des Papstes von Karl nach Frankreich verbannt.

Kaiserwahl und Kaiserkrönung.

Zunächst aus diesen Erfahrungen heraus entsprang in der römischen oder lateinisch gebildeten Umgebung Karls der Gedanke, im Abendlande das Kaisertum zu erneuern. Denn an dessen Dauer bis ans Ende aller Dinge glaubte man überall fest nach der Prophezeiung Daniels, Kapitel 7, die dem letzten ihrer vier Weltreiche, also nach der allgemein angenommenen Deutung dem römischen, diese Dauer in Aussicht stellte. Nun war die Macht des oströmischen Kaisertums im Abendlande fast ganz erloschen, hier aber bestand im Fränkischen Reiche eine Völkervereinigung, die man wohl dem zerfallenen Weströmischen Reiche vergleichen konnte. Sein Oberhaupt sollte die Kaiserkrone tragen. Damit waren zugleich alle oströmischen Ansprüche auf Rom und Italien zurückgewiesen, die Selbständigkeit des Papsttums ihnen gegenüber verbürgt und in dem neuen fränkisch-römischen Kaisertume zugleich ein kräftiger Schutz für das Papsttum gewonnen. So beschloß eine große Versammlung römischer und fränkischer Bischöfe des Adels und des Volkes beider Länder in Rom, die Kaiserkrone dem Könige der Franken und Langobarden zu übertragen.

An einem der nächsten Tage, am Weihnachtsfeste (25. Dezember), nach damaliger Zeitrechnung dem Anfange des neuen Jahres 801, begab sich Karl im Schmucke eines römischen Patricius in die Peterskirche. Als er nach der Messe vor dem Altare zum Gebet niederkniete, trat plötzlich Leo heran und setzte ihm die Krone der römischen Imperatoren aufs Haupt, während das versammelte Volk dreimal jauchzend rief: „Karl, dem allerfrömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, dem großen, friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Nach altem Brauche fügte der Papst die sogenannte Adoration hinzu, indem er die Lippen und die Hand Karls berührte und sich vor ihm verneigte. Hierauf salbte der Papst Karl sowie seinen Sohn Pipin, der zu diesem Zwecke von Benevent herbeigeholt worden war.

Zusammenstoß mit Byzanz.

In Konstantinopel erkannte man die Wichtigkeit dieses Ereignisses sehr wohl und war nicht geneigt, ohne weiteres zurückzuweichen. Es kam vielmehr nach fruchtlosen Unterhandlungen zum offenen Kriege, in dem König Pipin von Italien 809/810 die venezianischen Inseln und die dalmatinischen Küstenstädte dem Fränkischen Reiche unterwarf. Erst 812 wurde Karl von den Byzantinern als Kaiser anerkannt, nachdem er ihnen als Preis Venetien (d. h. die venezianischen Inseln) und Dalmatien überlassen hatte, dagegen behauptete er Istrien (s. S. 308). „Nun erst erlosch der Titel des Kaisers von Byzanz völlig in Rom; das westliche Imperium war erneuert, die Einheit von Abendland und Morgenland zerstört, und die bestürzten Griechen klagten, daß das große Frankenschwert jenes alte Band zwischen Rom und Byzanz zerhauen habe, und daß die jüngere und schönere Tochter Konstantinopolis von jener altersgrauen Mutter Roma für immer getrennt worden sei."

Bedeutung der Kaiserwürde.

Welch großes Gewicht Karl auf die neue Würde legte, geht daraus hervor, daß er 802 jeden männlichen Bewohner seines Reiches, der das zwölfte Lebensjahr überschritten hatte, einen neuen Eid leisten ließ unter der ausdrücklichen Einschärfung, daß es sich hier nicht bloß um den altherkömmlichen Huldigungseid handle, sondern daß dieser auch die Zusage des christlichen Gehorsams gegen den Oberherrn der Kirche in sich begreife.

Kaiser und Papst waren von jetzt an die beiden höchsten Häupter der abendländischen Christenheit; die Völker gewöhnten sich daran, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zerteilen und Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet werde.“ Der Papst nahm bald das Recht in Anspruch, den Kaiser jedesmal durch die Krönung gewissermaßen zu bestätigen, wohingegen kein Papst ohne die Zustimmung des Kaisers eingesetzt werden durfte. Wie folgenschwer dadurch die Annahme der Kaiserwürde für das Reich werden sollte, konnte Karl nicht ahnen.

Abschluß der Reichsgrenzen.

Mit der Kaiserkrönung geht auch die Zeit der großen Eroberungskriege zu Ende. Die wenigen Kriege, die Karl seit dieser Zeit noch unternahm, waren meist auf die Erhaltung seines Besitztums, nicht auf neue Erwerbungen gerichtet. Die Herrschaft über die spanische Mark wurde durch die Eroberung von **Barcelona** (803) und



147. **Gemeinsame Münze (Denar) Karls des Großen und des Papstes Leo III.**

148. **Plombe, geprägt gelegentlich der Kaiserkrönung Karls des Großen.**

Tortosa (811) unter Anführung des Königs Ludwig von Aquitanien gesichert, die nördlichen Grenzen gegen das abenteuernde nordländische Seefahrervolk, die **Normannen**, besser befestigt. Denn Karl schien die Schrecken, die dieses Volk über sein Reich noch bringen sollte, vorauszusehen. Als er einst, so wird erzählt, in einer Stadt des narbonnensischen Gallien weilte und die normannischen Korsaren bis in den Hafen der Stadt gedrungen waren, äußerte er bei ihrem Anblick unter Thränen zu seinen Gefährten: „Ein tiefer Schmerz ergreift mich, weil ich vorhersehe, mit welchen Schrecken und Leiden diese Räuber meine Nachkommen und ihre Völker heimsuchen werden.“ Die Unterwerfung der mehrmals aufgestandenen **Sachsen** war 803 vollendet, indem Karl endgültig unter ihnen die neue Ordnung der Dinge begründete und den neuen Bischofssitzen Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster die völlige Einführung des Christentums überließ.

Ganz gesichert wurden diese Verhältnisse erst durch erneute Kämpfe mit einzelnen **slawischen** Stämmen und durch die Zurückweisung der Dänen. Im Jahre 806 mußte König Pipin die wankelmütigen **Sorben** aufs neue zum Gehorsam bringen; von hier aus unterwarf er auch die **Tschechen** in Böhmen fränkischer Oberherrschaft. Schwerer war der Kampf gegen die Dänen. Hatten diese schon immer den aufständischen Sachsen einen Rückhalt gewährt, so ließ sich jetzt ihr König **Gottfried** von sächsischen Flüchtlingen zum Angriff auf die Abotriten fortreißen, wobei ihn die Wilzen unterstützten (808). Ein Teil der Abotriten schloß sich auch an, und Herzog Thrasiko wurde vertrieben; indes warf König Karl, des Kaisers Sohn, die Dänen in Holstein zurück,

Thrasiko wurde seiner abgefallenen Unterthanen wieder Herr und demütigte dann auch die Wilzen wieder. Trotzdem fiel 810 Gottfried nochmals in Friesland ein. Als er aber zu einem neuen Heereszuge rüstete, erschlugen ihn seine eignen Dienstmannen und erhoben Hemming zum König. Dieser schloß im Jahre 811 mit den Franken feierlich Frieden, indem er die Schlei als Grenze anerkannte. Längs derselben hatte schon sein Vorgänger die berühmten Schanzen der „Danevirke“ errichtet. Auch auf fränkischer Seite erhoben sich Festungswerke: 808 Büchen, 810 Esseveldoburg (Itzehoe); dazu zog man befestigte Linien von der Kieler Bucht südlich bis zur Elbe.

Die Marken.

Unausgesetzt auf die Sicherheit des Reiches bedacht, errichtete Karl, da wo Zusammenstöße mit feindlichen Nachbarn am häufigsten zu befürchten waren, auf erobertem Boden sogenannte Marken, die unter die besondere Verwaltung von Markgrafen gestellt wurden. Diese hatten den Grenzverkehr mit den Nachbarn zu überwachen, vor allem den Schutz der Grenzen zu sichern und zu diesem Zwecke die nötigen Mannschaften zu befehligen, im Notfalle das Aufgebot selbständig zu erlassen, weshalb denn auch zahlreiche fränkische Vasallen (Markmannen) in den Marken angesiedelt wurden. Die Markgrafen besaßen also weit ausgedehntere Machtbefugnisse als die Binnengrafen.

Außer der bretonischen Mark gegen die unruhigen Kelten der Bretagne entstanden nach und nach: gegen die Araber die spanische Mark von den Pyrenäen bis zum untern Ebro, gegen die Dänen die dänische Mark zwischen Eider und Schlei, gegen die Abotriten die sächsische Mark zwischen der Kieler Föhrde und der Elbe, gegen die Sorben die thüringische oder sorbische an der Saale, gegen die Böhmen die fränkische auf dem Nordgau. Das den Avaren abgenommene Gebiet verwaltete an höchster Stelle der Graf von Ober-Pannonien (zwischen Raab und Wiener Wald), unter dem der Graf der Ostmark (zwischen Enns und Wiener Wald) und die slawischen Vasallenfürsten Pannoniens standen; die slowenischen Ostalpenlande (Karantanien), deren letzter Herzog 795 genannt wird, Istrien, das dalmatinische Kroatenland und Friaul bildeten den zweiten Grenzbezirk im Südosten. So umschlossen die Marken die bedrohten Grenzen wie mit eisernem Ringe.

Innere Entwickelung des Reiches unter Karl dem Großen.

Charakter des Karolingischen Reiches.

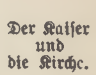
Das Reich Karls des Großen, nach der gewöhnlichen (nicht ganz genauen) Abmessung sich ausdehnend von der Eider bis zum Garigliano und von der Raab bis zum Ebro, war nicht, wie das römische, die Herrschaft eines Volkes über alle andern, sondern die Zusammenfassung der unter sich gleichberechtigten germanischen und romanischen Völker des abendländischen Festlandes unter dem fränkischen Großkönig, der den römischen Kaisertitel trug. Nicht die alten Einrichtungen änderten sich, wohl aber der Staatsgedanke, denn nicht zufällig sollte diese Völkerverbindung sein, sondern sie sollte zusammengehalten werden durch die christlich-römische Kultur, also vor allem durch die Kirche und ihre beiden Oberhäupter, den Kaiser und den Papst, und sie sollte als Kulturmacht auch auf die noch heidnischen Völker wirken. In diesem Gedanken liegt das Neue, Großartige und trotz aller späteren äußeren Trennung Bleibende des Karolingischen Reiches.

Ohne die tief in der Natur seiner Völker wurzelnde Verschiedenheit ihres Rechts und ihrer besonderen Einrichtungen zerstören zu wollen, bemühte Karl sich doch seiner politisch-kirchlichen Grundidee gemäß, seinen Staatsorganismus so einheitlich wie möglich zu gestalten und auch in der allgemeinen Gesetzgebung eine gewisse Übereinstimmung herbeizuführen. Dazu diente ihm die große Reichsversammlung, das Maifeld, zu dem im Mai jedes Jahres, gewöhnlich auf deutschem Boden, doch an wechselnden Orten, die

weltlichen und geistlichen Großen des Reichs zusammentraten. Mit ihr verband sich oft eine Heerschau. Vorbereitet wurden die Beschlüsse durch eine kleinere Versammlung, die im Herbst des vorhergehenden Jahres stattfand. So entwickelte sich eine umfassende Reichsgesetzgebung in den „Kapitularien“, die erste und letzte des deutschen Mittelalters.

Die Beamten.

Nur wo partikulare Einrichtungen der Einheit des Reiches gefährlich schienen, wurden sie beseitigt. Auf deutschem Boden war das Volksherzogtum seit Tassilos Sturz vollständig verschwunden; dagegen blieben die einheimischen Fürsten bei den Elbslawen, eine Zeitlang auch bei den Slowenen und Avaren, dann bei den Basken und Bretonen, in Spoleto und Benevent, nur daß sie der förmlichen Anerkennung des Kaisers bedurften. Im übrigen wurden die einzelnen Bezirke, die Gaue, nach wie vor durch die Grafen und ihre Unterbeamten verwaltet (s. oben S. 213), die Marken durch die selbständiger gestellten Markgrafen, und zwar so, daß jeder mit der Verwaltung seiner Mark noch die eines dahinter liegenden Grenzgaues verband, wie z. B. die bayrische Ostmark mit dem Traungau verbunden war. Für den Heerbefehl in einem größeren Gebiet ernannte Karl Herzöge, duces, aber zu rein militärischen Zwecken. — Alle diese Beamten sollten wirkliche Beamte, Diener des Königs sein und bleiben, daher trat Karl der einreißenden Erblichkeit überall entgegen und schuf außerdem seit 802 eine Kontrollbehörde in den „Königsboten“ (missi dominici). Deren ernannte er in jedem Jahre für die einzelnen sehr großen Bezirke je zwei, einen Bischof und einen Laien. Viermal im Jahre hatten sie ihren Bezirk zu bereisen, die Amtsführung der Grafen und der Bischöfe zu beaufsichtigen, Klagen der Unterthanen, die gegen sie vorgebracht wurden, zu prüfen, die Rechtspflege zu überwachen, die Steuern einzuschätzen und den Heerbann zu ordnen. Diese Königsboten waren auch unter den nächsten Nachfolgern Karls von hoher Wichtigkeit.

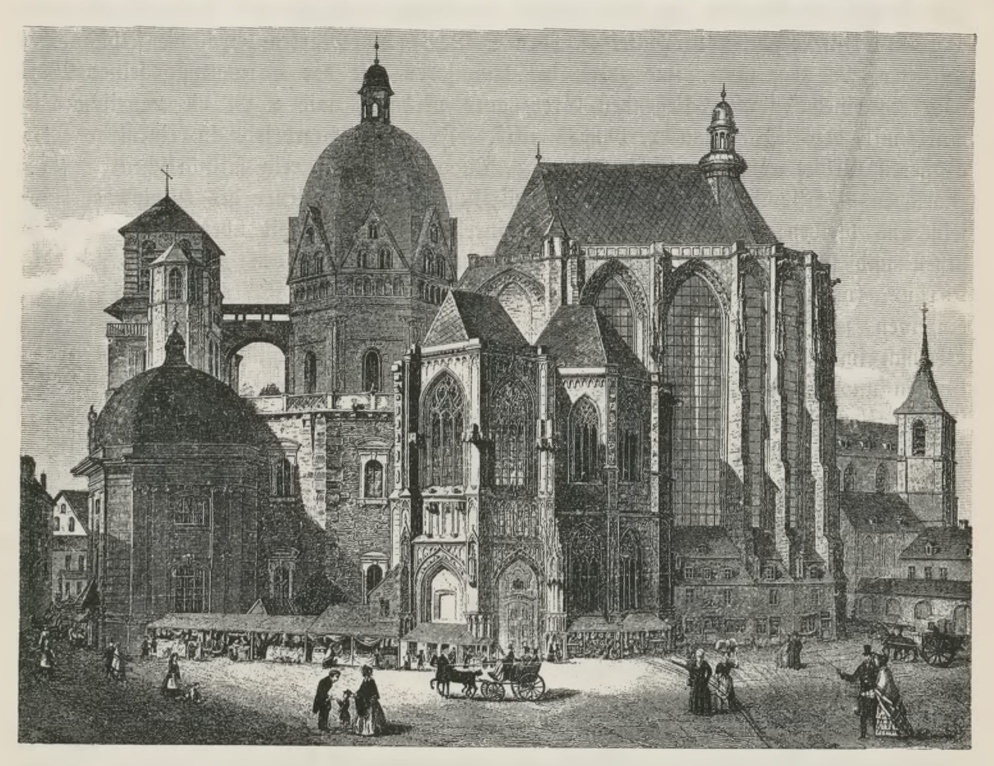


149. Gerichtsstab Karls des Großen.

Der Kaiser und die Kirche.

Kaum weniger als die weltlichen Beamten erscheinen die Bischöfe und Äbte als Organe der Reichsregierung, denn Karl war (im verstärkten Maße seit der Kaiserkrönung) ebensogut Oberhaupt der Kirche wie des Staates und hat deshalb in der nachdrücklichsten Weise in ihre Verhältnisse eingegriffen. Nur so vermochte er sich dieser ersten und wichtigsten Kulturmacht des Mittelalters für seine Zwecke zu versichern. Schon im Jahre 779 schärfte er die Unterordnung der Bischöfe unter ihre Erzbischöfe, der Pfarrgeistlichen unter die Bischöfe und die strenge Einhaltung der Mönchsregel ein. Im Jahre 789 ordnete er die Metropolitanverhältnisse, die dessen dringend bedurften, weil die erzbischöfliche Würde noch nicht mit einem bestimmten Bistum fest verbunden war. In Deutschland wurden zunächst Köln, Trier, Mainz Metropolen. Unter Köln standen die Bistümer Tongern, Utrecht und die westsächsischen Münster (Mimigardaford), Osnabrück, Minden, unter Mainz die rheinischen Sitze Worms, Speier, Straßburg, das fränkische Würzburg, die schwäbischen Konstanz und Augsburg, dazu Eichstädt, und die ostsächsischen Paderborn, Halberstadt, Verden, später noch Hildesheim, so daß Mainz seinen Sprengel von den Alpen bis fast an die Nordsee ausdehnte, unter Trier nur Metz und Toul. Für Bayern erhob Karl im Jahre 798 Salzburg zum erzbischöflichen Sitz; ihm waren Regensburg, Passau, Freising, Neuburg, Seben (später Brixen) untergeben. Später regelte der Kaiser die Grenze zwischen Salzburg und dem benachbarten Hochstift Aquileja dahin, daß die Drau die Scheidelinie bilden sollte (811). Die Ernennung dieser Bischöfe lag ganz in den Händen des Königs; selbst das erzbischöfliche Pallium erteilte der Papst nur auf seinen Antrag. Doch konnte ein Bischof nur durch den Spruch einer Synode, nicht eigenmächtig durch den König entsetzt werden. Neben den Bischöfen erscheinen noch, wenn der Sprengel sehr umfänglich war, Land-

bischöfe (Chorbischöfe), z. B. unter Salzburg in Kärnten, doch suchten die Bischöfe sie thunlichst zu beseitigen, weil ihre Macht allerdings durch sie eingeschränkt wurde. Ein hohes Wergeld schützte die Geistlichen (beim Bischofe nach salisch-fränkischem Recht z. B. 900 Solidi). Doch zu Recht stand der Geistliche in Straffachen vor weltlichem Gericht, in Zivilstreitigkeiten dann, wenn die andre Partei weltlich war, sonst vor geistlichem; über die Bischöfe richtete der König. Auch die vielfach selbst in Deutschland an geistliche Grundherrschaft verliehene Immunität (s. S. 215) hob die Gerichtsbarkeit des Staates nicht auf. Anderseits unterstützte die Kirche die staatliche Rechtspflege, indem sie Mord, Ehebruch und Meineid auch mit kirchlichen Strafen, unter Umständen mit Exkommunikation belegte.



150. **Das Münster zu Aachen**

Aus karolingischer Zeit rührt nur der Rundbau unter der Kuppel her.

Erleichterung der Ding- und Heerpflicht.

Voll verständigen Wohlwollens hat Karl für die Massen seiner Völker gesorgt. Um den freien Bauern die schwere Last der Dingpflicht zu erleichtern, beschränkte er die Zahl der echten Dinge in der Hundertschaft auf drei im Jahre (um 770) und verpflichtete zur Teilnahme an den viel häufigeren gebotenen Dingen nur die sieben Schöffen (scabini), die der Graf für jede Hundertschaft aus den vermögenden Freien auf Lebenszeit erwählte (s. S. 213). Vor allem suchte er den furchtbaren Druck der Heerbannpflicht zu mildern, den doch seine eignen großen Kriege und der wachsende Umfang des Reiches fortwährend steigern mußten. Es war in der That fast unerträglich, wenn z. B. im Jahre 807 das südgallische Aufgebot im August am Rheine stehen sollte, denn dahin mußten die pflichtigen Mannschaften etwa im Juli aufbrechen und während der ganzen Zeit nicht nur für ihre Verpflegung sorgen, sondern auch ihre eigne Wirtschaft mitten in der Ernte auf viele Wochen im Stiche lassen. Eine allgemeine neue Regelung hat Karl nicht versucht, aber doch solche für einzelne Landschaften

oder für ein bestimmtes Jahr. So sollte aus Sachsen bei einem avarischen und spanischen Kriege der sechste Mann ausrücken, bei einem böhmischen der dritte, nur bei einem sorbischen die ganze wehrpflichtige Mannschaft.

Doch den Untergang der freien Bauernschaft durch ihren Übertritt in die Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern haben solche Verfügungen wohl etwas aufhalten, aber nicht verhindern können, und gerade die Notwendigkeit, für seine weiten und fast ununterbrochenen Kriege schlagfertigere und rascher bewegliche Truppen zur Hand zu haben, hat den Kaiser gedrängt, das Vasallentum und Lehnswesen (s. S. 209) weiter zu entwickeln, denn in dieser fast geldlosen Zeit der Naturalwirtschaft konnte er sich nur dadurch größere Massen schwerer Reiter schaffen, wenn er Königs- und Kirchengut in immer größerem Umfange an seine „Getreuen“ zum beneficium, also grundsätzlich nur auf Lebenszeit des Spenders wie des Empfängers vergabte und diese also beliehenen Männer durch Handschlag und Treueid in sein persönliches Schutzverhältnis aufnahm (vassaticum, commendatio, mundium, s. S. 209). So verwandelte sich das fränkische Aufgebot mindestens in seinem wertvollsten Kerne in ein Heer schwerer Reiter. Umwandlung des Heeres.

Auf derselben naturalwirtschaftlichen Grundlage beruhen die Bemühungen Karls, die Staatswirtschaft zu organisieren. Abgesehen von den herkömmlichen „Geschenken“ namentlich der Kirchen und den Tributen unterworfener, nicht eigentlich dem Reiche einverleibter Gebiete, wie von Benevent, der Bretagne und der Slawen, gab es direkte Abgaben fast gar nicht, am wenigsten in den deutschen Landesteilen, sondern nur die alten Naturalleistungen der Unterthanen (s. S. 215), die Regalien (Bußen, Zölle, Münze) und vor allem die Erträge der umfangreichen Königsgüter. Königsgüter.

Zu den alten karolingischen Besitzungen zwischen Mosel, Rhein und Schelde waren die Reste der merowingischen getreten, dann das bayrische und alamannische Herzogsgut, das langobardische Krongut, endlich der Grundbesitz in den neueroberten Marken, denn ihr gesamter Grund und Boden galt als Königsgut. Die Verwaltung dieser ungeheuren Domänen regelte Karl durch das berühmte „Capitulare de villis“ von 812. Die Oberaufsicht über das Ganze führten der Seneschall und der Schenk neben dem Missus, nicht die Grafen. „Die Domänen zerfielen in einzelne Komplexe (fisci), an deren Spitze Amtleute (iudices) standen; die ersteren umfaßten wieder eine Anzahl Dorfschaften, welche von einzelnen Maiern (maiores) verwaltet wurden; jeder dieser Beamten verfügte über ein unteres Dienstpersonal (iuniores). Den Mittelpunkt einer solchen Verwaltung bildete der „Sal- oder Herrenhof“ (curtis salica oder indominicata), häufig mit einer für den Aufenthalt des Königs geeigneten Pfalz ausgestattet; die Domänen selbst zerfielen in Hufen, welche nach dem Stande ihrer Inhaber teils als „freie Hufen“ (mansi ingenuiles), teils als „Leden (Liten) hufen“ (mansi lediles) oder als „Knechtshufen“ (mansi serviles) bezeichnet werden. Die freien und Ledenhufen waren zu festen Naturallieferungen an den Oberhof gehalten; auf den Knechtshufen lasteten Frondienste; ihre Inhaber dienten zum Teil als hörige Handwerker, Schmiede, Schuster, Weber u. s. w. an der königlichen Pfalz. Die Einkünfte selbst sind nach dem einfachen Gesichtspunkte geregelt, daß von ihnen aus die Verpflegung des königlichen Tisches geleistet werden soll; als Normalbegriff galt das sogenannte „Servitium“, die Beschaffung des Unterhalts für einen Tag; nach der Größe und Ertragsfähigkeit der einzelnen Höfe wurde die Zahl der jährlich an den Haupthof zu liefernden Servitia bestimmt. Der Konsum dieser Erträge hing von der Anwesenheit des Hofes ab; auf denjenigen Pfalzen, welche der König im Laufe des Jahres gar nicht oder nicht so lange Zeit berührte, als die Zahl der hier fälligen Servitia gestattet hätte, ergaben sich jährliche Überschüsse, über deren Verwendung vom Hofe selbst aus verfügt wurde. Entweder ließ dieser sie direkt an den König abführen oder auf den Markt bringen und in Geld umsetzen; es begann sich an die Pfalzorte ein kaufmännischer Verkehr in den einfachsten Formen anzuschließen. Um Weihnachten erfolgte die Rechnungsaufstellung, in den Fasten wurden die Überschüsse an den Hof, d. h. in den späteren Jahren nach Aachen abgeführt. Für diesen Zweck waren daher die Wasserstraßen von besonderer Bedeutung: Compiègne und Kiersy an der Oise, Attigny an der Aisne, Heristal an der Maas, Düren an der Roer, Aachen zwischen beiden Flüssen, Metz, Diedenhofen und Trier an der Mosel, Nimwegen am Niederrhein, Ingelheim, Worms und Speier am Mittelrhein bezeichnen die Knotenpunkte des karolingischen Pfalzsystems. Am Mündungsgebiete des Mains lag der Reichsforst Dreieich; an der Mainseite desselben erbaute Karl die Pfalz Frankfurt (Frankônovurt) gegenüber von Tribur; Selz an der fränkischen Saale bildete den östlichsten Posten des rheinischen Güterkomplexes. Eine andre Gruppe von Pfalzen darf man als Waldpfalzen bezeichnen; sie beruhten auf den Erträgen der Forstwirtschaft und dienten besonders in den Ardennen und Vogesen dem Hof während der Jagdzeit zum Aufenthalt“ (K. W. Nitzsch).

Solche Wälder wurden in Forsten verwandelt, d. h. die Nutzung derselben, insbesondere das Jagdrecht, dem König vorbehalten und den Anwohnern entzogen.

Aber „auch das Gut der bischöflichen Kirchen und der Reichsabteien wurde als Fiskus betrachtet: Karl zog nicht nur die kirchlichen Gutswirtschaften in demselben Maße und nach denselben Grundsätzen wie die Königshöfe zur Servitienleistung heran, er verfügte auch über den Grundbesitz der Reichsabteien und einzelner Bistümer nach selbständigem Ermessen." So kam es, daß Laien selbst Bistümer erhielten. Der König selbst besaß z. B. die Abtei Murbach und das Erzstift Reims, und noch unter Ludwig dem Deutschen war der größte Teil der Klöster in den Händen von Weltlichen. Die Kirche sprach sich zwar grundsätzlich dagegen aus, aber sie gab in der Praxis zu, daß mindestens ein Teil ihres Gutes zum Staatsdienst herangezogen werde, nur wollte sie darin wenigstens eine feste Ordnung beobachtet wissen.

Großgrundwirtschaft und Kolonisation.

So war Karl ohne allen Vergleich der größte Grundbesitzer seines weiten Reichs, und wie er seine Güter planmäßig organisierte, so haben das auch in ähnlicher Weise die geistlichen und weltlichen Grundherren gethan. War der zunehmende Verfall des freien Bauernstandes politisch betrachtet im ganzen ein Rückschritt, so bahnte die zunehmende Ausbreitung der großen Grundherrschaften, die Kehrseite jenes Verfalls, mächtig wirtschaftliche Fortschritte an, die Ausdehnung des Anbaues, die Verbesserung des Betriebes, die Steigerung des Ertrages, die der vereinzelten bäuerlichen Wirtschaft niemals gelingen konnte. Der Grundherr bewirtschaftete von seinem Herrenhofe (curtis salica) aus mit seinen Leibeigenen (mancipia) nur einen kleinen Teil seines Besitzes; den weitaus größten Teil, oft hunderte und tausende von weitverstreuten Hufen, überließ er freien Zinsbauern (censuales) oder angesiedelten Leibeigenen (mancipia casata) gegen sehr verschieden bemessene Zinsen und Dienste. Nur große Grundherren, namentlich geistliche, waren im stande, umfängliche Rodungen, die zunächst nur kosteten, aber nichts einbrachten, durchzuführen, indem sie Scharen ihrer abhängigen Leute in die Wildnis des Sumpflandes und des Urwaldes sandten, und der Ausbau neuer Ortschaften, die innere Kolonisation, wurde die Hauptaufgabe dieser Zeit. Die zahllosen Orte des westlichen Deutschland, deren Namen auf -reut, -rode, -schwand, -kirchen-, -münster, -zell enden, sind damals entstanden; in den Ardennen, in der Eifel, im Soon-, Hoch- und Westerwald haben weltliche und geistliche Grundherren wetteifernd gerodet und gebaut. In den dünnbevölkerten oder ganz unbewohnten Wald- und Gebirgslandschaften des Südostens waren es besonders die bayrischen Bistümer und Klöster, die diese Arbeit leisteten, in der Ostmark und im westlichen Pannonien meist längs der Donau, teilweise im Anschluß an alte verödete Römerstädte (Lorch, Commagenä, d. i. Tulln, Carnuntum, d. i. Petronell), in Kärnten um den herrlichen Wörther See. Zu Grunde gelegt bei der Vermessung der Fluren wurde dabei die Königs- oder Waldhufe von der doppelten Größe der gewöhnlichen Hufe und ein zusammenhängender, nicht über eine Anzahl von Gewannen verteilter Landstreifen. Auch auf deutschem Boden wurde jetzt die Dreifelderwirtschaft allgemein, und damit verband sich die Zunahme des Wiesenbaues sowie der Obst- und Weinkultur, besonders auf den Gütern der Klöster, denen ihre Verbindung mit Italien am ehesten Anregung und Mittel dazu gewährte. Dem 9. Jahrhundert verdankt z. B. der österreichische Weinbau seine Entstehung.

Gewerbliche Thätigkeit.

Da aber mit jeder Zunahme der Kultur auch eine Zunahme der Bevölkerung verbunden zu sein pflegt, so mußte auch die gewerbliche Thätigkeit auf den Herrenhöfen mehr angespannt und vervollkommnet werden. So schrieb nicht nur Karl der Große auf den Krongütern die Anstellung zahlreicher Handwerker für die verschiedensten Gewerbe vor, sondern auch andre Grundbesitzer, insbesondere geistliche, verfuhren ähnlich. Im Kloster St. Gallen z. B. arbeiteten im 8. Jahrhundert Leibeigene als Müller, Bäcker, Bierbrauer, Schuster, Schneider, Walker, Schmiede, Schildmacher, Glasbrenner u. s. f. Daneben waren die leibeigenen Frauen in besonderen Frauenhäusern mit Weben, Spinnen Nähen, Waschen u. a. m. beschäftigt. An die Kirchen knüpfte sich insbesondere fast die gesamte Bauthätigkeit, weil eben sie die antiken Überlieferungen aufnahm und weiterbildete.

Am ehesten haben also die Herrenhöfe der Großgrundbesitzer einen Überschuß über den eignen Bedarf erzielt, also auch den Grund zu einer Zunahme des zunächst sehr geringen Binnenhandels (s. oben S. 203 f., 207) gelegt. Am frühesten haben geistliche Stifter einen solchen entwickelt, wie z. B. das Kloster Prüm in der Eifel schon von König Pipin Zollfreiheit im ganzen Reiche erhielt. Es handelte sich hier wesentlich um einen Austausch von Bodenerzeugnissen und einzelnen Gewerbeprodukten; eine besondere Rolle spielten z. B. Salz und Wein. Dafür hatten die Grundherren einen besonderen Dienst ihrer abhängigen Leute organisiert: den Botendienst zu Fuß und Roß (scara), den Fuhrdienst (angaria) und die Stellung von Transportpferden (parafredi) und von Schiffen. Den auswärtigen Handel, besonders mit dem Orient, besorgten nach wie vor meist Griechen und Juden; von deutschen Stämmen waren es fast nur die Friesen, die Handel in größerem Stile trieben und namentlich den Rhein aufwärts bis Mainz kamen. Denn seitdem die römischen Straßen dem Verfalle preisgegeben, also die Verbindungen zu Lande sehr unvollkommen waren, stieg die Wichtigkeit des Verkehrs auf den Binnengewässern. Alle Flüsse, die irgendwie schiffbar waren, wurden damals befahren, nicht nur Rhein, Main, Mosel und Donau, sondern z. B. auch die Traun, in Gallien Rhone, Saone, Doubs, Loire, Sarthe, Vienne, in Italien Po und Ticino. Zu Lande bediente man sich meist der Saumtiere. Der Verkehr sammelte sich dann an den Märkten. Solche befahl Karl der Große den Bischöfen regelmäßig zu halten. Eine besondere Verleihung des Marktrechtes, womit sich die Gewährung von Zollfreiheit verband, war nur für größere Märkte notwendig. Als die bedeutendsten Stapelplätze des Rheingebietes erschienen damals Mainz und Dorstadt (oberhalb Utrecht), an der dänischen Grenze Schleswig (Sliasthorp), unweit der unteren Elbe Lüneburg, an der bayrischen Ostgrenze Lorch (bei Enns). Der Grenzverkehr wurde dabei streng überwacht. Die Ausfuhr von Waffen zu den Avaren und Slawen z. B. blieb verboten. Handel.

Karl hat auch den Handelsinteressen seine Sorgfalt zugewandt. Kaufleute, auch Juden, nahm er in den königlichen Schutz auf, er verlieh einzelnen Zollfreiheit entweder im allgemeinen oder für bestimmte Verkehrslinien und Gebiete, er suchte das alte, grundsätzlich anerkannte Strandrecht wenigstens zu beschränken, indem er z. B. manche Stifter davon ausnahm, ja er griff unmittelbar für die Verbesserung der Verkehrswege ein. Im Jahre 793 machte er den Versuch, Altmühl und Rezat durch einen Kanal zu verbinden, der freilich am Ungeschick der Arbeiter und der Ungunst des Wetters scheiterte; bei Mainz ließ er eine feste Brücke aus mächtigen Eichenstämmen über den Rhein schlagen; doch brannte sie schon 813 wieder ab und nur vom Unterbau erhielten sich Reste bis 1881. Handels- und Münzpolitik.

Im Münzwesen hatte schon Pipin die alte Goldwährung (s. S. 207) aufgegeben, die für den niedrigen Stand des Verkehrs nicht mehr paßte, und war zur reinen Silberwährung übergegangen. Aus einem Pfund Silber ließ er 22 Solidi zu 12 Denaren, also 264 Denare schlagen. Unter Karl dem Großen dagegen gingen nur 20 Solidi, also 240 Denare auf das Pfund. Der Solidus galt demnach unter Pipin etwas über 4 Mark, unter Karl 4,50 Mark, der Denar 34 oder 35 Pfennige. Es bezeichnet die geringe Bedeutung des Geldverkehrs im inneren Deutschland, daß rechts des Rheines überhaupt keine Münzstätte zu finden ist. Denn nur etwa geistliche Stifter oder einzelne weltliche Grundherren waren hier im Besitz größerer Barmittel; die große Masse des Volkes bedurfte des Geldes zu seinem geringen Güteraustausche so gut wie gar nicht.

An den Fortschritten der materiellen Kultur gebührte der Kirche nur ein Anteil, diejenigen auf dem Gebiete des geistigen Lebens vollzogen sich dagegen ganz durch sie oder mindestens unter ihrem herrschenden geistigen Einflusse. Zunächst erweiterte sie ihr Gebiet durch die Mission, im Norden bei den Sachsen und Friesen, im Südosten unter Slawen und Avaren. Im Avarenlande hatten schon vor 791 einzelne christliche Missionare gearbeitet; die eigentliche kirchliche Organisation desselben begann jedoch erst Die Mission.

mit dem Jahre 796. Damals nämlich überwies König Pipin nach der Erstürmung des avarischen Hauptringes das Gebiet zwischen Drau und Raab dem Bistum Salzburg, dem schon das Slowenenland gehorchte, während das Land westlich der Raab und die ganze Ostmark unter Passau stand. Mit Aquileja, das ältere Rechte auf Karantanien geltend machte, erfolgte der Ausgleich erst 811 durch Anerkennung der Drau als Grenzlinie beider Erzsprengel. Arno von Salzburg, seit 798 Erzbischof, erschien gelegentlich wohl selbst im Avarenlande, aber die Hauptarbeit überließ er den Landbischöfen. Obwohl nun die Forderung des Zehnten hier wie in Sachsen auf große Schwierigkeiten stieß, so machte das Christentum doch rasche Fortschritte, die Häuptlinge der Avaren traten über, und Kirchen entstanden selbst in entlegenen Gebirgsthälern, wenngleich eine feste Einteilung in Pfarrsprengel zunächst noch nicht durchgesetzt werden konnte und heidnische Sitte noch vielfach fortbestand.

Karls Bildungsstreben.

Die geistige Bildung des karolingischen Zeitalters gewinnt dadurch ein besonderes Gepräge, daß sie der erste Versuch ist, die antike Kultur zu erneuern, eine Art Renaissance, und daß Karl selbst eifrig für sie eintrat und seinen Hof zum Mittelpunkte aller dieser Bestrebungen machte. Diese Aufgabe galt ihm höher als alle Großthaten des Krieges. Er erfaßte den Gedanken der Laienbildung im Zusammenhange mit dem Christentum, indem er Schulen neben Kirchen und Klöster errichten ließ, in denen Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache, im Singen, Lesen und Schreiben sowie in der Zahlen- und Größenlehre erteilt wurde. Auch an seinem Hofe richtete er eine solche Schule ein, in der er sich selbst, seine Kinder sowie diejenigen seiner Großen in der Dichtkunst, Rhetorik, Dialektik und Astronomie unterrichten ließ. Wie ein Schüler freute sich Karl seiner neuerworbenen Kenntnisse und leitete wie ein Schulmeister den Kirchengesang. Noch im vorgerückten Alter suchte er seine mangelhafte Jugendbildung zu vervollkommnen, und rang die Zeit dazu den Staats- und Kriegsgeschäften, ja sogar dem Schlafe ab. Er lernte noch Lesen und auch Schreiben, wenn er es darin auch nie zu einer besonderen Fertigkeit brachte; im Lateinischen war er gut bewandert, weniger im Griechischen. Neben der Bibel las er griechische und lateinische Bücher; besonders aber verehrte er die Schriften der berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, die er so sehr bewunderte, daß er einst voll edlen Eifers ausrief: „Ha! wenn ich doch nur zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!“ Alcuin erwiderte ihm darauf vorwurfsvoll: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, um seinen Namen zu verkündigen, und du verlangst ihrer zwölf!“

Karls gelehrte Umgebung.

Was Karl an bedeutenden Gelehrten der Zeit gewinnen konnte, das versammelte er an seinem Hofe. Zuerst bei einem längeren Aufenthalt in Italien (781) war ihm die ganze Überlegenheit der antiken Kultur selbst in ihren Resten, die ganze Armut seines eignen Volkes entgegengetreten. Seitdem sammelte er um sich einen Kreis glänzender Namen: Petrus von Pisa, den Langobarden Paulus Diaconus, Warnefrieds Sohn, den Angelsachsen Alcuin, die Franken Einhard und Angilbert u. a. Mit ihnen bildete er nach dem Vorbilde arabischer Fürstenhöfe einen gelehrten Verein (academia palatina), dessen Mitglieder sich, um jeden Rangunterschied bei ihren Zusammenkünften zu beseitigen, mit Vereinsnamen benannten. So hieß Karl David, Alcuin Flaccus, Angilbert Homerus, Einhard Beseleel nach dem kunstfertigen Baumeister der israelitischen Stiftshütte.

Unter diesen Männern war Alcuin weitaus der bedeutendste. Geboren im Jahre 735 in York und in dem dortigen hochberühmten Kloster gebildet, wurde er bald der einflußreichste Ratgeber des Kaisers. In allen Dingen, die auf die geistige Entwickelung des Volkes Bezug hatten, ja auch bei wichtigen Angelegenheiten politischer Natur pflegte Karl seinen Rat einzuholen. Der Kaiser ließ sich selbst von ihm unterrichten und übertrug ihm die Leitung seiner Hofschule. Nicht allein aber, daß Alcuin als Lehrer thätig war, er schrieb auch Handbücher, die alle Zweige des damaligen Wissens und Unterrichtes umfaßten. „Dadurch aber, daß Alcuin seine Lehrmethode, die dialektisch und entwickelnd war, den Zeitverhältnissen und Um-

ständen geschickt anzupassen und Karls Eifer für die Wissenschaft zu benutzen und zu unterstützen wußte, ist er der Mann geworden, an dessen Namen sich die Wiederherstellung der Wissenschaft und Bildung Roms für das ganze nachfolgende Zeitalter der Karolinger anknüpft." Dabei war Alcuin ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit, ein Mann, der trotz seiner großen Ehrerbietung gegen den Kaiser doch seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit ungeschmälert bewahrte, der seine Meinung offen und rückhaltslos zu jeder Zeit äußerte. Auf die rühmlichste Weise wurde er von seinem fürstlichen Freunde ausgezeichnet; Karl übertrug ihm die wichtige Abtei Tours, beschenkte ihn mit großen Gütern und erwies ihm die höchsten Ehren. Auf einem Reichstage zu Frankfurt stellte er ihn den versammelten Großen als seinen treuesten Freund vor. Auch blieb er in lebhaftem Briefwechsel mit ihm bis an seinen Tod (804).



151. Miniatur aus dem Evangeliarium Karls des Großen, Christus darstellend. Original in der Nationalbibliothek zu Paris. Nach Louandre, „Les arts somptuaires"

Geschichtschreibung.

Von dem Kreise, der Karl umgab, ging auch eine bedeutende Geschichtschreibung aus. Nachdem Jahrhunderte hindurch mindestens im Frankenreiche die dürftigsten Aufzeichnungen in barbarischem Latein die ganze Roheit des Zeitalters verraten hatten, schrieb Einhard nach klassischem Vorbilde und in reinem Latein „das Leben Karls des Großen" (Vita Caroli Magni), keine wirkliche Lebensgeschichte, sondern eine Darstellung der großartigen Persönlichkeit des Kaisers in ihren verschiedenen Beziehungen. Eine Reichsgeschichte des karolingischen Zeitalters bilden dagegen die sogenannten Lorscher Annalen (Annales Laurissenses) bis 829 reichend, geschrieben mit umfassender und eindringender Kenntnis der Ereignisse und Verhältnisse und in vornehmer Zurückhaltung, was beides auf ihren Ursprung in den Kreisen des Hofes deutet. Ihr zweiter Teil (von 797 an) gehört in der That wohl der Feder Einhards an. Neben ihm bearbeitete der Langobarde Paul Warnefried (Paulus Diaconus) mit warmer Heimatliebe die Geschichte seines Volkes bis zum Jahre 744 (s. S. 177). Aber auch die deutschen Heldenlieder ließ Karl sammeln.

Kunstpflege.

In der Kunstpflege freilich konnte Karl schlechterdings nur römischen oder byzantinischen Vorbildern folgen. Er baute viel und mit Vorliebe; zahlreiche Kirchen in allen Teilen seines Reiches ließ er neu errichten oder wiederherstellen. In Nimwegen, Aachen und Ingelheim baute er sich stattliche Paläste. Man nahm aus den antiken Bauten die Säulen und Mosaiken herüber und benutzte im allgemeinen die römische Basilika als Vorbild der Kirche. Dennoch leitete Ansigis den Bau des Aachener

Münsters im Anschluß an San Vitale zu Ravenna (s. S. 155). Acht Pfeiler bezeichnen einen achteckigen Innenbau und steigen bis zur Kuppel empor, die ihn überwölbt; um diesen herum läuft ein sechzehneckiger Umbau, in zwei Geschosse geteilt. Wenn auch das Detail weniger anspricht, so zeugt doch die Konstruktion des Ganzen von Vereinfachung des italienischen Musters und von Energie der Erfindung. Aber die glücklichste Neuerung im Kirchenbau bestand darin, daß man Türme baute, die nicht wie in Italien neben die Kirche zu stehen kamen, sondern mit ihr verbunden wurden.

Auch in der Malerei wurden schüchterne Versuche gemacht. Karl hatte sich zwar auf einem Konzil zu Frankfurt gegen den Bilderdienst ausgesprochen, erklärte aber doch ausdrücklich, daß er die Bilder nicht verachte, noch sie aus der Kirche verbannt wissen wolle, sofern sie nur nicht zum Gegenstande der Anbetung würden. Vornehmlich verlegte man sich auf die Mosaikmalerei. In der Kuppel des Aachener Münsters war Christus unter den vierundzwanzig Ältesten der Apokalypse in Mosaik auf Goldgrund dargestellt. Die Paläste wurden mit Wandgemälden geschmückt. Auch in der von den Mönchen beschriebenen Miniaturmalerei, Bildschnitzerei und Elfenbeinschneiderei begegnen wir einem ernsten Streben nach Vervollkommnung. Kunstreich entwickelte sich auch die Kalligraphie.

Eine ganz germanische Richtung hatte längst schon die Metallarbeit und die Töpferei. Ein guter Teil der für römisch ausgegebenen Funde, bei welchen wir nicht selten das Email auf Metallgrund bewundern, entstammt gerade nicht den Römerhänden, vielmehr bieten die fränkischen Schmelzkleinode ganz ähnliche Formen dar. Daß diese Arbeiten aber zumeist germanisch-deutschen Ursprungs sind, dafür dürfte wohl der Umstand sprechen, daß weder in Italien, noch in den von den Römern besessenen gallischen Landen etwas Derartiges gefunden worden ist, während die am Rhein ausgegrabenen römischen Schmelzkleinode in den rheinischen Altertumsmuseen sehr zahlreich vertreten sind. Sie rühren, wie man wohl annehmen darf, gleich den mit Silber tauschierten Eisenarbeiten, von fränkischen Eisenarbeitern her. Nur ist wahrscheinlich, daß die gefundenen Schnallen, Spangen, Gewandnadeln, soweit sie römische Formen zeigen, nach Vorbild der Römer gearbeitet sind.

Gottesdienst.

Ganz besondere Sorgfalt widmete Karl der Hebung und würdevolleren Gestaltung des Gottesdienstes. Die Kirchenglocken, die im Morgenlande schon frühzeitig bekannt waren, ertönten auch im Frankenreiche seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts; auch die Orgel war seit 757 daselbst bekannt geworden. Aber sehr im argen lag der Kirchengesang, wenn auch schon der Ostgotenkönig Theoderich Musiker für den Kirchgesang an Chlodwig gesandt hatte. In Italien dagegen war durch die Gründung von Sängerschulen, die besonders unter Papst Gregor dem Großen (gest. 604) auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebracht wurden, der Kirchengesang schon längst hoch entwickelt. Karl hörte bei seiner Anwesenheit in Rom mit frommer Rührung den herrlichen Gesang der dortigen Kapelle, wogegen sich die Italiener vor dem Gesange der fränkischen Musiker, die Karl mitgebracht hatte, die Ohren zuhielten; sie verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Tiere, mit dem Gerumpel eines auf einem Knüppeldamm ächzenden Lastwagens. Papst Hadrian sandte 799 dem Kaiser zwei seiner besten Sänger, die zu Metz und zu Soissons den Gesangsschulen vorstehen sollten. Trotz aller Bemühungen scheinen aber die Franken wenig Fortschritte gemacht zu haben; wenigstens klagt Alcnin häufig in seinen Briefen, daß so äußerst wenig auszurichten sei und man mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe. Der Diakon Johannes berichtete: „Von allen Völkern Europas waren die Gallier und Alamannen (Deutschen) am wenigsten im stande, den römischen Gesang in seiner Reinheit zu begreifen, sei es nun, daß sie aus Leichtsinn immer etwas von dem ihrigen dazu beimischten, oder daß ihre von Natur ererbte Wildheit sie daran hinderte. Ihre rohen, wie Donner brüllenden Stimmen waren keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewöhnten und ungebildeten Kehlen jene Biegungen, die eine zarte Melodie erfordert, nicht zuließen."

Urkunde Karls des Großen

vom 13. März 779.

Karl der Große schenkt dem Kloster Hersfeld die Kirche von Lupnitz mit Zubehör und Zehnt, ferner den halben Zehnt von Wolfis und Hochheim.

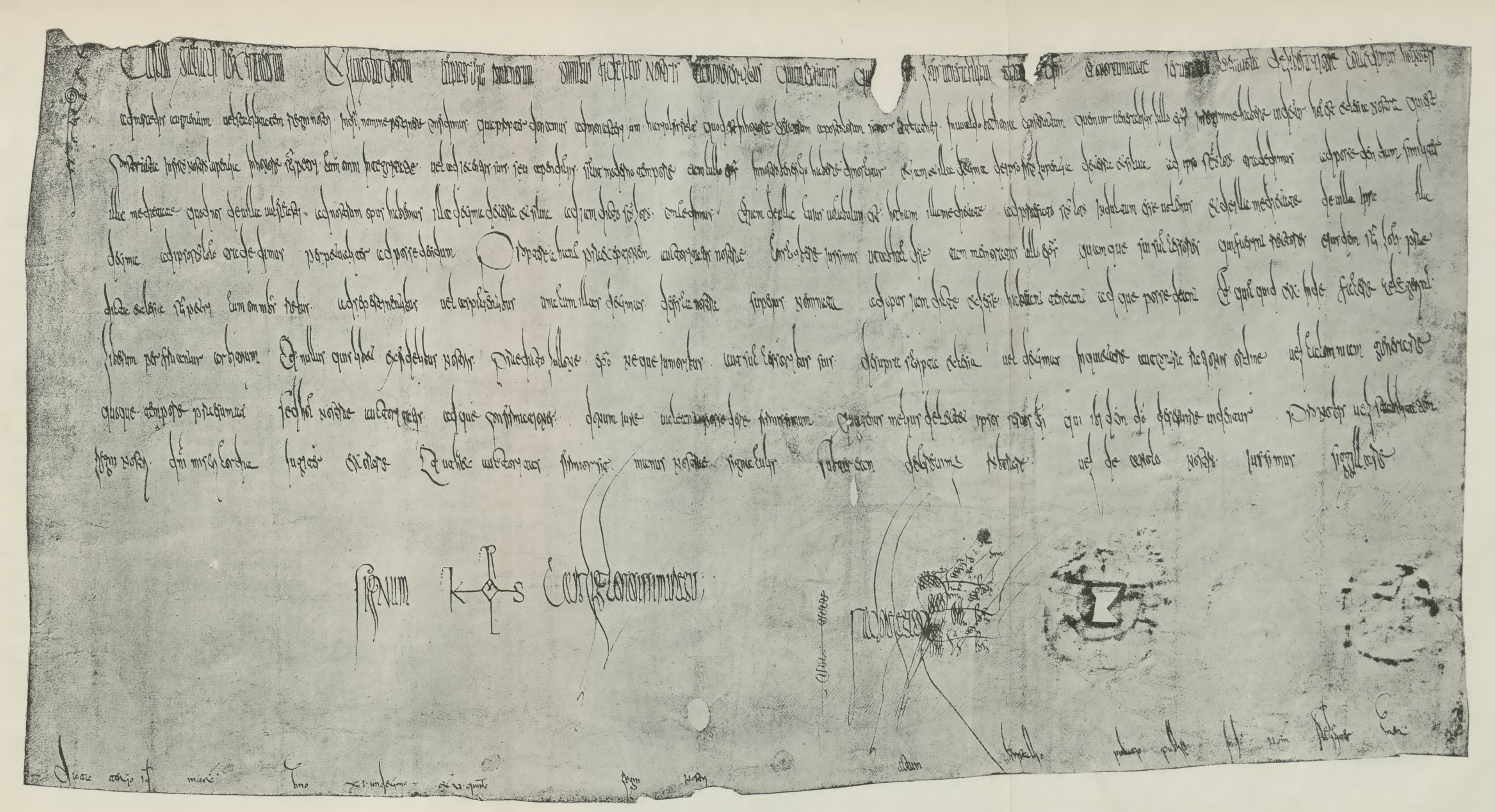
Transskription:

Carolus gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum ac Patricius Romanorum omnibus fidelibus nostris tam praesentibus quam futuris. Quicquid enim locis venerabilibus ob amorem Dni et oportunitatem servorum Dei benevola deliberatione concedimus, hoc nobis ad mercedis augmentum et stabilitatem regni nostri in Dei nomine pertinere confidimus. Quapropter donamus ad monasterium Heriulsisfelt, quod est in honore beatorum Apostolorum Simonis et Thathei in uualdo Buchonia constructum, quem vir venerabilis Lullo Episcopus in regimine habere videtur, hoc est ecclesia nostra qui est constructa in fisco nostro Lupentia in honore S. Petri, cum omni integritate vel adiecentiis suis seu appendiciis suis, sicut moderno tempore eam Lullo Episcopus in nostro beneficio habere dinoscitur. Etiam illa decima de ipso fisco Lupentia de terra et silva ad ipso sancto loco traddedimus ad possidendum. Similiter illa medietate, quod nos de villa uulfeasti ad nostram opus habemus, illa decima de terra et silva ad jam dicto sancto loco concedimus. Etiam de villa, cujus vocabulum est Hochaim, illa medietate ad praefato sancto loco indultum esse volemus, et de illa medietate de villa ipsa illa decima ad ipso sancto loco tradedimus perpetualiter ad possidendum. Propterea hanc praeceptionem anctoritatis nostrae conscribere jussimus, ut ab hac die tam memoratus Lullo Episcopus, quamque sui successores, qui fuerint rectores ejusdem sacri loci, praedicta Ecclesia S. Petri cum omnibus rebus ad se pertinentibus vel aspicientibus, una cum illa decima de fisca nostra superius nominata, ad opus jam dicte Ecclesie habeant, teneant adque possedeant, et quicquid exinde facere elegerint liberum perfruantur arbitrium, et nullus quilibet ex fidelibus nostris praedicto Lullone Episcopo, neque junioribus aut successoribus suis, de supra scripta Ecclesia vel decima inquietare, aut contra rationis ordine calumniam generare quoque tempore praesumat, sed hoc nostrae autoritatis atque confirmationes donum jure valeant possidere firmissimum, quatenus melius delectet ipsos servos Dei, qui ibidem Deo deservire videntur, pro nobis vel pro stabilitatem regni nostri Domini misericordia jugiter exorare. Et ut haec auctoritas firmior sit, manus nostrae signaculis subter eam decrevimus roborare, vel de anolo nostro jussimus sigillare. Signum Karoli clementissimi regis.

Rado relegi eam.

Data III. Id. Mart. anno XI. et V. regni nostri Actum Heristallio Palatio publico in Dei nomine feliciter. Amen.

Gottesdienst.



Faksimile einer Urkunde Karls des Großen vom 13. März 779.

Original im Königl. preuß. Staatsarchiv zu Marburg.

Familie und Hof.

Das **Familien- und Hofleben** Karls, das in der letzten Zeit seiner Regierung seinen Schauplatz fast immer in Aachen hatte, zeichnete sich durch die Innigkeit seines Verhältnisses zu Frau und Kindern aus. Seine erste ihm aus politischen Gründen aufgenötigte Gemahlin Desiderata verstieß er. Dann heiratete er **Hildegardis** aus dem Geschlechte der ehemaligen Herzöge von Alamannien, die, nachdem sie ihm acht Kinder geboren hatte, am 30. April 783 starb. In demselben Jahre vermählte er sich mit **Fastrada**, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf, von der er zwei Töchter hatte. Als Fastrada am 10. August 794 starb, heiratete er **Luitgard** aus Schwaben, die er jedoch nach vier Jahren wieder verlor. Nirgends befand sich Karl wohler als im Kreise seiner Kinder; sie waren zu Hause und auf Reisen um ihn, und wenn er gezwungen war, den Winter über im Felde zu liegen, so ließ er seine Familie zu sich kommen. Weil er namentlich die Töchter nicht von sich lassen wollte, konnte er sich nicht entschließen, sie zu vermählen, und sah eher darüber hinweg, daß z. B. Angilbert die Gunst der schönen Bertha gewann, die ihm zwei Knaben gebar. Nach deutscher Art wurden die Töchter zu häuslicher Kunstfertigkeit erzogen, die Söhne in Waffenhandwerk und Staatsgeschäften geschult und zeitig hinausgeschickt.

Karls Persönlichkeit.

Von der **Persönlichkeit** Karls hat uns Einhard folgendes Bild entworfen: Von Körper war Karl der Große voll und stark und erhabenen Wuchses, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, sein Auge groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelgroß, das Haar in seinen späteren Jahren glänzend weiß, seine Miene heiter und fröhlich, seine Gestalt voll Majestät, sein Gang fest, seine Haltung gerade, seine Stimme hell, obgleich nicht so kräftig, wie sein robuster Körper vermuten ließ. Karls Leibesübungen bestanden im Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er alle andern übertraf. Seine Kleidung war die fränkische; nur sehr selten und nur in Rom trug er römische Tracht. Auf dem Leibe trug er ein leinenes, von seinen Töchtern gesponnenes und gewebtes Hemd, darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten wurde, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter um Schulter und Brust einen Überwurf von Otternfell. Sein Oberkleid bestand aus einem kurzen venezianischen Mantel. Sein steter Begleiter war sein langes Schwert mit goldenem Griff und Gehenk.

Karls Lebensweise.

Seine **Lebensweise** war äußerst einfach; Speise und Trank genoß er sehr mäßig, und Trunkenheit war ihm verhaßt. Große Gastmähler gab er selten und nur an Festtagen; wenn er sie aber veranstaltete, dann liebte er, recht viele Gäste um sich zu sehen. Zur Unterhaltung während der Tafel ließ er sich die Geschichten der alten Könige oder die Schriften des heiligen Augustin vorlesen; auch hörte er bei Tische gern Gesang und Saitenspiel. Nach der Mahlzeit liebte er einige Stunden zu ruhen, dagegen unterbrach er seinen Schlaf während der Nacht vier- bis fünfmal, nahm seine Schreibtafel vor, die stets unter seinem Kopfkissen lag, oder stand auf, um den Sternenhimmel zu betrachten. Jede Stunde wußte er zu nutzen, und selbst beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, verhandelte über die Geschäfte mit seinen Räten, oder ließ streitende Parteien vor, deren Händel er auf der Stelle entschied. Er sprach viel und gern und wußte sich über alles mit großer Klarheit und Einsicht auszudrücken. Ein Annalist versichert, Karl sei immer so voll gewesen aller Anmut und Milde, daß, wer sich ihm traurig genaht, durch sein bloßes Ansehen und wenige Worte erheitert und froh von ihm gegangen sei. Der Kaiser war also einer der Menschen, in deren Angesicht sich die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht, so daß man Erhebung und Zuversicht von ihnen mit hinwegnimmt. — Er war von aufrichtiger Frömmigkeit, und religiöse Beweggründe bestimmten oft seine politischen Maßregeln, ohne daß er deshalb

ein Sklave der Geistlichkeit, am wenigsten des Papstes, gewesen wäre. Die Kirche wurde von ihm früh und nachmittags, oft auch des Abends unverdrossen besucht, indem er sorgsam darauf bedacht war, alles Störende oder Entheiligende von ihr fern zu halten. Einhard versichert ferner, daß Karl große Wohlthätigkeit übte, daß seine Almosen nicht allein den eignen Unterthanen zu gute kamen, sondern sogar über das Meer nach Syrien, Ägypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin gingen; er unterhielt Beziehungen mit jenen entfernten Fürsten vorzüglich deshalb, damit diese Gaben den notleidenden Christen in ihren Staaten um so sicherer zukämen. Die Geschenke, mit denen er den päpstlichen Stuhl überhäufte, sind nicht zu zählen; sein liebstes Anliegen war, sein verehrtes Rom, das er viermal besuchte, zu schmücken und emporzuheben.

Karl und seine Söhne.

Von seinen drei Söhnen hatte er den älteren, Karl, schon 781 zum Nachfolger im Fränkischen Reiche bestimmt, während Pipin zum König von Italien und Ludwig (später „der Fromme") zum König von Aquitanien gesalbt wurde. Aber den Kaiser traf vor seinem Tode noch der Schmerz, Pipin 810 und Karl ein Jahr darauf sterben zu sehen, so daß nur Ludwig, gerade der schwächste der drei Brüder, übrig blieb. Als dem einzigen Erben beschloß ihm Karl die Krone aufs Haupt zu setzen und ihn zum Mitregenten und Nachfolger im Frankenreiche zu ernennen. Auf einem Reichstage zu Aachen 813 trug er seinen Entschluß den versammelten Großen vor und fragte sie, ob sie seinen Sohn Ludwig zum Herrn haben wollten. Auf den einstimmigen Ruf aller: Gott wolle es so haben, begab sich der greise Kaiser am folgenden Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornate, auf den jugendlichen Sohn gestützt, nach dem Marienmünster, um die feierliche Handlung der Krönung zu vollziehen. Nachdem beide das Gebet verrichtet hatten, ermahnte Karl seinen Sohn mit lauter Stimme und vor allem Volke, seiner Herrscherpflichten stets eingedenk zn bleiben, Gott zu fürchten und zu lieben nnd seine Gebote streng zu halten, die Kirche in jeder Weise zu schützen, sein Volk zu leiten wie seine Kinder, ein Tröster der Armen zu sein und vor allem Gerechtigkeit zu üben und selbst in seinem Wandel jederzeit unsträflich vor Gott und den Menschen zu sein. „Willst du dies alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte der Kaiser gerührt. Ludwig versprach es tief bewegt. „Nun denn", erwiderte Karl, „nimm dir die Krone vom Altar, setze sie dir selbst aufs Haupt und erinnere dich stets deines Versprechens." Unter Thränen verabschiedeten sich beide, als Ludwig nach Aquitanien zurückkehrte; Karl fühlte, daß er seinen Sohn nie wiedersehen werde.

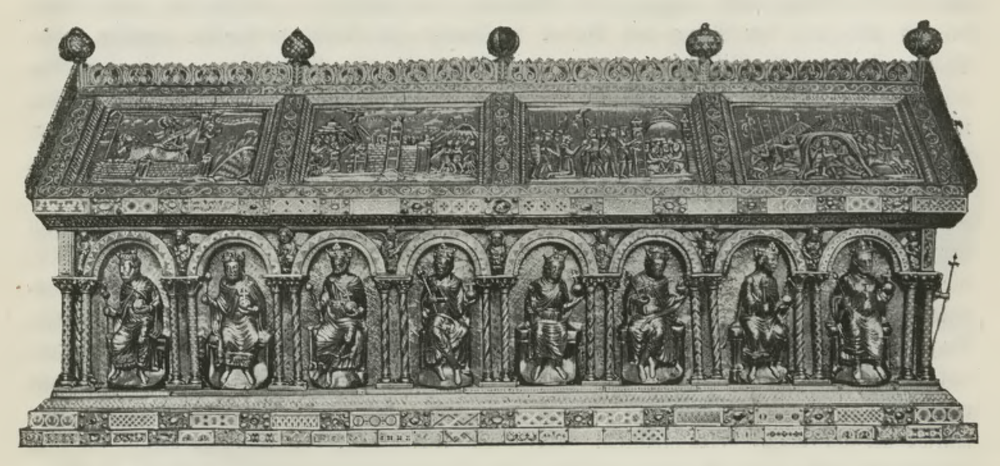
Karls Tod.

Wenige Wochen nachher wurde Karl von heftigem Fieber befallen, dem seine erschöpfte Natur keinen Widerstand mehr zu bieten vermochte, obgleich er sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten zu heilen suchte. Als er am 28. Januar 814 in Aachen von der Erde schied, brachte man wunderbare Ereignisse, die sich am Himmel und auf Erden zutrugen, mit dem Tode des großen Kaisers in Verbindung. Sonnen- und Mondfinsternisse schreckten das Volk; sein Werk, die von ihm erbaute Mainzer Rheinbrücke brannte ab; der Säulengang der Pfalz zu Aachen stürzte ein, und der Blitz schlug einen goldenen Apfel vom Dache der Marienkirche herab. Ein Chronist beklagt den Tod des gewaltigen Herrschers mit folgenden Worten: „Niemand kann sagen, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises."

Karl wurde in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen feierlich beigesetzt. Er saß auf einem goldenen Stuhle, im Kaisermantel, die Bibel auf den Knieen und das Schwert an der Seite. So soll ihn noch Otto III., als er im Jahre 1000 die Gruft öffnen ließ, um sich an dem Anblicke des großen Kaisers zu erheben, gesehen haben. Nachdem Friedrich Barbarossa die Heiligsprechung Karls durch den Papst Paschalis III. (1164) erwirkt hatte, ließ er die Gruft am 27. Juli 1165 nochmals öffnen und, um die heiligen Überreste noch sicherer zu bergen den

Leichnam, mit Ausnahme des Kopfes und eines Schenkels, in einem silbernen Sarge auf dem Altar aufstellen (wahrscheinlich geschah dies wenigstens vor dem Jahre 1215). Ohne Zweifel war dieser Vorgang in völlige Vergessenheit geraten, denn erst 1843 wurde der Sarg mit den Gebeinen Karls entdeckt, nachdem man bisher geglaubt hatte, dieser enthalte die Reliquien des heiligen Leopardus. Der Kopf und Schenkel waren während Jahrhunderten in der Sakristei des Münsters den Fremden gezeigt worden.

Karl, dem schon seine Zeitgenossen den Beinamen des „Großen" gaben, blieb während vieler Jahrhunderte die glänzendste Gestalt in dem Phantasieleben der Völker. Zuerst hat unter Karl dem Dicken ein Mönch von St. Gallen sein Bild so gezeichnet, wie es sich damals in der Erinnerung der Deutschen gestaltet hatte: nicht als Schlachtenheld und Staatsmann erscheint er hier, sondern als der milde, leutselige Herrscher, wie er im Kreise der Seinen behaglich verkehrt, mit ihnen scherzt, ihre kleinen Schwächen mit schulmeisterlichem Behagen verspottet und zu bessern strebt, als Richter, Gesetzgeber und Wohltäter über seinem Volke waltet und jedem willig Gehör schenkt. Aber nicht allein die Deutschen, auch Franzosen und Italiener, die den großen Kaiser als den ihrigen in Anspruch nehmen, selbst Engländer, Skandinavier, Spanier, mit denen er doch nur wenig in Berührung gekommen war, ergossen über seine Heldengestalt einen unversiegbaren Born von Sagen und Liedern. Kein Wunder daher, wenn man in den Zeiten der Not und Verwirrung von seiner Wiederkehr das Heil erhoffte und ihn gleich Wodan in Bergeskluft entrückt dachte, wo er der Stunde harrte, um die Weltschlacht der Entscheidung zu schlagen und seinem Volke Ruhe und Frieden zu bringen, oder wenn man ihn im Untersberg (bei Salzburg) hausen ließ, aus dem er einst hervortreten sollte, um die alte Größe und Herrlichkeit des Reiches wiederherzustellen.



152. Silberschrein mit den Gebeinen Karls des Großen im Dom zu Aachen.

Bedeutung von Karls Regierung.

Daß alle Völker des Abendlandes, und zumeist die Franzosen, neben den Deutschen Karl in Anspruch nehmen, ist ein Beweis für die tiefgreifende Wirkung, die er geübt hat, die Frage seiner nationalen Zugehörigkeit wird dadurch nicht berührt. In der Grundlage seiner Macht, in der Organisation seines Staates, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen ist Karl durchaus ein Deutscher, kein Romane, am wenigsten ein Franzose. Und das meiste, was er durchgesetzt hat, ist den Deutschen zu gute gekommen. Sein Werk, das Reich vom Ebro bis zur Theiß, zerfiel nach seinem Tode, sein monarchisch zentralisiertes Beamtentum versagte, der Verfall der deutschen Bauernfreiheit, das Aufsteigen des Lehnsadels gingen unaufhaltsam fort. Aber die Möglichkeit, daß die deutschen Stämme zu einem Volke zusammenwuchsen, hat er durch die Unterwerfung der Sachsen geschaffen, er hat den Deutschen den Weg nach Osten gewiesen, und wie wenig dauernde Ergebnisse seine Regierung auch gehabt hat, er hat einen ungeheuren moralischen Eindruck gemacht, und die größten Resultate waren, daß er den deutschen Stämmen das Bild eines großen deutschen Staatsmannes wiedergewonnen und in der Erinnerung fixiert hat, und daß er den Völkern des Abendlandes den Gedanken einer großen christlichen Kulturgemeinschaft unvertilgbar eingeprägt hat.

Zerfall des Karolingischen Reiches.

Ludwig der Fromme und seine Söhne (814—840).

Innere Schwäche des Karolingischen Reiches.

Das Reich Karls des Großen war eine künstliche Schöpfung, die nur das Genie ihres Begründers zusammenhielt. Denn die allerverschiedenartigsten nationalen Bestandteile, Deutsche, Romanen, Slawen, und die größten Gegensätze der Kulturstufen waren in ihm vereinigt; da zudem ein nennenswerter Handelsverkehr im Innern dieser ungeheuren Ländermasse nicht bestand und es an städtischen Mittelpunkten fast völlig fehlte, so fehlten auch alle Vorbedingungen einer solchen Gemeinschaft. Nur die Kirche, einheitlich organisiert und in dem vom Papste gekrönten und gesalbten Kaiser ihr weltliches Haupt erblickend, hielt an der Reichsidee fest, der Laienadel, also auch das Beamtentum, das aus ihm hervorging, und die deutschen Stämme standen ihr gleichgültig gegenüber.

Ludwig der Fromme.

So erscheint der nun folgende Zerfall ganz natürlich, gefördert aber wurde er noch durch Karls nächsten Nachfolger. Ludwig der Fromme war „ein Bibelleser und Psalmensinger", der „die Worte der Einsiedler lieber hörte, als den Klang der Schlachthörner". „Nicht leicht verging ein Morgen, an welchem er nicht vor dem Altar knieend und mit der Stirn den Boden berührend im Gebet versunken gewesen wäre. Psalmensingen und Bibellesen waren ihm lieber als die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Reiches. Die Gründung oder Ausstattung eines Klosters gewährte ihm unendlich mehr Befriedigung, als die Führung der Heere und Wahrung oder Erweiterung der Grenzen des Reiches." So kam es, daß die Kirche bald mit größeren Ansprüchen hervortrat. Diese Ansprüche vielleicht ahnend, hatte Karl die eigenhändige Krönung seines Sohnes angeordnet, und wenn auch der Papst Leo III. noch nicht gewagt hatte, diese zu beanstanden, so ließ dessen Nachfolger Stephan IV. (816—817) die Römer zwar dem neuen Kaiser den Eid der Treue schwören, begab sich jedoch alsbald zu einer Zusammenkunft mit Ludwig in eigner Person nach Reims. Bei dieser Begegnung neigte sich der König in knechtischer Unterwürfigkeit dreimal bis zur Erde vor dem Papste, und dieser setzte ihm während des Gottesdienstes in der Kathedrale eine kostbare Krone aufs Haupt, damit andeutend, daß jetzt erst seine Krönung zum Kaiser als gültig zu betrachten sei. Auf diese Weise hielt der römische Stuhl an dem Grundsatze fest, daß Rom die Quelle des Kaisertums und die päpstliche Salbung unerläßlich sei.

Die erste Reichsteilung.

Ludwig bekundete seine Schwäche schon nach wenigen Jahren dadurch, daß er, von der Herrschaft eines so großen Reiches erdrückt, es unter seine von seiner Gattin Irmengard geborenen drei Söhne verteilte, und zwar so, daß auf dem Reichstage zu Aachen (817) Pipin Aquitanien, Ludwig (der Deutsche) Bayern mit den südöstlichen Marken als Königreich erhielt. Den ältesten Sohn Lothar ernannte der Kaiser Ludwig zum Mitherrscher mit dem Kaisertitel. Indes hielt diese Teilung den Gedanken der Reichseinheit grundsätzlich fest, denn die jüngeren Brüder wurden mit verhältnismäßig geringen Anteilen abgefunden, sie hatten die Oberhoheit des ältesten Bruders anzuerkennen und auf dessen Reichstagen zu erscheinen. Italiens, dessen Krone Bernhard von seinem Vater Pipin 810 geerbt und von Karl dem Großen bestätigt erhalten hatte, geschah keine Erwähnung. Nicht gesonnen, sich der Abmachung zu fügen, erhob sich Bernhard in Waffen gegen den Kaiser. Doch wurde er durch trügerische Versprechungen nach Chalons gelockt, und hier über ihn das Todesurteil ausgesprochen. Ludwig scheute sich jedoch, dies an dem Sohne seines Bruders vollziehen zu lassen und verwandelte die Todesstrafe in Blendung. Diese wurde aber mit solch barbarischer Grausamkeit ausgeführt, daß Bernhard mit einem seiner Leidensgefährten schon nach

drei Tagen den Schmerzen erlag. Auch Papst Paschalis I. erkannte die neue Reichsordnung an und krönte 823 den jungen Lothar zum Kaiser, worauf die Rechte des Kaisertums auf Rom und bei der Papstwahl 824 dahin festgestellt wurden, daß der neuerwählte Papst vor der Weihe die kaiserliche Zustimmung einzuholen hatte.

Erschütterung der Ordnung von 817.

Diese Ordnung geriet nun in Frage, als Ludwig unter dem Einflusse seiner zweiten Gemahlin (seit 829), der schönen, liebenswürdigen und ehrgeizigen Judith aus dem bayerischen Hause der Welfen, für ihren Sohn Karl (geb. 13. Juni 823) eine Ausstattung mit Land und Leuten zu erlangen strebte und unterstützt von Bernhard von Septimanien, der als Oberkämmerer am Hofe großen Einfluß übte, 829 die Übertragung Schwabens mit Churrätien und einigen burgundischen Gebietsteilen an Karl durchsetzte. In dem beginnenden Streite trat die Geistlichkeit, weil sie die Reichseinheit als Grundlage der Kircheneinheit erhalten wollte, aufs entschiedenste für die Ordnung von 817 ein, und die Pariser Synode 829 stellte deshalb zum erstenmal den Satz auf, daß die kirchliche Gewalt über der königlichen stehe.

Reichstag von Nimwegen.

Der Gegensatz brach offen heraus, als der westfränkische Adel der Aufforderung Bernhards, gegen die rebellischen Bretonen zu Felde zu ziehen, im März 830 den Gehorsam verweigerte, und Lothar mit Pipin sich gegen Bernhard erklärte. Auf einer Zusammenkunft in Compiègne zwangen sie den Vater, Judith in ein Kloster nach Poitiers zu verweisen; Bernhard flüchtete nach Septimanien. Aber auf dem Reichstage zu Nimwegen (Herbst 830), wo die Zwistigkeiten ausgeglichen werden sollten, erschien der König Ludwig an der Spitze aller deutschen Edeln, um sich für den kaiserlichen Vater und gegen seine Brüder zu erklären. Dies gab dem Kaiser Ludwig über seine Feinde so sehr das Übergewicht, daß er nicht bloß seine Gattin Judith zurückrufen, sondern auch als Herr auftreten konnte. Nur Bernhard blieb in der Verbannung.





153 und 154. Königs- und Kaisersiegel Ludwigs des Frommen.

Der Verrat auf dem „Lügenfelde"

Aber schon 832 wurde Bernhard zurückgerufen, Pipin verhaftet und sein Aquitanien an Karl gegeben. Dagegen griffen Lothar, Ludwig und Pipin, der seiner Haft entkam, zu den Waffen und führten ihre vereinigten Heere, von Papst Gregor IV. als Vermittler begleitet, dem Kaiser entgegen, der im Elsaß, in der Nähe des Krongutes Kolmar auf dem Rotfelde, seine Stellung genommen hatte. Hätte der Kaiser sofort angegriffen, vielleicht wäre der unglückliche Ausgang des Tages vermieden worden. So aber gab er der Stimme des Papstes Gehör, obwohl dieser jetzt nicht als Friedensunterhändler, sondern als Schiedsrichter auftrat, und so groß war bereits sein Ansehen, daß des Kaisers Vasallen diesem die beschworene Treue brachen und zu den Söhnen übergingen. Die Kirche ließ Ludwig fallen, weil er ihr offenbar nicht genügende Bürgschaft für die Behauptung der Reichseinheit bot, und suchte sich lieber mit dem energischen Lothar abzufinden. Es blieb dem verratenen Monarchen nichts andres übrig, als sich seinen Söhnen zu überliefern. Diese behandelten die kaiserliche Familie als Gefangene und zwangen den Kaiser, sich von seiner Gattin und von seinem Sohne zu trennen, von denen Judith nach Tortona, Karl nach Prüm ins Kloster gebracht wurde. Lothar, in dessen Hände auf diese Weise das Zepter des Reiches ohne Blutvergießen gelangt war, führte den verratenen Vater mit sich nach Soissons, wo er ihn im Kloster St. Medardus gefangen hielt. Das Volk aber bezeichnete das Ereignis von Kolmar als die „Schmach der Franken" und den Schauplatz, das Rotfeld, fortan als das Lügenfeld.

Kirchenbuße des Kaisers.

Da Kaiser Ludwig weder durch Überredung noch durch Drohungen dazu zu bewegen war, auf seine guten Rechte Verzicht zu leisten oder das Mönchsgewand anzulegen, verfiel man auf das entwürdigende Mittel, ihn zu einer öffentlichen Kirchenbuße zu überreden, da nach einer päpstlichen Verordnung einer, der sich einer solchen unterworfen hatte, hernach nicht mehr die Waffen tragen durfte, überhaupt von jedem Ehrenamte ausgeschlossen war. Im härenen Büßergewande vor dem Altar kniend, verlas Ludwig ein Verzeichnis aller seiner Sünden und gelobte unter Thränen Reue und Buße (Oktober 833).

Wiederherstellung Ludwigs.

Damit hatte Lothar nicht nur den schwachen Vater beseitigt, sondern auch mit Hilfe der Geistlichkeit der Reichseinheit zu einem vorübergehenden Siege verholfen. Aber bald stellte sich heraus, daß er sich in seiner Berechnung betrogen hatte. Die Demütigung wie die harte Behandlung seines Vaters, der nach wie vor in strenger Klosterhaft verblieb, hatte diesem im Gegenteil die Teilnahme des Volkes und selbst seiner Söhne Pipin und Ludwig zugewandt. Mehr noch erregte diese die Aussicht auf die volle Herstellung der Reichseinheit durch Lothar, die ihren persönlichen Interessen zuwiderlief. Sie verlangten also von ihm die Auslieferung des Vaters und drohten ihm, da er sie verweigerte, mit Krieg. Um nicht von der vereinten Kriegsmacht Pipins und Ludwigs überrascht zu werden, siedelte Lothar mit seinem gefangenen Vater nach Paris über und schloß ihn dort im Kloster St. Denis ein. Aber hier war der Anhang des Kaisers so groß, daß sich schon nach wenigen Tagen die Verhältnisse zu ungunsten Lothars gestalteten. Ludwig der Fromme wurde nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch, nachdem er von den fränkischen Bischöfen von der Kirchenbuße völlig freigesprochen war (März 834), aufs neue mit der kaiserlichen Würde bekleidet. Ein Versuch Lothars, mit Waffengewalt die Gesamtherrschaft nochmals an sich zu bringen, wurde bei Blois durch die überlegenen Streitkräfte seiner Brüder vereitelt. Er mußte sich unterwerfen und sich mit Italien begnügen. Es war der vollständigste Sieg der Teilungspartei und des Laienadels über die Idee der Reichseinheit und die Kirche, die diese vertrat.

Neue Reichsteilung.

Schon glaubte man nach alledem den Frieden nun endlich gesichert, als die Intrigen der Kaiserin Judith, die nebst ihrem Sohne Karl wieder in die Arme ihres Gatten gerufen worden war, neue Wirrsal über das Reich herauf beschworen. Wohl einsehend, daß sie bei des Königs Tode zu schwach sein würde, ihren Sohn gegen seine drei Halbbrüder zu schützen, knüpfte sie mit dem gefährlichsten derselben, mit Lothar, freundschaftliche Unterhandlungen an zu gemeinsamer Wahrung ihrer Interessen. Als nun Pipin (838) starb, wirkten die beiden Verbündeten auf einer Versammlung in Worms (839), wohin Lothar geeilt war, bei dem Kaiser dahin, daß Ludwig auf Bayern beschränkt blieb, die beiden Söhne des verstorbenen Pipin von der Nachfolge ausgeschlossen wurden und das ganze übrige Fränkische Reich zwischen Lothar und Karl geteilt ward. Laut dem neuen Teilungsvertrage sollte eine Linie längs der Maas und südlich längs der Rhone und Saone bis zum Jura die Reiche Lothars und Karls scheiden. Lothar wählte den östlichen Teil, der neben Italien besonders die deutschen Stämme umfaßte, indes Karl den wesentlich romanischen Westen, Neustrien, Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark und Burgund bis zu den Seealpen erhielt.

Ende Ludwigs des Frommen.

Dieses Verfahren mußte notwendig zu neuen Verwickelungen führen. In Aquitanien erhoben sich die Großen (840), um mit Waffengewalt das Erbe der Söhne Pipins für diese zu sichern. Kaiser Ludwig eilte mit Heeresmacht nach dem Süden, um der Bewegung Herr zu werden, aber während er noch in diesem unnatürlichen Kriege gegen die eignen Enkel begriffen war, sammelte auch sein tiefgekränkter Sohn Ludwig (von Bayern) sein Kriegsvolk, um das ihm entrissene Alamannien und Ostfranken in Besitz zu nehmen. Der Kaiser eilte in 14 Tagen von Poitiers nach Aachen, und es

gelang ihm auch durch die Treue der deutschen Stämme, die Absichten seines Sohnes zu vereiteln, ja ihn zur Rückkehr nach Bayern zu nötigen. Hierauf begab sich Ludwig nach seiner Pfalz Selz an der fränkischen Saale, um das Himmelfahrtsfest zu feiern, erkrankte aber dort schwer. Sein Ende nahte heran; in Vorahnung des Todes ließ er sich auf eine Rheininsel bei Ingelheim bringen, wo er denn auch am 20. Juni 840, 62 Jahre alt, verschied. Er starb, wie er selbst sagte, aus Gram über die Feindseligkeit seines Sohnes Ludwig. An seinem Sterbelager stand Drogo, Bischof von Metz, des Kaisers natürlicher Bruder, mit Worten des Trostes, aber auch unter der Ermahnung, nicht mit Groll im Herzen aus der Welt zu scheiden, sondern seinem Sohne christlich zu verzeihen. Nach langem inneren Kampfe sprach der sterbende Kaiser: „Nun wohlan, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor Euch vergeben; aber Eure Sache wird es sein, ihn daran zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Gram in die Grube gebracht hat.“ — Ludwigs Tod brachte den Bruderkrieg zum Ausbruch, der die Einheit des Reiches für immer zerriß.

Der Teilungsvertrag von Verdun.

Der Bruderkrieg.

Nach dem Tode des Vaters erschien Lothar sofort von Italien her in Aachen und nahm hier die kaiserliche Gewalt in vollem Umfange wieder in Anspruch. Um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, schloß er indes mit seinen beiden Brüdern Ludwig und Karl Waffenstillstand. Als dieser abgelaufen war, drängte er Ludwig nach Bayern zurück, sah sich aber plötzlich von Karl im Rücken gefaßt, der mit leichtbeweglichen Reiterscharen von der Loire herankam, bei Rouen die Seine überschritt und an dieser aufwärts bis Troyes vordrang. Dort wandte sich Lothar gegen ihn; da jedoch die Unterhandlungen, die er mit Karl anknüpfte, diesem nicht ehrlich gemeint schienen, so schloß Karl mit den Boten Ludwigs das angebotene Bündnis ab, und Ludwig rückte, die gegen ihn stehenden Truppen Lothars bei Höchstädt an der Donau am 13. Mai zurückwerfend, über den Oberrhein vor, um sich mit Karl zu verbinden. Als das bei Chalons an der Marne gelungen war und anderseits Lothar sich mit Pipins Söhnen, seinen Neffen, denen Aquitanien gehorchte, vereinigt hatte, näherten sich die Heere und wurden einander zuerst bei Auxerre an der Yonne am 21. Juni ansichtig. Hier beschlossen die Brüder, da Lothar sich unnachgiebig zeigte, das Gottesurteil einer Schlacht entscheiden zu lassen, und trafen den Gegner am 25. Juni 841 beim Kloster Fontanetum (Fontenay) südlich von Auxerre. In einem nur dreistündigen, aber überaus blutigen und erbitterten Kampfe der schweren Reitermassen am Vormittage war der Sieg für die beiden Brüder entschieden, obwohl Lothar glänzende Tapferkeit bewies; doch benützten sie ihn nicht, sondern kehrten ins Lager zurück, um für die Toten und Verwundeten zu sorgen, ja sie ordneten drei Fasttage an. Dann gingen sie auseinander, denn Gott hatte gerichtet, und die Blüte des fränkischen Adels deckte das Schlachtfeld.

Der Vertrag von Straßburg.

Lothar hatte indes einen Teil seines Heeres gerettet und gab sich durch diese eine Niederlage noch nicht für besiegt. Er bot vielmehr alles auf, neue Streitkräfte zu sammeln. Von Aachen aus ließ er unter glänzenden Versprechungen, neuen Güterverteilungen, sowie unter Freilassung von Gefangenen und Sklaven seine Werbungen ergehen. Vor allem wußte er die Sachsen für sich zu gewinnen, indem er den Frilingen und Lazzen versprach, sie sollten die alten Gesetze und Freiheiten aus den Zeiten des Heidentums wiedererlangen. Darauf rotteten sich diese in Scharen zusammen und vertrieben unter dem Namen „Stellinga“ die Herren aus dem Lande. Sogar die Normannen rief Lothar ins Land; verbündet mit ihnen und den sächsischen Aufrührern hoffte er seinen Brüdern wieder mächtig genug entgegentreten zu können. Diese vereinigten ihre Heere bei Straßburg und erneuerten ihr Bündnis durch einen feierlichen Eid im Angesichte beider Heere.

Ingodes minna indunthes xpanes folches indunser bedhero gealtnissi. fonthese moda ge frammordesso framso mirgot gewizci indimadh furgibit sohaldihtes an minan bruodher soso manmit rehtu sinan bruher scal inthi utha zermigsoso maduo. indimit luherenin noheiniu thing nege gango. zheminan uuillon imo ces cadhen uuerhen.

155. Straßburger Eid.

Aus Buch III Kapitel 5 von Nithards „vier Büchern Geschichte" [Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris, 9. Jahrhundert]. — Auch der [ebenfalls deutsche] Eid, den Karls Heer schwor, sowie die beiden romanischen Eide sind durch Nithard erhalten.

Interessant ist nun dieser Eid um deswillen, weil er in den beiden Mundarten abgelegt wurde, die damals in dem romanischen Gallien und in den rein deutschen Ländern östlich des Rheines gesprochen wurden. Es liefert dies den Beweis, daß die in Gallien eingewanderten Franken ihre germanische Sprache bereits völlig aufgegeben hatten und ihre deutschen Landsleute nicht mehr verstanden, wie natürlich auch umgekehrt. Ebendeshalb schwur jeder König den Eid in der Sprache des Volkes, dem er geleistet wurde, Ludwig also in romanisch-französischer, Karl in deutscher Sprache. Von den folgenden Zeilen enthält die erste das jetzige Deutsch, die zweite den Eid, wie ihn Karl damals in deutscher Mundart gesprochen hat, die dritte das Latein, wie man es damals brauchte, die vierte die daraus entstandene romanische (französische) Mundart, in der Ludwig den Eid sprach, und die fünfte das Französische, wie es sich im 12. Jahrhundert ausgebildet hatte:

Gott zu	Liebe	und	wegen des	christlichen	Volkes	und	unsrer	beider	Erhaltung
In Godes	Minna	ind	in thes	christianes	folches	ind	unser	bedhero	gehaltnissi
Pro Dei	amore	et	pro	Christiano	populo	et	nostro	communi	salvamento,
Pro Deo	amur	et	pro	Christian	poblo	et	nostro	commun	salvament,
Por Deu	amor	et	por	Christian	pople	et	nostre	commun	salvement,

von	diesem	Tage	weiterhin,	so	lange	wie	mir	Gott	Wissen	und	Macht
fon	thesemo	dage	frammordes	so	fram	so	mir	God	gewizci	indi	madh
de	ista	die	in ab ante,	in	quantum			Deus	sapere	et	potire
	dist	di	en avant,	in	quant			Deus	savir	et	podir
de	ste	di	en avant,	en	quant			Deu	saveir	et	poïr

verleiht,	so	halte	ich	an diesem	meinen	Bruder,	sowie	man	
furgibit	so	haldih		thesan	minan	bruodher	soso	man	
mi donat	sic	salvaro	ego	eccistum	meum	fratrem	sic	quod	quo homo
me dunat,	si	salvarai	eo	cist	meon	fradre	si	cum	om
me donne,	si	salverai-je		cist	mon	frere	si	cum	om

mit Recht	seinem	Bruder	soll,	und auf	daß	er	mir	ebenso	thue
mit rehtu	sinan	bruodher	scal	in thiu	thaz	er	mig	so sama	duo;
per directum	suum	fratrem	debet	in hoc	quid	ille	mi	alterum-sic	faceret
per dreit	son	fradra salvar	dist,	in o	quid	il	mi	altresi	fazet;
per dreict	son	frere	dist	en o	qui	il	me	altresi	fascet

und (will)	mit	Lothar	in irgend einen	Vergleich	nicht	eingehen,	der	meines
indi	mit	Ludheren	in nohheiniu	thing	ne	gegangu	the	miuan
et	ab	Lothario	nullum	placitum	nunquam	prendero	quod	meo
et	ab	Ludher	nul	plaid	nunquam	prindrai	qui	meon
et	a	Lothaire	nul	plaid	nonque	prendrai	qui par	mon

Willens	ihm	(meinem Bruder)	zu	Schaden	wäre.
willon	imo		ce	scadhen	werdhen.
volle	eccisti	meo fratri	in	damno	sit.
vol	cist	meon fradre	in	damno	sit.
voil a	cist	mon frere	en	dam	soit.

Verhandlungen.

Beide Könige rückten nun den Rhein hinunter nach der Mosel vor, wo die kaiserlichen Streitkräfte versammelt waren. Schon beim ersten Zusammenstoß der feindlichen Heere mußte Lothar der Übermacht weichen. Ohne es auf ein entscheidendes Treffen ankommen zu lassen, überließ er daher Aachen den Brüdern und zog sich über Chalons und Troyes nach Lyon zurück. Dabei wurden seine Reihen durch den Abfall zahlreicher Vasallen bedeutend gelichtet, so daß er sich mehr denn je einem friedlichen Ausgleiche mit seinen Brüdern zuneigte und ihnen durch eine Gesandtschaft Friedensvorschläge

machen ließ. Karl wie Ludwig hatten ebenfalls die dringendsten Gründe, den aufreibenden Bruderkrieg beendigt zu sehen. Karl hatte seine aquitanischen Besitzungen gegen Pipin zu verteidigen, und Ludwigs nächstes Anliegen war, den Stellingabund in Sachsen zu unterdrücken, die vertriebenen Edelinge wieder in ihre Rechte einzusetzen und dem neu um sich greifenden Heidentume Schranken zu setzen. Vor allem war es das allgemeine Elend des unglücklichen Reiches, das von allen Seiten den Einfällen raubgieriger Nachbarvölker, wie der Sarazenen und der Normannen, schutzlos preisgegeben war, während in seinem Innern Seuchen, Hunger und allgemeine Verwilderung der Sitten die traurigsten Zustände hervorriefen, die allenthalben den Wunsch nach Frieden in dringender Weise laut werden ließen. Zunächst vereinbarten die drei Brüder am 15. Juni 842 auf einem kleinen Eilande der Saone bei Macon einen Waffenstillstand, um die nötigen Beratungen über eine endgültige Teilung des Reiches pflegen zu können. Inzwischen drängte Karl den vom Kaiser verlassenen Neffen nach dem Süden zurück, während Ludwig in Sachsen die Ordnung wiederherstellte und blutiges Gericht über die Stellinga hielt. Endlich nach langen Verzögerungen und nachdem die Kaiserin Judith gestorben war (19. April 843), kam im August 843 der denkwürdige Vertrag von Verdun zustande, durch den das große Fränkische Reich thatsächlich für immer geteilt wurde.



156. Kaiser Lothar.

Miniatur in einem Evangeliarium aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris. Nach Louandre.

Die Teilreiche.

Karl (der Kahle) erhielt Aquitanien und Neustrien und das nordwestliche Burgund, also das Land, das im Osten von Schelde, Maas (von Sedan ab), Saone und Cevennen begrenzt wurde; Ludwig (der Deutsche) nahm sein altes Besitztum Bayern mit den östlich angrenzenden slawischen oder halbslawischen Nebenlanden, Schwaben mit Ausnahme des Elsaß, Ostfranken bis zum Rhein, doch mit den linksrheinischen Gauen von Speier, Worms und Mainz, Sachsen mit Thüringen. Für Lothar blieben somit außer Italien der größte Teil von Burgund, das Elsaß und die Hauptmasse des alten Austrasien, nebst Friesland. Was Karl und Ludwig seitdem beherrschten, war ganz romanisch oder ganz deutsch und ist deshalb die Grundlage zweier großen Reiche geworden, die sich fortan selbständig gegenüberstehen. Nur in dem buntgemischten Reiche Lothars vermochte sich keine einheitliche Nationalität zu entwickeln, es fiel deshalb später teils dem Deutschen, teils dem Französischen Reiche zu.

Das Westfränkische Reich unter Karl II. dem Kahlen.

Der Vertrag von Verdun hatte die große fränkische Monarchie zwar in drei voneinander getrennte selbständige Reiche geteilt, allein da er die Erbfolge unberücksichtigt gelassen, so konnte diese Selbständigkeit auch eine vorübergehende sein; jedenfalls hing sie von den Familienverhältnissen der Karolinger ab. Bald jedoch spaltete sich die karolingische Dynastie in drei besondere Linien, indem die Brüder durch einen (847) zu Mersen abgeschlossenen Vertrag festsetzten, daß jeder der drei Herrscher berechtigt sein solle, sein Reich ohne Rücksicht auf seine Brüder an seine Kinder zu vererben.

Raubzüge der Normannen.

Am wenigsten befestigten sich die Zustände im Westfränkischen Reiche unter Karl dem Kahlen. Seine Regierung wurde insbesondere durch Einfälle der Normannen heimgesucht. Weit hinaus, bis zu dem fernen Island und Grönland, erstreckten sich in der Folge diese „Nordlandsfahrten", und überall längs des europäischen Kontinents, wo ein Fluß in das Meer mündete, oder eine Bucht Schutz bot, erschienen ihre leicht beweglichen, scharfgebauten Schiffe, ausgezeichnete Segler, die „schaumhalsigen Wellenrosse", die so klein waren, daß eine Seeräuberschar ihrer oft 300—400 bedurfte, und die nicht einmal ein Verdeck besaßen. Dadurch wurde es ihnen aber auch möglich, selbst die kleinsten Flüsse zu befahren, ja ihre Schiffe sogar über Land zu tragen. Auch zu Lande kämpften diese Kriegsmannen auf erbeuteten Pferden und machten sich bald mit der Belagerungskunst vertraut, so daß selbst tief im Innern der von ihnen heimgesuchten Länder die Bewohner unter ihren Verheerungen und Plünderungen furchtbar zu leiden hatten (vgl. weiter unten).

Unter Karl dem Kahlen war dieses unbändige Seeräubervolk der Schrecken des Westfränkischen Reiches. Unaufhörlich suchten sie vor allem die Küstenländer zwischen den Ausflüssen des Rheins und der nordfranzösischen Flüsse, das sogenannte „Walland" heim, indem hier die zahlreichen Buchten und Flußmündungen die Angriffe erleichterten und reiche Städte, Kirchen und Klöster stets ausgiebige Beute versprachen. Quintovich in der Picardie, eine reiche, angesehene Handelsstadt, wurde 844 von ihnen so gründlich ausgeplündert und zerstört, daß es zum ärmlichen Dorfe herabsank. Im Jahre 845 drang eine Flotte von 120 Schiffen unter der Führung des Normannenherzogs Reginher auf der Seine bis Paris vor. Die Stadt wurde erobert und ausgeplündert, und obgleich Karl der Kahle eine beträchtliche Heeresmacht gesammelt hatte, mit der er den Normannen den Weg hätte verlegen können, ließ er sie nicht allein mit ihrer Beute ruhig ziehen, sondern erkaufte auch noch mit 7000 Pfund Silber den Eid von ihnen, sein Reich nicht ferner zu belästigen. Allein die Wikinger kehrten sich wenig an dieses Versprechen; sie setzten ihre Raubzüge fort, und noch zweimal, 857 und 861, drangen sie bis Paris vor.

Innere Kämpfe.

Zu diesen äußeren Gefahren, denen die schwerfällige Heeresverfassung des Reichs mit ihren Aufgeboten für den Kriegsfall wenig Widerstand entgegensetzen konnte, gesellten sich beständige Kämpfe der hohen Geistlichkeit und der weltlichen Vasallen. Manche Große scheuten sich nicht, ihren Rang von „Gottes Gnaden" herzuleiten, und in den Grenzmarken legten sich schon manche Vorsteher eigenmächtig den Titel eines Herzogs bei. Dieselbe Geringschätzung und Rücksichtslosigkeit zeigten sie der Kirche. Als diese auf den Synoden von Verneuil 844 und von Meaux die Herausgabe der ihr während der Bürgerkriege entrissenen und an Laien vergabten Güter verlangte und diese Forderung auch auf dem Reichstage zu Epernay 846 vorbrachte, setzte es der Adel durch, daß die Bischöfe damit abgewiesen und von der Beratung ausgeschlossen wurden. Anderseits steigerte sich die weltliche Macht des westfränkischen Klerus durch die rasche Entwickelung des Handels und Verkehrs im Westen, ja er machte den Versuch, durch

die kolossale Fälschung der sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen seinen kirchlichen Ansprüchen eine neue, von allen weltlichen Verhältnissen unabhängige Rechtsgrundlage zu geben (s. unten).

Gegen diese feindlichen Elemente, die Normannen, die Geistlichkeit und die nach Unabhängigkeit strebenden Reichsgroßen, hatte Karl einen fortdauernden Kampf zu bestehen. Von seinen Vasallen waren es namentlich die Herzöge Pipin von Aquitanien, sein Neffe, und Nominoi von der Bretagne, sowie der Markgraf Lambert von Nantes, die sich gegen ihn erhoben. Zunächst belagerte Karl die Stadt Toulouse, um sie Pipin zu entreißen. Hier ließ er den einst mächtigen Grafen Bernhard, da er durch seine zweideutige Haltung das Mißtrauen Karls wachrief, zum Tode verurteilen und enthaupten (844). Da Toulouse hartnäckigen Widerstand leistete, zog es Karl vor, sich auf friedlichem Wege mit Pipin zu verständigen. Ebenso unglücklich war er in seinen Unternehmungen gegen Nominoi und Lambert. Bei Ballon, in einer sumpfigen Gegend, erlitt er (22. November 845) durch die Bretonen eine so vollständige Niederlage, daß er sich nur mit Mühe nach Tours zu retten vermochte. Ebenso blieb Lambert siegreich gegen die Franken. Karl sah sich genötigt, auch mit ihnen Frieden zu schließen; aber schon in den Jahren 850 und 851 wurden diese Friedensverträge wieder gebrochen. Einerseits suchte Karl das an Pipin abgetretene Königreich Aquitanien wieder an sich zu bringen, anderseits setzte sich Wilhelm, der Sohn des ermordeten Markgrafen Bernhard, mit Hilfe der Araber in der spanischen Mark fest, und Nominoi ließ sich von seinen bretonischen Bischöfen zum König salben und krönen. Im Mai 851 starb zwar Nominoi, aber sein tapferer Sohn Erispoi übernahm die Herrschaft und stellte sich im Bunde mit dem kühnen Lambert dem fränkischen Heere entgegen. An der Grenze beider Territorien kam es am 22. August 851 zu einer mörderischen Schlacht, in der die Franken unter schweren Verlusten erlagen und ihr König durch eine schmachvolle Flucht, „vor übergroßer Angst“ all seinen Schmuck und die Insignien seiner Würde den Feinden zurücklassend, sich rettete. In dem Friedensschlusse bestätigte Karl den Königstitel Erispois. — Kurze Zeit darauf fiel Bernhards Sohn Wilhelm durch die Hand mehrerer Verschworenen, und Lambert geriet nebst seinem Bruder Werner durch Verrat in die Hände Karls, der beide hinrichten ließ. Wenige Monate darauf wurde ihm sein gefährlichster Gegner, Pipin, durch den baskischen Grafen Sancho ausgeliefert. Er machte ihn für fernerhin unschädlich, indem er ihn im St. Medarduskloster zu Soissons zum Mönche scheren ließ. Erispoi endlich wurde 856 von seinen eignen Verwandten in einer Kirche vor dem Altare ermordet.



157. Fränkischer Wurfspießträger.

Miniatur in einer am Ende des 9. Jahrhunderts entstandenen Bibel, jetzt in der Bibliothèque Mazarin befindlich.

Der Krieger trägt einen sogenannten Dard (vom arab. djerid), einen leichten Spieß mit flacher, scharfer Klinge und rückwärts nach Art eines Pfeiles befiedertem Schafte, wie ihn wohl die Karolinger in den Kämpfen mit den Mauren in Spanien von diesen übernommen hatten.

Lothars Ausgang und Reichsteilung.

Am meisten hatte Lothar durch den Vertrag von Verdun eingebüßt. Er, der sich mit dem hochfliegenden Plane getragen hatte, die ursprüngliche Macht Karls des Großen wieder in seiner Hand zu vereinigen, der seine Brüder höchstens als Unterkönige Bayerns und Aquitaniens neben sich dulden wollte, hatte diesen dieselben Rechte einräumen, ihre völlige Unabhängigkeit anerkennen und sich mit einem Kaisertitel begnügen müssen, dessen Glanz und Machtfülle zum bloßen Schatten herabgesunken war. Er

konnte sich deshalb auch niemals ehrlich mit ihnen vertragen und schwankte stets zwischen äußerlicher Freundschaft und offener Feindschaft hin und her. Anfangs hielt er sich zu Ludwig dem Deutschen, der dann auch eine Vereinbarung mit Karl vermittelte (849 und 851); dann aber schwenkte Lothar plötzlich gegen Ludwig und schloß mit Karl ein förmliches Bündnis gegen ihn, worauf denn nun wieder Ludwig den unzufriedenen Aquitaniern ein Heer gegen Karl zu Hilfe schickte (851). Mit Mühe wurde eine äußerliche Versöhnung wiederhergestellt. Dabei geschah weder gegen die Sarazenen in Italien noch gegen die Normannen etwas; diese plünderten 850 in Friesland und am unteren Rhein, so daß Lothar ihrem Führer Rorich die Stadt Durstede mit mehreren Grafschaften zu Lehen gab. Nichtsdestoweniger wiederholten sich die Plünderungen, dazu hauste eine schwere Hungersnot am Rhein, und allerorten herrschte Gesetzlosigkeit.

An Leib und Seele krank, beschloß endlich Lothar im sechzigsten Lebensjahre und nach einer achtunddreißigjährigen Regierung, sein Reich unter seine drei Söhne zu teilen und sich in das Kloster Prüm in der Eifel zurückzuziehen. Sein ältester Sohn Ludwig II. hatte schon 850 Italien mit der Kaiserwürde erhalten, Lothar II. übernahm das alte Austrasien (mit Friesland), das seitdem nach ihm (und nicht, wie früher vielfach angenommen wurde, nach seinem Vater Lothar I.) Lotharingien, Lothringen genannt wird, und der jüngste, Karl, das Königreich Burgund, d. h. die Provence, den Dauphiné, Lyon und den westlichen Teil der Schweiz. Schon sechs Tage nach seinem Eintritt in das Kloster beschloß Lothar sein Leben am 29. September 855.

Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche.

Inzwischen hatten im Westfränkischen Reiche die Wirren schließlich eine solche Höhe erreicht, daß im Jahre 858 mehrere westfränkische Große, unter ihnen hervorragende Mitglieder der Geistlichkeit, vor Ludwig dem Deutschen erschienen und ihn um Hilfe gegen das unerträgliche Regiment Karls baten, da sie sonst gezwungen sein würden, sich den Arabern in die Arme zu werfen. Ludwig leistete der Aufforderung Folge und rückte im Herbste desselben Jahres mit einem Heere in das Reich seines Bruders ein. Bei Brienne an der Aube ging ihm dieser entgegen, allein nach dreitägigen vergeblichen Unterhandlungen sah sich Karl, wie einst sein Vater Ludwig der Fromme auf dem Lügenfelde, von den meisten seiner Vasallen verlassen und genötigt, mit einer geringen Schar Getreuer nach Burgund zu entfliehen (November 858). Auf einer Reichsversammlung zu Attigny wurde die Absetzung Karls des Kahlen ausgesprochen und die Besitzergreifung des Landes durch Ludwig den Deutschen bestätigt.

Namhafte Besitzungen wurden von Ludwig an die Großen verteilt, die ihm bei dieser Usurpation behilflich gewesen waren; allein gleichwie nur der Verrat ihm den Weg zu dieser Errungenschaft gebahnt hatte, so sollte auch der Verrat sein fast abenteuerliches Unternehmen sehr bald wieder untergraben. Um seinen westfränkischen Vasallen einen Beweis seines Vertrauens zu geben, hatte er den größten Teil seiner deutschen Truppen in die Heimat zurückgesandt. Diese Unvorsichtigkeit benutzte ein Teil seiner neuen Vasallen, die sich bei der Güterverteilung benachteiligt glaubten, um mit den Anhängern Karls in Verbindung zu treten und eine abermalige Umwälzung herbeizuführen. Namentlich die westfränkische Geistlichkeit unter der Führung des Erzbischofs Hinkmar von Reims erklärte sich gegen Ludwig. In der That gelang es auch Karl, auf diese Weise schon im folgenden Jahre (Anfang 859) eine hinlängliche Macht um sich zu sammeln und Ludwig, der es mit seinen wenig zuverlässigen Vasallen nicht wagte, seinem Bruder entgegenzutreten, wieder aus dem Lande zu vertreiben. Ludwig zog sich mit seinem Gefolge nach Bayern zurück und verzichtete auf dem gemeinsamen Reichstage zu Koblenz (Juni 860) auf seine Ansprüche.



158. **Karl der Kahle.** Nach dem Dedikationsbild in der Bibel Karls des Kahlen (Paris, Louvre).

Karl der Kahle und die Söhne Lothars I.

Jetzt glaubte Karl der Kahle, dessen unruhige Sucht nach Ländererwerb ein Hauptzug seines Charakters war, den Augenblick gekommen, sein Glück gegen die Söhne des verstorbenen Kaisers Lothar zu versuchen. Die Eroberung der Provence war sein nächstes Ziel; er wurde jedoch von dem Könige Karl von Burgund mit so entschiedenem Verlust zurückgetrieben, daß er für einige Zeit seine Ländergier zähmen mußte (861). Daher ließ er es denn auch ruhig geschehen, daß Karl bei seinem kinderlosen Tode (863) das Königreich seinem Bruder Lothar von Lothringen vermachte, so daß dieser nunmehr Herr des ganzen Zwischenlandes zwischen Deutschland, Italien und Frankreich war.

Vertrag von Meersen.

Allein Karl der Kahle hatte seine Eroberungspläne nicht aufgegeben. Als Lothar II. (869) ohne Nachkommen starb, schien es dem Könige Zeit, das schöne Gebiet in Besitz zu nehmen, und die Gelegenheit dazu war um so günstiger, als der römische Kaiser Ludwig II., des Verstorbenen Bruder und nächster Erbe, in Italien, und Ludwig der Deutsche in Deutschland sich vollauf beschäftigt fanden. Karl der Kahle bemächtigte sich daher ohne Mühe des Landes, ließ sich in Metz zum Könige des Reiches krönen (September 869) und nahm alsdann zur besseren Bewachung seiner Erwerbung in Aachen seine Residenz. Doch schon im folgenden Jahre erschien Ludwig der Deutsche auf dem Kampfplatz und setzte seinen Bruder so sehr in Furcht, daß dieser den Weg friedlicher Unterhandlung der Entscheidung der Waffen vorzog. In der Übereinkunft zu Meersen bei Maastricht an der Maas (8. August 870) trat Karl der Kahle von dem in Besitz genommenen Lande den östlichen Teil von Lothringen an Ludwig den Deutschen ab, d. h. das Land östlich einer Linie, die der Maas bis Lüttich folgte, dann an die Mosel übersprang, an dieser bis Toul lief, wobei sie Metz und Diedenhofen dem Ostfränkischen Reiche zuwies, endlich an der oberen Saone hinging und den Neuenburger und Genfer See erreichte. Sie entsprach im ganzen der deutsch-französischen Sprachgrenze, hat aber trotzdem nur kurze Zeit bestanden.

Karl der Kahle König von Italien und Kaiser.

Aber die Ländergier Karls des Kahlen war auch mit diesem Erwerb noch nicht gesättigt. Als der römische Kaiser Ludwig II. (875) ohne Nachkommen starb, brach Karl der Kahle sogleich nach Italien auf, um von diesem Lande und der Kaiserwürde Besitz zu ergreifen. Zu gleichem Zwecke hatte aber auch Ludwig der Deutsche seinen Sohn Karl über die Alpen geschickt. In der Lombardei trafen beide Thronbewerber an der Spitze ihrer Heere aufeinander. Karl der Kahle, der dem Kampfe der Waffen abhold war, schlug aber dem Gegner vor, die Entscheidung über die Kaiserkrone den Großen beider Reiche zu überlassen, und wußte dadurch Karl zum Abmarsch aus Italien zu bewegen. Kaum war ihm dies gelungen, so brach er in Eilmärschen nach Rom auf und ließ sich von Papst Johann VIII. die römische Kaiserkrone aufsetzen (Weihnachten 875). Nach kurzem Aufenthalte daselbst, und nachdem er den Grafen Boso von Provence unter dem Titel eines Herzogs der Langobarden zum Statthalter von Italien ernannt hatte, begab sich Karl nach Frankreich zurück, um sich zum Kampfe gegen Ludwig den Deutschen zu rüsten, der ihm die Kaiserkrone mit Waffengewalt zu entreißen gedachte. Er rückte wirklich im Westfränkischen Reiche ein; da aber die meisten Bischöfe unter Führung des Hinkmar von Reims sich abermals gegen ihn erklärten, so zog er sich schon im Jahre 876 wieder zurück. Bald danach, am 28. August 876, starb Ludwig der Deutsche, und seinem ihm folgenden Sohne Ludwig dem Jüngeren machte seine deutsche Krone viel zu schwere Sorge, als daß er den Plan seines Vaters hätte ausführen können.

Karl der Kahle gegen Deutschland.

Als Karl der Kahle, der sich zuerst auf einen Angriff gefaßt gemacht hatte, sah, daß man ihn unbehelligt ließ, ging er selbst zum Angriff über. Er trug sich sogar mit der Hoffnung, seine Kaiserkrone mit der früheren Macht und Herrlichkeit zu um-

geben, vor allem die Söhne Ludwigs unter seine Botmäßigkeit zu bringen, also auch Deutschland für sich in Besitz zu nehmen. Allein die Schlacht bei Andernach (8. Oktober 876), in der ihm Ludwig der Jüngere eine schwere und entscheidende Niederlage beibrachte, belehrte ihn, daß er seine Pläne auf Deutschland aufgeben müsse. Dazu brachen im Jahre 877 die Normannen abermals im Westfränkischen Reiche ein, und der Kaiser mußte ihnen durch schweren Tribut den Frieden abkaufen. Den darüber erbitterten Vasallen aber sah er sich gezwungen, sehr bedeutende Zugeständnisse zu machen. Auf dem Reichstage zu Quierzy (Juni 877) gewährte er allen am Römerzuge beteiligten Grafen und Vasallen die Erblichkeit ihrer Ämter und Lehen für den Fall, daß sie einen unmündigen Sohn hinterließen. Ebenso sollten alle Getreuen, die nach Karls Tode der Welt entsagten, ihr Lehen einem Sohne oder einem Verwandten hinterlassen dürfen.

Jenen Römerzug trat Karl an, als Papst Johann VIII. ihn gegen Guido von Spoleto zu Hilfe rief. Doch der Anmarsch Karlmanns und die Empörung Bosos von Vienne nötigten ihn zur Rückkehr über den Mont Cenis. Am 13. Oktober 877 starb er in einer ärmlichen Bauernhütte zu Brios im Arcthale. Sterbend hatte er sich ein Grab in St. Denis gewünscht, allein die Träger konnten dem Geruch der Leiche nicht widerstehen, und in dem unweit gelegenen Kloster Nantua wurde er in einer verpichten, mit Leder überzogenen Tonne ohne weitere Feierlichkeiten begraben, erst später in St. Denis beigesetzt.

Das Ostfränkische Reich unter Ludwig II. dem Deutschen.

Normannenzüge.

Unter der langen Regierung Ludwigs des Deutschen, die er selbst vom Jahre 833, nicht erst von 843 rechnete, behauptete das ostfränkische Reich, beschränkt auf die rein deutschen Stämme östlich des Rheins und die slawischen oder halbslawischen Nebenlande im Osten, im Innern unerschüttert die alten Grundlagen und auch nach außen seine Stellung, wenngleich es beständig mit Gefahren zu kämpfen hatte.

Nicht minder allerdings als die Westfranken hatte Deutschland unter den Raubzügen der Normannen zu leiden. Sie zerstörten im Jahre 845 Hamburg, das Karl der Große angelegt und wo Ludwig der Fromme 831 ein Erzbistum gegründet hatte. Ludwig der Deutsche vermochte diese Stiftung gegen neue Raubanfälle der Normannen nicht zu schützen und vereinigte sie daher zunächst mit dem Bistum Bremen.

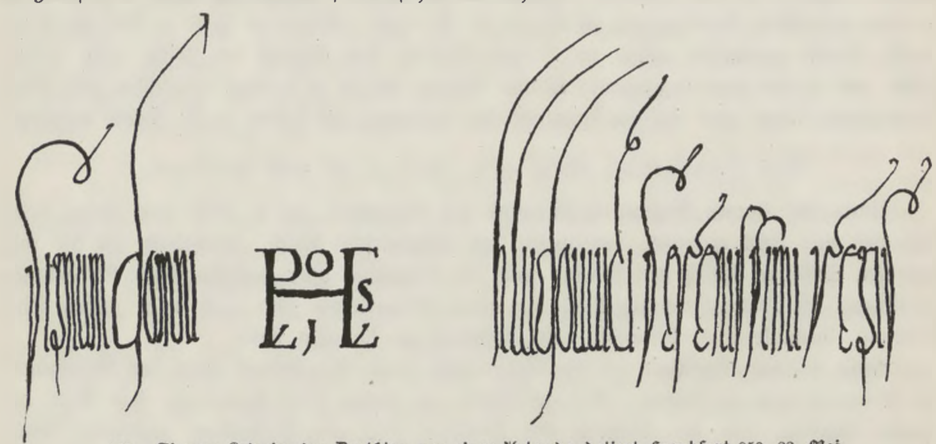
Ursprung des Großmährischen Reiches.

Gefährlicher gestalteten sich damals die Verhältnisse an der Ostgrenze. Denn hier bildete sich die erste große slawische Reichsschöpfung, die wenigstens einen gewissen Bestand gehabt hat. Sie ging von den Mähren (Moraven) aus. Diese, zuerst 822 erwähnt und wohl schon von Karl dem Großen abhängig, saßen nicht nur im heutigen Mähren, sondern auch im Gebirgslande des nördlichen Ungarn und schoben später ihre Ansiedelungen auch südlich über die Donau nach dem alten Pannonien vor. Sie standen anfangs unter einer Anzahl kleiner Fürsten, bis um 840 Moimir sich das ganze Volk unterwarf und den Fürsten von Neitra, Priwina, vertrieb. Diesem gelang es indes, unter fränkischer Oberhoheit ein Fürstentum in Unter-Pannonien am Plattensee zu begründen, wohin er zahlreiche slawische und deutsche Ansiedler zog. Seine Hauptstadt war das heutige Szalavár, damals von den Deutschen Mosaburg oder Salapiugin (d. i. Saalbeuge) genannt. Als er 861 erschlagen wurde, folgte ihm sein Sohn Kozel in derselben Stellung (bis etwa 874). Aber auch Moimir vermochte seine Unabhängigkeit nicht zu behaupten. Ludwig der Deutsche entsetzte ihn im Jahre 846 und erhob an seiner Stelle den Neffen Rastislaw. Da aber ein deutscher Feldzug gegen die



159. Münze Ludwigs des Deutschen. (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

benachbarten Böhmen 848 unglücklich ausfiel, so fiel auch Mähren wieder ab und behauptete seine Unabhängigkeit gegen mehrere ostfränkische Feldzüge (seit 853). Die Gefahr von dieser Seite wurde noch vergrößert, als Ludwigs ältester Sohn Karlmann, dem der Vater die Verwaltung der südöstlichen Marken anvertraut hatte, an Abfall dachte und deshalb sogar mit Rastislaw Verbindungen anknüpfte. Rasch wurde indes der König der Empörung Herr, da Karlmanns Graf Gundakar dem nach Steiermark vordringenden königlichen Heere den Semmeringpaß preisgab (863), und auch den Rastislaw brachte Ludwig durch die Belagerung seiner Festung Dovin (wahrscheinlich Theben, ungarisch Dévén bei Preßburg) zur Leistung des Treueides (864). Mit dem Vater ausgesöhnt, übernahm dann Karlmann wieder die südöstlichen Marken und wußte sie nun kräftig zu schützen. Die Abhängigkeit der Mährer freilich war von kurzer Dauer. Denn im Jahre 869 erhoben sie sich in Gemeinschaft mit den Tschechen und Sorben, und obwohl es den Deutschen gelang, diese beiden Stämme wieder niederzuwerfen, den Mährern glückte es, ihre Selbständigkeit zu wahren, und sie befestigten sie noch mehr durch die Organisation einer national slawischen Kirche.



160. Signum Ludwigs des Deutschen von einer Urkunde, datiert Frankfurt 859, 22. Mai. (Signum domni † hludovici serenissimi regis.)

Kampf der deutschen und griechisch-slawischen Mission.

Die Mission bei den Slawen im Südosten des Reiches war zunächst naturgemäß der deutschen Kirche zugefallen, und zwar den Bistümern Passau und Salzburg. Während sie innerhalb des Mährischen Reiches selbst nicht über die ersten Anfänge hinauskam — eine Kirche in Neitra wird z. B. erwähnt — gelang es ihr, in Unter-Pannonien im Fürstentume Priwinas mit Hilfe der Fürsten festen Boden zu gewinnen und zahlreiche Kirchen zu gründen. Gewiß aber vertrat diese deutsche Mission auch den Einfluß der deutschen Macht und bediente sich beim Gottesdienst, von der Predigt abgesehen, wie überall damals, der lateinischen Sprache. Eben deshalb dachte Rastislaw von Mähren daran, sich von der deutschen Kirche loszumachen und eine slawische Nationalkirche mit slawischer Kirchensprache zu schaffen. Auf seine Bitte entsandte Ende des Jahres 862 der oströmische Kaiser Michael III. die beiden Brüder Kyrillos und Methodios nach Mähren (s. S. 312). Drei Jahre waren die Brüder in Mähren thätig gewesen, als Papst Nikolaus I. sie nach Rom berief (867). Auf dem Wege dahin kamen sie auch an den Hof des Fürsten Kozel in Mosaburg. Hoch erfreut, von ihnen in seiner Sprache das Wort Gottes zu vernehmen, bat er sie, auch bei ihm ihre Wirksamkeit zu beginnen. In Rom angelangt, erhielten sie von Hadrian II. — Nikolaus war im November 867 gestorben — die erbetene Erlaubnis, den Gottesdienst in slawischer Sprache abhalten zu dürfen; ihre slawische Bibelübersetzung fand

Anerkennung, ihre Schüler wurden zu Priestern geweiht. Während nun Kyrillos in Rom zurückblieb und in ein Kloster trat, wo er schon im Februar 869 starb, begab sich Methodios nach Pannonien und Mähren zurück, richtete auch in Kozels Fürstentum den slawischen Gottesdienst ein und verdrängte den dortigen deutschen Erzpriester; ja er wurde sogar in Erinnerung an ein altrömisches Erzbistum zum Erzbischof von Sirmium (bei Belgrad) erhoben, dem Pannonien und Mähren unterworfen sein sollten.

Swatopluk Herrscher der Mährer.

Eben diese Erhebung des slawischen Elementes, die zugleich eine politische und eine kirchliche war, forderte die Gegenwehr der Deutschen heraus, denn ihr Einfluß war aufs äußerste gefährdet. Es galt nichts Geringeres als die völlige Unterwerfung Mährens. Ein Zwiespalt dort schien diesen Plänen zu Hilfe zu kommen. Im Jahre 870 nämlich unterwarf sich Rastislaws ehrgeiziger Neffe Swatopluk (eigentlich Swjangtopolk, daher von den Deutschen Zwentibold genannt) dem Karlmann, bemächtigte sich seines Oheims und lieferte ihn an die Deutschen aus, worauf Kaiser Ludwig in Regensburg durch den Spruch deutscher und slawischer Edlen den Unglücklichen wegen Treubruchs zum Tode verurteilen und blenden ließ. Die Verwaltung des Hauptteils von Mähren übernahmen zwei deutsche Grafen. Doch in Swatopluk hatte sich Karlmann völlig getäuscht. Im Jahre 871 mit bayrischen Mannschaften gegen einen Aufstand in Mähren entsendet, stellte er sich an die Spitze seiner Landsleute und vernichtete treulos das ihm anvertraute deutsche Heer. Auch die Tschechen in Böhmen schlossen sich der Erhebung an. Einen kombinierten Angriff deutscher Heere, die gleichzeitig von Norden, Westen und Süden her einmarschierten, wehrte er glücklich ab (872) und sicherte sich dann im Frieden von Forchheim (Mai 874) seine faktisch unabhängige Stellung, obwohl er dabei Treue und Zinszahlung versprach. Nicht nur die Mährer in Mähren und Nordungarn, sondern auch die Böhmen, vielleicht auch die Sorben und Teile Schlesiens erkannten seine Herrschaft an, und die nationale Kirche gab ihr eine gewichtige Stütze.

Die slawische Nationalkirche in Mähren.

Denn der gleichzeitig mit jenen Unterwerfungszügen aufgenommene Kampf der deutschen Kirche gegen Methodios war nicht erfolgreicher gewesen als jene. In einer ausführlichen, sehr würdig gehaltenen Denkschrift hatte zunächst Salzburg dem Papste seine älteren Rechte auf Pannonien und die dort bis dahin erzielten Erfolge dargelegt. Im November 870 wurde dann Methodios vor eine Synode der bayrischen Bischöfe im Beisein König Ludwigs geladen, um sich wegen seines Auftretens in Pannonien zu rechtfertigen. Da er sich den deutschen Ansprüchen nicht fügen wollte, so wurde er verhaftet und über zwei Jahre hindurch gefangen gehalten. Erst das energische Einschreiten Papst Johanns VIII., der mit König Ludwig im Anfange des Jahres 874 in Ravenna zusammentraf und zwei Legaten nach Pannonien entsandte, verschaffte ihm die Freiheit wieder. Doch blieb er nicht in Pannonien, wo er sich nicht sicher fühlen mochte, sondern ging nach Mähren. Hier hatte inzwischen Swatopluk alle deutschen Geistlichen vertrieben und erlangte sogar die Einsetzung eines Bischofs in Neitra, der dem Erzbischof Methodios untergeben sein sollte, übrigens auch ein Deutscher, ein Schwabe Namens Wiching, war (880).

Mit dieser staatlich-kirchlichen Schöpfung war allerdings dem Vordringen der deutschen Kirche und des deutschen Einflusses ein Damm entgegengesetzt. Daher die Erbitterung, mit der seitdem die weltlichen und geistlichen Großen Bayerns auf die Mährer blickten und die sie blind machte gegen eine weit schlimmere Gefahr, die wenige Jahre später drohend an der Ostgrenze aufstieg, gegen das barbarische Reitervolk der Magyaren.

Ludwigs des Deutschen Verwaltung

Ludwig der Deutsche hat persönlich diesen Angelegenheiten in den letzten Jahren seiner Regierung wenig Aufmerksamkeit widmen können, da die westfränkischen und italienischen Verwickelungen ihn damals in Anspruch nahmen (s. S. 370). Trotz so

vieler äußeren Kämpfe und trotz mannigfacher Zwistigkeiten mit seinen Söhnen erscheint doch sein Walten im Innern seines Reiches als ein kräftiges und den Verhältnissen angemessenes. Sein Reich bestand aus reinen Bauernlandschaften, war deshalb ohne jeden bedeutenden Verkehr, wie er sich im Westfränkischen Reiche mehr und mehr zu entwickeln begann. Das Königtum beruhte demnach auf seiner Gerichts- und Heergewalt und auf dem Besitz großer Domänen, deren Mittelpunkt im Westen Frankfurt a. M., im Osten Regensburg bildete, und es nutzte deren Einkünfte, indem der Hof fortwährend von Pfalz zu Pfalz wanderte, weil ein weiterer Transport ihrer Erträge bei den damaligen unvollkommenen Verkehrsmitteln nicht möglich war. Auf eine wirkliche Zentralregierung von einem festen Mittelpunkt aus, wie ihn Karl der Große wenigstens eine Zeitlang in Aachen festgehalten hatte, hat Ludwig damit verzichtet, denn er war ja vorübergehend überall selbst zur Stelle; er bedurfte deshalb auch keines Pfalzgrafen im alten Sinne und keiner Sendboten. Der Neigung der Grafen, ihre Amtsgewalt in ihrem Geschlechte erblich zu machen, ist er jedoch nicht nachdrücklich genug entgegengetreten, so daß einzelne Familien zu großer Macht und umfänglichem Landbesitz kamen, so die Welfen im Allgäu, im hessischen Niederlahngau die Konradiner, im nördlichen Thüringen die Ludolfinger, jenseits des Wiener Waldes die bayrischen Huosier.

Die ostfränkische Kirche.

Auch die Kirche, insbesondere die Klöster, wie St. Gallen, Fulda, Lorsch, Tegernsee u. a., gelangten rasch zu großem Grundbesitz, aber sie setzten sich weder zur Krone noch zum Laienadel in Gegensatz, arbeiteten vielmehr eifrig an der Bewirtschaftung ihrer Güter und an der Befestigung des Christentums unter den deutschen Bauern wie unter den Slawen. Sehr deutlich kommt der ganze Standpunkt der deutschen Kirche zum Ausdruck auf der ostfränkischen Synode, die Hrabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, im Jahre 847 dorthin berief. Die Versammlung beschränkte sich keineswegs auf rein kirchliche Angelegenheiten, ging vielmehr von der Anschauung aus, daß es ihre Aufgabe sei, Frieden und Eintracht unter allen Ständen zu fördern, dem Volke nützliche Unterweisung zu erteilen und die Unterdrückung der ärmeren Freien durch weltliche und geistliche Große zu verhindern. Alle Aufrührer gegen den König wurden deshalb mit dem Fluch der Kirche bedroht. Die Bischöfe wurden ermahnt, dem unwissenden Volke das Evangelium in deutscher Sprache zu verkünden, und an Kirchenhäupter, Grafen und Edle wurde die Aufforderung gerichtet, die gemeine Freiheit zu schützen und weder durch Gewalt noch List geringere Gutsbesitzer in ein Verhältnis der Abhängigkeit zu zwingen. Noch zwei weitere Synoden wurden in Mainz abgehalten (848 und 852); auf der zweiten wurden wieder die Angelegenheiten der Kirche wie des Staates beraten und Beschlüsse zur Abstellung allgemeiner Übelstände gefaßt.

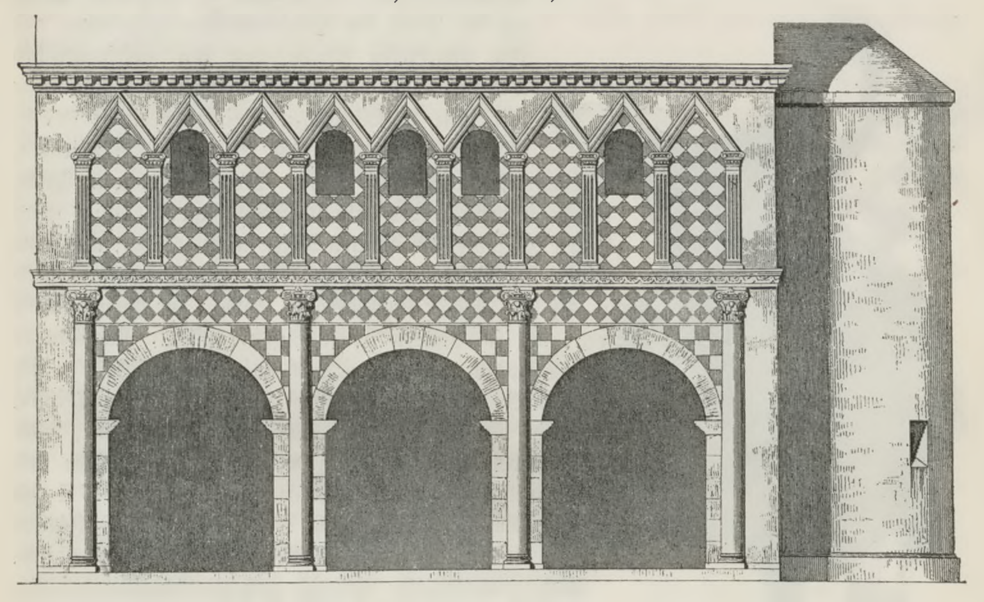
Ende Ludwigs des Deutschen.

Hervorragende Männer, in erster Linie sein Kanzler Liutbert, Erzbischof von Mainz, unterstützten Ludwig mit ihrem Rate. Während im Westfränkischen Reiche die königliche Autorität immer schwächer wurde, blickte man im Ostfränkischen mit Stolz auf den König. Groß in Werken des Friedens und tüchtig als Krieger, war er im wahren Sinne ein Schirmer seines Volkes, und mit Recht hat ihm später die Geschichte den Beinamen „der Deutsche“ verliehen. In ihm spiegelte sich so recht die deutsche Art ab. Im einfachen Kleide, ohne jeden äußeren Prunk zeigte er sich seinem Volke; nach alter Weise zog er durch die Gauen, um öffentlich unter freiem Himmel Gericht abzuhalten. Von unbeugsamer Gerechtigkeitsliebe, leutselig und von streng sittlichem Wandel, war er allen ein Vorbild, und wohin er kam, blickte das Volk mit Vertrauen und Liebe zu ihm empor. Sein Lieblingsaufenthalt waren die Städte Regensburg und Frankfurt am Main. In dieser Stadt starb er in der königlichen Pfalz am 28. August 876. Sein Leichnam wurde nach dem von den Frankenkönigen sehr begünstigten reichen Kloster Lorsch an der Bergstraße gebracht und dort beigesetzt. —

Das prächtige Kloster wurde später zerstört. Der Zufall wollte es jedoch, daß die Michaelskapelle, wo der erste deutsche König beigesetzt worden war, von all diesen Zerstörungen unberührt blieb. Diese, die sogenannte ecclesia varia (die bunte Kirche), ist noch heute in dem merkwürdigen Schmucke ihrer bunten Steine erhalten und zählt zu den wenigen noch übrigen Denkmälern karolingischer Baukunst in Deutschland (s. die folgende Abbildung).

Reichsteilung.

Ludwigs Reich teilten seine drei Söhne unter sich. Ludwig (der Jüngere) erhielt Sachsen, Thüringen, das östliche Franken und Friesland, Karl III. (der Dicke) Alamannien (Schwaben), Karlmann Bayern mit den südöstlichen Marken und den zinsbaren Ländern der Slawen in Böhmen und Mähren.



161. Vorhalle zur Michaelskapelle des Klosters Lorsch. Nach Gailhabaud.

Die Fassade dieses Baues soll ursprünglich das Einfahrtsthor zum Kloster Lorsch gebildet haben. Der rechts angebaute runde Turm ist hier nur im Durchschnitt dargestellt.

Weitere Reichsspaltungen und Vereinigungsversuche.

Ludwig der Stammler.

Trotz dieser Reichsteilung hofften doch die deutschen Großen, für Karlmann von Bayern die italienische Krone zu erringen. Der Papst Johann VIII. jedoch beabsichtigte Ludwig dem Stammler, Karls des Kahlen Sohne, die Kaiserkrone zuzuwenden. Schließlich entwich er, als er von dem italienischen Anhang Karlmanns hart bedrängt wurde, über die Alpen und krönte am 8. Dezember 877, gemeinschaftlich mit Hinkmar von Reims, den stammelnden Ludwig zum König des Frankenreiches. Die italienische Krone wie die Kaiserwürde enthielt er ihm indessen vor; denn er sah doch rasch genug ein, daß Ludwig schon hinlänglich Mühe hatte, die ererbte Krone zu behaupten.

Der Papst suchte nun nach einem andern Fürsten, der zum König von Italien geeignet wäre. Anfänglich entschied er sich für Boso, Bruder der Kaiserin Richildis, der Gemahlin Karls des Kahlen, den dieser zum Statthalter von Italien ernannt hatte. Allein alle Bemühungen des Papstes stießen bei dem Adel und den Bischöfen Italiens auf solchen Widerstand, daß er schließlich auf seine Pläne verzichten mußte. Auch nach dem Byzantinischen Reich wendete Johann VIII. seine Blicke, doch belehrte ihn dessen Lage rasch, daß hier seine Absichten völlig erfolglos sein würden. Inzwischen stand

Ludwig der Stammler am 10. April 879 auf einem Feldzuge gegen meuterische Edelleute plötzlich seinen Tod. Er hinterließ zwei Söhne, Ludwig und Karlmann. Seine zweite Gemahlin Ansgard gebar außerdem noch nach seinem Tode einen Knaben, der später unter dem Namen Karl der Einfältige den westfränkischen Thron besteigen sollte.

Ganz Lothringen ostfränkisch.

Nach dem Tode des Stammlers riefen die Edelleute aus seiner Umgebung seinen erstgeborenen Sohn, Ludwig III., zum König aus. Sein Erzkanzler Goslin, den sich Ludwig der Jüngere durch seine nach der Schlacht bei Andernach gegen ihn geübte Großmut verbunden hatte, wirkte dagegen im Interesse des deutschen Karolingers, und Ludwig, von seiner ehrgeizigen Gemahlin Liutgard angereizt, folgte den Aufmunterungen Goslins, rückte in Lothringen ein, verzichtete jedoch um den Preis des westfränkischen Lothringen, das ihm abgetreten wurde, auf den westfränkischen Thron. Das gesamte Lothringen war nunmehr mit dem Ostfränkischen Reiche vereinigt (879).



162. Krieger im 9. Jahrhundert. Aus einem Manuskript des 9. Jahrhunderts.

Wirren in Bayern, die Arnulf von Kärnten, Karlmanns natürlicher Sohn, heraufbeschworen hatte, indem er mehrere der bayrischen Anhänger Ludwigs ihrer Lehen beraubte, bestimmten diesen nicht minder, auf seine Pläne im Westen zu verzichten und sein Augenmerk vielmehr auf die Länder im Osten zu lenken. Er benutzte diese Wirren, um in Bayern festen Fuß zu fassen. Nachdem er hier die Ordnung wiederhergestellt hatte, verständigte er sich mit seinem Bruder Karl III. (dem Dicken) über die Teilung der Länder Karlmanns, der vom Schlage gelähmt, aber noch am Leben war. Ludwig nahm für sich Bayern und die tributpflichtigen Slawenländer, während Karl III. zu seinem schwäbischen Erbe noch den Anspruch auf Italien erhielt. Arnulf wurde jedoch im Besitze von Kärnten belassen.

Königreich Niederburgund.

Diese gewaltthätige Teilung noch zu Lebzeiten des Besitzers (Karlmann starb erst im nächsten Jahre, 22. März 880), stieß zunächst beim Papst auf offenen und versteckten Widerstand. Allein sein wieder aufgenommener Plan, seinem Günstlinge Boso die italienische Königskrone zuzuwenden, scheiterte an dem bewaffneten Einschreiten Karls III., der mit Heeresmacht in Italien erschien und sich in Pavia als König von Italien huldigen ließ (879). Der Papst suchte nun Boso anderweitig zu entschädigen, indem er ihn zum König von Burgund und Provence krönen ließ. So entstand ein von der karolingischen Herrschaft unabhängiges Reich längs der Rhone bis zum Mittelmeere. — Zu gleicher Zeit erhob sich Hugo, der natürliche Sohn Lothars II. von Waldrada, um in Lothringen einzufallen und das väterliche Reich mit Gewalt an sich zu bringen, während an der Loire und an der Nordsee die Normannen siegreiche Raubzüge unternahmen. Diese das Frankenreich von allen Seiten bedrohenden Gefahren bewogen endlich die Karolinger zu gemeinsamen Maßregeln gegen ihre Feinde. Karl III. hielt im Juni 880 mit seinen westfränkischen Verwandten in Gondreville eine Zusammenkunft über gemeinschaftliche Feldzüge gegen Boso und Hugo. Hugo wurde geschlagen und Boso in Vienne belagert. Um Boso zu retten, bot der Papst Karl III. die Kaiserkrone an. Karl brach sein Unternehmen gegen Boso sofort ab, eilte mit seinem Heere nach Rom und ließ sich zum Kaiser krönen (Februar 881). Doch eine

wirkliche Kaisergewalt hat er nicht ausgeübt und nicht einmal den Papst Johann VIII. vor ärgster Vergewaltigung geschützt. Eine Verschwörung führte sein Ende herbei, man hatte ihm Gift gegeben; als das nicht rasch genug wirkte, fielen die Verschworenen über ihm her und schlugen ihm mit Hämmern den Schädel ein (15. Dezember 882). So endete ein Papst, der in wüster Zeit wenigstens den Versuch gemacht hatte, eine selbständige Stellung zu behaupten. Seine beiden nächsten Nachfolger, Marinus (882—884) und Hadrian III. (884—888) vermochten noch viel weniger Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse Italiens zu bringen.

Im Jahre 882 wurde Karl III., nachdem sein Bruder Ludwig am 20. Januar ohne Leibeserben in Frankfurt verstorben war, Alleinherrscher über ganz Deutschland. Auch sein Neffe Arnulf schwur ihm Treue, er nahm somit eine gebietende Machtstellung diesseit und jenseit der Alpen ein.

Kämpfe mit den Normannen.

Doch diese Wiederaufnahme der kaiserlichen Politik entsprach weder den Gesinnungen des westfränkischen Adels, der ihr gleichgültig gegenüberstand, noch den thatsächlichen Machtverhältnissen des Reiches. Vielmehr offenbarte dies eben jetzt den Normannen gegenüber seine Schwäche. Als diese England beinahe überwältigt hatten (s. unten), eröffneten sie seit 879 ihren Angriff auf die Fräukischen Reiche. Im Jahre 879 erschienen sie in der Scheldemündung und nahmen Gent; zwar wurden sie dann im Februar 880 bei Thuin an der Sambre von Ludwig dem Jüngeren geschlagen, aber um dieselbe Zeit lief eine normannische Flotte in die Elbe ein, und ihren Mannschaften gegenüber erlitt am 2. Februar 880 in der Nähe von Hamburg der sächsische Heerbann eine vollständige Niederlage. Ein andres Geschwader kam noch in demselben Jahre den Rhein herauf und nahm die alte Pfalz Nimwegen, die es verbrannte; als sie Ludwig der Jüngere hier zum Abzuge genötigt hatte, warfen sie sich auf die westfränkische Küste und drangen bis St. Vaast und Corbie an der Somme vor. Ein Sieg Ludwigs III. bei Saucourt (3. August 881), den das noch erhaltene Ludwigslied feiert, warf sie zwar zurück, dafür setzten sie sich aber an der mittleren Maas fest und errichteten ein festes Lager bei Aschloh in der Nähe von Maastricht als Stützpunkt weiterer Unternehmungen. Von hier aus durchzogen sie das ganze Gebiet des Niederrheines, plünderten Köln, Lüttich, Xanten, Aachen, zu Ostern 882 sogar Trier. „Die alte Heimat der Karolinger, der Kern der Monarchie Karls des Großen, befand sich in heidnischen Händen.“



163. Siegel Karls des Dicken.

So standen die Dinge, als Ludwig der Jüngere verschied und Karl III. aus Italien zurückkehrte. Wirklich vereinigte dieser nun seine Streitkräfte zum Angriff auf das feste Lager von Aschloh, aber da sich die Sache in die Länge zog, so schloß er endlich auf den Rat seines Kanzlers Liutward von Vercelli mit den normannischen Häuptlingen Gottfried und Siegfried einen Vertrag, wonach jener zum Christentum übertrat und einen Teil Frieslands als Lehen empfing, dieser 2800 Pfund Gold und Silber erhielt.

Karl III., Herr des ganzen Karolingischen Reichs.

Solches Verfahren, das die innere Schwäche der Karolingischen Reiche ins hellste Licht setzte, konnte die Normannen nur ermutigen. Sie drangen im Jahre 883 unter Brand, Mord und Verwüstungen durch Flandern bis an die Seine und Oise vor. „Alle Straßen“, berichtet ein Chronist, „lagen voll Leichen von Edlen wie von Gemeinen, grenzenlos war der Jammer, und die Bevölkerung Galliens schien der Ver-

nichtung geweiht.“ Unter diesen Umständen schien nur die Vereinigung aller Kräfte in einer Hand Hilfe bringen zu können. Sie vollzog sich friedlich, denn als Karlmann, der damalige König der Westfranken, der Jagdfreude nachging, empfing er im Kampfe mit einem Eber von der Hand eines seiner Begleiter eine tödliche Wunde, wie es heißt, aus Ungeschick, und verschied, erst 18 Jahre alt. Obgleich nun ein thronberechtigter Sprößling des westfränkischen Herrscherhauses, jener nachgeborene Sohn Ludwigs des Stammlers, Karl, am Leben war, richteten doch in der allgemeinen Bedrängnis und unter den erneuerten Einfällen der Normannen die Großen des Reiches ihre Blicke auf Karl III. Sie übertrugen dem in Italien weilenden Kaiser den westfränkischen Thron, und Karl eilte nach Ponthion, um sich auf dem hier versammelten Reichstage huldigen zu lassen (Mai 885).

Die Normannen vor Paris.

Noch einmal seit Karl dem Großen war fast die Karolingische Monarchie wieder unter einem Zepter vereinigt. Allein das Reich war unterdessen zu tief zerrüttet, und Karl zeigte sich der großen Aufgabe nicht gewachsen, verwirklichte daher auch die Hoffnungen nicht, die man in der Normannengefahr auf ihn gesetzt hatte. Die Sachsen hatten allerdings mit friesischer Hilfe einen neuen Anfall des wilden Feindes zurückgewiesen (885), aber im Oktober desselben Jahres erschienen die Normannen, 30000 Mann stark, auf zahllosen Fahrzeugen in der Seine und begannen die Belagerung von Paris. Damals erstreckte sich die Stadt wie zur Zeit Cäsars nicht über die Seineinsel hinaus, von der aus zwei hölzerne Brücken nach den beiden Ufern führten. Am Ende jeder Brücke befand sich ein steinerner Turm als Verteidigungswerk. Im Frühjahr 886 wurde eine der Brücken durch das Hochwasser der Seine weggeschwemmt, so daß die Besatzung des Turmes von der Stadt abgeschnitten und sich allein überlassen war. Die Normannen stürmten nun den Turm, nachdem sie Feuer an das Thor gelegt hatten, und stießen die Besatzung teils nieder, teils stürzten sie sie in die Seine, während die Einwohner der Stadt müßige Zuschauer der schrecklichen Szene sein mußten. Aber die Hauptstadt ließ den Mut nicht sinken und verteidigte sich beinahe ein ganzes Jahr heldenmütig unter dem tapferen Grafen Odo von Paris, dem Enkel eines eingewanderten sächsischen Bauern Witichin. Endlich schlich er sich durch die Feinde, um den Kaiser von der schrecklichen Lage der Stadt zu benachrichtigen und Hilfe herbeizuholen. Er kam glücklich zurück, und unter den begeisterten Zurufen der Seinen von den Mauern herab brach er sich an der Spitze seiner Reitergeschwader mit wuchtigem Arme Bahn durch die Linien der Belagerer, von denen zahlreiche seinem Schwerte zum Opfer fielen. Der Kaiser sammelte unterdessen in Eile ein Heer und rückte endlich zum Entsatze heran. Als er aber des Feindes ansichtig wurde, schloß er, anstatt ihn zu züchtigen, einen schimpflichen Frieden um ein Lösegeld von 7000 Pfund Silber. Ja, er gab den Normannen bis zur Abzahlung des Tributes Burgund zum Winterlager preis, das nun furchtbar von den barbarischen Eindringlingen verheert wurde.



164. Siegel des Grafen Odo von Paris.

Karls III. Sturz. Arnulf.

Karl wurde bald darauf von einer schweren Krankheit ergriffen, von der er zwar genas, die aber eine dauernde Schwäche bei ihm zurückließ. Dazu kamen neue Verwickelungen, die bald nachher den Sturz des Kaisers herbeiführten. Man beschuldigte seinen Kanzler Liutward des unerlaubten Umganges mit der Kaiserin Richardis, er wurde entlassen (Juni 887) und eilte nun rachedürstend zu Arnulf von Kärnten, um

ihn zum Kriege gegen Karl zu reizen. Die unwürdige Beschuldigung, die Karl gegen seine Gemahlin erhob, sowie seine wiederholten Versuche, den Bastard Bernhard zu seinem Nachfolger zu erheben, zogen ihm den allgemeinen Haß zu. Am meisten aber hatte er durch die Schmach, mit der er sich in seinen Feldzügen gegen die Normannen an der Maas und vor Paris bedeckt hatte, die allgemeine Verachtung gegen sich hervorgerufen, so daß es seinen Gegnern leicht wurde, aus dem allgemeinen Unwillen Vorteil zu ziehen und die Großen des Reiches mit dem Gedanken an einen Regierungswechsel vertraut zu machen. Als daher Arnulf auf Antrieb Liutwards mit einem Heere nach Westen aufbrach, sagte sich der Adel Bayerns, Ostfrankens, Sachsens und Thüringens alsbald von dem Kaiser los und huldigte im November 887 dem tapferen Arnulf als König. Selbst die Alamannen, die Karl als den Kernstamm seiner Herrschaft stets bevorzugt hatte, gesellten sich zu den Abtrünnigen, anstatt, wie er gehofft hatte, das Schwert zu seiner Verteidigung zu erheben. Es war die erste selbständige politische That des gesamtdeutschen Laienadels. Ebenso erklärten die westfränkischen Großen Karl für abgesetzt und erhoben Odo, Grafen von Paris, zum König (887–898), der die Hauptstadt so tapfer gegen die Normannen verteidigt hatte. Der unglückliche Kaiser überlebte seinen Fall nicht lange. Schon nach wenigen Wochen starb er, von allen verlassen, am 13. Januar 888 zu Neidingen an der Donau fast in Dürftigkeit. Erst ein Jahr später fand er eine würdige Bestattung im Kloster Reichenau im Bodensee.

Ende der deutschen Karolinger.

Schwierige Stellung Arnulfs.

Arnulf (887—899) sollte bald zur Einsicht gelangen, wie schwer es sei, nach einer so tiefgreifenden Umwälzung, wie sie die Absetzung des Kaisers hervorrief, die königliche Autorität wiederherzustellen. Obwohl der neue König alles mögliche that, um sich die Gunst der weltlichen und geistlichen Großen zu erwerben, so gelang es ihm doch nie, das volle königliche Ansehen zu erringen. Der Zauber der Legitimität umgab ihn nicht; er galt vielfach nur als Emporkömmling, so daß viele der angeseheneren Geschlechter sich von ihm fern hielten. Zu diesen gehörten im südlichen Deutschland die Welfen. Heinrich, ein Sprößling dieses Hauses, erhielt von Arnulf einen großen Grundbesitz als Lehen, und dieses veranlaßte ihn, dem Könige den Diensteid zu leisten. Als sein alter Vater Ediko dies vernahm, zog er sich freiwillig in die Einsamkeit des Gebirges zurück, um die tiefe Erniedrigung, die durch diese Unterwerfung seinem Hause widerfahren sei, zu sühnen.

Arnulfs Stellung war daher eine überaus schwierige, und eine Reihe von Verwickelungen beunruhigten seine Regierung. Diese waren um so bedrohlicher, als sie sich nicht auf Deutschland allein erstreckten. Denn durch Karls III. Absetzung waren drei Kronen zugleich erledigt worden.

Thronstreit in Italien.

In Italien traten die beiden damals mächtigsten Fürsten des Landes mit Ansprüchen auf die Königskrone hervor: der Markgraf Berengar von Friaul und der Herzog Guido (Wido) von Spoleto. Der Markgraf von Friaul war nach dem Tode Karls III. von den meisten weltlichen und geistlichen Großen Oberitaliens auf einer Versammlung zu Pavia als König von Italien begrüßt worden und hatte als Berengar I. 888 das Land in Besitz genommen. Allein die Krone wurde ihm von Guido streitig gemacht, der Berengar besiegte und nun sich (21. Februar 891) zum König von Italien, schon im folgenden Jahre von Papst Stephan V. zum römischen Kaiser krönen ließ. Der bedrängte Berengar wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Herbeirufung König



165. Siegel Kaiser Arnulfs.

Arnulfs, der ohnehin nach der römischen Kaiserkrone strebte, die Guido inzwischen auch seinem Sohne Lambert (892) als Mitkaiser hatte aufsetzen lassen. Arnulf rückte mit einem starken Heere über die Alpen, bemächtigte sich 894 des oberen Italien, wo er sich huldigen ließ, und beabsichtigte bis Rom vorzudringen, um sich von dem ihm günstig gestimmten Papste zum Kaiser krönen zu lassen. Allein der Widerspruch in seinem Heere nötigte ihn, in Piacenza umzukehren und vorerst nach Deutschland zurückzugehen, ohne seinen Plan verwirklichen zu können. Erst im folgenden Jahre sollte sich ihm Gelegenheit hierzu bieten.

Teilkönige im Westfränkischen Reiche; Burgund.

Im Westfränkischen Reiche ließ sich Odo von Paris zu Compiègne zum König ausrufen und von dem Erzbischof von Sens mit dem heiligen Öle salben, ohne jedoch zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, weil teils Neid und Mißgunst, teils seine nichtkönigliche Abkunft ihm zahlreiche Widersacher schufen. In der Bretagne stritten anfänglich mehrere Häuptlinge um die Herrschaft, bis Alan der Große die Königswürde als Preis für seine Siege über seine Nebenbuhler wie nicht minder über die Normannen davontrug. In Aquitanien nahm ein Graf Ramnulf die Königswürde an. Im Arelatischen Reiche führte Bosos minderjähriger Sohn Ludwig unter Arnulfs Oberhoheit den Königstitel. In Hochburgund, nordwärts vom Arelatischen Reiche, war 887 der alamannische Graf Rudolf aus dem Welfengeschlecht von den Großen zum König ausgerufen worden. Zwischen Rudolf und Bosos Sohn entstand eine langjährige Familienfeindschaft, die erst später durch die Heirat einer Tochter Rudolfs mit Richard, dem Bruder Bosos, beendigt wurde.

Arnulfs Verwaltung.

Nicht so rasch griff der Zersetzungsprozeß im Osten um sich, wo Ludwig der Deutsche ein kräftiges Regiment geführt und die verschiedenen Stämme sich an sein Geschlecht gewöhnt hatten, wenn auch mancher Widerstand sich gegen Arnulf geltend machte. Arnulf sah wohl ein, daß es unmöglich sei, den Reichsbestand, wie er unter Karl III. vorhanden gewesen war, zu erhalten. Er verzichtete also auf die Versuche, seine Herrschaft in allen früher zum Fränkischen Reiche gehörigen Gebieten unmittelbar geltend zu machen. Soviel als anging rettete er jedoch bei dem allgemeinen Zusammenbruche für sich. Sein Hauptland war Bayern mit den südöstlichen Marken, mit denen er seit langer Zeit verwachsen war, seine Hauptstadt Regensburg. Damit verlor der fränkische Stamm seine herrschende Stellung, die ohnehin durch die normannischen Verwüstungen in den Rheingebieten schwer erschüttert war. Auch machte Arnulf den Versuch, seinem Sohne Zwentibold in Lotharingien ein eignes Königreich zu schaffen. Im übrigen bemühte er sich nur, die einzelnen, nunmehr unabhängigen Teilfürsten durch ein Vasallitätsverhältnis an sein Reich zu fesseln. So gelang es ihm, die Lehnsoberhoheit über Hoch- und Niederburgund und Italien aufrecht zu erhalten. Auch der Westfrankenkönig Odo erkannte Arnulf als Oberlehnsherrn an.

Wiederherstellung der Westfränkischen Karolinger.

Odo sah sich jedoch bald durch die Umtriebe des Erzbischofs Fulco von Reims auf seinem Throne gefährdet. Auf Betreiben Fulcos wurde der letzte der westfränkischen Karolinger, dem die Geschichte den Namen Karl der Einfältige gegeben hat, ein Sohn Ludwigs des Stammlers (s. S. 376), auf einer Versammlung zu Reims als König ausgerufen und gekrönt. Bei dem Streit, der nun zwischen Odo und Karl um die Krone geführt wurde, beteiligte sich Arnulf nicht. Er ließ die beiden Gegner sich gegenseitig schwächen und benutzte die Unruhen in Frankreich, um seinen Sohn Zwentibold als Herrn des lothaDie ringischen Königreichs anerkennen zu lassen. Nach dem Tode Odos am 1. Januar 898 zu La Fère wurde Karl der Einfältige einstimmig zum Könige des Westfränkischen Reiches erwählt.

Arnulfs Sieg über die Normannen.

Nach außen hin hatte Arnulf seine Aufmerksamkeit einerseits auf die Normannen, anderseits auf die Verwickelungen im Osten zu richten. Gegen jene machte das Westfränkische Reich Flandern zu einer Markgrafschaft, die mit zahlreichen festen Plätzen

gedeckt wurde, den Ostfranken aber gelang gegen sie ein entscheidender Erfolg. Im Sommer 891 nämlich, als starke normannische Schwärme wieder in den Niederlanden erschienen waren, führte Arnulf seine schwäbischen und fränkischen Lehnsaufgebote dorthin. Am 1. November traf er vor ihrem festen Lager an der Dyle ein, ließ seine Reiter absitzen und schritt dann seinen Mannen selbst bei der Erstürmung der Schanzen voran. Das normannische Heer wurde teils zusammengehauen, teils in die Dyle gesprengt; sechzehn eroberte Feldzeichen sandte Arnulf nach seiner Hauptstadt Regensburg. Ungeachtet dieser schweren Niederlage drang allerdings ein normannisches Geschwader im Jahre 892 noch einmal den Rhein aufwärts bis Bonn vor, seitdem aber hörten ihre Raubzüge gegen Deutschland plötzlich auf.

Kämpfe gegen die Mährer.

Inzwischen hatte der Krieg gegen die Mährer nicht geruht, denn mit zäher Hartnäckigkeit hielt der bayrische Adel an dem Gedanken ihrer Unterwerfung fest, trotz schwerer Erfahrungen. So verheerten Swatopluks Scharen in den Jahren 883 und 884 Pannonien aufs furchtbarste. Anderseits arbeitete Swatopluk selbst seinen deutschen Gegnern in die Hände. Nach dem Tode des Methodios nämlich (6. April 885) ließ er den Bischof Wiching (s. oben S. 373) nach Rom gehen, wo dieser von Papst Stephan V. die Verdammung der slawischen Gottesdienstordnung und seine eigne Einsetzung zum mährischen Erzbischof erlangte. Nach Mähren zurückgekehrt, verdrängte er die slawischen Geistlichen, über 200 an der Zahl, aus dem Amte und bereitete somit den kirchlichen Anschluß des Landes an Deutschland vor. Nun blieben zwar zwei Feldzüge, die König Arnulf 892 und 893 nach Mähren unternahm, fruchtlos, aber im Jahre 894 starb Swatopluk und das Reich zerfiel nach der Zahl seiner Söhne in drei Teile, von denen allerdings der älteste, Moimir (I.), eine gewisse Oberhoheit über die beiden andern behauptete. Dadurch geschwächt, schlossen die Mährer noch im Jahre 894 Frieden mit dem Ostfränkischen Reiche, wahrscheinlich gegen Anerkennung seiner Oberhoheit, und da die fürstlichen Brüder uneinig waren, so konnten sie auch den Abfall der Sorben und Tschechen nicht verhindern. Die völlige Unterjochung des Landes durch die Deutschen schien nur noch eine Frage der Zeit; erklärten doch die bayrischen Bischöfe in einer Eingabe an Papst Johann IX., in der sie gegen die Einsetzung eines von ihnen unabhängigen mährischen Erzbischofs Verwahrung einlegten, rund heraus: „Wir müssen von Rechts wegen die Mährer zu Unterthanen haben, und unserm Reiche müssen sie angehören, sie mögen wollen oder nicht“ (900). Es sollte ganz anders kommen.



166. Siegel Karls des Einfältigen.

Die Magyaren.

Ein neuer, furchtbarer Feind für beide, für die Deutschen wie für die Mährer, erschien im Osten. Das war das ural-altaische (finnisch-ugrische) Volk der Magyaren (spr. Madjaren) oder Ungarn (so mit nasalierter slawischer Aussprache von Ugri). Zuerst am Ural angesiedelt, waren diese Nomaden, mit Ausnahme eines kleinen Teiles, der in seiner alten Heimat zurückblieb und dort noch im 13. Jahrhundert vorhanden war, später in das Flachland zwischen Don und Dnjepr gezogen und lebten hier unter der Oberhoheit der türkischen Chazaren, deren Herrschaft damals das Gebiet zwischen Wolga und Dnjepr umfaßte. Sie zerfielen erst in sieben Horden, erhoben dann aber den Arpad zu ihrem gemeinsamen Führer und verstärkten sich durch den Zutritt eines Zweiges der Chazaren, der nun eine achte Horde bildete, die Kabaren. Noch vor 835 schob sie der Andrang der gleichfalls türkischen Petschenegen weiter westlich nach

dem Pruth und Sereth, von wo aus sie gelegentlich an der Nordgrenze des Byzantinischen Reiches erschienen, wohl auch in dessen Solde Verwendung fanden. So war auch im Jahre 893 ihr Aufgebot gegen die Bulgaren ausgerückt; als dies aber im Jahre 894 einen Raubzug nach Westen unternahm, brachen, von den erbitterten Bulgaren aufgehetzt, die Petschenegen in die schutzlosen Niederlassungen der Magyaren ein, erschlugen, was sie an Alten vorfanden und schleppten Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Da beschlossen die Magyaren, ihre bisherigen Sitze zu verlassen, überschritten 895 oder 896 das karpathische Waldgebirge und rückten ein in die weiten Weideländer an der Theiß und Donau, die alten Wohnstätten der Avaren (s. oben S. 133). Damals und noch jahrhundertelang waren die Magyaren rohe Nomaden, die den Ackerbau wenig oder gar nicht kannten, deshalb vom Fleisch und der Milch ihrer Herden lebten, im Sommer unter Zelten, im Winter in Hütten wohnten. Auf ihren Kriegszügen liebten sie es, den Feind zu überlisten, um dann plötzlich über ihn herzufallen; mit ausdauernden, obwohl unscheinbaren Pferden beritten, erschütterten sie den Gegner durch jähen Ansturm unter einem Hagel von Pfeilen und Speeren so lange, bis er wich oder aufgelöst floh. Alles in allem den Hunnen sehr ähnlich, wurden sie lange auch geradezu für deren Nachkommen gehalten und auch so genannt.

Die ersten Einfälle der Magyaren.

Zuerst traten sie im Jahre 892 mit den Deutschen in Verbindung, und zwar als Söldner gegen die Mährer. Aber schon im Jahre 894 belehrte ein furchtbarer Einfall in Pannonien, wessen man sich von den wilden Bundesgenossen zu versehen habe. Als sie vollends sich in den ungarischen Tiefebenen festgesetzt hatten, stieg die Gefahr mit jedem Jahre. Noch einmal gelang es den Bayern im Jahre 898, die wilden Reiterschwärme durch Geschenke von sich abzulenken; dafür brachen sie zum erstenmal in Italien ein, schlugen den König Berengar an der Brenta vollständig (24. September 899) und verheerten die ganze Polandschaft aufs furchtbarste. Bald öffnete ihnen der fortdauernde Gegensatz zwischen den Bayern und Mährern und die innere Schwäche des karolingischen Königtums den Weg die Donau aufwärts.

So war auch Arnulfs Regierung überall von Gefahren umdrängt und im Innern nichts weniger als gesichert. Zuletzt suchte er deshalb auf der Synode von Tribur im Mai 895 Anlehnung an die Kirche, auf die er vorher wenig Rücksicht genommen hatte. Eben dies mit andern Gründen veranlaßte ihn, zum zweitenmal in Italien einzugreifen, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen und sich dadurch mit dem Papsttume in Verbindung zu setzen.

Arnulf Kaiser.

Nach dem Tode Guidos 894 hatte sein Sohn Lambert gemeinschaftlich mit seiner Mutter Angeltrude die Regierung übernommen, in Rom aber war nach Stephans Tode Bischof Formosus von Portus, ein Anhänger der deutschen Partei, auf den heiligen Stuhl erhoben worden. Da nun die spoletinische Partei den Kirchenstaat gefährdete und sogar Rom besetzt, so forderte der Papst den deutschen König zur Hilfeleistung auf. Arnulf folgte dem Rufe unverzüglich, mit der Absicht, sich zum Kaiser krönen zu lassen und Oberitalien an sich zu bringen, wo inzwischen Berengar von ihm abgefallen war und sich mit der Gegenpartei verständigt hatte. Er drang siegreich bis vor die Thore Roms, und da seine Aufforderung an die Spoletiner, ihm diese zu öffnen, erfolglos blieb, so wurde die Stadt im Sturme genommen. Der befreite Papst empfing Arnulf auf den Stufen der Peterskirche und krönte ihn als den ersten Herrscher des Ostfränkischen (deutschen) Reichs zum römischen Kaiser (Februar 896).

Allein kaum war er gekrönt, so ergriff den Kaiser auf dem Zuge gegen Spoleto eine lähmende Krankheit. Ohne sich weiter um Italien zu kümmern, eilte er nach Deutschland zurück, während Lambert und Berengar die Gewalt wieder an sich rissen und das obere und mittlere Italien unter sich teilten.

Auflösung in Rom.

Auch der deutschgesinnte Papst Formosus siechte bald darauf (896), angeblich an Gift, dahin. Sein Nachfolger Bonifacius VI. lebte nur fünfzehn Tage. Auf ihn folgte Stephanus VI., der in fanatischem Wahnsinn die halbverweste Leiche des Formosus aus ihrer Gruft hervorholen und von einem geistlichen Gericht, der „Synode des Entsetzens", zur Vernichtung verurteilen ließ. Darauf wurde der Leichnam an den Füßen durch die Stadt geschleift und in die Wellen des Tiber versenkt. Stephan selbst wurde kurze Zeit darauf von einer aufständischen Partei gefangen gesetzt und im Kerker erwürgt. Der päpstliche Stuhl war von nun an dem wildesten Parteihaß preisgegeben. Innerhalb der Jahre 897 und 898 bestiegen ihn fünf Päpste und folgten einander ebenso rasch in die Gruft. „Päpste, Klerus, Adel, Volk von Rom lebten in wilder Barbarei, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden kann: jenes finstere Rom stellt sich als ein modernder Kirchhof dar, welchen Hyänen durchwühlten."



167. Siegel Ludwigs des Kindes.

Auch Lambert, der Sohn Guidos, starb auf geheimnisvolle Weise (898), nachdem durch Papst Johann IX. die Kaiserkrönung des „Barbaren" Arnulf rückgängig gemacht und Lambert als Kaiser bestätigt worden war.

Ludwig „das Kind"; die Stammesherzogtümer.

Arnulf erlag am 8. Dezember 899 seiner Krankheit in Regensburg. An seiner Stelle erhoben die Großen am 4. Februar 900 dessen jungen Sohn „Ludwig das Kind" zum Könige. Ludwig, der als sechsjähriger Knabe die Regierung antrat und als 18jähriger Jüngling starb, beschloß die karolingische Dynastie in Deutschland. Unter ihm verfiel das Reich völliger Anarchie; alles, was Arnulf mühsam zusammengeschweißt hatte, brach wieder in Stücke. Auch Zwentibolds Lotharingisches Reich ging damals unter. Zwentibold verlor gegen die Grafen Stephan, Gerhard und Matfrid in einer blutigen Schlacht an der Maas (13. August 900) Krone und Leben; sein Land huldigte dem Kinde Ludwig. Die Leitung der Regierung lag in den Händen der Bischöfe, vor allem des Erzbischofs Hatto von Mainz, an dessen Namen sich die wunderliche Sage vom Mäuseturm bei Bingen knüpft. Er konnte seine Gewalt aber nur behaupten, wenn er sich mit den mächtigen Geschlechtern des Laienadels in gutem Einvernehmen hielt. In den schweren Notständen, die namentlich die Einfälle der Ungarn über das Reich hereinführten, schwangen sich nämlich in allen Landschaften einzelne Große zu herzoglicher Geltung empor und nahmen die Verteidigung ihrer Landschaften selbständig in die Hand, für die das ohnmächtige Königtum nichts mehr leistete: in Sachsen die Ludolfinger, in Bayern Luitpold, der Markgraf der Ostmark, in Schwaben Erchanger und Berthold; in Franken rangen miteinander um den leitenden Einfluß die Babenberger und Konradiner. Dies neue Stammesherzogtum war im Grunde eine revolutionäre Gewalt, die sich geradezu an die Stelle des Königtums schob, aber es hatte die Sympathien des Volkes durchaus für sich. Geordnete Zustände vermochte es freilich nur in sehr beschränktem Maße herzustellen.

Unter den Kämpfen, die unter dieser Regierung Deutschlands innere Ruhe störten, hat die sogenannte babenbergische Fehde (902—906) einen Anspruch auf Erwähnung, weil sie uns am besten die Art dieser inneren Zerwürfnisse zeigt. Die Fehde wurde sowohl durch alte Familienfeindschaft zweier mächtigen Geschlechter, als auch durch den Gegensatz des Laienadels zur Geistlichkeit veranlaßt. Die Konradiner besaßen außer in Franken auch in Hessen mehrere Grafschaften, außerdem saß einer von ihnen, Rudolf, seit 892 auf dem bischöflichen Stuhle von Würzburg. Eben in seinem Sprengel waren die Babenberger begütert, die sich nach ihrer Stammburg (an der Stelle des heutigen Domes von Bamberg) nannten. Nach längeren blutigen Kämpfen, in denen die Häupter beider Geschlechter fast alle umkamen, schritt die Reichsgewalt gegen die Babenberger ein. Adalbert schloß sich daher in seine Burg Theres am Main

ein und hielt allen Angriffen seiner Feinde mutig stand, bis er durch eine List Hattos auf den in seiner Angelegenheit versammelten Reichstag gelockt, dort zum Tode verurteilt und (9. September 906) enthauptet wurde. Hierauf fielen Adalberts Güter zum größten Teile an das Bistum Würzburg.

Die Einfälle der Ungarn.

Das größte Unglück, das die Regierung Ludwigs heimsuchte, kam indes von einem auswärtigen Feinde, und zwar von den Ungarn. Im Sommer des Jahres 900 waren sie zum erstenmal die Donau aufwärts bis in den Traungau geritten, doch glaubten die Bayern, ihrer kriegerischen Überlegenheit über die Barbaren sicher, noch an keine ernste Gefahr, unterstützten deshalb auch die zunächst bedrohten Mährer nicht. So brach der Slawenstaat unter den Hufen der Magyarenrosse zusammen, der östliche Teil im nordungarischen Berglande wurde den Ungarn direkt unterworfen, das ganze Land schrecklich verheert. Schon 906 schweiften darauf die Magyaren bis nach Sachsen, im Juni 907 aber erlitt der gesamte bayrische Heerbann, unter der Führung des Markgrafen Luitpold und dreier Bischöfe ausgezogen, irgendwo in der Ostmark eine zerschmetternde Niederlage. Alle seine Führer deckten das Schlachtfeld, „der bayrische Stamm war fast vernichtet". Verloren waren damit Pannonien und die bayrische Ostmark, die deutschen Ansiedelungen dort der Vernichtung oder Verkümmerung preisgegeben, die deutsche Herrschaft zurückgeschleudert bis an die Enns, Bayern selbst und die übrigen deutschen Landschaften den fast ununterbrochenen Raubzügen der Ungarn geöffnet. Von 909 bis 913 wiederholten sich alljährlich ihre verwüstenden Einfälle: 908 erschienen sie in Thüringen, 909 in Schwaben, wobei sie St. Gallen verheerten, 910 schlugen sie am Lech ein schwäbisch-fränkisches Aufgebot. Der rat- und thatlose Ludwig mußte endlich den Abzug der Barbaren mit einem schmachvollen Tribut erkaufen, so daß die Unholde auch in der Ferne am Mark der deutschen Lande saugten.

Schon im folgenden Jahre erlosch die karolingische Dynastie mit dem Tode des kinderlosen Ludwig in Forchheim am 20. August 911.

Konrad I. von Franken (911—918).

Wahl Konrads.

Als der letzte Karolinger die Augen schloß, war Deutschland thatsächlich in vier bis fünf Stammesherzogtümer aufgelöst, und es schien nicht unmöglich, daß diese sich in scharfgeschlossener Selbständigkeit behaupteten. Dann wäre niemals eine deutsche Nation entstanden. Aber so stark hatte sich doch in dem letzten Jahrhundert das Gefühl der Zusammengehörigkeit bereits entwickelt, daß an eine solche Auflösung niemand dachte. Vielmehr trugen die Großen, um den das Reich von allen Seiten drohenden Gefahren zu begegnen, dem angesehensten unter ihnen, dem kraftvollen Ludolfinger Otto (dem Erlauchten) von Sachsen im November 911 zu Forchheim die Krone an. Doch Otto lehnte wegen seines Alters ab. Man wählte daher den allgemein geachteten Herzog Konrad von Franken, einen tapferen, tüchtigen und dabei wohlmeinenden Mann, der von mütterlicher Seite mit den Karolingern verwandt war und außerdem dem bisher herrschenden Stamme angehörte.



168. Siegel Konrads I. von Franken.

Konrad und Heinrich von Sachsen.

Die alten Überlieferungen eines mächtigen Königtums wieder aufnehmend, begann Konrad, gestützt auf die Kirche, die neue Angriffe des Laienadels auf ihr Eigentum fürchtete, alsbald den Kampf gegen die Stammesherzöge, nicht nur, um sie unter die Krone zu beugen, sondern um sie womöglich zu vernichten. Bald belehrten ihn bittere Erfahrungen, daß dies für seine Kräfte ein aussichtsloses Beginnen sei. Den jungen Herzog Heinrich von Sachsen, der nach dem Tode seines Vaters, Ottos des Erlauchten (912), das Herzogtum

in Besitz genommen hatte, erkannte er zwar in seiner Stellung an, wollte ihm aber die von seinem Vater innegehabten Lehen in Thüringen nicht bestätigen, wohl im Interesse des Erzbischofs Hatto, dessen Kirche ihren weltlichen Besitz dort auszubreiten wünschte. Darüber kam es zum Bruche. Aber Konrads Bruder Eberhard wurde, als er in Sachsen einrückte, bei der Eresburg geschlagen und bis nach Hessen verfolgt, dann der König selbst vor der Burg Grona bei Göttingen zum Abzuge genötigt (915).

Ebenso vergeblich versuchte der König die Oberhoheit über Lothringen, das sich unter Reginar gleich nach Ludwigs Tode an das französische Königreich angeschlossen hatte, wiederherzustellen. Erfolgreicher waren seine Bemühungen in Bayern, aber nur auf kurze Zeit. Hier hatte nach Luitpolds Fall (907) dessen Sohn Arnulf (der Böse) die herzogliche Gewalt übernommen. Er nannte sich wie ein souveräner Fürst „von Gottes Gnaden Herzog von Bayern" und wußte sich gegenüber den königlich gesinnten bayrischen Bischöfen dadurch zu befestigen, daß er die Kirchengüter in großer Masse einzog. Denn so gewann er die Mittel, zahlreiche Vasallen auszustatten und eine starke schwere Reiterei gegen die Ungarn zu bilden. Als Kaiser Konrad im Jahre 914 gegen ihn heranzog, wich er zunächst nach Ungarn zurück, kam aber 916 wieder und hielt eine Belagerung in seiner Hauptstadt Regensburg aus. Dem gegenüber belegte die Reichssynode von Hohenaltheim bei Nördlingen (September 916) jeden Angriff auf den König mit dem Bann und lud seine Widersacher zur Verantwortung vor. Arnulf erschien indessen nicht und behauptete sich trotz König und Kirche in seinem Herzogtume, getragen von dem starken Selbstgefühle seines Stammes.

Konrad und Bayern.

Verwickelter lagen die Dinge in Schwaben. Hier hatte bisher noch kein einzelnes Geschlecht eine herzogliche Stellung gewonnen, vielmehr standen sich eine Reihe von begüterten Familien ziemlich ebenbürtig gegenüber, darunter die Grafen Erchanger und Berthold im Kletgau, die als „Kammerboten", d. h. als Verwalter königlicher (Kammer-) güter bezeichnet werden, und die Markgrafen von Churrätien, damals vertreten durch Burkard I. Mitten zwischen ihnen stand als Vertreter der Krone und der Kirche Salomon, Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz (seit 892). Ein entschlossener und unbedenklicher Herr, verstand er seinen Gegnern zu trotzen, ja der Markgraf Burkard wurde auf einer schwäbischen Landesversammlung ermordet, sein ganzes Geschlecht verbannt (um 907). König Konrad suchte zunächst mit dem schwäbischen Adel dadurch in Verbindung zu kommen, daß er sich mit Erchangers Schwester Kunigunde, der Witwe Markgraf Luitpolds und somit Mutter Herzog Arnulfs von Bayern, vermählte (913), und eine Zeitlang blieb das Verhältnis leidlich. Auch thaten die Kammerboten ihre Schuldigkeit: sie erfochten im Jahre 913 in Verbindung mit Arnulf einen glänzenden Sieg über die Ungarn am Inn. Bald aber gerieten sie in Zwist mit dem stolzen Bischof Salomon, den der König als seinen Parteigänger mit reichen Landschenkungen bedachte. Da griff Konrad selbst ein, befreite Salomon aus der Gefangenschaft jener beiden und jagte Erchanger in die Verbannung. Bald danach kehrte aber Burkard (II.), der Sohn jenes Markgrafen von Churrätien, aus dem Exil zurück und verteidigte sich gegen den herbeiziehenden König glücklich auf dem Hohentwiel (915). Da Konrad nun eben damals nach Sachsen abgerufen wurde (s. oben), so kam auch Erchanger wieder heim, schlug im Bunde mit Berthold und Burkard seine schwäbischen Gegner bei Wahlwies in der Nähe von Stockach (915) und nahm den herzoglichen Titel an. Aus diesen Gründen forderte jene Synode von Hohenaltheim auch Erchanger und Berthold vor ihren Richterstuhl und verurteilte sie beide, als sie im Gegensatz zu Arnulf von Bayern wirklich erschienen, zu lebenslänglicher Klosterhaft. Konrad indes ließ sie zu Adingen im Neckargau von einem Gerichte ihrer Stammesgenossen zum Tode verurteilen und enthaupten (21. Januar 917). Es half ihm wenig; in Schwaben mußte er Burkard

Kämpfe in Schwaben.

als Herzog anerkennen, in Bayern blieb ihm Arnulf unüberwindlich, in Sachsen Heinrich; die Sache des Königtums war zunächst verloren.

Konrads Ende.

Konrad überlebte diesen Ausgang nicht lange. Als er im Begriff stand, sich zum entscheidenden Kampfe gegen die Ungarn zu rüsten, die fortfuhren, Bayern, Schwaben und sogar Lothringen zu verwüsten, wurde er von einer tödlichen Krankheit befallen. Auf dem Totenbette mit hochherziger Gesinnung sich selbst bezwingend und den alten Groll vergessend, hatte er in seinem Feinde, dem Herzog Heinrich von Sachsen, den Mann erkannt, der allein der schwierigen Lage des Reiches gewachsen sei. Daher sprach er zu seinem Bruder, dem Herzog Eberhard von Franken, wie später der sächsische Mönch Widukind berichtete: „Was nun aus dem Frankenreiche werden soll, steht vornehmlich bei dir. Darum achte auf meinen Rat. Wir haben Heere und Mannen, Burgen und Waffen. Allein uns fehlt Glück und Fähigkeit. Diese beiden Eigenschaften aber besitzt Heinrich von Sachsen; bei ihm steht das Heil des Reiches. Darum nimm diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Königsmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das Volk der Franken mit dir unter seinem Schwerte hinsinken? Denn wahrlich, er wird ein König sein und Herrscher vieler Völker!" Unter Thränen versprach Eberhard, den Wunsch des Bruders zu erfüllen. Kurz nachher starb Konrad am 23. Dezember 918 zu Forchheim und wurde am Altare im Kloster Fulda beigesetzt.

Italien während der Auflösung der karolingischen Herrschaft.

In Italien ist zu unterscheiden zwischen dem Königreich Italien, dem von den Franken unterworfenen ehemaligen Langobardischen Reiche, das Ober- und Mittelitalien, sowie die langobardischen Herzogtümer in Unteritalien umfaßte, und dem Griechischen Italien, d. h. dem Teile Italiens, der Byzanz unterthan war, oder doch dem Namen nach unter byzantinischer Herrschaft stand.

Das Königreich Italien.

Das Langobardische Königreich zerfiel nach der karolingischen Einteilung in eine Reihe von mehr und mehr in den erblichen Besitz ihrer Herrengeschlechter übergehenden Grafschaften, die im wesentlichen den alten Stadtgebieten entsprachen, und in Markgrafschaften, die zum Grenzschutz bestimmt und deshalb gewöhnlich von ansehnlichem Umfange waren, wie im Nordosten die Mark Verona (Friaul), im Nordwesteu Susa und Ivrea, südlich der Apenninen die Mark Tuscien (Toscana). Daneben stand als geistlicher Staat in der Mitte des Landes das Erbe St. Petri (Patrimonium St. Petri). Es umfaßte die bekannte, aber in ihrer Grenzausdehnung nicht ganz bestimmbare Schenkung Pipins des Kurzen. Die Päpste beherrschten das Land als Grundherren um so selbständiger, als ihnen die geistliche Macht selbst über die Könige von Italien ein gewisses Übergewicht sicherte. Der Besitz des Erbes St. Petri war an die Nachfolge auf dem Stuhle St. Petri geknüpft, dessen Inhaber damals von den geistlichen und weltlichen römischen Großen, von clerus und ordo, gewählt wurden. In nur losem Zusammenhange mit dem Königreiche standen die großen langobardischen Herzogtümer des Südens, die von den Franken niemals vollständig unterworfen worden waren und daher ihre langobardische Verfassung (s. oben S. 175 f.) bewahrt hatten: im Berglande der mittleren Apenninen das ansehnliche Spoleto, weiter im Süden, zuzeiten beinahe ganz Unteritalien umfassend, Benevent. Doch zerfiel dies große Gebiet, als in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts ein neues Herrengeschlecht emporkam; die alte Dynastie behauptete nur den südlichen Teil mit der Hauptstadt Salerno, und daneben wurden auch Capua, Gaëta und Amalfi Mittelpunkte selbständiger Staatengebilde langobardischen Charakters, die indes durch fortwährende Streitigkeiten der herrschenden Familien beunruhigt wurden.

Das byzantinische Italien.

Ansehnliche Teile des italienischen Küstenlandes in wechselndem Umfange gehörten noch zum Byzantinischen Reiche und hielten diese Verbindung aus wirtschaftlichen Gründen aufrecht. Das wichtigste Gemeinwesen Venedig, d. h. die Inseln in den venezianischen Lagunen, bildete thatsächlich einen selbständigen Staat. Seit 810 hatte der Doge seinen Sitz von dem ausgesetzten Malamocco hinweg nach dem besser geschützten Rialto (Rivus altus) verlegt, und kurz nachher fand der junge Staat auch seinen kirchlichen Mittelpunkt, indem eine venezianische Handelsflotte im Jahre 828 die Gebeine des heiligen Marcus von Alexandria mit heimbrachte. Seitdem führte Venedig den geflügelten Löwen des Evangelisten im Wappen. Seine Politik blieb immer durch seine Handelsbeziehungen zum Osten beherrscht, daher den italienischen Wirren abgewandt; seine innere Entwickelung wurde aber noch lange gehemmt durch die Kämpfe um die Begrenzung der Machtbefugnisse des Dogen. In Süditalien stand unter byzantinischer Hoheit vor allem Neapel, dessen Fürsten den byzantinischen Titel dux, consul, magister militum oder patricius führten, dann die ursprünglich zu diesem gehörigen, später selbständigen kleinen Gebiete von Amalfi (mit Capri) und Sorrent sowie Gaëta. Byzantinische Provinzen waren Apulien und Kalabrien und lange Zeit auch noch Sizilien. Hier gab es noch eine ansehnliche, griechisch sprechende Bevölkerung, und ein großer Teil der süditalienischen Bistümer stand noch unter dem Patriarchate von Konstantinopel, wie denn auch der populärste Heiligenkult, der des Erzengels Michael, auf dem isolierten Monte Gargano und daneben auf dem zackigen Monte Angelo über Sorrent byzantinischen Ursprungs ist, obwohl ihm besonders die Langobarden huldigten (s. S. 176). Vorübergehend brachten die Byzantiner auch die langobardischen Herzöge unter ihre Hoheit und verzichteten überhaupt niemals auf ihre Ansprüche auf Italien.



169. Reiter im 10. Jahrhundert.
Darstellung in einem Manuskript des 10. Jahrhunderts, jetzt in der großen Bibliothek zu Paris.

Lothar I.

Entscheidend für die ganze Entwickelung Italiens war es, daß die karolingischen Herrscher meist nicht im Lande residierten. Lothar I. (843—855), dem der Vertrag von Verdun außer Italien noch den mittleren Teil des Karolingischen Reiches zugesprochen hatte (s. S. 365), hielt sich die meiste Zeit seines Lebens in seinen deutschen Besitzungen auf und überließ die Regierung Italiens seinem Sohne Ludwig, den er 843 auch zum König von Italien ernennen und krönen ließ. Um Ludwigs Machtstellung noch mehr zu befestigen, erhob ihn Lothar 852 zum Mitkaiser, ohne jedoch damit den beabsichtigten Zweck zu erreichen, denn auch in Italien hatte die Unbotmäßigkeit der Großen einen so hohen Grad erreicht, daß die Reichseinheit auf die Dauer kaum noch zu erhalten war. Bald darauf starb Lothar, und Ludwig wurde nunmehr auch römischer Kaiser (855—875). Er handhabte die Regierung mit Umsicht und Entschlossenheit, vermochte aber der Auflösung des Reiches, die durch einheimische wie fremde Elemente beschleunigt wurde, nicht zu steuern.

Die Normannen.

Heftige Kämpfe hatte Ludwig zunächst mit äußeren Feinden zu bestehen. Die Normannen erschienen (857) an den mittelitalienischen Küsten, und wie in Frankreich

brandschatzten sie die Bevölkerung und zogen raubend und plündernd durch die gesegneten Fluren Italiens. Im Jahre 859 drangen sie unter Führung ihres Seekönigs Hasting in den Golf von Spezzia ein, eroberten und verbrannten die Stadt Luna. Hierauf plünderten sie Pisa und andre Städte Italiens und erstreckten ihre Raubfahrten bis Griechenland.

Raubzüge der Araber.

Weit gefährlicher als die Normannen wurden für Italien die Araber (Sarazenen). Durch Verrat eines byzantinischen Offiziers, Euphemios, herbeigerufen (s. S. 310), sandte im Jahre 827 der Aghlabite Ziadet Allah von Kairowan 10000 Mann nach Sizilien, verheerte die ganze Insel und belagerte Syrakus. Dies wurde zwar durch ein byzantinisches Heer entsetzt, aber Messina fiel 831, Palermo 832, dann alle andern Küstenstädte außer Syrakus und Taormina. Erst im Jahre 879 gelang es den Sarazenen, nach zehnmonatigem, tapferem Widerstande auch Syrakus zu nehmen. Die ganze schöne Insel war damit den Griechen verloren. Während die Sarazenen mit einer Kraft, die an die Jugendepoche des Islam erinnert, erobernd auf Sizilien vorgingen, machten sie zu gleicher Zeit alle Inseln und Küsten des Mittelmeeres: Malta, Sardinien, Corsica, Südfrankreich und Piemont durch ihre Raubfahrten unsicher und führten aus den Küstenstädten die schönen Knaben und Mädchen weg, um sie auf den Sklavenmärkten zu verkaufen. Sie faßten Fuß in Unteritalien, setzten sich an den Küsten und in den Gebirgen Kalabriens fest und unternahmen von hier aus weitere Raubzüge bis nach Kampanien; ja sie rückten auf der Appischen Straße unter Raub und Verwüstung sogar bis in die Nähe der ewigen Stadt vor.

Die Araber vor Rom.

Zuerst im August 846, als eine arabische Flotte in den Tiber einlief, sah sich Rom von dem neuen Feinde bedroht. Einzelne Schwärme wagten sich bis vor die Thore der Stadt, plünderten die alte St. Peterskirche und S. Paul vor den Mauern, in denen die Andacht von fünf Jahrhunderten unermeßliche Schätze aufgehäuft hatte. Da rettete der kaum gewählte Papst Leo IV. (847—855) durch seine Energie die Stadt vor weiterer Gefahr. Er schuf treffliche Verteidigungsanstalten, schloß ein Bündnis mit Neapel, Gaëta und Amalfi, die ihre Galeeren sandten, spornte die Bürger zum Widerstande an, und unter seinen Augen wurde durch Cäsarius, den Sohn des Herzogs von Neapel, 849 bei Ostia eine Seeschlacht geschlagen, in der die muselmanische Macht den Untergang fand. Die Mehrzahl der Araber ertrank in der brandenden See, und die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man sie nicht unterzubringen wußte. Sie wurden teils hingerichtet, teils als Sklaven bei Ausführung der päpstlichen Bauten benutzt. Rom ward gerettet, aber lange noch beunruhigten die Sarazenen die herrlichen Landschaften Kampaniens, setzten sich sogar in Ravello bei Amalfi fest.

Schutzvorkehrungen.

An der Mündung des Tiber errichtete Leo IV. nach diesem Seesiege die von flüchtigen Christen aus Corsica bevölkerte Kolonie Portus und verschaffte hierdurch Rom eine neue Schutzmauer gegen künftige Angriffe. Auch den Einwohnern andrer Städte, die vor den Sarazenen die Flucht ergriffen hatten, wies Leo im Weichbilde von Rom Wohnsitze und Land an und schuf sich durch diese Maßregeln allerwärts streitbare Anhänger. Er ließ den Bezirk der Peterskirche und des Vatikans befestigen (848—852) und gründete so die nach ihm benannte „Leoninische Stadt". Diese bisher offene Vorstadt (Borgo) des Vatikans war damals von allerlei Volk, Griechen, Goten, Langobarden und Sachsen bewohnt. Im Jahre 852 war die Leoninische Stadt nach vierjähriger Arbeit vollendet, und „alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden umzogen, vom Papst geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Mauern mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Kardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern, und an jedem der drei Thore flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab." — Auch sonst in Italien traf man Vorkehrungen. Um die

Landungen der fremden Räuber rechtzeitig zu beobachten und nach allen Richtungen hin durch Signale zu melden, wurden überall an den Küsten und Inseln Warttürme errichtet, deren Trümmer noch heute an die damaligen Gefahren erinnern.

Kämpfe Kaiser Ludwigs.

Einen bedeutenden Erfolg über die Araber in Süditalien erfocht sodann der Kaiser Ludwig, indem es ihm gelang, ihnen Kalabrien und Bari nach fast vierjähriger Belagerung (871) zu entreißen. Der arabische Anführer fiel in die Hände Ludwigs, die Truppen wurden niedergehauen. Dann wurde vor Capua ein Heer von 20000 Moslemin nach heißem Kampfe durch die Franken und Langobarden, unter der Führung des Markgrafen von Friaul, vollständig aufgerieben. Ja, Ludwig würde auch Tarent genommen haben, wenn die Eifersucht der griechischen und langobardischen Herzöge in Unteritalien es nicht vereitelt hätte. Denn diese, die aufsteigende Macht des italienischen Königs inmitten ihrer Bezirke fürchtend, verbanden sich gegen ihn, und was ihre Waffen nicht ausführen konnten, vermochte doch ihre Hinterlist. Der Fürst Adalgis von Benevent, der dem Kaiser verbündet war, und bei dem dieser nach der Einnahme von Bari seinen Aufenthalt genommen hatte, überfiel ihn verräterischerweise. Doch die Leibwache Ludwigs traf schnelle Anstalten zur Verteidigung, so daß Adalgis zu dem ruchlosen Mittel griff, Feuer an die Gemächer des Kaisers zu legen. Ludwig rettete sich mit seiner Familie und seinen Dienern, unter Einbuße all seiner Schätze aus der Kriegsbeute, in einen hohen und festen Turm, wo er drei Tage allen Aufforderungen, sich zu ergeben, widerstand, bis ihn endlich der gänzliche Mangel an Lebensmitteln zwang, sich den Händen seiner Feinde zu überliefern. Die Ansammlung fränkischer Truppen in der Nähe der Stadt, sowie eine neue Landung der Sarazenen bei Salerno erfüllte jedoch die Beneventaner mit Furcht, und sie setzten den Kaiser in Freiheit (September 871).

Tarent blieb in den Händen der Sarazenen, denen es auch fernerhin als wichtiger Stützpunkt für ihre räuberischen Unternehmungen diente. Ebenso gelang es Ludwig nur unvollständig, die treulosen Herzöge Unteritaliens zu züchtigen und Rache an Benevent für den schmählichen Verrat zu nehmen. Ohne Söhne zu hinterlassen, starb er bald darauf am 12. August 875 im Gebiete von Brescia. Mit ihm erlosch auch die Linie der italienischen Karolinger.

Verfall des Papsttums.

Es wäre damals vielleicht möglich gewesen, in Italien geordnete Zustände herbeizuführen, wenn auf dem Stuhle Petri stets Männer gesessen hätten, die in dieser Zeit den großen Einfluß, der ihnen zu Gebote stand, zum Heile des Landes auszunutzen beflissen gewesen wären. Zwar erwiesen sich Nikolaus I. (858—867), Hadrian II. (867 bis 872) und Johann VIII. (872—882) als hervorragende Erscheinungen, allein ihren Nachfolgern fehlte um so mehr alle Energie und Thatkraft. Nach Stephan bestiegen in zwei Jahren (897—898) hintereinander fünf Päpste den Thron, und zu Beginn des zehnten Jahrhunderts wurden innerhalb acht Jahren acht Päpste erhoben und gestürzt.

„Das Papsttum", sagt Gregorovius, „unter Nikolaus und Hadrian und noch unter Johann VIII. so gewaltig und zu großen Plänen emporgekommen, fiel inmitten der allgemeinen Auflösung jählings in Trümmer nieder. Der weltliche Staat der Kirche wurde von tausend Räubern fortgetragen, und selbst die geistliche Gewalt des Statthalters Christi bestand bald in nichts mehr als einem herkömmlichen Titel ohne Kraft. Eine Finsternis unheimlicher und gespenstischer Art breitet sich nun über die Stadt Rom aus, erhellt durch einen sparsamen und zweifelhaften Schimmer, der hier und da aus alten Chroniken auf diese fürchterliche Periode fällt — in der That ein Schauspiel schrecklicher Art, worin erkennbar sind: rohe, gewaltthätige Barone Roms und der Campagna, die sich Konsuln und Senatoren nennen; brutale und unselige Päpste, die

aus ihrer Mitte emporkommen; schöne, wilde und verbuhlte Weiber; schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und alle diese Erscheinungen jagen in tumultuarischer Hast an unserm Blick vorüber."

Kämpfe um die langobardische und kaiserliche Krone.

Ludwig II. hatte die römische Kaiserkrone bei seinem Verscheiden Ludwig dem Deutschen zugedacht; diesem war jedoch Karl der Kahle zuvorgekommen (s. S. 370) und hatte sich 875 in Rom zum Kaiser krönen lassen. Aber schon 877 starb er, und Karlmann, der Sohn Ludwigs des Deutschen, wurde zunächst zum König von Italien erhoben. Nach dem Tode Karlmanns fiel die römische Kaiserwürde 881 an Karl III. den Dicken. Schon um jene Zeit trugen sich manche der italienischen Herzöge mit der Hoffnung, die Kaiserkrone vielleicht einstens an sich zu reißen, und als im Jahre 887 die Absetzung Karls III. erfolgte, traten auch mehrere unter ihnen offen als Bewerber um den italienischen Thron hervor, womit die völlige Lostrennung Italiens und des Kaisertums von der Herrschaft der Karolinger eingeleitet wurde. Selbst Arnulf, der bedeutendste unter den Nachkommen Karls des Großen, vermochte, obwohl er den Kaisertitel behauptete, weder die Lostrennung zu verhindern, noch überhaupt einen dauernden Einfluß auf die Geschicke Italiens auszuüben (s. S. 379 ff.).

Noch vor Arnulfs Tode übertrug Papst Johann IX. dem jungen Lambert, dem Sohne Guidos, Herzogs von Spoleto, 898 die Kaiserwürde. Aber Lambert überlebte seine Kaiserkrönung nicht lange. Auf die Kunde von seinem plötzlichen Tode eilte Berengar, Markgraf von Friaul, nach Pavia, um die Herrschaft über das Langobardenreich an sich zu reißen; ja er trug sich sogar mit dem Gedanken, sich die Kaiserkrone zu erringen. Allein die Ungarn, die sich mordend und verheerend über Italien ergossen, vereitelten die Ausführung seiner Pläne. An der Brenta erlitt er durch diese wilden Horden im September 899 eine so fürchterliche Niederlage, daß seine Macht vollständig gebrochen wurde und Italien schutzlos den neuen Hunnen preisgegeben war. Da riefen in der höchsten Not die Großen Italiens Ludwig, den Sohn Bosos, aus Niederburgund herbei und übertrugen ihm die langobardische und die Kaiserkrone (901). Aber Berengar, der sich von seinem Schlage wiedererholt hatte, verfolgte seine früheren ehrgeizigen Pläne aufs neue. Er bekriegte 905 Ludwig, brachte ihn nach vielen Wechselfällen zu Verona in seine Hand, ließ ihn blenden und sandte den Unglücklichen nach Burgund zurück, wo er noch zwanzig Jahre lebte. Graf Hugo, ein Vetter Ludwigs, führte die Regierung über Niederburgund im Namen des blinden Königs, riß aber schließlich die Herrschaft ganz an sich.

Berengar I.

Auf diese Weise war nun Berengar I. abermals alleiniger Herr von Italien geworden. Indes war er immer nur noch König, und die römische Kaiserkrone, die alle seine Nebenbuhler: Guido, Lambert, Arnulf und Ludwig III. getragen, hatte er vergebens erstrebt. Da winkte auch ihm endlich die Gelegenheit zur Erreichung dieses seines sehnlichsten Wunsches. Der Papst bot ihm die Kaiserkrone an unter der Bedingung, daß er das Erbe St. Petri gegen die eingedrungenen Sarazenen schütze. Berengar ging darauf ein und wurde zunächst (916) zum römischen Kaiser gekrönt, entledigte sich aber der übernommenen Verpflichtung dadurch, daß er dem Papste eine Schar Krieger zur Verfügung stellte.

Die neue, längst ersehnte Würde mag Berengar I. übermütig gemacht haben; denn es erstanden ihm plötzlich eine Menge Feinde, an deren Spitze der Markgraf Adalbert von Ivrea mit der Absicht trat, die italienische Krone dem Könige Hugo, dem Nachfolger des geblendeten Ludwig, zu verschaffen. Doch noch ehe die Unzufriedenen ihren Plan ausführen konnten, wurden sie von Berengar so in die Enge getrieben, daß ihnen der nächste Helfer auch als der willkommenste erschien. Dies war König Rudolf II. von Hochburgund. Er erschien auf den Ruf der Bedrängten, besiegte Berengar und

ließ sich (923) die italienische Königskrone aufs Haupt setzen. Da nun Berengar schon im folgenden Jahre (924) von einem persönlichen Feinde in Verona ermordet wurde, so war Rudolf alleiniger König von Italien.

Hugo von Burgund und Berengar II.

Aber noch weniger als Berengar vermochte sich Rudolf zu behaupten. Denn da Adalbert von Ivrea inzwischen gestorben war und seine Witwe Irmengard die Herrschaft als Vormünderin ihres Sohnes Berengar übernommen hatte, so nahm dieses ränkevolle Weib die Absicht, den König Hugo auf den italischen Thron zu setzen, von neuem auf, indem sie sich offen für Rudolfs Feindin erklärte. Auf ihren Ruf erschien Hugo in Italien, wo er nicht bloß an Irmengard eine Stütze fand, sondern auch an dem Papste Johann XI., dem Sohn Marozias und des Papstes Sergius III., sowie an dem Markgrafen Guido von Toscana, dem Sohne und Nachfolger des oben genannten toscanischen Adalbert. Alle diese Wühlereien seiner Gegner machten den König Rudolf so mißmutig, daß er die lombardische Krone durch Vergleich (930) an Hugo abtrat und von diesem dafür das Königreich Hochburgund erhielt, so daß er nun ganz Burgund vereinigen konnte. Hugo hatte sich nur die eigentliche Grafschaft Provence als burgundisches Lehen vorbehalten, im Falle auch ihn in Italien ein ungünstiges Schicksal treffen sollte, eine Vorahnung, die sich später wirklich bewahrheitete.

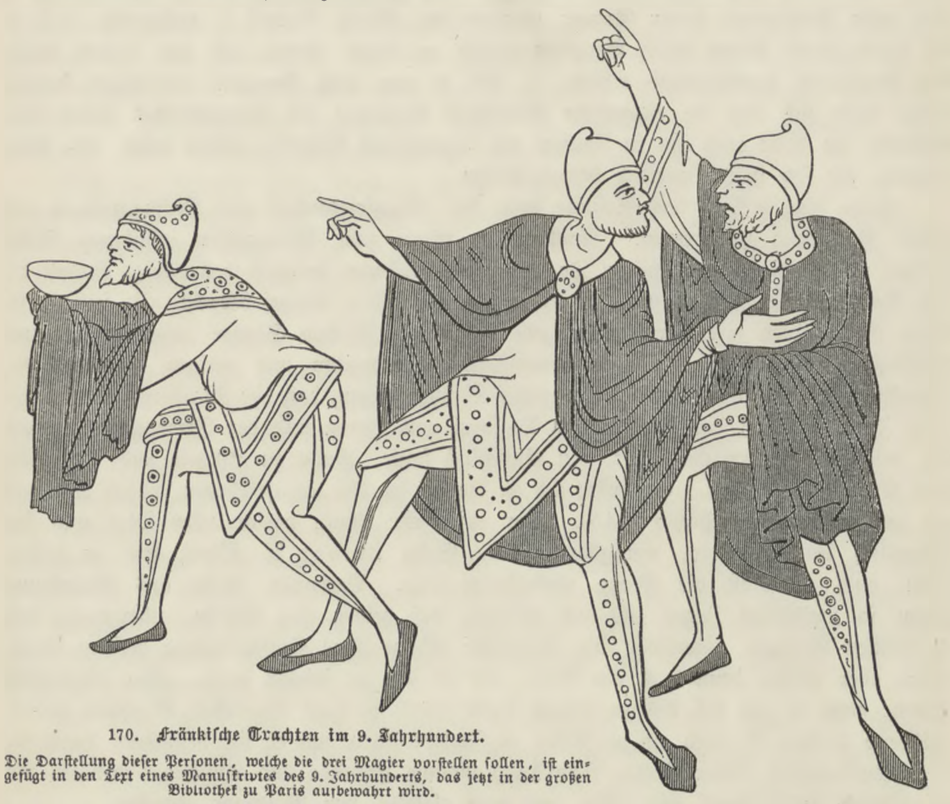
Hugo trug freilich das Seinige dazu bei, Unzufriedenheit und Mißvergnügen mit seiner Regierung zu erregen. Nachdem er seinen zum Mitregenten erhobenen Sohn Lothar mit Adelheid, der schönen Tochter seines früheren Feindes, des Königs Rudolf II. von Burgund, vermählt hatte, war er einzig und allein darauf bedacht, alle seine weltlichen Verwandten mit Herrschaften und die dem geistlichen Stande angehörenden mit Bistümern auszustatten. Dieser Nepotismus, verbunden mit einigen Gewaltthaten, erweckte unter den Reichsgroßen ein solches Mißvergnügen, daß der Markgraf Berengar von Ivrea, Sohn des Markgrafen Adalbert von Ivrea und der Irmengard, damals der mächtigste italienische Fürst, den Entschluß faßte, Hugo zu stürzen und sich selbst zum Könige zu erheben. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, nahm Mailand ein und erschien vor Pavia (945). Der erschreckte König verlor allen Mut und bat flehentlich den Empörer, wenigstens seinen Sohn Lothar II. König sein zu lassen, wenn auch er selbst die Krone niederlegen solle. Berengar, mehr aus Verachtung gegen so weibisches Zagen als aus Mitleid, ließ beiden ihre Würde, überzeugt, daß er solchen Königen gegenüber die königliche Macht ohne Einschränkung besitzen könne. Hugo aber mochte denn doch die Rolle, die er jetzt zu spielen hatte, allzu schimpflich finden; denn er zog sich bis zu seinem Tode (948) in seine Grafschaft Provence zurück, während Lothar II. noch einige Jahre in Italien blieb, wo er sich besonders durch die Liebenswürdigkeit seiner Gattin Adelheid manche Freunde und Anhänger erwarb, bis er plötzlich (950) starb, und zwar, wie man glaubte, von Berengar vergiftet.

Dies erst machte Berengar II. zum wirklichen Könige von Italien. Allein auch ihm war das wankelmütige Schicksal nicht treuer als seinen Vorgängern. Um die Anhänger des verstorbenen Lothar für sich zu gewinnen, wollte er dessen Witwe Adelheid, welche die allgemeine Liebe genoß, mit seinem Sohne Adalbert verheiraten. Da sie sich gegen diese Verbindung hartnäckig sträubte, so wurde sie von Berengar auf der Burg Garda am Gardasee in harter Gefangenschaft gehalten. Doch sie entfloh glücklich und fand auf der Burg Canossa bei dem Grafen Azzo ein Asyl; von dort aus bot sie dem deutschen Könige Otto I. ihre Hand und damit zugleich ihre Rechte auf das Königreich Italien an (s. unten).

Von jetzt an ist die Geschichte des Königreichs Italien mit der Geschichte Deutschlands eng verknüpft. Nur die Ereignisse in Rom waren von dort zunächst noch abhängig.

Rom und das Papsttum.

Marozia, die sich mit dem Markgrafen Guido von Tuscien vermählt hatte, bot nach dessen baldigem Tode dem König Hugo von Italien ihre Hand. Dieser eilte 932 nach Rom, um das Hochzeitsfest mit Marozia zu feiern, zugleich aber auch in der Hoffnung, von seinem Stiefsohne, dem Papst Johann XI., die Kaiserkrone zu erlangen. Allein der liederliche, allen Lastern und Ausschweifungen ergebene Fürst, der gleich einem orientalischen Großen einen ganzen Harem unterhielt, Recht und Anstand mit Füßen trat und durch seine Frevelthaten den letzten Rest von Achtung verscherzte, durfte kaum erwarten, solch hochfliegende Pläne vom Erfolg gekrönt zu sehen. Sein lasterhaftes Leben häufte die Zahl seiner Widersacher dermaßen, daß er nicht einmal die Herrschaft über Rom zu behaupten vermochte. Der Haupturheber seines Sturzes wurde sein Stiefsohn Alberich. Hugo hatte diesem eines Tages in der Aufwallung des



170. Fränkische Trachten im 9. Jahrhundert.

Die Darstellung dieser Personen, welche die drei Magier vorstellen sollen, ist eingefügt in den Text eines Manuskriptes des 9. Jahrhunderts, das jetzt in der großen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird.

Zornes eine Ohrfeige gegeben. Alberich, aufgebracht über diese schimpfliche Mißhandlung, reizte das unzufriedene Volk zum Aufruhr, vertrieb Hugo und schwang sich selbst zum Beherrscher der ewigen Stadt empor. Seine Mutter, die Königin Marozia, schloß er in ein Gefängnis, während er seinen Bruder, deu Papst Johann XI., im Lateran in Haft setzen ließ.

Alberich.

Alberich ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand. Anstatt des herkömmlichen Titels „Patricius“ nannte er sich „Fürst und Senator aller Römer“, womit die politische Unabhängigkeit Roms, seine Lossagung von jeder fremden Schutzherrschaft ausgesprochen war. Es schien, als werde Rom gleich den übrigen italienischen Herzogtümern künftig einen weltlichen Staat bilden, wo der Papst auf die geistliche Macht beschränkt blieb. Alberich war unumschränkter Gebieter, besetzte den päpstlichen Stuhl nach seinem Gefallen und ließ sich von Klerus, Adel und Volk den Eid der Treue

schwören. Über zwanzig Jahre regierte er und führte Rom wieder in geregelte Zustände zurück. Es gelang ihm, die ewige Stadt aus dem Schlamme moralischer Versunkenheit wieder emporzuheben; selbst das gänzlich verlorene Ansehen des päpstlichen Stuhles wußte er durch die Heranziehung würdigerer Priester aufs neue zu befestigen. Hugo machte wiederholte Versuche, die erlittene Schmach zu rächen, indem er Rom mit Heeresmacht bedrängte, allein er mußte vor der wohl verteidigten Stadt jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Erst durch Otto I. fand auch die staatliche Schöpfung Alberichs ihren Untergang.

Das Kulturleben in den Fränkischen Reichen unter den letzten Karolingern.

Untergang der Verfassung Karls des Großen.

Aus der bisherigen Darstellung tritt eins mit vollkommener Deutlichkeit hervor: Die alte Verfassung Karls des Großen ließ sich nicht behaupten; überall wurde sie durchbrochen von der Unbotmäßigkeit der Beamten und der Großgrundbesitzer sowie von der selbständigen Entwickelung der Nationalitäten oder der Stämme. Mit der Einheit des Reiches verschwand auch in den meisten Teilreichen die Reichsgesetzgebung der Kapitularien. Die Rechtsentwickelung fiel dem Gewohnheitsrecht, d. h. der herrschenden Aristokratie, anheim und glitt dem Königtume aus den Händen. Kein besseres Geschick hatten die Versuche Karls, den Untergang der Freiheit des deutschen Bauernstandes aufzuhalten; wohl brachte er die längst vor ihm begonnene Bewegung für einige Zeit zum Stillstand, aber die Unsicherheit der Zeit, die trotz alledem noch schwere Last des Heeres- und Gerichtsdienstes und endlich der unmittelbare Druck der großen Besitzer trieb die Bauern in immer wachsender Zahl in Abhängigkeitsverhältnisse der verschiedensten Art, wie schon früher. Das längst begründete Übergewicht des großen Grundbesitzes und damit des schweren Reiterdienstes entwickelte sich also immer mehr. Diese Herren standen allerdings größtenteils im Vasallenverhältnis zum König; allein sie hielten auch die Ämter ausschließlich in ihrer Hand, verwandelten sie thatsächlich in Anhängsel des Grundbesitzes und machten, da die Beamten nur mit verliehenem Grundbesitz besoldet werden konnten, diesen allmählich zum erblichen Nutzbesitz, was nun wieder die Erblichkeit der Amtsbefugnisse herbeiführte. Politisch war das ein schwerer Nachteil, denn diese großen Geschlechter verfolgten im wesentlichen nur selbstsüchtige Interessen, zerrissen die unmittelbare Verbindung der Masse des Volkes mit dem Königtum, also mit dem Staate, beraubten das Königtum selbst jedes wirksamen Organs im Lande. Aber wirtschaftlich war die Umwandlung ein Vorteil, weil so allein die Ausdehnung des Anbaues und eine größere Arbeitsteilung, die Grundlage alles Kulturfortschrittes, sich ermöglichen ließ (s. S. 352). Dieser ganze Prozeß, der im heutigen Frankreich seinen Ursprung nahm, ergriff von hier aus auch Deutschland und Italien.

Wirtschaftliche Folgen.

Die wirtschaftlichen Folgen traten besonders im Westen und Süden hervor. Dort zeigt sich schon unter Karl dem Kahlen eine rasche Zunahme des Verkehrs namentlich auf den Wasserstraßen. Hier hatten alte Überlieferungen und besonders die niemals unterbrochene Verbindung mit dem höher kultivierten Orient immer einen höheren Stand der wirtschaftlichen Entwickelung erhalten, als in den Ländern diesseit der Alpen. Am wenigsten änderten sich die Verhältnisse in den deutschen Gebieten. Nur der Anbau dehnte sich durch umfassende Rodungen immer weiter aus, aber von dem großen Verkehr wurde Deutschland wenig berührt. Am lebhaftesten war er noch längs der Donau nach den barbarischen Ländern der Slawen und Avaren; ihn suchte noch um 906, kurz vor dem Einbruche der Magyaren, eine große Versammlung bayrischer Bischöfe und Edlen in Raffelstetten (bei Enns) durch umfassende Zollvorschriften zu regeln.

Streben der Geistlichkeit nach Unabhängigkeit.

An allen diesen Dingen nahm die Geistlichkeit den lebhaftesten Anteil, denn in dieser Zeit konnte die Kirche ihre Selbständigkeit nur dann behaupten, wenn sie zur Großgrundbesitzerin wurde. Aber dadurch trat sie auch in scharfen Gegensatz zum Laienadel, der zugleich um den maßgebenden Einfluß im Staate mit ihr beständig rang und nach ihren reichen, meist trefflich bewirtschafteten Gütern lüstern war. Diesen Gegensatz steigerte noch der Zerfall des karolingischen Reiches in Teilherrschaften. Denn während der Laienadel diesen im ganzen begünstigte, weil ihm ein wirklich lebendiges Bewußtsein der Zusammengehörigkeit abging und abgehen mußte, trat der höhere Klerus ebenso entschieden für die Reichseinheit ein, weil er sich infolge seiner einheitlichen lateinischen Bildung und seiner Verfassung auch als einheitliche Körperschaft betrachtete, in dem Kaiser sein weltliches Oberhaupt erblickte und durch die Zerreißung vieler seiner Sprengel infolge der Reichsteilungen schwer geschädigt wurde. Als sich nun trotz aller Gegenanstrengungen der völlige Zerfall des Reiches in Teilherrschaften nicht verhindern ließ, machte zuerst die westfränkische Geistlichkeit den kühnen Versuch, die Kirche ganz vom Einflusse des Staates zu befreien und als selbständige Einheit zu konstituieren.

Aufs engste sind alle diese Bestrebungen verknüpft mit dem Namen eines der ersten Kirchenfürsten dieser Zeit, des Hinkmar von Reims. Er war im Kloster St. Denis bei Paris gebildet, wurde dann an den Hof König Ludwigs des Frommen gezogen und sein Vertrauter, 845 aber besonders durch Karl den Kahlen auf den schon seit 835 durch Ebbos Entsetzung verwaisten erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben, den er nun bis an seinen Tod im Jahre 882 behauptete. Ein ehrgeiziger und unbedenklicher, aber auch höchst begabter und grundgelehrter Herr, stimmte er mit der Mehrheit des westfränkischen Klerus in dem Streben nach der Befreiung der Kirche von jedem Einflusse des Staates, der ihm tief unter der Kirche stand, vollkommen überein, unterschied sich aber von ihm durch den zäh festgehaltenen Gedanken, seinem Erzbistum das Primat, d. h. die oberste Leitung der gesamten fränkischen Kirche, zu verschaffen, denn die meisten fränkischen Bischöfe wollten lieber dem fernen Rom als dem nahen Reims größeren Einfluß einräumen. In diesem Streite hat zunächst keine Partei völlig gesiegt; Hinkmar stürzte zwar seinen gleichnamigen Neffen, den Bischof von Laon, wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt (870), hatte aber nicht hindern können, daß der auf seine Veranlassung ebenso verurteilte Bischof Rothad von Soissons wiederhergestellt wurde (864), und konnte ebensowenig verhüten, daß Papst Johann VIII. den Erzbischof Ansegis von Sens zum Primas von Gallien nnd Germanien und zum apostolischen Vikar erhob. Doch hatte er dabei seine westfränkischen Bischöfe meist hinter sich, so daß die Ernennung wenig praktische Folgen gehabt hat.

Die falschen Dekretalen.

Aus diesen Kämpfen ging die kolossale Fälschung der sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen hervor, einer Sammlung angeblicher Erlasse der Päpste von Clemens I. bis Damasus I., die darin für sich und die Geistlichkeit das als unbestrittenes Recht auszuüben schienen, was thatsächlich erst eine spätere Zeit nur beanspruchte, und insofern eine dreiste Fälschung. Aber sie hätte niemals Glauben finden können, wenn nicht ihre Sätze dem Zuge der Zeit wirklich entsprochen hätten. „In ihnen erscheint ein Rechtszustand, in welchem der Klerus vollständig vom Staate losgeschält und durch die Auflösung der Metropolitan- und Synodalrechte die höchste gesetzgebende, überwachende und richterliche Gewalt im Papste vereinigt ist.“ Der apostolische Stuhl verkörpert die höchste und letzte Instanz für alle kirchlichen und geistlichen Streitigkeiten, während er selbst jeder richterlichen Macht unerreichbar ist. Jede weltliche Appellationsinstanz fällt weg. Die gefälschten Dekretalen erheben demnach die geistliche Monarchie über alle weltlichen Gewalten, sie brechen die letzten Schranken, die den kirchlichen Ansprüchen noch gezogen waren, nieder. Schon eine Aachener Synode im Jahre 836 berief sich auf sie; der erste Papst, der dies that, war Nikolaus I. (864).

Vergröberung der Glaubenslehre; der Reliquiendienst.

Nach demselben Ziele drängte die Entwickelung der Glaubenslehre; ja was hier im 9. Jahrhundert festgesetzt wurde, das ist für das ganze Mittelalter entscheidend gewesen. Eine mächtige Richtung freien Denkens unterlag hier dem populären Streben nach dem Übernatürlichen und Wunderbaren. Hauptvertreter der ersten waren der

berühmte **Hrabanus Maurus**, Alcuins Schüler, Vertrauter Ludwigs des Frommen, 822 Abt von Fulda, 846—856 Erzbischof von Mainz, der philosophisch tiefsinnige auch in der griechischen Litteratur wohlbewanderte **Johannes Scotus** (Erigena, gest. um 880), aus der britischen Schule, Freund Karls des Kahlen und seit 846 an dessen Hofe, dessen Lehre an Pantheismus streifte, Agobard, Erzbischof von Lyon (gest. 841), der die Inspiration nur auf die Gedanken, nicht auf den Wortlaut der Heiligen Schrift bezog, Claudius, Bischof von Turin (gest. 840), die sich gegen die Heiligen- und Bilderverehrung aussprach, endlich der Sachse Gottschalk, Mönch in Fulda. Für die letztere Richtung dagegen traten Paschasius Radbertus, Abt von Corvey (gest. um 845), und vor allem **Hinkmar** von **Reims** ein, und eben sie behielt endlich den Sieg, vor allem deshalb, weil sie den Bedürfnissen einer rohen und dem Sinnlichen zugeneigten Zeit entsprach. So drang damals die **Heiligen- und Reliquienverehrung** in immer weiterem Umfange durch.



171. Fränkischer Fürst.

Aus einer Miniatur in einem Meßkanon der 2. Hälfte des 9. Jahrh., der dem alten Schatz der Kirche zu Metz angehört und sich jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris befindet.

Die Tracht dieser Persönlichkeit, die einen König oder einen Fürsten königlichen Geblüts darstellt, besteht aus einem auf der Schulter durch eine goldene Agraffe zusammengehaltenen Purpurmantel und einer goldgestickten hellen Tunika, welche um den Leib von einem mit Edelsteinen verzierten Gürtel zusammengehalten wird. Die Beine scheinen mit den sogenannten femoralia, einer Art Hosen, bekleidet zu sein.

Gregorovius, der Geschichtschreiber Roms, sagt darüber: „Eine neue sonderbare, dem schönen Altertume völlig fremde Leidenschaft, die Begier nämlich nach heiligen Leichen, hatte sich der christlichen Welt bemächtigt; sie steigerte sich in der immer finsterer werdenden Zeit bis zur völligen Raserei. Der heutige Mensch blickt mit Mitleid und Trauer auf jene Epoche, wo ein Totengerippe am Altar der Menschheit stand, ihre Klagen, ihre Wünsche, ihre schauerlichen Entzückungen zu empfangen. Die Römer, immer ruhigen Anschauens, verständig ausbeutend, über das kleine Treiben und Mühen der Menschen wenigstens um eine Stufe emporgerückt, trieben in jener Zeit einen förmlichen Handel mit Leichen, Reliquien und Heiligenbildern. Die zahlreichen Pilger, welche Rom besuchten, wollten die heilige Stadt, das Ziel ihrer jahrelangen Sehnsucht, nicht verlassen, ohne ein geweihtes Andenken mit sich zu nehmen. Sie kauften Reliquien und Knochen aus den Katakomben. Doch nur Fürsten oder Bischöfe waren im stande, ganze Leichname zu erstehen. Es gab in Rom Geistliche, die des Gewinnes halber Leichname der Heiligen unter der Hand verkauften, und welche Unredlichkeit man sich dabei erlaubte, mag leicht gedacht werden. Fort und fort wurden römische Tote geraubt. Die Wächter der Katakomben und Kirchen durchwachten angstvolle Nächte, als gälte es Hyänen abzuwehren, während die Diebe umherschlichen und tausend Betrügereien anwendeten, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Es kam ihnen nicht darauf an, welche Toten ihnen ausgeliefert wurden. Die Toten wurden gefälscht wie der Wein und mit beliebiger Aufschrift versehen.

Wenn man nun diese Toten auf geschmückten Wagen aus der Stadt entführte, begleiteten sie die Römer im feierlichen Zuge mit Fackeln in den Händen und mit frommen Gesängen eine Strecke lang. Solche schauerliche Triumphzüge gingen damals oft aus Rom in die Provinzen des Abendlandes, und indem sie Städte und Völker durchzogen, verbreiteten sie einen Geist düsterer, abergläubischer Leidenschaft, von dem wir heute lebenden Menschen kaum eine Ahnung haben.“

Ebenso siegte die Anschauung von der wunderbaren Geburt Christi und der Jungfrauschaft der Maria. In der Abendmahlslehre behielt die Transsubstantiationslehre des Paschasius, nach der Brot und Wein sich unter dem Segen des Priesters in

Leib und Blut Christi verwandeln, die Oberhand über die alte einfachere Ansicht, die eine geheimnisvolle Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen annahm, ohne das Nähere bestimmen zu wollen. Ebenso verfocht Gottschalk den streng augustinischen Begriff der Prädestination (s. oben S. 106), aber sein Abt Hrabanus ließ ihn fallen, und eine Synode verurteilte ihn auf Hinkmars Veranlassung zur Klosterhaft (849). Den Sieg behauptete die schon bisher herrschende Satzung von der menschlichen Freiheit, die doch der göttlichen Gnade bedürfe. „So trat an die Stelle lebhafter und befreiender Debatte ein indifferenter und schweigender Autoritätsglaube, und die Kirche nahm jenen katholisch-orthodoxen Charakter an, den sie das ganze Mittelalter hindurch bewahrt hat."

Mittlerstellung des Klerus.

Das aber hängt aufs engste mit der Erhebung der Hierarchie zusammen, die in den pseudoisidorischen Dekretalen hervortritt. Denn je übernatürlicher und wunderbarer sich die Kirchenlehre gestaltete, um so mehr steigerte sich in den Augen der Laien die Geltung des Klerus, der sie vertrat und die Sakramente verwaltete. Daß seine Mittlerstellung zwischen Gott und den Menschen immer mehr anerkannt wurde, das verdankte er ganz wesentlich dem Siege der Transsubstantiationslehre des Paschasius Radbertus, nach der der Priester Irdisches in Göttliches verwandelte, und dem Unterliegen des augustinischen Prädestinationsbegriffes, der die von der Geistlichkeit in Anspruch genommene Vermittelung zwischen Gott und den Menschen ganz überflüssig machte.

Die Schenkung Konstantins.

In letzter Instanz trug sowohl dieser Ausgang der Glaubensstreitigkeiten wie die pseudoisidorischen Dekretalen zum Emporsteigen des **Papsttums** bei. Von dessen politischen Verhältnissen ist schon früher die Rede gewesen (s. oben S. 392 f.). Auch ihnen suchte eine Fälschung eine festere Grundlage zu schaffen, doch fand sie weit länger Glauben als die pseudoisidorischen Dekretalen. Das ist die sogenannte **Schenkung Konstantins** des Großen an Papst Silvester, durch die fast ganz Italien mit den Inseln Eigentum des römischen Stuhles geworden sein sollte, nachdem Konstantin seinen Sitz nach Konstantinopel verlegt hatte. Was die allmählich entwickelte thatsächliche Folge dieser Verlegung war, die Ausbildung der päpstlichen Macht und insbesondere des Kirchenstaates, das erschien hier als rechtlich begründet durch eine kaiserliche Urkunde. Die Behauptung, eine solche sei vorhanden, tauchte zuerst nach der Kaiserkrönung Karls des Großen auf und sollte natürlich dazu dienen, die kaiserlichen Ansprüche auf die Oberhoheit über das römische Gebiet thunlichst abzuwehren; dann brachten sie die pseudoisidorischen Dekretalen im angeblichen Wortlaut, und seitdem ist sie bis ins 16. Jahrhundert hinein ganz allgemein als echt anerkannt worden.

Nikolaus I. und seine Nachfolger.

So recht das Vorbild der späteren hochstrebenden Päpste war **Nikolaus I.** (858—867), eine stolze und energische Natur, der zuerst auch von den Grundsätzen der pseudoisidorischen Dekretalen praktischen Gebrauch machte. „Die Idee von der Einheit der Kirche und der die Welt umfassenden Autorität, die dem Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, war der Gedanke seines Lebens." Nach langem Kampfe zwang er das Erzbistum Ravenna, seine Ansprüche auf die Stellung eines Patriarchates aufzugeben; er nahm mit dem Patriarchen Photios von Konstantinopel den Kampf um die Oberhoheit Roms und den Streit um Bulgarien auf, das er dem päpstlichen Stuhle unterwerfen wollte, beschleunigte aber dadurch nur den Abfall der gesamten griechischen Kirche (s. S. 313). In die Verhältnisse der Fränkischen Reiche einzugreifen, gestattete ihm der Ehescheidungsprozeß Lothars II., bei dem er die Ansprüche Roms aufs wirkungsvollste verfocht. Nach ihm waren noch **Hadrian II.** (867—872) und **Johann VIII.** (872—882) hervorragende Päpste; aber ihre Nachfolger vermochten im Gedränge der römischen Parteien und der Bewerber um die italienische Königskrone und das Kaisertum weder ihre weltliche Stellung noch ihre geistliche Würde zu behaupten; das Papst-

tum sank auch sittlich immer tiefer, bis es endlich die eiserne Faust der großen Sachsenkaiser wieder aus dem Schlamme riß.

Überhaupt war die größere Freiheit von weltlicher Gewalt, die sich die Geistlichkeit errang, weder ihrer eignen sittlichen Entwickelung günstig, noch hat ihre Einwirkung das sittliche Leben der Völker irgendwie gefördert, denn dies bietet im Gegenteil das Schauspiel tiefster Entartung, wenn nicht überall, so doch im Westfränkischen Reiche und ganz besonders in Italien, der Heimat des Papsttums.

Die deutschen Klosterschulen.

Trotz alledem lag die Pflege der geistigen **Bildung** fast allein in den Händen des Klerus. Hier allein beinahe wirkten namentlich im ostrheinischen Deutschland die starken Anregungen, die Karl der Große gegeben hatte, kräftig fort. Eine Zeitlang bestand auch an den Höfen der Teilreiche die Hofschule fort. Nicht nur Ludwig der Fromme hatte eine geistliche Bildung erhalten, sondern auch sein Sohn Ludwig der Deutsche, und eben dieser zeigte ein besonderes litterarisches Interesse, war mit Hinkmar und Hrabanus Maurus befreundet. Doch die eigentlichen Mittelpunkte aller höheren Bildung waren doch in dieser Zeit die **Klosterschulen**, St. Gallen und Reichenau für Schwaben, Fulda und Hersfeld für Ostfranken und Hessen, Corvey und Gandersheim für Sachsen, Prüm für Lothringen. In Fulda lehrte Hrabanus Maurus, dessen zahlreiche Schüler fast alle zu hervorragenden Stellungen gelangten, in Hersfeld Lullus; St. Gallen, das seine Unabhängigkeit den Bischöfen von Konstanz mühsam abringen mußte, erlebte seine glänzendste Zeit seit Abt Gozbert (816—837). Damals wirkten hier der Ire Moengall (Marcellus), Notker der Stammler, der Künstler Tutilo, der vielgelehrte Ratpert nacheinander als Leiter der blühenden Klosterschule. Reichenaus Blüte knüpft sich besonders an den Namen des dichterisch begabten Walafried Strabo (Abt 839—849). Corvey an der Weser, ein Tochterkloster des westfränkischen Corbie an der Somme, verdankte das meiste dem großen Anskar, dem späteren Erzbischof von Hamburg-Bremen (831—865); Gandersheim erneuerte um 850 ein Graf Ludolf. In Prüm wurde der Historiker Regino erzogen, dann 892 zum Abt erhoben, bis ihn die lothringischen Parteikämpfe zur Flucht nach S. Maximin bei Trier nötigten (899) und Prüm selbst der normannischen Verwüstung anheimfiel.

Westfränkische und italienische Bildungsanstalten.

Im **Westfränkischen** Reiche waren die Bistumssitze für die Pflege der litterarischen Bildung wichtiger als die Klöster; in **Italien** wurden diese in den inneren Wirren oder durch die Araber zerstört, so das ehrwürdige Monte Cassino 883. Fast nur Farfa (in der Sabina bei Rom) erhielt sich in gedeihlichem Zustande, zumal es meist unter fränkischen Äbten stand. Aber überhaupt lag in Italien die Pflege des Unterrichts nicht so ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit wie sonst im Abendlande. Denn hier hatten sich immer, ganz unabhängig von der entarteten Kirche, die Schulen der Grammatiker erhalten, die auch den Laien eine litterarische Bildung vermittelten, wie sie ihnen diesseit der Alpen völlig fehlte.

Art der gelehrten Bildung.

Freilich war diese ganze Bildung im wesentlichen rein formaler Art und den Bedürfnissen des Lebens ganz abgewandt. Sie lehnte sich überall an die hergebrachte Schablone des Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie), von denen jenes den niederen, dieses den höheren Unterricht umfaßte, ging aber doch bei den meisten vornehmlich auf Gewandtheit im Sprechen und Schreiben des Lateinischen in Vers und Prosa. Das Griechische wurde nur hier und da gepflegt, z. B. in St. Gallen. Über eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung der Alten kam man weder formell noch sachlich hinaus; das Verdienst dieser ganzen Arbeit bestand also wesentlich darin, daß sie die Überlieferungen des Altertums wahrte. So kamen auch stattliche Bibliotheken zusammen, wie in Reichenau und St. Gallen, wo sie noch heute in ihrem alten Bestande erhalten ist.

Geschicht-schreibung.

Die wichtigste litterarische Leistung der ganzen Zeit war die Geschichtschreibung. Im Westfränkischen Reiche wurden Einhards „Reichsannalen" in den „Annales Bertiniani" bis 861, von Hinkmar bis 882 fortgesetzt; daneben stehen als ein Werk desselben Charakters die „Annales Vedastini" (St. Vaast bei Arras, 874—900), in Deutschland die trefflichen „Jahrbücher von Fulda" (829—900) und die „Weltchronik Reginos" (bis 906). Aber mit der Auflösung der Reichseinheit schwindet auch diese umfassende Geschichtschreibung, die sich in Italien überhaupt niemals entwickelte, schon weil es dort keinen höfischen Mittelpunkt gab. Einigermaßen ersetzt wurde sie hier durch die römischen Aufzeichnungen des „Liber pontificalis" (bis 891). Dafür fanden einzelne Zeitabschnitte und vor allem das Leben bedeutender Männer überall eingehende Behandlung. Die Kriege Karls des Kahlen stellte in dessen Auftrage sein treuer Vasall Nithard, also ein Laie, der Sohn Angilberts, in lebendiger und zuverlässiger Schilderung dar (bis 843), die Normannenkämpfe um Paris 885/886 Abbo. Die beste Klosterchronik sind die von mehreren Verfassern herrührenden „Schicksale St. Gallens".

172. Ein Stück aus dem Muspilli.

(Das Buch, in welches das Gedicht eingetragen ist, befindet sich jetzt in München.)

[pidiu ist durft mihhil allero manno welihemo,] daz in es sin muot kispane,
[darum ist Bedürfnis großes aller Menschen jeglichem,] daß ihn dazu sein Sinn antreibe,

daz er kotes willun kerne tuo enti hella fuir harto wise,
daß er Gottes Willen gerne thue und (der) Hölle Feuer streng vermeide,

pehhes pina; dar piutit der satanaz altist heizzan lauc.
des Peches (der Hölle) Pein; da bietet der Satan (der) uralte, heiße Lohe.

Ein uns unbekannter Mönch desselben Klosters schrieb auf Veranlassung Karls des Dicken die lebendige, wenn auch schon sagenhaft gefärbte Darstellung „von den Thaten Karls des Großen", die uns den Kaiser so schildert, wie er in der Erinnerung des Volkes lebte (s. S. 359). Unter den Biographien nehmen die Ludwigs des Frommen von Theganus und die Anskars von seinem Schüler und Nachfolger Rimbert die erste Stelle ein. Die meisten Heiligenleben, die oft die Form von Berichten über die „Übertragungen (Translationes)" von Reliquien in irgend eine Kirche haben, sind meist ganz legendarisch gefärbt und unzuverlässig.

Deutsche Dichtung.

Die Dichtung hatte ihre beste Anregung von der klassischen Renaissance am Hofe Karls des Großen empfangen, hüllte sich deshalb auch gern in das lateinische Gewand. Aber in diesem wurde Walafried Strabo, der Abt von Reichenau (gest. 849), in seinen epischen und didaktischen Gedichten ein wahrer Poet voll ehrlicher, feiner und tiefer Empfindung. Von dem reichen Strome epischer Volksdichtung in deutscher Sprache ist uns nichts erhalten als das Hildebrandslied im nationalen Stabreim. Doch begann auch die geistliche Dichtung sich der Volkssprache zu bedienen, wenn auch nur, um durch christliche Stoffe die heidnisch-nationalen zu verdrängen. Aus diesem Bestreben

ging in Norddeutschland die Evangelienharmonie des „Heliand“ in niedersächsischer Sprache und im Stabreim hervor, das Werk eines sächsischen Geistlichen, der indes Christus ganz volkstümlich auffaßte. Thatsächlich in halbheidnischen Anschauungen bewegen sich zwei oberdeutsche Dichtungen: das „Wessobrunner Gebet“ und das „Muspilli“, eine Schilderung des Jüngsten Gerichts. Einen andern Weg schlug dagegen der Mönch Otfried von Weißenburg im Elsaß, ein Schüler Hrabans, ein, indem er seine Evangelienharmonie, den „Krist“, in die Formen der lateinischen Hymnenpoesie goß und somit den Reimvers zuerst in die deutsche Dichtung einführte.

Kunstübung.

Nirgends machte sich die antike Tradition stärker geltend, als in der bildenden Kunst. In der Architektur wurde sie überhaupt niemals unterbrochen, weil sie hier aufs engste mit der überlieferten Technik zusammenhing. Die römische Technik des Steinbaues dauerte in allen ehemals römischen Ländern fort und wurde besonders seit Karl dem Großen auch auf deutschen Boden übertragen, wo man ursprünglich nur den Holzbau kannte. Wo es ging, entnahm man das Material, namentlich Marmor und Säulen, antiken Bauten. Für Aachen und Ingelheim ließ Karl der Große dergleichen aus Rom und Ravenna herbeischaffen, für die Germanuskirche in Auxerre Ludwig der Fromme aus Marseille; für die Marienkirche in Reims lieferte die antike Stadtmauer die Steine, die damals unnütz geworden war, weil sich die Stadt erweiterte; aber man verstand auch vorzügliche Ziegel zu brennen. Bei Kirchen war neben der Form der Basilika nach dem von Karl dem Großen bevorzugten Vorbilde von Ravenna der Zentralbau beliebt, wie er zuerst im Münster von Aachen, später in Essen und Fulda angewendet wurde. Gebaut wurde überhaupt sehr viel, oft von Bauhandwerkern, die aus weiter Ferne kamen. In Italien genügten die älteren Kirchen dem Bedürfnis, so daß wenig Neubauten ausgeführt wurden, wie z. B. in Rom San Prassede unter Paschalis I. seit 822; andre wurden aus antiken Tempeln hergestellt, wie der zierliche ionische Tempel am Ponte rotto unweit des Tiber sich um 880 in eine Kirche der Maria von Ägypten verwandelte. In Oberitalien ist der bedeutendste kirchliche Neubau dieser Zeit die Markuskirche in Venedig, die nach der Überführung der Gebeine des heiligen Markus aus Alexandria 828 der Doge Giovanni Partecipazio begann. Viele Kirchen erfuhren Umbauten oder Verschönerungen, so der Dom von Torcello in Venedig schon 864, die uralte (untere) Kirche S. Clemente in Rom unter Papst Johann VIII., dessen Monogramm die noch erhaltenen Chorschranken tragen. In Deutschland blieb für viele Kirchen und für die Privathäuser wohl immer der Holzbau überwiegend; doch verband er sich bei den karo-



173. Verzierter Initial.
Miniatur aus dem Psalterium aureum von Sankt Gallen.
Beatus vir qui non — der Anfang des 1. Psalms.
(Ende des 9. Jahrhunderts.)

lingischen Pfalzen, deren man im ganzen 151 zählt, mit dem römischen Steinbau. Die Wirtschaftsgebäude und teilweise auch die Wohnräume wurden aus Holz hergestellt, der Saalbau und die Kapelle, der weltliche und der geistliche Mittelpunkt der ganzen Pfalz, aus Stein, beide durch steinerne oder hölzerne Säulengänge verbunden.

Mosaik und Malerei.

Für die Ausschmückung namentlich der Kirchen diente in Italien noch immer die Mosaiktechnik, die nach alten Vorbildern noch hervorragende Werke schuf, wie die berühmte Darstellung im Speisesaale des alten, jetzt zerstörten Lateranpalastes, wo Petrus dem Papst Leo III. die Stola, dem König Karl die Fahne übergibt (s. S. 345). Im Norden bestanden Malerschulen besonders für die eifrig gepflegte Miniaturmalerei nicht nur am Hofe, sondern auch an geistlichen Stiftungen, wie in Tours, St. Denis, Reims, Metz, St. Gallen, Reichenau, Fulda u. s. f., aus denen ausgezeichnete Werke hervorgingen, wie der Psalter Ludwigs des Deutschen, das Evangelienbuch Karls des Großen, auf das alle seine Nachfolger den Krönungseid geschworen haben, Sintrams Evangeliarium in St. Gallen u. a. m. Zu den altgermanischen Tierornamenten treten jetzt Pflanzenornamente und antike Motive; selbst die Gegenstände der Landschaft, Berge und Bäume, werden ornamentiert und die einzelnen Teile des Bildes ohne alle Rücksicht auf die Perspektive und selbst auf die natürlichen Farben nebeneinandergesetzt. Doch zeigen die menschlichen Gestalten noch die Nachwirkung guter Tradition, und das Schönheitsideal wird der blonde germanische Typus.



174. Elfenbeinschnitzerei auf dem Einbanddeckel vom Gebetbuche Karls des Kahlen in der Nationalbibliothek zu Paris.

Nach „Revue arch."

Plastik.

Die Plastik beschränkt sich fast ganz auf die mehr oder weniger barbarischen Münzstempel und auf die Elfenbeinschnitzerei für Bücherdeckel und Diptycha, in der z. B. Tutilo von St. Gallen nach antiken Vorbildern Vorzügliches leistete. Eines seiner besten Werke ist der Einbanddeckel zum Evangelium Sintrams, Szenen aus dem Leben des heiligen Gallus darstellend, eine andre berühmte westfränkische Arbeit der Deckel vom Gebetbuche Karls des Kahlen (in Paris).

Die Anfänge christlicher Reiche in Spanien und der Niedergang des Kalifats von Cordova.

Ursprung des Königreichs Asturien.

Auf die Geschicke der Pyrenäischen Halbinsel hat das Karolingische Reich einen weit geringeren Einfluß ausgeübt, als auf Italien; immerhin hat es dort die schwache Stellung der Christen den Arabern gegenüber befestigt und weiter ausgedehnt. Die Scharen flüchtiger Westgoten, die sich in den Bergen Asturiens und Kantabriens festgesetzt und dort ihre Unabhängigkeit und Freiheit gewahrt hatten, wurden bald durch zahlreiche Christen verstärkt. Vereinigt stellten sie sich unter die Herrschaft des durch Geburt wie durch Tapferkeit hervorragenden Pelagius (Pelayo). Dieser gründete nun hier im Norden der Halbinsel das kleine Königreich Asturien, das sich teils wegen der Unzugänglichkeit des von Höhlen und Felsenschluchten durchschnittenen Berglandes, teils wegen der inneren Spaltungen und Zerwürfnisse im Araberreich zu behaupten vermochte. Schon unter dem Sohne des Pelagius, Favila (gestorben 739), und unter dessen Nachfolger Alfonso I. (757) schob es seine Grenzen im Osten über das Baskenland, im Westen über Galicien bis zum Minho vor. Da die Araber damals durch den Aufstand der Berbern in Marokko beschäftigt und gleichzeitig das Land von einer fünfjährigen Hungersnot schrecklich mitgenommen wurde, drang Alfonso mit seinem tapferen Bruder Froila bis nach Braganza, Salamanca und Avila vor, so daß sich schließlich seine Herrschaft von den Pyrenäen bis an die Mündung des Duero erstreckte. Allerdings ließ er die südlichen Striche fast wüst liegen, um eine leere Zone zwischen sich und den Arabern zu schaffen, aber das eigentliche Asturien blühte durch die Zuwanderung vieler Flüchtlinge auf, Kirchen und Klöster entstanden, und immer fester wurzelte in dieser kriegerischen Bevölkerung die Überzeugung, daß der Krieg gegen die Ungläubigen die Pflicht jedes Christen sei.

Innere Wirren.

Alfonsos Sohn und Nachfolger Froila I. (757—768) vermochte die errungenen Besitzungen gegen die unermüdlich angreifenden Araber zu behaupten und gründete 762 die Stadt Oviedo, den Herrschersitz der asturischen Könige. Aber der trotzige Unabhängigkeitssinn des westgotischen Adels machte sich in manchen Aufständen Luft, und da der König seinen populäreren Bruder Vimarano 767 umbrachte, um seinem jugendlichen Sohne Alfonso die Nachfolge zu sichern, so wurde er selbst 768 von asturischen Edelleuten erschlagen und sein Vetter Aurelius auf den Thron erhoben (768—774). Erst nach schweren inneren Wirren und verlustvollen Niederlagen gegen die Araber wurde Alfonso II. aus dem Kloster, in das er hatte eintreten müssen, hervorgeholt und als König ausgerufen.

Fortschritte gegen die Araber.

Mit Alfonso II. (793—842) gewinnt die Geschichte Asturiens einen bedeutenderen Charakter. In fortgesetzten Kämpfen mit den Arabern blieb er im ganzen siegreich, obwohl einmal, im September 795, seine Hauptstadt Oviedo von ihnen genommen und geplündert wurde; er trat durch Gesandte und Geschenke in freundschaftliche Verbindung mit Karl dem Großen und wurde 829 der Begründer des neuen Bischofssitzes von Sant' Jago di Compostela (d. i. Campus Apostoli) in Galicien, nachdem, wie die Legende erzählt, wunderbare Lichterscheinungen das dortige langvergessene Grab des Apostels Jakobus wieder offenbart hatten. Seitdem wurde Compostela allmählich ein vielbesuchter Wallfahrtsort und Sankt Jakobus der Schutzheilige der christlichen Spanier, die ihn zuweilen auf weißem Roß vorausreiten sahen, wenn es zur Schlacht ging.

Nach der unruhigen, von Aufständen ehrgeiziger Großen und Raubzügen der Normannen erschütterten Regierung Ramiros I. (842—850) gelang es seinem Sohne Ordoño (850—866), die Grenzen besser zu sichern und die Ordnungen des Reiches auszubauen. Er bedeckte das menschenleere Vorland nach dem Duero zu mit Ansiede-

lungen und festen Burgen, so daß es davon allmählich den Namen Kastilien („Burgenland") erhielt, und gab dadurch den Anstoß zur kräftigeren Entwickelung des Lehnswesens, da er diese Gebiete seinen Vasallen anvertrauen mußte. Trotz der Schwierigkeiten, die seinem Nachfolger Alfonso III. dem Großen (866—910) durch unbotmäßige Vasallen und sogar von seinen Brüdern bereitet wurden, fuhr dieser doch rüstig in der Arbeit des Vaters fort. Begünstigt von der zunehmenden Zerrüttung im Reiche von Cordova zog er zahlreiche christliche Einwanderer von dort herbei, befestigte besonders Leon und Burgos und schob seine Macht an der Westküste bis Coimbra, im Binnenlande bis an und über die Sierra Guadarrama hinaus vor. Allein die Empörungen seiner Söhne bewogen ihn schließlich, der Regierung zu entsagen und sogar sein Reich unter sie zu teilen. Garcia erhielt Leon, Ordoño Galicien, Froila Asturien mit Oviedo. So zerfiel die Macht, die in so rüstigem Fortschreiten war. Alfonso starb am 20. Dezember 910 in Zamora am Duero.

Anfänge von Navarra und Aragon.

Unabhängig vom Königreich Asturien bildete sich ein andrer Ausgangspunkt für die christliche Macht auf der Pyrenäenhalbinsel an den Pyrenäen. Das niemals ganz von fremder Herrschaft unterworfene Baskenland (Navarra) behauptete sich auch gegen die Araber. Weiter ostwärts erhoben, wie erzählt wird, um 724 in der Höhle San Juan de la Peña im Berge Uruel 600 Männer den Garcia Ximenez zu ihrem Herzog, und im Jahre 759 entriß Graf Agnar (Asinarius) den Arabern Jaca. Das waren die kleinen Anfänge von Navarra und Aragon.

Gründung der spanischen Mark.

Einen weiteren überaus wichtigen Stützpunkt erhielt das Christentum durch die Gründung der spanischen Mark durch Karl den Großen, die schließlich das Gebiet vom Fuße der Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Der erste Feldzug der Franken hatte kein dauerndes Ergebnis (s. S. 337). Erst im Jahre 800 entsandte Karl der Große seinen Sohn Ludwig mit einem Heere über die östlichen Pyrenäen. Dieser eroberte Lerida, verheerte die Gegend von Huesca und rückte bis Barcelona vor, das er belagerte. Die Stadt leistete indessen hartnäckigen Widerstand, und erst nachdem Ludwig neue Streitkräfte an sich gezogen hatte und fürchterliche Hungersnot in der Stadt wütete, ergaben sich die Mohammedaner (801). Ludwig setzte alsdann Bera, einen angesehenen Goten, als Befehlshaber von Stadt und Land ein und verließ mit seinem Heere die Halbinsel. Allein obgleich die spanische Mark durch stets neue Zuzüge von Christen sich immer mehr befestigte und in Verbindung mit dem Königreiche Asturien den Moslemin kräftigen Widerstand leistete, wurde 803 ein abermaliger Kriegszug der Franken unter der Führung Ludwigs nötig, um die Araber gänzlich zu vertreiben und die Herrschaft des Christentums gründlicher zu befestigen.

Navarra und Aragon.

In Navarra wurde 812 Pamplona erobert, ging aber bald wieder verloren, und 824 erlitt eine fränkische Heeresabteilung in Roncevalles das Schicksal Rolands. Seit 850 erlosch dort die fränkische Herrschaft völlig, und das baskische Bergland behauptete sich in alter Unabhängigkeit. Um Anlehnung an Asturien zu finden, vermählte der Herzog Garcia seine Tochter Ximene mit König Alfonso III. von Asturien. Sein Sohn Sancho Garcia (905—925) nahm den Königstitel an. — Länger hielt sich die fränkische Oberherrschaft in der Grafschaft Aragon unter dem Hause des Grafen Vandregisel, dessen Sohn Bernhard sein Gebiet durch die Pyrenäenlandschaften Ribagorza und Sobrarbe erweiterte. Da er jedoch bei seinem Tode seine Herrschaft unter seine Söhne teilte, so fielen die einzelnen Bruchstücke nach dem Aussterben der Herrschergeschlechter an Navarra.

Grafschaft Barcelona.

Inzwischen entwickelte sich an den Ostpyrenäen die spanische Mark zu größerer Selbständigkeit. Ursprünglich zu Aquitanien gehörig, wurde sie 817 mit Septimanien von diesem abgetrennt und fand in Barcelona ihren Mittelpunkt. Nach mannigfachen Empörungen löste sich 865 auch die Verbindung zwischen Septimanien und

der spanischen Mark, und die nunmehrige Grafschaft Barcelona wurde erblich im Geschlechte Wifrieds (gestorben 907).

So war um 900 der ganze Norden der spanischen Halbinsel in eine Kette christlicher Staaten verwandelt, die, so oft sie auch untereinander uneins sein mochten, doch alle das eine große Ziel: Kampf und Ausbreitung gegen die Araber, unverrückt im Auge behielten.

Innere Gegensätze im Kalifat Cordova.

Inzwischen drohte das Reich von Cordova sich aufzulösen, denn die Gegensätze zwischen den verschiedenen Bestandteilen der Bevölkerung, den Arabern, Renegaten und Christen, brachen allerorten hervor.

Unter Hischam (788—796) hatten die Kriege um den Besitz der Pyrenäen aufs neue begonnen. Die Araber waren siegreich, eroberten Gerona, drangen bis Narbonne vor und machten zahlreiche christliche Gefangene, die gezwungen wurden, die Steine der zerstörten Mauer nach Cordova zu einem Moscheenbaue herbei zu schleppen. Die Tapferkeit des Grafen von Toulouse setzte jedoch den Fortschritten der arabischen Waffen Schranken. Hischam, ein trefflicher Herrscher, reihte sich durch seine Tugenden würdig dem großen Abderrahman an; ja er erinnerte durch Einfachheit der Sitten, Freigebigkeit und Begeisterung für den Koran an die Kalifen der Glanzperiode. Aber er zog durch seine Strenggläubigkeit auch den Fanatismus groß und verletzte die bis dahin ganz loyalen christlichen Unterthanen durch die Verfügung, daß in ihren Schulen das Arabische an Stelle des Lateinischen die Unterrichtssprache sein sollte.

Unter seinem lebenslustigen und weniger strenggläubigen Sohne El Hakam I. (796—822) kam der gesteigerte mohammedanische Fanatismus zu gefährlichem Ausbruch. In Cordova erhoben sich die orthodoxen Theologen, die Fakihs, die mit etwa 4000 Schülern in der südlichen Vorstadt jenseit des Guadalquivir hausten, unter ihrem Führer, dem Berbern Jachja Ibn Jachja 805 gegen den „gottlosen" Emir. Dieser schlug ihn blutig nieder und ließ 72 Fakihs kreuzigen, aber ihr Führer entkam nach Toledo. Diese alte Königsstadt konnte ihre frühere Größe nicht verschmerzen und hatte sich damals empört. Hakam sandte 806 seinen Sohn nach der Stadt, ließ durch ihn die angesehensten Familienhäupter zu einem Gastmahle einladen, und als diese ohne irgend welchen Argwohn erschienen, wurden sie einzeln eingelassen, in ein abgelegenes Gemach geführt und daselbst mit dem Beile enthauptet. Siebenhundert der edelsten Toledaner fielen so als Opfer heimtückischen Verrates; ihre Körper wurden in eine Grube im Schloßhofe geworfen, die Köpfe zum Schrecken der Bewohner aufgepflanzt. Aber im Mai 814 erhoben sich die Fakihs unter Jachjas Führung in Cordova aufs neue. Die Empörer hatten bereits das Schloß umzingelt und verlangten racheschnaubend den Kopf des „Blutvergießers" und „Trunkenbolds". Aber Mut und Entschlossenheit im Augenblicke der höchsten Gefahr lenkten das Glück auf seine Seite. Trotz der großen Überlegenheit der Insurgenten brachte er ihnen schließlich eine furchtbare Niederlage bei. Dreihundert der Vornehmsten wurden am Ufer des Flusses vor aller Augen gekreuzigt und hierauf die Südvorstadt drei Tage lang einer entsetzlichen Plünderung preisgegeben; 60000 Moslemin wurden verbannt und ließen sich teils in Nordafrika nieder, teils wanderten sie nach Ägypten aus, von wo aus sie sich später der Insel Kreta (s. S. 310) bemächtigten. Eine zweite Empörung Toledos in demselben Jahre schlug Hakam durch seine plötzliche Ankunft nieder. Hakam empfand in den letzten Jahren seiner Regierung tiefe Reue über seine Grausamkeit. Sonst ein lebenslustiger Fürst, der sich am Weine erfreute und ausgelassene Gelage mit Sängerinnen und Tänzerinnen liebte, verfiel er in Schwermut und sank endlich, nachdem ihm die Erinnerung an die Mordszenen von Toledo und Cordova jahrelang den Schlaf der Nächte geraubt hatten, lebensmüde in die Gruft.

Abderrahman III. und die Christen.

Sein Sohn Abderrahman II. (822—852), der ihm folgte, gehört zu den bedeutendsten Kalifen von Cordova. Unter ihm entstanden eine große Zahl jener Zauberpaläste, die noch heute Spanien zur Zierde gereichen. Blühende Gärten umgaben seine Hauptstadt, und gerade seine Regierung wird mit Vorliebe von den Dichtern und Sängern gefeiert. Allein er entbehrte der nötigen Energie und war ganz in den Händen seiner Gemahlin Tarus und der Fanatiker, wie Jachja. Daher behauptete sich der Stamm der Beni Kassi von Saragossa unabhängig, Merida riß sich thatsächlich vom Reiche los, und Toledo war jahrelang, 829—837, eine selbständige Stadt unter dem Schutze Ordoños von Asturien. Dazu regte sich der christliche Religionseifer allerorten, angefeuert von dem Emporstreben der christlichen Staaten im Norden und das



175. Der Alkazar in Sevilla.

wachsende Mißtrauen, das ihnen die arabische Regierung unter dem Eindrucke der beständigen Kämpfe naturgemäß zeigte. Ein christlicher Priester Eulogius, der an der Universität Cordova lehrte, begann offen zu predigen gegen Mohammed, den „Lügenpropheten", und fand zahlreiche Anhänger. Ganze Scharen von Männern und Frauen suchten das Märtyrertum, indem sie vor dem Kadi erschienen und ihm ins Gesicht den Propheten lästerten, worauf die Todesstrafe stand. Der Richter begnügte sich anfangs mit leichten Strafen; als das nichts half, wurde endlich ein Priester, Namens Profectus, zum Tode verurteilt und am 18. April 850 in Cordova hingerichtet, im Jahre 851 ein zweiter, der Mönch Isaak, und noch elf andre Christen. Da diese alle ihren Glaubensgenossen einfach als Märtyrer galten, der Fanatismus also nur noch mehr anschwoll, so bewog der Kalif den Erzbischof von Sevilla, Rektafred, durch ein Konzil 851 ein Verbot zu erlassen, das die mutwillige Schmähung des Islam mit Strafe bedrohte; Eulogius und andre wurden verhaftet. Nach seiner Freilassung in Toledo zum Erzbischof erwählt, erlitt er endlich, da er seine Agitation fortsetzte, am 11. März 859 die Todesstrafe.

Es geschah dies unter Mohammed I. (852—886), dem ältesten der 45 Söhne Abderrahmans. Hierauf legte sich zwar die Glaubenswut der Christen einigermaßen; Mohammed aber war durch diese Vorgänge mißtrauisch gegen sie geworden und machte der Gleichberechtigung der Moslemin und Christen ein Ende. Die öffentlichen Ämter wurden von nun an ausschließlich den Moslemin vorbehalten, wodurch freilich der Haß der Christen aufs neue angestachelt wurde. Dazu verursachte Musa, das Haupt der Beni Kassi in Saragossa, eine Empörung und hatte solchen Erfolg, daß eine Reihe hervorragender Städte, Tudela, Huesca und Toledo, in seinen Besitz gelangten. Erfolgreich fachte sein Sohn Lupo den Aufstand gegen die Moslemin im Innern der Halbinsel an, während er im Bunde mit den Basken gegen das Frankenreich ins Feld zog. Er stritt gegen dessen König Karl den Kahlen mit solchem Glücke, daß dieser durch Geschenke den Frieden erkaufte. Schon hegte er den Plan, neben dem Emir von Cordova und der Herrschaft von Oviedo ein „drittes Königreich" auf der Pyrenäischen Halbinsel zu errichten, als er durch Ordoño von Oviedo so entscheidend am Berge Laturgo geschlagen wurde, daß alle seine hochfliegenden Pläne zunichte wurden; 10000 mohammedanische und christliche Streiter seines Heeres deckten das Schlachtfeld. Von Musa selbst, der noch zu entfliehen wußte, verlautete seit jenem Tage nichts wieder (857). Aber die Beni Kassi behaupteten sich.

Fortdauernde Zerrüttung.

Wüster Bürgerkrieg erfüllte lange vor allem das südliche Andalusien. Hier standen sich Renegaten und Araber in erbitterter Feindschaft gegenüber. Um Badajoz machte sich der Renegatenführer Abderrahman Ibn Merwan unabhängig; in den Bergen von Granada erhob sich um 880 der Renegat Omar Ibn Hafs (Hafsun) aus Malaga, den sein Vater wegen eines Totschlages verstoßen hatte, nahm Ronda, Archidona, Elvira und andre Städte in Besitz und behauptete sich auch gegen Mohammeds I. Nachfolger, Mundhir (886—888). Der wilde Kampf, in den sich die jemenitischen Araber um Sevilla mit den in dieser Stadt herrschenden Renegaten verwickelten, begünstigten ihn. Doch nahmen die Araber 889 Sevilla mit Hilfe der wilden Berbern von Merida, und im April 891 blieb der neue Emir Abdallah, Mundhirs Bruder (888—912), siegreich, so daß Omar Elvira, Archidona und andre Plätze verlor und mit dem Emir Frieden schloß. Aber schon 892 begann Omar den Krieg wieder. Er knüpfte mit den Beni Kassi von Saragossa und mit Alfonso III. Verbindungen an, trat sogar zum Christentum über und hielt sich bis zu seinem Tode (917) als selbständiger Fürst. Auch das Oberhaupt der Jemeniten von Sevilla, Ibrahim Ibn Hadschadsch, hatte schon 902 seine förmliche Anerkennung von Abdallah ertrotzt.

Zerfall Andalusiens.

Das spanisch-arabische Reich schien, gleich dem benachbarten karolingischen, der Auflösung in selbständige Herrschaften verfallen zu sein, denn auch die meisten Statthalter gebärdeten sich wie unabhängige Fürsten. Erst Abderrahman III. (912—961) gelang es, die Reichseinheit wiederherzustellen.

Die Völker des Nordens und Ostens.

Um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts waren die beiden großen neuen Reichsbildungen des 7. und 8. Jahrhunderts, das christliche Weltreich der Karolinger in Westeuropa und das Reich der islamitischen Araber an der Süd- und Ostseite des Mittelmeeres, in völliger Auflösung begriffen, und selbst die neuen landschaftlichen Staatenbildungen waren zu keiner innerlichen Festigkeit gelangt. Nur im Nordosten des Mittelmeeres hatte das Byzantinische Reich, trotz schwerer Gebietsverluste und beständiger innerer Kämpfe, eine wirkliche Staatsordnung bewahrt und weitergebildet. Gegenüber diesen Staaten im alten, durch den Zutritt der Deutschen noch wesentlich erweiterten Kulturkreise der griechisch-römisch-germanischen Welt verharrte der Norden

und Osten Europas größtenteils noch in heidnischer Barbarei, mit alleiniger Ausnahme der britischen Inseln; ja es brach von dort aus eine neue, die nordgermanische Völkerwanderung über die Kulturländer herein, die alle christlichen und selbst die mohammedanischen Lande bedrohte und anfangs schlechtweg nur zerstörend wirkte, bis sich endlich die Nordgermanen mehrfach niederließen und als siegreiche Eroberer auf heidnischem und christlichem Boden aus Plünderern und Zerstörern zu Staatengründern wurden. Damit aber traten sie auch in den Bereich der christlichen Kulturwelt ein, und die Bekehrung des noch heidnischen Teiles von Europa bereitete sich vor.

Das am weitesten nach Norden vorgeschobene christliche Land, Britannien, war das, auf dessen Schicksale sie den stärksten Einfluß übten, weil es sie durch seine Nähe und seine offenen Küsten am meisten lockte.

Die Begründung und Ausbildung des angelsächsischen Einheitsstaates.

Northumbrien, Mercia, Wessex.

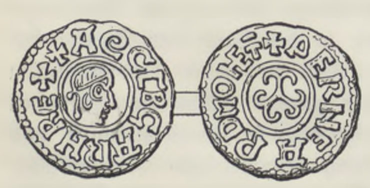
Um das Jahr 700 war die kirchliche Einheit der angelsächsischen Staaten vollendet (s. oben S. 223), ihre politische zweifelhafter als je. Denn aus dem Gewirre kleiner Herrschaften hatten sich drei größere Reiche von wesentlich gleicher Macht herausgebildet, von denen keines stark genug war, die andern zu bewältigen: Northumbrien, Mercia und Wessex. Die drei kleineren hatten bereits ihre Selbständigkeit eingebüßt. Sussex war schon um 700 von dem König Keadwalla von Wessex unterworfen; Kent, wichtig nur als Sitz des Erzbistums Canterbury, lange Zeit durch Keadwalla von Wessex schwer bedrängt und im Innern zerrüttet, gelangte zwar unter König Withräd (gest. 725) zu besserer innerer Ordnung, zerfiel aber 762 in die beiden Teilherrschaften von Rochester und Canterbury und wurde gegen Ende des 8. Jahrhunderts dem mächtigen Offa von Mercia unterthänig. Dasselbe Schicksal hatte wahrscheinlich Essex und sicher Ostangeln, wo das alte Königshaus 749 erlosch und Offa von Mercia 794 seine Oberherrschaft begründete.

Verfall Northumbriens.

Von den drei größeren Reichen trat Northumbrien allmählich zurück, weil es bei der Unsicherheit der Thronfolge beständig an innerer Zerrüttung litt. Es gewann das an Mercia verlorene Lincoln 679 durch den Sieg am Trent wieder, verlor aber an die Pikten durch die Niederlage bei Nechtansmere in Forfarshire (685) das ganze Land südlich des Forth. Dazu endete mit Osric (729) das alte Königsgeschlecht Idas, und der Thronstreit nahm seitdem kein Ende. Die meisten Könige starben eines gewaltsamen Todes, wenn sie nicht abdankten und ins Kloster gingen; Bürgerkriege, Hunger, Pest und Einfälle der Dänen, die im Juni 793 Kloster Lindisfarne verheerten, rafften das Volk dahin, und alle Bildung verfiel. Erst dem König Eardulf, der als solcher zuerst von allen northumbrischen Herrschern in York am 26. Mai 796 feierlich gekrönt wurde, gelang es, eine neue Dynastie zu gründen und, als er 806 vertrieben worden war, mit Hilfe Karls des Großen und Papst Leos III. wieder zurückzukehren.

Übergewicht Mercias

So stieg allmählich Mercia zur angelsächsischen Vormacht empor. Denn hier behauptete sich das alte Geschlecht Pendas (s. S. 222) und brachte in König Offa (757—796) einen bedeutenden Mann hervor, den einzigen angelsächsischen König, den Karl der Große einigermaßen als ebenbürtig ansah. Thatkräftig, hart, herrschsüchtig, obwohl nach seiner Weise fromm, sicherte er die Grenze gegen das keltische Wales durch die gewaltige Landwehr, die von der Mündung des Dee bis nach Bristol reichte (Offa's dyke), gewann Einfluß auf Northumberland, indem er eine seiner Töchter mit König Äthelred vermählte, brachte 794 Ostangeln durch die Hinrichtung



176. Münze König Egberts von Wessex (802—839). Nach Green.

König Äthelberts unmittelbar in seine Hand, stiftete 787 im Zusammenhange mit einer großen, von zwei italienischen Bischöfen im päpstlichen Auftrage vorgenommenen Kirchenvisitation und den Konzilien von Chelsea und Corbridge (786 und 787) für Mercia das selbständige Erzbistum Lichfield und gründete das nachmals berühmte Kloster St. Albans. Mit Karl dem Großen stand er in nahen und meist freundlichen Beziehungen, die besonders Alcuin vermittelte. Nach seinem Tode 26. Juli 796 behauptete Conewulf noch die alte Stellung Mercias und warf 798 das empörte Kent wieder zu Boden, aber das Erzbistum Lichfield ließ er 803 wieder eingehen. Mit der Verjagung seines Bruders und Nachfolgers Ceolwulf (821—823) erlosch indes das alte Herrschergeschlecht. Damit ging das alte Übergewicht Mercias für immer an Wessex über.

Aufsteigen von Wessex unter Egbert.

In Wessex waren, als König Ine 726 abgedankt hatte und nach Rom gezogen war, schwere und lange Wirren ausgebrochen. Aber seine Dynastie behauptete sich nicht nur, sondern übertraf auch die andern angelsächsischen Königsgeschlechter an Langlebigkeit, so daß es sie schließlich alle beerbte. Aus ihm ging der Mann hervor, den man als den Begründer des angelsächsischen Einheitsstaates betrachtet, König Egbert (802—839), der Sohn des Etheling Ealhmund aus Cerdics Hause, der unter seinem Vorgänger Beorhtric im Frankenreiche als Verbannter gelebt hatte und jetzt mit Kaiser Karls Hilfe in die Heimat zurückkehrte. Nach Ceolwulfs Tode nahm er den Kampf um den Vorrang mit Mercia auf. Während sich Ostangeln empörte, siegte Egbert 823 über König Beornwulf von Mercia bei Ellendun in Wiltshire entscheidend. Darauf verjagten die Kenter den ihnen von Mercia gesetzten König und wählten als solchen Egbert; diesem Beispiele folgten Sussex und Essex, und als Beornwulf 825 im Kampfe mit den Ostangeln gefallen war, auch diese. Siegreich drang nun 827 Egbert in Mercia selber vor, verjagte den neuen König Wiglaf und rückte bis an die Grenze von Northumbrien vor. Ohne Widerstand erkannten ihn die Northumbrier als ihren Oberherrn an, und als er 830 die Waffen der verbündeten Reiche gegen die Walliser kehrte, huldigten auch diese dem neuen Herrn der Angelsachsen.



177. Angelsächsischer Krieger des 9. Jahrhunderts.
Aus dem Evangeliarium des Mac Durnan. Nach Green.

Zum erstenmal in der Geschichte waren alle angelsächsischen Reiche in einer Hand vereinigt, doch ließ Egbert in Ostangeln, Northumbrien und sogar in Mercia Unterkönige bestehen, setzte später auch über Kent, Essex und Sussex als solchen seinen Sohn Äthelwulf ein und nannte sich selbst nur König von Wessex, nahm also für sich nur etwa die Stellung des erblichen Bretwalda in Anspruch, nicht viel anders, als hundert Jahre nach ihm sein Stammesgenosse König Heinrich I. in Deutschland that. Trotzdem gewöhnte man sich schon damals, das germanische Britannien als eine Einheit aufzufassen und es als Anglia zu bezeichnen, nicht nach dem herrschenden, sondern nach dem zahlreichsten Stamme.

Die ersten Raubzüge der Normannen.

Daß aus diesem Staatenbunde ein Einheitsstaat wurde, das wurde durch zwei Umstände herbeigeführt: das Erlöschen der kleinen Königsgeschlechter und die fortgesetzten Einfälle der Normannen (Dänen), die zur Zusammenfassung aller Kräfte zwangen. Sie hatten sich zunächst auf Irland geworfen, 822 Armagh geplündert und sich an der irischen Küste festgesetzt; 835 erschienen sie zum erstenmal in der Themsemündung, 836 an der Südküste, wo sie Egbert bei Charmouth in Dorset schlugen. Als sie 838

bei Cornwallis landeten, erfocht dieser über sie seinen letzten Sieg bei Hengestdune (Hingstondowne bei Plymouth), aber im nächsten Jahre 839 starb er.

Äthelwulf und seine Söhne.

Sein Sohn und Nachfolger Äthelwulf (839—858), anfangs, wie es heißt, für den geistlichen Stand bestimmt, neigte sich infolge seiner mönchischen Erziehung mehr einem friedlichen Wirken als dem Kriegführen zu, und doch belästigten die Dänen gerade unter seiner Regierung das Reich mehr als je zuvor. Die weite Küstenausdehnung Englands vereitelte einen durchschlagenden Sieg; denn während durch einen Einzelerfolg nur die zunächst bedrohte Gegend von den Dänen gesäubert wurde, landeten unterdessen andre Raubscharen an andern von Verteidigern entblößten Gestaden und trieben ihr Unwesen in um so größerer Sicherheit. Die Grausamkeiten, die diese Heiden ausübten, übersteigen alle Beschreibung; Furcht, Betäubung, dumpfer Schrecken bemächtigten sich der Einwohner schon bei ihrem Herannahen. Selbst ein entscheidender Sieg, den Äthelwulf im Jahre 851 mit seinem Sohne Äthelstan, Unterkönig von Kent, bei Ockley in Surrey über sie davongetragen, vermochte die immer massenhafter auftretenden schlimmen Gäste nicht zurückzuschrecken. Bereits setzten sie sich auf der Thanetinsel an der Themsemündung fest. Indes herrschte doch in den nächsten Jahren soweit Ruhe, daß Äthelwulf einen längst gehegten Plan zur Ausführung bringen konnte. Er sandte im Jahre 853 seinen Lieblingssohn Alfred (Älfred) mit großem Gefolge nach Rom, um ihn durch Papst Leo IV. krönen und salben zu lassen, und zwei Jahre später pilgerte er selbst nach der heiligen Stadt. Er erwarb sich hier die Zuneigung der Römer durch kostbare Geschenke an die Kirchen der Stadt und stattete auch die wahrscheinlich von König Ine 726 gestiftete „Schule der Sachsen“ (beim St. Peter an der Stelle des heutigen Hospitals S. Spirito in Sassia), die für die kirchliche Ausbildung und die Aufnahme angelsächsischer Pilger bestimmt war, aufs reichlichste aus.



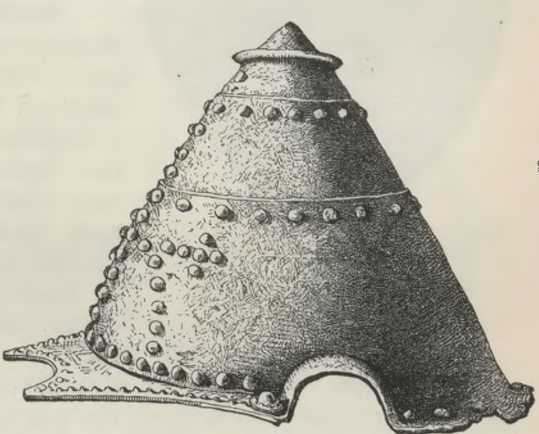
178. Münze Alfreds des Großen von England. Nach Green.

Unterwegs auf der Rückreise vermählte sich der alte Herr zum zweitenmal mit Judith, der Tochter Karls des Kahlen, die er zugleich gegen die angelsächsische Sitte zur Königin förmlich krönen ließ, erregte dadurch aber den Widerspruch seiner Söhne erster Ehe derart, daß ihn Äthelbald, der Unterkönig von Kent, Essex und Sussex, nötigte, sich mit diesem Nebenamte zu begnügen und ihm selbst Wessex zu überlassen. Doch starb Äthelwulf schon 858. Sein Testament, nach dem Wessex dem Äthelbald, die östlichen Königreiche dem Äthelbert verbleiben sollten, wurde mit Äthelbalds Tode 860 hinfällig, denn nun bestieg Äthelbert auch in Wessex den Thron (860—866) und stellte die gefährdete Reichseinheit der sächsischen Staaten wieder her.

Edmund und die Dänen.

Es war hohe Zeit, denn die Angriffe der Dänen erneuerten sich und beabsichtigten jetzt nicht mehr bloße Plünderung, sondern Eroberung und Ansiedelung. Acht Könige und mehr als zwanzig Jarle, worunter zwei Söhne Ragnar Lodbroks, Ingvar und Ubba, landeten 866 mit der größten Flotte, die jemals erschienen war, an der Ostküste von Ostangeln. Sie zwangen den König Edmund (Eadmund), ihnen Winterquartiere einzuräumen, und drangen 867 in Northumbrien ein. Hier eroberten sie York, erzwangen die Abtretung der ganzen Südhälfte des Landes und bemächtigten sich 868 Mercias mit der Stadt Nottingham. Mit Mord und Brand wüteten sie gegen die christlichen Angelsachsen, die, wenn auch mit dem Mute der Verzweiflung kämpfend, den überlegenen Feinden an allen Orten weichen mußten. Das Kloster Croyland wurde erstürmt und in Brand gesteckt, nachdem der Abt am Hochaltar erschlagen worden war; ebenso erging es dem Kloster Medeshamstede (Peterborough), wo eine wertvolle Sammlung von Handschriften mit verbrannte. Die gesamten Klosterinsassen wurden von den Barbaren

niedergemacht. Ein gleiches Schicksal traf das Frauenkloster zu Ely. Den jungen ritterlichen König Edmund von Ostangeln, der in die Hände Ingvars gefallen war, ließ dieser auf die Weigerung hin, seinen christlichen Glauben abzuschwören, an einen Baumstamm binden und mit Pfeilschüssen töten (20. November). Er wurde infolgedessen in der ganzen Christenheit als königlicher Heiliger verehrt; über seinem Grabe entstand später die berühmte Abtei Bury St. Edmunds. Das Land aber nahm der Dänenkönig Guthrun förmlich in Besitz. — Noch waren Wessex und das ganze südliche England von den Dänen verschont geblieben, aber 871 fuhren sie die Themse hinauf und schlugen bei Reading ein festes Lager auf. Da rückten die beiden königlichen Brüder Äthelred (866—871) und Alfred heran, wurden zwar beim ersten Angriff zurückgeworfen und zogen sich auf den Hügel von Arscesdune (Ashdown) zurück, erneuerten aber vier Tage später den Sturm und erfochten einen glänzenden Sieg. Freilich war er keineswegs entscheidend, vielmehr erlitten die Angelsachsen rasch hintereinander zwei schwere Niederlagen bei Besingstoke in Hampshire und bei Merton in Surrey, und die Dänen blieben im Lande zurück. Kurz nachher starb Äthelred am 23. April 871, und an seine Stelle trat durch Wahl der Witan Alfred der Große (871—901).



179. Helm aus der Zeit Alfreds, gefunden zu Oxford, jetzt in der Parham-Sammlung. Nach Scott, „The british army“.

Alfred der Große; Ansiedelung der Dänen.

Er zählte erst 22 Jahre, als er zum Throne gelangte, aber er war schon hinlänglich erprobt. Bei aller aufrichtigen Frömmigkeit und aller Neigung zu geistiger Beschäftigung war er doch ein rüstiger Jäger und ein tapferer Kriegsmann, wie ihn England damals brauchte. Die Lage war fast trostlos. Da eine neue dänische Flotte kurz nach seiner Thronbesteigung eintraf, so wurde er bei Wilton völlig geschlagen. Inzwischen gab König Burhred von Mercia alle Hoffnung auf und flüchtete nach dem Festlande; an seine Stelle trat Ceolwulf als dänischer Vasall. Diesem nahmen die Dänen bald einen Teil des Landes ganz ab und verteilten ihn unter sich (877); dasselbe thaten sie in Northumberland, so daß die bisherigen Eigentümer, so weit sie in ihrem Besitz gelassen wurden, den neuen Herren zinsen mußten. So war der ganze Osten und Norden an die Dänen verloren, und nur Wessex hielt noch stand.

Sieg bei Swanage.

Zunächst wußte sich König Alfred noch siegreich zu behaupten. In der Erkenntnis, daß gegen die seebeherrschenden Dänen die Verteidigung ohne Flotte nicht ausreichend sei, ließ er 876 ein Geschwader ausrüsten, das meist von Friesen bemannt war. Schon im nächsten Jahre 877 erfocht dies einen bedeutenden Erfolg. Als die Dänen sich an der Südküste in Warnham und Exeter festgesetzt hatten, schnitt die englische Flotte Exeter von der Verbindung mit der See ab, schlug das dänische Geschwader und trieb es, 120 Schiffe stark, auf die Klippen von Swanage (Swanewic südöstlich von Warnham), wo es bei dichtem Nebel mit der ganzen Bemannung zu Grunde ging. Darauf willigten die Dänen in Exeter in einen Vertrag und zogen ab.

Alfreds Niederlage.

Aber schon im Jahre 878 kehrten sie mit verstärkter Macht wieder. Die eine Kolonne setzte sich in Chippenham in Wiltshire fest, die andre faßte Devon von der Westseite und belagerte die Feste Kynwith. In einem glücklichen Ausfall wurden hier

die Dänen allerdings zersprengt und verloren mit 840 Toten auch ihre Hauptfahne, den „Raben“, die Ragnar Lodbroks Töchter für ihre Brüder unter Zaubersprüchen gewebt hatten. Aber vor der Hauptmacht, die von Chippenham her vorrückte, brach aller Widerstand zusammen. Alfred selbst mußte mit einer Handvoll Leute in die Urwälder und Sümpfe von Somerset fliehen. Dabei ging ihm das Schmuckstück seines Zepters verloren, das erst 1693 wieder aufgefunden worden ist und sich jetzt in Oxford befindet.



180. Schmuckstück vom Zepter Alfreds des Großen. Nach Green.

Das Kunstwerk, das durch einen merkwürdigen Zufall uns überliefert ist und 1693 in der Nähe von Athelney wieder aufgefunden sich jetzt im Ashmolean Museum zu Oxford befindet, besteht aus einem Kristall von ovaler Form, in den ein Mosaikschmelz von grüner und gelber Masse eingelegt ist. Dieser Schmelz stellt die Umrisse einer menschlichen Figur dar, die in jeder Hand eine Art von Lilienstock mit Blumen trägt, den König selbst in seinem Schmucke. Die ovale Seitenwand ist von vortrefflich gearbeitetem durchbrochenen Golde eingefaßt und enthält ringsum in Kapitalen die Worte: Aelfred mec heht gewyrcan (Alfred hat mich machen lassen). Am unteren Ende münden Gold und Kristall in einen Delphinkopf, dessen leere Augenhöhlen ehemals Edelsteine enthalten haben müssen und durch dessen offenstehenden Rachen innerhalb ein kleiner goldener Stift läuft. Dieser hat vermutlich dem Stabe zur Befestigung gedient, an dessen Spitze das Juwel getragen wurde.

Die Sage hat dieses Exil vielfach poetisch ausgeschmückt. Er soll hier das Leben eines gewöhnlichen Landmannes geführt und mit einem Hirten Feldarbeit und Kost redlich geteilt haben. Eines Abends aber, als Alfred mit dem Putzen seiner Waffen beschäftigt war, versäumte er, nach dem Brote zu sehen, dessen Überwachung ihm die Hirtin aufgetragen hatte, so daß es zu Kohle verbraunte. Ergrimmt schalt ihn die zurückgekehrte Hirtin, daß er wohl stets mitessen, aber nicht fürs Essen sorgen möge, wie es sich gehöre.

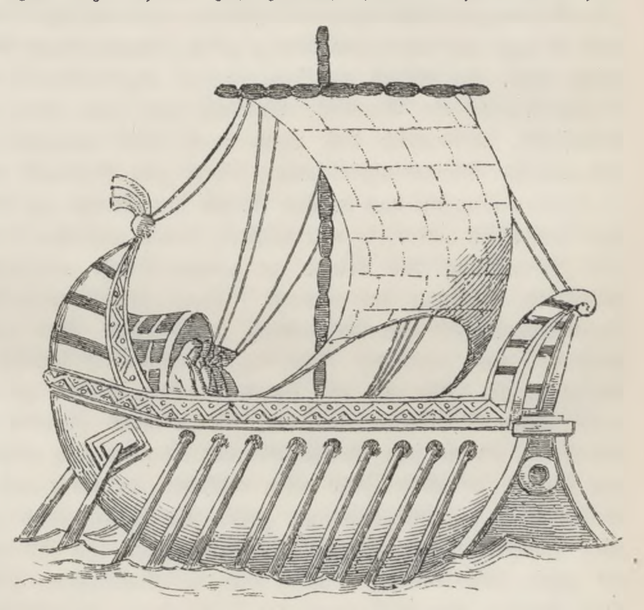
Sieg und Vertrag mit den Dänen.

Thatsächlich hielt er sich auf einer schwer zugänglichen inselartigen Anhöhe südöstlich von Bridgewater (unweit des späteren Schlachtfeldes von Sedgemoore, s. Bd. VI, S. 22), der „Prinzeninsel“ (Aethelinga-eigge, Äthelney), die er allmählich zu einer starken Festung umschuf. Als er die Seinen durch glückliche Streifzüge ermutigt hatte, brach er durch die Wälder nordwärts gegen Chippenham auf und fand bald starken Zulauf. Nachdem er die Stellung des dänischen Heeres, wie die Sage erzählt, als Harfner verkleidet selbst ausgekundschaftet hatte, überfiel er den König **Guthrun** bei **Eddington** unweit von Chippenham und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei. Nach vierzehntägiger Einschließung ergab sich Guthrun bei Chippenham, versprach das Land zu räumen, selbst zum Christentum überzutreten und stellte Geiseln. Drei Wochen später ließ er sich wirklich in Alre bei Äthelney mit 30 seiner Edeln taufen. Darauf kam in Wedmore ein förmlicher **Vertrag** zustande mit Zustimmung der angelsächsischen Witan und „des gesamten (dänischen) Volkes, das sich bei den Ostangeln befindet“. Danach räumte Alfred den Dänen alles Land nordöstlich der Linie von London nach Chester, der sogenannten Waetlingstraße, ein, also halb Mercia, Ostangeln und einen Teil von Essex mit London. Streitigkeiten sollten gerichtlich beigelegt werden, Angelsachsen und Dänen das gleiche Wergeld genießen. Mit dem Verzicht auf die Hälfte von England erkaufte Alfred den Frieden, aber er hatte halb Mercia für Wessex gewonnen und den ewigen Verheerungen ein Ende gemacht (878). Nach dem endlichen Abzuge Guthruns 880 genoß sein Reich auf eine Reihe von Jahren der Ruhe.

Neue Kämpfe mit den Wikingern.

Freilich war die Gefahr damit noch keineswegs vorüber. Denn der Vertrag band weder die überseeischen noch die northumbrischen Dänen, und König Guthrun blieb unzuverlässig. Schon 885 erschien eine Wikingerflotte vor Rochester, und das englische Geschwader erlitt an der Küste von Ostangeln eine Schlappe. Darauf entriß König Alfred den Dänen London und versah dies, wie andre feste Plätze, mit einer

starken Besatzung. Viel schlimmer gestalteten sich wieder die Dinge, als sich die Dänen nach ihrer schweren Niederlage an der Dyle 891 (s. S. 381) im Herbst 893 mit ganzer Macht wieder auf England warfen. Eine Flotte von 250 Segeln landete an der Südküste von Sussex, und die Mannschaft drang bis Appledore (Apuldre) vor, wo sie ein festes Lager schlug, während der gefürchtete **Hasting** sich zu Anfang 894 an der Themsemündung bei Sheerneß festsetzte und auch die northumbrischen und ostanglischen Dänen in Bewegung gerieten. König Alfred begnügte sich damit, durch sein Landesaufgebot ihnen in kleinen Abteilungen entgegenzutreten, faßte dann das Dänenheer von Appledore, als es bei Farnham, oberhalb von London, die Themse überschreiten wollte, nahm ihm alle Beute ab und verfolgte es bis tief nach Essex, wo inzwischen Hasting beim Beamfleote Stellung genommen hatte. Als Alfred nach Devon abgerufen wurde, um dort neue dänische Landungen abzuwehren, zog Hasting quer durch Mercia hindurch bis an die Grenze der Walliser. Aber diese folgten pflichtmäßig Alfreds Aufgebot, und Hasting wurde in seinem Lager bei Buttington, unweit des oberen Severn, eingeschlossen. Endlich, als der Hunger seine Leute quälte, brach er nach Osten durch und erreichte wieder sein Lager in Essex. Da er sich aber auch hier, wo alles ausgesogen war, nicht halten konnte, zog er zum zweitenmal nach Westen, bestürmte Chester zwei Tage lang und überwinterte in Wirseale, zwischen den Mündungen des Dee und Mersey, bis er im Frühjahre 895 unter entsetzlichen Verheerungen in Nordwales, Northumbrien und Ostangeln wieder sein Lager in Essex (auf der Insel Mersey in der Colnemündung) aufsuchte. Bei einem dritten Vorstoße zu Anfang 896 drang er die Themse hinauf, hielt sich lange in der Nähe von Hatfield, bis Alfred die Themse sperrte und alle dänischen Schiffe in seine Gewalt brachte, und brachte den Winter wieder am oberen Severn bei Bridgeworth zu. Erst im Sommer 897 zwang der Mangel die Dänen zum Abzuge; die einen gingen nach Northumbrien und Ostangeln, die andern, unter Hasting, nach Frankreich. England war seiner Dränger ledig.



181. Schiff aus dem 9. Jahrhundert.
Aus einer Miniaturenhandschrift in der Bibl. zu Paris.
Nach Witt, „Chroniqueurs".

Reform der Wehrverfassung.

Das war vor allem ein persönliches Verdienst des Königs und nächstdem seiner Reformen der angelsächsischen **Wehrverfassung**. Das alte Landesaufgebot aller Freien war für diese ackerbauende Bevölkerung nicht nur immer eine drückende Last gewesen, sondern es genügte auch seinem Zwecke den Einfällen der Dänen gegenüber schlechterdings nicht, weil diese stets, modern gesprochen, schon die Mobilisierung störten und die doch zusammengezogenen Massen niemals lange bei einander zu halten waren, da ihre Verpflegung nicht gesichert war. Um so wichtiger wurden die Gefolgsleute (thegn)

des Königs und der Ealdormen, die von jeher mit Land ausgestattet waren (s. S. 225). Alfred ordnete ihren Dienst in der Weise, daß er sie in drei Abteilungen teilte und jede auf einen Monat zum Dienst am Hofe und in den von ihm angelegten festen Plätzen heranzog, also immer eine größere Anzahl von Leuten unter Waffen hielt, die durch Einberufung auch der übrigen auf das Doppelte und Dreifache gebracht und leicht zu ansehnlicheren Heeren vereinigt werden konnten. Dieser Heeresreorganisation und seinen Festungen, nicht dem schwerfälligen alten Landesaufgebot, verdankte England die Abwehr der Einfälle Hastings, der nicht im stande war, auch nur einen festen Platz einzunehmen und sich auf die Dauer im Innern zu behaupten. Die Flotte wurde weiter ausgebildet, indem Alfred größere Schiffe zu 60 Rudern bauen ließ; ihre Aufbringung hat wohl schon er den Hundertschaften an der Küste auferlegt, deren je drei ein Fahrzeug auszurüsten hatten.

Die monarchische Umgestaltung der Verfassung.

Die angelsächsische **Verfassung** hat Alfred nicht geändert, wohl aber nach den jahrzehntelangen Störungen neu geordnet und ergänzt. Dies war schon deshalb nötig, weil er jetzt als alleiniger König gebot, denn soweit England nicht von den Dänen besetzt war, hat Alfred die Staatseinheit abgeschlossen. Auch über Mercia regierte in seinem Namen ein Beamter, Äthelred (seit etwa 880), der Gemahl seiner Tochter Äthelflaed, wenngleich das Land noch seine besondere Witenagemote hatte. Diese monarchische Staatseinheit kommt scharf zum Ausdruck einmal in Alfreds **Gesetzbuch** (Aelfrêdes dômas), das er auf Grund der Gesetze der Könige Ine von Wessex, Äthelbert von Kent und Offa von Mercia, sowie biblischer Gebote zusammenstellen ließ und mit Zustimmung der Witan im ganzen Reiche einführte, sodann in der wesentlich gehobenen Stellung des Königs. Sein Gericht entwickelte sich zu einer Art von Appellations- und Revisionsinstanz; er verfügte über ein besonderes „königliches Gefängnis", eine unerhörte Neuerung; nachdrücklich schärfte er seinen Beamten und den Beisitzern ein, sich mit den Gesetzen besser bekannt zu machen, was manchem dieses verwilderten Geschlechts noch im Alter damals schweres Kopfzerbrechen machte. Nur der König vertrat jetzt die Angeln und Sachsen nach außen, allerdings mit Zustimmung der Witan; er allein hatte einen erblichen Anspruch auf seine Würde, nicht mehr die Ealdormen; auf Nachstellungen gegen sein Leben stand jetzt der Tod und der Verlust aller Habe, und der Hausfriedensbruch gegen ihn (burhbryce) wurde fortan schwerer als gegen jeden andern, nämlich mit 120 Schillingen, gebüßt (beim Erzbischof nur 90, beim Bischof oder Ealdorman 60 Schillinge). So mächtig hat Alfred in das politische Leben seines Volkes eingegriffen, daß man ihn später geradezu als Schöpfer der englischen Verfassung gefeiert hat.

Alfreds Sorge für geistige Bildung.

Und nun faßte dieser König seinen Regentenberuf in so hohem und edlem Sinne, wie niemals vor ihm ein mittelalterlicher Monarch. Seine Einkünfte (aus Gerichtsgefällen u. a. m.) teilte er in zwei gleiche Teile, für weltliche und für kirchliche Zwecke, und zwar durch seine Thegns. Von der weltlichen Hälfte verbrauchte er ein Drittel für die dienstthuenden Krieger, ein Drittel für Bauten u. dgl.; nur das letzte Drittel behielt er sich zu persönlicher Verfügung vor. Von der zu kirchlichen Zwecken bestimmten Summe gehörte je ein Viertel den Armen, seinen beiden Klosterstiftungen, der königlichen Schule und allgemeinen Unterstützungszwecken. Für seinen eignen Hofhalt begnügte er sich mit den Erträgen der Krongüter. Vor allem arbeitete er emsig daran, die tiefgesunkene **Bildung** wieder zu heben. Während der verheerenden Kriege waren die Klöster zerstört und ihre Insassen getötet oder vertrieben worden, so daß die Wissenschaften gänzlich daniederlagen. Als Alfred die Regierung antrat, konnten südlich der Themse nur wenige Geistliche die Messe lateinisch lesen oder ein lateinisches Stück ins Angelsächsische übersetzen. Daher errichtete er neue Klöster, namentlich in Äthelney und Shaftesbury, stattete andre besser aus und zog verdienstvolle, kenntnisreiche Aus-

länder herbei, welche die gesunkenen Studien wieder auf die Höhe der Zeit brachten, wie Grimbald von Reims, Johannes aus Sachsen und vor allem den Walliser Asser, seinen vertrauten wissenschaftlichen Freund und Geschichtschreiber seiner Regierung. Für seinen Sohn Äthelward errichtete er eine Hofschule, in der mit ihm auch die Söhne von Edeln Sächsisch und Lateinisch lernten, und er hatte überhaupt den Gedanken, allen freien Laien eine litterarische Bildung in der Muttersprache geben zu lassen. Mit diesen Bestrebungen hängt eine ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit zusammen. Er ließ die Werke klassischer Schriftsteller in die Landessprache übersetzen, z. B. die Dialoge Papst Gregors des Großen über Heiligen- und Wundergeschichten, und nahm selbst teil an diesen Arbeiten. So übersetzte er die „Seelsorge" (Regula pastoralis) desselben Papstes und ließ sie allen Bischöfen zugehen, ferner das goldene „Trostbuch der Philosophie" von Boethius, das er in ergreifender Weise in germanischen Stabreimen wiedergab, endlich die Geschichtswerke von Beda und Orosius, sowie Bruchstücke der Bibel, des heiligen Augustinus, der Fabeln des Äsop u. s. w., und vermehrte sie mit schätzbaren Zusätzen. Mit Boethius' stoischer Weisheit verband er seine eignen reifen Lebenserfahrungen, und der geographischen Einleitung des Orosius fügte er eine Beschreibung aller damaligen germanischen Länder, sowie die höchst wertvollen Reiseberichte des Ohther über Skandinavien und des Wulfstau über seine Fahrt von Haethum (Heideby, d. i. Schleswig) bis an die Weichselmündung hinzu. So wurde er der bedeutendste angelsächsische Prosaiker, ja der Begründer der angelsächsischen Prosa, der ersten germanischer Zunge, die bald darauf in der „Sachsenchronik" das erste Geschichtswerk in germanischer Sprache erhielt. Und doch war Alfreds Jugendbildung so vernachlässigt worden, daß er erst im zwölften Jahre Lesen und Lateinisch erst im vierzigsten von Asser lernte. Aber schon in frühester Jugend hatte er eine seltene Wißbegier an den Tag gelegt. Man erzählt sich, seine Mutter, die edle und fromme Osberga, habe eines Tages ihren vier Söhnen, die um sie herum spielten, ein schönes Manuskript, eine Sammlung alter sächsischer Heldenlieder gezeigt. „Dieses schöne Buch", äußerte sie, „werde ich dem unter euch geben, der es am schnellsten auswendig lernt." Drei der Brüder setzten ihr Spiel unbekümmert um das Buch fort, allein der kleine Alfred nahm es rasch, suchte einen Lehrer, um ihm die Verse vorzusprechen, und kam bald darauf triumphierend zurück, sich den Preis zu erringen. Der Eindruck, den diese sächsischen Gesänge schon damals auf ihn gemacht hatten, blieb ein dauernder: mit Vorliebe verweilte er während seines ganzen Lebens bei diesen Liedern, wie Karl der Große (s. S. 355). Um neben seinen vielfachen Regierungsgeschäften für solche Studien Zeit zu gewinnen, hielt er eine genaue Zeiteinteilung für das zweckmäßigste Mittel. Demzufolge teilte er die vierundzwanzig Stunden des Tages in drei gleiche Teile. Acht Stunden widmete er der Pflege seines Leibes: dem Essen, dem Schlafe und den Vergnügungen; acht Stunden verwendete er zu den Geschäften der Regierung, und acht Stunden bestimmte er zu seinen gelehrten Arbeiten und sonstigen geistigen Beschäftigungen, als Gottesdienst, Gebet u. dgl. Den Mangel an Uhren suchte er bei dieser Zeiteinteilung durch Wachskerzen von gleicher Dicke und Länge zu ersetzen. Jede dieser Kerzen brannte vier Stunden lang und hatte für jede Stunde einen besonderen Einschnitt.

Alfreds Tod.

So war Alfred nicht nur ein Vater seines Volks, sondern auch sein Vorbild, der tüchtigste Jäger, der tapferste Kriegsmann, der größte Schriftsteller, der gewissenhafteste Arbeiter, kaum eine eigentlich geniale Natur, aber auf alles Gute und Große gerichtet, wohlwollend, liebenswürdig, aufrichtig, fröhlich, und dabei von einer gewissen verständigen Nüchternheit. Noch in seinem Testamente hat er alle bedacht, die ihm jemals gedient hatten. Er starb, erst 52 Jahre alt, im November 901 und wurde in Winchester beigesetzt.

Eroberung des dänischen England.

Edward I. (901—925), Alfreds Sohn, bestieg den Thron ohne Erschütterung. Auch später fand die Erhebung seines Vetters Äthelwald im Lande selbst keinen Boden. Dieser war bei seines Vaters Äthelred Tode minderjährig gewesen, und deshalb hatte dem Herkommen zufolge Äthelreds Bruder Alfred den Thron bestiegen. Als dieser nunmehr gestorben und Äthelwald mündig geworden war, erhob er seine Ansprüche auf den englischen Thron gegen Edward. Aber nur die Dänen in Northumbrien unterstützten ihn mit Schiffen und Mannschaften, und der Krieg wurde rasch 907 durch einen glänzenden Sieg Edwards entschieden, wobei Äthelwald sowie der Dänenkönig das Leben einbüßten. Edwards Hauptaufgabe war die Wiedervereinigung der von den Dänen besetzten Gebiete mit Westsachsen. Darin hatte ihm seine tapfere Schwester Äthelflaed, nach dem Tode ihres Gemahls „Herrin (lady) von Mercia", wacker vorgearbeitet. Die mercischen Dänen bildeten zwei Bündnisse, von denen das nördliche die „Fünfstädte" Derby, Nottingham, Lincoln, Stamford und Leicester, das südliche Bedford, Northampton und Huntingdon umfaßte. Ein Jarl regierte jede Stadt (borough) und ihr „Heer" mit Beirat von zwölf „Richtern", und ein Obergericht sicherte den Frieden innerhalb des Bundes. Äthelflaed eroberte Derby und Leicester, Edward I. nach ihrem Tode 918 zunächst die drei Städte des Südbundes, dann ganz Ostangeln, endlich Stamford und Nottingham. Daraufhin erkannten ihn, wahrscheinlich durch innere Fehden geschwächt, auch die Northumbrier und ihre westlichen Nachbarn, die Keltenfürsten von Strathclyde, und die Schotten als „Vater und Herrn" an.

Vereinigung Northumbriens mit Wessex.

Edwards Sohn, Alfreds goldhaariger Enkel Äthelstan (925—940), setzte das Werk des Vaters und Großvaters fort, vollendete die Einheit des angelsächsischen Staats und hob das Königtum von Wessex auf die höchste Stufe seiner Macht. Er hatte eine seiner Schwestern dem northumbrischen Fürsten Sithrik in zweiter Ehe vermählt; als dieser aber schon nach einem Jahre starb, überging Äthelstan die Ansprüche seiner Söhne aus erster Ehe und vereinigte Northumbrien ganz mit Wessex. Guthfred, der älteste dieser Söhne, suchte mit Hilfe der in Irland und Schottland angesiedelten Wikinger seine Rechte auf Northumbrien wieder geltend zu machen; allein der tapfere Äthelstan warf seinen Gegner nieder, behauptete sich in York und zwang selbst die aufständischen Waliser in ein drückendes Abhängigkeitsverhältnis. — Äthelstan gelangte bald zu solchem Ansehen, daß der mächtige Graf Hugo von Paris um seine Schwester warb, ja 930 vermählte sich der spätere deutsche König Otto I. mit einer andern Schwester, der tugendreichen Editha, und König Harald von Norwegen soll seinen Sohn Hakon zur Erziehung an den englischen Hof gesandt haben. Seinem Einfluß war es auch zu einem großen Teile zuzuschreiben, daß sein Neffe, Ludwig der Überseeische, auf den westfränkischen Thron gelangte (das Nähere später).

Sieg über die Kelten.

Allein das Schwert sollte in seiner Hand nicht ruhen. Anlaf, der zweite Sohn Sithriks, verbündete sich mit den Dänen in Irland, den Briten in Cornwallis und Wales, sowie noch mit dem Könige Konstantin von Schottland, um sein väterliches Erbe wiederzugewinnen. Der ebenso schlaue wie kühne Anlaf segelte den Humber aufwärts und nahm York. Allein die Kriegskunde und die strenge Zucht der Angelsachsen war dem zügellosen Ungestüm der Nordländer überlegen, und in dem letzten großen Entscheidungskampfe zwischen Kelten und Germanen, in der berühmten Schlacht bei Brunanburh (937), errang Äthelstan einen glänzenden Sieg, der seine Feinde auf immer niederwarf. Fünf keltische Könige und sieben dänische Jarle deckten das Schlachtfeld. Der heiße Kampf bei Brunanburh wurde von den Angelsachsen wie von den Skandinaviern vielfach in Liedern und Sagen besungen; denn auf beiden Seiten, auch in Äthelstans Heere, hatten nordländische Wikinger gekämpft. Drei Jahre nach dieser Schlacht starb Äthelstan am 27. Oktober 940, hoch angesehen und verehrt von seinem Volke wegen seiner Ritterlichkeit und Gerechtigkeitsliebe.

Die Entstehung der nordgermanischen Staaten.

Dänemark und Skandinavien.

Die Heimat jener kühnen Räuber und Eroberer, die ein Jahrhundert hindurch die angelsächsischen und fränkischen Reiche verheerten, um sich schließlich festzusetzen, war die jütische (cimbrische) und die skandinavische Halbinsel. Selten ist die Abhängigkeit der Entwickelung eines Volkes von dem Boden so sichtbar wie hier. Die jütische Halbinsel, eine Fortsetzung des uralisch-baltischen Landrückens, trug damals auf ihrem breiten Rücken unermeßliche Urwälder neben Heide und Moor; die Westküste, deren ehemalige Linie etwa von dem hohen Dünengestade der nordfriesischen Inseln bezeichnet wird, war damals ebenso hafenlos und menschenfeindlich wie heute noch, und nur an der Ostküste lockten wie heute tief ins Land geschnittene, stille, von üppigem Laubwald und reichem Ackergrund umgebene Buchten (Förden) hinaus nach der dänischen Inselwelt mit ihren blauen Sunden und Meerbusen, Buchenwaldungen und fruchtbaren, welligen



182. Norwegischer Fjord (der Nordfjord).

Flachlandschaften. Zu ihm gehört seiner ganzen Natur und dem milden Klima nach auch der südlichste Teil Skandinaviens, das inselartig vorspringende Schonen (Slåne, mit schwedischem Artikel Skånen, spr. Schonen), das der ganzen riesigen Halbinsel den Namen gegeben hat und von ihrem Kerne ursprünglich durch Wald und Sumpf scharf geschieden war. Diese selbst, in ihrer Hauptmasse ein ungeheures, nach Westen ansteigendes Granitplateau, stürzt nach Westen zu in steilen, himmelhohen Wänden in die tiefe See hinab, die in vielverzweigten Fjorden oft Hunderte von Kilometern ins Land hineindringt, von leuchtenden Schneegipfeln überragt und anbaufähig nur in den Thalspalten, wo aber unter dem Einflusse des Golfstroms ein mildes Klima eine üppige Vegetation begünstigt; nach Osten senkt es sich in breiten felsigen, von mächtigen Strömen durchfurchten, von großen Landseen unterbrochenen, von unermeßlichen Waldungen nnd Heiden bedeckten Ebenen nach der zerrissenen, mit Tausenden kleiner Granitinseln (Skären) umsäumten baltischen Küste hinab. Ein solches Land forderte von seinen Bewohnern harte Arbeit, um den Lebensunterhalt zu gewinnen, und versagte in seinem nördlichen

Drittel den Anbau ganz, aber es erzog auch thatkräftige und auf ihre Kraft stolze Menschen und verwegene Seefahrer, denn das wilde Meer bildete hier die wichtigste, oft die einzige Verkehrsstraße. Zugleich drängte es seine Söhne hinaus in die Ferne, denn die Dichtigkeit der Bevölkerung mußte sehr bald die überhaupt oder mindestens die unter den damaligen Verhältnissen mögliche Grenze erreichen, und dann blieb nur die Auswanderung.

Die Finnen und die Einwanderung der Germanen.

Die ursprüngliche Bevölkerung, noch ganz auf die Küsten beider Halbinseln beschränkt, war ein rohes Jäger- und Fischervolk, das Muscheln und Fische, Singschwan und Auerhahn, Ur und Elch mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Knochen erbeutete und die Reste zu ungeheuren Abfallhaufen, den Kjökkmödingern, zusammenschüttete, Menschen vielleicht finnischen Ursprungs. Jedenfalls waren auf der skandinavischen Halbinsel die Finnen vor den Germanen ansässig, und zwar Stämme von deren südlicher, der jämischen Gruppe, die vom Finnischen Meerbusen aus unter dem Namen der Suomi und Tawasten den größten Teil des heutigen Finnland besetzte, während die nördliche Gruppe, die Karelier, um den Ladogasee saßen. Um 100 n. Chr. erwähnt sie Tacitus unter dem bis jetzt noch nicht erklärten Namen der Sitonen, und zwar erfüllten ihre Niederlassungen das ganze Innere Skandinaviens bis zur Finnheide, dem Walde zwischen dem dänischen Halland und dem gotischen Småland. Die Nordgermanen müssen nun nach Skandinavien teils zu Lande von Norden her, teils zu Wasser von Osten her eingewandert sein. Jenen Weg mögen die Norweger eingeschlagen haben, diesen die Schweden (bei Tacitus Suiones), die sich um den vielverzweigten Mälarsee und noch nördlich der Urwälder des „Thallandes“ (Dalarna), in Helsinge, niederließen, die Goten, die, von ihnen durch den Wetternsee und riesige Urwälder (Tyweden, Kolmirkr) getrennt, den größten Teil des Südens einnahmen, und die Dänen, die Schonen und Seeland besetzten. Vor den Germanen wichen die Finnen hinter den Wenernsee und sogar aus Wärmland zurück. Die dänischen Inseln waren damals noch in den Händen südgermanischer (deutscher) Stämme, der Heruler, Cimbern, Friesen, Waren, Angeln und Sachsen. Erst nachdem diese im 5. und 6. Jahrhundert größtenteils über Meer gezogen und nur schwache Reste zurückgeblieben waren (s. S. 87), besetzten die Dänen, wie die Sage meldet, unter der Führung von Helge und Hrolf Krake die Inseln und das jütische Festland bis an die Schlei und schlossen damit im wesentlichen das Verbreitungsgebiet der Nordgermanen ab. Nur gegen die Finnen schoben sie sich auch später noch langsam vor.

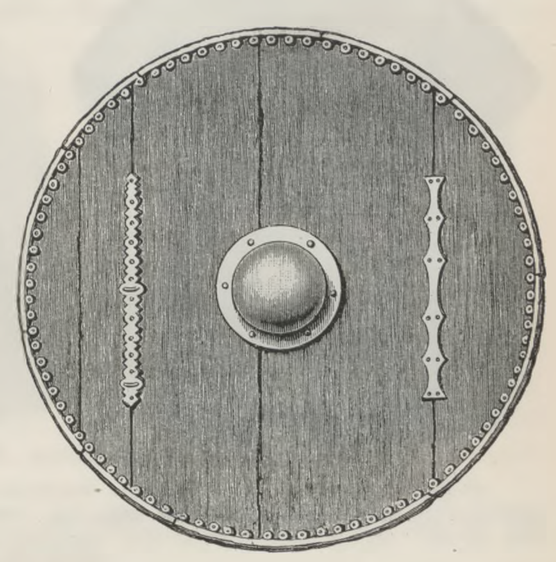


183. Nordischer Krieger. Bronzerelief auf einem Helm. Nach Green.

Finnen und Nordgermanen in ältester Zeit.

Sie benannten diese ihre Nachbarn entweder mit deren eignem Namen als Quänen (altnordisch Kvaenir, daher der Wenernsee), von der finnischen Bezeichnung Kainu-taiset, d. i. die Flachlandbewohner, und indem sie diese Bezeichnung von dem germanischen Worte Kvaen (engl. queen, Frau, Königin) ableiteten, fabelten sie (schon nach Tacitus) von einem nordischen Frauenreiche und leiteten ihre Herkunft von der Göttin Skadi und Odin ab, oder sie nannten sie mit germanischem Ausdruck Finnen (Finnas, gotisch Fins, altnordisch Finnr), d. i. die Geflügelten, weil sie auf ihren Schneeschuhen pfeilschnell dahinglitten. Dieselbe Bedeutung hat die im 6. Jahrhundert auftauchende

Bezeichnung Scridifinni (d. i. die gleitenden, die Schneeschuhfinnen, mit Verdunkelung des alten Begriffs von Finnen). Auch damals waren die Finnen noch streifende Jagdnomaden, die sich in Felle kleideten, in Zelten oder Rindenhütten lebten und das Wild mit Knochenpfeilen erlegten; im Besitze des gezähmten Renntieres (Krânas, Wildtier) erscheinen sie erst im 9. und 10. Jahrhundert. Weit rascher hatte sich die Kultur bei den Nordgermanen entwickelt. Schon mehrere Jahrhunderte v. Chr., als sie noch wesentlich von der Jagd lebten und noch wenige Haustiere (Pferde, Rinder, Schafe, Schweine) besaßen, wußten sie in Südschweden und Dänemark vortrefflich, sogar zierlich gearbeitete Steinwerkzeuge, Messer, Meißel, Äxte, Beile, Sägen u. a. m. anzufertigen, Töpfe ohne Drehscheibe mit reichem, geschmackvollem Ornament zu verzieren und den Bernstein zu mannigfachem Schmuck zu verwenden. Dann drang von Süden her die Bronze ein und entfaltete rasch auf germanischem Boden eine reiche und gewandte Technik in den verschiedensten Geräten; gleichzeitig breitete sich der Ackerbau aus, ja es wurde sogar eine rohe Bilderschrift erfunden, die namentlich im damals norwegischen Bohuslän (nördlich von Gotenburg) und im Östergotland (östlich des Wetternsees) zahlreiche Felsen bedecken. Am dichtesten bevölkert und verhältnismäßig am reichsten bebaut war damals Schonen. Endlich, seit dem 2. Jahrhundert v. Chr., begann die Einfuhr keltischer Eisenwaren die Bronzegeräte langsam zurückzudrängen, und seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert trat die römische Eiseneinfuhr so überwältigend auf, daß sich auch im Norden eine selbständige Eisentechnik ausbildete.



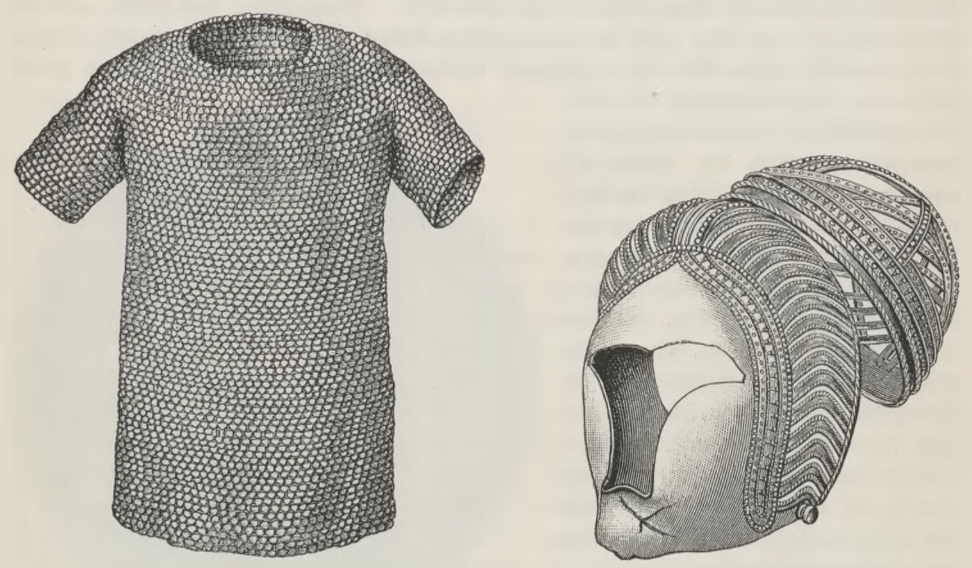
184. Schild aus der Mitte des 5. Jahrhunderts. Gefunden in einem nordischen Grabe, jetzt im Museum zu Kopenhagen. Nach Worsaae.

Verkehr mit dem Süden.

Wie verhältnismäßig rege der Handelsverkehr mit dem Süden damals war, bezeugt u. a. die Thatsache, daß allein im heutigen Schweden etwa 5000 römischer Silberdenare aus dem 1. und 2. Jahrhundert gefunden worden sind. Der größte Mittelpunkt des Handels, namentlich für Pelzwerk, war der reiche Tempel von Upsala, zu dessen Götterfesten Tausende zusammenströmten, um zu opfern und zu tauschen. Das wichtigste Verkehrsmittel war das Schiff, besonders lenksam, weil es, an Vorder- und Achterteil ganz gleichgebaut mit scharfen hochragenden Steven, das Anlegen ohne Wendung gestattete. Ein Erwerb aus der südlichen Kulturwelt waren auch die Runen, die spätestens seit dem 2. Jahrhundert sich auch im Norden verbreiteten, 24 Zeichen, aber in ganz geänderter Reihenfolge, so daß die Buchstaben, die an die wichtigsten Kulturbegriffe erinnerten, vorangestellt wurden und dem nordischen Alphabet den Namen gaben („Futhark“ oder „Futhork“, d. i. F, fê, d. i. das Vieh, u, ur, der Auerochse, th, thorn, Dorn, a, asch, Esche (o, othil, Vatererbe), r, rehit, Ritt, k, chilch, unerklärt). Mit ihnen wurden Waffen, Schmuckstücke, Hausgeräte bezeichnet, indem sie den Namen des Besitzers oder des Verfertigers anzeigten, auch Denksteine für Verstorbene.

Die Stammesverfassung.

Größere politische Zusammenhänge bestanden zunächst nicht. Jedes „Volk“ (fylk) hauste unter seinem Gaukönig, abgeschieden vom Nachbar durch Felsgebirge, Wald, Sumpf und See. Nur die Götterkulte bildeten größere Vereinigungen: in Sigtuna am Mälarsee, später in Upsala, wo im reichen Tempel der „Einvald“ (Einwaldshöfdingi, d. i. Alleinherrscher) wie ein König schaltete, für Schweden und Goten, in Ledra auf Seeland unweit der späteren Königs- und Bischofsstadt Roeskilde für die Dänen, in Möre bei Drontheim für die Norweger. Die Masse des Volkes bildeten überall die freien Bauern; über ihnen stand ein sehr angesehener, jedoch keineswegs kastenmäßig abgeschiedener Adel, die Jarle. Zum Volke im eigentlichen Sinne gehörten nicht die zahlreichen unfreien Knechte, die wohl meist fremden, finnischen Stammes waren.



185 und 186. Panzerhemd und silberner Helm (Grabmaske) etwa aus der Mitte des 5. Jahrhunderts.

Beides Funde aus nordischen Gräbern, jetzt im Museum zu Kopenhagen. Der Helm wurde nicht im Kampfe getragen, sondern deckte im Grabe eines Fürsten Haupt und Gesicht, ähnlich wie jene goldenen Masken, die in den Königsgräbern von Mykenä aufgefunden wurden.

Nach Worsaae.

Ein uraltes nordisches Lied schildert die Unfreien als fremdartigen, unschönen Aussehens, von dunkler Hautfarbe, die Finger feist, das Antlitz fratzenhaft, den Rücken krumm. Der freie Mann, der Stiere zähmt, Pflüge und Häuser zimmert, schreitet einher mit gesträhltem Bart und freier Stirn in knappanliegendem Kleide; neben ihm steht die spinnende Hausfrau, in einfachem Gewande, auf dem Haupte die Haube, am Halse ein Schmuckstück, ein Tuch um den Nacken. Der Jarl hat leuchtende Wangen, lichte Locken, Augen scharf wie lauernde Schlangen, früh lernt er Speere schleudern, Rosse reiten, den Sund durchschwimmen; später spendet er in der Halle seinen Getreuen goldenes Geschmeide und schlanke Rosse.

Auch der politische Schwerpunkt lag bei den Bauern. Sie besaßen das volle Eigentumsrecht (Odal) an ihren Gütern und vererbten sie zunächst auf ihre Nachkommen, weiterhin innerhalb des Geschlechts; sie folgten in Waffen dem Aufgebot, sie wählten aus ihrer Mitte die „Lagmänner“ als Wortführer und versammelten sich zum „Landthing“, jährlich einmal zum „Allhärjarthing“, wo die Lagmänner dem König gegenüber das Volk vertraten. „Es ist des Königs Wille“, sagte der Jarl Sigurd im Namen König Hakons des Guten, „gleichen Rat mit euch zu haben, ihr Bauern, und niemals von eurer Freundschaft zu scheiden.“ Der König wurde aus einem bestimmten Geschlechte, das sich göttlicher Abkunft rühmte, vom Volke erkoren und auf den Schild gehoben, als der Führer des Volkes in jeder Beziehung; aber wenn er das Recht verletzte, zahlte er Buße wie jeder Freie, und brauchte er gar ungesetzliche Gewalt, dann erhob

sich das Volk, durch einen umhergesandten Pfeil aufgeboten, in Waffen gegen ihn und erschlug oder verjagte ihn. Selbst für Mißwachs wurde er verantwortlich gemacht, mehr als ein König ist deshalb sogar verbrannt worden. Auch sonst im Verkehr trat ihm der Bauer beinahe wie seinesgleichen entgegen. „Ich bin so wenig dein Dienstmann, als du der meinige“, antwortete ein Bauer seinem König, der mit der Bewirtung in seinem Hause unzufrieden war. Aber der König durfte sich ein bewaffnetes Gefolge (die Hauskerle, Hirdmänner) halten und übte dadurch thatsächlich einen sehr bedeutenden Einfluß.

Volksgeist.

Sehr fest war das Band, das die Familie und das Geschlecht umschloß. Eheliche Untreue kam kaum vor, und auch im Kampf war die Frau die Gefährtin des Mannes. Für den getöteten Blutsverwandten Rache zu nehmen, war heilige Pflicht; es kam noch später vor, daß einer bis nach Konstantinopel fuhr, um dort den Feind seines Hauses zu töten. Die schlimmsten Verbrechen waren Untreue und Feigheit. Denn ein stolzer, kriegerischer Geist lebte im ganzen Volk. Furchtlos ging der Normanne dem Tode





187 und 188. Nordische Bronzereliefs.

entgegen, eine Kriegsfahrt in die Fremde galt ihm als unentbehrlich für die Erziehung des Jünglings, und Feindesblut zu vergießen war des Mannes Ruhm. Selbst von den Spielen der Kinder wurden die ausgeschlossen, die nicht wenigstens ein Tier getötet hatten. Das Ziel jedes Freien war es, im Kampfe den Schlachtentod zu sterben, denn nur dann ging er ein zu Walhalla; der friedliche „Strohtod“ sperrte ihm das Thor und sandte ihn hinab nach dem kalten, finsteren Niflheim. Deshalb kam es vor, daß sich einer selbst den Tod gab, um den natürlichen zu vermeiden. Beigesetzt aber wurde der Edle, umgeben von seinen Waffen, in einem aus Felsblöcken getürmten Grabe, das grüner Rasen bedeckte.

Die Götterwelt.

Kampf und Streit herrscht auch in der nordischen Götterwelt, dem Abbilde der Natur- und Menschenwelt. Gegeneinander standen die Asen (altnordisch Äsir) und Riesen (Thursen), diese die Vertreter der menschenfeindlichen Mächte, mit denen der Nordgermane zu ringen hatte, der starren Felsnatur, des finsteren Urwaldes, der wilden See, des Eises, der Finsternis, die Asen dagegen die Mächte der Kultur, des Anbaues, der belebenden Sonne, des Lichtes. In hoher Felsenburg wohnen die Götter, in den Eis- und Felsbergen von Jötunheim die Thursen. Immer sind sie im Kampfe miteinander. Der lichte Balder, Odins Sohn, der Gott der Dichtung und Weissagung, fällt durch den blinden Hödur auf Anstiften Lokis, des Gottes der Finsternis; Thor, das Urbild des nordischen Bauern, zieht immer wieder aus gegen die Unholde, um mit seinen Stahlfäusten und seinem Hammer den Felsenriesen die Köpfe zu zerschmettern. Odin

ist im Besitz aller Weisheit, Meister der Runenkunst, der Heilkunde, der Zauberei, der Seefahrt, des Kampfes, aber er ist weder allwissend noch allmächtig. Alltäglich fliegen seine beiden Raben, Hugi und Munin (Gedanke und Erinnerung) aus, ihm Kunde von der Welt zu bringen; auch er kann von fremder List und Gewalt überwunden werden, und er muß sich rüsten auf den großen Entscheidungskampf mit den Riesen, indem er durch die Walküren die gefallenen Helden zu sich herauftragen läßt nach Walhalla, wo sie mit ihm schmausen und zechen und als „Einherier" sich im Kampfe üben, wie unten auf Erden.

Götterdienst.

In hölzernen Tempeln und Götterbildern, mit Gebeten und Opfern, auch mit Menschenopfern, wurden die Götter geehrt. Manche Landschaften huldigten einer Gottheit besonders: die Schweden dem Frey, die Norweger dem Thor. Einzelne Helden lehnten freilich in starrem Trotze jede Götterverehrung ab und glaubten nur an ihre eigne Stärke und ihr Glück. Nur vor den Nornen, den geheimnisvollen Schicksalsgöttinnen, beugte sich alles, denn „sie setzen Gesetze, wählen das Leben, künden das Schicksal den Kindern der Zeit." Eine reiche epische Dichtung verherrlichte die Thaten der Götter und Helden und zog auch manche deutsche Sage in ihren Kreis. Die Sänger, die „Skalden", umgaben die Könige und begleiteten sie auf ihren Kriegszügen, denn sie überlieferten den Ruhm des Mannes auf die Nachwelt, sein höchstes Gut. Erst seit dem 8. Jahrhundert trat eine didaktische, in Sinnsprüchen und Bildern redende, oft schwer verständliche und rätselvolle Poesie in den Vordergrund.

Die ersten dänischen Reichsbildungen; Anskar.

Es hängt dies mit einer großen Wendung im staatlichen Leben des Nordens zusammen. An Stelle der kleinen Stammkönigtümer begannen sich große nationale Reiche zu bilden. Schon der schwedische Einvald schaltete als Oberkönig über ein weites Gebiet, freilich mit geringer Macht. Aber zu Anfang des 8. Jahrhunderts herrschte der Inglinger Harald Hiltetand mächtig über Schweden, Gotland, Schonen und Seeland. Gegen ihn erhob sich, als er alt und blind war, sein Neffe Sigurd Ring mit den Schweden und Norwegern, und in der furchtbaren, sagenberühmten Bravallaschlacht an der Braabucht in Småland entschied Odins Beistand den Sieg für Sigurd Ring, der ihm Schonen, die Inseln und Jütland in die Hände gab. Doch bestand gegen Ende des 8. Jahrhunderts in Jütland, wie es scheint, wieder ein selbstständiges (west)dänisches Reich, das mit den Franken schon unter Karl dem Großen zusammenstieß. König Siegfried (Sigurd) gewährte dem Sachsen Widukind Zuflucht und Rückhalt (s. S. 337); sein Nachfolger Gottfried (Göttrik) baute oder erneuerte zur Sicherung gegen den gewaltigen Nachbar im Süden den Grenzwall des Danevirke (Dänenwerk) bei Schleswig, das den schmalen Zugang zwischen der Schlei und den Mooren der Treene sperrte und an seiner Front teils durch Sumpf, teils durch dichten Wald (Isaraho im jetzigen Dänischwohld) geschützt war. Während der Konflikte mit Karl dem Großen wurde Gottfried 810 von seinen eignen Dienstmannen erschlagen, seine Söhne flüchteten nach Schweden, und sein Nachfolger wurde Hemming, sein Neffe, der mit dem Frankenreiche 811 Frieden schloß (s. S. 347 f.). Nach seinem baldigen Tode (812) gingen aus dem Thronstreit Harald und Reginfred als gemeinsame Herrscher hervor; doch schon 814 kehrten Gottfrieds Söhne, von Horich geführt, zurück, Reginfred fiel im Kampfe und Harald ging ins Frankenreich. Das fränkische Heer, das nun 815 zu seinen gunsten einschritt, rückte ohne besondere Hindernisse bis an den Kleinen Belt bei Middelfahrt vor, konnte aber angesichts einer dänischen Flotte von 200 Schiffen den Übergang nach Fünen nicht erzwingen. Schließlich mußten die Franken zufrieden sein, daß 819 ihr Schützling Harald in Dänemark als Mitregent zugelassen wurde. Zum Dank für diesen Beistand nahm Harald 826 das Christentum an, mußte darauf zwar wieder aus seiner Heimat weichen, erschien jedoch 827

in Begleitung des begeisterten Missionars Anskar abermals dort. In der Nähe des größten dänischen Handelsplatzes Schleswig (Sliasdorp), am tiefeinschneidenden Meerbusen der Schlei, entstand die erste christliche Schule auf dänischem Boden, und schon 829 segelte Anskar nach Schweden weiter, wo ihn König Björn wohlwollend aufnahm und ihm erlaubte, bei Birka am Mälarsee eine Kirche zu erbauen. Nach seiner Rückkehr übernahm er 831 das neue Erzbistum Hamburg, dessen Sprengel den ganzen Norden umfassen sollte.

Die Wikingerfahrten.

Allein für weitere Ausbildung dieser friedlichen Beziehungen war die Zeit nicht angethan. Vielmehr ergoß sich aus dem Norden ein Strom heidnischer Raubscharen nach dem christlichen West- und Mitteleuropa, der auf weite Strecken alle Kultur zu zerstören drohte. Freie Bauernsöhne, denen es daheim zu enge wurde, von Abenteuerlust, Ruhmliebe und Drang nach Erwerb getrieben, traten als Freiwillige unter einem adligen Führer zusammen, schwuren sich ihm zu auf Leben und Tod und fuhren auf dem schwarzen „Drachen“, dem „schaumhalsigen Wellenroß“ als „Wikinger“ (d. i. „Buchtenfahrer“) hinaus in die weite, freie See, Krieger, Räuber und Kaufleute zugleich. Ihr Haus war das decklose, leichte Schiff, ihre Heimat das Meer. „Nur der glaubte Seekönig heißen zu dürfen, der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte“, sagt die Heimskringlasage. So spähten sie auf ihren raschen Schiffen in jede Flußmündung und jede Bucht, sie fuhren die Ströme hinauf bis tief ins Land hinein und schleppten die leichten Fahrzeuge, wenn es sein mußte, von einem Fluß zum andern; blitzschnell erschienen sie und blitzschnell verschwanden sie, unwiderstehlich im Angriff, unerreichbar in der Verfolgung. Aber wenn diese Fahrten auf ein Jahrhundert eine Landplage für den ganzen Westen Europas waren, so hatten sie für den Norden eine Wirkung, die dort große innere Umwandlungen begünstigte. Der normannische Adel fand auf den Wikingerzügen Beschäftigung und später auch Unterkommen außer Landes. Harald z. B., der mit seinem Bruder Rorich wiederum aus Dänemark weichen mußte, erhielt vom Kaiser Lothar Dorstadt (Wyk te Durstede) auf der Insel Walcheren zu Lehen, das noch seine Söhne Gottfried und Rodulf behaupteten, und wie stark der Abfluß normannischer Räuber und Ansiedler nach England war, ist schon besprochen worden (s. S. 368, 409 f.).



189. Skandinavisches Schiff (Drache) unter Segel und Ruder.

Anfänge des Christentums in Dänemark und Schweden.

Dadurch wurde es dem Dänenkönig Horich, nachdem er noch 845 Hamburg verheert hatte, erleichtert, den Frieden mit den Fränkischen Reichen zu bewahren, ja er gestattete sogar die Erbauung einer Kirche in Heddaby (Heithaby) gegenüber Schleswig, der ersten Dänemarks (848). Nachdem er 854 im Kampfe gegen seinen Neffen Guttorm gefallen war, wurde es unter seinem Enkel Horich Anskars Schüler Rimbert 860 möglich, eine zweite Kirche in Ripen an der Westküste zu errichten. Noch etwas früher, 859 hatte Anskar in Schweden einen andern Rimbert als Bischof eingesetzt. Dem Namen nach gehorchte ihm der ganze Norden, denn nach der Zerstörung Hamburgs war der Sitz des Bistums nach Bremen übertragen und beide Bistümer vereinigt worden (848, s. S. 371); thatsächlich waren diese weiten Lande nur ein Missionsgebiet, und nach Anskars Tode 865 hatte sein Nachfolger, Erzbischof Rimbert, Mühe, die schwachen

kirchlichen Pflanzungen im Norden vor dem Untergange zu bewahren. Eine Macht war das Christentum im nordischen Leben noch keineswegs; die Raubzüge gegen die Fränkischen Reiche wurden besonders seit 880 wieder aufgenommen und kamen erst nach der furchtbaren Niederlage an der Dyle 891 ins Stocken, um sich mehr gegen England zu wenden (s. S. 411).

Gründung des dänischen Einheitsstaates.

Inzwischen scheint sich das Ostdänische Reich auf Seeland und Schonen vom nordischen Gesamtreiche Sigurd Rings wieder unabhängig gemacht zu haben. Hier herrschte in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts Ragnar Lodbrok, angeblich ein Sohn Sigurd Rings. Er und vielleicht noch mehr seine Söhne machten sich einen gefürchteten Namen in England und eroberten es schließlich beinahe zur Hälfte (s. S. 410). Nach mannigfachem Wechsel kam gegen Ende des 9. Jahrhunderts ein norwegisches Geschlecht unter Hardaknud zur Herrschaft. Dessen Sohn, Gorm der Alte (gest. 936), wurde der Stifter des dänischen Einheitsstaates. Begünstigt durch die Auswanderung des kriegerischen Adels unterwarf er Jütland und alle Inseln. Nur im äußersten Süden, um Schleswig, bestand daneben noch eine kleine selbständige Herrschaft, die der Schwede Olaf gegründet hatte und auf seine Söhne Knuba und Gurd vererbte. Dem Christentum trat Gorm, aus einem noch ganz heidnischen Lande stammend, feindlich gegenüber. Er feierte in seinem Königssitze Ledra wieder glänzende Opferfeste, vertrieb die wenigen christlichen Priester und ließ Christen unter Martern töten. Die Wendung kam erst, als König Heinrich I. von Deutschland 934 energisch eingriff. Durch einen Feldzug unterwarf er den König Knuba von Schleswig und zwang den Dänenkönig, ihm Tribut zu zahlen und das Christentum wieder zuzulassen; der Grenzstrich zwischen Schlei und Eider wurde als dänische Mark zum deutschen Reiche gezogen (s. unten). Um seine Südgrenze besser zu sichern, fiel, wohl 935, Gorm über Knuba her, der selbst dabei umkam. Sein Sohn Sigtrygg teilte nach wenigen Jahren sein Schicksal, und die kleine Herrschaft brach zusammen. Noch sind die merkwürdigen Runensteine erhalten, die Knubas Witwe Asfred dem gefallenen Sohne auf dem Grabe ihres Gemahls, am Königshügel südlich von Schleswig, setzte. Der eine trägt die dänische Inschrift: „Asfred machte dies Grabmal dem Sigtrygg, ihrem Sohne, auf dem Weihegrabe Knubas“, die andre eine fast gleichlautende schwedische Aufschrift.

Die neue Zeit, die nun für Dänemark anbrach, war dem alten Gorm herzlich zuwider. Seine Gemahlin Thyra Danebod („Dänentrost“), wie er sie selber auf dem Grabsteine von Jellinge (nordwestlich von Veile) nannte, war wohl schon früher gestorben, seine beiden Söhne Knud und Harald fielen nach der Sage im Bruderkampfe, da starb er selber vor Gram um 936.

Der erste norwegische Einheitsstaat.

Sein Beispiel wirkte ganz unmittelbar in Norwegen. Hier herrschte im Südosten, zu beiden Seiten des herrlichen Christianiafjords, in der Landschaft Wiken Halfdans Sohn Harald (ca. 863—930). Da ihm die schöne Gyda nicht eher angehören wollte, als bis er dasselbe vollbracht habe wie Gorm, so schwor Harald, sich das Haar nicht eher schneiden zu lassen, und zog als Eroberer aus in langer blonder Mähne, die ihm den Beinamen Harfagar (d. i. der Haarschöne) eintrug. In acht Schlachten unterwarf er ebensoviele Könige des Drontheimer Landes, darauf huldigten ihm auch Naumdal und Halogaland, also der ganze Norden, und über den Süden fiel die letzte Entscheidung 875 in der Seeschlacht am Havursfjord bei Stavanger. Nun ließ sich Harald von seinem getreuen Jarl Rögnwald das Haar scheren und baute sich seine Königsburg in Lade bei Drontheim (norw. Throndhjem). Doch er wollte mehr sein als ein bloßer Oberkönig. Er verbot Seeraub und Fehde zwischen den einzelnen Fylken und setzte über jede Landschaft einen Jarl als seinen Beamten für Rechtsprechung, Verwaltung und Heerführung, der ein Drittel der Einkünfte seines Bezirkes als Besoldung

bezog und vier niedere Beamte, Hersen, unter sich hatte. Jeder Herse hatte zwanzig Mann für den Krieg zu stellen, jeder Jarl sechzig. Noch viel tiefer in die Rechtsverhältnisse jedes einzelnen griff es ein, wenn Harald allen Grund und Boden, bebauten und unbebauten, für die Krone einzog, also das alte Odalrecht der Bauerngüter aufhob und sie nur gegen Zins, als geliehenen Besitz, wieder austhat. Und doch darf man zweifeln, ob diesem Vorgehen ein bewußter Staatsgedanke zu Grunde gelegen habe. Denn mehrere Jahre vor seinem Tode bestimmte Harald, daß sein ältester Sohn Erich (die „Blutaxt") ihm nur als Oberkönig folgen, die übrigen Söhne und die Schwiegersöhne diesem als Unterkönige untergeben sein sollten. Seinen jüngsten, erst nach diesen Festsetzungen geborenen Sohn Hakon sandte er als Pflegesohn dem König Äthelstan nach England. Wenige Jahre später, um 930, starb König Harald Harfagar, über 80 Jahre alt.

Ansiedelungen auf den nordischen Inseln und auf Island.

Doch die harten Beschränkungen, die er der wilden, trotzigen Freiheit seiner Norweger auferlegte, vor allem die sehr empfindliche Aufhebung des Odalrechtes trieben viele der tüchtigsten Männer aus der Heimat, nicht als Räuber, sondern als Ansiedler und Staatengründer. Viele wanderten nach Osten, in die Wildnisse von Norrland, Jämtland und Herjedalen, das nach König Halfdans altem Bannerträger Herjulf heißt, aber die Mehrzahl zog über Meer nach dem Westen. Hier hatten Norweger schon um 825 die steilen Klippeninseln der Färöer (altnordisch Färeyar) in Besitz genommen, wo bisher nur irländische Einsiedler gehaust hatten; andre Scharen setzten sich auf den Shetlands (Hialtland) und auf den Orkneys fest, und hier schwang sich Einar, ein Sohn jenes Rögnwald, zum Jarl und Herrn aller Allode auf. Von den Färöern aus kam Nadodd als der erste an die große Insel Island, wo schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts vereinzelte christliche Irländer sich angebaut hatten. Er wollte in dem, wie er meinte, unbewohnten „Schneelande" nicht bleiben, aber der Schwede Gardar, der auf einer Reise nach den Hebriden dorthin verschlagen worden, umfuhr die ganze Insel, die „Gardarsinsel", wie sie nun hieß, und überwinterte in einem der Fjorde des Nordostens, ohne sich indes anzusiedeln, so wenig wie der Norweger Floke, der dem Lande den Namen Island (d. i. Eisland) gab, weil er die Küste mit Eis umpanzert fand. Erst der bittere Zwang nötigte zur Ansiedelung. Um 870 fuhren zwei Vettern, Ingulf und Leif, die wegen einer Blutthat ihr ganzes Landeigen als Buße zahlen sollten, mit all den Ihrigen und aller fahrenden Habe aus; Ingulf hatte sogar die hölzernen, mit Götterbildern verzierten Pfosten seines väterlichen Ehrensitzes, die symbolisch das ganze Haus bedeuteten, mitgenommen. Zuerst landete Leif, wurde aber von seinen irländischen Knechten erschlagen, ohne daß Ingulf, der erst später abgesegelt war, davon etwas erfuhr. Als dieser, geleitet von einem Raben, den er hatte auffliegen lassen, das Land in Sicht bekam, warf er die Pfosten ins Meer, um sich dort niederzulassen, wo sie antreiben würden. Nach der Landung fanden jedoch die nach ihnen ausgeschickten Knechte nicht sie, sondern Leifs Leiche und die Sklaven, die ihn umgebracht hatten; der Balken wurde man erst im dritten Winter habhaft, tief in der Bucht von Reikjavik (d. i. Rauchbucht) im Südwesten der Insel. Hier baute sich Ingulf 874 sein Haus, indem er die ganze im Süden des Platzes vorspringende Halbinsel für sich in Besitz nahm, sie nach der Sitte mit Feuerbränden umgebend. Sein Sohn Thorsten gründete die erste Thing- und Tempelstätte im benachbarten Kjalarnes. Wer dies that, der waltete als erblicher Priester (hofgodi, Tempelgode) und Gerichtsherr (höfdingi) über den Seinen und den Nachbarn, die sich ihm unterordneten und ihm den Tempelzins zahlten. Allmählich breiteten sich die Siedelungen über alle Küstenränder der großen Insel aus, denn hier gab es an den Buchten damals Waldbestände (namentlich Birken), fette Weiden für Rinder, Pferde und Schafe, ergiebigen Fischfang und zahllose Eidergänse, also

ungefähr dasselbe wie im alten Vaterlande; das Innere war, wie noch heute, von mächtigen Gletschern, thätigen und erloschenen Vulkanen, erstarrten Lavaströmen und schwarzgrauen Aschenfeldern bedeckt, eine unbewohnbare Wüste.

Das isländische Gemeinwesen.

So hausten diese Normannen zwischen Eis- und Feuerbergen an einem stürmischen, den größten Teil des Jahres hindurch unfahrbaren Meere, durch hunderte von Meilen von der Heimat und der Kultur geschieden, auch politisch von ihr ganz unabhängig und doch ihre Art getreu bewahrend, zunächst noch in selbständigen Genossenschaften, zwischen denen, wie ursprünglich daheim, Blutrache und Fehde waltete. Erst als die Bevölkerung allmählich dichter, ihre Beziehungen enger wurden, machte sich das Bedürfnis nach staatlicher Einigung geltend. Um 920 kamen die Isländer überein, einen der Ihrigen, den Bauer Ulfliot aus dem Ostviertel, mit einer allgemeinen Landesgesetzgebung zu beauftragen. Nachdem er sich drei Jahre in Norwegen mit kundigen Männern beraten hatte, kam das Werk zustande. Der politische Mittelpunkt wurde die milde Grasebene am See von Thingvalla im Südwesten; hier versammelte sich alljährlich der allgemeine Landtag, um die Landesangelegenheiten zu beraten und die höchste Gerichtsbarkeit auszuüben. Unter ihm blieben zunächst die Goden erbliche Tempel- und Gerichtsherren. Erst um 960 trat eine durchgreifende Neuordnung ein. Fortan zerfiel die Insel in vier Viertel (Süder-, Oster-, Norder- und Westerviertel); in jedem bestanden drei Gerichtsbezirke (nur im Norderviertel vier), und in jedem derselben walteten drei Goden als Obrigkeit, die in jedem Frühjahr zusammen Gericht hielten, während auf dem Landtage alle Goden gemeinsam die vier Viertelsgerichte abhielten. So baute sich auf dieser weltabgeschiedenen Insel aus den einfachsten und natürlichsten Verhältnissen ein rein germanisches Staatswesen auf, das die Bewahrerin echt nordischen Wesens und die Heimat einer in ihrer Art großartigen Litteratur werden sollte.

Das Herzogtum Normandie.

Fast um dieselbe Zeit gelang einem Norweger im romanischen Westen eine Reichsgründung, die nachmals auf ganz West- und Südeuropa einen tiefgreifenden Einfluß gehabt hat. Hrolf, der Sohn des Jarl Rögnwald im Drontheimer Lande, also der Stiefbruder jenes Einar, der die Färöer beherrschte, ein so riesenstarker Mann, daß ihn kein Roß tragen konnte, wurde 876 von König Harald Harfagar wegen Strandraubes des Landes verwiesen. Er zog mit seinem Gefolge nach Frankreich, nahm an der Belagerung von Paris teil, schlug sich tapfer auch in England und Flandern und errang sich allmählich unter den dortigen Normannen das größte Ansehen. Dann nahm er einen kleinen Landstrich um Rouen in Besitz, drang verheerend südwärts vor, entschloß sich aber, als er 911 bei Chartres gegen den Herzog Robert von Francien den kürzern gezogen hatte, sich in Güte mit den gesetzlichen Gewalten des Landes zu vertragen, wie es früher die Dänen in England gegenüber Alfred dem Großen gethan hatten (s. S. 410). Im Vertrage von St. Clair 912 bewilligte ihm Karl der Einfältige das östliche Drittel der späteren Normandie als Lehen, wogegen Hrolf versprach, sich taufen zu lassen. Als Graf Rudolf (Rollo), wie er sich nunmehr nannte, wurde er aus einem abenteuernden Wikinger ein sorgsamer, thatkräftiger und umsichtiger Landesherr. Er unterwarf sich die kleinen Normannenfürsten von Bayeux und Evreux und im Westen die keltische Bretagne, maß seinen Getreuen das meist verödete Land zu, stellte die zerstörten Kirchen und Städte wieder her und begründete einen Grad von Sicherheit in dem Lande, der fast sprichwörtlich wurde. Als eine stammfremde Aristokratie saßen diese nordischen Eroberer über Kelten und Romanen, und namentlich das Herrschergeschlecht selbst hielt eifrig auf die nordische Art, pflegte daher auch die Verbindungen mit der alten Heimat, deren Hilfe sie noch nicht entbehren konnte; aber schon in der zweiten Generation begannen die Normannen romanische Sprache und Sitte

anzunehmen. Äußerlich französiert, innerlich Germanen, haben sie noch zwei gewaltige Staatengründungen vollzogen.

Das Königtum in Schweden.

Friedlicher als in Norwegen und Dänemark ging die Errichtung eines nationalen Königtums in Schweden vor sich. Denn hier bestand seit alters die geheiligte Gewalt des Oberkönigs von Upsala, und schon Erich Edmundson war unbestritten Herrscher von Schweden und Gotland und rang mit König Harald Harfagar lange um den Besitz von Wermland. Als er etwa 885 starb, folgte ihm sein Sohn Björn „der Alte" (etwa 885—935), dem noch 80 Jahre nach seinem Tode ein schwedischer Lagmann vor dem Landtage bezeugte, es habe gut um das schwedische Land gestanden, solange König Björn gelebt habe.

An den Wikingerzügen und Staatengründungen im Westen haben sich die Schweden wenig beteiligt; ihr Eroberungs- und Herrschaftsgebiet war der slawisch-finnische Osten, ihr Werk die Errichtung des Russischen Reiches, das noch jetzt in seinem Namen seinen nordgermanischen Ursprung verrät.

Die Begründung des Russischen Reiches.

Slawische, finnische und tatarische Stämme in Rußland.

Das ungeheure osteuropäische Tiefland jenseit der Pripetsümpfe, im Norden ein weites Wald- und Sumpfland, in der Mitte ein reicher Ackerboden, die berühmte „schwarze Erde" (russ. tschernyj sem), im Süden Grassteppe, von mächtigen Strömen durchzogen, deren wichtigste südwärts, nach dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere laufen, war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur in seinem nordwestlichen Teile von slawischen Stämmen bevölkert. Um den Ilmensee und Nowgorod saßen die Slowenen (d. i. Slawen schlechtweg), um Smolensk, im Quellenlande der Wolga, Düna und des Dnjepr die Kriwitschen, um Polozk die Polotschanen, weiter im Süden westlich vom Dnjepr die Dregowitschen, die Drewljanen („Waldbewohner") in Wolhynien und die Poljanen („Flachländer") um Kiew, östlich des Dnjepr die Radimitschen (südlich von Smolensk), die Wjatitschen an der Oka und die Sewerjanen („Nordleute") an der Desna. Den ganzen Norden, Osten und Süden nahmen finnische und tatarische Stämme ein, so daß die Slawen des späteren Rußland vom Meere auf allen Seiten abgeschnitten waren. Längs des Finnischen Meerbusens und bis weit jenseit des meergleichen Ladogasees (vom altfinn. aldogas, aallokas, d. i. wellenreich, von aalto, Welle) saßen die Südfinnen (Jämen), die im Westen dieses Gebietes dessen ursprünglich bis an den Finnischen Meerbusen reichenden litauischen Ureinwohner, die Ästen des Tacitus, allmählich bis hinter den Peipussee zurückdrängten, so daß nur der Name Esthland blieb. Auch das ganze Gebiet der Wolga war in den Händen der Finnen und der Tataren. An der oberen und mittleren Wolga wohnten die (jetzt verschwundenen) Muromen (um Murom und Rostow), die Tscheremissen (um Wjatka und Kasan) und die Mordwinen, um die Kama bestand das Reich der Bulgaren mit der Hauptstadt Bulgar unweit von Kasan; doch das mächtigste Volk waren die Chazaren. Seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts beherrschten sie unter ihrem Chachan von ihrer Hauptstadt Itil bei Astrachan und der ihnen 835 von griechischen Baumeistern errichteten Festung Sarkel („Weißenturm") aus und gestützt auf ein starkes mohammedanisches Söldnerheer den ganzen Südosten bis an das Schwarze und Kaspische Meer und hatten auch die slawischen Stämme der Poljanen, Sewerjanen und Wjatitschen tributpflichtig gemacht. So hatten die Chazaren auch den Handel zwischen dem Schwarzen Meere und den Ostseeländern in der Hand, der sich mindestens seit der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts entwickelte und zahlreiche arabische Münzen bis nach Skandinavien führte.

Schweden in Finnland und Rußland.

Denn die Beziehungen zwischen Skandinavien, besonders Schweden, und dem slawisch-finnischen Osteuropa sind uralt. Schon während der älteren Eisenzeit, also in den ersten vier oder fünf Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, muß es skandinavische und zwar schwedische Kolonien am Finnischen Meerbusen und an der Westküste Finnlands gegeben haben, denn hier tragen die Geräte und Waffen dieser Periode genau denselben Charakter wie in Schweden, und in denselben Jahrhunderten hat das Skandinavische einen bedeutenden Einfluß auf die finnischen Mundarten ausgeübt. Etwa seit 700 schlugen dann immer dichtere Scharen den „Weg nach dem Osten" (Austrvegr, d. i. Ostsee) ein, und zwar sind die später im heutigen Rußland vorkommenden skandinavischen Namen ganz überwiegend solche, die besonders in den schwedisch-gotischen Landschaften Upland, Södermanland und Ostgotland im Gebrauche waren. Diese Skandinavier hießen bei den Finnen nach dem nordgermanischen Worte Rothsmenn, d. i. die Ruderleute (schwed. rother) Ruotsi, wie noch heute bei ihnen die Schweden genannt werden (Ruotsalainen, esthnisch Rotslan). Davon bildeten die Slawen das Wort Rus, die Byzantiner ihre Bezeichnung Rôs, die Russen, d. i. die Skandinavier, die Schweden (zuerst 839). Daneben kam bei den Slawen und Byzantinern noch eine andre Benennung auf, Väringr (Plural Väringjar, russ. Warjag, Plur. Warjashi), byzant. Warangos, vom skandinav. vaeri, Aufenthalt, Schutz, das ursprünglich wahrscheinlich die eingewanderten Skandinavier als „Schutzbürger, Ausländer" bezeichnet, dann aber auf das ganze Volk, dem sie angehörten, angewendet wurde, so daß die Ostsee bei den Russen und Arabern geradezu das Warjagermeer (Warjashkoe More, Bahr Warank) hieß.



190. Helm eines russischen Großfürsten.
Helm des Großfürsten Jaroslav Vsevolodowitsch von Nowgorod (1238—1247).

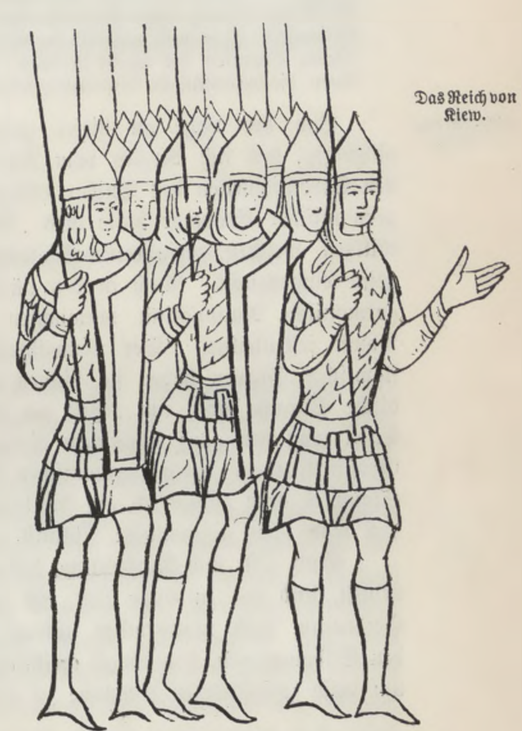
Gründung des Reiches von Nowgorod.

Diese bereits im Norden des heutigen Rußland angesiedelten Schweden scheinen in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts über die benachbarten Finnen und Slawen eine Art von Herrschaft gewonnen zu haben; doch standen die Slawen, angeblich 861, gegen sie auf und verjagten sie. Da diese aber nun unter sich in Händel gerieten, so beschlossen sie, sich Fürsten von den herrschgewaltigen Warjagern zu holen. Als solche kamen mit starkem Gefolge die drei Brüder Rjurik (altnord. Hrörekr), Sineus (Signiutr) und Truwor (Thorvadr), die ihre Herrschaften in Alt-Ladoga, Bjelo Osero und Isborsk, also um Nowgorod, begründeten. So erzählt nach mündlichen Überlieferungen der Mönch Nestor (um 1100); doch ist es sehr zweifelhaft, ob nicht vielmehr von Anfang an die Schweden als reine Eroberer aufgetreten sind und sich die Slawen um Nowgorod ungerufen unterworfen haben. Nach dem kinderlosen Tode seiner beiden Brüder wurde Rjurik Alleinherrscher über die Nowgoroder Slawen und die Kriwitschen

sowie über die ostwärts wohnenden finnischen Stämme bis Murom hin und schlug seinen Herrensitz in Nowgorod am Wolchow (d. i. Neustadt, altnord. Holmgardr, d. h. Inselstadt) auf. Fortan saßen die Warjager, von ihm mit Gütern ausgestattet, als ein kriegerischer Adel im Lande, und bald zeigten sie sich als kühne Eroberer. Noch unter Rjurik brachen zwei von ihnen, Askold (Höskuldr) und Dir (Dyri), mit Freiwilligen nach Süden auf, zogen an Smolensk vorbei, fuhren den Dnjepr hinunter, entrissen den Chazaren Kiew (Känugardr) und gründeten hier ein besonderes Fürstentum. Aber schon zog es sie unwiderstehlich nach der goldenen Kaiserstadt am Bosporus, dem Zarigrad der Slawen, dem Miklagardr der Normannen. Mit zahllosen Kähnen den Dnjepr hinabfahrend und verwegen seine Stromschnellen überwindend, erschienen sie 866 zum erstenmal vor Konstantinopel als echte Wikinger, wie die Norweger und Dänen im Norden.

Das Reich von Kiew.

Bald verschob sich der Schwerpunkt des jungen Staates ganz nach Süden. Denn nach Rjuriks Tode 879 übernahm für seinen unmündigen Sohn Igor (Ingvare) der kühne, thatkräftige Oleg (Helgi) die Herrschaft (879—912). Er entriß 882 den bisherigen Besitzern Kiew und verlegte dorthin die Hauptstadt; energisch trat er gegen die Chazaren auf, verbot den Slawenstämmen um Tschernigow, Poltawa und Mohilew ihnen ferner zu zinsen, da er ihr Feind sei, und brachte sie unter seine eigne Botmäßigkeit. Seitdem trat Nowgorod immer mehr zurück und löste sich ganz von Kiew, die Front des Reiches kehrte sich nach Süden. Schon 907 erschien Oleg mit 2000 Fahrzeugen vor Konstantinopel und erzwang außer großen Geldsummen auch wesentliche Zugeständnisse für den russischen Handel, die 911 in einem förmlichen Vertrage festgestellt wurden. Unter Igor (912—945) segelten 500 Schiffe die Wolga hinunter ins Kaspische Meer und verheerten dessen persische Südküste (913); er selbst erzwang durch zwei große Seezüge gegen Byzanz 941 und 944 die Erneuerung und Erweiterung der alten Verträge (s. unten). Zugleich züchtigte er die Petschenegen, fand aber mit einem großen Teile seines Gefolges im Kampfe gegen die Derewjlaner seinen Tod (945) und ließ die Herrschaft seinem unmündigen Sohne Swjatoslaw (945—972), dem ersten russischen Großfürsten slawischen Stammes (geb. 942), unter der Vormundschaft seiner trefflichen Mutter Olga (Helga) von Pskow.



191. Russische Krieger des 10. Jahrhunderts.
Zeichnung in einem alten berühmten slawischen Manuskript dieser Zeit, das die Legenden der heiligen Boris und Gleb enthält.

Russen und Slawen.

Noch war der Staat der Warjager kein Einheitsstaat. Vielmehr standen noch abhängige Fürsten unter dem Großfürsten von Kiew. Den herrschenden Stand, einen kriegerischen Adel, bildeten die schwedischen Einwanderer, die Russen, wie sie immer noch im Gegensatz zu den beherrschten Slawen hießen. Eifrig hielten sie noch zunächst an ihrer Sprache und Sitte und an der Verbindung mit ihrer Heimat fest; in Kiew gab es noch um 1018 eine starke skandinavische Kolonie, und noch länger hielt sich die

von Nowgorod. Ihre Arbeit war Handel und Krieg; sehr bedeutend war ihr Verkehr mit Konstantinopel und auf der Wolga nach dem Kaspisee, und die uralte Straße des nordisch-orientalischen Handels beherrschten sie völlig. Mit der Stiftung ihres Reiches hatte er einen neuen Aufschwung genommen; sind doch allein in Schweden aus der Zeit von 698—1002 etwa 20000 arabische Münzen gefunden worden, von denen die meisten den Jahren 880—905 angehören.

Alljährlich im Sommer fuhren sie in ihren großen, plumpen, schwer beladenen Einbäumen, die sieben Schnellen des unteren Dnjepr mühselig überwindend, den Strom hinab und von dort langsam unter Ruder und Segel längs der bulgarischen und thrakischen Küste nach Konstantinopel. Hier hatten sie schon um 950 ihr besonderes Quartier vor der Stadtmauer um das Kloster des heiligen Mamas mit einem kleinen Hafen, wurden aber sorgfältig überwacht. Jeder Kaufmann mußte einen Paß von seinem Fürsten haben, sie durften nur unbewaffnet durch ein bestimmtes Thor und niemals iu einer größeren Zahl als fünfzig unter Aufsicht eines byzantinischen Beamten die Stadt betreten, auch den Winter nicht dort zubringen. Dagegen lieferte ihnen die byzantinische Regierung Lebensmittel und bei der Abfahrt im Herbst den Schiffsbedarf.

Slawisierung der Russen.

Von der Lage an dieser großen Straße war die Weltstellung ihres Reiches abhängig, das sich bereits vom Finnischen Meerbusen und vom Ladogasee bis fast zu den Stromschnellen des Dnjepr erstreckte. Eine kleine Minderheit willenskräftiger nordgermanischer Eroberer hatte dies „Gardarikr“ gegründet und hatte auch diesen schwerfälligen, weichen, zerfahrenen Slawenstämmen etwas von seinem kühnen Unternehmungsgeiste eingehaucht. Auch in den nächsten Nachkommen Rjuriks lebte er fort, aber ihre germanische Nationalität vermochten weder sie noch die Warjager überhaupt auf die Dauer festzuhalten. Der fortwährende Verkehr mit den Slawen und die Ehen mit slawischen Frauen haben sie binnen wenigen Generationen slawisiert, obwohl die nordische Sprache noch um 1000 am Hofe von Kiew gesprochen wurde. Schon Rjuriks Enkel trug den ganz slawischen Namen Swjatoslaw, und nach ihm hat überhaupt kein Großfürst mehr einen germanischen Namen geführt. Nur der Name des herrschenden Stammes ging allmählich auf die beherrschten Slawen über und verwuchs so mit ihnen, daß man seine germanische Abkunft ganz vergaß.

Ganz Ost- und Nordeuropa hatten die Nordgermanen mit ihren Staatengründungen bedeckt, und das zu einer Zeit, als sie vom Christentum kaum berührt waren und das Heidentum noch ungebrochen aufrecht stand. Es war die höchste Zeit, daß auch bei den Südgermanen, den längst christlichen Deutschen, sich eine staatenbildende Kraft erhob, um diese zersplitterten Stämme zu einem Reiche zusammenzuschweißen.



Vierter Zeitraum.

Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums.

Einleitung.



Von den drei oder vier Ländermassen, in die das Karolingische Reich zerfallen war, gelangte am frühesten Deutschland zu einer nationalen Staatsordnung, weil es im Gegensatze zu den romanischen Ländern, trotz aller fortdauernden Stammesverschiedenheit, eine einheitliche Nationalität besaß. Dadurch gewann es einen so gewaltigen Vorsprung, daß es auch den größten Teil Italiens und Burgund von sich abhängig machte und unter dem alten Titel des römischen Kaisertums eine gewaltige mitteleuropäische Zentralmacht bildete. Zugleich verbreitete es seine Kultur mit der Kirche über die Nachbarvölker im Osten, unterwarf die westlichen Slawen größtenteils seiner Herrschaft, Polen und Ungarn wenigstens seinem vorwiegenden Einfluß und brachte den Nordgermanen das Christentum. Aber da die Kurzlebigkeit der Kaisergeschlechter die Durchbildung der Erblichkeit ihrer Würde hinderte und die deutsche Verfassung sich auf die Kirche stützen mußte, weil diese allein über die Kulturmittel verfügte, die ein so großes Reich zusammenhalten konnten, eine rein weltliche Zentralverwaltung auf dieser naturalwirtschaftlichen Stufe nicht möglich und eine wirkliche Staatsgesinnung bei den Laien gar nicht vorhanden war und auch nicht vorhanden sein konnte, so bildete sich einerseits kein festes Kernland des Reiches aus, anderseits geriet die deutsche Monarchie in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in die schwere Gefahr, daß der kirchliche Idealismus, der die grundsätzliche Loslösung der Kirche vom Staate erstrebte, im Bunde mit den landschaftlichen Gewalten die damals einzig mögliche Reichsverfassung und damit das Reich selbst auflöste. Zwar wurde diese Gefahr nach schweren Kämpfen überwunden, aber das Kaisertum verlor darüber seine Zentralstellung in Europa, und die Leitung der ungeheuren Bewegung des christlichen Abendlandes gegen den Orient ging an Frankreich über. Viel später und viel langsamer als in Deutschland, erst unter einem neuen einheimischen Herrscherhause, wurde hier ein starkes, nationales Königtum aufgerichtet, aber die Entwickelung war hier stetiger und darum nachhaltiger, weil die Capetinger die Krone in ihrem Geschlechte zu behaupten wußten und dadurch sich ein fester, territorialer Mittelpunkt bildete,

Bedingungen, die beide in Deutschland fehlten. Mehr politische Begabung bewiesen auch jetzt, nach ihrem Übergange zum Christentum, die Nordgermanen. Sie brachten ganz England vorübergehend unter ihre Herrschaft und begründeten ein Reich, das die Nordsee umspannte. Als sich dies wieder auflöste, eroberte ihr französierter Zweig England abermals, um hier die stärkste Monarchie des Abendlandes aufzurichten, und zur selben Zeit legten Scharen kriegerischer Auswanderer den Grund zu einem neuen Staate in Süditalien und Sizilien, der sich zwischen die alten Mittelmeermächte schob und die beherrschenden Stellungen in Besitz nahm. Auf der Pyrenäischen Halbinsel gelang es in unaufhörlichen Kämpfen, die zerfallende arabische Macht auf die Südhälfte des Landes zu beschränken, doch eine nationale Einigung Spaniens stand noch im weiten Felde. Unter den Mittelmeermächten wichen die mohammedanischen Staaten vor dem mächtig aufstrebenden Byzantinischen Reiche zurück, das sich gleichzeitig die Slawen der Balkanhalbinsel unterwarf und ihnen wie den Russen das Christentum brachte, bis im Osten die seldschukischen Türken der mohammedanischen Welt neue Stoßkraft einflößten und die byzantinische Herrschaft für immer aus dem Innern Kleinasiens verdrängten. Aus diesem Konflikte entsprang in Konstantinopel der Gedanke an abendländische Hilfe, in demselben Augenblicke, da in Westeuropa religiöse Schwärmerei, päpstliche Politik und ritterlich-kaufmännischer Unternehmungsgeist zum Kreuzzuge, zu einem neuen gewaltigen Vorstoße der christlichen Welt gegen den Islam drängten, einem neuen Akte in dem uralten Kampfe zwischen Abend- und Morgenland, dessen Einwirkung auf das innere Leben der europäischen Völker ebenso tief wie seine politischen Erfolge geringfügig gewesen sind.

Die Begründung und Ausbreitung des Deutsch-römischen Reiches (919—1056).

Die Herstellung der Reichseinheit unter Heinrich I. (919—936).

Heinrichs I. Wahl; die Sachsen.

Nach Konrads I. Tode einigten sich zu Fritzlar auf hessischem Boden im Mai 919 die fränkischen und sächsischen Großen über die Wahl des neuen Königs und erkoren als solchen den Herzog von Sachsen, Heinrich I. (919—936), den Sohn Ottos des Erlauchten. In der Sage, der neue König habe die Kunde von seiner Wahl beim Vogelherd erhalten und sei danach der Finkler oder Vogelsteller genannt worden, hat das feine Gefühl des Volkes das Überraschende des Vorganges treffend ausgedrückt. Überraschend in der That, denn der fränkische Stamm verzichtete damit auf seine bisherige herrschende Stellung und überließ sie den Sachsen, die erst seit etwa hundert Jahren dem Reiche und der Kirche gewonnen worden waren und in ihren Einrichtungen noch viel Eigentümliches und Altertümliches hatten. In diesem noch immer fast verkehrslosen Wald- und Sumpflande hinter der Elbe und der Dünenküste der Nordsee, das sich nur im Süden zu ansehnlichen Berghöhen erhebt, gab es noch kaum stadtähnliche Niederlassungen, sondern nur Edelhöfe und Bauerndörfer, Dome und Klöster mit Wirtschaftshöfen. Hier und in Friesland allein hatte sich der alte Geburtsadel erhalten, der mit seinen Gefolgsleuten und dem Aufgebot der freien Bauern zu Felde zog und in den Gerichtstagen nach Väterweise über und mit ihnen schaltete. Die unaufhörlichen blutigen Grenzfehden längs der Saale und Elbe mit den Slawen erhielten die Schlagfertigkeit und den Unternehmungsgeist des Stammes, denn das Slawenland betrachtete dieser Adel gewissermaßen als seinen Jagdgrund, wo er sich gute Beute, Sklaven und Zinsen holte.

Die Ludolfinger.

In diesen Kämpfen war das neue Herzogsgeschlecht emporgekommen. Der Ahnherr war wohl der Engernfürst Bruno, der sich rasch an Karl den Großen angeschlossen hatte, der Urheber seiner Größe aber Ludolf, der seine Tochter Luitgard mit dem



193. Siegel Kaiser Heinrichs I.

Sohne Ludwigs des Deutschen, Ludwig dem Jüngeren, vermählt hatte (gest. um 866). Dessen jüngerer Sohn Otto (abgekürzt von Otfried oder Otbert) erhielt von König Arnulf die Abtei Hersfeld, die Grafschaft im Eichsfelde und nach dem Falle des Grafen Burkhard gegen die Ungarn dessen thatsächlich herzogliche Stellung in Thüringen. Die ältesten Erbgüter des Hauses lagen in Westfalen, um Dortmund und an der Lippe; doch verschob sich später der Schwerpunkt ihres Besitzes nach dem Osten, wo er sich rings um den Harz bis in die fruchtschwere „goldene Aue", ins Unstrutthal und nach der Elbe hinzog. Dort gehörten ihm Grona und Göttingen, Goslar und Quedlinburg, hier Eisleben, Allstädt, Memleben, Nordhausen, Mühlhausen, Pöhlde und eine lange Reihe von Pfalzen von Merseburg bis Magdeburg. So wiesen die eigensten Interessen der Ludolfinger sie auf die Ostgrenze hin, und in den Kämpfen mit Slawen und Magyaren hatten sie, die größten Grundherren Sachsens, sich auch die herzogliche Würde errungen, eine nationale Monarchie, so gut wie das angelsächsische Königtum.

Die Stämme der Elbslawen.

Die Slawen zwischen Elbe und Saale, Oder und Bober zerfielen damals in eine große Zahl kleiner Stämme: in Ostholstein die Wagrier, in Mecklenburg die Abotriten (Bodrizer), Tollenser und Redarier, im Brandenburgischen die Ukrer (in der Ukermark), die Heveller (Stoderauer) an der Havel, die Liutizen weiter, östlich im heutigen Sachsen die Daleminzier um Lommatzsch und Meißen, die Milzener in der Oberlausitz, die Lusitzer in der Niederlausitz (von luža, spr. lusha, Sumpf, Moor). Diese drei Stämme gehörten den mit den Tschechen in Böhmen nahe verwandten Sorben an, die weiter nördlich wohnenden standen den Polen näher. Über die Elbe und Saale hatten sich slawische Niederlassungen bis an den oberen Main (die Rednitzwenden), bis tief nach Thüringen (vgl. Jena, Laucha, Plaue u. a. m.) und nach Lüneburg hin vorgeschoben, doch ohne hier Herrschaften zu begründen. Überall hatten sie von dem Lande nur die offenen Teile an den Gewässern und auf leichtem Boden in Besitz genommen, den Urwald und den schweren Schwemmboden, den sie mit ihrem schlechten hölzernen Hakenpfluge (radlo) nicht umbrechen konnten, gemieden. Weder das Erzgebirge, den Miriquidi (bei den Deutschen, d. i. Schwarzwald) und seine östlichen Fortsetzungen, noch der bis ins 12. Jahrhundert mit pfadlosem Urwald bedeckte pommersche Landrücken waren von Slawen besetzt, auch die Priegnitz, die Uker-, Mittel- und Neumark nur schwach angebaut.

Slawische Dörfer und Kultur.

Die Slawen siedelten geschlechterweise (daher die zahlreichen von Personennamen abgeleiteten Ortsnamen auf -icy, -owicy, -ow) in kleinen Rund- oder Straßendörfern. Bei jenen, die besonders an der Elbe und Saale, in der Lausitz, in Brandenburg, Mecklenburg und Vorpommern herrschen, werden die Höfe dicht aneinander gedrängt mit dem schmalen Giebel nach einem kreisrunden Platze mit dem Dorfteiche gesetzt, so daß sie, offenbar der leichten Verteidigung wegen, leicht nach außen abzuschließen sind; beim Straßendorf stehen die Höfe ebenfalls eng zusammen an einer breiten, geraden Gasse. Der Anteil an der sehr kleinen Dorfflur (600—800 Morgen rheinisch, d. i. nach westdeutschem Maße nur 20—26 Hufen) wurde jedem Bauer nach der Arbeitskraft seines Hofes, also nach der Zahl seiner Pflüge, zugemessen. Da die Form der Anlage jede Vergrößerung des Dorfes ausschloß, so wuchs mit der Bevölkerung auch die Zahl der Dörfer, so daß z. B. im heutigen Sachsen-Altenburg auf 1200 qkm über 300 Dörfer slawischen Namens gezählt werden, und von der Höhe des Czorneboh bei Bautzen ihrer mehrere Hundert sichtbar sind. Von diesen Wohnstätten aus trieben die Slawen neben dem ziemlich oberflächlichen Bodenanbau Viehzucht, Jagd und Fischfang;

sie wußten die Wolle und den Flachs zu bearbeiten, das Eisen zu schmieden und trieben einen nicht unbeträchtlichen Handel, besonders mit dem Orient, der von den Russen, Skandinaviern, Chazaren und Bulgaren vermittelt wurde. Die Mehrzahl des Volkes war damals schon einem zahlreichen Adel hörig. Doch hatte sich dieser nur bei den Tschechen einer größeren Staatseinheit unter einem Herzog gefügt, dessen Shupane als Richter, Befehlshaber und Verwalter im Lande saßen; überall sonst gab es nur kleine Völkerschaften, deren militärischer und politischer Mittelpunkt die Landesfestung (grad, hrad), der einzige befestigte Platz des ganzen Gebietes, war. Daher entschied ihr Besitz regelmäßig über das Gebiet der Völkerschaft. Als Gottheiten verehrten die Slawen in hölzernen Tempeln oder auf hohen Bergen (dem Czorneboh bei Bautzen, dem Zobten, d. i. der Feuerberg in Schlesien) entweder einen guten (weißen) und einen bösen (schwarzen) Gott, worauf wenigstens die oberlausitzischen Bergnamen Bieloboh und Czorneboh deuten, oder eine Dreiheit: Perkun, den Gott des Himmels, daher auch des Gewitters, Radegast, den „freundlichen", den Erzeuger, den Gott der Weisheit, und Shiwa, die Sonne, die Göttin alles Lebens.

Heinrich I.

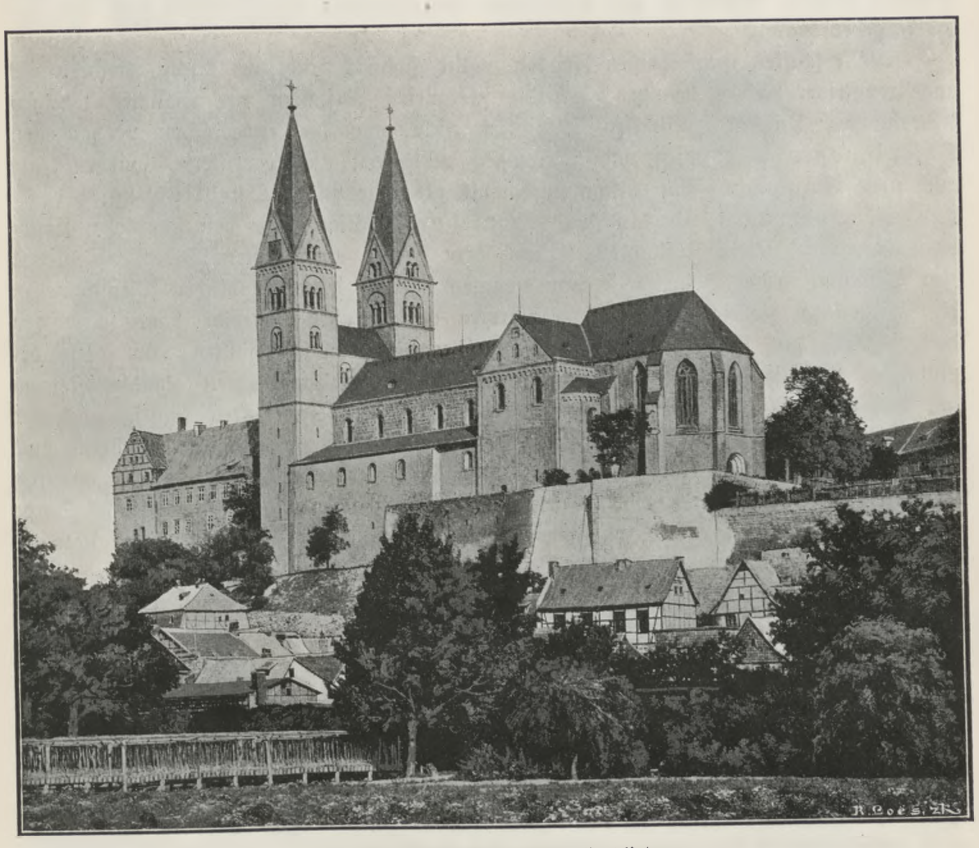
In diesen Verhältnissen war Heinrich I. emporgekommen, geboren um 876, Herzog seit 912, durch seine Vermählung mit Hathburg, der Tochter des Grafen Erwin, persönlich reich begütert im Hessengau zwischen Saale und Unstrut. Bei seiner Erhebung im kräftigsten Alter war er so recht ein Urbild seines Stammes, hochgewachsen, ein schwerer Reiter, ruhig, phlegmatisch, besonnen, würdevoll, freigebig und tapfer und nicht von besonders kirchlicher Gesinnung, denn seine Ehe mit Hathburg war kirchlich nicht eingesegnet, und die kirchliche Salbung, die ihm der Erzbischof Heriger von Mainz anbot, lehnte er ab. Um so mehr mußte ihm daran liegen, die großen Laiengewalten, die Herzogtümer, unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Denn die Wahlhandlung war zunächst nur von den Sachsen und Franken ausgegangen, während die Schwaben, Bayern und Lothringer mit der Anerkennung noch zurückhielten, ja teilweise sogar auf eine unabhängige Machtstellung bedacht waren.

Unterwerfung der Herzöge.

Unter ihnen war es zuerst der Herzog Burchard von Schwaben, der seine Selbständigkeit darin zeigte, daß er aus eigner Machtvollkommenheit einen Krieg gegen den König Rudolf II. von Hochburgund unternahm. Indes Heinrichs bloße Annäherung an der Spitze eines starken Heeres genügte schon, den Herzog unter seine Hoheit zu beugen (schon 919). Heinrich verlangte aber nur die Anerkennung dieser Oberhoheit, während er im übrigen alles vermied, was den Herzog hätte verletzen können. Er beließ ihn in seiner Stellung als Herr und Gebieter Schwabens und behielt sich nur das Recht der Besetzung der Bistümer sowie die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen vor. Als Burchard im Jahre 926 auf einem Feldzuge in Italien, wohin er seinen Schwiegersohn, Rudolf II. von Burgund, seinen früheren Gegner, begleitete, gefallen war, übertrug Heinrich das Herzogtum Schwaben an den fränkischen Grafen Hermann, vom Hause der Konradiner, indem er ihn zugleich mit Burchards Witwe Regilinde vermählte.

Auf eine ähnliche ganz unblutige, aber nichtsdestoweniger energische Art brachte Heinrich den Herzog Arnulf von Bayern zur Unterwerfung, da auch dieser die Königsgewalt nicht anerkennen wollte. Schon standen beide Heere bei Regensburg (920) zur Schlacht einander gegenüber, als sich Arnulf durch eine ernste und überzeugende, aber zugleich auch herzliche Zusprache Heinrichs zur Anerkennung des Königs und zum Gehorsam bewegen ließ. Arnulf erhielt hingegen so weitgehende Rechte eingeräumt, daß seine Stellung von einer völlig unabhängigen wenig verschieden war. Selbst die Besetzung der Bistümer in seinem Lande überließ ihm Heinrich, den Bischöfen aber gab der Herzog für die ihnen entzogenen Kirchengüter das Klostergut preis. Nicht

so leicht verlief die Unterwerfung Lothringens, das unter Reginar dem Westfränkischen Reiche zugefallen war, unter dessen Sohn Giselbert jedoch wieder eine mehr selbständige Haltung angenommen hatte. Erst als Heinrich 923 die Erzbischöfe von Köln und Trier zu sich herübergezogen und sich mit den Fürsten, die um die Krone Frankreichs stritten, verständigt hatte, unterwarf sich 926 Giselbert und vermählte sich mit Heinrichs Tochter Gerberga. — So waren die fünf großen Herzogtümer Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen zu einem festen bundesstaatlichen Verbande unter der schirmenden Hand König Heinrichs vereinigt.



194. Schloß und Schloßkirche zu Quedlinburg.

Er begnügte sich mit dem Nächsten und Notwendigsten, mit einem Königtume, das nur die alten Domänen der Karolinger und die Besetzung der Bistümer (außer in Bayern) im ganzen Reiche in Anspruch nahm, im übrigen die Stammesgewalten bestehen ließ und sie nicht einmal zu fester Heeresfolge verpflichtete, ihnen sogar eine gewisse Selbständigkeit in der auswärtigen Politik überließ. Es war eine Stellung etwa wie die Egberts von Wessex. Heinrichs eigentliche Regierungsthätigkeit beschränkte sich auf Sachsen, aber dahin verschob sich auch der Schwerpunkt des Reichs, und nicht mehr vom alten Römerboden, von den Bischofsstädten und Pfalzen des Rheinlandes, sondern von den Gutshöfen und Jagdhäusern rings um die grüne Bergwildnis des Harzes, von dem wirtschaftlich am wenigsten entwickelten Teile Deutschlands aus, wurde das Reich gelenkt. Und doch wurde Heinrich der Verfechter und Schirmer allgemein deutscher Interessen, denn er zuerst wies die Ungarn nachdrücklich ab und eröffnete dem deutschen Volkstume den slawischen Osten.

Das neue Königtum.

Waffenstillstand mit den Ungarn.

Nach neuem Tribute lüstern, waren die Ungarn 924 über die deutschen Marken verheerend bis ins Herz Sachsens gedrungen, hatten aber das Unglück, einen ihrer Anführer in die Gefangenschaft der Deutschen fallen zu sehen. Darauf bot Heinrich den Ungarn die Freilassung ihres Führers und außerdem noch einen jährlichen Tribut an, wenn sie ihm einen neunjährigen Waffenstillstand geloben wollten. Die Ungarn, die schon zuvor große Summen Goldes und Silbers für die Lösung ihres Führers geboten hatten, gingen mit Freuden darauf ein und räumten das deutsche Gebiet. Freilich war dieser Friedensvertrag nur für Sachsen und Thüringen geschlossen, während Bayern, Schwaben und Lothringen den greulichen Verheerungen nach wie vor preisgegeben waren.

Rüstungen in Sachsen.

Den erkauften neunjährigen Frieden wollte Heinrich nicht zur Ruhe, sondern zur angestrengtesten Arbeit benutzen, um die geeigneten Anstalten zur endlichen völligen Abwehr der Ungarn zu treffen. Er ließ nicht nur die etwa schon vorhandenen Befestigungen in Sachsen und Thüringen verbessern und erweitern, sondern legte auch neue Burgen au. So entstanden damals als feste Plätze Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goslar und Merseburg. Sie sollten den schutzlosen Landbewohnern eine sichere Zufluchtsstätte und dem Feinde einen festen Widerstand bieten. Zur Besatzung gebot Heinrich je dem neunten Manne seiner ländlichen Dienstleute in die Burgen zu ziehen, während die übrigen erst draußen Getreide bauen und den dritten Teil des Ernteertrages in die festen Plätze liefern sollten, um diese bei plötzlichen Angriffen für die Besatzung wie für die herbeigeflüchtete Landbevölkerung mit den erforderlichen Vorräten zu versehen. Da in diesen Orten künftig auch die Gerichtsversammlungen und Märkte gehalten wurden, so gewannen sie allmählich eine Bedeutung, die über die bloß militärische hinausging, und Sachsen begann sich innerlich den älteren Landschaften des Reiches anzunähern. Zugleich wandte sich Heinrichs Sorge der Ausbildung des Heeres zu, indem er durch Austeilung von Lehen eine stattliche Reiterei neben dem meist zu Fuß dienenden Laudesaufgebot aufstellte.

Unterwerfung der Elbslawen und Tschechen.

Heinrichs Neuerungen waren in verhältnismäßig so kurzer Zeit vollendet, daß ihm bis zum Ablauf des ungarischen Waffenstillstandes noch einige Jahre übrig blieben, um ihre Zweckmäßigkeit zu erproben. Hierzu bot sich die erwünschte Gelegenheit in einem Eroberungskriege gegen die slawischen Völkerschaften jenseit der Elbe und Saale, der den ewigen Grenzfehden ein Ende machen sollte. Schon 928 wurden die Heveller besiegt und ihre durch Seen geschützte Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) mitten im Winter auf dem Eise belagert und erobert. Hierauf unterwarf Heinrich die Daleminzier. Nachdem er ihre Landesfeste Gana (Jana bei Lommatzsch) nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmt, ließ er die erwachsene Bevölkerung erschlagen, Knaben und Mädchen als Sklaven wegführen und die Feste von Grund aus zerstören. Dagegen legte er in ihrem Gebiete auf einem weithin beherrschenden Berge an der mittleren Elbe die Burg Meißen an. Einen unter den obwaltenden Umständen willkommenen Grund zu einem weiteren Feldzuge erhielt Heinrich durch die Angelegenheiten Böhmens. Hier hatte sich Wratislaws Witwe, die heldenkühne Drahomira (926), als Vormünderin ihrer beiden Söhne Wenzeslaw und Boleslaw der Regierung bemächtigt, das Christentum ausgerottet und sich vom Deutschen Reiche losgesagt. Heinrich drang über das Erzgebirge bis Prag vor nnd brachte sie zur Anerkennung seiner Hoheit. Inzwischen hatten seine Grafen die Redarier und Abotriten unterworfen. Aber die unterjochten Wenden suchten schon im Jahre 929 die Fremdherrschaft wieder abzuschütteln. Die Redarier gaben das Zeichen zu einem allgemeinen großen Aufstand, der durch den Überfall der sächsischen Stadt Walsleben und die Ermordung ihrer Einwohner eingeleitet wurde. Ein zahlloses Slawenheer warf sich

hierauf auf die beiden Sachsengrafen Bernhard und Thietmar, welche gerade mit der Belagerung der Stadt Lenzen am rechten Elbufer, nördlich von Wittenberge, beschäftigt waren. Den 4. September 929 kam es bei Lenzen zu einer furchtbaren Schlacht, in der die Slawen dem Schwerte der Sachsen unterlagen. Die in wilder Flucht sich auflösenden Feindesmassen suchten die nächste Stadt zu erreichen, allein Thietmar verlegte ihnen den Weg, und was hier nicht durch das Schwert umkam, wurde in einen nahegelegenen See gedrängt. Widukind versichert, daß beinahe das ganze Heer der Slawen seinen Untergang fand; man habe von 200000 Getöteten gesprochen, und sämtliche Gefangene seien am andern Tage erbarmungslos niedergemacht worden. — Diese große Siegesnachricht traf Heinrich zu fröhlicher Zeit. Sein Sohn Otto feierte das Hochzeitsfest mit Editha, der Schwester des angelsächsischen Königs Äthelstan, um deren Hand das deutsche Königshaus geworben hatte.



195. Kaiser Otto I. und seine Gemahlin Editha.

Statuen in der sechzehnseitigen Kapelle des Doms zu Magdeburg.

Diese Steinbilder sind, wenn auch nicht gleich nach dem Tode des Kaiserpaares gefertigt, so doch jedenfalls in einer Zeit, in der sich der Kaiserornat noch nicht geändert hatte; auch hatte der Künstler ohne Zweifel noch Bildnisse vor sich, die aus der Lebenszeit dieser kaiserlichen Personen stammten. — Die 19 Kugeln in der Scheibe, die der Kaiser in der Hand hält, sollen der Sage nach 19 Tonnen Goldes bezeichnen, die Otto zu dem Dombau gegeben; doch ist darin viel eher der Reichsapfel, orbis terrarum, zu erkennen, der in dieser frühen Zeit auch öfter nur als Scheibe ohne Kreuz dargestellt wurde. In der Linken hält der Kaiser das Zepter, das abgebrochen ist. Editha hat in der Rechten das Evangelienbuch. Aus den Überresten der ursprünglichen Bemalung dieser Figuren erkennt man, daß die Gewänder von Goldstoff mit verschiedenen Farben in quadratischen Formen durchwirkt waren, nach Art der sogenannten schottischen Zeuge. Man findet dies besonders in der Zeit der Ottonen als vorherrschenden Geschmack.

Nach Hefner-Alteneck.

Auch ein Feldzug, den Heinrich 932 gegen die Lusizer unternahm, endete siegreich für ihn.

Abwehr der Ungarn.

Inzwischen lief der Waffenstillstand mit den Ungarn ab. Wie Widukind erzählt, rief Heinrich sein ganzes sächsisches Volk zu einem großen Landtage zusammen und sprach folgendermaßen: „Das früher durch inneren Zwist und äußere Feinde bedrängte und verwirrte Reich ist mit Gottes Hilfe und durch meine und eure Anstrengungen von schweren Gefahren befreit, beruhigt und geeinigt worden. Die feindlichen Slawen sind besiegt und unterworfen, aber eins bleibt uns noch übrig, wir müssen den Ungarn mit vereinten Kräften entgegentreten. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter berauben müssen, um ihre Schatzkammern zu füllen. Alles haben wir dargebracht bis auf das nackte Leben. Nur die Güter der Kirche sind noch unberührt. Erwäget nun

und entscheidet, was zu thun sei. Soll ich den heiligen Schatz weggeben und als Lösegeld den Feinden überreichen, oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes seine Ehre lassen, auf daß wir durch den befreit werden, der unser aller Schöpfer und Erlöser ist?“ Da erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der lebendige und wahre Gott, der getreu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, mache uns frei von unsern Banden.“ Darauf gelobte die ganze Versammlung dem Könige Beistand gegen den verhaßten Feind und bekräftigte die Übereinkunft durch einen feierlichen Eid.

Als er nun den ungarischen Gesandten den ferneren Tribut verweigerte, brachen die Ungarn in Sachsen ein. Allein sie fanden es in einer ganz veränderten Gestalt.



196. Krypta im Petersdom (jetzt Schloßkirche) zu Quedlinburg: Grabstätte Heinrichs I. und seiner zweiten Gemahlin Mathilde.

Eine ihrer beiden Scharen wurde in die Sümpfe des Drömling gejagt und vernichtet. Die zweite Schar erwartete König Heinrich an der Spitze seiner neugebildeten Reiterei wahrscheinlich bei dem Dorfe Rietheburg (Riade) in der Goldenen Aue bei Artern an der Unstrut und nicht bei Merseburg. Die Fahne mit dem Bilde des Erzengels Michael voran, ging er ihnen mit dem Rufe „Kyrie eleison!“ am 15. März 933 entgegen und zersprengte die überraschten Haufen ohne eigentlichen Kampf vollständig. Das Andenken an die Niederlage des fürchterlichen Feindes ließ er durch ein Gemälde in seiner Pfalz zu Merseburg verewigen.

Mark Schleswig. Im folgenden Jahre drang Heinrich im Norden gegen die Dänen vor, zwang ihren König Gorm den Alten zur Zinspflicht und stellte die schon von Karl dem Großen gegründete Markgrafschaft Schleswig zwischen Eider und Schlei wieder her, indem er zugleich sächsische Ansiedler dorthin verpflanzte. Unter seinem Schutze nahm Unni,

der Erzbischof von Bremen und Hamburg, die früher von Anskar und Rimbert angeregte Missionsthätigkeit unter den Dänen und Schweden wieder auf, so daß sich das Christentum trotz des Hasses, den ihm Gorm der Alte entgegentrug, bald zu neuem Leben entfaltete (s. oben S. 422).

Heinrichs Tod.

Mit Ruhm bedeckt, von den Völkern und Königen aller Lande geachtet und gefürchtet, hatte er seinem Reiche durch glorreiche Waffenthaten sowie durch weise Einrichtungen festen Bestand verliehen. Nachdem ihm dies gelungen, beschloß Heinrich, wie Widukind versichert, einen Zug nach Rom zu unternehmen, allein von Krankheit ergriffen, mußte er seine Absicht aufgeben. Ein Schlaganfall, im Jahre 935 auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz, mahnte ihn an sein herannahendes Ende. Er versammelte daher zu Erfurt die Großen seines Reiches und empfahl ihnen seinen zweiten Sohn Otto, den ältesten aus seiner zweiten Ehe mit der frommen Mathilde, der Tochter des Grafen Theoderich aus dem Geschlechte Widukinds (geb. 912), zum Nachfolger und König. Hierauf begab er sich nach Memleben an der Unstrut, wo er nach einem erneuerten Schlaganfall am 2. Juni 936 im sechzigsten Lebensjahre verschied. Seine sterbliche Hülle wurde in der Krypta der hochragenden Peterskirche zu Quedlinburg vor dem Altare beigesetzt, wo noch jetzt eine geborstene Marmorplatte das Grab bezeichnet.

Die Umgestaltung der Reichsverfassung und die Aufrichtung des Kaisertums durch Otto I. den Großen (936—973).

Ottos I. Krönung.

Es ist ein Beweis, wie fest Heinrich I. sein Werk gegründet hatte, daß ihm Otto zunächst ohne jede Schwierigkeit folgte. Aber die Mitwirkung der Kirche, die Heinrich I. noch für sich abgewiesen hatte, war dabei nicht zu umgehen. Zu Aachen, in der alten Pfalz Karls des Großen auf dem Boden des lange entfremdeten Lothringen, hatten sich die weltlichen und geistlichen Großen des Reichs nicht zur Wahl, sondern nur zur Huldigung und Krönung versammelt (8. August 936). Hier, in dem Säulengange zwischen der Pfalz und dem Münster, empfing der Laienadel in glänzendem Waffenschmuck den jungen Herrscher, dann setzte ihm der Erzbischof von Mainz im Münster die Krone aufs Haupt und salbte ihn mit dem heiligen Öle. Nach dieser Feier folgte ein glänzendes Krönungsmahl, wobei die Herzöge zum erstenmal die Dienste versahen, die ihnen in der Folge als Ehrenrechte zustanden, und aus denen die späteren Erzämter, nämlich das des Erzkämmerers, des Erztruchseß, des Erzmundschenken und des Erzmarschalls hervorgegangen sind. Alle Gewalten des Reichs, Königtum, Laienadel und Kirche, schienen in glückverheißender Eintracht verbunden zu sein.

Gleich dem Vater hielt der hochstrebende Otto an der Einheit des Vaterlandes in der Macht des Oberhauptes fest, allein er suchte diese Macht noch fester zu begründen, sie mit noch höheren Befugnissen auszurüsten. Hatte Heinrich die Herzöge noch als Träger einer beinahe selbständigen, unabhängigen Gewalt anerkannt, so wollte Otto in ihnen nur Vertreter und Beamte des Königs erblicken, die er absetzen durfte, sobald sie sich gegen ihn und das Reich vergingen. Um dies durchzusetzen, galt es heftige innere Kämpfe zu bestehen, die einen großen Teil seiner Regierungszeit ausfüllten, ihn aber schließlich zu dem angestrebten Ziele führten.

Abfall der Redarier und Tschechen.

Zunächst sah er sich indessen genötigt, zur Sicherung der äußeren Grenzen des Reiches zu den Waffen zu greifen. Die wendischen Redarier hatten den Regierungswechsel in Deutschland benutzt, um einen neuen Befreiungsversuch zu machen. Aber sie wurden von Otto mit kräftiger Hand niedergeworfen. Schon vorher hatten die Böhmen die deutsche Oberherrlichkeit abgeworfen. Der Böhmenherzog Boleslaw, ein kühner, trotziger Mann nnd noch Heide, hatte am 28. September 935 seinen Bruder Wenzel ermordet und die Verbindung mit dem Reiche zerrissen.

Auch die Ungarn versuchten ihre früheren Einfälle wieder zu erneuern. Als sie aber sahen, wie Otto an Kraft und Entschlossenheit seinem Vater keineswegs nachstand, gaben sie ihre Absichten wenigstens auf Sachsen auf und wandten sich nach dem Süden, wo sie verheerend durch Bayern und Schwaben bis Burgund vordrangen.

Eberhard und Thankmar.

Gefährlicher jedoch waren die inneren Kämpfe, welche Otto zu bestehen hatte. Der alte Frankenherzog Eberhard, derselbe, der einst Heinrich I. die Königskrone angeboten hatte, zog gegen einen trotzigen sächsischen Lehnsmann, der Eberhards Oberhoheit nicht anerkennen wollte, mit einer Schar fränkischer Reiter zu Felde, eroberte dessen Burg Helmershausen an der Diemel und ließ sie in Flammen aufgehen, nachdem alle Einwohner getötet worden waren. Otto betrachtete diesen Friedensbruch als einen Eingriff in seine königlichen Rechte und legte dem Frankenherzog eine Buße von hundert Pfund Silber auf, deren Wert er in edlen Rossen entrichten sollte, während seine Kampfgefährten die beschimpfende Strafe, Hunde nach der königlichen Pfalz in Magdeburg zu tragen, über sich ergehen lassen mußten. Durch diese Vorgänge wurde der alte Stammesgegensatz zwischen Sachsen und Franken wieder aufgefrischt. Während es in Franken gärte, versagte der neue Bayernherzog Eberhard, der auf seinen Vater Arnulf am 14. Juli 937 gefolgt war, dem Könige geradezu die Huldigung. Als friedliche Vorschläge fruchtlos blieben, trat Otto, rasch entschlossen, dem Aufständischen mit Waffengewalt entgegen, entsetzte ihn seiner Würde unter Landesverweisung und übergab die Verwaltung Bayerns Arnulfs Bruder Berthold, indem er zugleich Arnulfs jüngeren Sohn gleichen Namens als Pfalzgrafen einsetzte und die Verfügung über die Bistümer selbst in die Hand nahm. Aber immer verwickelter gestalteten sich nun die inneren Verhältnisse.



197. Königssiegel Ottos I.

Ottos älterer Halbbruder Thankmar, aus der ersten Ehe Heinrichs, die nachträglich von der Kirche für ungültig erklärt worden war, fühlte sich zurückgesetzt, weil Otto an seiner Stelle die wichtige Grenzgrafschaft gegen die Wenden dem Hermann Billung übertragen hatte; außerdem waren ihm seine großen mütterlichen Erbgüter vom Könige vorenthalten worden. Thankmar verband sich daher mit dem Frankenherzog Eberhard zu gemeinsamem Aufruhr gegen Otto, und beide verwüsteten Westfalen, wobei ihnen sogar der jüngere Bruder Ottos, Heinrich, in die Hände fiel. Als nun Otto mit Heeresmacht heranrückte, warf sich Thankmar in die Feste Eresburg an der Diemel, aber hier hart bedrängt und von seinen eignen Leuten verlassen, suchte er Zuflucht in der Burgkirche, wo er nach tapferem Kampfe vor dem Altare erschlagen wurde (28. Juli 938). Eberhard, durch diese Unfälle entmutigt, unterwarf sich; Otto verwies ihn auf kurze Zeit nach Hildesheim, setzte ihn aber nach erneuter Eidesleistung bald wieder in die Herzogswürde ein.

Eberhard, Heinrich und Giselbert.

Eberhards Unterwerfung war indes nur eine scheinbare, und um seine Rachegelüste zu befriedigen, reizte er den eignen Bruder Ottos, Heinrich, mit dem er sich schon während der Gefangenschaft des letzteren verständigt hatte, zur Empörung auf. Er fand hier fruchtbaren Boden. Denn obgleich Otto der älteste Sohn Heinrichs I. war, glaubte doch der jüngere Heinrich größere Ansprüche auf die Königskrone erheben zu dürfen, weil zur Zeit der Geburt Ottos Heinrich I. noch Herzog, dagegen bei der Geburt Heinrichs König gewesen war. Von der Mutter, Mathilde, die den stolzen, sonst mit trefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Jüngling über alles liebte, war er in diesen


198. Ringsiegel Ottos I.

Ansprüchen noch bestärkt worden. Der dritte im Bunde sollte der wankelmütige Schwager des Königs, der Herzog Giselbert von Lothringen, sein, und nach gemeinschaftlicher Beratung begab sich Heinrich 939 zu diesem, um von Lothringen aus den Kampf gegen Otto zu führen, wobei man selbst noch auf die Hilfe Ludwigs IV. von Frankreich hoffte. Das Glück war indessen auch diesmal wieder auf der Seite Ottos. Mit nur geringer Macht war er über den Rhein geeilt und erfocht bei Birten unweit Xanten einen Sieg über die verbündeten Empörer (Anfang 939). Heinrich kehrte nach dieser Niederlage nach Sachsen zurück und suchte dort den Aufstand gegen seinen Bruder zu schüren. Als dieser Versuch jedoch fehlschlug, wandte er sich abermals an Giselbert, dem sich inzwischen der französische König angeschlossen hatte. Auch Eberhard warf nun die Maske ab und schlug sich offen zu den Feinden Ottos, denen sich heimlich noch der Erzbischof Friedrich von Mainz zugesellte. Otto befand sich einer solchen Übermacht gegenüber in einer mißlichen Lage; allein rasch entschlossen warf er sich nach Süddeutschland und belagerte das von Eberhard besetzte Alt-Breisach. Währenddem wurden unerwartet die beiden Herzöge Eberhard und Giselbert von zwei rheinischen Grafen, Udo und Konrad, genannt Kurzbold, Franken von Geburt und sogar Verwandten Eberhards, aber dessen erbitterten Gegnern und Freunden des Königs, als sie den Rhein unterhalb Andernach überschritten hatten, um in Sachsen einzubrechen, überfallen; Eberhard wurde nach tapferer Gegenwehr von Konrad erschlagen, Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein (939). Nun wandte sich Otto gegen Ludwig IV. Nach einem langwierigen Kriege kam es 942 zu Vouziers an der Aisne zum Frieden, den hauptsächlich die Schwester Ottos, Gerberga, die Witwe Giselberts und nachherige Gemahlin Ludwigs IV., vermittelte. Lothringen sollte fernerhin dem Deutschen Reiche verbleiben, und beide Könige schlossen sogar ein Bündnis.

Heinrichs Unterwerfung.

Verlassen von allen hatte Heinrich schon 940 des Bruders Gnade angefleht, der ihm denn auch großmütig verzieh. Aber bald verfiel der ehrgeizige junge Mann auf neue Ränke. In Verbindung mit zahlreichen Unzufriedenen, unter denen sich Erzbischof Friedrich von Mainz befand, wurde der schändliche Plan gefaßt, den König während des Osterfestes (18. April 941) in der Kirche zu Quedlinburg zu ermorden und Heinrich an seiner Stelle auf den Thron zu erheben. Die Verschwörung wurde jedoch entdeckt, die Hauptschuldigen wurden hingerichtet oder verbannt, während Heinrich sich durch die Flucht rettete. Zum drittenmal bat die Mutter für ihn, und abermals ließ Otto Gnade für Recht ergehen. Heinrich kehrte reumütig zurück, warf sich zu Weihnachten 941 in Frankfurt dem König zu Füßen, erhielt Verzeihung und blieb von nun an endlich seinem Brnder in unwandelbarer Treue ergeben.

Neue Verteilung der Herzogtümer.

Nach Beendigung dieser inneren Fehden suchte der König seine Macht noch dadurch zu befestigen, daß er die Herzogsgewalten mit Ausschluß jeder Erblichkeit von sich abhängig machte und sie vornehmlich nur an solche vergab, die ihm treu ergeben oder durch verwandtschaftliche Bande an ihn geknüpft waren. Auf die Fürbitte seiner Mutter übertrug Otto seinem Bruder Heinrich das durch den Tod Bertholds 947 erledigte Herzogtum Bayern, mit dem Heinrich als Gemahl Judiths, der Tochter Herzog Arnulfs, Beziehungen hatte. Das erledigte Lothringen gab er dem Grafen Konrad von Worms, dem er 947 seine Tochter Luitgard vermählte; Schwaben erhielt nach dem Tode des Herzogs Hermann der älteste Sohn des Königs, Liudolf, der mit Hermanns Tochter Ida vermählt und damals zum Nachfolger Ottos auch in der Königswürde bestimmt war. Diesen Herzögen aber setzte Otto überall Pfalzgrafen zur Seite zur Verwaltung des Königsguts und als seine Stellvertreter im Königsgericht.

Empörung und Niederwerfung der Wenden.

Hand in Hand mit dieser Neuordnung des Reichs ging die Organisation der **Grenzlande**. Die inneren Verlegenheiten Ottos benützend, dachten die kaum unterworfenen **Wenden** an eine neue Empörung. Da glaubte Markgraf Gero, dem Otto die südliche Hälfte der Slawenlande (neben Hermann Billung, s. S. 438) übergeben hatte, dem offenen Ausbruch zuvorzukommen, indem er dreißig wendische Edle zu sich einlud und an seiner Tafel hinterlistig niederstoßen ließ (939). Doch was er hatte verhindern wollen, trat nun ein: die Slawen erhoben sich erbittert und wehrten sich mit Erfolg. Erst dem Verrate **Tugumirs**, eines Sprößlings des hevellischen Fürstengeschlechts, der in Magdeburg christlich erzogen worden war und jetzt nach seiner Heimat, scheinbar als Flüchtling, zurückkehrte, gelang es, 940 Brandenburg den Deutschen in die Hände zu spielen, wofür ihm die Fürstenwürde der Heveller als Belohnung zufiel. Da sank der Widerstand der Slawen allmählich zusammen, sie zahlten dem König Tribut, und dieser begann mit der deutschen Herrschaft auch die christliche Kirche bei ihnen einzuführen. Der Ausgangspunkt dieser Mission wurde das 937 gegründete Kloster des heiligen Moritz, des sächsischen Schutzheiligen, in **Magdeburg**. Schon 941 entstand das Bistum **Havelberg**, 946 Stargard (Oldenburg) im buchengrünen Wagrien, 948 **Brandenburg** zwischen den blauen Wassern der Havel, und bereits war Magdeburg als Sitz eines Erzbistums ins Auge gefaßt. Freilich war diese neue Organisation der Slawengebiete keineswegs nach dem Sinne des sächsischen Adels. Denn mit den herkömmlichen Beutezügen auf eigne Faust war es nun zu Ende, nur unter königlichem Banner durfte der Etheling jetzt zu Felde ziehen, und seitdem die Slawen Unterthanen des Königs und der Kirche waren, durften sie nicht mehr nach Belieben gebrandschatzt werden. Eine tiefe Verstimmung in Sachsen war die Folge.



199. Siegel des Markgrafen Gero.

Feldzug gegen die Dänen.

Auch gegen die **Dänen** wandte König Otto seine Waffen mit demselben Erfolge und denselben Plänen. Nachdem er die Einfälle der Dänen unter ihrem Könige **Harald Blaatand** (Blauzahn) 947 zurückgeschlagen — ja, wie die Sage meldet, bis zur äußersten Spitze Jütlands vorgedrungen war, wo er zum Zeichen seiner Herrschaft, nach alter Sitte, seinen Speer in die Wogen geschleudert haben soll — und die Mark Schleswig dem Reiche wieder gesichert hatte, gründete er 948 die Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen, die er nebst dem Bistum Oldenburg dem Erzbistum **Hamburg-Bremen** unterordnete. Dies erwarb sich gerade zu dieser Zeit große Verdienste um die Ausbreitung des Christentums im Norden. Der Erzbischof Adeldag, Unnis großer Nachfolger, war eifrig für die Mission thätig. Endlich wurde auch der Böhmenherzog **Boleslaw** 950 durch einen Kriegszug zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gebracht und Böhmen als Missionsgebiet dem bayrischen Bistum Regensburg zugewiesen.

Herzog Heinrich gegen die Ungarn.

Daneben stritt Herzog Heinrich von Bayern tapfer gegen die Ungarn. In den Jahren 948/50 wies er mehrere Einfälle siegreich zurück, im Jahre 951 führte er seine raschen Reitergeschwader in kühnem Zuge bis tief nach Ungarn, bis über die Theiß, und indem er die feste Ennsburg vom Bistum Passau erwarb, gewann er einen beherrschenden Punkt dicht an der Grenze und an der Donaustraße. Mit welchen Plänen er sich trug, zeigt sich darin am besten, daß er bereits den Titel Markgraf annahm: die alte karolingische Ostmark dachte er wiederherzustellen.

Wie nach Osten und Norden, so zeigt sich das Reich auch nach Westen und Süden als die gebietende Zentralmacht. In Frankreich hatte der Herzog Hugo von Francien in Verbindung mit den Normannen den König Ludwig IV., Ottos Schwager, gefangen genommen und suchte ihm den letzten Rest seiner Besitzungen, das feste Laon, abzutrotzen. Ludwigs Gemahlin Gerberga flehte daher den deutschen König um Hilfe an. Nachdem dieser sie zugesagt und 945 den Krieg gegen Hugo beschlossen hatte, gab dieser allerdings Ludwig wieder frei; da er aber seinen Neffen Hugo unter Verdrängung Artolds zum Erzbischof von Reims erhob, dessen Sprengel bis tief nach Deutschland hineinreichte, so führte Otto im Jahre 946 sein reisiges Aufgebot, 30000 sächsische „Strohhüte" nach Frankreich, wo sich Ludwig in seinem Lager einfand. Doch war der Feldzug nicht besonders erfolgreich. Nur Reims wurde genommen, so daß Artold wieder seinen erzbischöflichen Sitz einnehmen konnte, aber Laon, Senlis und Rouen widerstanden, und da der Winter nahte, räumten die Deutschen wieder das Land. Da nahm Otto zum erstenmal in einer großen politischen Frage die Hilfe der Kirche in Anspruch. Eine auf Papst Agapitus' II. Befehl in Ingelheim tagende deutsch-französische Synode im Juni 948 bedrohte den Herzog Hugo mit dem Banne, und da er sich trotzdem nicht fügte, auch ein Feldzug Konrads von Lothringen ihn nicht beugte, so verhing eine neue Synode in Trier im September 948 wirklich den angedrohten Bann. Trotzdem bedurfte es noch des erneuten Einmarsches der Lothringer in Frankreich, bis endlich im Jahre 950, wieder unter Vermittelung des Herzogs Konrad, Herzog Hugo sich dazu bequemte, dem König Ludwig aufs neue zu huldigen und ihm Laon auszuliefern.

Intervention in Frankreich.

Viel tiefer greifend waren die Folgen des Verhältnisses, in das das Deutsche Reich zu Burgund und zu Italien trat. In Burgund hatte König Rudolf II. bei seinem Tode 937 außer seiner Tochter Adelheid, die schon lange mit Lothar, dem Sohne König Hugos von Italien, verlobt war, einen unmündigen Sohn Konrad hinterlassen. Diesen nahm 940 Otto unter seiner Obhut an seinen Hof und schickte ihn dann in einer gewissen Abhängigkeit 943 nach Burgund zurück. In Italien aber erhob sich gegen Hugo der Markgraf Berengar von Ivrea, der längere Zeit als Flüchtling am deutschen Königshofe gelebt hatte. Von Otto durch Herzog Hermann von Schwaben unterstützt, kehrte er 945 als Ottos Vasall nach Italien zurück, brachte die meisten Bischöfe Oberitaliens auf seine Seite und setzte sich nach Hugos Tode 947 in Besitz der Herrschaft, indem er dessen Sohn Lothar dem Namen nach als Mitregenten annahm. Als auch dieser mit Hinterlassung der schönen Adelheid als jugendlicher Witwe im November 950 starb, ließ sich Berengar am 15. Dezember 950 in Pavia zum König der Langobarden krönen und setzte Adelheid, die sich weigerte, seinem Sohne Adalbert die Hand zu reichen, auf Schloß Garda gefangen (s. oben S. 391).

Beziehungen zu Burgund und Italien.

Schon aber griffen auch die benachbarten deutschen Herzöge unmittelbar in die italienischen Wirren ein. Noch im Jahre 950 eroberte Herzog Heinrich von Bayern das Herzogtum Friaul, den ganzen Nordosten Italiens, und zu Anfang 951 marschierte wetteifernd mit ihm der junge Herzog von Schwaben, Liudolf, auf Mailand. Denn die deutsche Politik begann sich gegen ihren alten Schützling Berengar zu wenden, da dieser seine Lehnspflicht nicht weiter beachtete. Doch mit einem kühnen Griffe nahm König Otto seinen Herzögen die Führung aus der Hand. Adelheid war nach Schloß Canossa entkommen und bot von hier aus dem deutschen König ihre Hand und die eiserne Krone an (Editha war schon 946 gestorben). Die Nachrichten von den schweren Schicksalen der eben so schönen wie liebenswürdigen Adelheid regten die Gemüter mächtig auf, und freudig gaben die Großen ihre Zustimmung, als Otto den Entschluß verkündete, mit Heeresmacht über die Alpen zu ziehen, Adelheid zu befreien und Rechte auf Italien

Ottos I. erster Zug nach Italien.

samt der Kaiserkrone zu erwerben. Im September 951 überschritt Otto zum erstenmal den Brenner und drang, ohne Widerstand zu finden, bis an die von Berengar verlassene Hauptstadt Pavia vor, wo er am 23. September einzog und die Huldigung der italienischen Großen empfing. Von hier aus sandte er Boten mit reichen Geschenken ab, um die Königin Adelheid aus ihrem Asyl in das königliche Hoflager zu geleiten und um ihre Hand zu werben. Schon bei der ersten Begegnung brachte Adelheid dem Bayernherzog Heinrich eine wohlwollende Gesinnung entgegen, die sie auch bei späteren Gelegenheiten bewährte. Otto feierte um Weihnachten in Pavia das Hochzeitsfest und nannte sich „König von Italien“.

Vorbereitungen zum Aufstande.

Doch sollten seine Wünsche nicht so rasch und unbehindert in Erfüllung gehen. Die Verhandlungen, die er wegen der Kaiserkrönung durch Erzbischof Friedrich von Mainz in Rom anknüpfen ließ, zerschlugen sich; der Erzbischof kehrte unverrichteter Sache zurück, wobei Otto vielleicht mit Recht den Mißerfolg nur dem bösen Willen des wenig verläßigen Prälaten zuschrieb. Zu gleicher Zeit begab sich Liudolf, ohne sich vom Vater zu verabschieden, wieder nach Deutschland, unzufrieden, den ihm wenig sympathischen Oheim Heinrich in so hoher Gunst bei dem Königspaar zu sehen, und für sein eignes Nachfolgerrecht fürchtend, wenn aus der neuen Ehe des Vaters ein Sohn entspringen sollte. In Deutschland fand er zahlreiche Anhänger unter dem mißvergnügten sächsischen Adel, und bald gingen beunruhigende Nachrichten nach Pavia, die den König zur Rückkehr bewogen. Er setzte seinen Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen, als Statthalter in Pavia ein, überließ ihm die Beendigung des Krieges gegen Berengar und trat im Februar 952 den Rückweg an.

Ausbruch des Aufstandes.

Konrad trat indessen in Unterhandlungen mit Berengar, und kaum war Otto in Magdeburg angelangt, so erschienen beide, um die Zurückgabe des Königreichs Italien an Berengar unter Anerkennung der Oberhoheit Ottos zu erwirken. Otto, überrascht und aufgebracht über diese Mißachtung seiner Anordnungen, behandelte Berengar verächtlich und streng, und Konrad, der diesem eine ehrenvolle Aufnahme verbürgt hatte, nun aber sein verpfändetes Wort unbeachtet sah, auch sonst sich zurückgesetzt glaubte, fühlte sich tief beleidigt. Schließlich nahm Otto den Vasalleneid Berengars in Augsburg entgegen und belehnte ihn mit der lombardischen Krone, doch mußte dieser die Mark von Verona (Friaul), Aquileja und Istrien, in denen damals noch eine starke deutsche Bevölkerung saß, an Deutschland abtreten. Sie wurden dem Herzog von Bayern übertragen und blieben bis in die Stauferzeit in diesem Verhältnis.

Gefahr und Sieg des Königs.

So standen dem König in der Person Liudolfs von Schwaben und Konrads von Lothringen, denen sich noch der Erzbischof Friedrich von Mainz zugesellte, drei mächtige Unzufriedene gegenüber. Die Gefahr unterschätzend, erschien Otto zu Ostern 953 arglos in Mainz und wurde hier von den Verschworenen zur Unterzeichnung eines Vertrages gezwungen, der dem Herzog Liudolf eine Art von Mitwirkung bei der Reichsregierung zusprach. Kaum war jedoch der König wieder nach Sachsen zurückgekehrt, so widerrief er den Vertrag als erzwungen und forderte bei Strafe der Acht die Unterwerfung der Herzöge. Da diese ausblieb, so entsetzte Otto in Fritzlar beide ihrer Herzogtümer und erhob die Klage gegen den Erzbischof Friedrich. Während nun in Lothringen der Bürgerkrieg zwischen dem abgesetzten Konrad und den Anhängern des Königs begann, belagerte dieser mit dem Herzoge Heinrich Mainz. Verhandlungen mit den dort eingeschlossenen Empörern schlugen fehl, ja der Aufstand griff weiter um sich. In Sachsen erhob sich Wichmann an der Spitze des unzufriedenen Grenzadels gegen Hermann Billung (s. S. 446), und auch die Bayern standen gegen Heinrich auf, der sich die Zuneigung seines Volkes wenig zu erwerben verstand und wegen seines ränkevollen Betragens gegen Liudolf und Konrad als der Urheber des unseligen Zwistes betrachtet wurde. Der

Pfalzgraf Arnulf, Herzog Arnulfs Sohn, brachte Regensburg in seine Hand und verjagte die Gemahlin des Herzogs Heinrich. Infolgedessen mußte Otto die Belagerung von Mainz aufgeben und sich gegen Regensburg wenden, das er bis in den Winter hinein belagerte, ohne es nehmen zu können. Nur in Lothringen gelang ihm ein Erfolg, indem er seinen Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln erhob. Diese Wirren reizten unwiderstehlich die Raublust der Ungarn. Im Frühjahr 954 brachen sie verheerend in Bayern ein, Liudolf von Schwaben trat mit ihnen in Verhandlung und gab ihnen Führer mit, Konrad von Lothringen bewirtete sogar ihre Führer in Worms und begleitete sie durch Lothringen bis Utrecht, worauf sie dann auf dem Rückzuge auch noch das nordöstliche Frankreich und Burgund verheerten. Dieser nackte Landesverrat und die Ungarnnot brachten endlich die Aufständischen zur Besinnung. Als ein königliches Heer wieder in Bayern einrückte, baten die Bayern um Waffenstillstand, der ihnen bis zum 16. Juni gewährt wurde, und währenddem wurde in Langenzenn bei Nürnberg verhandelt. Hier unterwarfen sich Erzbischof Friedrich und der Hitzkopf Konrad dem König; nur Liudolf weigerte auch jetzt noch die Versöhnung und warf sich nach Regensburg. Aufs neue begann der König die Belagerung der Stadt, bis endlich, als drin die Hungersnot ausbrach und Pfalzgraf Arnulf gefallen war, Liudolf um einen Waffenstillstand nachsuchte und sich in Fritzlar zu stellen versprach. Noch ehe es zu dieser Tagung kam, wich endlich Liudolfs Trotz. Er eilte zum Vater, als dieser zur Jagd in Thüringen weilte, und bei Saufeld (Thangelstedt) unweit von Berka, warf er sich, von tiefer Reue ergriffen, vor dem Vater nieder und rührte durch seine flehenden Worte alle Anwesenden zu Thränen, bis der König in väterlicher Liebe ihn wieder zu Gnaden annahm. Auf dem Reichstage zu Arnstadt, im Dezember 954, wurde die Aussöhnung förmlich vollzogen. Liudolf und Konrad behielten ihre Eigengüter, dagegen bekamen sie ihre Herzogtümer, die ihnen Otto schon 953 zu Fritzlar abgesprochen hatte, nicht zurück. Schwaben wurde dem Herzog Burkhard übergeben, dem Gemahl der Tochter Herzog Heinrichs, der stolzen Hadwig. Das unruhige Lothringen erhielt des Königs Bruder, Bruno, Erzbischof von Köln. — Nur in Bayern dauerte der Widerstand noch fort, geschürt von Erzbischof Herold von Salzburg, dem man schuld gab, daß er sogar mit den Ungarn verhandele. Da ließ Herzog Heinrich rasch entschlossen den Prälaten am 1. März 955 bei Mühldorf greifen, blenden und als Gefangenen nach Seben in Tirol bringen, die Güter der Salzburger Kirche gab er den Vasallen preis, die Anhänger des Erzbischofs schlug er am 30. März. Endlich nach Ostern zwang der König auch Regensburg zur Ergebung und kehrte als Sieger nach Sachsen zurück. Der zweijährige Bürgerkrieg war zu Ende, die gefährlichste Krisis in Ottos Regierung glücklich überstanden.

Noch aber waren ihre Nachwirkungen zu überwinden. Schon seit 954 waren die Ukrer im Aufstande, die Abotriten und Liutizen hatten sich angeschlossen, und unzufriedene sächsische Edle, wie namentlich Wichmann, standen mit ihnen in Verbindung. Eben, als sich Otto anschickte, mit ihnen den Kampf kräftig aufzunehmen, kamen zu Anfang Juli Gesandte der Ungarn zu ihm, angeblich um mit ihm zu verhandeln, thatsächlich, um die Lage des Reiches auszukundschaften. Denn kaum hatte er sie verabschiedet, da meldeten Eilboten seines Bruders Heinrich, die Magyaren hätten in großer Stärke — man schätzte sie auf 100000 Mann — die Reichsgrenze überschritten und seien in Bayern eingefallen. Sie durchzogen ganz Süddeutschland bis an den Schwarzwald und lagerten sich endlich zu Anfang August vor Augsburg, an der schwäbisch-bayrischen Grenze. Obwohl die Stadt nur schwache Mauern ohne Türme hatte, so wies doch der tapfere Bischof Udalrich einen Sturm glänzend ab und rüstete für den nächsten Tag alles zur hartnäckigen Gegenwehr, in der Hoffnung auf Entsatz. Schon rückten die ungarischen Scharen von allen Seiten zum Sturm vor, Sieg über die Ungarn.

da bliesen ihre Trompeten plötzlich zum Rückzuge, denn ein Verräter, Berchthold von Reisenbach, ein Sohn des Pfalzgrafen Arnulf, hatte ihnen den Anmarsch König Ottos gemeldet, und sie mußten eilen, ihm zu begegnen. Noch in der folgenden Nacht setzte sich Udalrich durch seinen Bruder Dietbald mit dem König in Verbindung. Mit nur schwachen Streitkräften, des Slawenkrieges wegen, war dieser von Sachsen ausmarschiert, und erst vor Augsburg stießen die Aufgebote der Bayern, der Franken unter Konrad, der Schwaben unter Herzog Burkhard und der Böhmen unter Boleslaw zu ihm. Zum erstenmal war fast die gesamte Wehrkraft des Reiches zu einer großen Entscheidung versammelt. Klein war freilich an Zahl die Kriegsmacht der Deutschen im Vergleiche zu der des Feindes, aber im Nahkampf weit überlegen war die schwerbewaffnete deutsche Reiterei den Ungarn. Nachdem sich das Heer durch einen Fasttag (9. August) zu der schweren Blutarbeit vorbereitet hatte, gelobte der König am Morgen des 10. August dem Schutzheiligen des Tages, dem heiligen Laurentius, ein Bistum zu stiften, wenn er ihm den Sieg verleihe, und führte seine Geschwader auf dem Lechfelde, rechts des Flusses, in acht nach Stämmen geordneten Abteilungen von je 1000 Reitern wider den Feind. Voran ritten drei Züge Bayern, denen jedoch ihr bereits erkrankter Herzog fehlte; dann folgten die Franken unter dem tapferen Konrad, in der Mitte eine Schar, als Kern des Heeres, aus auserlesener Mannschaft gebildet, über der das Banner des Erzengels Michael flatterte, unter dem besonderen Befehl des Königs; den sechsten und siebenten Zug bildeten die Schwaben, den letzten die Böhmen. Der Beginn der Schlacht war für die Deutschen ungünstig. Ein Teil der Ungarn war während der Nacht über den Lech geschwommen und warf sich jetzt unvermutet auf die böhmische Nachhut, die gleich den Schwaben in Verwirrung geriet. Schon war das Gepäck in den Händen der Feinde, als der heldenmütige Konrad mit seinen Franken sich auf die Feinde stürzte und ihnen nach mörderischem Kampfe die Beute wieder entriß. Der König selbst warf sich nun mit seinen Kerntruppen, aus der Marschkolonne in die Linie übergehend, auf die Hauptmacht der Ungarn; wuchtig stießen seine schweren Geschwader auf die leichten, ungarischen Reiter, und bald entschied sich der Sieg für Otto. Der größte Teil der feindlichen Scharen wurde in den Lech getrieben und fand in den Fluten seinen Untergang, der Rest wurde auf der Flucht von dem wütenden Landvolke niedergemacht, so daß nur wenige die Heimat erreichten, um die Schreckenskunde von der Vernichtung des großen Magyarenheeres zu überbringen. Nie mehr hat dieses wilde Volk seine Einfälle in Deutschland erneuert. — Die Deutschen hatten den Sieg teuer erkauft; mancher Tapfere deckte das Schlachtfeld, unter ihnen Konrad, der den früheren Abfall durch den Heldentod gesühnt hatte, tief betrauert von Otto. „Seit zweihundert Jahren", versichert Widukind, „hat kein König sich eines solchen Sieges zu erfreuen gehabt. Glorreich durch den herrlichen Triumph wurde Otto von dem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber ordnete dem höchsten Gott Preis und Lobgesänge in allen Kirchen an und kehrte dann unter dem Jubel des Volkes als Sieger nach Sachsen zurück." — Wenige Monate nachher starb Ottos Bruder, Heinrich von Bayern, seine stärkste und treueste Stütze (1. November). Sein Herzogtum ging an seinen unmündigen Sohn Heinrich unter der Vormundschaft der Mutter Judith über.

In der ärgsten Zerrüttung durch verblendete Leidenschaft und gegenüber der schlimmsten Feindesgefahr hatte sich das junge Königtum der Ludolfinger als die rettende und führende Macht der Nation erwiesen.

Die neue Ostmark.

So mehrten sich seine Erfolge. Die Bayern begannen nach der Lechfeldschlacht die Eroberung der karolingischen Ostmark und hatten schon um 970 die breite reißende Traisen und die untere Krems erreicht; die Verwaltung des neuen Landes übernahm um dieselbe Zeit Markgraf Burkhard, in kirchlicher Beziehung das Bistum Passau,



200. Auszug deutscher Krieger des 10. Jahrhunderts.
Miniatur im Psalterium aureum von St. Gallen. Nach Rahn, „Psalt. aur."
Das Bild soll den Auszug Joabs gegen die Syrer und Ammoniter darstellen, die Tracht ist aber durchaus die vom Anfange des 10. Jahrhunderts.

dessen damaliger Leiter, Bischof Piligrim, schon damals den ebenso ehrgeizigen, als großartigen Gedanken faßte, auch das Ungarnvolk dem Christentume zu gewinnen, und wirklich den heiligen Wolfgang, den späteren Bischof von Regensburg, 972 als ersten deutschen Missionar nach Ungarn sandte.

Unterwerfung der Wenden.

Viel Großartigeres geschah an der Nordostfront des Reiches, gegenüber den Elbslawen, und zwar zunächst unter der persönlichen Führung des Königs. Kaum aus Bayern heimgekehrt, ging er mit Markgraf Gero gegen die empörten Wenden ins Feld, die sich fest entschlossen zeigten, ihre innere Selbständigkeit zu bewahren und sich nur zu Tributen zu verstehen. Durch Wald und Sumpf drang das königliche Heer bis an die Raxa (heute Recknitz) vor; hier erzwang es nach wechselvollen Kämpfen den Übergang und erfocht dann am 16. Oktober 955 einen vollständigen Sieg. Der Slawenfürst Stoinef selber fiel, 700 Gefangene wurden als Rebellen enthauptet. Bis 960 vollendete dann Gero die Unterwerfung aller wendischen Stämme bis zur Oder, bezwang 963 auch noch die Lusizer und nötigte sogar die Polen, für das Land bis zur Warthe Tribut zu zahlen. Kurz danach that er, tief erschüttert durch den Tod

naher Anverwandten, vor allem seines Sohnes Siegfried, eine Wallfahrt nach Rom, legte sein siegreiches Schwert auf dem Altar des heiligen Petrus nieder und trat in die Bruderschaft des heiligen Gallus ein. Schon früher, im Jahre 960, hatte er, um seiner verwitweten Schwiegertochter Hedwig eine Zufluchtsstätte zu sichern, am Nordrande des Unterharzes, im Walde das Nonnenkloster Gernrode gestiftet, das er nun, nachdem er die päpstliche Bestätigung erhalten, dem heiligen Cyriakus widmete. Nach seinem Tode, 20. Mai 965, fand er in der schönen Kirche selbst sein Grab.

Die slawischen Marken.

Das gewaltige Gebiet, das seine eiserne Hand erobert und beherrscht hatte, wurde nunmehr in fünf gesonderte Marken zerlegt: die Nordmark, das Gebiet der Heveller und Liutizen (Brandenburg) mit drei sächsischen Grenzgauen links der Elbe (etwa die spätere Altmark), die Ostmark, von der unteren Saale bis zum Bober (im wesentlichen das Land der Lusizer), mit dem Schwaben- und Nordthüringergau links der Saale, die Mark Meißen im mittleren und östlichen, die Marken Merseburg und Zeitz im westlichen Sorbenlande zwischen Saale und Elster. Im Norden stand daneben im Abotritenlande die Mark des Hermann Billung, der seit 953, weil er den König auch in Sachsen zu vertreten hatte, den Herzogstitel führte. — Die Marken waren erobertes Feindesland unter dem militärischen Befehl der Markgrafen als königlicher Beamten, die wieder die einzelnen Bezirke durch Vögte verwalten ließen. Sie traten also sofort unter deutsches Staatsrecht, während das wendische Privatrecht, soweit es sich mit den deutschen Interessen vertrug, bestehen blieb. Daher galt auch der ganze Grund und Boden zunächst als Königsgut, vor allem die Güter der Häuptlinge und eingezogene Bauernstellen. Vieles blieb Lehnbesitz slawischer Edlen, andres wurde an deutsche Grundherren und an die Kirchen verliehen, die Masse der slawischen Bevölkerung ihnen zu Naturallieferungen, Hand- und Spanndiensten verpflichtet. In die Landesburgen und in die zahlreichen kleineren festen Plätze (im Meißnischen Burgwarte) wurden deutsche Lehnsleute als Besatzungen gelegt, die ihre Lehngüter in der Nähe angewiesen erhielten, und auch in die slawischen Familiendörfer drangen bereits einzelne deutsche Ansiedler ein, wenn bisherige Dorfinsassen, was häufig genug geschehen sein muß, im Kampfe gefallen oder gefangen waren. So vollzogen sich die Anfänge der Germanisierung zunächst in den Formen militärischer Kolonisation.

Das Erzbistum Magdeburg.

Langsamer ging es mit der Durchführung der kirchlichen Organisation. Erst nach dem zweiten Römerzuge, als Otto mit der Herrschaft über das Papsttum die thatsächliche Leitung der Reichskirche an sich gebracht hatte, wurden die Bistümer für den südlichen Teil des eroberten Landes und das längst in Aussicht genommene Erzbistum errichtet. Zu Ostern 968 beschloß eine Synode die Stiftung des Erzbistums Magdeburg, und im Dezember desselben Jahres weihte der erste Erzbischof Adalbert, der schon 961 als Missionar nach Kiew gegangen war, die ersten Bischöfe von Merseburg, Zeitz und Meißen für das Sorbenland. Nur Oldenburg blieb beim Erzbistum Bremen-Hamburg, im übrigen umfaßte der Magdeburger Sprengel das ganze Slawenland bis nach Polen hinein, denn auch dort war in Posen ein Bistum gestiftet worden, nachdem Herzog Miesko auf Anregung seiner christlichen Gemahlin Dombrawa von Böhmen 965 die Taufe genommen hatte. Zunächst waren alle diese Bistümer freilich nicht viel anders als Missionsstationen im Heidenlande; an feste Pfarrsprengel konnte noch kaum gedacht werden, und wo man außerhalb der Bischofsstädte, die ja zugleich die Landesfesten waren, Kirchen erbaute, da waren das noch dürftige Bauten aus Holz oder Feldsteinen. An Klosteranlagen fehlte es zunächst noch ganz.

Aber vor welche gewaltige Aufgaben sah sich doch jetzt die deutsche Kirche gestellt! Der slawische Osten wie die nordgermanische Welt war ihr zugewiesen; an Ausdehnung und Bedeutung ihrer Wirksamkeit stand sie jeder andern im Abendlande weit

voran, denn die gesamte Zukunft weiter Völkerkreise sollte sie gestalten und hat sie mit ebenso kühnem Unternehmungsgeist wie hingebender Opferwilligkeit wirklich gestaltet.

Mit dieser Stellung, die das Königtum Ottos I. der deutschen Kirche gab, hängt eine seit 955 vollzogene entscheidende Wendung in der inneren Reichspolitik zusammen. Wenn Heinrich I. das Reich begründet hat, so hat ihm Otto I. die Verfassung gegeben, die sein Geschick bis zu seinem Ende, bis 1806, bestimmt hat.

Die ältere Reichsverfassung.

Karl der Große hatte den Versuch gemacht, sein ganzes Reich unter eine Zentralverwaltung mit einer tiefeinschneidenden Gesetzgebung und einem alles umfassenden weltlichen Beamtentum zu bringen. Schon im 9. Jahrhundert war das aufgegeben worden, weil es der wirtschaftlichen Kulturstufe mindestens des deutschen Ostens, der reinen Naturalwirtschaft, nicht entsprach. Eine Verfassung, wie sie Karl der Große erstrebt hatte, setzte eine feste, ausgebildete schriftliche Verwaltung, reiche Verkehrsmittel, Geldwirtschaft zur Besoldung der Beamten und ein Beamtentum von fester Staatsgesinnung voraus. Von allen diesen Bedingungen war mindestens im ostrheinischen Deutschland nicht eine einzige vorhanden. Es hatte überhaupt noch keine wirklichen städtischen Mittelpunkte, seine Verkehrswege waren breitgetretene Pfade, den größten Teil des Jahres schwierig und meist gewiß nur zu Pferde zu passieren, die Wasserwege ganz unzureichend; die Kenntnis der Schrift blieb der ungeheuren Mehrzahl der Laien ein Geheimnis, die ganze Verwaltung auf mündliche Verhandlung angewiesen. Die Geldeinkünfte des Königs können niemals bedeutend gewesen sein, da der schwache Verkehr solcher Tauschmittel nur in sehr beschränktem Maße bedurfte; er mußte also vom Ertrage seiner Krongüter leben, die er als Gutsherr an Ort und Stelle verbrauchte, wie jeder Edle und jeder Bauer, und hatte gar nicht die Mittel, seine Beamten anders zu besolden, als durch Anweisung von Grundbesitz, mußte ihnen also gewissermaßen das Kapital statt der Zinsen in die Hand geben und konnte obendrein zu Beamten in der Regel nur solche Männer ernennen, die in ihrem künftigen Amtsbezirk schon Besitz und Einfluß hatten. Dadurch wurde das Amt unvermeidlich zum Anhängsel der Grundherrschaft und neigte eben deshalb dazu, ebenso erblich in dem Geschlechte zu werden, wie der Grundbesitz es war. Karl der Große hatte sich noch mit Erfolg dieser Entwickelung widersetzt; nachher war sie bei dem wichtigsten Amte seiner Verfassung, der Grafschaft, nicht mehr aufzuhalten gewesen. Wie hätte sich nun in diesem mit der verwalteten Landschaft tausendfach verwachsenen Beamtenstand, zumal bei dem starken Familiensinn und der Abhängigkeit dieser Zeit von der persönlichen Empfindung, eine Staatsgesinnung bilden können, die das Ganze über die Teile, den Staat über Geschlecht und Familie stellte! Da es aber dem König an flüssigen Geldmitteln fehlte, so mußte er auch seine Krieger, die er statt des unbrauchbaren allgemeinen Aufgebots der freien Bauern aufstellte, mit Landgütern besolden. Er hatte also niemals etwas wie ein stehendes Heer zur Verfügung, um seinem Willen gegen Ungehorsam sofortigen Nachdruck zu geben; er mußte bei der geringsten Veranlassung jedesmal die Streitkräfte erst mobilisieren, also aus größerer oder kleinerer Entfernung mit mehr oder weniger Zeitverlust zusammenziehen. Dieser feste Zusammenhang des Amtes und des Kriegsdienstes mit dem Grundbesitz erleichterte natürlich Ungehorsam und bewaffnete Empörung, die nicht so ohne weiteres als Hochverrat angesehen wurde, sondern als eine Form der Opposition, nur daß sie das Schwert brauchte, statt des Wortes und der Feder. Jedenfalls eignete sich die ganze Verfassung nur für kleinere Kreise mit geringen Entfernungen, wo die persönliche Einwirkung des Leiters stets wirksam sein konnte; für ein großes Reich war sie ganz ungenügend. Die natürliche, der allgemeinen Kulturstufe des Volkes und Landes entsprechende Verfassung wäre für Deutschland höchstens der Stammesstaat gewesen, denn der einzelne Stamm war ein durch Gemeinsamkeit des Rechtes, der

Mundart und der Überlieferung im Volksbewußtsein fest zusammenhängendes Ganze; das Reich ging über die erreichte Kulturstufe weit hinaus, griff ihr gewissermaßen vor.

Die deutsche Kirche als Glied der Reichsverfassung.

Aber wer hätte nun die den deutschen Stämmen zunächst von außen durch die fränkische Eroberung auferlegte Reichseinheit damals wieder aufgeben wollen oder können? Aus dem Bewußtsein, daß sie unter allen Umständen behauptet werden müsse, war ja die Wahl Heinrichs I. hervorgegangen. Heinrich I. hatte sich damit begnügt, die Stammesstaaten in eine Art bundesstaatlicher Ordnung zusammenzufassen; Otto I. begann damit, das Herzogtum als ein einfaches, nicht erbliches Amt zu behandeln, und hatte zunächst den Versuch gemacht, es überall an Angehörige seines Hauses oder in eigne Hand zu bringen und es durch ein neues Amt, die Pfalzgrafschaft, zu beschränken. Die Erfahrungen der Jahre 952/54 hatten ihm bewiesen, daß seine Rechnung falsch gewesen war. Er ließ deshalb die Herzogtümer wieder an ganz oder halb dem Stamm angehörige Geschlechter übergehen, ohne die Erblichkeit grundsätzlich anzuerkennen, und wo sich die Gelegenheit bot, begann er sie zu teilen, gab daher Oberlothringen südlich der Ardennen 959 an einen einheimischen Edlen, den Grafen Friedrich. Aber zugleich suchte er neue Kräfte heranzuziehen, um das Reich zu organisieren: er verwandelte die deutsche Kirche in das wichtigste Glied der Reichsverfassung. Als die erste geistige Macht dieser Zeit besaß allein die Kirche Ideen und Ideale, als Erbin der römischen Kultur wußte sie ihre Diener mit einem Gesamtbewußtsein und einer Hingebung, mit einer Umsicht und Voraussicht zu erfüllen, die damals in Laienkreisen nirgends vorhanden war. Sie überspannte mit dem dichten Netze ihrer Bistümer und Klöster das ganze Abendland und faßte es unter einer einheitlichen Spitze, dem Papsttum, zusammen; sie besaß längst ein einheitliches Recht, eine einheitliche Sprache, eine durchgebildete schriftliche Verwaltung, sie bewirtschaftete daher ihre Güter musterhaft und verwandte ihre Erträge vorwiegend nicht zu persönlichen, sondern zu sozialen, allgemeinen Zwecken. Kurz, sie verfügte über alles, was ein großer Staat zu seinem Bestehen braucht. Nahm das Königtum sie in seine Dienste, dann gewann es mit einem Schlage diese geistigen und materiellen Machtmittel für seine Interessen und es durchdrang sich zugleich mit neuen Aufgaben, die über seine bisherigen, den Rechtsschutz nach innen und den Waffenschutz nach außen, weit hinausgingen.

Die Handhabe dazu bot sich dem König in seinem damals ganz unbestrittenen Rechte, die Bischöfe und die Äbte der Reichsklöster (d. i. der auf ursprünglichem Königsgut gegründeten Abteien) zu ernennen, so daß die kanonische Wahl der Bischöfe durch Geistlichkeit und Volk, der Äbte durch den Mönchskonvent zur bloßen Formsache geworden war. Er hatte also die Möglichkeit, ihm ergebene und pflichttreue Männer in diese Stellen zu bringen, und er übte dieses Recht zuerst mit der Erhebung seines Bruders Bruno zum Erzbischof von Köln 953. Mit der Beförderung seines außerehelichen Sohnes Wilhelm zum Erzbischof von Mainz 954 und seines Vetters Heinrich zum Erzbischof von Trier 956 brachte er sämtliche Metropolitansitze des kultiviertesten und zugleich gefährdetsten Teiles, des alten Lothringen, der Rheinlande, in die Hände des Königshauses. Da für die Bischöfe die Ehelosigkeit gesetzlich war, so fiel bei ihnen die Gefahr der Bildung erblicher Herrengeschlechter weg. Planmäßig verstärkte nun Otto I. den Besitz der Kirche durch massenhafte Landschenkungen, namentlich unkultivierten Bodens, durch Übertragung des Marktrechtes und des damit zusammenhängenden Zoll- und Münzrechts, später auch durch Verleihung der gräflichen Rechte, also der richterlichen und militärischen Befugnisse an die Bischöfe und Reichsäbte (zuerst in Mainz und Köln), so daß deren Besitzungen von der gräflichen Amtsgewalt befreit und zu „Immunitäten" im neuen Sinne (s. S. 215) wurden. Nun aber nahm der König diese geistlichen Grundherrschaften persönlich und materiell für den

Reichsdienst aufs stärkste in Anspruch. Bischöfe und Reichsäbte leisteten ihm als Räte, Kanzler, Diplomaten, zuweilen sogar als Heerführer, den Hofdienst, sie hatten sehr ansehnliche Naturalleistungen (servitia), insbesondere an Schlachtvieh, an den Königshof abzuführen, sobald sich dieser in ihrem Sprengel aufhielt, sie hatten ihn selbstverständlich auch in ihren Höfen aufzunehmen, sie hatten endlich ihre gewappneten Lehnsleute dem Reichsheere zuzuführen, das ohne Zweifel zur großen Hälfte aus den kirchlichen Vasallen bestand. Kurz, diese geistlichen Grundherren waren in erster Linie Reichsbeamte, erst in zweiter Diener der Kirche. Die Krone gewann also in ihnen zuverlässige, weitsichtige und geschäftskundige Organe, in ihren Gütern eine Steuer- und Heereskraft von beinahe unerschöpflicher Leistungsfähigkeit.

Freilich, ein dauernder Mittelpunkt, eine feste Hauptstadt, wie sie Karl der Große zuletzt in Aachen gehabt hatte, konnte sich auch mit Hilfe der Kirche nicht bilden, denn auch ihre Leistungen vermochte der Königshof, da sie ganz überwiegend in Naturalien bestanden, also nicht weit transportiert und noch weniger in Geld umgesetzt werden konnten, nur an Ort und Stelle zu benutzen, so gut wie die Erträge der Domänen, und alle königliche Regierung beruhte doch auf dem persönlichen Eingreifen des Königs. Daher kam es auch nicht zur Ausbildung einer schriftlichen Verwaltung; ja es gab kaum ein geordnetes Reichsarchiv, und auch die Ottonen blieben bei der alten Wanderregierung, die das Leben des deutschen Königs zu einer ununterbrochenen Reise machte; er zog Sommer und Winter mit seinem Hofe, mit hunderten von Pferden von Pfalz zu Pfalz, von Bischofssitz zu Bischofssitz, erreichte aber dadurch auch jene „reisige Allgegenwart" des Königtums, die es allen Stämmen gleichmäßig nahe brachte. Da saß er denn in weiträumiger Pfalz zwischen steinernen Rundbögen unter hölzerner Balkendecke, an deren Holzpfeiler Waffen und Beutestücke hingen, umgeben von den Edlen und Bischöfen der Landschaft, von hunderten von Vasallen und Dienern, an reichbestellter Tafel, die das weiße „krachende Leilach" sauber bedeckte, oder in kleinerem Kreise, an dem auch die verständigen, wirtschaftlichen, frommen Frauen seines Hauses teilnahmen; da hielt er mit seinen Getreuen gewichtig Rat über die größten Fragen der deutschen und europäischen Politik und empfing im Glanze seiner Macht die Gesandten der Byzantiner und Lombarden, der Dänen und Polen. Da fand er mit dem Königsgericht den Spruch über den rebellischen Herzog so gut wie über die Klage eines schlichten Bauern, denn auch der Geringste konnte seine Sache unmittelbar vor den König bringen. Mit strahlendem Pomp beging der König die Kirchenfeste unter seinem Volke, zur Erholung aber zog er hinaus in die grüne Wildnis zur männlichen Jagd. Da stampften im Hof die starken Rosse, da zerrten die bellenden Rüden an der Koppel, da schmetterten fröhlich die Hörner zum Aufbruch, und persönlich, den Wurfspeer in der Faust, bestand der Gebieter den schnaubenden Keiler und den grimmigen Bären, die Herrscher der deutschen Wälder. Ein Bild von eigentümlicher Einfachheit und Größe ist es, das dieser deutsche Königshof darbietet, und es weht darüber etwas wie die Frische des Bergwaldes. — Und wie würdevoll vertrat Otto I. persönlich dies Königtum!

Der Königshof.

Der erste Blick ließ in ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät verlieh. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmut in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und ausdauernder Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt; der Bart wallte gegen die alte Sitte der Sachsen lang auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er am liebsten seine sächsische Mundart, obwohl er des Romanischen und Slawischen nicht unkundig war und später noch lateinisch lernte. Denn immer blieb er ein Deutscher, er fühlte sich am wohlsten auf den Pfalzen und Jagdhäusern, zwischen den Fruchtfeldern und im Waldesgrün seiner sächsischen Heimat. Sein Tag verstrich zwischen Staatsgeschäften und Gebet; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu und, da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig, launig, zog er wohl die

Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn milderten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser Otto II. bebte vor dem Zorn des „Löwen", wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verriet, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen und würdigen Thaten, und füllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die andern hohen Tugenden, die man schon am Jüngling pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmut gegen gedemütigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er eines Vergehens, das er einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler gegen Gottes Gebot. So erscheint uns Otto in dem Bilde, das sein sächsischer Landsmann, Widukind von Corvey, mit liebevoller Sorgfalt von ihm gezeichnet hat.

Die Kaiserkrone als Schlußstein.

Aber eins noch fehlte dieser eigentümlichen Verfassung zum Abschluß. Wenn Otto verhindern wollte, daß zwischen den staatlichen und kirchlichen Pflichten seiner geistlichen Reichsbeamten jemals ein Widerspruch hervortrat, dann mußte er auch des Oberhauptes der abendländischen Kirche, des Papstes, unbedingt sicher sein, er mußte ihn dem wüsten Kampfe römischer Adelsparteien entreißen und in seine eigne Hand bringen. Das aber war ihm nur möglich, wenn er über Rom und Italien gebot, und das vermochte er nur als Kaiser. Zu dem Zauber, den der römische Kaisergedanke seit Karl dem Großen auf die Deutschen geübt hatte, traten die zwingendsten Erwägungen einer hochgespannten Staatskunst, die Konsequenzen der deutschen Verfassung. Wollte Otto sie



201. Denar Papst Johanns XII., geprägt vor 962, bloß mit dem Namen des Papstes.



202. Päpstlicher Denar, geprägt 962 oder 963 im Namen und mit dem Bilde Kaiser Ottos I., mit dem Namen des Papstes auf dem Revers.

behaupten, so mußte er das Deutsche Reich in ein mitteleuropäisches Reich verwandeln. Die Schwierigkeiten, mit den schwerfälligen Mitteln eines noch rein naturalwirtschaftlichen, stadt- und geldlosen Volkes von Kriegern und Bauern den Umfang der Verwaltung noch über ein schon wesentlich höher kultiviertes fremdes Land auszudehnen und festzuhalten, können dem König unmöglich entgangen sein. Aber er hatte keine Wahl. Die römische Kaiserkrone war für diesen Sachsen nicht der Gegenstand einer romantischen Sehnsucht, auch nicht ein Schmuckstück, sondern der Schlußstein seines deutschen Staatsgebäudes.

Der erste Zug nach Rom und die Kaiserkrönung.

Zwei Veranlassungen waren es, die Otto I. wieder nach Italien führten. Berengar hatte seine Lehnspflicht abgeworfen, das Einschreiten Liudolfs, der im Herbst 956 in Oberitalien erschien und Pavia nahm, hatte nichts gefruchtet, da Liudolf schon am 6. September 957 plötzlich starb. Dann, 959, war Berengar sogar feindlich gegen Rom vorgegangen. Da riefen der Papst Johann XII., Alberichs leichtfertiger, sittenloser Sohn, und zahlreiche Bischöfe und Grafen Oberitaliens die Hilfe des deutschen Königs gegen die „Tyrannei" Berengars an, der Papst mit Hinweisung auf die Pflicht, die dieser als Patricius (s. S. 330, 346) habe. Darauf entbot Otto den Reichstag für Mitte Mai 961 nach Worms, ließ hier seinen und Adelheids jugendlichen Sohn Otto (II.) zum König wählen und zu Pfingsten in Aachen krönen, überschritt von Augsburg aus im August den Brenner und zog, überall von geistlichen und weltlichen Großen freudig empfangen, majestätisch und friedlich durch Norditalien bis Pavia, wo er bis nach Weihnachten wie ein eingeborener Herrscher Hof hielt, während Berengar,

von allen verlassen, sich mit seiner Gemahlin Willa und seinen Söhnen in irgend welcher Burg einschloß. Im Januar 962 brach er nach Süden auf. Vom Monte Mario (Mons Gaudii) herab, wo sich die alte Via triumphalis ins breite Tiberthal hinuntersenkt, hat er zum erstenmal Rom gesehen, das von derselben Stelle aus nach ihm noch so viele deutsche Kaiser und Heere erblickt haben. Nicht als Eroberer, sondern als der gerufene und berechtigte Schirmherr zog der Nachkomme des trotzigen Heiden Widukind in der Stadt der römischen Cäsaren und Karls des Großen ein, feierlich und freudig begrüßt. Schon vorher hatten in seinem Namen einige seiner Edlen dem Papste den Eid geschworen, der König werde den Papst und die römische Kirche nach Kräften schützen, in und über Rom ohne seine Zustimmung keine Verfügung treffen, alles, was vom Erbe des heiligen Petrus in seiner Hand sei, ihm übergeben und den künftigen König von Italien anweisen, es zu verteidigen. Darauf empfing er am 2. Februar 962 mit seiner Gemahlin Adelheid in der ehrwürdigen Petersbasilika aus den Händen Johanns XII. die Kaiserkrone. Bedächtig sprach er, bevor er die Kirche betrat, zu Ansfried von Löwen, seinem treuen Schwertträger: „Wenn ich heute am Grabe des Apostels kniee, halte dein Schwert immer über meinem Haupte; denn ich weiß wohl, daß meine Vorfahren die Treulosigkeit der Römer oft erfuhren. Der Weise wendet das Unheil durch Vorsicht ab; wenn wir heimziehen, magst du am Mons Gaudii nach Gefallen beten.“ Er schenkte also trotz alles Jubels und Prunks den Römern kein Vertrauen und suchte deshalb durch das berühmte Privilegium Ottonianum vom 13. Februar das gegenseitige Verhältnis möglichst sicher zu stellen. Während er selber die päpstlichen Besitzungen mit einigen Ausnahmen bestätigte und sogar einige Erweiterungen in Aussicht stellte, wurden Klerus und Adel von Rom ausdrücklich verpflichtet, den Papst in richtig kanonischer Weise zu wählen und den gewählten nicht eher zu weihen, als bis er vor den kaiserlichen Kommissarien oder vor dem Sohne des Kaisers den Eid erneuert habe, daß die Bestätigung des Kaisers eingeholt sei. Außerdem mußte Johann XII. schwören, dem Berengar und Adalbert niemals Hilfe zu leisten. Eine Synode gab überdies dem Kaiser die Genehmigung zur Errichtung des Erzbistums Magdeburg und des Bistums Merseburg.



203. Kaisersiegel Ottos I.

Berengars Unterwerfung und Johanns XII. Absetzung.

Schon am 15. Januar verließ Otto die ewige Stadt, um den Kampf gegen Berengar zu beenden. Er zwang dessen tapfere Gemahlin Willa nach zweimonatlicher Belagerung, ihm die Inselfeste S. Giulio im See von Orta zu übergeben (Juli); da er sie jedoch großmütig entließ, so begab sie sich sofort zu ihrem Gemahl nach dem Felsenneste Montefeltro und bestimmte diesen, den Widerstand fortzusetzen. Ja, die Aussichten gestalteten sich für beide wieder günstiger, denn Johann XII., dem die kaiserliche Obergewalt schon lästig wurde, verbündete sich mit Berengars Sohne Adalbert und sogar mit den Arabern in Garde Fraînet (Fraxinetum, in der Provence) gegen den Kaiser. Mit geringschätziger Nachsicht und sächsischer Gelassenheit bemerkte Otto auf diese Kunde: „Er ist ein Knabe, er wird sich nach dem Beispiele tüchtiger Männer ändern.“ Vorläufig hielt er es für wichtiger, sich gegen Berengar zu wenden, den er den ganzen Sommer durch, vom Mai bis zum September, in Montefeltro eingeschlossen hielt. Erst als der Papst Adalbert in Rom aufnahm, erschien der Kaiser zum zweitenmal vor der Stadt, zog am 3. November ohne Widerstand ein und nötigte die Bürgerschaft

zu dem eidlichen Versprechen, niemals einen Papst zu wählen und zu weihen, ohne die Zustimmung und die Wahl des Kaisers Otto und seines Sohnes. Nunmehr lud eine Synode den Papst Johann XII. zur Verantwortung vor wegen Mordes, Meineides, Tempelraubes und Incests und gab, da dieser sich nicht stellte, dem Kaiser die Ermächtigung, selbst einen neuen Papst einzusetzen. Als solchen bezeichnete Otto nach dem Vorschlage der römischen Geistlichkeit Leo VIII., der am 6. Dezember die Weihe empfing. Inzwischen fielen Berengars letzte Burgen Montefeltro und Garda. Er selbst wurde mit Willa nach Bamberg abgeführt, wo er am 4. August 966 gestorben ist; Willa nahm nach seinem Tode den Schleier, Adalbert flüchtete nach Corsica.

Neue Wirren in Rom.

Doch die Verhältnisse in Rom wollten sich nicht befestigen. Eine zweite Erhebung Johanns XII. schlug Otto zu Anfang Januar 964 durch rasches Einschreiten blutig nieder; aber eine dritte zwang Leo VIII. zur Flucht ins kaiserliche Lager, und als Johann XII. am 14. Mai 964 plötzlich starb, wählten die Römer allen Eiden zum Trotz eigenmächtig Benedikt V. zum Papste. Erbittert eilte der Kaiser mit sächsischen und italienischen Truppen abermals herbei und schloß die Stadt aufs engste ein, bis endlich die Römer, von Hungersnot gequält, Benedikt V. fallen ließen und am 23. Juni den Deutschen die Thore öffneten. Leo VIII. wurde wieder eingesetzt, Benedikt V. von einer Synode im Beisein des Kaisers seiner Würde entkleidet und nach Hamburg in die Verbannung geschickt. Als Otto kurz nachher in der Julihitze von Rom abzog, brach in seinem Heere eine so gefährliche Seuche aus, daß er die schwersten Verluste erlitt. In Pavia verweilte er bis Weihnachten, dann überschritt er im Januar 965 die winterlichen Alpen und stieg über den St. Bernhardin hinunter nach dem Rheinthale und Chur. Im Juni war er wieder im heimischen Sachsen angelangt. Er hatte alle Erfahrungen italienischer Politik und Kriegführung reichlich gekostet.

Der zweite Zug nach Rom.

Sie waren noch nicht zu Ende. In Oberitalien erhoben sich Unzufriedene, riefen Adalbert zurück und mußten durch Herzog Burkhard von Schwaben bezwungen werden, wobei Adalbert ins Gebirge flüchtete, sein Bruder Wido fiel (965). Noch ist ein Relief im Großmünster zu Zürich vorhanden, das diesen Sieg verherrlicht. Bedenklicher ließen sich wieder die Zustände in Rom an. Nach Leos VIII. Tode im Frühjahr 965 wählten die Römer auf Vorschlag des Kaisers den Bischof Johann XIII. (von Narni) zum Papste, aber da er ziemlich herrisch auftrat, so wurde er am 16. Dezember unter rohen Mißhandlungen gefangen gesetzt und in die Campagna verbannt. Diese Nachricht bewog Otto, zum drittenmal nach Italien aufzubrechen. Er überschritt im September 966 von Chur aus den Septimer und zog im Dezember in Rom ein, wo die Römer sich bereits beeilt hatten, Johann XIII. wieder freizulassen. Trotzdem ließ der erzürnte Kaiser zwölf der Führer des Aufstandes aufknüpfen und übergab den Stadtpräfekten Petrus dem Papste zur Bestrafung, der den Unglücklichen mit den Haaren am Reiterstandbilde Marc Aurels (damals auf dem Lateranplatze vor dem päpstlichen Palaste, jetzt auf dem Kapitol) aufhängen, darauf nackt verkehrt auf einem Esel sitzend, unter dem Hohne des Pöbels durch die Stadt führen ließ, worauf er nach Deutschland in die Verbannung geschickt wurde. In barbarischem Latein, aber in erschütternden Zeilen hat Benedictus, ein Mönch vom Berge Soracte, der die „ungeheuren Scharen“ des Kaisers sich an seinem Kloster vorüber nach Rom wälzen sah, den Fall der Stadt unter den „Sachsenkönig“ beklagt und damit den Empfindungen seiner Landsleute beredten Ausdruck verliehen.

Otto benutzte zunächst seinen Triumph, um seinen geplanten kirchlichen Gründungen im Wendenlande die päpstliche Zustimmung zu sichern. In Ravenna übergab er im Januar 967 diese Stadt mit dem Exarchat dem Papste; dafür genehmigte dieser die Errichtung des Erzbistums Magdeburg, worauf im nächsten Jahre, 968, eine

römische Synode auch die Stiftung des Bistums Meißen, eine zweite in Ravenna zu Anfang Oktober gehaltene diesen Gründungen, sowie der Errichtung von Bistümern in Merseburg und Zeitz ihre Zustimmung gab (vgl. S. 446).

Verhältnis zu Byzanz.

Aber schon begann der Kaiser seine Blicke auf Süditalien zu richten. Denn die Erkenntnis ist ihm wohl in Rom gekommen, daß er Roms und des Papsttums nicht sicher sei, solange nicht ein klares Verhältnis zu Byzanz, der herrschenden Macht im Süden der Halbinsel, hergestellt sei. Freilich betrat er damit auch den heißen Boden, auf dem sich die Interessen der großen Mittelmeermächte, der Byzantiner und der Araber, begegneten. Er begann nun damit, daß er zu Anfang 967 die langobardischen Fürsten Landulf von Benevent und Pandulf den Eisenkopf von Capua, der auch die zum Königreich Italien gehörigen Markgrafschaften Spoleto und Camerino beherrschte, als seine Lehnsleute verpflichtete; Gisulf von Salerno hielt sich noch zurück. Mit Byzanz aber knüpfte er zunächst Verhandlungen an, um die Hand einer byzantinischen Prinzessin (Anna, Tochter Romanos' II., s. unten) für seinen Sohn Otto zu gewinnen, den er deshalb auch schon am 25. Dezember 967 in Rom zum Kaiser krönen ließ. Da die Byzantiner indes wenig guten Willen zeigten, so rückte Otto im März 968 in Apulien ein und belagerte das feste Bari, sandte dann zwar, als dies tapfer widerstand, 968 den Bischof Liutprand von Cremona nach Konstantinopel an Kaiser Nikephoros, um dort gegen die Hand der Kaisertochter seinen Verzicht auf Kalabrien anzubieten, griff aber, als dieser einen sehr wegwerfenden Empfang fand, abermals zum Schwerte und durchzog bis in den April 969 hinein verwüstend Apulien und Kalabrien. Nach seinem Abzuge wurde jedoch Pandulf bei einem Angriffe auf Bovino gefangen genommen, der Patricius Eugenius ging zum Angriff vor, nahm Avellino südlich von Benevent und belagerte vierzig Tage lang Capua, allerdings ohne es bezwingen zu können. Nunmehr sandte Otto ansehnliche deutsche Streitkräfte unter dem Markgrafen Günther von Meißen nach dem Süden. Diese eroberten Neapel und Avellino und schlugen den Patricius Abdila empfindlich bei Ascoli. Ein neuer Zug des Kaisers nach Apulien 970 und der Sturz des Nikephoros durch Johannes Zimiskes am 10. Dezember 969 (s. unten) verschaffte endlich einer neuen deutschen Gesandtschaft, die Erzbischof Gero von Köln gegen Ende des Jahres 971 nach Konstantinopel führte, Gehör. Johannes Zimiskes willigte in die Vermählung seiner Nichte, der schönen, klugen, fein gebildeten Theophano mit Otto II. und ließ Capua und Benevent beim deutsch-italienischen Reiche, wofür dieses auf Apulien und Kalabrien verzichtete. Am 14. April 972 segnete der Papst die Ehe Ottos II. mit der byzantinischen Kaisertochter ein, die von ihrem jungen Gemahl eine wahrhaft kaiserliche Morgengabe in deutschem und italienischem Grundbesitz empfing.

Ottos I. Tod.

Froh des glänzenden Erfolges trat Otto I. mit dem Sohne und der Schwiegertochter im Mai die Heimreise nach Deutschland an. Dort hielt er im September zu Ingelheim eine glänzende Synode der deutschen Kirche ab, in Frankfurt feierte er Weihnachten, im März 973 hielt er zu Quedlinburg im Sachsenlande seinen letzten glänzenden Reichstag. Mit Stolz und Befriedigung konnte er auf das gewaltige Werk seines Lebens blicken. Aus der Nähe und Ferne waren Fürsten und Edle zusammengeströmt, um dem alten und dem jungen Kaiserpaare Geschenke und Huldigungen darzubringen. Der Polenherzog beugte sich vor seinem Throne; anwesend war ferner der Böhmenherzog, es erschienen Gesandte des Dänenkönigs Harald mit Tribut; Rom, Benevent, Konstantinopel, die Russen und Bulgaren waren vertreten, und selbst die Ungarn sandten Geschenke. Aber die Nachricht von dem Tode seines tapferen und getreuen Waffengefährten Hermann Billung (27. März), die Otto gerade hier traf und mit tiefer Trauer erfüllte, gemahnte ihn an sein eignes Ende. Er begab sich nach

Merseburg und von hier nach Memleben, wo sein Vater gestorben war. Hier traf ihn am Abend des 7. Mai 973 ein Schlaganfall, dem er erlag. Er wurde in der Moritzkirche zu Magdeburg neben seiner ersten Gattin Editha beigesetzt.

Ottos I. Bedeutung.

Der erste unsrer mittelalterlichen Kaiser ist zugleich der hervorragendste von allen gewesen, und ihm allein ist der Name des Großen zu teil geworden. Er hatte die deutsche Verfassung auf eine neue Grundlage gestellt, und sie hatte ihm ihre Leistungsfähigkeit gezeigt, indem sie ihm unerschöpfliche Kriegerscharen für das Wendenland und Italien zur Verfügung stellte und seit 955 in diesem unruhigen Deutschland den Frieden, die Grundlage des Gedeihens für die wirtschaftliche und geistige Entwickelung, ununterbrochen bewahrte, selbst während der fast zwölfjährigen Abwesenheit Ottos im Süden. Er hatte ohne ernsten Widerstand Italien zum Reiche gebracht und mit dem Kaisertum die Herrschaft über das Papsttum und den stolzen Vorrang vor allen Völkern des Abendlandes gewonnen; er hatte das Reich in die Reihe der Großmächte des Mittelmeeres eingeführt und die Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit dem zähen Stolze von Byzanz abgerungen. Darüber hinaus wollte er nicht gehen; er wollte ein mitteleuropäisches Reich unter der Vorherrschaft der Deutschen und nach deutscher Weise regiert, kein Weltreich wie Karl der Große. Insofern dieser Gedanke sich mit dem Kaisertume verband, lag freilich die Gefahr nahe, daß die natürlichen Grundlagen des Reichs sich verschoben, und die ersten beiden Nachfolger Ottos des Großen sind ihr in der That erlegen.

Das Übergewicht der Kaiserpolitik unter Otto II. und Otto III. (973—1002).

Otto II. (973—983), Ottos des Großen erst achtzehnjähriger Sohn, war nicht aus dem festen Stahl des Vaters geformt, und seine Seele erhob sich so stolz auf den Flügeln der Phantasie, daß er nur allmählich zu ruhiger Besonnenheit und starker Willenskraft gelangte. Zwar zeichnete er sich durch litterarische Bildung und trotz seiner kleinen zierlichen Gestalt durch tapferen Sinn und Thatkraft aus, allein es fehlten ihm die Weisheit und Herrschergabe seines Vaters und Großvaters, und die Leidenschaftlichkeit seiner Natur ließ Umsicht und Mäßigung im Handeln nicht zur Geltung kommen. Anfangs allerdings übte seine Mutter Adelheid und später seine Gattin Theophano, eine Frau von großer Schönheit und hohem Geiste, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn aus.

Auflösung des Herzogtums Bayern.

Daß er entschlossen sei, die Politik seines Vaters fortzusetzen, zeigte er von Anfang an. Während die stolze Herzogin Witwe von Bayern, Judith, und ihre ebenso schöne als energische Tochter Hadwig von Schwaben davon träumten, nach dem Tode ihres alternden Gemahls, des Herzogs Burkhard (11. November 973), den ganzen Süden Deutschlands von der Grenze Ungarns bis zum Wasgau und vom Fichtelgebirge bis zum Mincio unter der Herrschaft ihres Hauses zu vereinigen, übertrug Otto II. Schwaben seinem Jugendfreunde und Vetter Otto, dem Sohne Liudolfs. Dadurch im höchsten Grade verstimmt, knüpften die beiden fürstlichen Damen und der junge Herzog von Bayern Heinrich (der sogenannte Zänker), beraten durch den Bischof Abraham von Freising, Verbindungen mit Boleslaw von Böhmen und Miesco von Polen gegen den Kaiser an. Rasch kam indes dieser, durch Berthold, den Grafen des bayrischen Nordgaues, davon unterrichtet, dem offenen Ausbruche der Empörung zuvor, lud Heinrich und Abraham vor sein Königsgericht und schickte den Herzog nach Ingelheim, den Bischof nach der Abtei Corvey an der Weser in Gewahrsam. Von einer Bestrafung der Böhmen und Polen mußte der Kaiser zunächst absehen, denn gerade damals überschritt der Dänenkönig Harald die Grenze und plünderte Nordalbingien. Erst im Herbst 974 konnte sich Otto gegen ihn wenden, er drang bis ans Danevirke vor und nötigte Harald zum Frieden. Dagegen hatte ein Feldzug gegen Böhmen 975 nicht das gehoffte Ergebnis, und eine ernstere Krisis bereitete sich vor, als es dem



204. Otto II. und seine Gemahlin Theophano, von Christus gesegnet.

Elfenbeinschnitzerei von einem Reliquienbehälter, byzantinische Arbeit des 10. Jahrhunderts, jetzt im Museum Cluny zu Paris. Nach Louandre.

Herzog Heinrich gelang, seiner Haft in Ingelheim zu entkommen und nach Bayern zurückzukehren, wo er unter dem Adel viel Anhang fand, während für den Kaiser die Babenberger Berthold vom Nordgau und Luitpold eintraten. Rasch erschien indes im Juli 976 der Kaiser in Bayern, nahm Regensburg und ließ durch ein Fürstengericht die förmliche Absetzung Heinrichs aussprechen. Darauf aber zerschlug er das gewaltige Herzogtum Bayern, das größte aller, da es die gesamten Ostalpenlande, Tirol und das heutige Venetien umfaßte, für alle Zeiten in Stücke und begann damit die Auflösung der großen Stammesgebiete, mit denen die Reichseinheit nach den bisherigen Erfahrungen nicht bestehen konnte. Der Nordgau wurde als selbständige Mark (gegen die Böhmen) dem Grafen Berthold übertragen, Kärnten (das westliche Steiermark und Kärnten) mit der Mark Verona als neues Herzogtum an Heinrich, den Sohn des früheren Herzogs Berthold verliehen; die Ostmark an der Donau (Österreich) ging damals oder kurz vorher, ohne allerdings ihren Zusammenhang mit Bayern aufzugeben, an den Babenberger Luitpold über, der damit die dauernde Herrschaft seines übrigens nicht fränkischen, sondern schwäbischen Geschlechts an der mittleren Donau begründete; die bayrischen Bistümer wurden durch ausgedehnte Immunitätsverleihungen vom Herzogtum unabhängiger gemacht. Das also verstümmelte, obwohl immer noch sehr ansehnliche Herzogtum Bayern erhielt Otto von Schwaben. — Nun wurde auch Boleslaw von Böhmen zur Huldigung gezwungen. Eine neue Erhebung Herzog Heinrichs, die auch von Kärnten aus unterstützt wurde, führte nur zu neuen, verheerenden Kämpfen, namentlich die Bischofstadt Passau wurde von den Kaiserlichen im September 977 erobert und zerstört, Kärnten aber dem rebellischen Herzog Heinrich abgesprochen und dem Grafen Otto, dem Sohne des früheren Herzogs Konrad von Lothringen (gest. 955, s. S. 444), übertragen.

Bayrische Mission und Eroberung.

Die nächste und großartigste Aufgabe des bayrischen Stammes, die Kolonisation und Mission im slawischen Südosten, ist durch die Selbständigkeit des Nordgaues, Kärntens und der Mark Österreich nur gefördert worden. Die Hauptarbeit that dabei die bayrische Kirche, die Otto II. auf alle Weise unterstützte. Gerade damals, 977, bestätigte er dem Erzbistum Salzburg alle seine umfänglichen Besitzungen in den Ostmarken, gab dem Bistum Passau die feste Ennsburg zurück (s. S. 440) und schenkte dem Bistum einen großen Güterkomplex um Wieselburg an der Erlaf. Die kirchliche Gewalt über Ungarn dachte damals der hochstrebende Bischof Piligrim von Passau (971—991) zu erwerben, indem er im Gegensatze zu Salzburg durch zahlreiche gefälschte Urkunden, übrigens wohl im guten Glauben, sein Bistum als Rechtsnachfolger des angeblichen römischen Erzbistums Lauriacum (bei Enns) darzustellen sich bemühte; doch vermochte er nur die Anerkennung seines Rechts auf die Ostmark durchzusetzen. Hand in Hand damit ging deren Erweiterung durch Waffengewalt. Nachdem um diese Zeit das feste Melk den Ungarn entrissen worden war, schob sich die deutsche Grenze bis an den Wiener Wald ostwärts vor (noch vor 990). Gegenüber den Böhmen war von solcher Eroberung keine Rede; wohl aber entstand jetzt in Prag ein Bistum in Abhängigkeit von Mainz, dessen erster Vorsteher ein Deutscher, Thietmar von Merseburg (gest. 983), war, und deutsche Ansiedler begannen vom bayrischen Nordgau her ins waldbedeckte Egerland vorzudringen.

Lothringen und Frankreich.

In ähnlicher Weise wie im Osten griff Otto II. im westlichen Grenzherzogtume, in Lothringen, entschieden durch. Dort erfüllten die Söhne des früheren Herzogs Reginar (s. oben S. 433), Reginar und Lantbert, um ihr verlorenes Eigengut zurückzugewinnen, das Land mit Unruhen und Fehden und knüpften auch mit Frankreich Verbindungen an, wo man den alten Lieblingsgedanken, das Grenzland wieder zu gewinnen, noch keineswegs aufgegeben hatte. Dem gegenüber belehnte der Kaiser schon

976 den Bruder des Königs Lothar von Frankreich, Karl, der mit jenem gründlich verfeindet war, mit Niederlothringen, hielt also die schon von Otto I. verfügte Teilung des Landes aufrecht und schied davon wieder die ausgedehnten Immunitätsbezirke der Erzbischöfe von Köln und Trier aus. Als nun aber Otto alle Hände voll mit den bayrischen Wirren zu thun hatte, glaubte König Lothar das zu einem neuen Versuche auf Lothringen benützen zu können. Ohne Kriegserklärung überfiel er im Jahre 978 unerwartet den Kaiser in Aachen, der dort mit seiner Gemahlin in aller Ruhe das Johannisfest feierte. Mit Mühe entrann das deutsche Fürstenpaar der Gefangenschaft, während die Mannen Lothars das zurückgelassene Mahl verzehrten. Noch im Herbste desselben Jahres rächte Otto den hinterlistigen und feigen Überfall durch einen Heereszug, den er mit 60000 Mann gegen Frankreich unternahm. Er drang bis Paris vor, konnte die Stadt jedoch nicht erobern und mußte sich damit begnügen, den König und die Einwohner mit einem gewaltigen Tedeum zu schrecken, das er von dem Montmartre herab erschallen ließ. Auf dem Rückzuge im Dezember holten die Franzosen das kaiserliche Heer beim Übergange über die Aisne ein und nahmen den größten Teil des Trosses weg, der sich noch auf dem linken Ufer befand. Obwohl somit der rasche Vorstoß keinen eigentlichen Erfolg hatte, so verzichtete Lothar bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Otto zu Margut am Chiers (zwischen Montmédy und Carignan) im Jahre 980 auf Lothringen, besonders weil er damals innere Unruhen fürchtete.



205. Kaisersiegel Ottos II.

Kampf um Süditalien.

Gegen Ende desselben Jahres mußte Otto nach Italien aufbrechen. Denn in Rom hatte eine Adelspartei unter Crescentius den Papst Benedikt VI. (seit 972) gefangen genommen und erdrosseln lassen und Bonifacius VII. erhoben, der indes schon 980 weichen und nach Konstantinopel flüchten mußte. Als der Kaiser in Italien erschien, unterwarf sich ihm Rom ohne Widerstand und rief Bonifacius zurück. Nun aber faßte Otto, gewiß unter dem Einflusse seiner griechischen Gemahlin, ernsthaft den Plan ins Auge, Unteritalien zu unterwerfen und damit den unausgesetzten Wirren, vor allem auch den verwüstenden Einfällen der sizilischen Araber, die seit 976 unter ihrem Emir Abul Kasem alljährlich in Italien erschienen, zu steuern. Damit trat der Kaiser freilich auch in den Kampf der beiden großen Mittelmeermächte um diese Gebiete ein. Obwohl der tapfere Vorkämpfer der deutschen Sache im Süden, Pandulf von Capua, im März 981 gestorben und seine Herrschaft unter seine vier Söhne geteilt worden war, nahm Otto II. im Herbst 981 doch Lucera und Ascoli in Apulien und gewann dann den byzantinischen Dux Manso von Amalfi, den die rebellischen Salernitaner herbeigerufen hatten, durch einen vor Salerno abgeschlossenen Vertrag als Bundesgenossen gegen die Araber. Mit starken deutschen Streitkräften nahm er sodann zu Anfang des Jahres 982 den Kampf wieder auf, doch hatten jetzt seine beiden Gegner sich gegen den dritten Bewerber um die Herrschaft Süditaliens verbündet. In einem glänzenden Feldzuge eroberte er Bari und Tarent und erfocht, in Kalabrien einrückend, erst bei Rossano, dann bei Colonne zwei glänzende Siege über die Araber, wobei Abul Kasem selber fiel. Als er aber längs der Küste bei glühender Hitze sorglos weiter südlich vorging, wurde sein Heer, eingeklemmt zwischen den Bergen und der See,

am 13. Juli von den Arabern, die aus den Querthälern urplötzlich hervorbrachen, überfallen und mit schweren Verlusten zersprengt. „Vom Schwerte niedergestreckt sank die purpurne Blüte des Vaterlandes, die Zier des blonden Deutschland.“ Der Kaiser selbst schlug sich mit Mühe bis zum Strande durch und gewann ein unfern davon vor Anker liegendes byzantinisches Kriegsschiff. Ob er nun von dessen Besatzung erkannt worden ist oder nicht, gleichviel, sie beschloß, ihren vornehmen Gefangenen nach Konstantinopel zu bringen, ließen sich aber dazu bestimmen, zunächst nach Rossano zu segeln, weil er von dort seine Gemahlin und seinen Schatz mitnehmen wollte. Dort angelangt, ließ er durch einen an Bord befindlichen ihm bekannten Slawen Namens Zolunta den Bischof Dietrich von Metz, der in der That mit der Kaiserin dort zurückgeblieben war, benachrichtigen, entkam, als dieser mit beladenen Maultieren am Strande erschien, durch einen kühnen Sprung ins Meer und erreichte schwimmend die Seinen.

Reichstag von Verona.

Der Feldzug war verloren, aber die Macht des Kaisers nicht erschüttert. Vielmehr zeigten eben jetzt Deutschland und Italien einen wahren Wetteifer in der Eintracht. Auf Ottos Ruf vereinigten sich im Juni 982 zu Verona die Edlen beider Länder zu einem glänzenden Reichstage. Hier wurde des Kaisers erst dreijähriger Sohn Otto (III.) als König anerkannt und seiner Mutter Adelheid die Regentschaft in Italien zugesprochen. Zugleich verfügte der Kaiser über die durch Herzog Ottos Tod (31. Oktober 982) erledigten Herzogtümer: Bayern erhielt Heinrich von Kärnten, Schwaben der Franke Konrad. Um die Rüstungen gegen die Araber und Byzantiner nachdrücklich zu betreiben, kehrte der Kaiser nach Rom zurück.

Empörung der Wenden.

Da traf ihn eine erschütternde Kunde aus dem fernen Norden. Unter dem Eindrucke der Niederlage in Italien erhoben sich die Slawen der Nordmark gegen den wegen seiner Härte verhaßten Markgrafen Theoderich. Am 29. Juni 983 überfielen und zerstörten sie Havelberg, drei Tage später Brandenburg; sie verwüsteten die Kirchen, rissen die Gebeine der dort beigesetzten Bischöfe heraus, richteten wieder heidnischen Kultus ein. Theoderich flüchtete über die Elbe. Zugleich überrumpelte der Abotritenfürst Mistiwoj Hamburg, die Tschechen plünderten Zeitz. Zwar wurden die Wenden, als sie siegesgewiß gegen Magdeburg vorrückten, bei Belkesheim unweit Stendal vom sächsischen Aufgebot unter Erzbischof Gisilher von Magdeburg, Markgraf Theoderich und Ricdag von Meißen blutig abgewiesen, aber das Werk Heinrichs I. und Ottos des Großen war zu zwei Dritteln vernichtet; nur die Sorben und die Lusizer blieben im Gehorsam.

Ottos II. Tod.

Diese Nachricht verschlimmerte das Befinden des Kaisers, der an Fieber mit schweren Verdauungsstörungen litt und schon sehr geschwächt war. Nachdem er seine Hinterlassenschaft geordnet und die Sterbesakramente empfangen hatte, verschied er am 7. Dezember 983 in Rom, erst 28 Jahre alt, und wurde in der Vorhalle der Peterskirche beigesetzt. Später sind seine Gebeine in die unteren Räume, die sogenannten „Vatikanischen Grotten“ der Peterskirche, übertragen worden. Eine tiefe Trauer ging durch das Deutsche Reich, „ein unsäglicher Schmerz erschütterte viele Herzen“. War doch der Kaiser in der Blüte seiner Jahre der Nation entrissen worden, und die Nachfolge ging über an ein dreijähriges Kind unter der Leitung zweier Frauen, einer Griechin und einer Italienerin. Hätten sie nicht in den deutschen Bischöfen kräftige Stützen gefunden, sie hätten dem Sohne Ottos die Krone nicht retten können.

Übergang der Regierung an Otto III.

Die in Aachen versammelten deutschen Fürsten hatten eben, zu Weihnachten 983, die Krönung und Salbung des Knaben Otto beendigt, als die Nachricht vom Tode des Kaisers eintraf. Kaum war diese auch in die rheinischen Städte gedrungen, so ließ der Bischof von Utrecht, dem Heinrich der Zänker auf fünf Jahre zur Haft übergeben war, ihn frei. Heinrich trat mit Ansprüchen auf die Reichsregierung hervor und

bemächtigte sich zugleich des königlichen Kindes. Die Großen des Reiches schieden sich in zwei Parteien, von denen die eine nach deutschem Rechte die Regentschaft Heinrich, als des jungen Königs nächstem männlichen Verwandten, die andre dagegen nach oströmischem Rechte der noch in Italien weilenden Kaiserin-Mutter Theophano übertragen wissen wollten. Bald jedoch zeigte es sich, daß Heinrich sich nicht mit der bloßen Regentschaft begnügen würde, sondern nach der Krone selbst strebte. Daher verdoppelten die Anhänger der Ottonen, gestützt auf Franken und Schwaben, ihre Anstrengungen, um die Rechte des legitimen Stammes zu wahren. Zugleich sah sich Heinrich auch von den Sachsen und Bayern verlassen, auf die er zumeist gerechnet hatte, und als besonders der fromme und gelehrte Willigis von Mainz mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und seines Einflusses für die Sache Ottos eintrat, da entsagte Heinrich seinen ehrgeizigen Plänen. Er lieferte das Königskind in Rohrheim bei Meiningen der aus Italien herbeieilenden Mutter Theophano und der Großmutter Adelheid aus (im Juni 984), erhielt dafür sein Herzogtum Bayern zurück und blieb von nun an, wie einst sein Vater Otto dem Großen, für alle Zeiten eine zuverlässige Stütze des Königshauses.

Theophano leitete nun während der Minderjährigkeit ihres Sohnes als Reichsverweserin die Regierung. Mit Klugheit und Geschick wußte sie bei allen Gelegenheiten die Interessen des Reiches zu wahren. Vor allem galt es, das deutsche Ansehen im Norden und Osten wiederherzustellen. Denn in Dänemark erhob unter König Swen eine heidnische, deutsch-feindliche Reaktion ihr Haupt, im Wendenlande war selbst die Mark Meißen in die Hände der Böhmen gefallen. Die Nordmark wiederzuerobern gelang dem sächsischen Aufgebot im Jahre 985 nicht, dagegen wurde Meißen 986/7 zurückgewonnen und dem tapferen Markgrafen Eckard übertragen. In Böhmen verließ der zweite Bischof von Prag, der heilige Adalbert, obwohl ein Tscheche, an seiner Aufgabe verzweifelnd, 989 seinen Sitz, doch erkannte Herzog Boleslaw die deutsche Hoheit an. In Italien war die Reichsgewalt, die sich besonders im Norden auf die weltliche Grafengewalt der Bischöfe stützte, nicht erschüttert worden. Nur in Rom hatte Johannes Crescentius im August 984 den Papst Johann XIV. gestürzt und den Titel Patricius angenommen, als der er Johann XV. völlig beherrschte. Als indes Theophano 988 selbst in Italien erschien, öffnete ihr Rom seine Thore, und Crescentius ließ sich durch sie in seiner Patriciuswürde bestätigen. Dennoch vermochte sie nicht zu verhindern, daß die Großen des Reiches sich allmählich wieder eine selbständigere Stellung errangen. Heinrich der Zänker hatte 989 auch Kärnten mit Verona übernommen, und nach seinem Tode 995 entschieden sich die Bayern eigenmächtig für seinen Sohn Heinrich; auch in andern Ländern, wie in Schwaben, bildete sich ein vollkommenes Erbrecht der Herzogswürde aus.

Regentschaft Adelheids und Theophanos.

Als Theophano auf einer Reise nach dem Niederrhein am 15. Juni 991 in Nimwegen eines schnellen Todes starb, übernahm die Großmutter des jungen Königs, Adelheid, die vormundschaftlichen Rechte. Sie mußte jedoch schon zugeben, daß die großen Fürsten des Reiches (von Sachsen, Schwaben, Bayern, Meißen und Tuscien in Italien) ihren Einfluß auf die Regierung geltend machten und dadurch der Herzogswürde erhöhte Bedeutung zumaßen. Von dem größten Einflusse im Rate der Kaiserin war der Reichserzkanzler, der weise Willigis von Mainz, der würdigste Vertreter der deutschen Bischöfe.

Adelheid Regentin.

Willigis, nach der Sage eines Wagners Sohn, hatte sich durch Verstand und Gelehrsamkeit zu der hohen Würde eines Erzbischofs von Mainz aufgeschwungen. Um zu zeigen, wie wenig er sich in seiner mächtigen Stellung seiner Herkunft schäme, und wie sehr er den Bürgerstand in Ehren gehalten wissen wolle, ließ er über der Thür seines Palastes ein Rad aushauen mit der Unterschrift: „Willigis, Willigis, was du gewesen, nie vergiß!“ Dieses soll der Ursprung des Mainzer Wappens sein. Auch später stand er Otto III. als treuer Berater zur Seite, und sein Einfluß war wesentlich die Ursache, daß die Regierung des jungen, ideal angelegten Fürsten vor manchen Verirrungen bewahrt blieb.



206. **Kaiser Otto III.**

Widmungsbild aus der Handschrift (cod. lat. 4453 = Cim. 58) in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Nach Kobell, „Miniaturen".

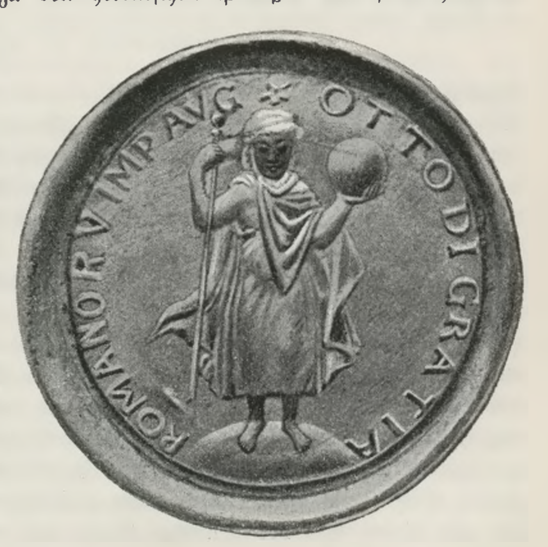
Otto III. und das mönchische Ideal.

Die gebildete und geistreiche Theophano hatte nichts verabsäumt, um ihrem Sohne eine vorzügliche Erziehung angedeihen zu lassen, und so war Otto, übrigens in Sachsen, unter der Leitung des späteren Bischofs Bernward von Hildesheim zu einem „Wunder der Zeit" herangewachsen. Seine Bildung war jedoch eine beinahe ausschließlich römische und byzantinische, dem heimischen deutschen Wesen völlig entfremdet. Otto verachtete seine „bäurischen Sachsen", all seine Sehnsucht richtete sich auf Italien und Rom. Sein Lieblingstraum war ein weltgebietendes Kaisertum nach morgenländischem Muster. Aber es sollte nicht nur auf weltlichen Grundlagen beruhen. Neben der karolingischen und ottonischen „Renaissance", neben der Pflege altrömischer Litteratur und Sprache, die ihre Hauptsitze in Norditalien und Nordfrankreich, in Deutschland besonders am Königshofe und in den Benediktinerklöstern hatte, war seit einigen Jahrzehnten ein ganz andrer, ein religiöser Idealismus aufgetaucht, die Askese, die Flucht aus dieser sinnlichen, sündigen Welt. In Deutschland nahm er die Form des Kloster-

lebens an, ohne daß irgend eine zusammenfassende Organisation versucht worden wäre; in Italien vertraten ihn vor allem Einsiedler, wie der heilige Nilus aus Rossano in Kalabrien. Ursprünglich (seit 940) griechischer Basilianer, später Eremit in der Umgegend von Monte Cassino, gründete er 1002 das berühmte Kloster Grotta-Ferrata im Albanergebirge, das noch heute den griechischen Ritus bewahrt, und lebte zuletzt in Gaëta, wo er 1005 als 95jähriger Greis verschied. Noch weit berühmter war Romuald aus Ravenna, der Eremiten in kleinen Ansiedelungen um sich sammelte und ein Alter von 120 Jahren erreichte. Aber die wirkungsvollste Form gewann die Askese in Frankreich. Hier hatte Herzog Wilhelm von Aquitanien 910 in wilder Einöde bei Mâcon das Kloster Cluny gegründet und es von Anfang an unmittelbar unter den Papst gestellt. Von hier aus verbreitete der zweite Abt Odo die strengste Mönchszucht über eine Reihe von Klöstern in Nordfrankreich, Burgund und Aquitanien, die sich alle der unbedingten Leitung von Cluny unterwarfen. Abt Majolus (949—994) vergrößerte diesen Machtkreis noch wesentlich und setzte es durch, daß alle Klöster der „Kongregation von Cluny" von der bischöflichen Aufsicht gelöst wurden und nur unter dem Papste standen.

Das neue kaiserliche und päpstliche Weltreich.

Nun neigte Otto III. in seiner phantastischen Art dieser Askese, besonders in ihrer italienischen Gestalt, zu; ja er gedachte sie zu benutzen, um durch sie das Papsttum zu reformieren. Als nun mit Ottos fünfzehntem Lebensjahre die Vormundschaft endigte, trat er im Februar 996 als sechzehnjähriger Jüngling seinen Zug nach Italien an. In Rom setzte er seinen Vetter Bruno, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnten, unter dem Namen Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl (Mai), den ersten Deutschen, dem diese Ehre zu teil wurde, und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Gregor V., noch nicht 30 Jahre alt und gleich dem Kaiser schwärmerischen und idealen Sinnes, glühte für eine Reform der tief gesunkenen Kirche, und große Hoffnungen knüpften sich an seine Ernennung. In Rom machte der Kaiser die Bekanntschaft Adalberts von Prag, der dort in seiner nervös empfänglichen Art aufs tiefste von der italienischen Askese ergriffen worden war, und schloß mit ihm einen schwärmerischen Freundschaftsbund. Als Otto noch 996 nach Deutschland zurückkehrte, folgte ihm Adalbert, da der Erzbischof von Mainz ihm die Rückkehr nach Prag befahl, ging aber dann, einem Traumgesicht folgend, als Missionar zu den heidnischen Preußen und fand hier am 23. April 997 den gewünschten Märtyrertod. Inzwischen gewann eine ganz andre Richtung neben der asketischen Einfluß auf Otto. Gerbert von Aurillac, nachmals Erzbischof von Reims, zauberte in die empfängliche Seele des Kaisers ein berauschendes Traumbild von der Herrlichkeit des römischen Kaisertums. In engster Verbindung miteinander sollten das asketisch reformierte Papsttum und das ganz römisch aufgefaßte Kaisertum die Welt beherrschen, und die Grenzen des Weltreiches sollten zusammenfallen mit denen der Weltkirche. Da hatte Otto freilich kein Auge für die Slawen, die 997 bis Lüneburg vordrangen; unwiderstehlich zog es ihn wieder nach Rom.



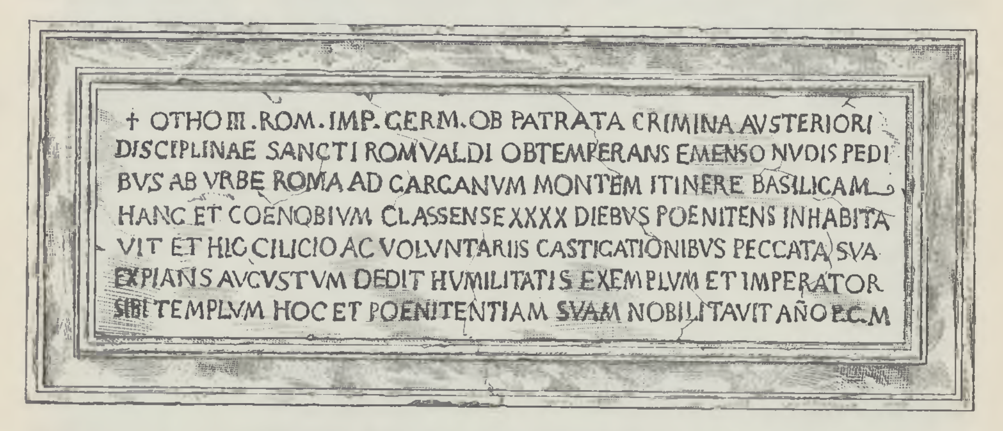
207. Kaisersiegel Ottos III.

Aufstand und Unterwerfung Roms; Silvester II.

Dort hatte der jüngere Crescentius den kaiserlichen Papst Gregor V. verjagt und Johann XVI. eingesetzt. Im Februar 998 erschien Otto vor Rom und zwang die Stadt, dann auch die einige Zeit noch tapfer verteidigte Engelsburg zur Ergebung. Nun verfuhr er mit grausamer Strenge gegen die Aufständischen; der von Crescentius ernannte Gegenpapst wurde schrecklich verstümmelt, Crescentius selbst mit zwölf Anhängern hingerichtet). Als im folgenden Jahre (am 18. Februar 999) Gregor V. noch in der Blüte der Jahre eines so unerwarteten Todes starb, daß manche eine Vergiftung voraussetzten, ernannte Otto seinen verehrten Lehrer Gerbert als Silvester II. zum Papste (999—1003), der nun, in die Fußstapfen seiner kühnen Vorgänger tretend, mit Nachdruck und Gewandtheit die Rechte und Ansprüche der Kirche und des apostolischen Stuhles verfocht.

Otto III. als Asket und Romantiker.

Das neue Zeitalter sollte nun beginnen, Papsttum und Kaisertum zusammen von Rom aus die Welt beherrschen. Auf dem Aventin baute sich Otto seine Pfalz; nach byzantinischem Brauche, mit byzantinischen Ämtern und Titeln richtete er sich seinen Hof ein;


+ OTHO III. ROM. IMP. GERM. OB PATRATA CRIMINA AVSTERIORI DISCIPLINAE SANCTI ROMVALDI OBTEMPERANS EMENSO NVDIS PEDIBVS AB VRBE ROMA AD GARGANVM MONTEM ITINERE BASILICAM HANC ET COENOBIVM CLASSENSE XXXX DIEBVS POENITENS INHABITAVIT ET HIC CILICIO AC VOLVNTARIIS CASTIGATIONIBVS PECCATA SVA EXPIANS AVGVSTVM DEDIT HVMILITATIS EXEMPLVM ET IMPERATOR SIBI TEMPLVM HOC ET POENITENTIAM SVAM NOBILITAVIT AÑO D.C.M

208. Kirchenbuße Kaiser Ottos III.

Erinnerungstafel in der Kirche S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

Übersetzung: Otto III., Römischer Kaiser der Deutschen, hat wegen begangener Vergehen, der strengeren Regel des heiligen Romualdus gehorchend, barfuß von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika und das Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt und hier, im härenen Gewande und durch freiwillige Kasteiungen eine Sünden sühnend, ein hehres Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser sich diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Im Jahr 1000 n. Chr.

Deutschland erschien ihm nur noch als eine ferne, barbarische Provinz des Weltreiches. Während sich Otto in mystischer Demut „Knecht Jesu Christi und der Apostel" nannte, sich mit hochfliegenden Entwürfen zu Kreuzzügen trug, seine Zeit mit Bußübungen und einsiedlerischen Betrachtungen verbrachte, schwebten ihm doch auch der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Marc Aurel, der Hof von Konstantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk als Ziel vor. Er vereinigte in sich den schwärmenden Asketen und den antikisierenden Romantiker.

Das Erzbistum Gnesen.

Zwei Wochen verbrachte er in einer Zelle bei St. Clemente in Rom unter Fasten und Beten, er besuchte barfuß die Gräber der Märtyrer, den heiligen Nilus in Gaëta, den Monte Cassino, das Michaelskloster auf dem Monte Gargano in Apulien. Dann pilgerte er nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert von Prag, dessen Gebeine Herzog Boleslaw dort geborgen hatte. In Gnesen wurde er von dem Polenherzog mit großen Ehren empfangen und gründete gemeinschaftlich mit ihm das Erzbistum Gnesen, riß also Polen von der deutschen Kirche los. Daß Otto bei dieser Gelegenheit dem Polenherzoge die Königskrone aufgesetzt habe, ist eine Fabel späterer Tage; Otto ernannte

ihn nur zum „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes“ und enthob ihn der bisherigen Tributpflicht (1000). Bald darauf finden wir ihn am Grabe Karls des Großen zu Aachen, das er sich in unheimlicher Neugier öffnen ließ, um sich bei dem Anblick des großen Kaisers, den er sich zum Vorbilde genommen, dem er aber im Wirken und Streben so unähnlich war, in seinen hochfliegenden Ideen zu ergehen. Nachdem er das goldene Kreuz vom Halse des wohlerhaltenen Leichnams abgenommen und sich selbst umgehängt hatte, ließ er die Gruft wieder schließen.

Ottos III. Ausgang.

Neue Wirren in Italien führten ihn im Jahre 1000 zum drittenmal über die Alpen, obgleich die Zustände in Deutschland, wo die Lockerung der staatlichen Bande, die wachsende Gesetzlosigkeit, das eigenmächtige Emporstreben der Großen mit der Zerrüttung der Bistümer in den Wendenlanden und der Gefährdung des Christentums im Norden und Osten Hand in Hand ging, seine Anwesenheit viel dringender erfordert hätten. In Rom schlug er im Februar 1001 einen Aufstand nieder, wobei er von einem Turme seines Palastes herab der versammelten Menge ihre Undankbarkeit in so eindringlichen Worten vorwarf, daß sie zwei Häupter des Aufruhrs ergriff und unter Mißhandlungen halb nackt vor den Kaiser schleppte, um ihr Urteil von ihm zu empfangen. Allein der Eindruck war kein dauernder, und Otto verließ bald darauf, am 16. Februar, mit Silvester II. aufs neue enttäuscht die treulose Stadt, um in Ravenna neue Streitkräfte zu erwarten. Diese flossen ihm freilich spärlich genug zu, denn sein undeutsches Wesen hatte ihm die Herzen der Heimat so sehr entfremdet, daß sein Aufgebot an die deutschen Großen nur mit Widerwillen aufgenommen wurde; schon dachten sie, Willigis von Mainz voran, an offenen Abfall. Otto vermochte daher kaum etwas Entscheidendes zu unternehmen, und als er aufs neue nach dem Süden zog, ereilte ihn in der Burg Paterno am Soracte im Angesichte der Stadt, an der stets sein Herz gehangen hatte, am 23. Januar 1002 ein früher Tod. In Italien brach der Aufstand sofort wieder los, und mit dem Schwerte mußten die Deutschen sich den Weg nach der Heimat bahnen, um die Leiche des Kaisers, nach seinem Wunsche, in Aachen neben Karl dem Großen zu bestatten. Um dieselbe Zeit führte ein griechisches Schiff eine byzantinische Prinzessin als kaiserliche Braut über das Jonische Meer, um deren Hand Otto kurz vor seinem Ende hatte werben lassen. Silvester starb schon am 12. Mai 1003 halb vergessen.

Die Rückkehr zur nationalen Grundlage unter Heinrich II. (1002—24).

Übergang der Krone auf Heinrich II.

Mit Ottos III. Tode war der Mannesstamm Ottos des Großen erloschen, nur in dem bayrischen Zweige, der von seinem jüngeren Bruder Heinrich ausgegangen war (s. S. 439), dauerte das Haus der Ludolfinger fort. So gesellte sich zu den Schwierigkeiten der inneren Lage, dem Abfalle Italiens, der national-deutschen Opposition gegen die phantastische Romantik des letzten Kaisers, der den unmöglichen Versuch gemacht hatte, das Kernland des Reiches in eine von Italien aus beherrschte Provinz zu verwandeln, die Schwierigkeit der Nachfolge. Denn nicht ohne weiteres waren die Großen geneigt, den bayrischen Ludolfingern die Krone zuzusprechen, am wenigsten die Sachsen, bei deren Stamm sie bisher gewesen war, und so traten als Bewerber des ledigen Thrones außer Heinrich von Bayern, dem Sohn Heinrichs des Zänkers und Enkel von Ottos I. Bruder Heinrich, der tapfere Markgraf Eckard von Meißen und der reiche Herzog Hermann von Schwaben auf. Die begründetsten Ansprüche hatte Heinrich von Bayern. Nicht allein, daß er durch seine Geburt dem verstorbenen Kaiser am nächsten stand, er hatte ihm auch unerschütterliche Treue bewahrt und noch mit tapferer Hand dessen Leiche aus Italien über die Alpen bis an die Donau geleitet, auch bereits die Hand auf die Krönungskleinodien gelegt. Von der Mitbewerbung des bequemen und alternden Hermann von Schwaben hatte er weniger zu befürchten; dagegen

konnte ihm Eckard, der kühnste und unternehmendste Fürst im Reiche, der als unermüdlicher Hüter gegen die Slawen im Osten, sowie durch seine Kriegsthaten in Italien hoch in aller Schätzung stand und einen mächtigen Anhang in Sachsen und im Osten besaß, gefährlich werden. Schon beschloß Eckard, sich mit Hermann von Schwaben zur Bekämpfung Heinrichs zu verbinden, und war auf dem Wege nach dem Rhein, als er zu Pöhlde am Südharz von zwei Grafen aus Privatrache überfallen und erschlagen wurde (30. April 1002). Die Anhänger Heinrichs mehrten sich nun rasch. Die bayrischen, fränkischen und oberlothringischen Großen traten im Juni 1002 in Mainz zusammen, wählten und krönten Heinrich (7. Juni). Die Thüringer, Eckards nächste Landsleute, gewann er durch Verzicht auf einen alten Zehnten, mit den Sachsen und ihrem Herzog Bernhard I. (973—1011), dem Sohne Hermann Billungs, verhandelte er im Juli 1002 zu Merseburg. Er mußte ihnen das Recht, ihren Herzog zu wählen, und ihr altes hartes Stammesrecht zugestehen, also eine Sonderstellung, die sie dem Reiche um so eher entfremden konnte, als der neue König ihnen nicht als Stammesgenosse galt, sondern sich wesentlich auf die Süddeutschen stützte, ohne die jede Beherrschung Italiens unmöglich wurde. Darauf huldigten auch die Niederlothringer im September zu Aachen, Hermann von Schwaben am 1. Oktober in Bruchsal. — Die Krone war auf die Süddeutschen übergegangen, die von Heinrich I. begonnene Entwickelung, Sachsen zu ihrem Träger, zum eigentlichen Königslande zu machen, war abgebrochen. Dazu hatte der neue König seine Krone nicht kraft thatsächlichen Erbrechts, sondern durch Wahl und durch eine Reihe von Zugeständnissen gewonnen. Unzweifelhaft war durch dies alles die stetige Fortbildung der Reichseinheit gefährdet, die Autorität der Krone erschüttert, der Einfluß der Bischöfe und der weltlichen Großen auf den Gang der Reichsgeschäfte gesteigert.

Empörung Hezilos.

Das zeigte sich gleich im Anfange. Um den Markgrafen Hezilo (Heinz, Heinrich) von der bayrischen Nordmark aus dem Hause der Babenberger für sich zu gewinnen, hatte der König ihm das Herzogtum Bayern in Aussicht gestellt. Als er jetzt zögerte, dies Versprechen zu erfüllen, verband sich Hezilo mit seinem Verwandten, dem ritterlichen Grafen Ernst, dem Bruder Heinrichs von Österreich, dem Liebling der deutschen Spielleute, und mit Boleslaw II. Chrobry von Polen, der damals nach Eckards Ermordung die Marken Lausitz und Meißen besetzt und im Frühjahr 1003 mit Hilfe einer böhmischen Partei auch die böhmische Herzogsgewalt erlangt hatte. Doch mit wuchtigen Schlägen warf Heinrich II. im Sommer 1003 den Aufstand zu Boden. Nach dem Falle seiner Hauptfestung Creussen am Fichtelgebirge flüchtete Hezilo nach Böhmen, seine Eigengüter, darunter das liebliche Bamberg, fielen dem König anheim, Graf Ernst wurde zum Tode verurteilt und nur auf Bitten des Erzbischofs Willigis begnadigt. Später, 1007, setzte indes Heinrich den Markgrafen wieder in sein Amt ein, und dem Grafen Ernst übertrug er 1012 das Herzogtum Schwaben, als dieser sich mit Herzog Hermanns I. Tochter Gisela verlobt hatte.

Kriege mit Polen.

Die nächste Konsequenz des Sieges über den Babenberger war die Zurückweisung seines polnisch-böhmischen Bundesgenossen Boleslaw II. In drei Kriegen hat Heinrich mit ihm gerungen. Nachdem er zum schweren Ärger frommer Christen 1003 ein Bündnis mit den heidnischen Liutizen geschlossen hatte, das ihm gestattete, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg in ihre Sprengel zurückzuführen und einige feste Plätze in ihrem Gebiete zu besetzen, drang er im August 1004 von Meißen her über das Erzgebirge bis nach Prag vor, setzte den vertriebenen Herzog Jaromir wieder ein und entriß auf dem Rückzuge die Landesfestung der Milzener, Bautzen (Budissin), den Polen. Ein Feldzug gegen Polen selbst bis Posen im Herbst 1005 zwang Boleslaw, auf die beiden deutschen Marken zu verzichten. Als er nun aber im Jahre 1007 auf Betreiben der Liutizen und der Böhmen, die Boleslaws Übermacht gern gebrochen zu sehen

wünschten, und gegen den Willen der doch nächstbeteiligten Sachsen, zum zweitenmal den Krieg gegen Polen eröffnete, fielen die bestrittenen Marken wieder in Boleslaws Hände, und Heinrich II. mußte ihm 1010 die Lausitz und das Milzenerland als Lehen des Reiches übertragen, worauf sich nun der Pole zu Pfingsten 1013 als Vasall des Kaisers in Merseburg vorstellte. Bald vergaß er indes seine Pflicht, und der dritte Polenkrieg brach aus. Aber ein deutscher Vorstoß im Jahre 1015 scheiterte an der Natur des menschenarmen polnischen Wald- und Sumpflandes, und Boleslaws Sohn Miesko drang sogar mit flüchtigen Reiterschwärmen bis zur Burg Meißen vor, deren tapfere Besatzung mit Mühe seine Stürme abschlug. Ebensowenig führte ein zweiter Feldzug 1017 nach Schlesien hinein zum Ziele, obwohl König Stephan von Ungarn und Großfürst Jaroslaw von Kiew ihn durch Seitenangriffe auf Polen unterstützten. Endlich erneuerte der Friede von Bautzen am 30. Januar 1018 die Abkunft von 1013. Die Lausitz und das Milzenerland blieben in polnischen Händen, wenn auch als Reichslehen. Auch Heinrichs Verhältnis zu den Liutizen hinderte diese nicht, 1018 den christlich gesinnten Abotritenfürsten Mistislaw zu verjagen und Oldenburg in Wagrien zu zerstören.



209. Heinrich II., Statue am Dom zu Bamberg. Nach Förster, „Denkmäler“.

Erwerbung des Anspruchs auf Burgund.

Auch im Westen begann ein alter Besitz des Reiches abzubröckeln. Im vlämischen Flandern, das von Franken, Friesen und Angelsachsen bewohnt war und niemals zum Deutschen Reiche gehört hatte, war das Grafenhaus bei der Schwäche Frankreichs zu thatsächlicher Unabhängigkeit gelangt, und Graf Balduin IV. hatte auch das zu Deutschland gehörige Valenciennes besetzt. Heinrich II., zu Frankreich in freundschaftlichem Verhältnis, nötigte ihn, die Rechte des Reiches anzuerkennen, belehnte ihn aber mit Valenciennes, später, 1012, auch mit der Insel Walcheren an der Maasmündung, so daß beide Gebiete in eine ungesunde Zwitterstellung gerieten. Anderseits bereitete König Heinrich mit Klugheit und Energie die Vereinigung Burgunds mit Deutschland vor. Erleichtert wurde ihm dies dadurch, daß König Rudolf III. sein Oheim war als Bruder seiner Mutter Gisela, der Tochter Konrads I. von Burgund, und in seiner Bedrängnis durch die trotzigen einheimischen Großen, namentlich den Grafen Otto Wilhelm von Mâcon und Nevers, Anlehnung an Deutschland suchte. Da er kinderlos war, so setzte er Heinrich II. zu seinem Erben ein und übertrug ihm 1006 wie zum Pfande die Stadt Basel; ja als der burgundische Adel ihm daraufhin noch mehr zusetzte, so huldigte Rudolf im Jahre 1016 zu Straßburg dem Kaiser und erkannte ihn als Mitregenten an. Freilich konnte auch ein Feldzug Heinrichs II. noch im Jahre 1016 die burgundischen Großen nicht zur Anerkennung dieses Vertrages bringen, und er mußte zunächst geradezu darauf verzichten; immerhin hatte er den Rechtsgrund zur Erwerbung Burgunds gelegt und Basel dem Reiche schon jetzt hinzugefügt.

Heinrich II. in Italien.

Erfolgreicher waren Heinrichs II. Bemühungen um Wiederherstellung seiner Herrschaft in Italien. Kurz nach Ottos III. Tode hatte sich dort Markgraf Arduin von



210. Königssiegel Heinrichs II.

Ivrea am 15. Februar 1002 in Pavia zum König krönen lassen und zu Anfang des Jahres 1003 ein deutsches Heer, das unter Herzog Otto von Kärnten in die Potiefebene hinunterstieg, an den Euganeischen Bergen zurückgeworfen. Erst im Frühjahr 1004 konnte Heinrich II., die gefährlichen Engen der Etsch ostwärts umgehend, über Verona, Brescia und Bergamo bis Pavia vordringen und sich hier am 15. Mai die eiserne Krone aufs Haupt setzen. Aber er gestand den lombardischen Großen eine förmliche Wahl zu, und wie wenig seine Herrschaft den Italienern willkommen war, zeigte ihm ein erbitterter Aufstand der Pavesen am Abende des Krönungstages, den die deutschen Heerhaufen nur nach blutigem Kampfe niederschlagen konnten. Nach seinem baldigen Abzuge wurde sie selbst in Oberitalien vollends zum leeren Scheine; in Mittelitalien war sie kaum dem Namen nach anerkannt. Denn in Tuscien gehörte alle wirkliche Gewalt dem Markgrafen, neben ihm strebten bereits die Städte Lucca und Pisa kräftig empor; Rom war in der Gewalt des Johannes Crescentius, also der entschieden deutschfeindlichen Partei, die nun auch über das Papsttum nach ihrer Willkür verfügte. Erst nach seinem Tode 1012 gelang es den Grafen von Tusculum im Albanergebirge, den geschworenen Feinden der Crescentier, einen Papst ihres Geschlechts, den energischen und hochstrebenden Benedikt VIII., zu erheben. Dieser unterwarf mit Waffengewalt die Crescentier und verjagte ihren Gegenpapst Gregor aus Rom. Hilfeflehend erschien dieser zu Weihnachten 1012 vor König Heinrich in Pöhlde am Harz. Aber auch Benedikt VIII. verhandelte mit dem deutschen Hofe, weil er zur Erhöhung seines Ansehens eine Kaiserkrönung zu vollziehen wünschte, und da er im thatsächlichen Besitze der Macht war, so zog es Heinrich II. vor, sich mit ihm zu verständigen. Noch vor Weihnachten 1013 erreichte er Pavia, während Arduin, auf keine irgendwie feste Macht gestützt, sich in seine Burgen zurückzog und zu Verhandlungen bereit erklärte; in Ravenna setzte er seinen Bruder Arnold als Erzbischof ein. Rom empfing ihn mit glänzendem Gepränge, doch in zwiespältiger Stimmung, wobei ihm der Papst eine goldene Weltkugel mit dem Kreuz als Sinnbild einer christlichen Weltherrschaft überreichte. Am 14. Februar 1014 wurde Heinrich mit seiner Gemahlin Kunigunde feierlich gekrönt. Doch führte ein Urteilsspruch des Kaisers zu gunsten des Klosters Farfa am 21. Februar zu einem blutigen Zusammenstoße zwischen den Deutschen und den Söhnen des Crescentius, die nach dem Spruche dem Kloster einige ihm entzogene Güter zurückgeben sollten, und Heinrich verließ Rom unter sehr unsicheren Verhältnissen, um nach Deutschland zurückzukehren. Eine wirkliche Macht über Italien übte er auch jetzt kaum aus; doch versuchte er eine festere Grundlage dafür zu gewinnen, indem er sich, wie in Deutschland, auf die Kirche stützte und daher die Rückgabe der ihr entzogenen Güter zu bewirken strebte. Dadurch reizte er freilich den Laienadel gegen sich auf, und Arduin konnte, auf diesen gestützt, in Oberitalien wieder um sich greifen; er entriß unter schweren Verwüstungen Vercelli, Novara und Como ihren Bischöfen. Erst als seine bedeutendsten Bundesgenossen der kaiserlichen Partei in die Hände gefallen waren, verzichtete Arduin auf weiteren Kampf und zog sich, schon krank wie er war, ins Kloster Fruttuaria zurück, wo er bereits am 14. Dezember 1015 starb. Indes dauerten auch nach seinem Tode die

Kämpfe zwischen geistlichen und weltlichen Machthabern in der Lombardei noch fort, und das kaiserliche Ansehen sank tiefer als vorher.

Süditalien hatte Heinrich II. noch ganz unbeachtet gelassen, und doch bereiteten sich dort wichtige Dinge vor. Seit der Niederlage Ottos II. übten die Byzantiner hier unbestritten das Übergewicht. Ihr Katepan (Statthalter) beherrschte von Bari aus den größten Teil des Landes unmittelbar oder mittelbar, und das Patriarchat von Konstantinopel bildete für eine große Anzahl von Bistümern die kirchliche Oberbehörde. Doch wurde diese Herrschaft erschüttert, als die Araber aufs neue ihre Einfälle begannen und 991 einen Sieg bei Tarent erfochten, ohne daß die byzantinische Regierung, durch den Kampf gegen die Bulgaren in Anspruch genommen (s. unten), die nötigen Gegenmaßregeln traf; selbst Bari wurde nur mit Hilfe einer venezianischen Flotte entsetzt (Oktober 1002). Da tauchte in Apulien der Gedanke an Selbsthilfe auf. Unter Führung des Melus, eines geborenen Langobarden, erhob sich am 9. Mai 1009 Bari im Aufstande, Ascoli und Terni schlossen sich an. Doch man hatte die Macht und Energie der Byzantiner unterschätzt; sie strengten alle Kräfte an, um die Empörung zu bewältigen. Der Katepan Basilios Mesardonites nahm im Juni 1011 Bari nach zweimonatiger Gegenwehr wieder ein, zwang Melus und seinen Schwager Dattus zur Flucht nach Capua und gewann im Oktober auch den Fürsten Waimar III. von Salerno für Byzanz. Erhebung in Apulien.

Da fanden Melus und Dattus Zuflucht in Rom, denn Papst Benedikt VIII. wollte die Gelegenheit benützen, um den Griechen entgegenzutreten und die Besitzansprüche der Kurie auf süditalische Güter zu sichern, und neue Kräfte traten in den Kampf ein. Als die Araber 1016 Salerno belagerten, um es für seinen Anschluß an Byzanz zu strafen, boten 40 normannische Edle, die sich dort auf der Durchreise von Jerusalem befanden, dem Fürsten Waimar ihre Hilfe an, und ihr nordisches Ungestüm entschied die Niederlage der Araber. Von den Salernitanern mit Geschenken überhäuft, traten die Recken die Heimreise an, versprachen aber, andre Landsleute zu senden. Wirklich erschien eine Genossenschaft derselben unter Führung Rudolfs, 250 Männer, schon gegen Ende des Jahres 1016 in Rom; sie erbaten sich vom Papste den Segen für ihre Unternehmung und traten auf dessen Empfehlung in Melus' Dienste. Unterstützt von Capua, Benevent und Salerno rückte Melus mit den Normannen im Mai 1017 im griechischen Gebiete ein. Zunächst lächelte ihm das Glück. In zwei Schlachten, am 22. Juni unweit von Civitate, im Juli bei Vaccariscia in der Nähe von Troja (westlich von Foggia), wurde der Katepan Tornikios völlig geschlagen, und Melus drang bis an den Ofanto vor. Allein der neue Katepan Basilios Bojannes gewann unter der Hand Capua und Monte Cassino für Byzanz und schlug im Oktober 1018 am Ofanto unweit von Cannä das Heer des Melus bis zur Vernichtung. Melus flüchtete nach Deutschland, Basilios aber sicherte die Nordgrenze des griechischen Gebietes durch eine Reihe von Festungen, erbaute namentlich als solche Troja, wo er übergetretene Normannen ansiedelte, und brachte Capua wie Salerno und Monte Cassino zum offenen Anschluß an Byzanz. Nur Benevent hielt sich noch zurück. Die griechische Herrschaft stand in Süditalien fester als je. Sieg der Byzantiner.

Die Pläne Benedikts VIII. waren zerstoben, selbst in Rom fühlte er sich nicht mehr sicher. Da folgte er einer längst an ihn ergangenen Einladung des Kaisers nach Deutschland und verschied am Gründonnerstage (14. April 1020) in Bamberg, wo er die Stephanskirche weihte. Vor allem aber erneuerte hier Heinrich das Privilegium Ottos I. (s. oben S. 451), fügte dem Gebiete des Papstes alles Land zwischen Narni, Terni und Spoleto hinzu und übergab ihm das Kloster Fulda. Zugleich sind jedenfalls Abmachungen über einen neuen Zug des Kaisers nach Süditalien getroffen worden, denn auch Melus war anwesend und war zum Herzog von Apulien ausersehen, starb aber schon am 23. April in Bamberg. Benedikt VIII. in Bamberg.

Heinrich II. in Süditalien.

Erst im November 1021 konnte der Kaiser von Augsburg aus seinen Zug nach Italien antreten, Weihnachten feierte er schon in Ravenna. In drei Heersäulen drangen dann 1022 die Kaiserlichen südwärts: Heinrich II. selbst längs der Westküste gegen Troja, der Patriarch Poppo von Aquileja durch die Apenninen, der Erzbischof Piligrim von Köln über Rom gegen Monte Cassino, Capua, Neapel und Salerno. Abt Atenulf von Monte Cassino flüchtete und ertrank auf der Fahrt von Otranto nach Konstantinopel, der Fürst Pandulf IV. von Capua wurde gefangen genommen, abgesetzt und nach Deutschland verbannt, Neapel ergab sich, Waimar von Salerno hielt eine vierzehntägige Belagerung aus, huldigte aber dann dem Kaiser. Vor Benevent vereinigten sich alle drei Heeresabteilungen und überschritten im April die byzantinische Grenze, um Troja anzugreifen. Doch die Festung widerstand so tapfer und geschickt, daß sich der Kaiser, als in seinem Heere die Ruhr auftrat, mit einer formellen Unterwerfung Trojas zufrieden gab und im Juni 1022 die Belagerung aufhob, um nach Rom zurückzukehren. Er begnügte sich mit dem schon Erreichten, der Wiederherstellung der deutschen Oberhoheit über Monte Cassino und die drei kleinen langobardischen Fürstentümer in Kampanien, so daß Rom wenigstens notdürftig geschützt war. Die byzantinische Herrschaft über dem Süden stand ungebrochen aufrecht, auch Troja war schon im Januar 1024 wieder in den Händen der Byzantiner, und Kaiser Basilios II. rüstete bereits zur Eroberung Siziliens, als er im Dezember 1025 unerwartet starb (s. unten).



211. Krieger des 11. Jahrhunderts.

Aus einem in der Bibliothek zu Bamberg befindlichen Evangelienbuche.

Nach Art des 11. Jahrhunderts trägt der Krieger die Kettenkleidung (Brünne). Der Helm oder die mit der Halsbrünne verbundene Beckenhaube ist oben etwas flach. Der oben breite und unten spitze, bemalte Schild wird an einer Schildfessel um den Hals getragen.

Ausbau der Ottonischen Reichsverfassung

Heinrich II. war also in Italien nicht weiter gegangen, als er zur Sicherung des Königreiches mußte; den Versuch, ihm auch den Süden der Halbinsel zuzufügen, hielt er offenbar für aussichtslos und deshalb bedenklich. Er wollte überhaupt keine phantastische Weltherrschaft wie Otto III. Im Vordergrunde seiner Interessen und seiner Arbeit stand überall Deutschland, wie er denn auch von den 22 Jahren seiner Regierung im ganzen nur etwa drei südlich der Alpen zugebracht hat. Gar nicht genial, aber pflichttreu, verständig, wohlwollend, durch seine geistliche Erziehung an Selbstbeherrschung und geduldiges Abwarten gewöhnt, zäh, und wenn es sein mußte, auch hart, erfüllte er seine Königspflicht als Wahrer der Ordnung und des Friedens, trotz seiner Kränklichkeit, und obwohl er kein großer Kriegsmann war, aufs gewissenhafteste. Vor allem aber bildete er die deutsche Verfassung weiter im Sinne Ottos I. Denn auch er sollte die Erfahrung machen, daß der Laienadel nur an den Vorteil seines Geschlechtes dachte und von wirklicher Staatsgesinnung nichts empfand. Sogar die Familienpolitik half hier wenig. Seinem Schwager, Heinrich von Lützelburg (Luxemburg), dem Bruder seiner Gemahlin Kunigunde, hatte er schon 1004 das Herzogtum Bayern übergeben, und doch mußte er erleben, daß dessen Brüder ihm Schwierigkeiten wegen der Besetzung der Erzbistümer Trier und Metz erhoben und sogar vor bewaffneter Fehde nicht zurückscheuten, die erst 1017 beendet wurde. Da übertrug Heinrich in immer größerem Umfange Güter, Einkünfte und Hoheitsrechte, sogar ganze Grafschaften den Bischöfen und Reichsäbten. Schon von Otto III. hatten Worms und Würzburg je zwei, Paderborn sogar fünf Gaue erhalten; der Bischof von Würzburg

erwarb damit die Grundlage zu seiner späteren herzoglichen Stellung in Franken. Heinrich II. vergabte Grafschaften an Worms, Magdeburg, Utrecht, Cambrai, sogar an die Reichsabteien Fulda und Gandersheim; er gründete endlich, teilweise gewiß aus religiösen Beweggründen, aber ebenso sicher aus politischer Berechnung, mit Genehmigung einer Synode in Frankfurt a. M. 1007 das Bistum Bamberg, dessen herrlichen Dom er im Mai 1012 im Beisein fast aller deutschen Bischöfe feierlich weihen ließ, und stattete es fast mit dem gesamten alten Herzogsgute der Agilolfinger aus, um dem Herzogtum Bayern ein Gegengewicht zu geben. In Sachsen ließ er es durch besondere Begünstigung des Erzbistums Bremen sogar auf eine bewaffnete Erhebung der Billunger, namentlich des Herzogs Bernhard II. (1011 bis 1039), ankommen, die indes bald überwältigt wurde (1019/20). Um so unnachsichtlicher und umsichtiger übte er sein Investiturrecht; die künftigen Bischöfe wählte er meist aus seiner Kanzlei, die wichtigen rheinischen Bistümer brachte er sämtlich in die Hände bayrischer Landsleute. Wie die Bistümer so wurden auch die Reichsklöster zu staatlichen Leistungen scharf herangezogen, ein Teil ihres Besitzes geradezu zur Ausstattung von Lehnsträgern verwendet, von der reichen Abtei St. Maximin bei Trier z. B. 6000 Hufen. Der König meinte einmal bei solchem Verfahren gemütlich: „wem viel gegeben ist, dem kann auch viel genommen werden“. In Italien verfuhr er nicht anders. Bei seinem zweiten Zuge dorthin ernannte er für Tuscien zwei Kommissare, um das den Kirchen entfremdete Gut wieder herbeizubringen; er stattete namentlich die lombardischen Bistümer, an deren Spitze er mit Vorliebe Deutsche stellte, nach dem Vorgange der Ottonen überall mit der Grafschaft aus, so daß der weltliche Adel völlig in Abhängigkeit von ihnen geriet.



212. Turm der Benediktinerabtei zu Cluny.

Das cluniazensische Kirchenideal.

Zugleich hat aber nun Heinrich II. in seiner ehrlichen kirchlichen Gesinnung innerhalb der Kirche eine Richtung begünstigt, die die ganze Ottonische Reichsverfassung in ihren Grundlagen bedrohte. In Cluny hatte unter Abt Odilo (994—1048) die mönchische Askese nicht nur ihre schärffste Ausbildung erfahren, sondern auch ein neues, weltfeindliches Ideal der Kirchenverfassung aufgestellt. Der strenge Gehorsam, die

Erstickung aller Individualität, die vollste religiöse Dressur durch das strengste Gebot des Schweigens gerade bei größeren Vereinigungen der Mönche, bei Tisch und im Schlafsaal, durch das Verbot jeder heiteren Stimmung und jeder persönlichen Freundschaft, endlich durch entehrende Strafen für Übertretung dieser Vorschriften (Verweis vor dem Konvent, Geißelung, Kerker mit Fasten) hatten einen finsteren fanatischen Sinn erzeugt und den Abt aus dem Vater seiner Mönche zum schrankenlosen Despoten gemacht. Und indem nun der Abt von Cluny die Klöster der neuen Richtung in immer strengere Abhängigkeit von sich selber, zu immer schärferer hierarchischer Zusammenfassung unter einer absolut-monarchischen Spitze brachte, wollte er das römisch-hierarchische Ideal in der ganzen Kirche durchführen: er forderte die Ehelosigkeit aller Geistlichen, die Freiheit der Kirche von aller weltlichen Gewalt, die unbedingte Herrschaft des asketisch-reformierten Papsttums über diese Kirche. Es sind die Gedanken, in denen nachmals Papst Gregor VII. lebte. Aber sie entsprangen nicht nur einer abstrakten Idee, sondern ebensogut den thatsächlichen Zuständen der Kirche. Die damals bei der niederen Weltgeistlichkeit überall herrschende Priesterehe verflocht sie allzusehr in weltliche Interessen, die Investitur der Bischöfe und Äbte durch die weltlichen Fürsten begründete nicht bloß eine starke Abhängigkeit derselben vom hohen Laienadel, sondern sie führte auch fast unvermeidlich zur Simonie, d. h. zur Erwerbung des geistlichen Amtes durch Geldzahlung, die nun wieder oft genug unfähige oder unwürdige Männer in geistliche Stellen brachte, und sie veranlaßte nicht minder den unzweifelhaften Mißbrauch, daß die weltlichen Patrone der Kirchen diese selbst oder vielmehr ihre Einkünfte oft genug allen kanonischen Gesetzen zum Trotz an Laien vergabten. Wenn die Reformer klagten, die Kirche wäre in Gefahr, von der Welt verschlungen zu werden, so hatten sie keineswegs unrecht. Und diese Welt war eine Welt voll unbezähmbarer Gewaltthätigkeit und Roheit, und die Kirche umfaßte in der That alle höhere Kultur und alle höhere Sittlichkeit. Sie dieser Welt ausliefern, das hieß sie vernichten. In diesen Verhältnissen lag die tiefe sittliche Berechtigung der cluniazensischen Reform und in dieser ihre ungeheuere Kraft, aber auch die Gefahr, daß sie, wie alle idealen Bestrebungen, über das Erreichbare und Notwendige weit hinausging.

Die Klosterreform.

Schon früher, unter Erzbischof Bruno von Köln, hatte seit 978 eine asketische Reform der Klöster in Lothringen begonnen, jetzt ergriff die cluniazensische Strömung zuerst dies Land. Wilhelm von Dijon reformierte Gorze, St. Arnulf, St. Clemens, St. Peter in Metz, Abt Richard 1004 die Schottenabtei St. Vannes in Verdun, 1008 St. Vaast in Arras. In Bayern hatten Wolfgang von Regensburg (972—994) und der heilige Godehard (Gotthard), 1001 Abt von Tegernsee, 1012 von Nieder-Altaich, einer allerdings nicht gerade cluniazensischen, sondern mehr auf praktische Frömmigkeit abzielenden Reform den Weg gebahnt, unterstützt durch zahlreiche neue Klostergründungen bayrischer Großen. Dann trug sie Godehard nach Hessen und Sachsen, indem er dort Hersfeld reformierte, hier als Bischof von Hildesheim (1022—1038) auftrat; auch Corvey wurde umgestaltet. In Italien arbeitete ganz in cluniazensischem Sinne der Abt Hugo von Farfa. Darüber hinaus griff Papst Benedikt VIII. den Gedanken des Cölibats der Weltgeistlichkeit auf. Im Jahre 1018 erklärte sich unter seinem Vorsitze eine lombardische Provinzialsynode in Pavia gegen die damals sehr häufige Priesterehe in allen Graden des Klerus. So weit ging man in Deutschland noch nicht, wohl aber traf eine Synode in Goslar unter Vorsitz des Königs im März 1019 die Bestimmung, daß freie Ehefrauen von Priestern aus hörigem Stande ebenso wie ihre Kinder dem Stande des Vaters folgen sollten.



213. Der Dom zu Bamberg.

Der Kirchenstreit und Heinrichs II. Tod.

Da erhob sich der Primas Germaniae, Erzbischof Aribo von Mainz für die Selbständigkeit der deutschen Kirche gegen die undeutschen Reformgedanken der Cluniazenser und die gesteigerten Machtansprüche des Papsttums. Der Streit kam zum vollen Ausbruch, als eine Synode von Mainz die unkanonische Ehe des Grafen Otto von Hammerstein (bei Andernach) mit der schönen Irmgard getrennt hatte, diese aber in Rom die oberstrichterliche Entscheidung des Papstes anrief. Darauf verfügte eine deutsche Synode in Seligenstadt 1022, niemand solle ohne Erlaubnis seines Bischofs oder Priesters nach Rom gehen, und keiner den Papst anrufen, ehe er daheim die ihm zuerkannten Kirchenstrafen abgebüßt habe. Der Papst aber hob das Mainzer Urteil auf und entzog dem Erzbischof Aribo das Pallium, das Zeichen seiner Würde, während Heinrich II., der von der Verbindung mit dem Papsttum nicht lassen wollte, ein allgemeines Konzil in Pavia vorschlug. Da eine neue deutsche Synode in Höchst am 14. Mai 1024 bei ihren Beschlüssen beharrte, so stand Deutschland dicht vor einem großen Kirchenstreite. Doch schon war Benedikt VIII. tot, und ihm folgte am 13. Juli 1024 Heinrich II. Er verschied auf seiner sächsischen Pfalz Grona bei Göttingen und wurde im Dome zu Bamberg beigesetzt. Mit ihm erlosch der Mannesstamm des sächsischen Hauses. Aus der hoffnungslosen Zerrüttung, die er vorgefunden, hatte er das Reich wieder in seinen alten Stand gebracht, und das ist kein geringer Ruhm für den Nachfolger Ottos III.



213. Grabmal Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg. Von Tilmann Riemenschneider. Nach Förster, „Denkmäler“.


EUROPA
NEBST VORDERASIEN
UND DEM NÖRDLICHEN AFRIKA
beim Ausgang der fränkischen Kaiser
(ca 1130)
bearbeitet von Carl Wolf
Maßstab 1:15.000000
0 100 200 300 400 500 600 km.
Römisch-Deutsches Kaiserreich.
20 östl. L. v. Ferro
Deutsches Meer
Baltisches Meer
Schwarzes Meer
Chazarisches Meer
MITTELLÄNDISCHES MEER
Adriatisches Meer
Tuscisches Meer
Jonisches Meer
IRLAND
KGR. ENGLAND
KGR. DÄNEMARK
KGR. FRANKREICH
KGR. DEUTSCHLAND
KGR. POLEN
RUSSISCHES REICH
KÖNIGR. UNGARN
KGR. BURGUND
KGR. PORTUGAL
KGR. LEON
KGR. KASTILIEN
KGR. NAVARRA
KGR. ARAGON
KGR. SIZILIEN
KGR. SERBIEN
KGR. GEORGIEN
KGR. JERUSALEM
OSTRÖMISCHES REICH
SULTANAT VON ICONIUM (RUM)
REICH DER POLOWCER ODER KUMANEN
REICH DER ALMOHADEN
REICH DES ATABEKEN NUREDDIN
KALIFAT VON BAGHDAD
KALIFAT VON KAHIRA (den Fatimiden)
ÄGYPTEN
ARABIEN
BARKA
MAGHRIB EL AKSA
MAGHRIB EL AUSATH
IFRIKIJA
TARABOLUS
MORDWINEN
ALANEN
KASSOGEN
Bulgaria
Thrakia
Kroatien
Bosnien
Dalmatien
Slavonien
Pommern
Littauer
Preussen
Mähren
Bayern
Böhmen
Sardinien
Corsica
Balearen
Kypros
Kreta
Peloponnesos
Rhodos
Malta
Palermo
Konstantinopolis
Jerusalem
Damascus
Antiochia
Alexandria
Kahira
Tripolis
Baghdad
Kiew
Rom
Venedig
Marseille
Barcelona
Toledo
London
Paris

Die Vollendung des deutsch-römischen Kaisertums und die Kirchenreform unter den ersten Saliern. (1024—1056.)

Unter dem Zeichen des kirchlichen Gegensatzes stand die Königswahl, die erste wirklich allgemeine unsrer Kaiserzeit, nicht die Regel, sondern eine Ausnahme. Schon Heinrich II. hatte auf dem Sterbebette den Nachfolger bezeichnet, einen Urenkel Ottos I. von seiner Tochter Luitgard und jenem Konrad von Lothringen, der 955 bei Augsburg fiel. Konrad der Ältere, um 990 geboren, von Burkard in Worms erzogen, war mit Heinrich II. in Zwist geraten, weil er sich 1016 eigenmächtig mit Gisela, der jungen Witwe Ernsts von Schwaben, vermählt hatte, und später sogar des Landes verwiesen worden, als er seinen Vetter Konrad, den Sohn des Herzogs Konrad von Kärnten (gest. 1011), bei der Verfechtung seiner Ansprüche unterstützt hatte. Erst später erlangte er die Gunst des Königs wieder, und Aribo von Mainz trat um so nachdrücklicher für ihn ein, als er annehmen konnte, daß Konrad, ein Laie ohne jede gelehrte Bildung, den cluniazensischen Idealen unzugänglich sein werde. Neben ihm stand als ebenbürtiger Bewerber nur jener Vetter, Konrad der Jüngere. Während Aribo von den Bischöfen von Worms, Straßburg, Metz, Augsburg und dem Herzog Heinrich von Bayern unterstützt wurde, traten die Führer der cluniazensischen Partei, Erzbischof Piligrim von Köln und Herzog Friedrich von Oberlothringen, für den jüngeren Konrad ein. Um die Sache zu rascher Entscheidung zu bringen, schrieb Aribo den Wahltag nicht nach Aachen aus, sondern in die Nähe von Mainz, nach Camba. Wahl Konrads II

„Dort, wo heute Sumpf sich erstreckt, floß in jenen Tagen ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins; aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf uraltem, trockenem Kulturboden. Da soll das Dorf gestanden haben mit seinem karolingischen Königsgute, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber, gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale, mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang. Sie mag uns als Überrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammenkamen zu vertrauter Rücksprache, denn auch jetzt noch schwankte die Wage.“ Da bewies Konrad der Ältere zum erstenmal sein diplomatisches Geschick, indem er sich mit seinem Vetter gütlich verständigte.

„Und wie nun harrend all die Menge stand,
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Sich herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und jeder stand dem andern gern zurück.“ (Uhland.)

„Ergriffen von dem Bilde der Eintracht, traten die Fürsten in den Kreis zur Wahl. Erzbischof Aribo wählte zuerst, ‚vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme‘ Konrad den Älteren, die andern Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngeren Konrad trifft, da kürt er den Freund und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand ‚und zieht ihn zu sich auf den Königssitz‘. Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf. Kunigunde, des Kaisers Heinrich Witwe, übergibt dem Gewählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug, das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König da sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt. „Die Geistlichen sangen

Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, und wäre Karl der Große mit dem Zepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkehr, als über dieses Königs ersten Herrschertag."

Krönung Konrads.

Die Krönung ging am 8. September 1024 im Dome zu Mainz (d. h. im alten Dome, an dessen Stelle heute die protestantische Johanniskirche steht), nicht in Aachen, vor sich. Der Erzbischof Aribo hielt dabei eine uns von Wipo aufbewahrte charakteristische Rede, die mit den Worten schloß: „Nun aber, Herr und König, erfleht die ganze heilige Kirche mit uns deine Gnade für diejenigen, die früher sich gegen dich vergangen, und dadurch, daß sie dich beleidigt, deine Ungunst sich zugezogen haben. Einer von diesen ist ein Mann edlen Stammes, Otto; er hat dich beleidigt, für ihn und alle übrigen flehen wir deine königliche Milde an, daß du ihnen verzeihen mögest um der Gnade Gottes willen, die dich heute in einen andern Menschen umgewandelt und dich hat teilnehmen lassen an seiner göttlichen Gewalt, damit er dir in gleicher Weise für alle deine Vergehen vergelten möge." Der König hörte diese Rede tief ergriffen, die Thränen traten ihm aus den Augen, und öffentlich verzieh er allen, die sich gegen ihn vergangen hatten. Mit Jubelruf begrüßte das Volk das Wort der Gnade, und „als der Gottesdienst und die Königsweihe vorüber war", so schließt Wipo seinen Bericht, „da schritt der König daher, wie es vom Saul geschrieben steht, gleichsam als ob seine Schultern über alle emporragten, und wie wenn er eine bisher nie gesehene Haltung habe, ging er in so heiligem Geleit, mit frohem Antlitz und stattlichen Schrittes zu seiner Wohnung." Kurz nachher, am 21. September, ließ er seine Gemahlin Gisela durch Piligrim von Köln nachträglich krönen, da Aribo wegen zu naher Verwandtschaft kirchenrechtliche Bedenken gehabt hatte.

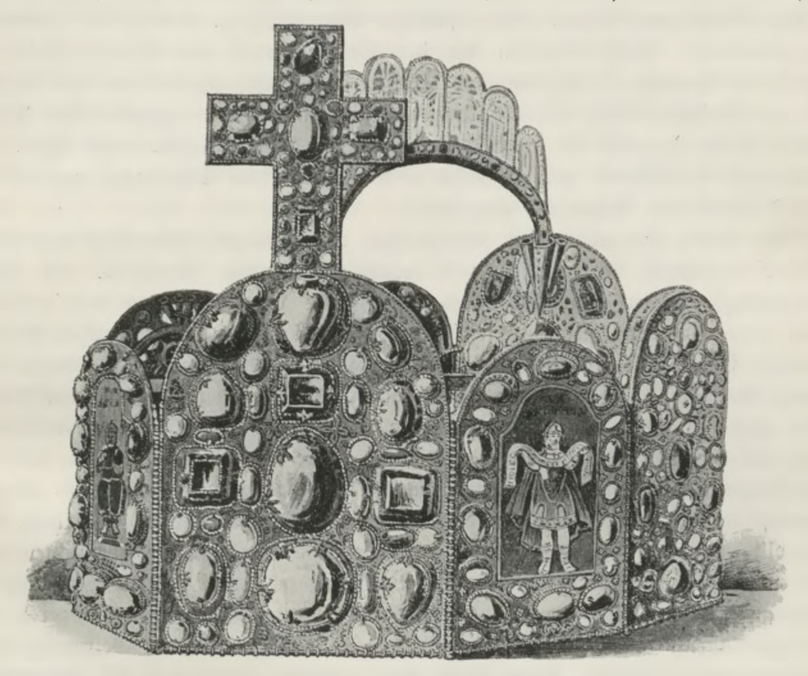
Persönlichkeit Konrads II.

So war mit Konrad ein andrer Stamm an die Spitze Deutschlands getreten: „es waren Franken von den blühenden Rebenufern des Rheins und den fruchtbaren Gefilden am Main, eine rasch entschlossen, feurige und heißblütige Art, sehr verschieden von den kälteren Sachsen in Norddeutschland, aber begabt und gewaltig nicht minder als jene. Das echte Abbild dieses Sinnes war der neugewählte König, stattlich und herrlich trat er auf; man sah, daß die Wahl keinen Würdigeren hätte treffen können." Von seinen Vorgängern war er darin weit verschieden, daß er keinerlei gelehrte Bildung genossen hatte und ein besonderes kirchliches Interesse nicht besaß. Er war durchaus Laienfürst, mit scharfem praktischen Verstande, von ehernem Willen, stolz, leidenschaftlich, rachsüchtig („lancraech"), thatkräftig, ein König vom Scheitel bis zur Sohle. Keiner hat gewaltiger als er in Deutschland und Italien geherrscht.

Antritt der Herrschaft.

Unmittelbar nach dem Antritte seiner Regierung hielt er seinen ersten Königsritt durch die deutschen Gauen, um aus eigner Anschauung die Bedürfnisse seiner Stämme kennen zu lernen und überall Recht zu sprechen. Den Sachsen bestätigte er die Zugeständnisse Heinrichs II., von den Slawen zog er wieder Tribut ein, in Konstanz huldigten ihm auch die lombardischen Bischöfe unter Aribert von Mailand. Um so näher lag ihm der Entschluß, nach Italien zu ziehen, wo neue Umtriebe gegen die deutsche Herrschaft seine Gegenwart notwendig machten. Doch bevor er zur Ausführung seiner Romfahrt schreiten konnte, hatte er im eignen Reiche die an allen Orten gärenden Elemente erst zu beschwichtigen. Denn die Opposition war zwar geschlagen, aber keineswegs versöhnt. Konrads gleichnamiger Vetter zürnte ihm, weil er das ihm jedenfalls als Preis seines Verzichts in Aussicht gestellte Herzogtum Kärnten noch nicht erhalten hatte, und sein Stiefsohn Ernst, Herzog von Schwaben (s. oben S. 473), erhob Anspruch auf Burgund als Erbstück seiner Mutter Gisela, während der König das wichtige Land auf Grund der Abmachungen zwischen Heinrich II. und Rudolf II. zum Reiche ziehen wollte. Nur mühsam ließ sich Ernst vorläufig durch die Belehnung

mit der reichen Abtei Kempten beschwichtigen (Februar 1026). Bald aber erhob er aufs neue Ansprüche auf Burgund und verbündete sich mit andern Bewerbern um die Erbschaft, mit dem französischen Grafen Odo von Champagne, ja mit dem König Robert von Frankreich. Auch die Herzöge von Ober- und Niederlothringen schlugen sich auf seine Seite. Die Gefahr schien groß, allein Konrad, rasch entschlossen, drang plötzlich mit einem Heere in Lothringen ein. Das Glück begünstigte ihn, der unternehmende Herzog Gozelo von Niederlothringen trat auf seine Seite, und schon durch diesen mächtigen Bundesgenossen schreckte er die übrigen Gegner, so daß es beinahe ohne Kampf zum Frieden kam. Herzog Ernst von Schwaben mußte sich, wenn auch mit Widerwillen, fügen.



215. **Die römisch-deutsche Kaiserkrone.**

Diese bis 1796 mit den Reichskleinodien in der Heiligengeistkirche zu Nürnberg aufbewahrte, jetzt in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien befindliche Krone wird Karl dem Großen zugeschrieben, doch ist aus der ganzen Arbeit zu schließen, daß dies Meisterwerk der Goldschmiedekunst von sarazenisch-sizilianischen Künstlern im 11. oder 12. Jahrhundert angefertigt worden ist. Sie ist aus acht oben abgerundeten Blechen, von welchen das vordere und hintere etwas höher als die übrigen sechs sind, im Achteck konstruiert, innen mit einer Purpurmütze. Die Felder sind dicht mit orientalischen Perlen und ungeschliffenen Edelsteinen in Filigranfassung verziert, vier davon auch mit vier allegorischen Emailbildern geschmückt. Das Stirnblech hat oben ein Kreuz und einen Bügel der Länge nach bogenförmig über der Krone, vorne und rückwärts an dieser befestigt.

Der erste Römerzug.

Jetzt erst konnte Konrad Anstalten zu seinem Zuge über die Alpen treffen. Nachdem er auf einem Reichstage zu Augsburg seinen achtjährigen Sohn Heinrich als Nachfolger hatte anerkennen lassen, trat er im zeitigen Frühjahr 1026 seine erste Romfahrt an. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog er in Mailand ein, wo er von dem ehrgeizigen und mächtigen Aribert, der nach einem von Rom unabhängigen Patriarchat strebte und der Freundschaft Konrads bedurfte, ehrfurchtsvoll empfangen und im April zum König von Italien gekrönt wurde. Dagegen mußte er den ganzen Sommer in Oberitalien unter fortwährenden Kämpfen mit dem Laienadel zubringen, und erst nachdem die hartnäckig verteidigten Städte Pavia und Ravenna zu Falle gebracht und Ivrea erobert war, konnte er zu Beginn des Jahres 1027 seinen Zug nach dem Süden fortsetzen. In der Osterwoche hielt er seinen Einzug in Rom und empfing hier am 26. März vom Papst Johann XIX. die Kaiserkrone. Mit ihm wurde auch seine Gemahlin Gisela gekrönt; zwei Könige, Kanut der Große von Dänemark und

Rudolf von Burgund, verherrlichten die Feier durch ihre Gegenwart. Mit beiden erneuerte Konrad den Freundschaftsbund. Unbedingt schien er das Papsttum zu beherrschen. Eine vom Papste auf seine Veranlassung berufene Lateransynode hob gegen Johanns Wunsch das Patriarchat von Grado und damit die kirchliche Selbständigkeit Venedigs auf, was freilich die seemächtige Republik zum engeren Anschluß an Byzanz veranlaßte. Auch in Süditalien brachte Konrad seine Macht zur Geltung, soweit das überhaupt möglich und notwendig war. Von Heinrichs II. Anordnungen hatte sich dort nichts erhalten. Bald nach seinem Tode war Pandulf IV. aus Deutschland zurückgekehrt und hatte, unterstützt von dem Katepan Bojannes, Waimar von Salerno und dessen Normannen, Capua nach einjähriger Belagerung zu Anfang des Jahres 1026 wieder gewonnen. Doch erkannten die drei Fürstentümer von Capua, Salerno und Benevent, als Konrad II. erschien, die deutsche Oberhoheit wieder an, und der Kaiser machte den Versuch, durch die Werbung um die Hand einer byzantinischen Prinzessin für seinen Sohn Heinrich ein friedliches Verhältnis zum Ostreiche anzubahnen. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, denn er wurde in neue Schwierigkeiten mit seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben verwickelt.

Aufstand und Untergang Ernsts von Schwaben.

Dieser konnte Burgund nicht verschmerzen und pflanzte, unterstützt von mehreren Freunden, besonders den reichen und mächtigen Grafen Welf II. und Werner von Kyburg, Grafen vom Thurgau, die Fahne der Empörung von neuem auf. Da aber seine Vasallen sich weigerten, gegen den König als ihren obersten Lehnsherrn zu kämpfen, Ernst sich also von allen verlassen sah, so blieb ihm nichts übrig, als sich auf einem Reichstage zu Ulm dem Kaiser zu unterwerfen, der ihn auf dem Giebichenstein bei Halle an der Saale gefangen setzen ließ. Doch schenkte ihm Konrad auf die Fürbitte der Kaiserin Gisela schon im März 1028 die Freiheit wieder und wollte sich zu Ingelheim mit ihm aussöhnen, unter der Bedingung, daß Ernst als Herzog am Kampfe gegen den noch immer aufsässigen Werner von Kyburg teilnehme. Allein Ernst wollte eher auf sein Herzogtum und die Gunst des Kaisers verzichten, als an seinem alten Freund und Waffengenossen Verrat üben. Auf seine Weigerung belegte ihn Konrad mit Acht und Bann und verlieh sein Herzogtum seinem jüngeren Bruder Hermann. Ernst vereinigte sich mit Werner und einigen andern Getreuen; ein halb räuberisches Leben führend, irrten beide in den ödesten Gegenden des Schwarzwaldes umher, hauptsächlich von der Burg Falkenstein aus die Nachbarschaft beunruhigend, bis sie einer vom Kaiser ausgesandten Reichstruppe unter Graf Mangold im Verzweiflungskampfe erlagen (17. August 1030). Der ritterliche Jüngling, dem die Treue gegen den Freund mehr galt, als die Pflicht gegen das Reich und den König, wurde in dem viel gesungenen Liede vom Herzog Ernst verherrlicht, indem seine Gestalt mit Liudolf von Schwaben, dem Sohne Ottos des Großen, verschmolz (s. S. 442). So sehr überwog bei den Deutschen noch die Gültigkeit persönlicher Treuverpflichtung den Gedanken der politischen Pflicht. Konrad II. empfand für das tragische Ende seines Stiefsohns kein Mitleid; er hatte dafür nur das herbe Wort, das Geschlecht bissiger Hunde werde nicht alt.

Lothringen und Kärnten.

Nun gelang es auch, mit den übrigen Unzufriedenen fertig zu werden. Friedrich von Oberlothringen starb, und sein Herzogtum ging, da mit ihm sein Haus erlosch, an Herzog Gozelo von Niederlothringen über (1028). Der jüngere Konrad aber erhielt schließlich doch das Herzogtum Kärnten, nachdem der bisherige Inhaber, Adalbero von Eppenstein (seit 1011), gegen den der Kaiser einen tiefen persönlichen Groll hegte, wegen hochverräterischer Verbindung mit den benachbarten Kroaten im Mai 1035 von einem Fürstengerichte in Bamberg seines Amtes entsetzt und nach blutiger Fehde in Gefangenschaft geraten war. Doch wurden die kärntische Mark

(später Steiermark) unter Arnold von Lambach und das Land Krain seit dieser Zeit vom Herzogtume getrennt.

Zugleich setzte sich Konrad nach der glücklichen Beseitigung aller andrer Ansprüche in Besitz des Königreichs Burgund. Als Rudolf am 6. September 1032 mit Tode abging, ließ sich Konrad auf einem Reichstage in Peterlingen in der Schweiz, zwischen Lausanne und Murten, am 2. Februar 1033 als König des Landes krönen und empfing die Huldigung des oberburgundischen Adels. Doch die Mehrzahl der Großen widerstrebte und rief den Schwestersohn Rudolfs III., den Grafen Odo von Champagne, ins Land. Da bewährte sich das gute Einvernehmen, das seit langer Zeit zwischen Deutschland und Frankreich bestand. Mit Unterstützung Heinrichs I. von Frankreich führte Konrad II. im Sommer 1034 mit deutschen und lombardischen Truppen, die von Genf herankamen, einen so wuchtigen Stoß gegen Odo, daß dieser seine Ansprüche aufgab und ganz Burgund sich dem deutschen König unterwarf. Allerdings gewann die Krone dort niemals eine so recht feste Stellung, denn das Krongut war meist schon längst verloren und das Land, mit Ausnahme des Nordostens, romanisch. Aber die jetzige deutsche Schweiz wurde dadurch auf ein halbes Jahrtausend in enge Verbindung mit Deutschland gebracht, und fortan beherrschte der Kaiser die ganze Alpenkette von Ungarn bis zum Mittelmeer, also alle Päſſe nach Italien. Das mitteleuropäische Zentralreich, gebildet aus Deutschland, Italien und Burgund, unter thatsächlicher Vorherrschaft Deutschlands, war vollendet. Einverleibung Burgunds.

Selbstverständlich verschob sich damit der Schwerpunkt des Reichs mehr und mehr nach dem Süden, was sich schon angebahnt hatte, als mit Heinrich II. ein süddeutsches Herrengeschlecht die Krone gewann. Damit war die Gefahr, daß sich der friesische und sächsische Norden des Reichs mehr und mehr vom Reiche schied und seine eignen Wege ging, nicht nur in die Nähe gerückt, sondern bereits thatsächlich herbeigeführt, und die zweite, daß die Reichspolitik den Norden und Osten aus dem Auge verlor, trat bald dazu. Allerdings noch nicht unter Konrad II. Vielmehr wahrte dieser die Interessen des Reichs kraftvoll gegen Wenden und Polen. Boleslaw Chrobry hatte nach dem Tode Heinrichs II. die Lehnspflicht abgeworfen und die Königskrone genommen; auch sein Sohn Miesko (Mieczyslaw, 1025—1034) verweigerte die Huldigung und brach 1028 verheerend über die Grenze. Ein Feldzug Konrads im Sommer 1029 scheiterte an der Unwegsamkeit des Landes und den Schwierigkeiten der Verpflegung; ja Mieskos Reiterschwärme überfluteten das Land bis zur Saale und verbrannten über hundert Dörfer. Erst ein zweiter Vorstoß des Kaisers von Belgern an der Elbe aus im Herbst 1031 zwang Miesko zur Herausgabe der deutschen Marken. Das Milzenerland um Bautzen erhielt damals Eckard II., der jüngere Sohn Eckards I. von Meißen (s. S. 464), der Bruder Hermanns, des damaligen Markgrafen von Meißen, die Mark Lausitz Dietrich von Wettin, aus einem schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts namhaften Geschlecht schwäbischen Ursprungs, das im Schwabengau südlich der unteren Bode zu Hause war und sich später nach der hohen Burg Wettin an der Saale, unterhalb Halle, nannte. Polen war fortan ungefährlich, da Thronkämpfe das Land zerrütteten (das Nähere s. unten). Auch die Liutizen wurden durch einen Feldzug Konrads 1036 zur Tributzahlung genötigt. An eine Wiedereroberung des verlorenen Slawenlandes wurde freilich nicht gedacht, und die Mission wie die Kolonisation stockte völlig. Kämpfe mit den Polen.

Gegenüber den Nordgermanen wich Konrad II. sogar um einen Schritt zurück. Denn als er im Juni 1036 seinen Sohn Heinrich, da sich der griechische Heiratsplan zerschlagen hatte, mit der Tochter Kanuts des Großen, Gunhild (Kunigunde), vermählte, räumte er dem Dänenkönig die längst verwahrloste Mark Schleswig ein und machte Abtretung Schleswigs.

dadurch wieder die Eider zur Reichsgrenze, die es nun bis 1864 geblieben ist. Es ist bezeichnend, daß die Ausbreitung der deutschen Herrschaft nördlich der Eider und östlich der unteren Elbe seitdem ganz und gar den sächsischen Fürsten überlassen blieb.

Fortschritte gegen die Ungarn.

Mit dem aufstrebenden Ungarn blieb das Verhältnis zunächst freundlich, bis, wie es scheint, die unaufhaltsamen Fortschritte der deutschen Kolonisation, die schon um 1020 links der Donau die March, rechts die Fischa erreicht hatte, noch vor 1030 den Ausbruch des Grenzkrieges veranlaßten. Nunmehr führte Konrad II. bald nach Pfingsten des Jahres 1030 das Reichsheer südlich der Donau nach Ungarn hinein, während Herzog Bretislaw von Böhmen und Mähren aus bis an die Gran vordrang. Aber die Weglosigkeit und Menschenarmut des feindlichen Landes stellten den Deutschen so unüberwindliche Hindernisse entgegen, daß sie an der Raab stark geschwächt bald wieder den Rückzug antraten. Die Ungarn folgten und nahmen sogar Wien (Vienni), das zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder genannt wird (s. S. 19). Da der Kaiser durch die westdeutschen und burgundischen Händel in Anspruch genommen war, so überließ er die weitere Ordnung der ungarischen Angelegenheiten seinem Sohne Heinrich, dem Herzog von Bayern (seit 1027), und den süddeutschen Großen. Die aber wollten, wie es scheint, überhaupt keinen Ungarnkrieg und schlossen 1031 einen Frieden, in dem sie die deutschen Ansiedelungen im östlichen Marchfelde aufgaben und sich die Fischa als Grenze gefallen ließen. Damit war auch hier der deutschen Kolonisation für die nächste Zeit der Weg versperrt.

Konrads II. innere Politik.

Konrad II. gehört also nicht zu den großen Eroberern deutschen Stammes, denn die Erwerbung Burgunds beruhte auf alten Verträgen, aber an der inneren Festigung des Reichs hat er unermüdlich, zum Teil mit neuen Mitteln, gearbeitet. Er wußte, daß von einem König vor allem unnachsichtliche Wahrung des Friedens und des Rechts gefordert wurde, und als strenger, schlagfertiger Richter wurde er besonders populär. Dem Herzogtum gegenüber ging er zwar nicht auf die Beseitigung dieser alten Stammesgewalten aus, aber suchte sie möglichst in die Hände seiner Familie zu bringen, wie Otto I. Schon 1027 übertrug er Bayern dem Thronfolger Heinrich (III.), 1038, nach Hermanns II. Tode, auch Schwaben, und die Einziehung Kärntens stand in naher Aussicht, da Herzog Konrad (s. S. 476) kinderlos und kränklich war. Nur in Lothringen und in Sachsen behauptete sich ein einheimisches Haus, doch waren die Billunger weit davon entfernt, das ganze Land wirklich zu beherrschen. Die Kirche behandelte er planmäßig als Reichsinstitut, Bischöfe und Reichsäbte als die obersten Reichsbeamten. Er hielt also die Investitur unnachsichtlich fest und scheute auch nicht vor der sogenannten Simonie (Vergabung von Kirchenämtern gegen Geldzahlung) zurück, um sich unmittelbar einen ansehnlichen, wenn auch unregelmäßigen Anteil an den kirchlichen Einkünften zu sichern; ja er vergabte zuweilen eine Reichsabtei an Laien, wie Kempten an Herzog Ernst, der sie wieder zur Ausstattung von Lehnsleuten verwandte, und übertrug nicht weniger als zehn Reichsklöster, darunter St. Maximin bei Trier, Hersfeld und St. Gallen, dem Abte Poppo von Stablo, um die Verwaltung dieser reichen Güter mehr zusammenzufassen. Anderseits setzte er die Ottonische Politik fort, die kirchlichen Stifte mit Grafschaften auszustatten, um den weltlichen Beamten ein Gegengewicht zu geben. Er schied 1027 das Bistum Trient aus der Mark Verona aus und schlug es damit zu Deutschland, er gab zugleich diesem Stift die gräflichen Rechte in den Gauen von Trient, Bozen und Vintschgau, dem Bistum Brixen im Eisack- und Unterinnthale, so daß die ganze Brennerstraße von diesen beiden Bistümern beherrscht wurde, er verlieh andre Gaue an Mainz, Paderborn und Fulda. Aber die Schenkungen von Königsgut an die Kirchen stellte er so gut wie ganz ein, er versuchte



216. Der Dom zu Speier.

vielmehr seine Domänenverwaltung neu zu organisieren, indem er gleich im Beginne seiner Regierung die Verwaltung seiner Pfalzen mit besonderer Sorgfalt ordnete und 1027 die Aufzeichnung der Königsgüter in Bayern verfügte. Daran knüpften sich Neuerungen von der größten Tragweite. Konrad II. begann die rechtliche Stellung eines neu sich emporarbeitenden zukunftsreichen Standes, der hörigen ritterlichen Dienstmannen, der Ministerialen, die als Verwaltungsbeamte und reisige Krieger weltlichen wie geistlichen Großen gleich unentbehrlich waren, besser zu sichern, denn er setzte diese Verhältnisse für die Königshöfe, z. B. 1029 für Weißenburg im Elsaß, fest und arbeitete grundsätzlich auf die Erblichkeit dieser kleinen (mittelbaren) Lehen hin, indem er „nicht duldete, daß die Lehen der Väter den Nachkommen entzogen würden". Damit aber gab er ihnen ein Maß von Selbständigkeit gegenüber ihren Lehnsherren, den geistlichen und weltlichen Fürsten, das diese in der Verfügung über ihre Dienstmannen ganz wesentlich einengte.

Italienische Politik Konrads II.

In Italien behandelte Konrad die Kirche ganz von denselben Gesichtspunkten aus und besetzte sogar zahlreiche Bistümer mit deutschen Geistlichen. In Aquileja, dessen Sprengel auch deutsche Grenzlande umfaßte, setzte er den Kärntner Poppo als Patriarchen ein, zum Erzbischof von Ravenna machte er 1027 den Eichstädter Domherrn Gebhardt, und beiden gab er meist deutsche Suffragane; ja bis nach Tuscien hinein traten deutsche Bischöfe auf. Aber er ging auch darauf aus, den weltlichen Adel und die Ministerialen als Gegengewicht gegenüber der bischöflichen Macht zu benützen. In der That war diese in Oberitalien noch größer als in Deutschland. Sie verfügten nicht nur direkt über eine Menge von Ministerialen und kleinen Vasallen (Valvassoren), sondern auch große weltliche Herren (Capitane) waren in Lehnspflicht zu ihnen getreten und stellten ihnen damit wieder ihre Lehnsmannschaften zur Verfügung, ja sie bauten ihre festen Häuser in den Mauern der Bischofsstädte. Freilich bildete sich allmählich zwischen den Capitanen und Valvassoren ein tiefer Gegensatz aus, da diese die Erblichkeit ihrer Lehen anstrebten. Die Lombardei war also nicht mehr weit davon entfernt, eine Gruppe geistlicher Fürstentümer zu werden. Dem gegenüber hatte Konrad II. von jeher auch den weltlichen Adel an sich zu fesseln gesucht. Schon 1027 übertrug er dem Grafen Bonifacius von Modena, Reggio und Ferrara auch die Mark Tuscien, so daß dieser eine höchst ansehnliche Stellung zu beiden Seiten des Apennin einnahm; später (zwischen 1034/37) vermählte er ihn mit der Nichte und Pflegetochter der Kaiserin Gisela, Beatrix, der Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Oberlothringen, dessen reiche Allode sie dem Gatten teilweise zubrachte. Der Markgraf Alberto Azzo VI. von Este, Graf in Mailand, heiratete 1036 die Welfentochter Kunigunde (Chuniza), Adelheid, die ältere Tochter des Markgrafen Olderich von Turin, den Herzog Hermann von Schwaben, der nach dem Tode seines Schwiegervaters 1036 sein Nachfolger in Turin wurde. Dabei zeigte der Kaiser allerdings auch dem italienischen Adel den gestrengen Herrn. Auf der Rückkehr von Rom 1027 z. B. ließ er den Grafen Thasselgart aus der Gegend von Fermo, der durch seine Gewaltthaten seit langer Zeit berüchtigt war, von seinen Truppen festnehmen, legte selbst in 24 Stunden, Tag und Nacht reitend, etwa 150 km zurück und befahl den Mann vorzuführen. Indem er bemerkte: „Das ist also der Löwe, der die Tiere Italiens verschlungen hat? Beim heiligen Kreuze des Herrn, dieser Löwe soll nicht länger von meinem Brote fressen!", ließ er ihn durch ein Fürstengericht verurteilen und sofort aufknüpfen. Diese entschiedene Wendung in der italienischen Politik mochte Konrad II. um so notwendiger erscheinen, als der größte Teil des Laienadels seit lange schon, verstimmt durch die ausschließliche Begünstigung der Bischöfe, dem Königtume und damit der Verbindung Italiens mit Deutschland feindlich gegenüberstand.

Eine schwere Krisis nötigte den Kaiser schließlich zu einer einschneidenden Maßregel. Der mächtigste geistliche Fürst Italiens war Aribert (Heribert) aus einem langobardischen Rittergeschlechte, seit 1018 Erzbischof von Mailand. Klein und unansehnlich, aber hochstrebenden Geistes, wollte er der erste Herr Italiens werden und deshalb seine weltliche Macht mit allen Mitteln vergrößern. Den Deutschen war er abgeneigt, er nannte sie „das wildeste Volk", hatte daher auch das Eindringen deutscher Geistlichen in seine Suffraganbistümer zu verhindern gewußt und war noch mehr gereizt, als Konrad Adelsgeschlechter, die ihm feindlich waren, begünstigte. Nun gab Aribert durch die Härte, mit der er seine aufstrebenden Valvassoren behandelte, Veranlassung zu einer gewaltsamen Erhebung. Mit Hilfe seiner Capitane und Ministerialen wurde er zunächst der Bewegung Herr, aber die besiegten Aufständischen unterwarfen sich nicht, sondern fanden Zuflucht in dem früher von Aribert in Abhängigkeit gebrachten Lodi. Die Valvassoren aus der Nachbarschaft schlossen sich an, allerorten erhoben sich in ganz Oberitalien die niederen Lehnsleute und Ministerialen gegen ihre Capitane, und ein starkes Heer zog gegen Mailand. Nun leisteten allerdings die selbst bedrohten Bischöfe und Grafen der Lombardei dem Erzbischof Hilfe, aber in blutiger Schlacht auf dem Campo malo zwischen Lodi und Mailand (1035) wurden sie völlig geschlagen, und unter den Toten war auch der Bischof von Asti. Nun brauste die Bewegung durch das ganze Land, eine allgemeine Erhebung der niederen Elemente der Bevölkerung gegen die höheren Stände, wie sie noch nicht erhört worden war, und überall ertönte der Schlachtruf: „Erblichkeit der Lehen!" Aribert vor Mailand und die Valvassoren.

„Wenn Italien nur nach einem Gesetze hungert, so will ich es mit Gottes Hilfe schon mit Gesetzen sättigen", sagte der Kaiser mit kühlem Humor auf diese Nachrichten. Mißtrauisch gegen Aribert folgte er doch dessen Rufe um Hilfe und kam zu Anfang des Jahres 1037 über Verona, Brescia und Cremona nach Mailand, wo ihn der Erzbischof ehrfurchtsvoll begrüßte. Allein ein Tumult in der Stadt veranlaßte Konrad, seinen Hof nach Pavia zu verlegen, wohin er zugleich einen Reichstag entbot (März 1037). Als sich dort von allen Seiten Anklagen gegen Aribert erhoben und dieser sich der Unterwerfung unter den Richterspruch rundweg weigerte, ließ der Kaiser ihn festnehmen und übergab ihn dem Herzog Konrad von Kärnten und dem Patriarchen Poppo von Aquileja in Gewahrsam. Aber in Piacenza entkam Aribert mit Hilfe eines treuen Mönchs bei Nacht seinen Wächtern, gelangte glücklich nach Mailand und wurde dort mit Jubel aufgenommen, weil das Stadtvolk dem glänzenden Kirchenfürsten persönlich anhing und gegenüber dem kaiserlichen Grafen größere Selbständigkeit erstrebte. Auch außerhalb Mailands hatte das gewaltthätige Verfahren des Kaisers große Verstimmung erregt, die aufständigen Valvassoren sahen in Aribert jetzt ihren Bundesgenossen, die Lage wurde schwierig. Indes war Konrad II. fest entschlossen, durchzugreifen. Er befahl seinem Sohne Heinrich, mit deutschem Zuzug nach Italien zu kommen, und bot die italienischen Fürsten gegen Mailand auf. Von Ravenna aus, wo er Ostern gefeiert hatte, zog er über Imola und Piacenza heran, nahm Landriano bei Lodi und griff am 19. Mai die Stadt aufs heftigste an. Doch wehrten sich die Mailänder so tapfer, daß der Sturm mißlang und der Kaiser sich mit der Einschließung begnügte, bis ihn die steigende Sommerhitze zum Abzug nach den Vorbergen der Alpen um Verona nötigte. Konrad II. und Aribert.

Noch während der Einschließung von Mailand, am 28. Mai 1037, erließ Konrad sein berühmtes Lehnsgesetz (Constitutio de feudis). Gemäß seinem in Deutschland beobachteten Grundsatz trat er mit ganzer Wucht für die Rechtssicherheit der Valvassoren gegen die Lehnsherren ein. Fortan sollte ein Valvassor sein Lehen nur wegen erwiesener Schuld und durch den Spruch seiner Lehnsgenossen verlieren, die Appellation gegen einen solchen Spruch an den Kaiser gehen; ein Lehen in Pacht- oder Zinsgut zu ver- Das italienische Lehnsgesetz.

wandeln wurde den Capitanen verboten. Vor allem sollte ein (kleines) Lehen stets auf den Sohn oder, falls ein solcher fehlte, auf den Enkel oder auch den Bruder des Inhabers nach dessen Tode übergehen. Mit diesem ebenso kühnen als wohlberechneten Schachzuge zog der Kaiser der Erhebung der Valvassoren den Boden unter den Füßen weg, dämpfte den Aufruhr und verwandelte den ganzen Stand in eine Stütze der Monarchie gegenüber den großen geistlichen und weltlichen Lehnsherren, deren Macht dadurch zugleich eine sehr empfindliche Einschränkung erfuhr.

Aribert als Herr von Mailand.

Nunmehr führte Konrad den entscheidenden Schlag gegen Aribert selber: ohne geistliches Gericht entsetzte er ihn des Erzbistums, trieb aber dadurch den schwer gereizten Mann zum äußersten. Mit mehreren lombardischen Bischöfen (von Vercelli, Cremona und Piacenza) verbündet, die dem Kaiser wegen des Lehnsgesetzes und des Verfahrens gegen Aribert grollten, bot dieser dem Grafen Odo von Champagne, dem alten Gegner Konrads in der burgundischen Frage, die Krone Italiens an (Sommer 1037). Doch als Odo in Lothringen einrückte und Bar belagerte, wurde er am 15. November 1037 von den Lothringern unter dem Herzog Gozelo und seinem Sohne Gottfried überraschend angegriffen und völlig geschlagen, er selbst kam dabei um, und sein abgeschlagenes Haupt wurde mit dem eroberten Banner von den Siegern als barbarische Trophäe an den Kaiser nach Italien gesandt. Nachdem dieser um dieselbe Zeit einen gegen sein Heer und gegen seine Person gerichteten Anschlag entdeckt und bestraft hatte, war Ariberts Empörung auf Mailand beschränkt und hatte nur noch örtliche Bedeutung. Dort aber behauptete sich der Erzbischof gegen die Angriffe der lombardischen Großen, gestützt auf die Bürgerschaft, die er zuerst ohne Unterschied des Standes zu den Waffen rief und um den Fahnenwagen (Carroccio), mit dem Bilde des gekreuzigten Heilands am hohen Mast, scharte. Er ahnte kaum, daß er mit der Einrichtung dieser Stadtmiliz den Grund zur städtisch-republikanischen Freiheit Mailands und damit zu einer neuen Periode in der Geschichte Italiens legte.

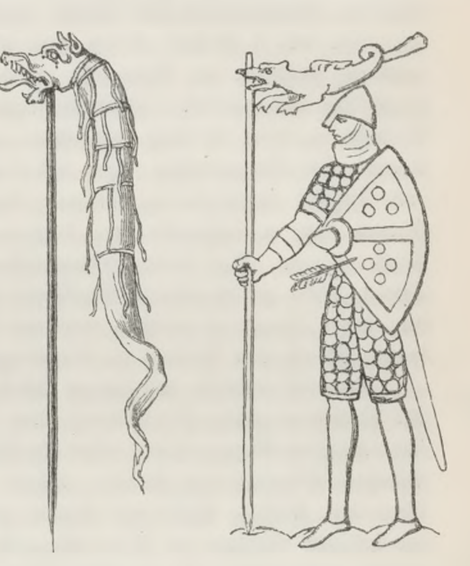
Capuas Machtstellung.

Konrad II. war selbst über Parma, das bei einem Zusammenstoße seiner Truppen mit den Bürgern um Weihnachten 1037 in Flammen aufging, nach Tuscien gegangen. In Spello bei Foligno traf er mit dem Papste Benedikt X. zusammen und erwirkte von ihm den Bannfluch gegen Aribert, vermied aber Rom und eilte nach dem Süden, um auch die dortigen Verhältnisse neu zu ordnen. Hier hatte Pandulf IV. von Capua nach allen Richtungen hin gewaltthätig um sich gegriffen. Schon 1028 eroberte er Neapel und verjagte den Stadtherrn, den byzantinischen Heermeister Sergius; in Capua machte er seinen Sohn Hildebrand zum Erzbischof, auch Monte Cassino vergewaltigte er und drängte ihm Basilius als Abt auf, mit dem Klostergute begabte er seine normannischen Söldner. Nun nahm Sergius um die Mitte des Jahres 1029 Neapel mit Hilfe der Einwohner, denen er eine ziemlich weitgehende Selbständigkeit verlieh, wieder ein und zog auch die Normannen auf seine Seite, indem er ihrem Führer Rainulf seine Schwester Sigelgaita vermählte und ihm ein ansehnliches Gebiet zwischen Neapel und Capua zur Ansiedelung anwies. Hier gründeten sie 1030 in üppig fruchtbarer Landschaft die Stadt Aversa und legten damit den Grund zu der Herrschaft, die in wenigen Jahrzehnten ganz Süditalien umspannen sollte. Aber Pandulfs Eroberungen kamen nicht zum Stehen. Noch vor Mitte des Jahres 1032 nahm er Gaëta, 1034 unterwarf er auch Amalfi seinem Einfluß, wo damals Maria, wahrscheinlich seine Schwester, nach Verjagung ihres Gemahls Johann II. zur Gewalt gelangte; dann gewann er Rainulf für sich, der seine Gemahlin damals durch den Tod verloren hatte, sich mit Maria von Amalfi vermählte und Aversa von Capua zu Lehen nahm. Da entsagte Sergius IV. von Neapel, an ferneren Erfolgen verzweifelnd, der Regierung zu gunsten seines Sohnes Johannes und zog sich ins Kloster zurück. Nur

ein festes Zusammenstehen der noch unabhängigen Fürstentümer Salerno und Benevent schien dem Herrn von Capua Halt gebieten zu können. In der That verständigte sich Waimar IV. von Salerno, obwohl Pandulfs Neffe, mit Pandulf III. Guala von Benevent, gewann eine große Anzahl von Normannen, darunter Wilhelm und Drozo, die Söhne Tankreds von Hauteville, für sich und schlug mit ihrer Hilfe den Angriff Pandulfs auf Benevent im August 1036 glücklich ab.

Konrad II. und die Begründung der süditalienischen Normannenmacht.

Die Entscheidung drohte sich, da die Kräfte der Parteien ziemlich gleich waren, sehr in die Länge zu ziehen, denn die Byzantiner, mit großen Plänen gegen Sizilien beschäftigt, dachten nicht daran, in Süditalien einzugreifen; da erschien Konrad II. Schon längst hatten ihn die Mönche von Monte Cassino um Hilfe gebeten. Jetzt versicherte sich der Kaiser der Bundesgenossenschaft des Fürsten von Salerno und forderte von Pandulf die Herausgabe von Monte Cassino. Geschreckt von dem nicht erwarteten Anmarsch, schickte Pandulf seine Gattin und seinen Sohn ins kaiserliche Lager, versprach Gehorsam und eine Buße von 300 Pfund Gold, weigerte sich aber selbst zu erscheinen. Daran und an dem begründeten Mißtrauen Konrads zerschlugen sich schließlich die Unterhandlungen, der Kaiser rückte nach Monte Cassino vor, setzte dort unter Zustimmung der Mönche den Bayern Richer als Abt ein und zog am 13. Mai 1038 ohne Widerstand in Capua ein, während sich Pandulf in der darüber gelegenen Burg von S. Agata hielt. Nach der glänzenden Feier des Pfingstfestes verlegte er sein Lager nach der Trümmerstätte des alten Capua. Hier verurteilte ein Fürstengericht Pandulf IV. zur Entsetzung und Verbannung, das Fürstentum Capua aber wurde mit dem Herzogtum Gaëta an Waimar von Salerno verliehen, der nun auch für Salerno dem Kaiser den Treueid schwur. Zugleich ordnete dieser die Verhältnisse der Normannen. Er gestattete, daß Waimar die nunmehrige Grafschaft Aversa zum Fürstentume Salerno schlug und Rainulf durch Überreichung der Fahnenlanze als seinen (nicht des Reiches) Vasallen damit belehnte. Die nordischen Abenteurer hatten als Grenzer eine von der höchsten Autorität anerkannte neue Heimat gefunden. Ihnen verdankte es Waimar, wenn die Anordnungen des Kaisers aufrecht blieben und Pandulf IV. nach Konstantinopel flüchtete, aber aus Vasallen sollten sie bald zu Herren werden.



217. Normannischer Krieger mit Drachenfahne. Darstellung auf der gewirkten Tapete von Bayeux.

Konrads II. Ende.

In der That als Herr Italiens bis an die apulische Grenze trat Konrad über Benevent an der adriatischen Küste den Rückweg nach Ravenna an. Fieberseuchen lichteten dabei sein Heer, ihr erlag auch seine Schwiegertochter Gunhild und sein Stiefsohn Hermann von Schwaben. Im August 1038 überschritt er den Brenner, schon schwer an der Fußgicht leidend. In der Heimat angelangt, übertrug er seinem Sohne Heinrich (III.) das soeben erledigte Herzogtum Schwaben und ließ ihm auf einem großen Reichstage in Solothurn im Oktober 1038 von den Großen Burgunds huldigen. Dann ging er über Goslar und Köln nach Nimwegen, der alten Pfalz Karls des Großen. Neues Unwohlsein hielt ihn dort länger fest; erst gegen Pfingsten 1039 kam er nach Utrecht. Hier beging er das Fest noch einmal mit allem Glanze

seiner Würde, doch schon am nächsten Tage, am 4. Juni 1039, machte ein neuer Anfall seiner Krankheit seinem Leben im 60. Jahre ein Ende. Im hohen Dome von Speier, den er begründet hatte, wurde er am 12. Juli beigesetzt.

Konrads II. Bedeutung.

Unter den mittelalterlichen Kaisern nimmt Konrad II. eine ganz eigenartige Stellung ein. Keiner vor ihm und kaum einer nach ihm hat sein Regiment so ganz von weltlichen, politischen Gesichtspunkten aus geführt, und er war der erste, der, modern gesprochen, auch sozialpolitisch eingriff, indem er die rechtliche Stellung der niederen Vasallen und der ritterlichen Dienstmannen regelte. Da ist es wohl begreiflich, daß ihm allgemeine Trauer folgte, wenn auch nicht in klösterlichen Kreisen. Indem er aber die Kirche schlechterdings nur als ein Reichsinstitut behandelte, übersah er freilich die reißenden Fortschritte einer Richtung, die eben diese ihre Stellung in ihrem Kerne bedrohte.

Heinrich III.

Sein Nachfolger Heinrich III. (1039—1056) sollte sie trotzdem noch weiter fördern. Geboren am 28. Oktober 1017, also beim Tode des Vaters kaum 22 Jahre alt, aber mit 9 Jahren König und sehr bald an der Reichsverwaltung hervorragend beteiligt, hatte er im Gegensatze zu dem ungelehrten Vater durch Bischof Bruno von Augsburg eine geistliche, wissenschaftliche Bildung erhalten und war seiner schwierigen Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen, namentlich auch durch eine Selbständigkeit des Urteils, die ihn zuweilen sogar mit dem Vater in Gegensatz gebracht hatte. So stark das religiöse Interesse in ihm war, seine Energie hat das sonst nicht geschwächt, den Fürsten hat er vielmehr den strengen Herrn, den Feinden des Reichs eine eiserne Faust gezeigt. Auf dem herkömmlichen Umritte durch das Reich begrüßte ihn um Ostern 1040 zu Ingelheim Erzbischof Aribert von Mailand, um seinen Frieden mit dem neuen Herrn zu machen, was um so eher gelang, als Heinrich mit dem Verfahren seines Vaters von Anfang an keineswegs einverstanden gewesen war.

Bretislaw von Böhmen.

Zunächst nahmen den jungen König andre Sorgen als die italienischen in Anspruch. In Böhmen plante Bretislaw, des Herzogs Udalrich starker Sohn von der schönen Bauerntochter Bozena, der „böhmische Achilles“, ein großes westslawisches Reich, wie einst Boleslaw Chrobry von Polen. Schon im Jahre 1038 hatte er das zerfahrene Polen überrannt, Krakau, Posen und Gnesen genommen, von dort im August 1039 die Gebeine des heiligen Adalbert im Triumphe nach Prag geführt. Denn Prag wollte er zum Erzbistum, zum Sitze einer unabhängigen tschechischen Nationalkirche erheben. Als er sich nun weigerte, nach der Forderung Heinrichs III. seine polnischen Eroberungen zu räumen, und sich mit dem neuen König von Ungarn, Peter (1038—1041), verbündete, hielt der König ein bewaffnetes Einschreiten für geboten. Aber der erste Feldzug im Sommer 1040 scheiterte an den Pässen von Cham im Böhmerwalde, erst der zweite im Sommer 1041 führte zum Ziele. Von Bayern, Meißen und Österreich her drangen die deutschen Heersäulen siegreich bis Prag vor, und da der Bischof von Prag mit dem größten Teile des böhmischen Adels übertrat, so blieb Bretislaw nur die Unterwerfung. Im Frieden von Regensburg im Oktober 1041 schwur er den Lehnseid, gab seine polnischen Eroberungen bis



218. Siegel Heinrichs III.

auf zwei Landschaften (vermutlich Schlesien und Mähren) heraus und trat dabei höchst wahrscheinlich den Landstrich zwischen der Thaja und der alten, unweit der Donau laufenden Landesgrenze der Ostmark an diese ab, in deren Besitz sie seitdem erscheint. So fest war dadurch Böhmen dem Reiche angefügt, daß sein Verhältnis ein halbes Jahrhundert hindurch unerschüttert geblieben ist.

Heinrichs III. Siege über Ungarn.

Von der größten Wichtigkeit war dies vor allem für die Beziehungen zu Ungarn. Hier erlag Peter, der seinem Volke als Fremder galt (s. unten), schon 1041 einer nationalmagyarischen christenfeindlichen Erhebung und rief in Regensburg Heinrichs III. Hilfe an. Der Heide Aba (Ovo), der nun die Krone Stephans des Heiligen trug (1041/44), versuchte hier mit dem deutschen König zu verhandeln, unternahm aber schon im Februar 1042 Einfälle nach Steiermark und Österreich, plündernd, sengend, menschenraubend, doch nicht ungestraft. Um so weniger zögerte Heinrich III. Noch im Sommer 1042 drang er, von Bretislaw unterstützt, bis zur Gran vor, im Jahre 1043 südlich der Donau bis zur Rabnitz. Hier gewährte er, da die Ungarn von Peter schlechterdings nichts wissen wollten, dem Aba den Frieden gegen eine Geldzahlung, Auslieferung der deutschen Gefangenen und Abtretung eines Landstrichs westlich der March und Leitha, die seitdem die Ostgrenze Österreichs geblieben sind. Da jedoch Aba die übrigen Bedingungen nicht erfüllen konnte oder wollte, so rückte Heinrich mit seinen Ministerialen, dem bayrisch-österreichischen Aufgebot und dem böhmischen Zuzug 1044 zum drittenmal in Ungarn ein, drang trotz Sumpf und Verschanzungen bis über die Rabnitz vor und gewann am 5. Juli 1044 in der Ebene von Menfö an der unteren Raab mit nur 6000 schweren Reitern über weit stärkere Feindesmassen den glänzendsten Ungarnsieg nach der Lechfeldschlacht. Nunmehr setzte er in Stuhlweißenburg Peter als deutschen Vasallen ein, ordnete die Einführung des deutschen (bayrischen) Rechts in Ungarn an und ließ eine deutsche Besatzung im Lande zurück. Der gefangene Aba wurde enthauptet. Im nächsten Jahre 1045 vollzog Heinrich in der ungarischen Königsstadt Gran persönlich die Belehnung Peters und empfing den Treuschwur der ungarischen Edlen. Die Politik Ottos I. war im größten Stil wieder aufgenommen, Ungarn ein deutscher Lehnsstaat und ein Kolonialland des bayrischen Stammes geworden.

Neue Erhebung Ungarns.

Aber man hatte die Widerstandskraft der Magyaren doch unterschätzt. Schon 1046 stürzte ein heidnisch-nationaler Aufstand unter dem Arpaden Andreas (Endre) Peter vom Throne, der auf der Flucht nach Österreich eingeholt und geblendet wurde. Nur war Andreas so klug, einzusehen, daß es mit dem Heidentume vorbei sei; er hielt also an den christlichen Ordnungen König Stephans fest, wollte sogar die deutsche Oberhoheit anerkennen, wenn er als König anerkannt würde. Doch dazu war Heinrich III. nicht zu bewegen, obwohl damals ein neuer Ungarnkrieg unmöglich war. Nur Heimburg ließ er im Jahre 1050 durch die bayrischen Edlen zum Grenzschutz stark befestigen, und tapfer hielt es sich gleich danach gegen einen ungarischen Angriff. Endlich im Jahre 1051 warf der Kaiser das Aufgebot des gesamten Reichs mit Ausnahme der Lothringer, doch mit den Böhmen, Polen, Burgundern, Italienern, auf Ungarn, indem er die Hauptmasse mit Umgehung des überschwemmten ungarischen Tieflandes über den Semmering durch Steiermark bis gegen Stuhlweißenburg führte. Indes die Schwierigkeiten der Verpflegung waren so groß und die Ungarn so schwer zu fassen, daß der Stoß schließlich mißlang und der Rückzug auf Heimburg unter blutigen Gefechten angetreten werden mußte. Auch die Belagerung von Preßburg 1052 scheiterte. Trotzdem bot Andreas im November 1053 zu Tribur den Frieden an und war sogar willig, die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen und Heeresfolge zu leisten, außer nach Italien. Diesmal war Heinrich bereit, darauf einzugehen. Da bewog der 1053 entsetzte Herzog Konrad von Bayern, der nach Ungarn geflüchtet war, den König, seine Zugeständnisse zurück-

zuziehen, und aufs neue begann der verwüstende Grenzkrieg, den Heinrich III. nicht mehr beenden sollte.

Die Herzogtümer; die Friedensgelöbnisse.

Der Verrat eines Laienfürsten war ihm entgegengetreten, und in diesen Kreisen hat er überhaupt seine hartnäckigsten Gegner gefunden, obwohl oder weil er die Politik seines Vaters den Herzogtümern gegenüber aufgegeben hatte. Schon im Februar 1042 übertrug er sein eignes Herzogtum Bayern an Heinrich (VII.) von Lützelburg, dem nach seinem Tode 1047 Konrad, der Sohn des lothringischen Pfalzgrafen Ludolf folgte, 1045 Schwaben an Otto von Schweinfurt, 1047 Kärnten (das ihm 1039 nach dem Tode Konrads zugefallen war, s. S. 476), an Welf (Welfhard), den Sohn eines schwäbischen Grafen. Auch die Vereinigung einer größeren Gruppe von Reichsabteien gab er auf, und der Simonie, die Konrad II. als ergiebige Einnahmequelle betrachtet hatte, enthielt er sich grundsätzlich und vollständig, nicht aus Politik, sondern weil er sie in seiner streng kirchlichen Gesinnung für unrecht hielt. Und diese Gesinnung gewann nun auch weiterhin entscheidenden Einfluß auf seine Politik, namentlich seitdem er durch seine zweite Vermählung mit Agnes von Poitiers, der Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm VII. von Aquitanien, einer ergebenen Schülerin Clunys (November 1043 in Ingelheim), dem kirchlichen Leben Frankreichs und vor allem den cluniazensischen Ideen näher getreten war. Gewaltig entfaltete sich die kirchliche Macht im zerrütteten Frankreich; sie unternahm es seit 1040 zuerst in Aquitanien, durch ihren „Gottesfrieden" (treuga dei), der alle Anwendung von Waffengewalt in den kirchlichen Festzeiten und im ganzen Jahre von Mittwoch abend bis Montag früh jeder Woche mit dem Banne bedrohte, einen Rechtsschutz herzustellen, den die schwache Staatsgewalt versagte. Diese Bewegung ergriff sofort das südliche, bald auch das nördliche und mittlere Burgund, wo der „Gottesfriede" auch auf die ganze Advents-, Weihnachts- und Osterzeit ausgedehnt wurde. Er half Heinrich III., als er im Winter 1042 in Burgund verweilte, dort den inneren Frieden zu befestigen, und regte ihn dazu an, zwar nicht den Gottesfrieden in Deutschland einzuführen — denn damit hätte das Königtum abgedankt — wohl aber für die Herstellung eines gesicherten Friedenszustandes gegenüber der tiefgewurzelten germanischen Selbsthilfe ganz persönlich, mehr durch sein Beispiel als durch Gesetze, einzutreten. Deshalb verkündigte er zuerst am Gründonnerstage 1043 im Dome von Konstanz von der Kanzel herab der versammelten Gemeinde, daß er allen Frevlern gegen seine Majestät verzeihe und ihnen den Königsbann erlasse, und forderte die Schwaben auf, seinem Beispiele zu folgen. Zu Weihnachten 1043 gab er in Trier vor den Lothringern dieselbe Erklärung ab, ein drittes Mal auf dem Schlachtfelde von Menfö nach dem Siege vom 5. Juli 1044. Gewiß mußte dies auf mittelalterliche Menschen tiefen Eindruck machen und entsprang der edelsten Gesinnung, aber es ist niemals nur die Aufgabe des Königs, mit gutem Beispiele voranzugehen, sondern er hat vor allem zu befehlen. Heinrich III. handelte damals als Christ, nicht als König.

Heinrich III. und die Bischöfe.

Als frommer Christ mehr wie als gebietender Herr trat er auch der Kirche gegenüber, und das zu einer Zeit, wo die Cluniazenser immer entschiedener darauf hinarbeiteten, die Kirche innerlich zu reformieren, sittlich zu erneuern und sie deshalb immer mehr von der unheiligen Welt, vom Staate zu lösen, diese Kirche, die in Deutschland seit Otto I. fast das wichtigste Reichsinstitut war, ohne diese die Reichsverfassung selbst zerfallen mußte! Heinrich III. hielt allerdings grundsätzlich an seinem Investiturrechte und an dem Treueide der Bischöfe fest, aber wo ihm entschiedener Widerspruch entgegentrat, wich er aus religiösen Bedenken mehrmals zurück. Als 1046 der neuernannte Erzbischof von Lyon, der cluniazensische Abt Halinand in Dijon, den Treueid als gegen das Gebot Christi verstoßend verweigerte, erließ ihm der König diesen Schwur,

und den zum Erzbischof von Ravenna erhobenen Kölner Domherrn Widger bewog er zum Rücktritt, weil er der cluniazensischen Partei nicht genehm war. Um so ernster arbeitete er an einer Reform der Kirche, vor allem des Papsttums, die ihm nicht so sehr eine politische Frage, als eine Gewissenssache war.

Heinrich III. als Reformator des Papsttums.

Und wahrlich, nötig war sie! Denn abermals war der Stuhl Petri im Schlamme der römischen Parteien versunken. Der Tusculaner Benedikt IX. (seit 1032), ein unreifer, lasterhafter Mensch, wurde Ende 1044 gestürzt und nach langem Zwist im Januar 1045 durch den Bischof der Sabina, Johann, ersetzt, der als Papst den Namen Silvester III. annahm und sich ein paar Monate behauptete, weil er sehr reich war. Dann aber kam Benedikt IX. wieder auf, verkaufte jedoch seine Würde um 1000 Pfund Silbers an den Erzpriester Johannes, den nunmehrigen Gregor VI., einen allerdings schwachen, aber ehrlichen Mann. Da Benedikt IX. schließlich selbst nicht verzichtete, so hatte Rom drei Päpste, alle drei gleich unwürdig oder unfähig. Nur der deutsche König konnte das Papsttum retten, so meinten auch kirchlich gesinnte Italiener. Heinrich III. zögerte nicht. Im Sommer 1046 wurde zu Aachen die Romfahrt beschlossen, im September trat sie der König von Augsburg an, begleitet von zwei Erzbischöfen und zehn Bischöfen, im Oktober war er in Pavia. Hier erließ er vor einer Reichssynode italienischer, deutscher und burgundischer Bischöfe eine feierliche Erklärung gegen die Simonie. In Piacenza traf er mit Gregor VI. zusammen, von dessen simonistischer Wahl er noch nichts wußte, dann zog er durch Tuscien, überall Recht sprechend, auf Rom. In Sutri sprach eine zweite Synode am 20. Dezember die Absetzung Silvesters III. aus und nahm den freiwilligen Verzicht Gregors VI. entgegen; am 22. schon war der König in Rom, und hier verhing eine dritte Synode am 23. und 24. Dezember die Absetzung auch über Benedikt IX. Unmittelbar danach wählten Adel und Klerus Roms in ordnungsmäßiger Weise den ihnen von Heinrich bezeichneten Bischof Suidger von Bamberg zum Papste, der am ersten Weihnachtsfeiertage als Clemens II. geweiht wurde und nun sofort Heinrich III. zum Kaiser krönte. Die Römer aber übertrugen ihm das Patriziat und damit die erste Stimme bei der Papstwahl (principatum electionis), also die Entscheidung. Die Ordnung Ottos des Großen war damit wiederhergestellt, und Heinrich kehrte nach Deutschland zurück, Gregor VI. (und dessen Lieblingsschüler Hildebrand) mit sich führend, der dort schon 1048 starb.

Eifrig ging nun der neue Papst an sein Reformwerk, indem er auf einer Synode im Januar 1047 Beschlüsse gegen die Simonie und die simonistischen Geistlichen fassen ließ. Doch starb er schon im Oktober 1047, und so wenig gesichert waren die römischen Verhältnisse auch jetzt noch, daß der entthronte Benedikt IX. doch wieder ans Ruder kam. Erst um Weihnachten bezeichnete Heinrich III. in Pöhlde am Harz den Bischof Poppo von Brixen als Papst und wies den Markgrafen Bonifacius von Tuscien an, ihn nach Rom zu führen. Hier wurde er am 17. Juli 1048 inthronisiert, während sich Benedikt IX. ins Kloster Grottaferrata im Albanergebirge zurückzog, starb aber schon am 8. August in Palestrina. Mit Mühe bewog nunmehr der Kaiser den cluniazensisch gesinnten Bischof Bruno von Toul auf der Reichsversammlung von Worms, die päpstliche Tiara anzunehmen, doch that dieser es nur vorbehältlich der ordnungsmäßigen Wahl durch Klerus und Volk von Rom. Demütig als Pilger zog er am 12. Februar 1049 feierlich empfangen in Rom ein und wurde als Leo IX. zum Papste ausgerufen (1049—1054).

Beginn der cluniazensischen Kirchenreform.

Mit diesem Lothringer begann die Reform des Papsttums, zunächst in völligem Einvernehmen mit dem Kaiser. Sein erster Gehilfe war dabei als Subdiaconus Hildebrand, der als solcher vor allem den gänzlich zerrütteten Haushalt der Kurie mit Klugheit und Umsicht wiederherstellte. Mehrere Synoden in Rom verdammten

aufs strengste die Simonie und die Priesterehe, die simonistischen und verheirateten Geistlichen Roms wurden abgesetzt, das Kollegium der Kardinäle, d. h. der Domherren des Bistums Rom, neu gestaltet, auch durch Zuziehung von Ausländern. Unermüdlich unterwegs, trat Leo IX. überall persönlich für seine Reformen ein, hielt Synoden in Italien, Deutschland (Mainz, Bamberg, Augsburg) und Frankreich (Reims) ab. Selbst Romane von Geburt, stützte er sich vor allem auf die romanischen Länder, während die deutsche Geistlichkeit seiner ganzen Richtung noch sehr kühl gegenüberstand.

Ausbreitung der Normannen in Süditalien.

Auch nach einer kaum minder wichtigen Seite hat er neue Bahnen eröffnet: er zuerst brachte das Papsttum in Beziehung zu den Normannen in Süditalien. Teilweise auf Grund der ihm von Konrad II. verliehenen Rechtstitel und begünstigt dadurch, daß die Byzantiner seit 1038 alle Anstrengungen auf die Eroberung Siziliens wandten (s. unten), hatte sich Waimar IV. von Salerno mit Hilfe der Normannen zu einer glänzenden Machtstellung emporgeschwungen. Noch im Jahre 1038 nahm er Capua thatsächlich in Besitz, 1039 auch das handelsmächtige Amalfi an seiner malerischen Steilküste und das liebliche Sorrento auf der andern Seite der Halbinsel, das er seinem Bruder, dem Grafen Guido von Conza, als Lehen übergab, schließlich noch vor der Mitte 1040 auch Gaëta. Da auch das normannische Aversa salernitanisches Lehen war, so behaupteten nur noch Benevent und Neapel ihre Selbständigkeit. Währenddem aber waren auch die Normannen zu selbständiger Bedeutung emporgestiegen. Ihrer 300 oder 500 unter 12 Führern, von denen die Brüder Wilhelm der Eisenarm und Drogo die bedeutendsten waren, hatten 1038 im Auftrage Waimars von Salerno mit dem glänzendsten Erfolge den Feldzug der Byzantiner unter Georg Maniakes auf Sizilien mitgemacht, waren aber nach ihrer Ansicht nicht genügend belohnt worden und mißvergnügt heimgekehrt. In derselben Lage befand sich Arduin, ein Vasall des Erzbischofs von Mailand, der sie wohl als Dolmetsch begleitet hatte und tief erbittert war, weil ihm Georg Maniakes ein wertvolles Beutepferd genommen hatte. Trotzdem war er als Kommandant von Melfi an der Nordgrenze des griechischen Apulien in byzantinischen Diensten geblieben. Jetzt mißbrauchte der rachsüchtige Lombarde diese Vertrauensstellung, um Melfi den Normannen Wilhelms und Drogos in die Hände zu spielen und sie zur gemeinschaftlichen Eroberung Apuliens einzuladen, wo sich ohnehin die nationale Partei gegen die byzantinische Herrschaft regte. Doch leicht wurde den Eroberern die Arbeit nicht gemacht. Der Katepan Dokeanos führte seine Truppen sofort aus Sizilien nach Apulien hinüber und ging entschlossen zum Angriff vor. Doch da Benevent den Normannen zu Hilfe kam, so erlitt er zwei schwere Niederlagen am Nivento 17. März und am Ofanto 4. Mai 1041, wurde abberufen und durch Bugianos ersetzt. Auch dieser erlag in blutiger Schlacht beim Monte Peloso (südöstlich von Venusia) am 3. September seinen Gegnern und fiel selbst in Gefangenschaft. Obwohl nun Atenulf von Benevent sich auf die Seite der Byzantiner stellte, so wurde dies doch völlig aufgewogen durch den Abfall von Bari und andern Küstenstädten. Sie wählten Argyros, den Sohn des Melus, zu ihrem Anführer und setzten sich mit den Normannen in Verbindung. Nunmehr machten diese rasche Fortschritte, nahmen auch den Monte Gargano mit seinem vielverehrten Michaelskloster, von dessen Höhe sie hinabsahen auf das endlose apulische Flachland und seine blühenden Städte am blauen Meer. Weder Georg Maniakes, der im April 1042 in Tarent erschien, noch selbst der Verrat des Argyros, der Bari mit andern Küstenplätzen den Byzantinern wieder auslieferte und dafür Katepan wurde, vermochte sie aufzuhalten; sie schlossen sich nur noch fester zusammen, wählten im September 1042 Wilhelm den Eisenarm zu ihrem Führer, und Waimar von Salerno erkannte ihn als Grafen von Apulien an, indem er ihn mit dem eroberten oder zu erobernden Lande belehnte und ihm seine Nichte zur Gemahlin gab.

Dann verteilten zu Anfang 1043 die zwölf Normannenführer das Land unter sich. Rainulf von Aversa erhielt als Ehrengabe Siponto und den beherrschenden Monte Gargano mit seinem Heiligtume, die andern je ein Stadtgebiet, Wilhelm z. B. Ascoli, Drogo Venosa, Melfi blieb als Mittelpunkt allen gemeinsam. So beherrschten sie die Grenzlande zwischen den Fürstentümern Salerno und Benevent, die Landstriche am Ofanto und Bradano, den natürlichen Verbindungsstraßen nach dem Adriatischen Meere und dem Golfe von Tarent. Von hier aus griff Wilhelm noch 1043 Bari, allerdings vergeblich, an und siegte 8. Mai 1044 in Apulien. Zugleich bemächtigten sie sich im Norden mehr und mehr der Güter von Monte Cassino. Um dort die Verwirrung noch zu vergrößern, war auch der verjagte Pandulf IV. von Capua aus Konstantinopel zurückgekehrt, und Waimar war nach dem Tode Rainulfs von Aversa im Juni 1044 mit den dortigen Normannen in heftigen Kampf um dessen Nachfolge geraten, die schließlich Raidulf, ein Neffe des Verstorbenen, behauptete, von Pandulf unterstützt. Inzwischen war Ende 1045 Wilhelm der Eisenarm gestorben und durch seinen Bruder Drogo als Graf von Apulien ersetzt worden. Dieser vermittelte zwischen Waimar und Raidulf in der Weise, daß Raidulf die Belehnung mit Aversa von Salerno empfing, und erhielt selbst Apulien zu Lehen (Frühjahr 1046). So sich den Rücken deckend, ging er gegen Tarent vor und erfocht am 8. Mai 1046 einen glänzenden Sieg über die Byzantiner, der Bari in die Hände der Normannen brachte und ihre Macht in Apulien fest begründete. Aus Abenteurern waren diese kleinen normannischen Edelleute durch die Kraft ihres Willens und ihre staatsmännische Begabung mitten in fremdem Volke zu angesehenen Landherren geworden. Noch standen sie formell in Abhängigkeit von Salerno, das sie zur ersten Macht Süditaliens erhoben hatten. Waimar IV. beherrschte unmittelbar die Fürstentümer Salerno, Capua, Gaëta, Sorrent und Amalfi, die Normannen von Aversa und Apulien erkannten seine Oberhoheit an, nur Neapel und Benevent waren noch selbständig.

Heinrich III. und die Normannen.

So stand es, als Heinrich III. auf seiner ersten Romfahrt im Frühjahr 1047 zu Capua erschien und die italienischen Fürsten vor sich beschied. Hier gab er Pandulf IV. Capua als Reichslehen zurück und belehnte Drogo mit der Grafschaft Apulien, Raidulf mit Aversa. Damit löste er sie aus dem Verbande mit Salerno und erhob sie zu unmittelbaren Vasallen des Reiches. Vielleicht hat er die Macht Waimars zu hoch angeschlagen und sie deshalb aufgelöst, die Bedeutung der Normannen hat er jedenfalls unterschätzt. Und doch hätten ihm die bisherigen Erfahrungen zeigen können, daß diese französierten Nordgermanen sich mit kühler Berechnung immer nur von ihren eignen Interessen leiten ließen und an der Lehnspflicht gegen das Reich genau so lange festhalten würden, als es dies Interesse gebot. So hat Heinrich III. einerseits die Selbständigkeit der Normannenherrschaft begründet, die zur Hilfsmacht des Papstes bestimmt war, anderseits jene Reform des Papsttums und der Kirche eingeleitet, durch die dem Kaisertume schließlich die schwerste Gefahr drohte. Beides war nach Lage der Sache unvermeidlich, denn weder war die Macht der Normannen zu brechen, nachdem man sie einmal so hoch hatte wachsen lassen, noch hatte das Kaisertum die Mittel, einer kirchlichen Bewegung entgegenzutreten, die, aus einem hochgespannten Idealismus entsprungen, die Geister mit immer steigender Gewalt ergriff, aber ein Verhängnis war beides darum doch.

Das Erzbistum Hamburg-Bremen und der sächsische Adel.

Inzwischen war die deutsche Kirche nur in Lothringen von der cluniazensischen Reform erfaßt worden, denn hier verbreitete sie schon seit der Zeit Konrads II. mit dem größten Eifer der Abt Poppo von Stablo (s. oben S. 478); sonst war die deutsche Geistlichkeit nach wie vor besonders ihrer praktischen wirtschaftlichen und politischen Arbeit hingegeben und hatte im Norden und Osten die lange stockende Mission wieder

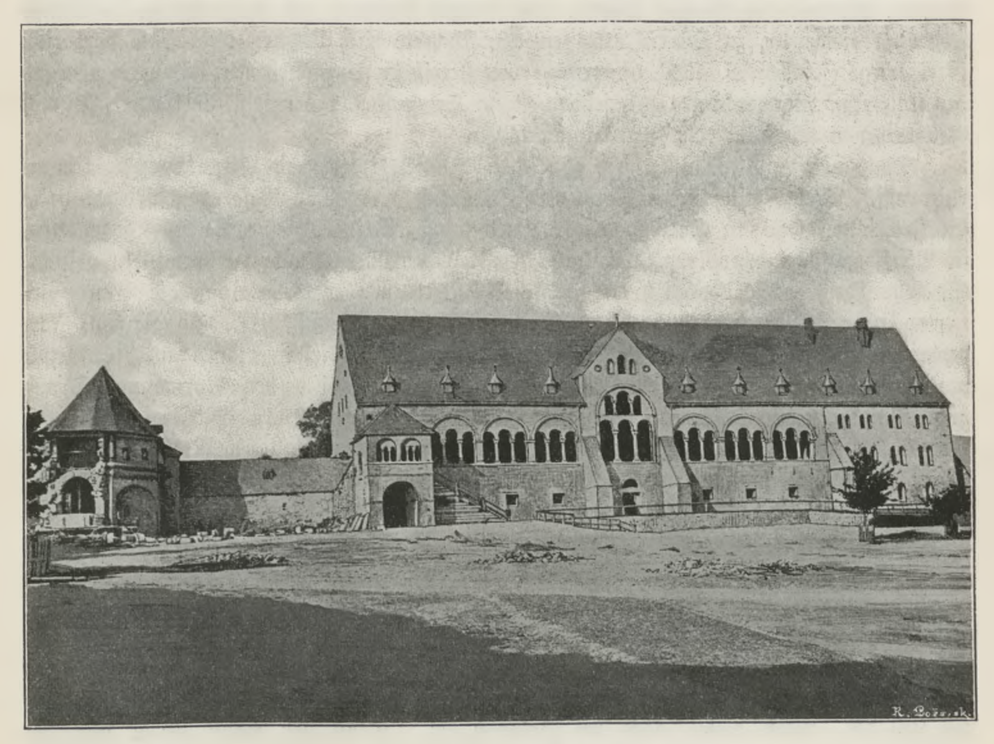
aufgenommen. Ihr Mittelpunkt war das Erzbistum Hamburg-Bremen. Unterstützt von Kanut dem Großen (1003—35) gründete es in den nordischen Reichen eine Reihe von neuen Bistümern (s. weiter unten) und behauptete im Osten der Elbe, wo sein Sprengel bis zur Peene reichte, das Bistum Oldenburg im Abotritenlande trotz aller Schwankungen, bis um 1042 mit der Thronbesteigung des Fürsten Gottfried, der im Michaelskloster zu Lüneburg erzogen war, ein entschieden christlich gesinnter Herrscher dort ans Ruder kam und auch die deutsche Oberhoheit ehrlich anerkannt wurde.

Allein aus diesen slawischen Verhältnissen erwuchs ein verhängnisvoller Gegensatz zwischen dem Erzbistum auf der einen, dem sächsischen Herzogtum der Billunger und dem sächsischen Laienadel auf der andern Seite. Da die herzogliche Gewalt durch die acht Bistümer im größten Teile des Landes so gut wie aufgehoben war, so legten die Billunger um so größeren Wert auf ihre Grafengewalt in den drei nordalbingischen Gauen der Dithmarschen, Stormarn und Holtsaten (d. i. Waldbewohner), wo ihr freilich der freigewählte Overbode als Vertreter des Volkes gegenüberstand, und auf ihre Markgrafengewalt in der sächsischen Mark (zwischen der Kieler Föhrde und der Elbe) und über die baltischen Slawen. Sie widerstrebten deshalb der Mission, die ihnen durch die Erhebung des Zehnten die Tribute kürzte, und auch der noch halbheidnische sächsische Grenzadel, der die heidnischen Slawenlande immer noch gern als seinen Jagdgrund für Beute und Menschenfang ansah, betrachtete die Thätigkeit der Missionen als störenden Eingriff in seine alten Rechte. Nirgends war deshalb im ganzen Reiche der Gegensatz zwischen Klerus und Laienadel schärfer als in Sachsen, und da die Bischöfe sich hier wie überall auf das Königtum stützten, so wirkte das auf das Verhältnis der Krone zu Sachsen überhaupt hinüber.

Adalbert von Bremen.

In diese gespannten Verhältnisse trat im Jahre 1045 Erzbischof Adalbert, die glänzendste Gestalt des damaligen deutschen Klerus, um 1012 als Sohn des Grafen Friedrich von Wettin und Merseburg geboren, schlank und stattlich, feurig und stolz gegen Hochgestellte, beredt und sarkastisch, prachtliebend und verschwenderisch, aber auch leutselig und barmherzig gegen Niedere. Ein Kenner und Bewunderer der reicheren Kultur des Südens, wollte er großartige Steinbauten, wie den Dom von Bremen, an die Stelle der alten schlichten Holzkirchen setzen, legte Gärten und selbst Weinberge in dem rauhen sächsischen Tieflande an, suchte durch prunkvollen Gottesdienst das Volk zu gewinnen, durch glänzenden Hofhalt und üppige Tafel auch den Laienadel zu fesseln und zu blenden. Aber vor allem richtete er die ganze Kraft seines Geistes auf die Mission. Nach Ratzeburg und Mecklenburg (bei Wismar) in Gottfrieds Land sandte er Bischöfe, im Norden hielt er gegen heidnische Rückfälle kräftig aufrecht, was die frühere Zeit geschaffen hatte; er sandte Priester nach den eisumstarrten Feuerbergen Islands, wo 1056 das Bistum Skalholt entstand, nach den Klippeninseln der Orkneys, selbst nach den Fjorden des kaum besiedelten Grönland (s. unten). Von dort bis nach der Ostküste Schwedens gebot der Krummstab des Erzbischofs von Hamburg, und von allen Ländern des Nordens kamen über das stürmische Meer herüber fromme Pilger nach der Elbe und Weser. — Doch Adalbert wollte noch mehr. Um seinem Erzstift eine feste Grundlage zu geben, dachte er im ganzen Umfange seines deutschen Sprengels die gräflichen Rechte zu erwerben und sammelte zahlreiche sächsische Edle um sich. Als letztes Ziel aber schwebte ihm eine Stellung vor, wie sie etwa der Patriarch von Konstantinopel einnahm: ein nordisches Patriarchat, dem dann die Leitung der gesamten deutschen Kirche schwerlich hätte entgehen können. Deshalb lehnte er 1046 die ihm von Heinrich III. angebotene päpstliche Würde ab und ließ sich 1053 von Leo IX. zum päpstlichen Legaten und Vikar für den ganzen Norden ernennen, erhielt damit zugleich das Recht, die Bischöfe in seiner Kirchenprovinz einzusetzen. Es fehlte nur noch das entscheidende Wort, und dies blieb ungesprochen.

Es kann kaum ohne inneren Zusammenhang damit gewesen sein, wenn Heinrich III. die Stellung des Königtums in Sachsen, dem ihm halbentfremdeten, wieder mehr betonte. Als Mittelpunkt des reichen Domänenkranzes rings um den Harz, die natürliche Burg des Sachsenlandes, erbaute er neben dem schon von Konrad begonnenen Dome (Kollegiatkirche) die stattliche Kaiserpfalz angesichts des erzreichen Rammelsberges und ließ den Dom von Papst Leo IX. weihen. Hier wurde ihm am 11. November 1050 sein erster Sohn Heinrich (IV.) geboren. Die um den Kaiser versammelten Edlen schwuren dem Knaben sofort Treue und Gehorsam und wählten ihn in Tribur im November 1053 Die Pfalz Goslar.



219. Die Kaiserpfalz in Goslar.

Gegründet um 1050 von Heinrich III., diente sie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts den Kaisern als Wohnung. In den Jahren 1867—1880 wurde das Kaiserhaus in würdiger Weise restauriert und durch Wislicenus aus Düsseldorf mit einer Reihe großartiger Fresken aus der deutschen Sage und Geschichte geziert.

formell zum König. Ob freilich Heinrich III. sich Goslar als feste Hauptstadt des Reiches gedacht hat, ist doch als sehr zweifelhaft, denn eine solche war bei dem Kulturzustande Deutschlands noch immer unmöglich.

Jede Kräftigung des Königtums mußte um so mehr als geboten erscheinen, je zäher die Opposition war, die Heinrich III. beim hohen Laienadel fand. Schon 1045 erhob sich Gottfried von Lothringen, weil der Kaiser ihm nach dem Tode seines Vaters Gozelo nur Oberlothringen, Niederlothringen dagegen dem jüngeren Bruder Gozelo übertragen hatte. Kaum war er niedergeworfen und auf dem Giebichenstein in Haft gesetzt, da begann Graf Balduin V. von Flandern eine Fehde um den Besitz des Hennegaues, so daß der Kaiser, damals in Italien in Anspruch genommen, im Mai 1046 Gottfried freiließ und ihm sein verwirktes Herzogtum zurückgab. Nichtsdestoweniger machte dieser dann mit Balduin und andern unzufriedenen lothringischen Großen, namentlich Dietrich von Holland gemeinsame Sache gegen die Bistümer, also auch gegen den König. Dieser übertrug Oberlothringen an den rheinfränkischen Grafen Gottfried von Lothringen.

Adalbert, aber ein Feldzug desselben gegen Holland 1047 scheiterte, und Herzog Adalbert fiel bei Thuin an der Sambre gegen Gottfried, worauf das Land an seinen Verwandten Gerhard, den Stammvater des bis 1735 regierenden (ober)lothringischen Fürstenhauses, verliehen wurde (1048). Erst als sich Heinrich III. mit Frankreich und Dänemark verständigte, gegen Holland und Flandern 1049 eine dänisch-englische Flotte in Bewegung setzte und von Papst Leo IX. den Kirchenbann gegen die Rebellen erwirkte, unterwarf sich Gottfried in Aachen, später auch Balduin von Flandern.

Bayern.

Andre Verlegenheiten ergaben sich im Osten. Hier wurde Herzog Konrad von Bayern, der mit des Kaisers Oheim, dem Bischof Gebhard von Regensburg, in blutige Fehde geraten war, zu Ostern 1053 entsetzt, flüchtete nach Ungarn und hetzte dort zum Grenzkriege (s. oben S. 485), unterstützt von steirischen Unzufriedenen. Bayern übergab der Kaiser zu Weihnachten 1053 seinem Sohn Heinrich, für den sein Vertrauter, Bischof Gebhard von Eichstädt, die Verwaltung leitete.

Papst Leo IX. und die Normannen.

Doch mehr und mehr nahmen ihn schon die italienischen Angelegenheiten in Anspruch. Unermüdlich hatte Papst Leo IX. auch hier seine Reform gefördert, hatte im Frühjahr 1050 in Salerno unter Zustimmung Waimars eine Synode abgehalten, in Melfi zwischen den Normannen und dem hartbedrückten Volke zu vermitteln gesucht. So sehr hatte er sich dadurch das allgemeine Vertrauen erworben, daß die Beneventaner gegen Ende des Jahres 1050 ihre Fürsten, Pandulf III. und Landulf VI., verjagten und zu Ostern 1051 dem Papste huldigten. Dieser erschien im Juli selbst in der Stadt und übertrug den Schutz seines neuen Besitzes den Normannen Drogo und Waimar von Salerno. Da fiel Drogo auf seiner Burg Monte allegro am 10. August 1051 einem vielleicht von den Byzantinern veranstalteten Mordversuche zum Opfer. Sein Nachfolger in Apulien wurde Humfred. Alsbald erhob sich Amalfi gegen Waimar, und als dieser seine Flotte gegen die Stadt führte, wurde er von Verschworenen auf der Reede von Salerno am 3. Juni 1052 überfallen und ermordet. Noch einmal bewährten sich da die Normannen als treue Bundesgenossen seines Hauses; sie besetzten Salerno schon am 9. Juni und erhoben Waimars Sohn Gisulf zum Fürsten.

Allein die Tage ihrer Herrschaft in Süditalien schienen gezählt zu sein. Nochmals nahmen die Byzantiner den Kampf mit ihnen auf, bemächtigten sich, von Argyros geführt, schon im April 1051 ihrer alten Hauptstadt Bari und fanden Unterstützung bei Leo IX., durch diesen auch bei Heinrich III. Denn der Papst geriet mit den Normannen über den Besitz von Benevent in Streit, und als deutscher Bischof streitbar wie alle seine Amtsgenossen daheim, war er fest entschlossen, die Fremdlinge aus Italien zu vertreiben. In Worms übertrug ihm 1052 der Kaiser gegen Verzicht auf seine Rechte über Fulda und Bamberg Benevent und andres Reichsgut in Süditalien, verhieß ihm sogar ein Reichsheer, zog dies zwar auf Vorstellungen Gebhards von Eichstädt, des Ungarnkrieges halber, wieder zurück, gestattete aber den Zuzug deutscher, namentlich schwäbischer Ritter. Mit diesen und mit freilich wenig verläßlichen italienischen Scharen zog Leo IX. im Mai 1053 persönlich ins Feld und schlug sein Lager auf der Stätte des alten Teanum im nördlichen Apulien bei Civitate (d. i. Civitas, schlechtweg Stadt) am Fortore, von wo er sich mit den Byzantinern unter Argyros, der in Siponto stand, in Verbindung setzen wollte. Da traten ihm die vereinigten Streitkräfte aller normannischen Führer unter Humfred von Apulien, Richard von Aversa und Robert Guiscard in den Weg. Wohl boten sie dem Papste die Lehnshoheit über ihre Besitzungen und einen Jahreszins an, aber da sie gleichzeitig die Lösung seines Bündnisses mit Byzanz verlangten, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und es kam zum Kampfe. In der blutigen Schlacht am 18. Juni 1053 flohen die Italiener beim ersten Stoße, die Deutschen hielten stand bis zum letzten Mann, aber sie ver-

mochten das Schicksal des Tages nicht zu wenden, und als Gefangener fiel Papst Leo IX. den siegreichen Normannen in die Hände. Ehrfurchtsvoll die Kniee vor ihm beugend, empfingen ihn die Führer und geleiteten ihn nach Benevent; doch auch jetzt beharrte der zähe Schwabe bei seinem Bündnis mit Byzanz und seinen Ansprüchen auf Benevent. Endlich bewog ihn sein Gesundheitszustand, nach Rom zurückzukehren, und hier verschied er schon am 19. April 1054. Das letzte, was er geplant hatte, der nochmalige Versuch, sich mit dem Patriarchate von Konstantinopel über die kirchliche Zugehörigkeit Süditaliens zu Rom friedlich auseinanderzusetzen, wobei er wohl auf Befestigung des politischen Bündnisses hoffte, führte nur zum dauernden unheilbaren Bruche beider Kirchen (Juli 1054, s. unten), und damit zerriß auch das Bündnis gegen die Normannen. Sie hatten fortan keinen ernsten Gegner mehr zu fürchten.

Heinrich III. und Gottfried von Tuscien.

Heinrich III. hatte diesen Ereignissen, die doch seine eigne Politik trafen, so gut wie unthätig zugesehen. Erst im September 1054 hatte der Subdiakonus Hildebrand an der Spitze einer römischen Gesandtschaft die Benennung eines neuen Papstes von ihm erbitten können, aber Gebhard von Eichstädt, den der Kaiser ins Auge faßte, sagte nur nach langem Widerstreben und nur unter der Bedingung zu, daß sich der Kaiser verpflichtete, alles der römischen Kirche entfremdete Eigentum wiederzuverschaffen. So bestieg er als Victor II. am 13. April 1055 den päpstlichen Stuhl. Der Kaiser aber entschloß sich zu einer zweiten Römerfahrt, um ihm zu Hilfe zu kommen, wahrscheinlich auch, um die süditalienischen Verhältnisse im päpstlichen Sinne zu ordnen, vor allem aber, um eine höchst gefährliche Kombination zu durchkreuzen. Denn nach der Ermordung des Markgrafen Bonifacius von Tuscien 1052 hatte seine Tochter Beatrix nicht nur die reichen Allode, sondern auch alle Reichsämter und Reichslehen ihres Vaters im Widerspruch mit allem Lehnsrecht gefordert, und sich ohne Wissen des Kaisers im Jahre 1054 mit Gottfried von Lothringen, einem seiner gefährlichsten Gegner, vermählt. Als nun Heinrich III. im Frühjahr 1055 das markgräfliche Gebiet von Norden nach Süden durchzog, wagte dieser keinen Widerstand, besonders weil sich die Städte gegen ihn erklärten, sondern ging nach Lothringen zurück und sah zu, wie der Kaiser Beatrix in Haft nahm. In Florenz hielt der Kaiser mit dem Papste im Juni eine Reformsynode ab, die alle Verwendung des Kirchengutes zu nicht stiftungsgemäßen Zwecken untersagte und gegen simonistische Bischöfe einschritt; hier übertrug er auch dem Papste das Herzogtum Spoleto und die Mark Camerino und ernannte ihn zu seinem Statthalter in Italien. Zugleich knüpfte er durch die Verlobung seines Sohnes Heinrich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Savoyen und Turin, dies mächtige Haus fester an sich.

Die letzte Verschwörung und Heinrichs III. Ende.

Da rief ihn die Nachricht von einer gefährlichen Verschwörung nach Deutschland zurück. Der abgesetzte Konrad von Bayern hatte sich mit Welf von Kärnten und dem ehrgeizigen Bischof Gebhard von Regensburg verschworen, den Kaiser bei seiner Rückkehr aus Italien zu ermorden und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Da erkrankte Herzog Welf schwer auf seiner Burg Bodman am Bodensee und verriet in seiner Gewissensangst durch einen Boten, den er nach Italien sandte, dem Kaiser den tückischen Anschlag. Rasch entschlossen eilte dieser in die Heimat, überraschte Gebhard in Regensburg und ließ ihn verhaften. Welf starb im Dezember 1055, Konrad um dieselbe Zeit in Ungarn. Noch einmal war Heinrich III. seiner Gegner Meister geworden, und er war des Reiches diesseit und jenseit der Alpen völlig Herr, als er durch Schwaben und Lothringen nach Sachsen ging. Aber die ungeheure Anstrengung, die fortwährende Spannung und Aufregung dieser Regierung hatten seine körperlichen Kräfte übermäßig in Anspruch genommen und frühzeitig erschöpft. Noch suchte er Erholung auf seiner Jagdpfalz Bodfeld hoch oben in der Waldwildnis des Harzes, dort aber traf ihn die Nach-

richt von der Niederlage eines sächsischen Aufgebots gegen die Liutizen bei Prizlava an der Havelmündung, und nun brach er zusammen. Er fand gerade noch Zeit, sich mit Gottfried von Lothringen zu versöhnen und die Nachfolge seines Sohnes durch die Anerkennung der zahlreich anwesenden Fürsten zu sichern; am 5. Oktober 1056 verschied er im Beisein des Papstes, seine letzte Ruhestätte aber fand er in Speier.

Mächtig waren unter seiner Regierung die Gewalten gewachsen, die das deutsche Königtum bedrohten: Die cluniazensische Kirchenreform, der Trotz des Laienadels. Er hatte den zweiten mit aller Kraft niedergehalten, die erste aber mächtig gefördert, weil er sich in seinem Gewissen dazu verpflichtet fühlte. So nahte die schwerste Krisis für die deutsche Verfassung.

Verfassung, Verwaltung und Kultur im Deutsch-römischen Reiche.

Verhältnis der drei Reiche.

Die **Verfassung** des Deutsch-römischen Reichs ruhte in allen seinen Teilen auf Grundlage des fränkischen Staatsrechts, was die Verbindung der drei Länder Deutschland, Italien und Burgund zu einem Ganzen wesentlich erleichterte. Daher ist diese Verbindung auch keineswegs eine reine Personalunion. Der in Deutschland erhobene König galt ohne weiteres auch als König von Italien und von Burgund, ohne besondere Wahl und Krönung. Erst Heinrich II. hielt in Italien eine solche für nötig, ohne daß indes seine nächsten Nachfolger diesem Beispiele gefolgt wären, und in Burgund war der erste König nach Konrad II., der sich besonders krönen ließ, Friedrich Barbarossa. Nur die Kaiserkrönung in Rom galt für unerläßlich. Auch sonst erscheinen die Grenzen der Einzelreiche beinahe verwischt. Es fanden zuweilen deutsch-italienische Reichstage statt, wie 983 in Verona, und noch öfter Kirchenversammlungen. Deutsche Edle erhielten Reichsämter und Lehen in Italien, deutsche Bischöfe wurden für oberitalienische Sprengel fast regelmäßig ernannt. Daß das Privatrecht nicht einheitlich war, machte nichts aus, denn auch in Deutschland lebte jeder Stamm und jeder Stammesangehörige auch außerhalb des Stammesgebiets nach seinem Recht, und in Italien standen langobardisches, fränkisches und römisches Recht nebeneinander.

Stellung des Königs.

Der **König** verfügte über die Reichsämter und die Bistümer und Abteien der Reichskirche, er war der höchste Richter in allen drei Reichen, er erließ als Kriegsherr das Aufgebot, allerdings nicht mehr ohne die Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen, er verfügte über zahlreiche Regalien (Münz-, Zoll- und Marktrecht, Bergwerke und Salinen), er war endlich der größte Grundherr des Reichs, auch in Italien, nur daß in Burgund die Domänen schon größtenteils verloren waren. Der Ausfall, den die massenhaften Schenkungen von Königsgut und Regalien an die Kirche zu veranlassen schienen, wurde mehr als ausgeglichen durch die Leistungen der geistlichen Herren für den königlichen Hof- und Heeresdienst, und auch in Italien bildete das sogenannte Fodrum (Naturalleistungen für Verpflegung) der Fürsten, Bischöfe und Städte die Grundlage der königlichen Finanzverwaltung. Äußerst zahlreich waren die Königspfalzen, im fast noch städtelosen Deutschland Gutshöfe, in Italien Paläste, die meist in den Städten lagen, nur daß diese sich bemühten, sie mehr und mehr außerhalb des Mauerrings zu verlegen, wie es z. B. in Ravenna, Lucca und Verona frühzeitig gelang. In Ravenna baute Otto I. eine Pfalz außerhalb der Stadt, in Verona residierte der Hof im Benediktinerkloster bei San Zeno vor der Stadt, während z. B. in Pavia die Pfalz innerhalb der Mauern stand; in Rom besaß der Kaiser überhaupt keine eigne Pfalz, sondern wohnte am St. Peter oder am Lateran in einem päpstlichen Palaste.

Der Königshof als Verwaltungsmittelpunkt.

Der **Königshof** war eine Verbindung geistlicher und weltlicher Bestandteile. Die sogenannte Kapelle vereinigte seit Otto I., dessen Bruder, Erzbischof Bruno, sie organisiert hatte, die gesamte Hofgeistlichkeit unter der Leitung des Kanzlers, eines

Bischofs, und bildete die Pflanzschule für die geistliche Beamtenschaft des Reichs, daher die Zentralstelle für die Ausfertigung der Urkunden. Die Verwaltung der Pfalzen, d. h. der regelmäßigen Einkünfte des Königs, und der Hofdienst lag in den Händen der königlichen Ministerialen; nur bei besonderen Festen übten die Herzöge die großen Hofämter des Marschalks, Schenken, Kämmerers und Truchseß persönlich aus (s. S. 437). Für die Reichsgeschäfte und die Rechtsprechung dienten geistliche und weltliche Fürsten als Beirat in den Hof- oder Reichstagen, und als Schöffen bei Gericht nach dem Stammesrecht des Verklagten. Die regelmäßige Oberleitung der laufenden Reichs-



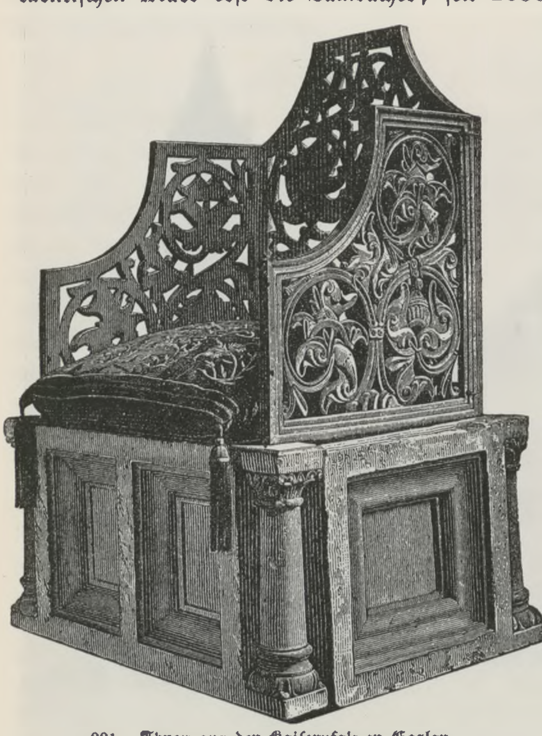
220. San Zeno zu Verona.
Das jetzt verschwundene Benediktinerkloster stand rechts von der Kirche. Ein Rest davon ist der Glockenturm.

geschäfte führten als Kanzler für Deutschland der Erzbischof von Mainz, für Italien der von Köln, für Burgund der von Besançon, soweit für dies Reich überhaupt eine besondere Zentralstelle bestand.

Das weltliche Beamtentum bildeten für die deutschen Stammesgebiete die Herzöge (im 11. Jahrhundert, Böhmen abgerechnet, schon sieben, nur daß Franken nicht besetzt wurde), die Markgrafen im Osten und Westen (Antwerpen und Friesland seit Heinrich III.), die Grafen als Unterbeamte der Herzöge in den Gauen mit den Schultheißen oder Centenaren in den alten Hundertschaften, die Burggrafen in den meisten westdeutschen Bischofstädten, wo sie zugleich die Domänenverwaltung versahen, endlich die Pfalzgrafen als Aufsichtsbeamte für die Verwaltung des Königsguts in jedem Stammesgebiet. Freilich streiften alle diese Reichsämter den Amtscharakter mehr und mehr ab, da sie seit der Mitte des 10. Jahrhunderts unaufhaltsam in den

Das weltliche Beamtentum in Deutschland.

erblichen Besitz eines bestimmten Geschlechts übergingen. So wurde das Amt Anhängsel des Großgrundbesitzes (s. oben S. 393). Nur bei den Herzogtümern verhinderten das die Könige noch mit Erfolg; nur die sächsischen Billunger hatten bisher ihr Amt thatsächlich zum erblichen Besitz gemacht. Eine Ausnahmestellung nahmen die Prschemysliden im slawischen Böhmen ein, deren Herzogtum niemals ein bloßes Reichsamt, sondern eine nationaltschechische Staatsgewalt war. Dagegen waren die deutschen Markgrafschaften, deren bedrohte Lage feste Zustände besonders notwendig machte, bereits alle erblich. In Österreich herrschten die sogenannten Babenberger, in der kärntischen Mark erst die Lambacher, seit 1056 die Ottokare von Steier, von deren Stammburg an der grünen Traun ihr schönes Alpenland den Namen Steiermark empfing, in der bayrischen Nordmark die Vohburger, in Meißen die Grafen von Orlamünde. Auch bei den Grafschaften war die Erblichkeit so vollständig durchgedrungen, daß die Namen der Gaue hinter denen der Stammburgen dieser Geschlechter völlig zurücktraten. So nannten sich die Grafen von Hennegau auch Grafen von Bergen (Mons), die vom bayrischen Sundgau Grafen von Ebersberg, die vom thüringischen Ostergau Grafen von Weimar. Ebenso waren die Pfalzgrafschaften erblich geworden. So verwandelte sich das königliche Ernennungsrecht in ein bloßes Recht der Belehnung mit dem zur Ausstattung des Reichsamtes gehörigen Reichslehen, also in ein formelles Bestätigungsrecht, und an Stelle des Staatsgedankens trat die persönliche Verpflichtung gegen den König.



221. Thron aus der Kaiserpfalz zu Goslar. Nach Essenwein, „Kulturhistorischer Bilderatlas.“

Da diese Umwandlung auf den wirtschaftlichen Verhältnissen der ganzen Zeit, nämlich in dem Übergewicht des Grundbesitzes und in der darin wurzelnden Naturalwirtschaft, beruhten, so wiederholte sie sich auch in Burgund und Italien.

Die großen Grafschaften in Burgund.

Das Königreich Burgund, das Konrad II. zum Reiche brachte, umfaßte nicht ganz das altgermanische Staatsgebiet dieses Namens, vielmehr waren das Herzogtum Burgund und die Grafschaften Macon, Chalons, Langres und Nevers mit Frankreich vereinigt worden; dafür hatte es noch 922 die ursprünglich schwäbischen Landschaften bis zum Rhein und zur Reuß erworben, also seinen schwachen deutschgebliebenen Bestandteil verstärkt. Als es an Deutschland kam, hatte die Krone wirkliche Gewalt nur noch im Nordosten, um den Genfer und Neuenburger See, wo ihre Pfalzen lagen und sie die Abteien (St. Moriz, Peterlingen) und Bistümer (Lausanne, Basel) frei besetzte. Einigermaßen verfügte sie auch über einen Teil des Landes östlich der Rhone, insofern sie hier in der Tarantaise, im Wallis und im Waadtlande die gräfliche Gewalt an die Bischöfe gebracht hatte, die sie ernannte, ferner in einzelnen Gebieten an der unteren Rhone, nämlich in der Grafschaft Vienne, die erst 1025 an den Bischof kam, und im Erzbistum Lyon, das lange in den Händen des königlichen Hauses war. Im übrigen

hatte sich Burgund in größere und kleinere erbliche, weltliche Herrschaften aufgelöst. Die weitaus bedeutendste war die sogenannte Markgrafschaft Provence, wo das Haus der Grafen von Arles durch die Vernichtung der seit 889 dort hausenden spanisch-arabischen Landverderber von Garde-Fraînet (Fraxinetum) bei Fréjus 975 die führende Gewalt und alles Königsgut erworben hatte und die Bistümer streng unter seiner Landeshoheit hielt. An der Saone und am Doubs bildete sich um die Mitte des 10. Jahrhunderts aus vier Gauen die spätere „Freigrafschaft" Burgund, und neben ihr, zum Teil auf ihre Kosten, stiegen die Grafen von Macon zu größerer Macht empor, namentlich seit Otto Wilhelm, dem Enkel König Berengars von Italien, der sich mit Ermentrud, der Witwe Graf Alberichs II., um 971 vermählte und sich schlechtweg als „Graf von Burgund" bezeichnete (gest. 1026). Um Genf lagen zwei Grafschaften; in der Landschaft um Grénoble gewann zwar zunächst der tapfere Bischof Isarnus, der die lange dort sitzenden Araber vertrieben hatte, um 975 die Lehnshoheit und die gräflichen Rechte, hinterließ sie auch seinem Nachfolger Humbert, aber später, in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts, gingen sie an das Haus der Wigonen über, das seit Wigo Dalphinus (um 1040) auch als das der Dauphins bezeichnet wurde und später dem ganzen Lande den Namen gab. Viel bedeutender war schon damals das benachbarte Haus der Grafen von Savoyen (Sabaudia) um Chambéry, das schon 977 außer dieser Grafschaft noch Belley besaß. Der als Ahnherr geltende Humbert II. Weißhand (1003—1056), wohl der Sohn Amadeus' I., besaß auch Aosta und Maurienne, also vier Grafschaften zu beiden Seiten der Westalpen, und erwarb für das Geschlecht durch seinen Sohn Otto die italienische Markgrafschaft Turin, damit die Grundlage zu der großen historischen Stellung des Geschlechts, das jetzt die Königskrone von Italien trägt. An dieser politischen Gestaltung Burgunds vermochte das deutsche Königtum nichts mehr zu ändern, aber die Kronrechte, die es noch vorfand, hielt es energisch fest.

Die weltlichen Herren in Italien.

Im Königreich Italien gab es abgeschlossene Stammgebiete so wenig wie in Burgund, und also, abgesehen von den langobardischen Herrschaften im Süden (s. S. 335), auch keine Herzogtümer. Dafür bestanden im Norden die zwei großen Markgrafschaften von Verona und Ivrea, mit Grafen als Unterbeamten; doch wurde Verona von Otto II. mit Bayern (später mit Kärnten) vereinigt, also unter deutsche Verwaltung gestellt, Ivrea von Heinrich II. nach dem Sturze des Markgrafen Arduin zerschlagen (s. S. 456). Dafür hatten in Oberitalien durch Vereinigung mehrerer Grafschaften in einer Hand vier Geschlechter ansehnliche weltliche Territorien gebildet. Das war in Turin (mit Susa, Asti, Auriate) ein burgundisches oder französisches Haus, das durch die Vermählung Adelheids, der Erbtochter des klugen Manfred II., mit Otto von Savoyen, dem Sohne Humberts II., um 1045 den Grund zu seiner zukunftreichen Stellung zu beiden Seiten der Westalpen legte und auch in der Lombardei und der Emilia reiche Güter besaß, in den Grafschaften von Acqui, Savona und Montserrat die Nachkommen Aledrams I. (um 933), in dem Lande von Genua bis Mailand die Otbertiner von Este (bei Padua), deren Ahnherr Otbert I. zuerst um 960 genannt wird, endlich die mächtigen Grafen von Canossa, die um 900 aus Toscana kamen und über die Gaue von Reggio, Modena, Mantua, Brescia und Ferrara, also von den Apenninen bis zu den Alpen geboten. Südlich der Apenninen stand die große Markgrafschaft Tuscien, mit zahlreichen Grafschaften, seit 1003 unter dem reich begüterten Geschlechte der Widonen von Arezzo, und war unter Rainer I. vorübergehend mit dem altlangobardischen Herzogtume von Spoleto und der Mark Camerino verbunden, doch trennten sich diese wieder ab und gingen auf Rainers Sohn Hugo über. Rainer selbst aber verlor 1027 Tuscien, das nunmehr an Bonifacius von

Canossa verliehen wurde und damit dies Geschlecht zum mächtigsten Fürstenhause ganz Ober- und Mittelitaliens machte (s. S. 480).

Die geistlichen Immunitäten in Italien; Venedig.

Im übrigen dauerte die von den Franken auf die alten Stadtgebiete begründete Grafschaftsverfassung in Italien grundsätzlich fort. Da aber diese weltlichen Herren mit wenigen Ausnahmen (wie die Markgrafen von Canossa) dem deutschen Königtume feindlich gegenüberstanden, so suchte dies auch hier ihnen ein Gegengewicht zu geben durch die Verstärkung des kirchlichen Besitzes, besonders aber durch Immunitätsprivilegien, die zuerst 962 den Bischöfen von Asti und Reggio verliehen wurden. Dadurch wurde zunächst die gräfliche Gerichtsbarkeit von dem Gute der Kirche ausgeschlossen, dem Bischof auch wohl die Gerichtsbarkeit über alle Insassen desselben verliehen oder auch über die Stadt und ihren Umkreis, seltner die Befreiung von aller Gerichtsbarkeit weltlicher Beamten, mit Ausnahme des Königs. Ganze vom Immunitätsherrn bestellte Grafschaften kamen erst später an Bischöfe, so an Vercelli (999), Novara und vor allem Ravenna. Jedenfalls waren um 1050 in der Lombardei die Stadtherren überall die Bischöfe, mit Ausnahme von Mailand, Pavia, Turin, Mantua, Verona, Treviso und Belluno, die unter Grafen oder Markgrafen standen, und damit verfügten diese geistlichen Herren auch über die königlichen Regalien, die Mauern der Städte, die Straßen und die schiffbaren Flüsse, auf denen sich damals der Verkehr ganz wesentlich bewegte. Doch beschränkten sich diese Immunitätsprivilegien wesentlich auf Oberitalien; im Süden der Apenninen sind sie selten und wenig ausgedehnt. Eine Ausnahme bilden hier nur das Patrimonium Petri unter der thatsächlichen Souveränität des Papstes und die Territorien großer Reichsklöster, wie Monte Cassino und Farfa (bei Rom). In einem schwankenden Verhältnis, weder zum Königreich Italien noch wirklich zum byzantinischen Reiche gehörig, stand Venedig, und es benutzte diese Lage klug und geschickt, um seine thatsächliche Unabhängigkeit zu sichern. Mit Bedacht erhielt es das schwache politische Band mit Byzanz, das es nicht fesselte, wohl aber es vor etwaigen Ansprüchen Deutschlands schützte; es drängte im Innern des kleinen Staats Schritt für Schritt die selbständige Gewalt des dux (venez. doge) zurück und entschied die aristokratische Gestaltung der Verfassung durch den Sturz der Orseoli (1032), die nach der Erblichkeit des Dogats gestrebt hatten. Seitdem wurde der Doge durch zwei Räte, einen engeren und einen weiteren, beschränkt. Zugleich behauptete Venedig gegen die Ansprüche des Patriarchats Aquileja sein eignes Patriarchat Grado (auf einer Felseninsel in den Lagunen westlich von Triest), also seine kirchliche Unabhängigkeit; auch als der Patriarch Poppo von Aquileja Grado 1024 nahm, mußte er es nach dem Spruche einer römischen Synode wieder räumen. Von solchen Grundlagen aus erwarb Venedig schon um das Jahr 1000 die Schutzherrschaft über die istrischen und dalmatinischen Küstenstädte Zara, Trau, Spalato, Ragusa, und breitete seine Handelsbeziehungen nach dem Osten immer weiter aus. Als Lohn für seine Unterstützung im Kriege gegen die Normannen erhielt es schließlich das große Handelsprivileg von 1082 (s. unten). Dagegen vermochte es die Herrschaft über die dalmatinische Küste noch nicht dauernd gegen die Kroaten zu behaupten. Erst als das kroatische Binnenland 1091 unter ungarische Herrschaft fiel (s. unten), räumte Kaiser Alexios I. dem Dogen Vitale Falieri (1083—1095) die Herrschaft über Dalmatien (und nominell auch Kroatien) ein, wenn auch formell noch unter byzantinischer Oberhoheit.

Auflösung der Grafschaftsverfassung in Deutschland.

In Deutschland erstreckten sich die Immunitäten über das ganze Reich, und die Vergabung ganzer Grafschaften an geistliche Herren war dort etwas ganz Gewöhnliches (s. oben S. 448). Die Ausübung der gräflichen Gerichtsbarkeit übernahm in den Immunitäten entweder der Bischof (Abt) persönlich oder, mindestens im Blutgericht, der Vogt (advocatus) der Kirche, der vom König mit dem Blutbann beliehen wurde,

oder in den rheinischen Bischofsstädten der königliche, vom Bischof ernannte Burggraf, beide, Vogt wie Burggraf, mit Beihilfe des Schultheißen für die niedere Gerichtsbarkeit. Allerdings wurden auch diese Ämter der Immunitätsverwaltung rasch erblich, zumal wenn sie in die Hände mächtiger Geschlechter gerieten, aber die örtliche Nähe gestattete den Bischöfen doch eine sehr wirksame Beaufsichtigung ihrer Amtsführung. Die alte Grafschaftsverfassung ist in Deutschland freilich durch die Ausbreitung der Immunitäten und die Erblichkeit der Grafschaft selbst, die dann auch nicht selten als teilbares Erbgut behandelt wurde, erst durchlöchert und dann mehr und mehr aufgelöst worden, so daß auch die alten Gaunamen größtenteils verschwanden, während in Italien die Grafschaften nach wie vor nach ihren städtischen Mittelpunkten hießen.

Zinspflicht und Unfreiheit.

Das Übergewicht des mit Amtsgewalt ausgestatteten Großgrundbesitzes mußte auch zu einer weiteren Verschiebung der ständischen Verhältnisse führen. Zwar gab es außer den kleinen freien Vasallen überall Gruppen kleiner freier Besitzer. In manchen deutschen Städten, wie in Köln, und in oberitalienischen Bischofsstädten, wie Mailand, Brescia, Cremona und andern mehr, werden gelegentlich freie, grundbesitzende Kaufleute erwähnt, und freie Bauernschaften erhielten sich nicht nur in den Dithmarschen und in Friesland, sondern auch verstreut im Binnenlande. Aber die Masse der ursprünglich freien Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, wurde von der Willkür der Beamten, über die beständig geklagt wird, und den unerträglichen Lasten des Heeresdienstes in die Zinspflicht der Grundherren, namentlich der Geistlichen, oder geradezu in die Unfreiheit gedrängt.

Der Zinsbauer (censualis) übertrug sein Gut dem Herrn (senior), der ihm dafür die Heerespflicht abnahm, zahlte ihm einen mäßigen, mehr formellen Zins; außerdem fiel diesem beim Tode des Mannes das beste Stück Vieh (Besthaupt), beim Tode der Frau das beste Gewand zu, ein Teil des Gutes (Buteil) nur dann, wenn der Censuale mit einer Frau aus einer andern Herrschaft verheiratet war. Zu Recht stand er vor Schöffen seines Standes, und sein Gut verlor er nur, wenn er drei Jahre hindurch den Zins nicht zahlte. Das Verhältnis war also eine Art von Erbpacht. Die Lage der im ganzen überwiegenden Unfreien (mancipia) verbesserte sich dann, wenn sie, was in zahllosen Fällen geschah, der Kirche geschenkt wurden, die sich auf die Erhebung eines niedrigen Zinses (in Deutschland gewöhnlich 5 Denare) beschränkte, oder wenn sie eine Bauernstelle zu selbständiger Bewirtschaftung erhielten (servi, in Italien famuli, villani), natürlich gegen Zins und Dienste, aber doch mit einem beschränkten Rechte, ihr Wirtschaftsgut (peculium), unter Umständen selbst Grund und Boden, innerhalb ihrer Hofgenossenschaft zu veräußern, oder wenn sie endlich als Handwerker (Dageskalke) besonders in den Bischofsstädten die Erlaubnis hatten, außer ihrer Verpflichtung für den Grundherrn, auch für den Verkauf zu arbeiten und dann zu geschlossenen Genossenschaften (officia) unter einem vom Stadtherrn ernannten Zunftmeister (magister officiorum) zusammengefaßt wurden, wie in Straßburg schon um das Jahr 1000. Besonders zahlreich waren diese Gewerbetreibenden schon in den lombardischen Städten. Ihr Recht hatten die Unfreien und Halbfreien vom Hofgericht des Grundherrn zu nehmen, doch in den Formen der staatlichen Gerichtsbarkeit.

Zweifellos hat somit die Ausdehnung des kirchlichen Grundbesitzes ganz wesentlich dazu beigetragen, die Lage der unterthänigen Bevölkerung zu verbessern, und insofern das Königtum der Kirche diesen Besitz zuwandte, hat es eine große soziale Aufgabe erfüllt, es hat die sonst wohl unvermeidliche völlige Knechtung des Bauernstandes verhütet. Die laute und allgemeine Klage, die ein an den Hof Heinrichs III. reisender Italiener beim Tode des Kaisers in irgend einem Dorfe am Harz vernahm, legt dafür ein merkwürdiges Zeugnis ab.

Die Ministerialen und die Herrenhöfe.

Das Bedürfnis der großen Grundherren, der Fürsten und Bischöfe, für ihre Gutsverwaltung ein zuverlässiges Personal, für ihren eignen Schutz und den Dienst des Reiches ein reisiges Gefolge zu bilden, führte damals sogar zur Bildung eines neuen Standes aus den Unfreien und Halbfreien, der ritterlichen Dienstmannen, der Ministerialen. Gegen Belehnung mit einem größeren Gute (in Deutschland gewöhnlich drei Hufen) wurden sie zum schweren Reiterdienste und zum Hofdienst bei ihrem

Herrn in den Ämtern des Truchseß, Kämmerers, Marschalks, Schenken, die sie abwechselnd versahen, verpflichtet. Sie hatten natürlich über ihr Gut nicht frei zu verfügen, durften eine Ehe nur innerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Herrn eingehen und mußten sich gefallen lassen, daß dieser ihre Kinder nach seinem Ermessen verheiratete, aber sie besaßen ihre Lehen thatsächlich erblich, wurden von Schöffen ihres Standes vor dem Herrn gerichtet und gewannen, da sie die tägliche Umgebung ihres Herrn bildeten, bald Zutritt zu dem „Rate der Getreuen (fideles)", ohne dessen Zustimmung der Herr wichtige Geschäfte kaum mehr abschließen konnte, spielten auch bei der Erhebung eines Bischofs bald eine entscheidende Rolle. So setzte sich die „Hausgenossenschaft" (familia, gedigene) eines geistlichen oder weltlichen Fürsten in Stadt und Land aus Miuisterialeu, Zinsbauern und Hörigen zusammen, und zuweilen regelten schon „Dienstrechte" diese Verhältnisse, so im Bistum Worms 1024, in der reichen Abtei St. Maximin vor Trier 1034 und 1056.

Ausbreitung des Lehnswesens.

Gleichzeitig drang das Lehnswesen, die Verleihung von Grund und Boden gegen Dienste an **freie Vasallen** (milites) in den meisten Ländern des Reiches mehr und mehr durch, und zwar aus demselben Grunde, der die Bildung der Ministerialität veranlaßte, der Notwendigkeit zu gesteigerter militärischer Rüstung, die in diesem Zeitalter der Naturalwirtschaft schlechterdings nur durch Ausstattung der Krieger mit Grundbesitz möglich war. Was die Könige im großen thun mußten (s. S. 447), das mußten die Fürsten im kleinen thun. Auch das Kirchengut löste sich daher zum Teil in weltliche Lehen auf. In Italien war es nicht anders. Jedes lombardische Bistum hatte dort zahlreiche Vasallen, große unmittelbare (Capitanei) und kleine mittelbare (Valvassores, s. oben S. 480), die ihre Güter auf dem Lande hatten, aber daneben auch ihre Höfe in der Stadt besaßen. Auch das Patrimonium Petri verwandelte sich seit der Mitte des 10. Jahrhunderts aus einer Gruppe von Kirchengütern unter der direkten Verwaltung durch Subdiakonen in Lehnsherrschaften, und die Campagna wie das Albanergebirge und die Sabina bedeckten sich mit festen Burgen der milites, die oft genug auch das Papsttum beherrschten, wie vor allem die Grafen von Tusculum von ihrem Bergneste auf dem hohen äußeren Ringwalle des Albanergebirges. Konrad II. gab dann mit seinem Lehnsgesetz von 1037 diesen Neubildungen zunächst in Italien die bisher fehlende Sicherheit durch Gewährung der Erblichkeit und setzte sie thatsächlich ebenso in Deutschland durch (s. S. 481 f.). So hatte die durch die Verhältnisse gebotene Heeresreorganisation, der Übergang vom allgemeinen Landesaufgebot zum Aufgebot belehnter, schwerer Reiter, schließlich eine völlige Verschiebung der ständischen Verhältnisse zur Folge.

Das Volk aber zerfiel jetzt überall in zwei große Massen, in die ritterlichen Vasallen und Ministerialen auf der einen Seite, die unkriegerischen auf die wirtschaftliche Arbeit beschränkten Bauern und Handwerker auf der andern. Nur in Fällen schwerer Landesnot oder zum Sicherheitsdienst wurden diese jetzt noch zu den Waffen gerufen, sonst nur zum „Burgwerk" (Bau und Unterhalt von Festungen) entboten. Nur in Sachsen dauerte die Wehrpflicht der Bauern und damit ihre Freiheit fort. Denn nur ein wehrhaftes Volk ist frei, und es war daher der Anfang lombardischer Städtefreiheit, daß Erzbischof Aribert von Mailand, von harter Not gedrängt, das ganze Volk seines Sprengels ohne Unterschied zu den Waffen rief (s. oben S. 482).

Das Reichsheer.

Die **Reichsheere** dieser Zeit bestanden demnach aus den Aufgeboten der Vasallen und Ministerialen des Königs und der Fürsten, gepanzerten **Reitern** im grauen Kettenhemde und Eisenkappe mit buntbemaltem, eisenbeschlagenem Schild auf schweren Rossen, die Lanze und Schwert als Hauptwaffen führten, und von leichter bewaffneten Knappen (armigeri, scutiferi) begleitet waren. Sie ordneten sich in Deutschland nach

Stämmen und innerhalb derselben wieder nach ihren Lehns- und Dienstgenossenschaften unter deren Bannern. Ein eigentlicher Sold wurde nicht gewährt, wohl aber neben dem ihn ersetzenden Lehnsgut ein Beitrag zur Ausrüstung (im Bistum Bamberg z. B. beim Römerzuge für jeden Geharnischten ein Streitroß und drei Pfund Silber), die Kosten eines Heerzuges waren also verhältnismäßig hoch. Die Verpflegung beruhte auf Requisitionen und Lieferungen (in Italien fodrum) und war wohl ziemlich unregelmäßig, was die unaufhörlichen blutigen Raufereien zwischen den kaiserlichen Truppen und der Bevölkerung hinlänglich erklärt. Die Stärke war je nach Bedürfnis sehr verschieden. Ein (zweites) Aufgebot Ottos II., das aber Sachsen, Oberlothringen und die Marken nicht betrifft, ergibt eine Gesamtziffer von 2080 (oder 2090) Reisigen, von denen die geistlichen Fürsten fast $^3/_4$ (1482, z. B. Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg je 100, Trier, Salzburg, Regensburg je 70), die weltlichen Fürsten wenig über $^1/_4$ (die Grafen je 10—30) stellen. Ungewöhnlich stark, nämlich 30000 Reisige, war das Heer, das Heinrich V. im Jahre 1110 nach Italien führte. Als Feldzeichen des Königs diente die heilige Lanze, unter Otto I. das Banner mit dem Erzengel Michael, der einköpfige Adler, das alte Zeichen Roms, erst seit Heinrich IV. Das Heer wurde regelmäßig immer erst zu einem bestimmten Feldzuge aufgeboten und sammelte sich dazu stets an einem vorher angesagten Sammelplatze, möglichst dicht an der Grenze. Mehr als einige Monate war es nicht bei einander zu halten, nur auf Römerzügen länger, aber bewundernswürdig erscheint doch die Marschfähigkeit dieser Reiterheere, die ohne Bedenken über die Alpen, oft im Winter und stets auf schlechten Wegen, bis nach Rom und Süditalien ritten. Kam es zur Schlacht, so löste sich der Kampf rasch in eine verworrene, schwer übersehbare und kaum lenkbare Masse von Einzelgefechten auf, bei denen auch die Fürsten persönlich im Getümmel fochten und die Wucht des Stoßes und die persönliche Tapferkeit entschied.

Handelsstraßen.

Wie die ständischen Verhältnisse in allen drei Reichen sehr ähnlich waren, so beruhten überall die wirtschaftlichen Verhältnisse noch auf der Naturalwirtschaft, also auf dem Übergewichte des Ackerbaues und des Grundbesitzes, doch mit dem Unterschiede, daß sich in Italien und in den nach dem Mittelmeer hin offenen Teilen Burgunds ansehnliche Reste städtischer Kultur seit dem Altertum erhalten hatten und damals wieder zu stärkerem Leben erwachten. Es hängt dies aufs engste mit der verschiedenen Lage dieser Länder zu den damaligen Welthandelsstraßen zusammen. Von Konstantinopel, dem Knotenpunkte des gesamten Welthandels dieser Tage, lief die eine große, von den Normannen (Russen) eröffnete Straße über das Schwarze Meer den Dnjepr aufwärts, den Wolchow über Nowgorod abwärts zum Ladogasee, die Newa hinunter über Gotland nach Skandinavien, über die Nordsee nach London zu den Mündungen der Maas und des Rheines. Hier traf sie mit der älteren zusammen, die von Konstantinopel nach Italien, Südfrankreich und Spanien führte und entweder die Rhone aufwärts oder um Spanien herum nach der Rheinmündung und London ging. Dies Straßenviereck streifte also Deutschland nur an einem Punkte, berührte dagegen Italien und Burgund und setzte sie in unmittelbare Beziehungen mit Konstantinopel. Am regsten war dieser Verkehr natürlich von den Häfen des byzantinischen Italien aus. Lange Zeit war hier der wichtigste Platz Amalfi, trotz seiner engen Lage an der prachtvollen Steilküste der Halbinsel von Sorrent; daneben kam Venedig auf.

Schon um 973 segelten Amalfis Schiffe nach Ägypten, und um die Mitte des 11. Jahrhunderts bestand in Konstantinopel eine geschlossene Kolonie von Amalfitanern mit einem eignen Kloster. Von dort dehnte das reiche Handelshaus der Maurus, namentlich Pantaleon, der sogar den Rang eines Patricius hatte, seine Beziehungen bis nach Syrien und Ägypten aus. Die Maurus gründeten in Antiochia ein Hospital, und in Jerusalem entstand durch amalfitanische Kaufleute zwischen 1063 und 1070 ein Doppelkloster (für Männer und Frauen) mit

Hospitälern bei der alten Kirche St. Maria de Latina. Auch in andern syrischen Städten hatten sie ihre Faktoreien, so daß Amalfi der größte Stapelplatz byzantinischer und orientalischer Waren für ganz Italien wurde. — Gleichzeitig mit Amalfi traten die Venezianer als kühne Unternehmer in den levantinischen Gewässern auf. Schon um 820 fuhren sie nach Ägypten, von wo sie 827 oder 828 die Gebeine des heiligen Markus aus Alexandria entführten; um 950 traf Liutprand zahlreiche Venezianer in byzantinischen Kriegsdiensten und sah im Goldenen Horn ihre Handelsschiffe liegen, die auch den Briefverkehr mit Oberitalien vermittelten, und im März 992 erlangten sie von Basilios II. eine Urkunde, die für sie die Schiffsabgabe vor Abydos bei der Einfahrt auf 2 Solidi, bei der Ausfahrt auf 15 Solidi festsetzte, sie dagegen verpflichtete, unter Umständen byzantinische Truppen nach Italien zu führen.

Verkehr und Gewerbe in Oberitalien.

Von Venedig aus belebte sich nun das weitverzweigte Flußnetz der Poniederung, und in der ganzen Lombardei steigerte sich rasch die Thätigkeit in Handel und Gewerbe. In Como, Mailand, Pavia, dem Treffpunkte der Alpenstraßen vom Großen St. Bernhard und vom Splügen, in Cremona, Brescia, Treviso gab es schon im Anfange des 11. Jahrhunderts zahlreiche Gewerbetreibende und freie Kaufleute. Pavia war um das Jahr 1000 der lombardische Hauptmarkt für Tuch, Brescia und Cremona, wohin venezianische Schiffe den Po aufwärts kamen, für Salz und Korn; in Treviso, Belluno u. a. O. bestanden schon venezianische Handelsfaktoreien. Von den toscanischen Städten entwickelten sich besonders rasch Lucca und Pisa, dem der Arno als unmittelbare Verbindung mit dem Meere diente, und das schon unter Heinrich II. Seezüge nach Sardinien, Süditalien und Nordafrika unternahm. Von der gewerblichen Thätigkeit läßt sich schwer ein Bild gewinnen, aber ohne Zweifel wirkte hier die antike Überlieferung ununterbrochen fort. Alles, was mit den Bauhandwerken zusammenhing, wurde beständig und allerorten in Anspruch genommen, ebenso alle mit der Bekleidung beschäftigten Gewerbe. In Süditalien erregten die kostbaren Stoffe, die reichen Waffen- und Lederarbeiten das Erstaunen und die Begehrlichkeit der Normannen. Die Gewerbetreibenden organisierten sich häufig in Verbindungen (Zünfte, scholae) unter einem gewählten Vorsteher (prior), der namentlich als Schiedsrichter in den Streitigkeiten der Mitglieder thätig war, mit eigner Kasse und eignem Vereinslokal (so in Venedig im 10. Jahrhundert die Schmiede, in Rom 1030 die Pachtgärtner eines Marienklosters) u. a. m.

Steigen des Reichtums u. der städtischen Selbständigkeit.

Wie rasch der Reichtum hier stieg, zeigt sich vor allem in den schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts beginnenden mächtigen Kirchenbauten (s. unten S. 507). Mit dem Wohlstand stieg das Selbstbewußtsein der Städter. Schon nahmen sich's lombardische Kaufleute heraus, ohne Vermittelung des geistlichen oder weltlichen Stadtherrn unmittelbar beim Kaiser sich Schutzprivilegien für ihren Handel im Reiche zu verschaffen, so schon 996 in Cremona, 1014 in Mantua, 1055 in Ferrara, 1081 in Lucca und Pisa. Unter diesen Umständen mußte ihnen die unbedingte Verfügung der Stadtherren, namentlich der Bischöfe, über die Festungswerke und die Flüsse, die wichtigsten Verkehrsstraßen, bald unerträglich werden. Daher kam es seit dem Ende des 10. Jahrhunderts zu gelegentlichen Erhebungen gegen die Stadtherren, 980 in Mailand, gegen 1000 in Vercelli und Ivrea; in Cremona warfen die Bürger nach jahrzehntelangem Streite um den Hafen, gegen 1030 die bischöfliche Herrschaft ganz ab, brachen das Kastell und erweiterten den Mauerring, und schwerlich waren die Verfügungen Konrads II. zu gunsten des Bischofs besonders wirksam. Mailand stand in gutem Einvernehmen mit dem Erzbischof, weil er über die Stadt keine gräflichen Rechte hatte, aber indem Aribert das Volk zu den Waffen rief, schuf er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Grundlagen städtischer Freiheit.

Landwirtschaft in Italien.

Im übrigen waren natürlich auch in Italien der Landbau, namentlich der Öl- und Weinbau, und die Viehwirtschaft, die im Süden in halbnomadischer Weise, im Winter in den grasreichen Steppen Apuliens, im Sommer auf den Bergweiden der

Apenninen, betrieben wurde, die Hauptgewerbe. Uralt ist dabei der sogenannte Teilbau (mezzadria), die Verpflichtung des Bebauers, die Hälfte des Ertrages an den Eigentümer abzuführen, und die Unfreiheit des größten Teils der Landbevölkerung (s. S. 175). Freilich verringerte sich eher im Verhältnis zum Altertum die bebaute Fläche, denn die flachen Küstenstriche im Westen der Halbinsel wurden zunächst aus Furcht vor den arabischen Raubfahrten von den Einwohnern verlassen (das griechische Pästum z. B. 871) und verfielen nun vollends der Fieberluft (malaria, aria cattiva), so daß die Bebauung und Bewohnung allmählich hier ganz aufhörte und an der toscanischen Küste die ungesunde, undurchdringliche Wald- und Sumpfwildnis der Maremmen entstand. Auch die römische Campagna, schon im späteren Altertum verödend, verwandelte sich jetzt infolge der fortgesetzten Verwüstungen durch innere und äußere Feinde vollends in ein fieberschwangeres, menschenleeres Weideland für die Herden großer Grundherren. Anderseits schuf die Durchbildung des Lehnswesens überall neue kleine feste Mittelpunkte außerhalb der größeren Städte für den belehnten Landadel. In der Lombardei kam der Gegensatz zwischen diesen und den städtischen Interessen im Valvassorenaufstande zum energischen Ausdruck, aber wie sehr der Landadel doch schon von den Städtern abhängig war, zeigt sich darin, daß er schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts seine Höfe in den Städten hatte, wenigstens einen Teil des Jahres dort zubrachte, daher auch zur Bürgerschaft gerechnet wurde. In den römischen Händeln, namentlich in den Streitigkeiten um die Papstwahl, gab der Adel der Campagna und Sabina den Ausschlag.

Burgund.

Auch das südliche **Burgund** hatte unter den entsetzlichen Verheerungen der Araber (von Gardefraînet) jahrzehntelang derart zu leiden, daß in den besonders davon betroffenen Strichen, wie in der Grafschaft Toulon und im Bistum Grenoble das Land verödete und der Bodenanbau fast aufhörte. Erst seit der Zerstörung jenes Raubnestes durch Bischof Isarnus (um 975, s. S. 497) sammelten sich wieder Bewohner, zum Teil aus weiter Entfernung, und begannen aufs neue die Bodenkultur. Seitdem machte sie größere Fortschritte als in andern Teilen des heutigen Frankreich. Allerorten wurde im 11. Jahrhundert der Wald, der hier schon meist aus dem Besitz von Gemeinden in die Hände von Privatleuten übergegangen war, gerodet, besonders um Weinberge anzulegen; ebenso kam Öl- und Obstbau auf. Daß Städte, wie das uralte Marseille an der Seeküste und Lyon an der Rhone, immer nicht unbedeutende Handelsbeziehungen behaupteten, lag in der Natur der Sache.

Deutscher Verkehr.

Deutschland war durch seine Lage zu den damaligen Welthandelsstraßen viel ungünstiger gestellt; es konnte nur mittelbaren Anschluß an sie gewinnen, aber es trieb doch von Anfang überwiegend Aktiv-, nicht Passivhandel. Von Köln und andern Rheinstädten aus kamen die dentschen Kaufleute nach London, wo ihnen schon König Äthelred (978—1016) Privilegien bewilligte, vom holsteinischen Oldenburg und dem seit Konrad II. wieder dänischen Schleswig aus nach Dänemark und Schweden, vor allem nach Gotland, wo noch massenhafte Funde deutscher Kaisermünzen seit Otto I. diesen Verkehr bezeugen, und nach dem großen wendischen Stapelplatz Jumne (Julin, Wollin), dem Vineta der späteren Sage. Regensburger Händler verkehrten nicht nur in Preußen, Polen und Ungarn, sondern (um 1068) auch in Kiew, wo sie Leinwand, Tuch und Metallwaren aus Deutschland gegen orientalische Waren eintauschten. Besonders rege muß der Verkehr mit Italien gewesen sein, schon der politischen Verbindung wegen, die unzweifelhaft belebend wirkte. Vom Bodensee, wo Konstanz um 1022 ansehnliche Kaufleute beherbergte, das Rheinthal hinauf nach dem Splügen und Julier, von Augsburg über Partenkirchen und Innsbruck nach dem Brenner, von der mittleren Donau im Ensthale hinauf über die Tauern und die alte „Eisenstraße" verfolgend stiegen

Händler und Saumrosse nach der oberitalienischen Ebene hinunter. Wie stets auf dieser Kulturstufe überwog die Einfuhr, und zwar wesentlich von Luxusgegenständen, die daheim nicht angefertigt wurden, weitaus die Ausfuhr, der auswärtige Handel den Binnenhandel. Denn jede größere Gemeinde und Gutsherrschaft genügte sich für die wichtigsten Lebensbedürfnisse noch selbst, bildete gewissermaßen ein abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet, wie heute kaum ein großes Land, da auch das Handwerk noch immer wesentlich an die Grundherrschaften gebunden war. Sogar für die beginnende kunsthandwerkliche Thätigkeit trifft dies zu. In Hildesheim pflegte der kunstverständige Bischof Bernward (993—1022) den Bronzeguß, das Kloster Tegernsee die Glasbereitung. Nicht Gewerbeprodukte bildeten also die hauptsächlichsten Gegenstände des Verkehrs, sondern seltenere, nur in einzelnen Gegenden vorkommende Landesprodukte, Salz aus den Salinen von Reichenhall, Lüneburg und Halle, Metalle vom Harz und aus Westfalen, Wachs und Honig aus den Heidegegenden, getrocknete und gesalzene Fische von der Nordsee, Wein vom Rhein und Main, von der Donau und aus Südtirol. Wo es irgend ging, zog man die Flüsse als Verkehrswege den gänzlich ungepflegten Landstraßen vor, so wenig günstig auch das deutsche Flußnetz an sich gestaltet war und so beschwerliche Hindernisse auch hier oft genug entgegentraten. Auf dem Rhein war z. B. das Bingerloch eine so gefürchtete Stromschnelle, daß sie die Flußschiffahrt gänzlich unterbrach und die Waren eine Strecke zu Lande weitergebracht wurden; auf der Donau hieß der Strudel bei Grein die „Herberge des Todes“, und manche kleinere Flüsse konnten, obwohl wasserreicher als heute, nur im Frühjahr befahren werden, wie z. B. in dieser Jahreszeit sächsische Kähne von der Weser die Werra aufwärts bis in die kleine Hörsel kamen. Dazu gesellte sich die rechtliche Unsicherheit, sobald der Kaufmann die Grenzen seiner Gemeinschaft überschritt. An der Seeküste galt das Strandrecht, an den Flüssen die sogenannte Grundruhr, und der Fremde war überall grundsätzlich rechtlos, wo er nicht besonderen Schutz hatte. Daher bildeten sich besonders in Norddeutschland (so in Magdeburg, Goslar, Quedlinburg) unter den Kaufleuten frühzeitig Schutzgilden, deren Genossen sich zu Eideshilfe, Wergeld und Blutrache verpflichteten und gemeinsam Handel trieben.

Märkte.

Einen verstärkten Rechtsschutz gewann der deutsche Handel erst durch den Marktfrieden, durch den die Könige seit den Ottonen zunächst bischöfliche Ortschaften unter ihren besonderen Schutz nahmen, also jeden Bruch desselben mit besonders schwerer Strafe bedrohten. So entstanden geschützte Märkte, deren geistliche Herren meist zugleich das Münz- und Zollrecht erhielten. Der bedeutendste Verkehr herrschte wohl an der Rheinlinie mit ihren alten römischen Bischofsstädten; am Main besaß Würzburg um 1030 einen besuchten Markt, in Thüringen vor allem Erfurt, aber auch Naumburg und Merseburg, in Sachsen Magdeburg, Bremen, Stade, Soest und Duisburg, in Bayern vor allem Regensburg, in den aufstrebenden Ostalpenländern zuerst Friesach (1026) und Villach (1060) an der Straße nach Italien, St. Pölten an der Donaulinie (1068). Das rasche Anwachsen des Verkehrs in Deutschland machte eine starke Vermehrung der königlichen, bischöflichen und gräflichen Münzstätten und der Münzprägung nötig, die besonders seit Konrad II. auffallend hervortritt.

Wachstum der Städte.

Äußerlich waren die Städte noch nichts weiter als befestigte große Dörfer, Gruppen ländlicher Gehöfte oder auch nur von Herrenhöfen mit Gärten, Weinbergen und Feldern innerhalb des Mauerringes. Aber sie wuchsen rasch an durch die vom flachen Lande zuströmende Bevölkerung. An die alten Römermauern setzten sich Vorstädte, Kirchen und Klöster bereiteten im weiteren Umkreise neue Ansiedelungen vor, und zuweilen wurde schon ein erweiterter Mauerring gezogen, wie z. B. in Köln. Auch neue Städte entstanden oft mit erstaunlicher Schnelligkeit, wie Nürnberg zwischen 1025 und

1050 unter dem Schutze einer Königspfalz auf dem hohen Sandsteinfelsen im „Reichswald“, Dortmund um einen Königshof, Münster um die befestigte „Domfreiheit“. Die Bevölkerung bildeten überall Ministerialen, Censualen (in den Königshöfen „Königsleute“ genannt) und Hörige (Ackerleute und Handwerker) zuweilen neben einem kleinen Kern freier Leute (s. S. 499), die alle noch neben städtischen Gewerben Landwirtschaft in der Stadtflur betrieben.

Gutsverwaltung.

Wenn dies aufblühende städtische Leben wesentlich unter dem Einflusse der Kirche stand, so übernahm sie in der Entwickelung des platten Landes wenigstens die Führung. Sie organisierte ihre Gutsverwaltung nach dem Vorbilde der karolingischen Villenverfassung, verband also den Großbesitz mit der Kleinwirtschaft, die Zentralisation der Verwaltung mit der Dezentralisation des Betriebes. Nur einen sehr geringen Teil ihres Grund und Bodens bewirtschaftete eine Kirche von Herren-(Fron-)höfen aus durch ihre Unfreien; weitaus die größte Fläche bestand aus einzelnen Bauernstellen, die in den Händen von Censualen oder Hörigen waren, oft durch eine Reihe von Grafschaften und in Dutzenden oder Hunderten von Dörfern zerstreut lagen und unter herrschaftlichen Beamten (Meier, villici, in Italien massarii) in einzelne Gruppen zusammengefaßt waren. Dabei wurden die Zinsen der einzelnen Höfe sowie die Termine ihrer Leistungen aufs genauste in „Urbaren“ (Zinsbüchern) aufgezeichnet (im Kloster Prüm in der Eifel z. B. schon 893). Ebenso hielt jede Kirche auf die Sammlung ihrer Urkunden und die Eintragung von Schenkungen oder Veräußerungen in „Saalbüchern“ (Codices traditionum). Die Kirche bildete also für ihre Zwecke und sich den Verhältnissen anpassend eine regelmäßige direkte Besteuerung und ein Archivwesen auf Grund einer Art von schriftlicher Verwaltung aus, während der Staat weder das eine noch das andre zustande brachte, obwohl er von Geistlichen geleitet wurde. Ähnlich müssen die weltlichen Großgrundherrschaften organisiert gewesen sein, nur daß wir darüber so gut wie gar nichts wissen.

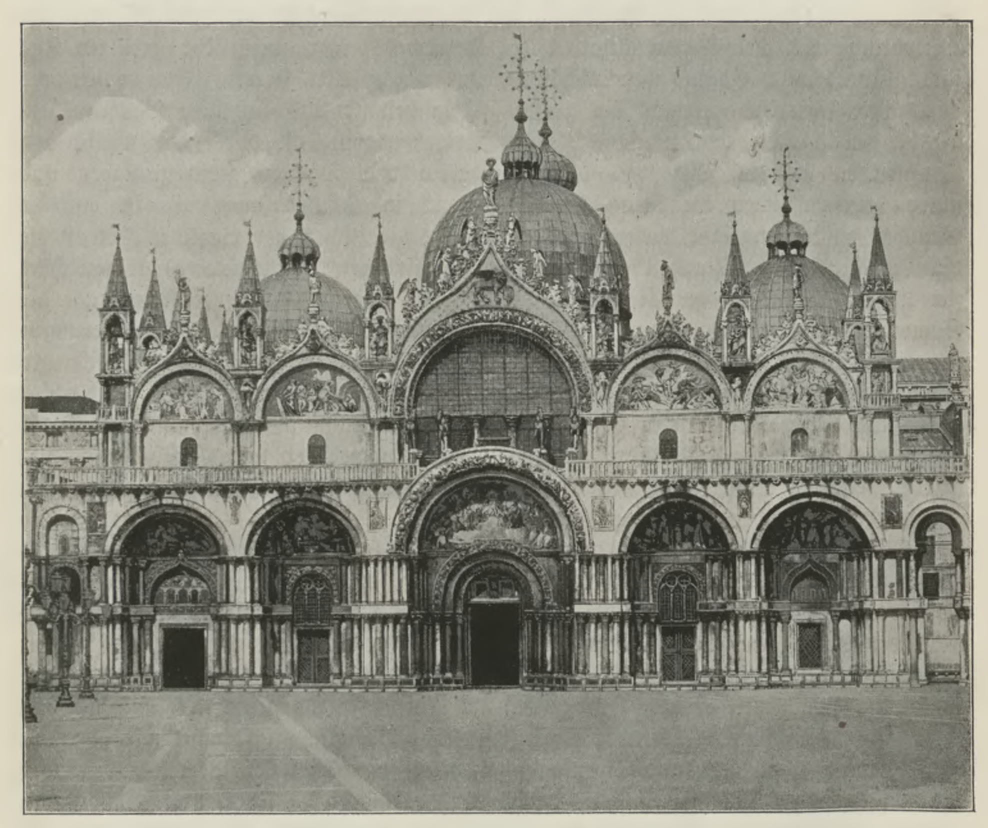
Innere Kolonisation.

Wie leistungsfähig diese Ordnungen waren, ergibt sich vor allem aus der wahrhaft großartigen inneren und äußeren Kolonisation, die mit ihrer Hilfe durchgeführt worden ist. Die meisten der heute noch bestehenden Ortschaften Deutschlands bis zur Elbe, der Saale, dem Böhmerwalde und der Ens sind bis 1100 in einer großartigen Rodungs- und Entsumpfungsarbeit begründet worden. Denn noch immer bedeckten Wald und Bruch weit größere Landstrecken als heute. In Sachsen reichte noch um das Jahr 1000 der Harzwald bis über Wolfenbüttel und Braunschweig hinaus und bis nach der Elbe und Saale hin, und Alpenlandschaften wie das Thal von Berchtesgaden oder das Stubai in Tirol waren noch „schauerliche Einöden“. Unermüdlich haben da geistliche und weltliche Grundherren gerodet und kolonisiert. In Thüringen z. B. besiedelte Graf Ludwig mit dem Bart (gest. 1056) die Umgebung des späteren Klosters Reinhardsbrunn, in Bayern der Bischof Wolfgang von Regensburg die Ufer des später nach ihm genannten Abersees, der Eremit Günther das Thal des Schwarzen Regen im Bayrischen Walde.

Die Kolonisation im Südosten.

Über die alten Grenzen hinaus flutete der Strom der grundherrlichen Kolonisation nach Südosten, die Donau hinunter und in die Thäler der Ostalpen, die bei der deutschen Besitzergreifung größtenteils noch ein weites Wald- und Sumpfland waren und nur in einzelnen begünstigten Strichen eine dünne slawische (windische) Bevölkerung hatten. Bayrische Bistümer und Klöster, von den Königen mit umfänglichen Schenkungen unkultivierten, also zunächst wertlosen Landes bedacht, gingen voran, die großen bayrischen Herrengeschlechter, in Österreich vor allem die Babenberger, die zuerst auf der Burg von Melk saßen, seit 1002 etwa 150 qkm in der Umgegend von Wien erwarben, dort und anderwärts die Grafen von Ebersberg und Lambach, die

Aribonen u. a. m. folgten nach. In Österreich wurde zunächst das Donauthal und seine nächste Umgebung besiedelt, wo noch vor dem Jahre 1000 Mautern, Krems, Tulln, St. Pölten, teilweise auf den Resten alter Römerstädte, entstanden. In den Ostalpen, in Steiermark und Kärnten, wurden die Hauptsitze der deutschen Bevölkerung das herrliche Thal der mittleren Mur, wo das liebliche Graz unter dem deutschen Namen Hengestburg 1053 auftaucht, das üppig fruchtbare Thal der Lavant und der milde Strich von Friesach über St. Veit bis Villach an einer der großen Straßen nach Italien. In diesen Gegenden germanisierten sich die einheimischen Winden (Slowenen), dagegen erhielten sie sich südlich der Drau, die die Grenze zwischen den



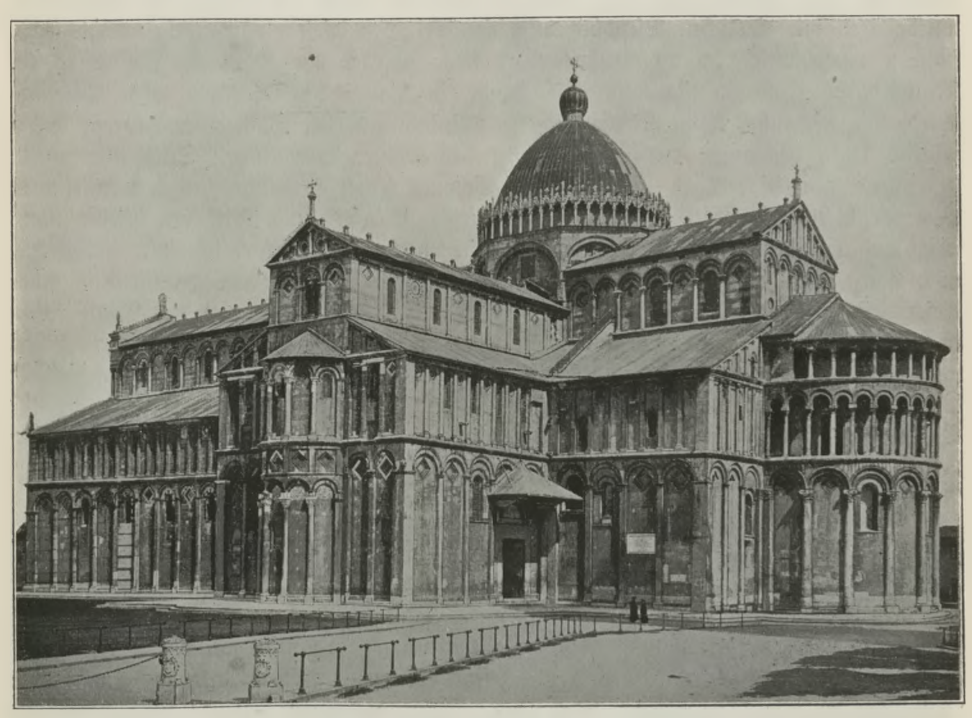
222. Die Markuskirche in Venedig in ihrer jetzigen Gestalt.

Erzsprengeln Salzburg und Aquileja bildete. Die Mehrzahl der Slawen wurden (oder blieben) Hörige, doch behaupteten einzelne große Familien Besitz und Freiheit. Gleichzeitig entstanden überall Pfarrkirchen mit allerdings noch sehr großen und kaum festabgegrenzten Sprengeln. Noch ganz unberührt blieb der Osten Steiermarks und Krains, der noch ein sehr unsicherer und bedrohter Besitz gewesen sein mag. So kam zuerst der bayrische Stamm zu einer großartigen Kolonisation altslawischen Landes, nachdem die Sachsen ihre Eroberungen jenseit der Elbe größtenteils wieder verloren hatten (s. S. 458).

Die romanische Kunst in Italien.

Es entsprach der herrschenden Stellung der Kirche, wenn sie auch in der Kunst die wichtigsten Aufgaben stellte und löste, denn fast nur sie errichtete wirkliche Kunstbauten und zwar durchweg nicht nur unter der Leitung geistlicher Baumeister, sondern auch durch kirchliche Handwerker, die Laienbrüder der Klöster. Das gibt den kirchlichen

Bauten dieser Zeit im ganzen Abendlande ein gewisses übereinstimmendes Gepräge; nur die Nationalität, die ausführende Ordensgenossenschaft und das Material machten gewisse Unterschiede. Gerade auf diesem Gebiete ist die Verbindung zwischen Deutschland und Italien von besonderer Bedeutung geworden. In Italien wirkte zunächst das byzantinische Vorbild, namentlich im Süden und in Venedig, noch lange fort. Die Bronzethüren des Domes von Amalfi, der Paulskirche vor den Mauern Roms, der Michaelskirche auf dem Monte Gargano in Apulien kamen aus Konstantinopel, und die Kunstschule, die um dieselbe Zeit der Abt Desiderius (1058—87) auf Monte Cassino begründete, war durchaus von Byzanz abhängig, namentlich in ihren Mosaiken. Vollends Venedig unterhielt die engsten Beziehungen zum Osten, wandelte noch seit 1052 die nach dem Brande von 976 als Basilika neu erbaute Markuskirche in eine



223. Der Dom zu Pisa.

byzantinische Kreuzkirche unter fünf Kuppeln um. Rom gelangte in dieser Zeit noch kaum zu einer selbständigen Kunstpflege, sondern beschränkte sich fast ganz auf Wiederherstellungsbauten. Erst etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts begannen die „Marmorschneider“ (marmorei) bunte Marmorstücke zu geometrischen Mustern zusammenzusetzen und damit Säulen, große Osterleuchter, Chorschranken, Bischofsstühle und Kanzeln (Ambonen) geschmackvoll zu bekleiden. Eine eigentlich italienische Kunst entwickelte sich erst in der Lombardei und in Toscana, wo sich das wirtschaftliche Leben am regsten, die städtische Kultur am raschesten entfaltete und die antiken Denkmäler und Überlieferungen nicht so erdrückend wirkten wie in Rom. Das Material war in der Lombardei vorwiegend der Backstein, in Toscana der Kalkstein; aber auf beiden Seiten des Apennin, besonders in Toscana, begann man bald die Wände außen und innen mit buntem Marmor in regelmäßigen Mustern zu bekleiden, auch die Säulen stellte man mit Vorliebe aus diesem herrlichen Material her, verwandte auch gern antike

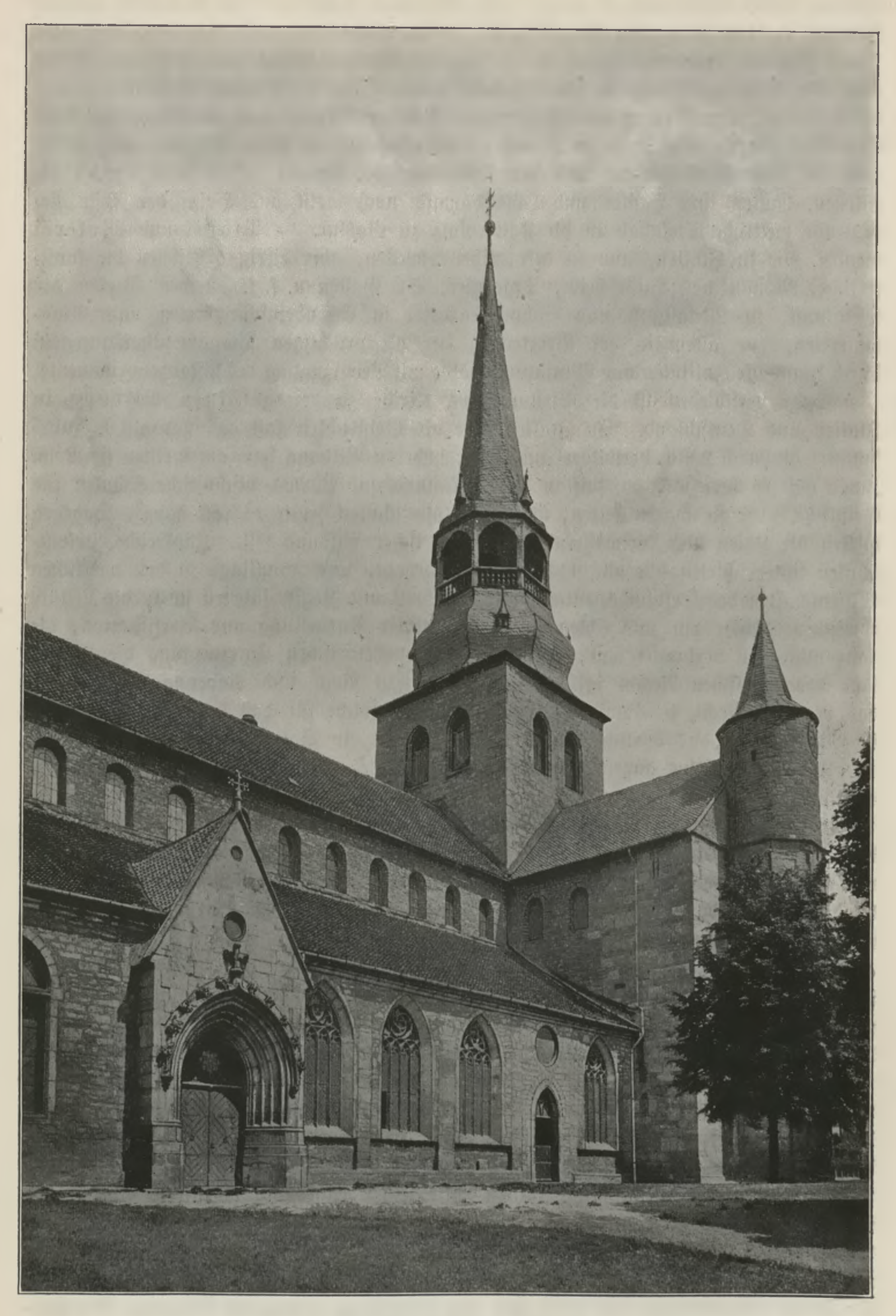
Säulen und schmückte das Innere mit Fresken und Mosaiken. Der Grundriß blieb bei Taufkapellen rund oder vieleckig, wie z. B. beim Battistero in Florenz (geweiht 1061); sonst aber ging man zum Langschiff über, behielt an der Westseite die Vorhalle bei, schob bei großen Kirchen vor dem Chor ein Querschiff ein, errichtete über der Vierung oft einmal eine Kuppel, schied die um die Hälfte niedrigeren und schmäleren, daher besonders bedachten Seitenschiffe in der Lombardei durch starke Pfeiler, in Toscana durch Säulen mit meist korinthisierenden Kapitälen unter Rundbogen, erhöhte den Chor häufig durch den Einbau einer halb- oder ganzunterirdischen Krypta (Grabkirche), so daß sich die Geistlichkeit auch äußerlich scharf von der Gemeinde unten im Schiff schied, schloß ihn mit einer halbrunden Apsis ab und setzte das Dach anfangs noch durchaus auf Holzsparren, erst später auf Gewölbe. Der jetzt meist viereckige und nicht sehr hohe Glockenturm trat ohne Verbindung neben die Kirche, die Außenseite wurde gern mit zierlichen Blendbogen geschmückt. In diesem romanischen Stile entstanden vornehmlich im 11. Jahrhundert oder wurden umgebaut S. Ambrosius in Mailand, S. Zeno in Ravenna, die Dome in Pavia und Ferrara. In Toscana wurde die herrliche, kleine Kirche von S. Miniato auf der Höhe über Florenz (vermutlich 1013 begonnen) das erste Beispiel des edelsten toscanischen Stils, der 1063 begonnene gewaltige Dom von Pisa im Schmuck seiner farbenprächtigen wechselnden Marmorschichten für weitere Kreise mustergültig. Plastik und Malerei blieben noch lange eng mit der Architektur verbunden, dienten nur zur Dekoration und arbeiteten noch ganz schablonenmäßig, ohne Naturbeobachtung. Von Privatgebäuden aus dieser Zeit ist wohl nur das sogenannte Haus des Crescentius unweit des Ponte rotto in Rom übrig, eine wüste, unkünstlerische Zusammenhäufung antiker Marmorbruchstücke und neuerer Backsteinteile; aber unzweifelhaft haben die italienischen Großen ansehnliche Paläste gebaut, womöglich mit Benutzung antiker Bauteile, wie ein solcher z. B. in Spoleto ausführlich beschrieben wird, und auch die Häuser der niederen Klassen waren überwiegend aus Stein gebaut, allerdings vorwiegend noch mit Stroh gedeckt. Denn Italien ist von jeher das Land des Steinbaues gewesen.

Der romanische Stil in Deutschland.

Als diese Bauweise über die Alpen nach Deutschland kam, erfuhr sie durch die Verschiedenheit des Materials und der Bedürfnisse mannigfache Veränderungen. Da in Deutschland der Marmor selten ist, so wurden die Kirchen aus Ziegeln, Haustein oder Bruchstein gebaut und daher an der Außenseite häufig getüncht. Der Grundriß blieb im wesentlichen derselbe, doch wurden die Glockentürme organisch mit der Kirche verbunden und an die Seiten der Vorhalle gesetzt, bei sehr großen Anlagen auch wohl durch zwei am Chore vermehrt. Den Chor erhöhte die selten fehlende Krypta derart (etwa ein Stockwerk) über dem Fußboden des Schiffs, daß er zu einer besonderen Kirche für die Geistlichkeit neben der Gemeindekirche wurde. Die Seitenschiffe wurden meist durch Pfeiler abgetrennt, die in Sachsen oft mit Säulen abwechseln und abgerundete, verzierte Würfelkapitäle tragen, und wie das Hauptschiff, mit flacher Holzdecke versehen, die Wände bemalt, während Mosaiken sehr selten sind. Sehr schmucklos ist das Äußere. Nur das Hauptportal schmückt sich mit zierlichen Säulenstellungen, sonst begnügt man sich mit Bogenfriesen unter den Dachgesimsen.

Deutsche Bauten.

In diesen Formen regte sich seit Otto I. eine überaus rege Bauthätigkeit, die besonders im 11. Jahrhundert unter geistlichen Baumeistern wie Poppo von Stablo, Bernward von Hildesheim und Benno von Osnabrück fast alle älteren Kirchen umgestaltete und zahlreiche neue errichtete, namentlich an den Lieblingssitzen der Kaiser und an den großen kirchlichen Mittelpunkten. So entstanden in Sachsen der Dom von Magdeburg, die Grabstätte Ottos des Großen, die Stiftskirchen von Gernrode und Quedlinburg, in Hildesheim die großartige Michaelskirche und der Dom mit dem



224. Die Michaeliskirche in Hildesheim.

schönen, stillen Säulenhofe u. a. m. Im lieblichsten Teile des Frankenlandes erbaute Heinrich II. den Dom von Bamberg, der 1087 abbrannte, und wahrhaft kaiserliche Werke sind die Bauten Konrads II. zu Limburg an der Hardt und in Speier, dessen herrlicher Dom die Grabstätte seines Hauses wurde. In Trier baute Erzbischof Poppo die Porta nigra und einen andern römischen Bau zu Kirchen aus; in Mainz errichtete Erzbischof Bardo den Dom in seiner älteren Gestalt, in Köln stammen aus dieser Zeit St. Maria im Kapitol und der Kern von St. Gereon. Die Laien, selbst die Fürsten, bauten ihre Häuser und Höfe damals noch meist aus Holz; der erste bedeutende weltliche Steinbau ist die Kaiserpfalz zu Goslar. — Plastik und Malerei dienten, wie in Italien, nur zu dekorativen Zwecken, aber eifrig arbeiteten die kunstfertigen Mönche von Hildesheim, Tegernsee, St. Gallen u. s. f. an den Werken der Kleinkunst, in Metallguß und Schmiedearbeit, in Elfenbeinschnitzereien und Glasmalereien, vor allem in der Verzierung der oft prächtigen Pergamenthandschriften durch kunstvolle Initialen und Miniaturgemälde mit Bevorzugung des Pflanzenornaments.

Italienische Bildung.

Sehr verschieden ist die Stellung der Kirche zu der geistigen Bildung in Italien und Deutschland. In Italien war die Geistlichkeit fast das ganze 10. Jahrhundert hindurch völlig verwildert und jeder höheren Bildung bar, am meisten in Rom. Zwar gab es hier und da, wie in Rom, Mailand und Parma, bischöfliche Schulen für Geistliche, aber sie waren selten, und an Klosterschulen fehlte es fast ganz. Dagegen hielten die Laien hier fortwährend an litterarischer Bildung fest. Zahlreiche Privatschulen unterrichteten überall in den Städten Knaben und Jünglinge in den weltlichen Wissenschaften des Triviums, Grammatik, Rhetorik und Logik, führten sie in die Lektüre römischer Dichter ein und übten sie in prosaischer Darstellung und Versifikation, die ganz allgemein verbreitet war, fügten auch der rhetorischen Unterweisung die Hauptsätze des römischen Rechts bei. Dazu gab es in Rom und Ravenna Schulen für das römische Recht, in Pavia seit etwa 950 eine solche für das langobardische Recht im Anschluß an das dortige königliche Pfalzgericht, in Salerno mindestens seit dem 11. Jahrhundert eine angesehene medizinische Schule, die ihre Weisheit den Arabern entlehnte.

Anfänge des Italienischen.

Obwohl somit das Lateinische fortwährend schulmäßige Pflege fand, entfernte sich doch die Volkssprache immer weiter von der Schriftsprache, und die Litteratur war viel zu unbedeutend, um diesen Prozeß aufzuhalten. So bildete sich seit dem 10. Jahrhundert durch Abwerfung der römischen Casusendungen, die durch Präpositionen ersetzt wurden, Entstehung des Artikels, Eindringen volkstümlicher Ausdrücke und Formen aus dem Lateinischen die Lingua volgare, die „Volkssprache“, die Grundlage des späteren Italienischen, die bereits als eine besondere selbständige Sprache empfunden und betrachtet wurde und in zahlreiche Mundarten auseinanderging. Das Lateinische beschränkte sich fortan auf Kirche und Rechtsprechung, Schule und Litteratur.

Litteratur.

Bedeutende litterarische Leistungen waren bei diesem Bildungsstande unmöglich. Das beste brachte noch die Rechtswissenschaft für praktische Zwecke hervor, namentlich die Rechtsschule von Pavia im Liber Papiensis, einer Sammlung der langobardischen Königsgesetze und fränkischer Kapitularien. Die Geschichtschreibung blieb dürftig, denn Italien hatte keinen dauernden politischen Mittelpunkt in einem nationalen Königshofe. Der namhafteste Historiker ist der Langobarde Liutprand, anfangs Kanzler des Königs Berengar, dann Vertrauensmann Ottos I. und durch ihn 963 Bischof von Cremona, mit seiner Antapodosis, einer sehr parteiisch gehaltenen Zeitgeschichte (bis 949) und den lebendigen, wenngleich boshaften Berichten über seine Gesandtschaften nach Rom 963 und Konstantinopel 968/9 (s. S. 453). Von nur örtlichem Interesse, aber sprachlich interessant durch ihre venezianischen

Eigentümlichkeiten ist die Geschichte des Dogen Orseolo II. von Johannes Diaconus (um 1000). Von Klöstern waren Pflegstätten historischer Berichterstattung nur Novalese bei Susa, das Familienkloster der Markgrafen von Turin (Chronicon Novaliciense), St. Andrea am Soracte, wo der Mönch Benedictus um 968 eine Chronik in wahrhaft barbarischem Latein verfaßte, Farfa bei Rom unter Abt Hugo (seit 998), später unter Abt Desiderius (1058—87) Monte Cassino. In Rom selbst herrschte fast gänzliche Öde, so daß kaum die dürftigen Aufzeichnungen über die Papstgeschichte fortgesetzt wurden; dagegen fand die verworrene Geschichte Süditaliens in der Chronik von Salerno eine wichtige Darstellung. — Verse machte in Italien damals jeder, aber ein wirklicher Dichter entstand nicht. Welchen Inhalts die Theateraufführungen herumziehender Schauspieler (thymelici) bei Gastmählern und Hochzeiten namentlich in der Lombardei gewesen sind, wissen wir nicht. Aber die langobardische und karolingische Sage lebte in Norditalien unzweifelhaft fort, wie die Auszüge und Bruchstücke in der Chronik von Novalese zeigen, und die nie ruhende sagenbildende Kraft der Volksseele erfand namentlich in Rom wunderliche Geschichten im Anschluß an wichtige Denkmäler, deren wahre Bedeutung längst vergessen war.

Mangel einer italienischen Nationalität.

Obwohl Geistliche und Laien in Italien die gleichen Grundlagen höherer Bildung teilten, so war doch damals von einem nationalen Gesamtbewußtsein dort viel weniger die Rede als in Deutschland. Der noch halb griechische, eben normannisch werdende Süden stand ganz abseits, die Romagna und das Patrimonium Petri hatten politisch niemals mit dem Langobardischen Reiche zusammengehört und standen noch unter römischem Recht, in Mittel- und Oberitalien war der Adel meist langobardischen Ursprungs, bewahrte die langobardischen Namen, die überhaupt für vornehm galten, hatte zwar seine germanische Mundart längst vergessen, sah aber mit Verachtung auf die „Römer" herab. Dazu kamen zahlreiche Bischöfe und Lehnsträger deutscher Abkunft. Eine solche Bevölkerung bildete noch keine Nation.

Bildung und Geschichtschreibung in Deutschland.

Völlig verschieden von den italienischen waren die Bildungsverhältnisse in Deutschland und im ganzen übrigen Abendlande. Hier waren die einzigen Stätten litterarischer Bildung die Dom- und Klosterschulen, der einzig litterarische Stand die Geistlichkeit; die Laien nahmen nur ganz ausnahmsweise daran teil. Und doch war die deutsche Bildung dieser Zeit der italienischen weit überlegen und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit weit stärker als in Italien oder gar in Burgund. Eben im 10. Jahrhundert wurde die Bezeichnung thiudisc, diutisc, deutsch (d. i. volkstümlich, von thiuda, diot, Volk), die zunächst nur der Volkssprache galt, auf das Volk selbst übertragen, als der gemeinsame einheimische Gesamtname aller Stämme. Hier begann ein lebhafter Aufschwung seit Otto I. Die Klosterschulen von St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvey, Gandersheim, St. Emmeram in Regensburg waren weitberühmte Bildungsstätten und standen miteinander im regsten Verkehr. Sie lehrten die Artes liberales des Triviums in lateinischer Sprache, sie lasen neben der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern eifrig die römischen Dichter und Historiker, sie sammelten durch eifriges Abschreiben ansehnliche Bibliotheken. Aber sie thaten noch mehr: sie wurden die Pflegstätten einer unter dem belebenden Glanze der Ruhmesthaten ihrer Kaiser neu aufblühenden Geschichtschreibung, denn nur selten griff ein Bischof zur Feder, die meisten Historiker waren Mönche. Das gab ihren Werken manches Einseitige in Auffassung und Darstellung; namentlich die gewaltige Staatskunst der Kaiser hat in ihren Zusammenhängen nicht einer begriffen, wenigstens nicht geschildert. Die Zeit der sächsischen Könige schilderte Widukind von Corvey ganz von sächsischem, die Nonne Hrotsvitha von Gandersheim in historischen Gedichten ganz vom höfisch-dynastischen Standpunkt aus, mit reicherer Kenntnis die zweite Hälfte der Sachsenzeit

der ehrliche, frommgläubige Thietmar von Merseburg, das Muster eines geschäftskundigen, reisigen deutschen Bischofs. In der fränkischen Zeit lieferte Hermann von Reichenau die erste Weltchronik, die ein Deutscher geschrieben hat, eine Kaiserbiographie Heinrichs III. Kaplan Wipo von Konrad II. Sonst sind für diese Zeit einzelne, einen weiteren Kreis umspannende Klosterannalen besonders wichtig, für Sachsen die Hildesheimer (bis 1041), für Bayern und den ganzen Südosten die von Niederaltaich (bis 1073); andre haben nur örtliche Bedeutung, wie die casus St. Galli (bis 971), das anziehende Lebensbild eines deutschen Klosters. Auch die Biographie bedeutender Geistlichen fand eifrige Pflege.

Dichtung.

Aus der großen Masse der lateinischen geistlichen Dichtungen ragen nur die moralisierenden Komödien der Hrotsvitha von Gandersheim hervor, mit denen die wackere Verfasserin des Terenz leichtfertige Stücke vergeblich zu verdrängen suchte. Wirklich Bedeutendes entstand nur dann, wenn ein volkstümlicher Sagenstoff poetisch gestaltet wurde. Denn was auch die Geistlichkeit gegen die „heidnische“ Volkssage eifern mochte, sie blieb lebendig, sie wurde durch fahrende Spielleute in epischen Liedern von festen Versformen, Wendungen und Bildern unermüdlich von Hof zu Hof getragen, sie zog auch besonders eindrucksvolle Ereignisse der Zeit in ihre Kreise, sie wurde vermehrt durch Stoffe aus der Tiersage, die wohl vom Orient durch Italien und Frankreich spätestens im 8. Jahrhundert nach Deutschland gekommen war. Was damals in der Volkssprache gedichtet worden, das ist uns für immer verloren; erhalten ist uns nur das lateinische Waltharilied Eckehards I. von St. Gallen (gest. 973), trotz seiner virgilischen Hexameter und seiner fremden Form ein echtes Stück deutscher Heldendichtung; nur aus dürftigen Nachrichten kennen wir das lateinische Nibelungenlied eines Weltgeistlichen Konrad, der am Hofe des Bischofs Piligrim von Passau lebte. Auch die Tiersage ist schon lateinisch bearbeitet worden (Ecbasis captivi, um 940), und eine kühne Neuerung ist der erste Versuch zu einem erfundenen Ritterroman, der in Bruchstücken auf uns gekommene „Ruodlieb“.

Die beiden Bildungskreise.

So standen sich im deutschen Volke zwei ganz verschiedene Bildungskreise gegenüber: der eine geistlich, christlich, litterarisch, lateinisch, der andre weltlich, fast heidnisch, praktisch, national, der eine vertreten durch die Kirche, der andre in erster Linie durch den Laienadel, der die litterarische Bildung zwar ablehnte, seine jungen Leute lediglich erzog zum Gebrauch der Waffen auf dem Schlachtfelde, zur Handhabung der Rechts- und Verwaltungsformen im Ding ohne Kenntnis und Anwendung der Schrift, aber doch, wie z. B. Otto I. und Konrad II. beweisen, sehr wohl im stande war, nach großen Gesichtspunkten zu handeln. Diese Menschen waren ein lebensfrohes, sinnliches Geschlecht, rauh, trotzig, selbstsüchtig, leidenschaftlich, und doch auch zartfühlend, hochsinnig, tapfer und treu, beherrscht nicht vom Verstande, sondern von Gemüt und Phantasie, daher plötzlichem Stimmungswechsel unterworfen, und ihre Ideale sahen sie nicht in den entsagenden Heiligen ihrer Kirche, sondern in den hochgemuten streitbaren Helden ihrer Sage. Ihnen gegenüber stand die Geistlichkeit, gewöhnt an Selbstbeherrschung, Hingabe an eine große Idee, verstandesmäßige Erwägung, in vielen Stücken also ungeheuer überlegen. Manches geschah, um den tiefen Gegensatz zu überbrücken. Die Kirche focht für strenge Ehevorschriften, strebte, die Blutrache durch die Geldbuße, den Zweikampf durch den Zeugenbeweis zu ersetzen, wirkte dem Fehderecht durch Friedensgebote entgegen, und Wipo schlug Heinrich III., freilich vergeblich, sogar vor, dem Laienstande eine litterarische Bildung zu geben, wie in Italien. Anderseits waren die Laien ehrlich und eifrig der Kirche ergeben, so wenig schon die christliche Sittlichkeit die heidnische bei ihnen wirklich überwunden hatte. Sie wetteiferten in frommen Gelübden, Wallfahrten und Stiftungen, häufig genug weihte ein

ansehnliches Haus einen jüngeren Sohn dem geistlichen Stande, und fast alle großen Geschlechter hatten ihre besonderen Familienklöster.

Denn beide Welten fühlten doch, daß sie unzertrennlich zusammengehörten. Die Laien waren tief von der Überzeugung durchdrungen, daß nur die Kirche ihnen das ewige Heil vermitteln könne, und die Kirche war durch ihre Armen- und Krankenpflege, durch Grundbesitz und Reichsdienst aufs engste mit Volk, Land und Staat verflochten. Auf dieser Verbindung beruhte die Ottonische Reichsverfassung, bei dem Mangel an Staatsgesinnung im Laienadel die einzige damals mögliche. Das Verhängnisvolle war nun, daß der immer weiter um sich greifende kirchliche Idealismus der Cluniazenser diese enge Verbindung von Staat und Kirche als unkirchlich ansah und nicht mehr dulden wollte, und daß das Kaisertum diesem Idealismus eine weltliche, politische Idee nicht entgegensetzen konnte, weil es keine gab als die des römischen Kaisertums, die die Massen der Laienschaft nicht zu begeistern vermochte. Vielmehr lag die Möglichkeit nur allzunahe, daß die Laienwelt sich von einem starken, religiösen Antriebe fortreißen ließ. Dann war der Bestand der Reichsverfassung, also des Reiches selber, in Gefahr.

Die Gefahren der Lage.

Kaisertum und Papsttum im Kampfe um die Reichs- und Kirchenverfassung unter den letzten Saliern (1056—1125).

Die Lähmung des Königtums und das Aufsteigen des Papsttums (1056—1075).

Zu unglücklichster Stunde kam der Unsegen einer vormundschaftlichen Regierung über das Reich. Königin Agnes war eine Fremde, ermangelte gänzlich eigner Thatkraft und stand, cluniazensisch gesinnt, wie sie war, den deutschen Bischöfen fremd gegenüber, obwohl sie sich des Bischofs Heinrich von Augsburg als bevorzugten Ratgebers bediente. Der Begehrlichkeit des Laienadels gegenüber fühlte sie sich waffenlos. Sie übergab schon 1056 Tuscien an Gottfried von Niederlothringen, 1057 Schwaben an Rudolf von Reinfelden; ja sie verzichtete 1061 sogar auf Bayern zu gunsten eines sächsischen Großen, Ottos von Nordheim. Auch nach außen zeigte sich die neue Regierung schlaff und nachgiebig. Der Friede mit Andreas von Ungarn (1058) hat ohne Zweifel die Unabhängigkeit des Landes anerkannt, und er sollte noch durch die Verlobung des ungarischen Thronerben Salomo mit der jugendlichen Schwester Heinrichs IV. eine freundschaftliche Verbindung sichern. Trotzdem ließ Agnes zu, daß König Andreas von seinem Bruder Bela 1060 gestürzt wurde und dann auf der Flucht umkam; Salomo fand in Deutschland nur Zuflucht, aber keine Hilfe.

Die Regentschaft.

Nirgends wirkte diese Schwäche verhängnisvoller als in den Beziehungen zum Papsttume. Nach dem Tode Viktors II., im Juli 1057, und dem seines Nachfolgers Stephan, im März 1058, hatte noch einmal die Partei der Grafen von Tusculum einen Papst ihrer Mache erhoben, Benedikt X. Da rief der Subdiakonus Hildebrand, schon die Seele der cluniazensischen Partei, persönlich die Hilfe des deutschen Königshofes an, bemächtigte sich Roms und ließ zu Siena seinen Kandidaten Gerhard, Erzbischof von Florenz, einen entschiedenen Cluniazenser, wählen, der am 24. Januar 1059 als Nikolaus II. inthronisiert wurde. Um sich eine feste Stütze zu verschaffen, erkannte er den Grafen Richard von Aversa, der 1058 Capua erobert hatte, als Herrn dieser neuen Erwerbung an und belehnte ihn damit kraft der (gefälschten) Konstantinischen Schenkung, die den Päpsten ganz Süditalien und Sizilien zuwies (s. S. 396); in demselben Jahre huldigte auch Robert Guiscard (d. h. Schlaukopf), seit 1057 nach dem Tode aller seiner drei Halbbrüder Graf von Apulien in Melfi, dem Papste für dieses Land und empfing von ihm auch Kalabrien und

Die Pataria und die Neuordnung der Papstwahl.

Sizilien zu Lehen, die er allerdings erst erobern mußte. Die Normannenfürsten waren fortan stolz darauf, Schwert und Schild Roms zu sein. In der Lombardei aber begünstigte Hildebrand unbedenklich eine wüste, halb soziale halb kirchliche Reformbewegung. Aufgehetzt von geistlichen Demagogen, wie Ariald in Mailand, that sich das niedere Volk in Mailand, Cremona und Piacenza zu Eidgenossenschaften des „Lumpengesindels", der „Pataria", zusammen gegen die gottlose Simonie und die angebliche Prasserei der Bischöfe, also der besten Stützen der deutschen Herrschaft und der Reichsverfassung. Da nun Gottfried von Tuscien, der alte Gegner des Königtums, ebenfalls zu Rom neigte, so beherrschte das cluniazensische Papsttum fast ganz Italien. Und nun folgten die entscheidenden Beschlüsse auf der Ostersynode von 1059, unter deren 113 Bischöfen kein einziger deutscher war. Sie legten fortan die Wahl des Papstes in die Hände der Kardinalbischöfe (d. i. der Bischöfe des erzbischöflich römischen Sprengels, ganz Mittelitaliens) unter Mitwirkung der Kardinalpfarrer (d. i. der stadtrömischen Pfarrer, deren Kirchen dann als „Kardinalstitel" bezeichnet werden), entzog sie also jedem Einfluß des Königs und den Parteiungen des römischen Adels, band sie auch weder an Rom noch an einen römischen Geistlichen. Zugleich wurden die Beschlüsse gegen die Priesterehe erneuert und jeder verheiratete Priester mit Amtsentsetzung bedroht. Und damit jeder wisse, was der Papst beanspruche, erschien Nikolaus II., wie wenigstens berichtet wird, zum allgemeinen Erstaunen, auf dieser Synode zum erstenmal mit zwei Kronen um seine Mitra: er wolle Kaiser und König sein von Gottes und St. Petri Gnaden. Das Programm der weltbeherrschenden päpstlichen Hierarchie war symbolisch aufgestellt, die herkömmlichen oder verbrieften Rechte des Königtums an der Papstwahl wurden mit Füßen getreten.

Eingreifen der Reichsregierung.

Nur einen schwachen Versuch zur Wahrung ihrer Rechte machte die deutsche Regierung. Eine deutsche Synode (1060) verwarf diese römischen Beschlüsse, und als nach dem Tode Nikolaus' II. am 27. Juli 1061 abermals unter Nichachtung der Reichsrechte Alexander II. erhoben worden war, schlossen sich die lombardischen Bischöfe, zugleich vom Papsttume und von einer rohen Demagogie bedroht, an die deutschen an und stellten mit diesen in Basel, unterstützt von der tusculanischen Partei, Cadalus von Parma als Honorius II. auf. Dieser kam im April 1062 wirklich nach Rom, aber als „Statthalter des Reichs" erschien dort mit Heeresmacht im Mai Gottfried von Tuscien und erklärte, die Entscheidung des Streites gebühre dem König und den deutschen Fürsten. Eben damit aber verhinderte er die sonst unzweifelhafte Einsetzung Honorius' II. und arbeitete dem cluniazensischen Papste in die Hände.

Der Königsraub von Kaiserswerth.

Fast in demselben Augenblicke brachte eine freche That die Reichsregierung in die Hände einer Verbindung geistlicher und weltlicher Fürsten, die vielleicht der schlaffen Geschäftsführung einer Weiberregierung ein Ende machen wollten, gewiß aber auch eigensüchtige Zwecke dabei verfolgten. Im Einvernehmen mit Herzog Otto von Bayern und Graf Eckbert von Braunschweig entführte Erzbischof Anno von Köln, ein sittenstrenger, aber auch harter und ehrgeiziger Herr, zu Pfingsten des Jahres 1062 den jungen König Heinrich, der mit seiner Mutter zu Kaiserswerth am Rhein das Fest beging und sich auf das schöne Schiff des Erzbischofs hatte locken lassen, nach Köln und bemächtigte sich gleichzeitig der Reichsinsignien. Kaiserin Agnes that nichts dagegen, sondern zog sich später nach Italien zurück und nahm den Schleier.

Anno Regent.

Fortan führte Anno das Reichsregiment, aber gerade an der entscheidenden Stelle, dem cluniazensischen Papsttume gegenüber, gab er ebenso schwächlich nach wie Agnes, denn er fühlte die Unsicherheit seiner Stellung, wenn er nicht gar im geheimen mit Hildebrand und Gottfried von Tuscien einverstanden war. Die zur Entscheidung

des Streites nach Augsburg berufene Synode, im Oktober 1062, schickte den Bischof Burkhard von Halberstadt, Annos Neffen, als königlichen Kommissar nach Italien, um bis zu einem allgemeinen Konzil den Streit vorläufig zu entscheiden. Natürlich entschied dieser für Alexander II., verzichtete also vorläufig auf die königlichen Rechte an der Papstwahl.

Adalbert Regent; Zurückweichen vor Rom.

Allerdings konnte Anno seine herrschende Stellung nicht lange behaupten. Schon im Juni 1063 setzte Adalbert von Bremen es durch, daß ihm die eigentliche Leitung der Regierung übertragen wurde und dem Erzbischof von Köln nur die Erziehung des Königs blieb. Nun trat er kräftig gegen Ungarn auf, führte im Herbst 1063 mit Heinrich IV. den jungen Salomo kampflos nach Stuhlweißenburg, da Bela vorher starb, arbeitete rücksichtslos an der Vergrößerung des bremischen Kirchengutes, für das er damals den Emsgau und die Grafschaft Stade erwarb, ließ zu Ostern 1065 den jungen 15jährigen König mit dem Schwerte umgürten, also mündig sprechen und verlegte den Sitz des Hofes auf sächsischen Boden, nach Goslar. Nur gegen das Papsttum wagte auch er keinen energischen Schritt, denn er bedurfte seiner für seine großen Pläne im Norden und im Slawenlande. Zwar trat daher das allgemeine Konzil am 31. Mai 1064 in Mantua zusammen, aber der Reichskommissar Anno vermied es, die Vorgänge bei der Wahl Alexanders II. zu untersuchen, sondern begnügte sich mit dessen eidlicher Versicherung, er sei ohne Simonie und nach altem römischen Herkommen gewählt. Kurzsichtig und leichtfertig erkannten also die Leiter der deutschen Regierung die Wahldekrete Nikolaus' II. endgültig an. Die Cluniazenser hatten gesiegt, die Reichspolitik Ottos I. war an einem entscheidenden Punkte aufgegeben.

Adalberts Sturz.

Nicht lange, und das Königtum erlitt auch in Deutschland einen schweren Schlag. So groß war der Unwille des sächsischen Laienadels gegen Adalberts Machtvergrößerung, daß sich ein Sturm gegen ihn zusammenzog. Im Januar 1066 zwangen die Laienfürsten den widerstrebenden König zu Tribur, Adalbert vom Hofe zu entfernen, und nahmen selber die Regierung des Reiches in die Hand; ja sie drängten Heinrich IV. eine Gemahlin auf, Bertha von Savoyen, die Tochter des Markgrafen Otto (s. S. 497), die ihm allerdings schon sein Vater verlobt hatte, die ihm aber jetzt als ein verhaßtes Werkzeug seiner Gegner erschien.

Heinrichs IV. Anfänge.

Unter solchen Erfahrungen wuchs der junge König heran. Er war unzweifelhaft eine sinnliche Natur, stolz, rachsüchtig, leidenschaftlich bis zum Jähzorn, von Anno hart gehalten, von Adalbert nachsichtig behandelt und daher nicht zur Selbstbeherrschung erzogen, aber sehr begabt, thatkräftig, unermüdlich, findig in seinen Mitteln, ein Meister der Verhandlung und des Schwertes, dabei hoch und schlank gewachsen, eine königliche Erscheinung und für seine Feinde ein höchst gefährlicher Gegner. Seit dem Sturze Adalberts begann er selber zu regieren. Er blieb in Goslar, umgab sich mit schwäbischen und fränkischen Ministerialen, die auf seinen jugendlich frischen, gelegentlich wohl auch ausgelassenen und leichtfertigen Ton gern mit eingingen, und bediente sich besonders des Rates Ottos von Nordheim. Aber schon 1069 rief er Adalbert an den Hof zurück, und dann traf die lang aufgesparte Rache für den Tag von Kaiserswerth Otto von Nordheim. Auf die unbewiesene Anklage eines übelberüchtigten sächsischen Edlen Egino hin wurde Otto wegen eines Mordanschlages gegen den König 1070 von einem sächsischen Fürstengericht in Goslar als Hochverräter geächtet, sein Herzogtum Bayern an Welf IV., den Sohn des Markgrafen Azzo II. von Este (s. S. 497) und der Welfin Kunigunde übertragen, an den schon 1055 nach dem Aussterben des älteren welfischen Geschlechtes mit Welf III. von Kärnten (s. oben S. 493) dessen schwäbische und bayrische Güter gefallen waren. Dagegen wehrte sich Otto, unterstützt von

Magnus, dem Sohne des Herzogs Ohrdulfs von Sachsen an der Spitze bewaffneter Scharen im thüringischen und hessischen Berglande, bis er sich mit Magnus in Halberstadt zu Pfingsten 1071 gegen Rückgabe seiner Allode unterwarf und gefangen gab. Aus dieser Haft wurde er schon 1072 entlassen, Magnus aber noch festgehalten und zur Auslieferung der bremischen Güter genötigt. Es war Adalberts letzter Triumph; am 16. März 1072 verschied er in Goslar.

Die Burgen Heinrichs in Sachsen.

Aber er war teuer erkauft. Seitdem die Träger der Krone süddeutsche Herren waren, hatte sich Sachsen dem Reiche entfremdet und hielt um so zäher an dem erblichen Herzogtume der Billunger fest. Gerade deshalb hatten die ersten salischen Könige ihre Domänen im Harz besonders ins Auge gefaßt und die Pfalz von Goslar begründet, die Macht des Erzbistums Bremen begünstigt (s. S. 491). Darin ging Heinrich IV. planmäßig weiter. Er legte zum Schutze dieses Domänengebietes rings um den Harz an vortrefflich gewählten Stellen nach den Plänen des Bischofs Benno von Osnabrück feste Burgen an: auf der Südseite den Sassenstein bei Sachsa, den Spatenberg bei Sondershausen, die Hasenburg bei Nordhausen und Volkenrode bei Mühlhausen, an der Nordseite die Heimburg bei Blankenburg und vor allem die wahrhaft königliche Harzburg südöstlich von Goslar, wo er oft selbst residierte, die weite blühende Ebene vor sich, die Waldungen des Gebirges und das kahle Haupt des Brocken im Rücken. Auch der Giebichenstein bei Halle und die Lüneburg wurden verstärkt, die Besatzung aller aus süddeutschen Ministerialen gebildet. Um den Grund und Boden für die Burgen zu gewinnen, zog der König abhanden gekommenes Königsgut wieder ein und forderte von den umliegenden Bauernschaften das übliche „Burgwerk“. Dazu war er rechtlich vollkommen befugt, aber die mißtrauischen Sachsen sahen darin einen Raub und unbilligen Druck, empfanden auch die dauernde Anwesenheit des Königs und landfremder Besatzungen als eine schwere Last. Ihr Argwohn steigerte sich noch, als der König nach dem Tode ihres Herzogs Ohrdulf im März 1072 seinen Sohn Magnus nicht zur Nachfolge zulassen wollte, als bis er bindende Bürgschaften für seine Treue gegeben habe, und auch das Anerbieten Ottos von Nordheim, mit seiner Person und seinem ganzen Eigentum für den Freund einzustehen, zurückwies. Auch die Thüringer hatte sich Heinrich IV. verfeindet, da er für alte Zehntansprüche des Erzbischofs Siegfried von Mainz eintrat und ihm diese von einer Synode in Erfurt im März 1073 ausdrücklich zusprechen ließ, und alle die stolzen Fürsten des Reiches fühlten sich verletzt, daß der junge König „mit Leuten von niederen oder beinahe gar keinen Ahnen“ die Regierung führe.



225. Königssiegel Heinrichs IV.

Erhebung der Sachsen.

So zog sich ein schwerer Sturm zusammen. Er kam zum Ausbruch, als der König für den 22. August 1073 das Aufgebot zum Feldzuge gegen die Polen erließ, die seit Jahren mit seinem Vasallen, dem Herzog Wratislaw von Böhmen (1061/92) im Streite lagen. Zunächst erklärten ihm im Juni 1073 die sächsischen Edlen in Goslar, sie könnten an der Heerfahrt nicht teilnehmen, da sie ihre eigne Grenze gegen die Wenden decken müßten. Als nun Heinrich, vielleicht, weil er einen Handstreich gegen seine Person befürchtete, Goslar heimlich verließ, riefen die Führer des ost-

sächsischen Adels, der schwer beleidigte Otto von Nordheim voran, die Edlen und freien Männer Ostsachsens in einer großen Versammlung bei Eisleben für die „Freiheit Sachsens“ unter Waffen gegen den König, und schon am 7. August stand ihr Aufgebot vor der Harzburg, die Schleifung der Burgen und den Verzicht des Königs auf seine fiskalischen Ansprüche fordernd. Überrascht und waffenlos wie dieser war, gab er doch keineswegs nach — nur Magnus ließ er frei — sondern ritt am 9. August auf Waldpfaden über den Harz nach seiner Pfalz Eschwege an der Werra und traf schon am 13. in Hersfeld ein, wo sich das fränkische Aufgebot zum Polenkriege sammelte, ohne Zweifel, um dies gegen die Sachsen zu führen. Dazu allerdings erklärten die Herren jetzt nicht gerüstet zu sein, doch willigten sie ein, sich mit den andern Süddeutschen am 5. Oktober in Breitenbach an der Fulda gegen die Sachsen zu sammeln. Allein, als an diesem Termin die Sachsen, denen sich auch die Thüringer angeschlossen hatten, unter Otto von Nordheim kampfbereit ihnen gegenüber an der Werra erschienen, wurde der Feldzug aufgegeben und statt dessen Verhandlungen in Köln beschlossen. Verlassen wie er war und von Verrat bedroht, ging Heinrich nach Worms. Als ihm hier Bischof Adalbert die Thore sperren wollte, erhoben sich die Censualen und Hörigen der Stadt in Waffen, verjagten den Bischof mit seinen Ministerialen und stellten sich dem Könige zur Verfügung. Es war die erste selbständige politische That des werdenden deutschen Bürgertums. Heinrich lohnte sie mit dem Freibriefe vom 14. Januar 1074, der die Kaufleute von Worms von den Gebühren an den wichtigsten rheinischen Zollstätten befreite.



226. Krieger des 11. Jahrhunderts.

Nach einer alten Federzeichnung auf dem ersten Blatte eines auf Pergament geschriebenen Evangelienbuches.

Der Krieger trägt auf der Kettenhaube einen Eisenhelm von der gewöhnlichen spitzen Form. Der Schild (oben rund und unten spitz) ist ein sogenannter normannischer, der um diese Zeit sehr verbreitet war.

Vertrag von Gerstungen.

Geschreckt durch diese unvermutete städtische Bewegung, der schon 1076 eine Erhebung der Bürgerschaft von Cambrai gegen ihren Bischof folgte, traten die süddeutschen Bischöfe auf die Seite des Königs. Mit ihrem Zuzug brach er mitten im harten Winter gegen Sachsen auf, um seine Burgen zu retten, von denen bisher nur die Lüneburg, die Heimburg und die Hasenburg gefallen waren, und die Sachsen nahmen zum Schutze ihrer Grenzen wieder an der Werra Stellung. Allein ein ungeheuerer Schneefall und die Schwierigkeiten der Verpflegung machten jedes Vorrücken unmöglich und zwangen beide Teile zum Vertrage von Gerstungen am 2. Februar 1074. Der König versprach seine sächsischen Burgen zu schleifen, wobei von der Harzburg indes Pfalz und Kirche stehen bleiben sollten, den Aufständischen zu verzeihen und Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern zurückzugeben. Einzelheiten sollten in Goslar geregelt werden.

Der Bruch des Vertrags.

Da zerriß die blinde Leidenschaft des sächsischen Volkes den Vertrag. Die aufgebotenen Bauern schleiften nicht nur die Werke der Burgen, sondern verwüsteten auf der Harzburg die Pfalz und sogar die Kirche mit ihren Grabstätten. Mit diesen Kirchenräubern konnten die deutschen Fürsten nicht mehr gehen, am wenigsten die Bischöfe. Und schon bewies diesen ein erbitterter Aufstand der Censualen und Hörigen in Köln gegen Erzbischof Anno zu Ostern 1074, daß die Volksleidenschaft, die sie in

Sachsen geschürt hatten, ihnen selber gefährlich zu werden beginne. Zugleich fühlten sie sich durch die wiederholten päpstlichen Verbote der Simonie und der Priesterehe von Rom aus bedroht und ihrer erbitterten Weltgeistlichkeit nicht mehr sicher. Das alles trieb sie unwiderstehlich ins Lager des Königs.

Die Unterwerfung Sachsens.

Heinrich IV. begann sich wieder als Herr zu fühlen und zeigte dies zunächst dadurch, daß er im Sommer 1073 seinem Schwager Salomo von Ungarn zu Hilfe gegen Geisa zog, ihn zum deutschen Vasallen machte und sich etwa die heutigen Komitate Ödenburg und Wieselburg abtreten ließ. Dann setzte er im Dezember 1074 zu Straßburg den Beschluß zum Reichskriege gegen Sachsen durch. Anfang Juni 1075 sah er sich in Breitungen an der Werra von dem glänzendsten Heere umgeben, das je ein deutscher König um sich gehabt hatte, denn alle diese stolzen Herren hatten willig Heeresfolge geleistet. Am 8. rückte er in Thüringen ein, am 9. Juni stieß er an der Unstrut bei Hohenburg unweit von Langensalza, wo 1866 die Selbständigkeit Niedersachsens den letzten Kampf focht, überraschend auf die Sachsen unter Otto von Nordheim. Nach blutigem Ringen wurde der tapfere sächsische Adel völlig zersprengt, das Banernfußvolk im Lager erbarmungslos zusammengehauen. Verheerend drang das Reichsheer bis Halberstadt vor, während Erzbischof Siegfried den Bann über die kirchenschänderischen Sachsen verhing. Da brach der Widerstand zusammen. Von ihren preisgegebenen Bauernschaften verlassen, unterwarfen sich die Edlen und Bischöfe Sachsens bedingungslos dem König, der sie am 25. Oktober 1075 zu Spira unweit Sondershausen inmitten seines siegreichen Heeres empfing. Er ließ sie alle in Haft nehmen, verteilte ihre eingezogenen Lehen an süddeutsche Vasallen und Ministerialen und befahl, seine Burgen wiederaufzurichten. Nur einen begnadigte er, den gefährlichsten von allen, Otto von Nordheim; er zog ihn sogar ins engste Vertrauen und übertrug ihm die Verwaltung Sachsens. Die Sachsen waren niedergeworfen so vollständig wie ihre Stammesgenossen in England neun Jahre zuvor, und die Königsmacht schien in Norddeutschland unwiderruflich aufgerichtet.

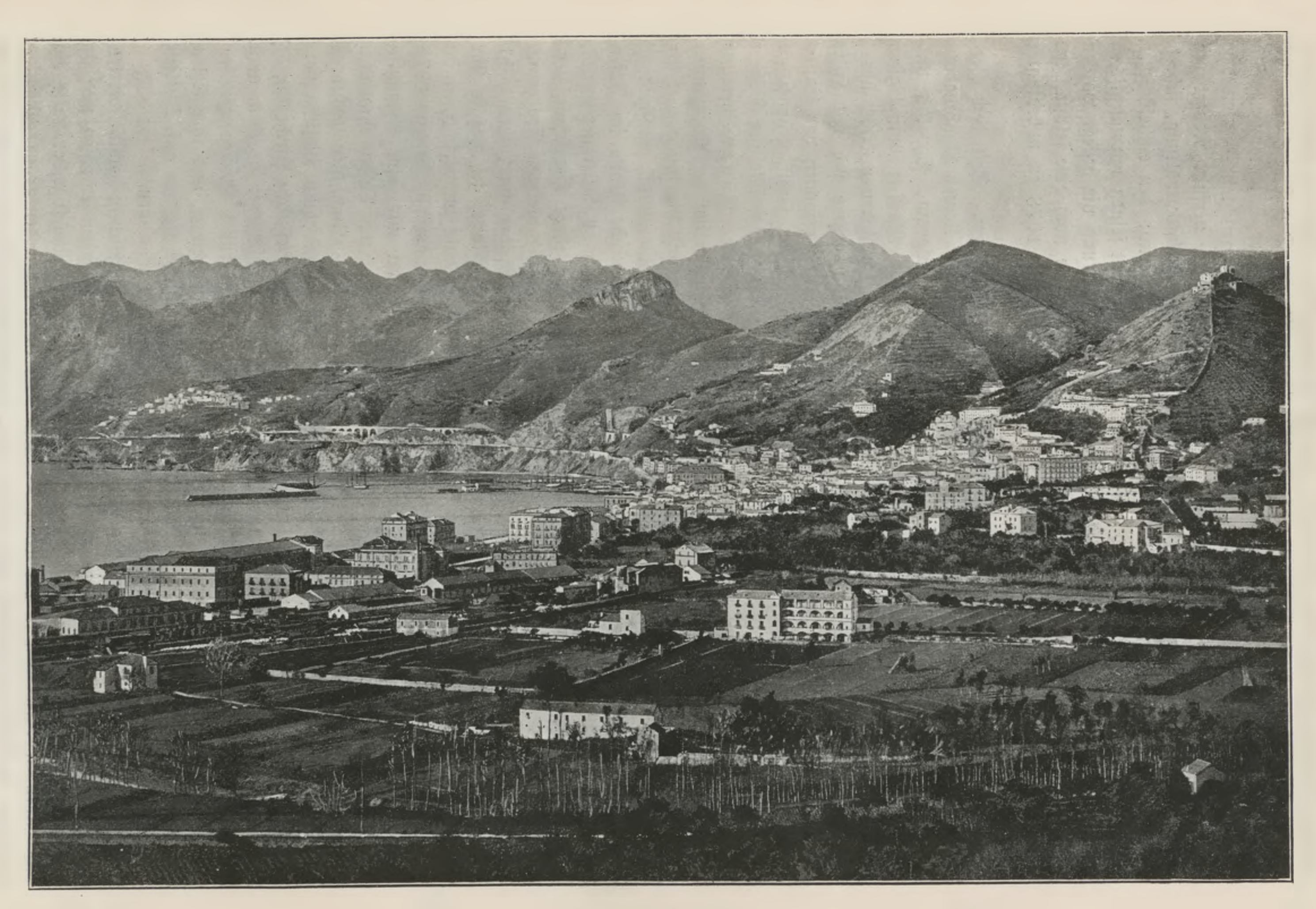
Aber es sollte das Schicksal dieses Stammes sein, zu der einen Zeit das Größte für das Reich zu leisten, zu der andern ärger am Reiche zu freveln als jeder andre. Mit den Sachsen allein war Heinrich IV. fertig geworden; aber als sich ihr zäher Sondergeist mit dem Papsttum verband, da erlag das deutsche Königtum dieser Vereinigung des deutschen Partikularismus mit den Weltherrschaftstendenzen des römischen Papsttums.

Rom und Richard von Capua.

Allzuwenig hatte Heinrich IV. die italienischen und römischen Dinge im Auge behalten können. Mit unwiderstehlicher Schnelligkeit vollzog sich während dieser Jahre die Begründung der normannischen Großmacht im Süden Italiens und auf Sizilien, im Interesse und unter dem Segen des Papsttums, so wenig diese klardenkenden Nordgermanen etwa zu blinden Werkzeugen Roms werden wollten. Rücksichtslos griff Richard von Capua um sich, trotzig begehrte er das römische Patriziat und erschien mit Heeresmacht vor Rom 1067. Angeblich im Namen des Reiches, thatsächlich ohne den Willen Heinrichs IV., kam Gottfried von Tuscien dem bedrängten Papsttum zu Hilfe, und Abt Desiderius vermittelte einen Frieden, in dem Richard auf seine Ansprüche verzichtete. Seitdem rieb sich dieser in kleinen Kämpfen auf; bei der Belagerung Neapels ist er im April 1078 gestorben.

Robert Guiscard, Herr von Süditalien.

Strahlend erhob sich dagegen das Gestirn Robert Guiscards. Mit geringer Macht die Eroberung von Kalabrien und des noch griechischen Teiles von Apulien beginnend, gewann er Stadt um Stadt, endlich nach harter Belagerung das letzte Bollwerk byzantinischer Herrschaft in Süditalien, Bari, am 16. April 1071. Dann wandte er sich gegen die Reste des langobardischen Fürstentums Salerno. Von Gisulf



227. Ansicht von Salerno.

schwer bedrückt, überlieferten ihm 1073 die Amalfitaner ihre blühende Handelsstadt, und endlich mußte Herzog Gisulf nach langer Gegenwehr im Dezember 1076 auch seine Hauptstadt Salerno übergeben, die fortan Roberts eigner Sitz wurde. Die langobardische und byzantinische Herrschaft in Süditalien war vernichtet. — Von dem weisen Grundsatze aus, daß keinem sein Recht zu entziehen sei, verfuhr Robert mit großer Mäßigung. Den Städten ließ er ihre herkömmliche Selbstverwaltung, sicherte sie aber durch starke Burgen, wie vor allem Amalfi und Salerno; den einheimischen Adel nahm er in den Lehnsverband auf und verschmolz ihn mit seinen normannischen Rittern zu einer furchtbaren Heeresmacht, die unter seiner Führung nie besiegt worden ist; auch die Inhaber jener zwölf apulischen Teilherrschaften, die noch eine selbständige Rolle neben ihm spielen wollten, zwang er nach hartem Kampfe 1073 zu unbedingter Heeresfolge.

Beginn der Eroberung von Sizilien.

Und schon gehorchte ihm auch der größte Teil von Sizilien. Seit dem Zerfalle der Fatimidenmacht zerrissen wilde Parteiungen unter den kleinen Machthabern die Insel. Endlich rief Ibn Thimna, der Herr von Palermo, Syrakus und Catania, Roberts Hilfe gegen seinen persönlichen Feind Ibn Meklat von Castro Giovanni (Enna) an. Nach einer kecken Erkundigungsfahrt im Februar 1061 überrumpelten die Normannen im Mai desselben Jahres Messina, setzten sich mit Hilfe der christlichen Einwohner an der Nordostecke der Insel fest und erfochten vor Castro Giovanni einen glänzenden Sieg, ohne indes diesen festen Platz selbst nehmen zu können. Wohl aber zeigten schon viele Bezirke durch Gesandte nach Messina Robert ihre Unterwerfung an, und nur dessen Zwist mit seinem Bruder Roger, der die Hälfte Kalabriens für sich begehrte und ertrotzte, hielt die Fortschritte der Normannen noch eine Zeitlang auf. Als aber Roger die sizilischen Araber und die ihnen zu Hilfe gekommenen afrikanischen Araber bei Cerami an der Nordküste 1062 entscheidend geschlagen und die Pisaner im August 1063 über eine sarazenische Flotte im Hafen von Palermo einen glänzenden Sieg erfochten hatten, zogen sich die Afrikaner zurück, und auch die sizilischen Araber begannen, an der Fortdauer ihrer Herrschaft verzweifelnd, in Scharen nach Afrika auszuwandern. Endlich, nach der völligen Eroberung Kalabriens und Apuliens, führten die beiden normannischen Brüder im Jahre 1071 den entscheidenden Schlag. In Otranto sammelten sie ihre Flotte, in Reggio ihr Heer; beide überraschend nach Sizilien führend, nahmen sie Catania und erschienen im August vor Palermo. Nach langer Gegenwehr erlag Palermo am 10. Januar 1072 einem verwegenen Leitersturm, und triumphierend zogen Robert und seine Gemahlin Sigilgaita in die herrliche Stadt ein. Bis auf den Südwesten um Castro Giovanni und Girgenti war Sizilien in den Händen der Normannen. — Auch hier verfuhren sie verständig und maßvoll. Robert behielt sich nur Palermo und halb Messina vor, mit dem übrigen Besitz belehnte er seinen Bruder Roger. Die christliche Kirche wurde natürlich zur herrschenden erhoben und ihr die römischen Einrichtungen gegeben, auch mußten die Mohammedaner eine Anzahl von Moscheen, die früher Kirchen gewesen waren, herausgeben, im übrigen aber behielten sie volle Kultusfreiheit, und ihre Edlen traten in den Lehnsdienst des Reiches ein, so daß die arabische Kultur auf Sizilien noch unter normannischer Herrschaft eine Nachblüte erlebt hat.

Bedeutung des italienischen Normannenreichs.

So hatte ein thatkräftiger und genialer Abenteurer diese herrlichen, hochkultivierten Lande ihrer Verbindung mit dem griechischen und arabischen Orient entrissen und sie wieder in die Gemeinschaft der germanisch-romanischen Völker eingefügt, er hatte die beherrschenden Stellungen in der Mitte des Mittelmeeres zwischen den großen Mächten desselben in Besitz genommen und bildete aus byzautinischen Provinzen und kleinen langobardischen oder arabischen Herrschaften eine waffenstarke neue Großmacht.

Robert Guiscard.

Und Robert Guiscard verdiente zu sein, was er war. Ein echter nordgermanischer Recke, hochgewachsen, blondlockig und helläugig, zeigte er dem Geringsten gütiges Wohlwollen, überschüttete seine getreuen Kampfgenossen mit reichen Gaben, Gold, glänzenden Waffen und schönen Rossen und verkehrte mit ihnen beim Wein wie mit seinesgleichen. Doch gegen Empörer war er hart und unerbittlich, gegen Feinde zuweilen treulos, und bei aller Freigebigkeit ein sparsamer Wirt. Seiner tapferen, hochsinnigen langobardischen Gemahlin Sigilgaita, der Tochter Waimars IV. von Salerno, die ihn überall hin begleitete, sogar in die Schlacht, widmete er makellose Treue. „Wer mir Weib und Kinder nimmt“, sagte er einmal, „der mag alles haben!“ Er war stolz auf seinen Beinamen, den er schon seit seiner Jugend führte, und in der That geht ein Zug nüchterner, kluger Berechnung durch dies thatenfrohe Leben. Mit wunderbarer Sicherheit traf er das, was seinen Interessen diente, und keinem Bundesgenossen gab er mehr, als dies zuließ, auch nicht dem Papste, aber er wußte, daß er seine Macht begründet hatte in engster Verbindung mit dem Papsttume und er hielt daher unerschütterlich an ihm fest.

Mathilde von Tuscien.

So hatte Rom eine schlagfertige Macht im Süden der Halbinsel gewonnen, und gleichzeitig fesselte es in ihrer Mitte eine andre noch mehr an sich als bisher. Auf Gottfried von Tuscien war Ende 1069 sein Sohn Gottfried der Höckerige gefolgt, der sich dann mit seiner Stiefschwester Mathilde vermählte. Da ihn Lothringen sehr in Anspruch nahm, so überließ er die Regierung seiner italienischen Gebiete seiner Gemahlin Mathilde und deren Mutter Beatrix. Beide waren aus religiöser Begeisterung unbedingte Anhängerinnen des Papsttums, Mathilde mit Hildebrand bald eng befreundet; sie stellten ihm ihre Kräfte bedingungslos zur Verfügung. So beherrschte das Papsttum den größten Teil der Halbinsel, und indem es 1066 die Normannen in Frankreich zur Eroberung von England bevollmächtigte, gewann es auch im fernen Norden einen gewaltigen Verbündeten.



228. Markgraf Bonifacius von Tuscien, Vater der Markgräfin Mathilde.
Aus Donizos „Lobgedicht auf Mathilde“ (jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom).

Das Ziel des neuen Papsttums.

Und dies cluniazensische Papsttum, das Europa politisch immer mehr umspannte, ging raschen und sicheren Schrittes auf sein Ziel los: eine vom Geiste der Weltentsagung durchdrungene Kirche, losgelöst von aller Verbindung mit dem Staate, unumschränkt regiert von dem Papste als dem Statthalter Christi auf Erden, dem alle weltlichen Herrscher untergeordnet seien wie das Reich der Sünde, die Welt, dem Reiche Gottes und die ganze Christenheit als eine große Gefolgschaft des Himmelsherrn zu folgen habe. Ein verwegener Radikalismus, wie er nur einem weltfremden Idealismus entspringen kann, stürmte rücksichtslos über alle Überlieferungen, alle Rechte und alle praktischen Erwägungen hinweg nach einem unmöglichen Ziele.



229. Papst Gregor VII.

Entworfen vom Maler Karl Herrmann (1844), der über die Porträts der Kirchenfürsten in Rom besondere Studien gemacht, nach allen ihm erreichbaren Hilfsmitteln, da ein authentisches Bildnis nicht existiert.

Wahl Gregors VII.

Schon war König Heinrich IV. ganz persönlich vor ihm zurückgewichen, indem er 1069 auf seinen Plan, sich von seiner ungeliebten Gemahlin scheiden zu lassen dem angedrohten Banne gegenüber verzichtete; schon hatte Alexander II. fünf königliche Räte wegen „Simonie“ gebannt (1073); da starb er, und bereits am Tage nachher, bei der Bestattung des Papstes in der Laterankirche, am 22. April 1073, wurde in stürmischer, tumultuarischer Weise durch bloßen Zuruf des Volkes und des Klerus, ohne jede eigentliche Wahl der bisherige geheime Leiter der päpstlichen Politik, Hildebrand, als Gregor VII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben und sofort inthronisiert, alles ohne königliche Zustimmung.

Hildebrand war der Sohn armer Landleute aus der Nähe von Saona bei Bolsena im südlichen Tuscien und hier um 1025 geboren. Etwa zehn Jahre alt kam der Knabe nach Rom, wo er in der päpstlichen Schule am Lateran seine Ausbildung erhielt und den späteren Papst Gregor VI. zum Lehrer hatte. Nach der Katastrophe von 1047 begleitete er diesen auf dessen besonderen Wunsch nach Deutschland und lebte mit ihm hier in Köln und Aachen bis zum Tode des Papstes 1048, kehrte aber dann im Gefolge des neu erhobenen Papstes Leo IX. 1049 nach Rom zurück. Hier empfing er 1050 nach dem nötigen theologischen Unterricht die Weihe als Subdiakonus (s. oben S. 487). Als solcher besuchte er im Jahre 1053 das Kloster Cluny und knüpfte mit dessen Abte Hugo persönliche Beziehungen an. Von hier aus ging er nach Dentschland, um die Bezeichnung eines Nachfolgers für Leo (Victor II.) zu erbitten (1054, s. S. 493). Seine Verdienste um die Erhebung Nikolaus' II. verschafften ihm im September 1059 die Erhebung zum Diakonus und bald darauf die Würde des Archidiakonus, womit er in die Reihe der Kardinalspriester eintrat. Ein genialer Mensch war er offenbar gar nicht, wohl aber

unerschütterlich in seiner hierarchischen Überzeugung, deren äußerste Konsequenzen er unerschrocken und ohne Rücksicht auf praktische Erwägungen zog, im besten Glauben an sein Recht, mutig, persönlich lauter und anspruchslos, wenn auch nicht ohne Leidenschaft, und ohne wirkliche Kenntnis der Welt, ein radikaler kirchlicher Idealist.

Die ausbrechenden sächsischen Unruhen hinderten den König, gegen dies Vorgehen Verwahrung einzulegen. Und er bemerkte es nicht, daß in weiten Landschaften auch Deutschlands die cluniazensische Strömung unwiderstehlich um sich griff. Erzbischof Anno brachte sie in den lothringischen Klöstern und in seiner Stiftung Saalfeld zur Herrschaft, in Schwaben machte Abt Wilhelm seit 1069 das Kloster Hirschau, die alte Gründung des Grafen von Calw (um 830), zu einem weithin sichtbaren Mittelpunkte der cluniazensischen Bewegung; im Südosten waren Erzbischof Gebhard von Salzburg (1059—88) und Bischof Altmann von Passau (1065—91) schon ganz für sie gewonnen. Auch der asketische Wallfahrtstrieb ergriff die Deutschen: bereits 1064 pilgerten gegen 7000 Geistliche und Laien unter Leitung des Erzbischofs von Mainz nach Jerusalem. Und noch stürmischer als in Deutschland ging die Bewegung in der Lombardei vorwärts. Hier hatten die geistlichen Demagogen der Pataria die städtischen Massen gegen die verheirateten Priester gehetzt und die Ehelosigkeit praktisch durchgesetzt, und gelähmt, ihrer Städte kaum noch mächtig, standen die Bischöfe und die Laienfürsten diesem wüsten Treiben gegenüber. Ausbreitung der Reformideen in Deutschland.

So wagte Gregor VII. seinen ersten entscheidenden Schritt. Die römische Fastensynode 1075 bannte abermals die „simonistischen“ Räte des Königs und aus gleichem Grunde dazu die Bischöfe von Bremen, Speier und Straßburg; zugleich erklärte sie, daß nach dem Buche des Kardinals Humbert von Silvia Candida Contra Simoniacos die Investitur der Bischöfe durch den König gegen das Recht der Kirche sei. Damit legte sie die Axt an die Wurzel der deutschen Reichsverfassung. Die Aufwerfung der Investiturfrage.

Der Sieg des Papsttums (1076—1105).

Nicht lange, und der Krieg wurde offen erklärt. Kein deutscher König durfte damals auf die Investitur verzichten, und Heinrich IV. hatte bis jetzt dies Recht in Deutschland wie in Italien ausgeübt, hatte hier in Mailand seinen Kaplan Thedald als Erzbischof eingesetzt, indem er zugleich die Anhänger der Pataria als Hochverräter ächtete, und sogar für Fermo und Spoleto Bischöfe ernannt. Ja er verhandelte bereits mit Robert Guiscard, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Gehoben durch seinen glänzenden Sieg über die Sachsen rüstete sich Heinrich offenbar, persönlich in Italien einzugreifen. Da führte Gregor VII. den Bruch herbei, indem er königlichen Gesandten, die von Rom nach Deutschland zurückgingen, ein Schreiben an Heinrich mitgab, das ihm heftige Vorwürfe über seine angeblich unsittliche Lebensweise machte, ihn sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht bessere, und ihn aufforderte, seine gebannten Räte auf der Stelle zu entlassen. Als der König in Goslar am 1. Januar 1076 aus der Hand seiner eignen Boten diese Mahnungen empfing, ergriff den Fünfundzwanzigjährigen heißer Zorn, und er führte auf der Stelle den Gegenschlag. Eine Synode von 24 deutschen Bischöfen — weitaus die Mehrzahl — im Beisein des Königs erklärte zu Worms noch im Januar Gregor VII. wegen Gewaltthätigkeit, Meineides und Verletzung der alten kirchlichen Ordnungen für entsetzt der päpstlichen Würde, und Gesandte der lombardischen Bischöfe, die mit Jubel die Wormser Beschlüsse übernommen hatten, beeilten sich, sie nach Rom zu befördern. Der Bruch zwischen Papst und König.

Als sie am 21. Februar während der Fastensynode vor dem Papste erschienen und die deutschen Schreiben unerschrocken verlasen, konnte nur das Eintreten Gregors VII. sie vor dem Schwerte seiner erzürnten Vasallen schützen. Dann gab er seine Antwort. Der Bann gegen Heinrich IV.

Er suspendierte zunächst alle lombardischen und die in Worms versammelten deutschen Bischöfe, dann, in der Form eines an St. Petrus gerichteten Gebets, untersagte er dem König Heinrich die Ausübung der Regierung Deutschlands und Italiens, entband seine Unterthanen vom Eide der Treue und „schlang um ihn die Bande des Fluchs.“

„Der ganze Erdkreis erzitterte bei dieser Kunde.“ In der That, welcher Fürst war noch seiner Macht sicher, wenn der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden nach seinem Befinden Könige bannen und Unterthanen von ihrem Eide lösen konnte? Die Herrschaft des Papsttums nicht nur über die Kirche, sondern über die ganze Welt war angekündigt, der unausgleichbare Kampf zwischen der Theokratie und der Souveränität des Staates begann.

Abfall der deutschen Fürsten.

Da aber zeigte sich's, daß die deutschen Fürsten und Bischöfe überhaupt noch gar nicht politisch dachten. Ein ungeheurer Abfall, unerhört in der deutschen Geschichte, begann. Halb aus Gewissensbedenken, halb aus selbstsüchtiger Berechnung sagte sich einer nach dem andern dieser Herren vom gebannten König los, zuerst Welf von Bayern und Rudolf von Schwaben, dann die Sachsen mit Otto von Nordheim und Eckbert II. von Meißen, die rasch die königlichen Burgen bewältigten, endlich auch die meisten Bischöfe. Im Oktober 1076 kam es zu Tribur mit dem verratenen König zu Verhandlungen. Verlassen wie er war, mußte er versprechen, sich vorläufig der Regiernngsgeschäfte zu enthalten, die gebannten Bischöfe und Räte zu entfernen, Worms seinem Bischof auszuliefern und den Papst auf den 2. Februar 1077 nach Augsburg einzuladen, um als Schiedsrichter über die Beschwerden der Fürsten gegen den König zu entscheiden. Überdies scheinen sich die Fürsten dahin geeinigt zu haben, das Reich als „verwaist“ zu betrachten, wenn sich Heinrich nicht binnen Jahr nnd Tag vom Banne löse. Vernichtet, wie man meinte, zog sich der König nach Speier zurück, und der Papst zog durch Tuscien und die Lombardei den Alpen zu.

Canossa.

Da zerriß der König mit einem verzweifelten Entschluß alle Pläne seiner Feinde. Begleitet von seiner treuen Gemahlin Bertha, mit der er sich schon seit Jahren ausgesöhnt hatte, überschritt er im Januar 1077 auf dem Gebiete seines Schwiegervaters im härtesten Winter auf vereisten und verschneiten Saumpfaden den Mont Cenis und kam glücklich nach Pavia. Mit grimmigem Jubel vernahmen die Fürsten und Bischöfe der Lombardei von seiner Ankunft, sie boten ihm ihr gutes Schwert gegen den Papst, dessen Demagogen ihre Unterthanen verhetzten, und Gregor VII., schon auf dem Wege nach Verona, suchte erschrocken Zuflucht auf dem Felsenschlosse Canossa unweit Reggio, bei seiner Freundin, der Gräfin Mathilde, denn das unentbehrliche deutsche Geleit hatten ihm die Fürsten nicht gesandt. Doch Heinrich dachte weit anders. Er wollte durch eine Kirchenbuße die Lösung vom Banne erzwingen, die ihm der Papst dann gar nicht verweigern durfte; damit entwand er den deutschen Fürsten den zurechtgemachten Vorwand für ihre Rebellion und beruhigte Tausende von ehrlichen Gemütern. So langte er mit andern Gebannten am 25. Januar 1077 auf der Burg Canossa an. Drei Tage lang stand hier der deutsche König im inneren Schloßhofe im Büßergewande, „barfuß, nüchtern vom Morgen bis zum Abend, des römischen Papstes Urteil erwartend.“ Diese Buße wirkte mit zwingender Gewalt auf Gregor, bei dem auch die Gräfin Mathilde und der Abt Hugo von Cluny zur Versöhnung sprachen; er ließ den König ein, löste ihn vom Bann und reichte ihm selbst das heilige Abendmahl. Dagegen versprach Heinrich, sich zu bessern und sich dem Schiedsspruche des Papstes, der an seinem Plane, nach Deutschland zu reisen, festhielt, zu unterwerfen (29. Januar). Sehr möglich, daß er jetzt zu seinen gunsten ausfiel.



230. Markgräfin Mathilde. Aus Donizos „Lobgedicht auf Mathilde" (jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom).

Da bewiesen die deutschen Fürsten, daß sie bei ihrer Rebellion nur ihre eignen Interessen im Auge gehabt hatten. Sie wählten am 13. März 1077 in Forchheim bei Nürnberg den Herzog Rudolf von Schwaben zum König. Damit schoben sie den Papst einfach beiseite und eröffneten den Bürgerkrieg, keineswegs für Gregor VII., der sich vielmehr zunächst ganz zurückhielt, sondern für ihre Sonderinteressen. Rudolf von Schwaben, Gegenkönig.

Heinrich IV. hatte in der Lombardei seine Partei gesammelt, noch von dort aus Liutold von Eppenstein zum Herzog von Kärnten erhoben und dem Patriarchat Aquileja Friaul, Istrien und Krain mit allen Hoheitsrechten übertragen, um wenigstens dieser Alpenstraßen völlig sicher zu sein; zu Anfang Mai kam er durch Kärnten und Österreich nach Regensburg. Für ihn war fast der ganze Südosten des Reichs, Kärnten, Österreich, der größte Teil des Adels und der Bischöfe in Bayern (mit Ausnahme Salzburgs und Passaus) und Wratislaw von Böhmen, dann Lothringen mit den rheinischen Bistümern oder Bischofsstädten, in Schwaben Augsburg und Ulm, in Franken vor allem Würzburg, und im ganzen Reiche außer in Sachsen die Reichsklöster. Rudolfs angemaßtes Königtum beschränkte sich wesentlich auf Sachsen und Thüringen; vorgeschobene Stellungen bildeten für ihn die Güter der Zähringer im Breisgau und die welfischen Besitzungen in Schwaben. Heinrichs IV. Ziel mußte die Niederwerfung der Sachsen sein, deren zäher Stammespartikularismus die Seele des Die Parteiung in Deutschland.

unseligen Krieges war. Dafür bildete Würzburg den Ausgangspunkt, Franken und Thüringen boten ihm die Angriffslinien, denn im Angriff war er immer.

Feldzüge Heinrichs gegen Sachsen.

Noch im Mai 1077 entsetzte er in Ulm Welf und Rudolf ihrer Herzogtümer, und Würzburg hielt eine Belagerung Rudolfs tapfer aus. Einem neuen Vorstoße desselben begegnete Heinrich am 7. August 1078 bei Melrichstadt, nördlich von Würzburg, so nachdrücklich, daß Rudolf zurückwich, obwohl er das Schlachtfeld behauptete. Dagegen wurden Heinrichs Bauernaufgebote im Elsaß und am unteren Neckar von der schwäbischen Ritterschaft völlig geschlagen. Um Schwaben besser in die Hand zu bekommen, übertrug er 1079 dies Herzogtum an Friedrich von Büren, der kurz zuvor seine Hauptburg auf dem stolzen Kegelberge des Hohenstaufen in der Rauhen Alp inmitten seiner Allode gebaut hatte. Dann warf der König den Herzog Leopold II. von Österreich (1075—96) nieder, der im vorhergehenden Jahre zu seinen Gegnern übergetreten war, und brach mitten im Winter von Mainz durch Thüringen nach Sachsen auf. Aber der Stoß mißlang; bei Flarchheim, unweit der Unstrut, wurde er am 27. Januar 1080 zurückgeworfen und erlitt noch angesichts der Wartburg in einem Nachhutgefecht herbe Verluste.

Erneuerung des Bannes.

Bis dahin hatte Gregor VII. mehrmals durch seine Legaten eine schiedsrichterliche Entscheidung herbeizuführen gesucht; jetzt schien ihm das Gottesurteil der Schlachten für Rudolf gesprochen zu haben. Er gab daher seine bisherige Neutralität auf, erneuerte im März 1080 den Bann gegen Heinrich, entsetzte ihn seiner Würden und erkannte Rudolf als deutschen König an. Doch der Bann erwies sich diesmal als ein kalter Blitzstrahl. Der König, der die Nachricht in Bamberg empfing, ließ sie sofort überall verbreiten und hatte bald die Genugthuung, daß er jetzt mit Erfolg wagen konnte, was 1076 mißlungen war. Eine Synode von dreizehn seiner Bischöfe in Mainz entsetzte zu Pfingsten 1080 Gregor VII. seines Amtes, und in Brixen vereinigten sich dreißig deutsche und lombardische Bischöfe am 25. Juni in Beisein des Königs nicht nur zur Wiederholung dieses Beschlusses, sondern sie wählten auch das Haupt der lombardischen Bischöfe, Wibert von Ravenna, zum Papste.

Schlacht bei Hohenmölsen, Rudolfs Fall.

Nunmehr galt es, diesen Beschlüssen auch in Rom Nachdruck zu geben. Zuvor führte der König nochmals den Stoß gegen Sachsen. Nun blieb zwar in der heißen Schlacht bei Hohenmölsen, unweit Pegau, an der weißen Elster, am 15. Oktober 1080 Otto von Nordheim mit dem sächsischen Adel abermals siegreich, aber im Getümmel erhielt der „Sachsenkönig“ Rudolf einen Lanzenstich in den Unterleib und verlor durch einen Schwerthieb seine Schwurhand. Er starb noch am Abend im Lager und wurde im Dome des nahen Merseburg bestattet. So hatte das Gottesurteil doch für Heinrich IV. entschieden und die Gegner waren zunächst führerlos. Daß sich damals Herzog Leopold von Österreich durch den Bischof Altmann als päpstlichen Legaten gegen den König gewinnen ließ, war für diesen empfindlich, doch bewaffnete er gegen diesen den Herzog Wratislaw von Böhmen und brach im März 1081 mit geringen Streitkräften nach Italien auf.

Heinrich IV. vor und in Rom.

Vielleicht wußte er schon, daß dort alles nur auf ihn harre und Gregor VII. fast wehrlos sei. Denn dieser hatte sich zwar nach mancherlei Irrungen mit dem eigenmächtigen, aber unentbehrlichen Robert Guiscard wieder ausgesöhnt und ihn am 29. Juni 1080 in Ceprano am Liris aufs neue mit den eroberten Ländern belehnt, aber als Heinrich in Italien erschien, stand der Herzog eben im Begriffe, sein Heer gegen Byzanz zu führen, dessen Eroberung dem Siegverwöhnten nach so langer Zerrüttung des Reichs (s. unten) nicht schwierig schien; als „König von Persien“ wollte er enden. Daher blieb er taub gegen die Bitten des Papstes, und auch Mathilde konnte diesem nicht helfen, denn ihre getreuen Vasallen versagten den Dienst gegen den

König, der jetzt von Pavia heranzog. Am 21. Mai 1081 stand er vor Rom. Aber er fand die Stadt zur Verteidigung gerüstet, und erst nachdem er mehrmals die Einschließung mit Hilfe des römischen Landadels wiederholt hatte, gelang es ihm, am 3. Juni 1083 die Leostadt durch Überrumpelung zu nehmen und endlich mit den Geldsummen, die ihm Kaiser Alexios I. von Byzanz bereitwillig zur Verfügung stellte, um Robert Guiscard von seinem Reiche fern zu halten, die Übergabe der Altstadt Rom vom Stadtadel zu erkaufen. Am 21. Mai 1084 ließ er Wibert von Ravenna als Clemens III. im Lateran inthronisieren und empfing aus seiner Hand am 21. Mai die Kaiserkrone im St. Peter. Nur noch die Engelsburg und das Septizonium am Palatin behaupteten die Gregorianer unter beständigen Kämpfen.



231. **Bronzene Grabplatte des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben im Dome zu Merseburg.**

Übersetzung der Inschrift:

König Rudolf, der für das Gesetz der Heimat gefallen,
Nach Verdienst beklagt, ruht hier geborgen im Grab,
Einen König, der ihm, hätt' in friedlicher Zeit er geherrschet,
Gleich war in Rat und in That, gab es seit Karolus nicht.
Wo die Seinen gesiegt, sank er als heiliges Opfer;
Leben ward ihm der Tod, da für die Kirche er fiel.

Robert Guiscard nimmt Rom.

Inzwischen hatten sich, trotz der schweren Niederlage von Durazzo am 18. Oktober 1081 und der Einnahme der tapfer verteidigten Stadt am 21. Februar 1082 (s. unten), die Widerstandskräfte der Byzantiner doch weit stärker erwiesen, als Robert Guiscard erwartet hatte, und ein Aufstand in Apulien hatte ihn persönlich 1082 aus Makedonien nach Italien zurückgerufen, wobei er den Heerbefehl seinem Sohne Boemund überließ, der aber auch im Sommer 1083 alle Eroberungen wieder räumen mußte (s. unten). Endlich, im Mai 1084, nahte der Herzog mit 30000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern zum Entsatze Roms. Vor diesem Heere räumte der Kaiser die Stadt (21. Mai), und schon am Morgen des 28. Mai drangen Roberts beutegierige Scharen durch die Porta Pinciana und die Porta del Popolo (Flaminia) in Rom ein. Mit Plünderung und Brand, Mord und Schändung nahmen diese buntgemischten Haufen an den Römern Rache für ihren Abfall von Gregor und für einen verzweifelten

Versuch zum Widerstande, und ganze Stadtteile, namentlich im Osten auf den Hügeln, sanken in Trümmer. So groß war die Erbitterung der Römer gegen Gregor, daß er dem abziehenden Heere seiner „Befreier“ folgen mußte, und sehr bald kehrte Clemens III. von Tivoli nach Rom zurück. Aber weder er noch die nachfolgenden Päpste, am wenigsten die Gregorianischen, geboten wirklich über die Stadt. Sie verfiel abermals den kämpfenden Adelsparteien, der Tusculaner und der Colonna auf der einen, der Cenci und Frangipani auf der andern Seite, und die Bauten des Altertums, das Kapitol, das Kolosseum, das Septizonium, der Titusbogen und andre mehr verwandelten sich in die Burgen und Streittürme dieser Geschlechter.

Gregors VII. Ende.

Gregor VII. hatte Zuflucht in Salerno gefunden. Hier verschied er schon am 25. Mai 1085, unerschüttert in dem Glauben an sein Recht, aber in dem bitteren Bewußtsein, daß er besiegt sei. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, daher sterbe ich in der Verbannung“, waren seine letzten Worte (mit Beziehung auf den Hebräerbrief 1,9). In der Krypta des von Robert glänzend erneuerten Domes von Salerno, den er selbst noch eingeweiht hatte, wurde er beigesetzt. Doch seine Ideen starben nicht mit ihm, sie leben noch heute und erschüttern die Welt.

Tod Robert Guiscards.

Wenige Wochen nach ihm ereilte der Tod auch den gewaltigen normannischen Eroberer. Er hatte Korfu nach einem glänzenden Seesiege über Byzantiner und Venezianer erobert und seinen Sohn Roger gegen Cefalonia gesendet, da erkrankte er schwer auf der Fahrt dahin und starb in Kassiope auf Korfu in den Armen Rogers und seiner Gemahlin Sigilgaita am 17. Juli 1085, gegen 70 Jahre alt. Sein Heer räumte übereilt Korfu, ein Sturm zerstreute die Flotte auf der Rückfahrt, auch das Schiff, das Roberts Leiche trug, strandete, und sie wurde von Sigilgaita mit Mühe geborgen und zu Venosa in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt. Sein Nachfolger in Italien Roger, Sigilgaitas Sohn, gab die byzantinischen Pläne des Vaters völlig auf. Dafür wurde bis 1090 die Eroberung Siziliens vollendet.

Heinrichs Rückkehr und der Gottesfriede.

Als Sieger war Heinrich IV. nach Deutschland zurückgekehrt. Dort hatten seine Gegner erst im Sommer 1081 den machtlosen Grafen Hermann von Lützelburg (Luxemburg) zum König gewählt, aber der galt außerhalb Sachsens wenig. Wenn er dann auch im August 1081 bei Höchstätt an der Donau Friedrich von Schwaben schlug und zu Anfang des Jahres 1084 Augsburg eroberte, so wurden diese Vorteile doch mehr als aufgewogen durch die schwere Niederlage Leopolds von Österreich gegen die Bayern und Böhmen bei Mailberg am 12. Mai 1082, und noch mehr durch den Tod Ottos von Nordheim am 11. Januar 1083. Leopold unterwarf sich dem heimkehrenden Kaiser, und auch Augsburg kam wieder in seine Hand. Ein tiefes Friedensbedürfnis ergriff nach zehnjährigem heillosen Bürgerkriege das deutsche Land. Furchtbar hatten die Bauernschaften unter seinen Verheerungen gelitten, die Wirtschaft der Bistümer und Abteien war zerrüttet durch die massenhaften Verlehnungen an Vasallen und Ministerialen, alle Autorität in Staat und Kirche erschüttert durch Gegenkönige, Gegenpäpste und Gegenbischöfe. Da verkündigte zuerst 1081 Bischof Heinrich von Lüttich den „Gottesfrieden“ für die Zeit von Freitag bis Montag früh und alle hohen Kirchenfeste bei Strafe des Bannes, ihm folgte 1083 der Kölner Sprengel, 1084 der Hof des Gegenkönigs; endlich verkündete ihn zu Mainz im Mai 1085 unter des Kaisers Vorsitz eine Synode für das ganze Reich. Als Heinrich den Sachsen ihr altes Landesrecht verbrieft hatte und im Juni selbst dort erschien, huldigte ihm fast das ganze Land, und er kam unangefochten bis Magdeburg. Er hatte die unentbehrliche Verbindung des Königtums mit der deutschen Kirche wiedergewonnen, und als Friedensfürst erschien er dem mißhandelten Volke.

Freilich glimmten überall noch die Reste des Bürgerkrieges. Im östlichen Sachsen erwies sich Eckbert von Meißen als unberechenbar treulos, bis der Kaiser 1089 seine Mark an Heinrich von Eilenburg aus dem Hause Wettin (dem Markgrafen der Lausitz seit 1075) übertrug und Eckbert in einer wüsten Fehde umkam. Im Sommer 1086 machten die sächsischen und schwäbischen Gegner des Kaisers nochmals den Versuch, ihm sein Bollwerk Würzburg zu entreißen, siegten am 11. August bei Pleichfeld über das königliche Entsatzheer und nahmen die Stadt, doch fiel sie bald nachher wieder in die Hände Heinrichs. Nun unterwarfen sich ihm auch die meisten sächsischen Bischöfe, der Gegenkönig Hermann verließ das Land und fiel schon 1088 bei einer Fehde in seiner Heimat. Nur Welf, der Bayern wiedergewinnen wollte, und der eifrig kirchliche Berthold von Zähringen standen noch unter Waffen. Erlöschen des Bürgerkrieges.

Inzwischen hatte Gregor VII. erst im Mai 1086 in der Person des sehr gemäßigten Abtes Desiderius von Monte Cassino als Victor III. einen Nachfolger erhalten. Doch Clemens III. behauptete sich in Rom, Victor III. starb schon im September 1087, und sein Nachfolger Kardinal Hugo von Ostia, ein französischer Cluniazenser, im März 1088 als Urban II. (1088—1099) inthronisiert, verzichtete auf die Pläne Gregors VII. insofern, als er sich darauf beschränkte, nur die Losreißung der Kirche vom Staat, nicht mehr die Unterwerfung des Staates unter den Papst, zu erstreben. Auch dies Ziel war freilich für das deutsche Königtum unannehmbar. Um daher die Opposition gegen Heinrich IV. wieder zu beleben, benutzte Urban II. die starke cluniazensische Strömung im südlichen Schwaben, die, von den Klöstern Hirschau, St. Blasien und Schaffhausen ausgehend, auch die schwäbischen Laien mit steigender Gewalt ergriff und als „Laienbrüder" (conversi, barbati) in dichten Scharen zu den Klöstern trieb, und vermittelte 1090 die lächerliche Scheinehe der vierzigjährigen Mathilde von Tuscien mit dem gleichnamigen neunzehnjährigen Sohne Welfs, um die italienischen und süddeutschen Gegner Heinrichs in Verbindung zu setzen. So gefährlich erschien dies doch dem Kaiser, daß er noch 1090 abermals nach Italien ging und Mathildens Gebiete angriff. Nach langer Belagerung nahm er um Ostern 1091 deren Hauptfestung im Pogebiete, Mantua, und siegte bei Vicenza, aber sein Angriff auf Canossa im Oktober 1092 prallte ab. Da erhob sich aufs neue die lombardische Pataria, riß in Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza die Gewalt an sich und einigte diese Gemeinden zu Anfang 1093 zu dem ersten italienischen Städtebunde gegen den Kaiser, dem sie sofort die Alpenpässe sperrte. Noch schwerer traf ihn persönlich der schnöde Verrat seines schon 1087 zum Nachfolger bestimmten ältesten Sohnes Konrad. Wohl mehr aus persönlichen als aus sachlichen Beweggründen trat er im April 1093 offen zu den rebellischen Städten über und empfing die Krone der Lombarden zu Monza. Zugleich gab sich die zweite Gemahlin Heinrichs IV. nach Berthas Tode 1087, die Russin Adelheid (Praxedis), mit der er seit langer Zeit in einer sehr unglücklichen Ehe lebte, dazu her, auch seinen sittlichen Ruf zu vernichten, indem sie zu der sittenstrengen Gräfin Mathilde flüchtete und sich selbst des Ehebruchs zieh. Heinrich IV. zum zweitenmale in Italien.



232. Der junge Konrad, Sohn Heinrichs IV.

Aus Donizos „Lobgedicht auf Mathilde" (jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom).

Triumph des Papsttums; der erste Kreuzzug.

Allerorten triumphierte nun die päpstliche Partei. Im November 1093 konnte Urban II. endlich in Rom einziehen, obwohl die Wibertisten noch den größten Teil der Stadt festhielten; dann zog er 1094 triumphierend durch Tuscien nach dem Norden. Im mächtig aufstrebenden Pisa erhob er der gehorsamen Stadt zu Ehren das Bistum zum Erzbistum; zu Piacenza erneuerte er auf einer von Tausenden von Geistlichen und Laien besuchten Synode im März 1095 die Beschlüsse gegen Priesterehe und Simonie, vor allem aber den Bannfluch gegen Heinrich IV. und Wibert, in Cremona empfing ihn der junge König Konrad, leistete dem Papste beim Einzuge die Dienste des Marschalks und schwur ihm am 15. April den Vasalleneid, in Mailand unterwarf sich ihm demütig der von Heinrich eingesetzte Erzbischof Arnulf. Italien lag zu den Füßen Urbans II. Dieser aber zog nun über die Alpen und durch Burgund nach Clermont in der Auvergne, wohin er für den 18. November 1095 eine allgemeine Synode ausgeschrieben hatte, und hier rief er das christliche Abendland zum heiligen Kriege, zum Kreuzzuge gegen den Islam auf. Mit einem Schlage erhob sich damit das Papsttum an die Spitze des christlichen Abendlandes und überflügelte vollständig das Kaisertum (s. Bd. IV).

Rückkehr Heinrichs IV.

Während es damit eine unabsehbare Bewegung zunächst in den romanischen Ländern entfesselte, während in Deutschland wenigstens die Lothringer von ihr ergriffen wurden und ihre Scharen sich mit denen der Nordfranzosen durch das Reich nach Osten wälzten, saß König Heinrich verlassen und vergessen, machtlos und verzweifelnd im Nordosten Oberitaliens. Erst als sich die Welfen vom Papste, der ihrer jetzt nicht mehr bedurfte, trennten, gelang es ihm, sie durch Belehnung mit Bayern, Berthold von Zähringen durch Einräumung der Domäne Zürich mit dem Herzogstitel 1096 auf seine Seite herüberzuziehen und sich den Weg zur Rückkehr nach Deutschland im Frühjahr 1097 zu bahnen. Italien gab er auf; dort ist sein Sohn Konrad schon 1101 in bitterer Reue gestorben.

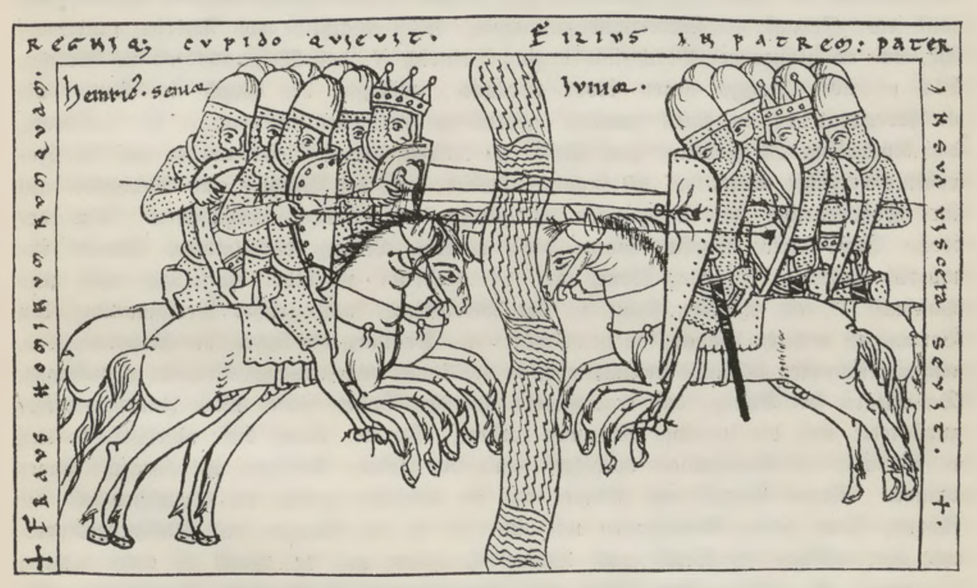
Friedensbestrebungen Heinrichs IV.

Fortan widmete Heinrich IV. seine ganze Thätigkeit der Herstellung des Friedens. Das allgemeine Bedürfnis kam ihm entgegen, und mit dem Kreuzzuge, namentlich mit der ersten großen deutschen Kreuzfahrt im Jahre 1101, die dann im fernen Kleinasien ein so jammervolles Ende nahm (s. Bd. IV), waren eine Menge unruhiger und feindlicher Elemente aus dem Lande verschwunden. Nach vorbereitenden Beschlüssen in Bamberg (1099) verkündete dann auf dem Reichstage von Mainz am 6. Januar 1103 der Bischof von Würzburg den Reichsfrieden auf vier Jahre und den Entschluß des Kaisers, sich mit der Kirche zu versöhnen und sodann die Leitung eines Kreuzzugs zu übernehmen.

Empörung Heinrichs V.

Beide Beschlüsse ergänzten sich. Denn die dichten Scharen der ritterlichen Vasallen, die der endlose Bürgerkrieg unter Waffen gerufen hatte, waren nach dessen Ende geradezu eine schwere Gefahr für das Reich, wenn es nicht gelang, sie in einem großen auswärtigen Unternehmen zu beschäftigen, und das konnte damals nur ein Kreuzzug sein. Daher war es Heinrichs IV. letztes Verhängnis, daß auch Urbans II. Nachfolger Paschalis II. (1099—1118) ihm die Aussöhnung mit der Kirche durch sein hartnäckiges Festhalten an dem im März 1102 erneuerten Banne unmöglich machte, also auch den Kreuzzug. Denn die Unzufriedenheit dieser ritterlichen Kreise richtete sich nun gegen den Kaiser als den Urheber des ihnen unleidlichen Friedenszustandes, und sie fanden einen Führer in dessen jüngerem Sohne Heinrich (V.), obwohl dieser schon 1099 als Nachfolger anerkannt worden war. Als der Kaiser im Dezember 1104 nach Magdeburg aufbrach, um die Wahl eines Gregorianers zum Erzbischof zu verhindern, verließ Heinrich (V.) bei Fritzlar das kaiserliche Lager, gewann Bayern und Sachsen für sich und auch die meisten Bischöfe durch die heuch-

lerische Erklärung, daß er mit dem gebannten Vater nicht mehr verkehren könne. Aufs neue begann ein ruchloser Bürgerkrieg, zuerst in Bayern, wo die Truppen beider Könige bei Regensburg aufeinanderstießen, dann am Rhein, wo Heinrich IV. besonders in Köln Beistand fand. Von Mainz aus zog nun Heinrich V. 1105 den Rhein hinab, dem Vater im unnatürlichen Kampfe zu begegnen. Als sich beide bei Koblenz gegenüberstanden, zeigte der Sohn plötzlich Reue, bat den Vater persönlich um Verzeihung und ritt mit ihm nach Bingen. Dort bewog er ihn, seine Truppen zu entlassen, am nächsten Morgen aber ließ er ihn festnehmen und nach der Bnrg Bökelheim an der Nahe bringen (22. Dezember). So schwarzem Verrate gegenüber gab der unglückliche Kaiser den Kampf auf und legte am 31. Dezember in der alten Karolingerpfalz zu Ingelheim vor den Fürsten die Krone nieder.



233. **Kampf Heinrichs IV. mit seinem Sohne Heinrich (später Kaiser Heinrich V.) bei Regensburg (1105).**

Diese Abbildung, die in der Jenenser Handschrift der Chronik des Otto von Freising enthalten ist und den drohenden Zusammenstoß von Vater und Sohn am Flusse Regen darstellen soll, gibt ein höchst anschauliches Bild von der Kriegsrüstung und Kampfesweise jener Zeit. Die beiden Parteien, die übrigens noch durch den Fluß voneinander getrennt sind, sprengen mit eingelegten Lanzen gegeneinander: Heinrich IV. kenntlich gemacht durch den einköpfigen Reichsadler an dem Schilde und die Überschrift Heinricus senior, der Sohn durch die Bezeichnung Heinricus junior. Die Umschrift des Bildes lautet in deutscher Übersetzung:

Unter den Menschen hat niemals Betrug und Herrschbegier noch geruhet.
Es wütet der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen sein eignes Blut.

Allein dem Frevel folgte die Vergeltung auf dem Fuße. In Niederlothringen regte sich kräftig die kaiserliche Partei, und der Kaiser entkam glücklich nach Lüttich zum Bischof Otbert. Am 22. März 1106 wurden die Reitergeschwader König Heinrichs V. an der dortigen Maasbrücke blutig abgewiesen, auch sein Angriff auf das gut kaiserliche Köln scheiterte im Juli vollständig, und ein allgemeiner Umschlag schien noch möglich; da verschied Heinrich IV. am 7. August 1106 in Lüttich.

Heinrichs IV Ende und Bedeutung.

Wie ein Held der antiken Tragödie erlag er weit mehr als eigner Schuld einem übermächtigen Schicksale. Aber daß er mit seiner ganzen Kraft für die Ottonische Reichsverfassung, also für den Bestand des Reichs selber, eintrat, das hat den völligen Sieg der päpstlichen Theokratie verhindert. Dafür verfolgte ihn der unversöhnliche Haß dieser Kirche über das Grab hinaus. Die Leiche wurde erst in einer ungeweihten Kapelle auf einer Maasinsel bei Lüttich, später in einer Seitenkapelle des Domes von Speier beigesetzt. Aber die Thränen der Witwen und Waisen, der Armen und Elenden flossen am Sarge des Gebannten.

Der kirchliche Ausgleich und der Sieg des weltlichen Fürstentums (1106—1125).

Heinrichs V. erste Romfahrt.

Heinrich V., bei seiner Thronbesteigung erst 24 Jahre alt, war nicht nur durch die Laienfürsten und den kleinen Adel, sondern auch durch die Bischöfe emporgekommen und also weit davon entfernt, sein Investiturrecht sich schmälern zu lassen. Daher blieben auch die Verhandlungen mit Paschalis II. vergeblich, vielmehr erneuerte dieser das Investiturverbot in Guastalla und auf einer Synode in Troyes 1107, allerdings ohne Wirkung. Indes konnte der König, längere Zeit mit böhmischen, polnischen und ungarischen Händeln beschäftigt, erst im August 1110 nach Italien aufbrechen, dann allerdings mit so imponierender Macht, wie sie niemals einem deutschen Könige zur Verfügung gestanden hatte, mit 30 000 Reitern, über die er auf der Roncalischen Ebene bei Piacenza die prangende Heerschau hielt. Vor diesen eisengepanzerten Geschwadern sank jeder Gedanke an Widerstand zusammen; selbst Mathilde von Tuscien unterwarf sich, und in glänzender Machtfülle beging Heinrich V. das Weihnachtsfest in Florenz. Als er über Arezzo gegen Rom vorrückte, willigte der Papst in Sutri am 4. Februar 1111 in einen zunächst geheim zu haltenden Vertrag. Er versprach, den König am 12. Februar zum Kaiser zu krönen, wenn dieser vorher auf die Investitur verzichte, unter der Bedingung nämlich, daß die Bischöfe und Reichsäbte auf ihre Hoheitsrechte und Besitzungen zu gunsten des Reiches verzichteten. Nur der ideale Sinn dieses Papstes konnte diese radikale Lösung des leidigen Streits für möglich halten. Als der König am 11. Februar in Rom eingezogen war und Paschalis II. am nächsten Tage in der Peterskirche vor großer Versammlung den Vertrag zu verlesen begann, da brach unter den Prälaten ein Schrei der Empörung los, und sie weigerten sich aufs bestimmteste, in den ihnen angesonnenen Verzicht zu willigen. Da erklärte der König, daß er nunmehr auf den Boden seines alten Investiturrechts zurücktrete und die sofortige Krönung fordere. Da der Papst diese ablehnte, so ließ er ihn mit 16 Kardinälen verhaften und von seinen Reisigen ins deutsche Lager bringen. Einen Angriff der Römer auf die Leostadt wiesen die Deutschen ab, sie führten ihren hohen Gefangenen mit sich fort in die Burgen des Sabinergebirges, und hier willigte der Papst nach langem Sträuben am 11. April in einen neuen Vertrag. Er räumte dem König das Investiturrecht in der alten Ausdehnung ein, versprach ihn niemals zu bannen, löste den toten Heinrich IV. vom Banne und vollzog am 13. April die Kaiserkrönung. Unmittelbar nach seiner Rückkehr ließ darauf der Kaiser die Leiche des Vaters an seinem Sterbetage, 7. August, mit feierlichem Gepränge im Kaiserdome zu Speier beisetzen.

Lothar von Sachsen.

Aber er täuschte sich schwer, wenn er meinte, daß damit der Kampf zu Ende sei. Mochte der Papst zugestehen, was er wollte, die Gregorianer wollten nichts davon hören, und da Paschalis sein Wort hielt, so wiederholten zwei Synoden, im Lateran und in Vienne 1112, den Bann gegen den Kaiser. Dagegen war dieser ohnmächtig, denn die Stärke der Gregorianer lag schon nicht mehr in Italien, sondern in Frankreich, und in Deutschland selber regte sich der Widerspruch. Denn die alten kaisertreuen Bischöfe waren allmählich durch Gregorianer ersetzt worden, denen auch der Primas Germaniae, der Erzbischof Adalbert von Mainz, angehörte, und das weltliche Fürstentum erhob immer kühner sein Haupt, besonders seit es einen so fähigen und thatkräftigen Führer gewonnen hatte, wie Herzog Lothar von Sachsen (seit 1106). Als Erbe seines Vaters Gebhard Graf von Suplingenburg bei Helmstedt, hatte er schon 1088 die Vogtei des Erzstifts Bremen erworben, später durch Vermählung mit Richenza, der Tochter Heinrichs des Fetten von Nordheim und Gertruds von Braunschweig, einen großen Teil der Nordheimischen und Brunonischen Allode erhalten,

und endlich als der mächtigste Grund- und Lehnsherr Sachsens, nach dem Aussterben der Billunger mit Magnus' Tode (23. August 1106), von Heinrich V. das Herzogtum Sachsen empfangen. Damit entstand eine national-sächsische Monarchie wie die der Ludolfinger gewesen war, unverträglich mit der Reichseinheit, wenn der Herzog nicht die Königskrone trug.

Heinrich V. und die Fürsten.

Alle Grafen Sachsens und die deutschen Marken im Osten in enge Abhängigkeit von sich zu bringen, die Slawen wieder zu unterwerfen, wenn es sein mußte, auch dem Königtume Trotz zu bieten, das waren Lothars Ziele. Er gab 1110 Holstein und Stormarn mit den dazu gehörigen Marken an Adolf I. von Schaumburg, er nahm den christlichen Abotritenfürsten Heinrich in seinen Schutz und unterstützte ihn in seinen Kämpfen gegen das wilde Seeräubervolk der Ranen auf Rügen, er trat für die unbedingte Erblichkeit der großen Reichsämter und Reichslehen ein. In dieser Frage stieß er zuerst mit dem Kaiser zusammen, als er nach dem Aussterben des thüringischen Grafenhauses von Weimar-Orlamünde 1112 für seinen Schwager, den rheinischen Pfalzgrafen Siegfried von Ballenstedt, einen Seitenverwandten jenes Geschlechts, Partei ergriff, während der König die Grafschaft, wie es rechtens war, als erledigtes Reichslehen einziehen wollte. Von Wieprecht von Groitzsch, dem Landgrafen Ludwig I. dem „Springer" von Thüringen, Erzbischof Adalbert u. a. m. offen und geheim unterstützt, nahm Lothar den Kampf auf. Kurz entschlossen ließ Heinrich V. den Erzbischof verhaften und nahm das Erzstift Mainz unter eigne Verwaltung; sein Feldherr Hoyer von Mansfeld siegte am 21. Februar 1113 bei Warnstädt in der Nähe von Quedlinburg über die Sachsen, und diese verloren allen Rückhalt, als der Kaiser durch seine glänzende Vermählung mit Mathilde von England, der Tochter König Heinrichs I., zu Mainz im Januar 1114 in enge Verbindung mit England trat. In dieser großen Fürstenversammlung unterwarf sich auch Lothar von Sachsen. Heinrich V. stand auf der Höhe seiner Macht.

Allein seine gewaltsame Behandlung deutscher Fürsten, namentlich die Verhaftung Ludwigs von Thüringen in Mainz, die Verleihung von Freibriefen an rheinische Bischofsstädte (1111 an Speier, 1112 und 1114 an Worms) und die fortgesetzten Wühlereien der Gregorianer erzeugten allmählich eine solche gereizte Stimmung gegen den Kaiser unter den weltlichen und geistlichen Fürsten, daß, als er im Juni 1114 gegen die ungehorsamen Friesen zu Felde zog, in seinem Rücken der Erzbischof Friedrich von Köln mit seiner Stadt, die meisten niederlothringischen und westfälischen Grafen und endlich sogar der Herzog Lothar gegen ihn losschlugen. Nach verworrenen Kämpfen wurde der Kaiser bei Andernach geschlagen, wandte sich dann gegen Sachsen, nahm Braunschweig und Halberstadt, erlitt aber am 11. Februar 1115 am Welfsholze bei Sandersleben eine so schwere Niederlage, daß er Sachsen räumen mußte und nach Mainz zurückging. Mit Ausnahme von Bayern und Schwaben stand darauf alles gegen ihn unter Waffen, und seine Gegner gewannen jetzt auch den offenen Beistand der Kirche; päpstliche Legaten verkündeten erst in Reims und Köln, im September 1115 auch in Goslar aufs neue den Bann gegen den Kaiser und alle von ihm investierten Bischöfe. Dieser mußte ihnen sogar einen besonders gefährlichen Bundesgenossen zuführen, denn ein Aufstand der Mainzer Bürger trotzte ihm im November die Freilassung Adalberts ab.

Heinrichs V. zweite Romfahrt.

In dieser verzweifelten Lage griff Heinrich zu einem verzweifelten Mittel. Er beschloß seine Residenz auf längere Zeit nach Italien zu verlegen, um dort persönlich mit Paschalis II. zu verhandeln und dadurch seinen deutschen Gegnern den Boden unter den Füßen wegzuziehen, ähnlich wie sein Vater 40 Jahre zuvor. Dazu kam, daß die „große Gräfin" Mathilde am 24. Juli 1115 gestorben war und über ihre

ausgedehnten Lande (mit rechtlicher Wirkung natürlich nur über ihre Allodien) zu gunsten des heiligen Petrus verfügt hatte. Im Februar 1116 überschritt der Kaiser die Alpen und nahm darauf das ganze Mathildische Erbe, nicht nur die Reichslehen, ohne jeden Widerspruch für das Reich in Besitz, am 18. April auch Canossa. So zum größten Grund- und Lehnsherrn ganz Ober- und Mittelitaliens geworden, fesselte er den lombardischen und toscanischen Adel durch reiche Vergabungen an sich und sah auch zahlreiche Bischöfe an seinem Hofe; vor allem aber förderte er die aufstrebenden italienischen Städte planmäßig durch Privilegien und Schenkungen. Venedig, wo er selbst länger verweilte, unterstützte er bei dem Feldzuge zur Einnahme des dalmatinischen Zara 1116; die Pisaner, die schon 1087 mit Genua zusammen einen Zug gegen Tunis unternommen hatten, entrissen jetzt (1114/15) den Arabern der Balearen Iviza und Majorca und erhielten dafür vom Kaiser die Höfe Livorno und Papiana. Der Stadt Mantua bewilligte er die Niederlegung der kaiserlichen Pfalz in ihren Mauern und ihre mühsam der „großen Gräfin" abgerungenen Rechte, der Gemeinde Novara den Besitz ihrer Mauern und Türme, Turin löste er ganz von der Markgrafschaft, den Bolognesen bestätigte er ihre Freiheiten und bediente sich des eigentlichen Reformators ihrer Rechtsschule, Irnerius (Warnerius, Werner) als eines Beirats, der die Gedanken römisch-kaiserlicher Allgewalt einem deutschen Herrscher wieder nahebrachte.

Aber den Hauptzweck seines Aufenthaltes in Italien erreichte er nicht. Paschalis II. blieb unnachgiebig, obwohl er der Stadt Rom selbst nicht einmal Herr war; als sich der Kaiser endlich, von dem Stadtpräfekten und den Konsuln Roms (s. unten) eingeladen, mit Heeresmacht näherte, entwich der Papst nach Capua, Heinrich V. aber hielt am Ostersonntage, 25. März 1117, seinen feierlichen Einzug in die bekränzte Stadt und ließ sich zur Feier des Festes im St. Peter durch den Erzbischof Burdinus von Braga (in Portugal) mit der Krone schmücken. Aber Paschalis starb am 21. Januar 1118, und sein Nachfolger Gelasius II. floh sofort nach Gaëta, später nach Burgund. Erzürnt erschien der Kaiser zum zweitenmal in Rom und ließ den Erzbischof Burdinus als Gregor VIII. zum Papste weihen, wobei Irnerius den Römern die alten Rechte des Kaisers auseinandersetzte (März 1118), aber mit dieser neuen Kirchenspaltung hatte er wenig gewonnen. Die Entscheidung lag in Deutschland.

Der Reichsfriede.

Hier standen sich in zähem Ringen die Gegner mit gleichen Kräften gegenüber. Im Süden hatte Friedrich von Schwaben die ganze oberrheinische Tiefebene in seine Hand gebracht, indem er auf den Vorsprüngen der Vogesen überall feste Burgen anlegte, als militärische Stützpunkte für das dortige Reichs- und Kirchengut, die schwäbische Ministerialität hier ansiedelte und die Bischöfe von Straßburg, Speier und Worms aus ihren Sprengeln trieb; in Franken vertrat sein Bruder Konrad tapfer die Sache des Kaisers. Als dieser im Herbst 1118 wieder nach Deutschland heimkehrte, war die Ermüdung allgemein. Zu Anfang des Jahres 1120 schlossen die Sachsen Waffenstillstand; als im Juni 1121 noch einmal die feindlichen Streitkräfte bei Mainz zusammenstießen, kam es statt zur Schlacht zu dem Abkommen, für den September einen Reichstag nach Würzburg zu berufen. Hier beschlossen die Fürsten, ein beständiger Friede solle herrschen, das Reich wie die Kirche die verlorenen Güter zurückerhalten und ein allgemeines Konzil die Investiturfrage lösen.

Das Konkordat von Worms.

Zum Glück war nach dem Tode Gelasius' II. am 2. Februar 1118 in Calixtus II. (Erzbischof Guido von Vienne) ein Mann auf den Stuhl Petri gekommen, der, obwohl früher eifriger Gregorianer, doch weder Fanatiker wie Gregor VII. noch Schwärmer wie Paschalis II. war und die Lage nüchtern übersah, daher auch der entschiedenen Erklärung der deutschen Fürsten, der Kaiser könne nicht völlig auf die Investitur ver-



234. Der deutsche Krönungsmantel (jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien).
Arabische Stickerei auf roter Seide aus dem Jahre 1132 mit zwei riesigen Gruppen von Tierkämpfen in völlig flächenhafter Stilisierung. (Nach Woltmann.)

zichten, Gehör schenkte. So wurde am 23. September 1123 das Konkordat von Worms vereinbart und vor großer Versammlung verlesen. Der Bischof wurde künftig von seinem Kapitel (den nach der Regel Chrodegangs von Metz klösterlich zusammenlebenden höchsten Geistlichen des Sprengels), der Reichsabt vom Klosterkonvent frei nach kanonischer Satzung gewählt, doch in Gegenwart des Königs oder seines Vertreters, und erhielt die Investitur mit den Symbolen der geistlichen Würde, Ring und Stab, von seinen Mitbischöfen, die mit den Reichslehen und Regalien durch das Zepter vom König, und zwar in Deutschland vor der geistlichen Investitur und der kirchlichen Weihe, in Italien und Burgund sechs Wochen danach. Calixtus II. hat diesen Vertrag auf einer römischen Synode als einen glänzenden Sieg der Kirche verkündet und ist in diesem Bewußtsein am 23. Dezember 1124 gestorben; thatsächlich war es ein Ausgleich, der dem Kaisertum das Wesentliche seiner Rechte ließ und die alte unentbehrliche Verbindung zwischen Königtum und Kirche wiederherstellte, freilich mit der schwerwiegenden Veränderung, daß der Kaiser jeden Einfluß auf die Papstwahl verlor. Der Schlußstein in dem Gebäude der deutschen Reichsverfassung war verrückt.

Ausgang Heinrichs V.

Und etwas ganz Neues war die entscheidende Mitwirkung der weltlichen Fürsten an allen diesen Verhandlungen, also an der Reichsregierung, und sie ließ sich nicht mehr beseitigen. Ja Heinrich V. erlitt in der Frage der unbedingten Erblichkeit der Reichslehen eine neue Niederlage gegen Lothar von Sachsen, als er nach dem kinderlosen Tode Heinrichs II. von Eilenburg 1123 die Mark Meißen an Wiepracht von Groitzsch, die Lausitz an Hermann von Winzenburg verlieh. Denn eigenmächtig setzte Herzog Lothar in die Lausitz Albrecht (den Bären) von Ballenstädt, in Meißen Konrad von Wettin, einen Seitenverwandten Heinrichs von Eilenburg, ein. Noch setzte der Kaiser in Bamberg den Beschluß zu einer Reichsheerfahrt gegen Sachsen zum 25. Juli 1124 durch, wie der Vater. Dann aber ließ er sich in den Streit seines Schwiegervaters Heinrichs I. von England mit Ludwig VI. von Frankreich verwickeln und führte das Reichsheer, sehr gegen den Willen der Fürsten, plötzlich gegen Frankreich. Doch kam er nur bis Metz, denn ganz Nordfrankreich stand unter Waffen (s. unten); er kehrte nach dem Rheine zurück und erlag schon am 23. Mai 1125 zu Utrecht einem lange verheimlichten Krebsleiden, erst 43 Jahre alt. Mit ihm erlosch das salisch-fränkische Königshaus.

Die Folgen des Investiturstreites.

Die weltlichen Fürstentümer.

Heinrich V. hatte den Kampf um die Reichs- und Kirchenverfassung nicht unglücklich beendet, aber aus dem freien Verfügungs- und Schutzrecht über die Kirche war ein rein lehnsrechtliches Verhältnis geworden, und die weltlichen Fürsten hatten eine regelmäßige Mitwirkung an der Reichsregierung errungen und die Erblichkeit ihrer Ämter und Lehen, auch der Herzogtümer, allenthalben durchgesetzt. Beide Ergebnisse sind niemals rückgängig gemacht worden. In Sachsen herrschten die Suplingenburger, in Thüringen die Winzenburger seit 1129 als „Landgrafen“ mit thatsächlich herzoglicher Gewalt, die 1130 an ein seit fast 100 Jahren schon in Thüringen, besonders um Eisenach und Freyburg a. d. Unstrut angesessenes fränkisches Geschlecht (Ludwig I.) überging, in Meißen die Wettiner, in der Nordmark seit 1056 die Grafen von Stade, in Holstein die Schaumburger. Niederlothringen war bereits in Grafschaften und Bistümer aufgelöst und der Herzogsname ein bloßer Titel geworden, während Oberlothringen vereinigt geblieben war; nicht viel anders stand es in Franken. In Schwaben geboten die Staufen seit 1079, neben ihnen die Zähringer als große Grundherren im Breisgau und um Zürich mit dem Herzogstitel, in Bayern die Welfen seit 1069, doch beschränkt durch die mächtigen Pfalzgrafen aus dem Hause Wittelsbach, in Österreich die Babenberger, im Herzogtum Kärnten seit 1077 die Eppensteiner, seit 1122 die rheinischen Sponheimer, doch eingeengt durch die ausgedehnten Immunitäten der bayrischen Bistümer, in Steiermark die Ottokare, die bis 1158 die Allodien aller großen Geschlechter und die Schirmvogtei über die geistlichen Stifter an sich brachten.

Anfänge des deutschen Bürgertums.

Während somit die Umwandlung der großen Reichsbeamten in erbliche Fürsten zum Abschluß kam, vollzog sich, zumeist auf dem Boden der Bischöfe, von den letzten Saliern gefördert, eine zukunftsreiche, politische Neubildung, die Anfänge eines selbstständigen städtischen Bürgertums. Denn die rasch fortschreitende wirtschaftliche Entwickelung mußte die Fesseln der hofrechtlichen Verwaltung sprengen und zur Selbstverwaltung der Städte führen, da vor allem der Kaufmann über seinen Besitz möglichst frei verfügen mußte und die Entscheidung von Handelsstreitigkeiten unmöglich auf das nur in Pausen zusammentretende Ding des Stadtherrn oder des Grafen warten konnte. Die ersten Anfänge treten in der Teilnahme der städtischen Ministerialen und Censualen an dem Territorialrat und dem Schöffengericht der Bischöfe, zuweilen auch in der Übertragung polizeilicher und handelsgerichtlicher Befugnisse an eine Gilde freier Kaufleute hervor (in Köln 1112 an die Amtleute [officiales] der richerzeche). Später werden die Bürger durch königlichen Freibrief von einzelnen hofrechtlichen Leistungen an den Stadtherrn (z. B. dem Buteil, s. S. 499) und von der Dingpflicht außerhalb der Stadt befreit (zuerst Speier 1111, dann Worms 1114) und zugleich in ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit durch Zollbefreiungen gefördert. Konrad von Zähringen gab seiner neugegründeten Stadt Freiburg im Breisgau 1120 neben Freiheit in der Verwaltung und Veräußerung ihres Besitzes auch die Wahl des Schultheißen und legte Polizei und Rechtsprechung in die Hände eines Kollegs von 24 Schöffen (Consules). Doch wurde dadurch die Stadtherrschaft der Bischöfe an sich noch keineswegs erschüttert. Straßburg z. B. stand nach dem ältesten Stadtrecht von 1130—40 durchaus noch unter bischöflichen Ministerialen, die auch an der Spitze der Zünfte (officia) der noch hofrechtlich verpflichteten Handwerker standen, der Vogt richtete dreimal im Jahre im Echteding über Blutschuld, sein Schultheiß im gebotenen Ding über Frevel, Diebstahl und Geldschuld, aber die Gerichtsbarkeit über die Stadt war seit 1129 eximiert.

Viel rascher vollzog sich die Ausbildung städtischer Selbstverwaltung in Ober- und Mittelitalien auf Grund der schnelleren wirtschaftlichen Entwickelung (s. S. 501). Mächtig hatte die Pataria die ganze Stellung der geistlichen und weltlichen Stadtherren in der Lombardei erschüttert, das Selbstgefühl der unteren Schichten gesteigert. Da vereinigten sich nun in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts, hier früher, dort später, aber allerorten in der Lombardei, in der Romagna und in Tuscien die oberen Stände, die Capitane, die Valvassoren und die Kaufleute zum „Gemeinwesen" (il commune) und wählten aus ihrer Mitte (3—6) jährlich wechselnde „Konsuln". Das geschah am frühesten in Genua 1110, in Mailand zwischen 1114 und 1117, in Bologna 1123 u. s. f. Die in Zünften (arti) vereinigten Handwerker hatten keinen Anteil an der Regierung, waren aber waffenpflichtig. Diese neue Regierung nahm nun an Stelle des Stadtherrn, also in den meisten Fällen des Bischofs, dessen Hoheitsrechte, gewöhnlich für die ganze „Grafschaft", in die Hand, obwohl sie ihm oft noch wenigstens die formelle Belehnung mit denselben überließ. Indem die großen und kleinen grundbesitzenden Vasallen an dieser neuen politischen Gestaltung teilnahmen, verschmolz in Oberitalien die ländliche mit der städtischen Kultur, die in Deutschland allmählich in einen immer schärferen Gegensatz gerieten, und das alte Übergewicht der Städte über das platte Land stellte sich wieder her. Die Nordhälfte Italiens aber, die bis dahin zum größten Teil aus geistlichen Fürstentümern bestanden hatte (s. oben S. 497), verwandelte sich größtenteils in eine Gruppe von Stadtrepubliken. — Der von Italien ausgehende Anstoß wirkte ganz unmittelbar auf Burgund hinüber, dessen Städte mit den italienischen in engem Verkehr standen. In Arles und Marseille hatten sich die Bürger schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts zu einer Gemeinschaft (universitas) zusammengeschlossen, die mit den Stadtherren, unter Umständen auch mit andern Städten, verhandelte, wie z. B. 1108 die universitas von Massilia einen Handelsvertrag mit Genua, Pisa und Gaëta einging. Später trat hier, wie in Avignon und Arles, die italienische Konsulatsverfassung in Kraft, obwohl den Stadtherren gewöhnlich eine formelle Oberhoheit blieb. Die Städte in Italien und Burgund.

Am unmittelbarsten wirkte natürlich der Investiturstreit auf die Kirche selbst. Zunächst zeigte sich das Anwachsen der kirchlichen Strömung in den massenhaften Klostergründungen großer Laiengeschlechter nach der in der Hirschauer Weise verschärften Benediktinerregel oder nach der Einrichtung der regulierten Augustinerchorherren (für Weltpriester). Damals entstanden Laach in der öden Eifel 1093, Reinhardsbrunn in Thüringen 1085, das Peterskloster auf dem Lauterberg bei Halle 1124, Pegau 1092, in Bayern 1077 Bayrisch-Zell (später nach Scheiern verlegt), in den Ostmarken Göttweih 1083, Melk 1089, Kloster-Neuburg 1108, Garsten an der Ens 1107, St. Lamprecht in Steiermark 1096, St. Paul in Kärnten um 1091 und andre mehr. Dann gingen von Burgund und Frankreich zwei neue Orden aus, die Cistercienser (Citeaux gegr. 1098), die in einer strengeren Fassung der Benediktinerregel Armut und fromme Betrachtung mit wirtschaftlicher Arbeit verbanden und ihre erste deutsche Niederlassung 1121 in Altenkamp bei Geldern gründeten, und die Prämonstratenser, deren deutscher Stifter Norbert von Xanten für eine Reform der Augustiner Chorherren im Sinne eifriger Predigt und Seelsorge wirkte, nach dem Muster seines Stifts Prémontré bei Langres (gegr. 1119) in Deutschland zuerst Kappenberg in Westfalen gründete und seit 1126 als Erzbischof von Magdeburg das dortige Marienkloster zum zweiten Hauptsitze seines Ordens machte (gest. 1134). Neue Klöster und neue Orden.

Vor dem Bedürfnis, die Waffen zum Kampfe zu schärfen, wie es die zuerst in Nordfrankreich, in der Normandie und in Paris aufkommende Scholastik mit Hilfe der Aristotelischen Logik lehrte (s. unten), wichen nicht nur für diese neuen Orden, Umwandlung der Litteratur.

sondern für alle kirchlichen Unterrichtsanstalten des Abendlandes die klassischen Studien vor der kirchenrechtlichen und dialektischen Ausbildung zurück. In einer unendlichen Fülle von Streitschriften verfochten die Parteien ihren Standpunkt, unter den Cluniazensern niemand kühner und nachdrücklicher als Petrus Damiani; auch die Briefe Gregors VII. gehören zum größten Teile hierher, und von der andern Seite focht Petrus Crassus schon mit den Sätzen des römischen Rechts für den Kaiser (1080). Selbst aus der Geschichtschreibung wußte man sich eine wuchtige Waffe zu schmieden, vor allem die Gregorianer. Was diese dadurch an lebhafterer Färbung und Vertiefung in die Charaktere und ihre Motive gewann, verlor sie freilich auf der andern Seite an Unbefangenheit und Wahrheitsliebe. Der Sachse Bruno, die Schwaben Bernold und Berthold sind leidenschaftliche, verblendete Gegner Heinrichs IV., Lambert von Hersfeld weiß mit seiner Gregorianischen Gesinnung wenigstens eine lebensvolle und eindringliche Darstellung zu verbinden; entschieden für den unglücklichen König tritt nur der Verfasser der Vita Heinrici, einer Leichenrede, ein, während die großen Weltchroniken Siegeberts von Gembloux (gest. 1112) und Eckehards von Aura (gest. nach 1123) die alte Objektivität zu wahren streben. Eine höchst erfreuliche Erscheinung ist Adams von Bremen überaus reichhaltige „Geschichte der Erzbischöfe von Hamburg" (bis auf Adalberts Tod 1072), eine echte Volksgeschichte die „Chronik der Böhmen" des Prager Dekans Cosmas (gest. 1125).

Dieselbe Parteiung der Historiker tritt in Italien hervor. Ganz auf Gregorianischem Standpunkte steht die Darstellung des Bonizo von Sutri, während die sozusagen amtliche Fortsetzung der Papstgeschichte sich wenigstens äußerlich unbefangener hält; völlig verblendet gegen Gregor ist Benzo von Alba in seiner Lobschrift auf Heinrich IV. und Benno im „Leben Gregors VII.", begeistert für seine Heldin Donizos Epos auf Mathilde. Nicht so sehr von dem großen Kampfe beeinflußt sind natürlich die Werke über Landschafts- oder Stadtgeschichte. Die städtische Entwickelung Mailands schildern Arnulf und Landulf, Pisas Kriegszüge gegen Majorca das Epos des Diakonus Laurentius. Die Thaten der Normannen fanden in dem Cassineser Mönch Amatus (Aimé) einen trefflichen Darsteller, Robert Guiscard besonders in Wilhelm von Apulien, die Eroberung Siziliens in Gaufredus Malaterra, die Geschichte des Klosters Monte Cassino schrieb mit urkundlicher Genauigkeit der Mönch Leo (bis 1075).

So erhob der große Streit das Papsttum an die Spitze des christlichen Abendlandes und befreite es von jeder Unterordnung unter das Kaisertum, er verschob die Grundlagen der Reichsverfassung zu ungunsten des Königtums und der Reichseinheit, er förderte das Emporkommen einer neuen politischen und sozialen Schicht, des städtischen Bürgertums, er erregte mächtig das kirchliche Bewußtsein, veränderte die Ziele der gelehrten Bildung und leitete zu selbständiger Beurteilung der Ereignisse und Personen an.

Die östlichen Nachbarstaaten Deutschlands.

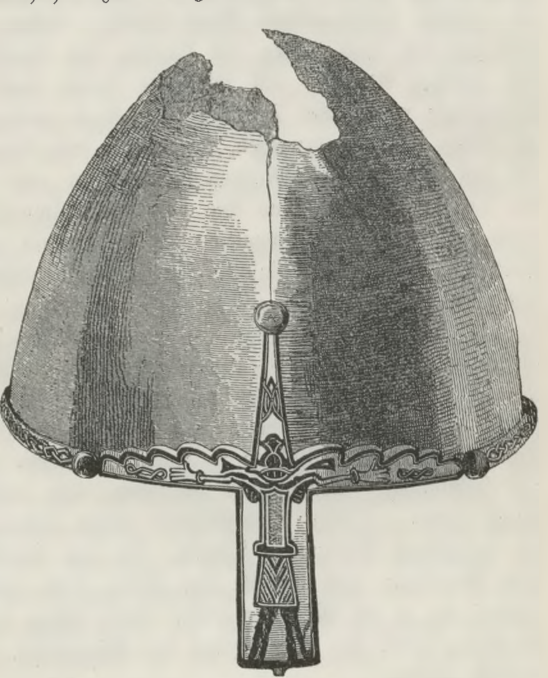
Böhmen und Mähren.

Die Völker an der Ostgrenze des Deutschen Reiches, die Böhmen, Polen und Ungarn, standen in dieser Zeit samt und sonders unter dem überwiegenden Einflusse der deutschen Kultur und Staatsmacht. Am stärksten äußerte sich dieser bei den Tschechen in Böhmen und Mähren. Ihr Schicksal wurde dadurch vor allem bestimmt, daß sie weiter als jeder andre slawische Stamm in das natürliche Ausbreitungsgebiet der Deutschen eingedrungen waren und das Deutschtum sie allmählich im Norden, Nordosten und Süden umfaßte, später sogar in weiten Strichen ihres Landes heimisch wurde,

daß es ihnen aber anderseits gelang, frühzeitig eine nationale Staatsgewalt zu gründen und im Schutze ihres nrwaldbedeckten Gebirgsringes zu bewahren. So mußten sie sich zwar dauernd dem Deutschen Reiche einfügen, behaupteten aber immer ihre innere Selbständigkeit und ihre Nationalität.

Aus der Zersplitterung in Shupen (Stammstaaten) mit einer festen Burg (grad, tschechisch hrad) als Mittelpunkt und einem Fürsten an der Spitze (vgl. S. 129, 432) erhoben sich die Tschechen in Böhmen schon um das Jahr 900 zur nationalen Einheit unter dem Hause der Prschemysliden (d. i. der Vorausdenkenden), die in Prag (Praha von prag, die Stromschnelle), dem natürlichen Mittelpunkte Böhmens, ihren Sitz hatten. Als erster Herzog gilt Spitihnew I., denn ihm scheint es gelungen zu sein, die einzelnen Shupane zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu bewegen. Sein Enkel Wenzeslaw (Wenzel I.), von seiner christlichen Großmutter Ludmila erzogen, mußte sich 929 der deutschen Oberhoheit fügen (s. S. 434) und bahnte dem Christentum den Weg nach Böhmen. Zwar fiel er einer nationalheidnischen Bewegung zum Opfer und wurde von deren Leiter, seinem jüngeren Bruder Boleslaw, am 28. September 935 in Altbunzlau erschlagen, aber als Herzog hielt Boleslaw I. (935—972) am Christentume fest und wurde durch Otto I. im Sommer 950 auch von neuem zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gezwungen, so daß er zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet war (vgl. S. 440). Um dieselbe Zeit nahmen die Böhmen den westlichen Teil des alten Großmährischen Reiches, das Land bis zur March oder Waag, ja sogar Krakau und einen großen Teil des polnischen Schlesien in Besitz, und die bisherigen Gaufürsten wurden mehr und mehr zu herzoglichen Beamten (comites) herabgedrückt. Boleslaws I. Sohn und Nachfolger, Boleslaw II. (972—999), fügte zu diesen staatlichen Grundlagen die kirchliche mit der Begründung des sich von Regensburg 973 lösenden selbstständigen Bistums Prag, das indes dem Erzbistum Mainz untergeordnet blieb und somit den Zusammenhang mit der Deutschen Kirche aufrecht erhielt. Obwohl schon der zweite Bischof ein Tscheche war, Adalbert (Wojtjech, der Sohn des südböhmischen Fürsten Slawnik), der Jugendfreund Kaiser Ottos III. (s. S. 461), so hat doch gerade er, mehr Asket als Bischof, für die Befestigung christlichen Lebens gegen heidnische Unsitte sehr wenig geleistet.

Anfänge des böhmischen Staats- und Kirchenwesens.



235. Helm des heiligen Wenzel im Domschatz zu Prag.

Unter dem wüsten und despotischen Boleslaw III., dem Roten (999—1002), verfiel Böhmen in Zerrüttung und Schwäche. Au den mächtig aufstrebenden Boleslaw Chrobry (s. S. 541) verlor er Krakau und Schlesien, im Lande selbst verwickelte er sich mit seinen Brüdern Jaromir und Udalrich in erbitterten Streit, wurde schließlich geblendet und gefangengesetzt (gest. 1037). Böhmen und Mähren aber erkannten den

Böhmen unter deutscher Oberherrschaft.

Polenherzog als ihren Herrn an, bis König Heinrich II. mit Hilfe der Böhmen den vertriebenen Jaromir als Herzog (1004—1012) einsetzte und die Abhängigkeit Böhmens vom Deutschen Reiche wiederherstellte. An dieser hielt er wie sein Bruder Udalrich (1012—1033), der ihn entthronte, um so mehr fest, als sie sich nur dadurch gegen die polnische Macht schützen konnten. Nachdem diese bald nach Boleslaws Tode 1018 zusammengebrochen war, lockerte sich das Verhältnis wieder. Udalrich wurde 1033 wegen Hochverrats von Konrad II. entsetzt, zwar 1034 wieder entlassen, starb aber schon am 9. November desselben Jahres, zum Glücke für sein Land, eines plötzlichen Todes und hinterließ die Regierung seinem natürlichen Sohne von der schönen Bauerntochter Božena, dem starken Bretislaw, dem „böhmischen Achilles“ (1034—1055). Kühn nahm dieser die Pläne des Polen Boleslaw auf, wollte von Böhmen aus ein großes westslawisches Reich stiften, eroberte 1039 wirklich in einem einzigen Feldzuge fast ganz Polen mit Krakau und Gnesen und führte von dort die Gebeine des heiligen Adalbert als kostbarste Beute nach Prag. Allein das brachte ihn in Widerstreit mit Kaiser Heinrich III. Nach tapferem Widerstande mußte sich Bretislaw im Jahre 1041 unterwerfen, im Frieden von Regensburg seine polnischen Eroberungen bis auf Schlesien und Mähren herausgeben und wahrscheinlich auch das Land südlich der Thaja an Deutschland (die bayrische Ostmark) abtreten (s. S. 485). Fortan aber blieb das Verhältnis Böhmens zum Reiche auf ein halbes Jahrhundert unerschüttert, Bretislaw sein treuer Vasall. Seine hochfliegenden Pläne hatte er aufgegeben; selbst Schlesien gab er 1054 gegen einen Tribut an Polen zurück. Um die Einheit des Landes zu sichern, verfügte er, noch auf dem Sterbebette in Chrudim, daß immer, übrigens altem Brauche entsprechend, der älteste Sproß des ganzen Geschlechtes die Herrschaft führen sollte (Senioratserbfolge), und so folgte ihm damals Spitihnew II. (1055—1061). Doch hatte noch Bretislaw selber seinen drei Söhnen, Wratislaw, Konrad und Otto, Mähren in zwei Teilen mit den Hauptstädten Brünn und Olmütz als selbständige Fürstentümer verliehen, und auch als ihm Wratislaw als Herzog folgte (1061—1092), blieb Mähren seinen beiden jüngeren Brüdern und erhielt 1063 ein besonderes Bistum in Olmütz. In dem deutschen Bürgerkriege unter Heinrich IV. hielt Wratislaw aufs treueste zum König, focht tapfer gegen die Sachsen und die Österreicher, die er bei Mailberg 1082 blutig schlug (s. S. 528), und erhielt znr Belohnung im März 1086 für seine Person den Königstitel, wobei ihm auch der bisherige Tribut erlassen wurde.

Zerrüttung. Aufs neue verfiel nun Böhmen in Zerrüttung, denn nach dem baldigen Tode des Herzogs Konrad von Brünn 1092 versuchte sein Nachfolger, Wratislaws Sohn, Bretislaw II. (1092—1100), die Thronfolgeordnung zu gunsten seines Bruders Borschiwoj zu ändern. Wirklich wurde Borschiwoj als Herzog anerkannt (1100). Nun ließ er zwar der mährischen Nebenlinie ihre Herrschaften, verwickelte sich aber bald mit ihr, namentlich dem Herzog Swatopluk, und mit seinem eignen jüngeren Bruder Wladislaw in grimmige Bürgerkriege, in denen u. a. das ganze edle Geschlecht der Werschowizen seinen Untergang fand (1108). Mehrfach griff Heinrich V. in diese Wirren ein, von der andern Seite Boleslaw III. von Polen, bis endlich 1110 durch deutsche Waffen Wladislaw I. als Herzog eingesetzt wurde und sein jüngerer Bruder Sobieslaw nach Polen flüchtete. Endlich erhielt dieser 1115 das Fürstentum Brünn, und auch Borschiwoj kehrte 1117 aus der Verbannung zurück. Neuen Wirren machte Wladislaws Tod im April 1125 ein Ende, und Sobieslaw folgte ihm in der böhmischen Herzogswürde, obwohl Otto von Olmütz als ältester Sohn des Prschemyslidenhauses die besseren Ansprüche hatte.

Polen.

Mit Böhmen durch Nachbarschaft und Stammesverwandtschaft nahe verbunden, war Polen, das die weiten, meist noch mit Urwald und Sumpf bedeckten Ebenen von den Sudeten und der Oder bis an die unermeßlichen Pripetsümpfe, die natürliche Grenze gegen Rußland, und von den Karpathen bis an die Sümpfe der Netze umfaßte und nach ihnen hieß (Polscha das Land der Ebene, von polje, Ebene, Feld). Hier hausten zwischen Litauen im Nordosten, und russischen Stämmen im Osten und Südosten ursprünglich vereinzelte, durch weite Räume getrennte slawische Stämme in festem Geschlechterverband und demokratischer Gleichheit der Freien, aber unzweifelhaft von Anfang an mit zahlreichen unfreien Knechten. Allmählich sank unter den hier wie überall wirksamen Einflüssen der größte Teil der Freien in dingliche Abhängigkeit (Kmieci, Kmeten), die volle persönliche und dingliche Freiheit wurde zur Ausnahme, daher zum Vorzuge, die Freien erschienen als ein Adel (später szlachta, vom deutschen „Geschlecht"), dessen Mitglieder unter sich strenge demokratische Gleichheit des Rechtes wahrten, ohne Rücksicht auf die Größe des Grundbesitzes. Sie waren natürlich kriegsdienstpflichtig (zu Roß), traten aber niemals in einen Lehnsverband zum Landesherrn. Einen freien Bauernstand neben ihnen gab es nicht. Land u. Volk.

Aus diesen Zuständen erhob sich, offenbar durch Eroberung, an der mittleren Warthe, in der Gegend von Gnesen und Posen ein mächtiges Fürstengeschlecht, die Piasten, das allmählich seine Herrschaft nach Osten und Westen ausdehnte. Dabei stieß der „Herzog" Miesko (Mieczyslaw) 963 mit den nach Osten sich ausbreitenden Deutschen zusammen und wurde Vasall des Kaisers Otto I. (s. S. 445). Seine Vermählung mit der christlichen, böhmischen Herzogstochter Dubrawka (965) knüpfte ein weiteres Band mit dem christlichen Abendlande; schon 966 trat Miesko mit einem Teile seines Adels zum Christentum über, er gründete im Einvernehmen mit dem Kaiser das Bistum Posen 968, das unter das deutsche Erzstift Magdeburg trat, und huldigte dem Kaiser persönlich 973 in Quedlinburg (s. S. 453). Schließlich holte er sich seine zweite Frau Oda, die Tochter des Markgrafen Dietrich von der Nordmark, aus Deutschland und blieb treu auch bei dem großen Abfalle der Elbslawen 983 (s. S. 458). Die ersten Piasten.

Nach seinem Tode 992 riß sein Sohn erster Ehe Boleslaw (Chrobry) mit Beseitigung seiner Stiefbrüder die Alleinherrschaft an sich (992—1025). Nun griff er nach allen Richtungen erobernd aus. Er unterwarf die heidnischen Pommern und Preußen (einen den Litauern verwandten Stamm zwischen Weichsel und Niemen), führte von dort später den Leichnam des heiligen Adalbert (gest. 22. April 996) als kostbare Reliquie nach seiner Hauptstadt Gnesen, entriß 999 den Böhmen Krakau und Oberschlesien. Und nun hatte er den Triumph, daß Kaiser Otto III. selbst im Jahre 1000 zum Grabe seines Jugendfreundes Adalbert nach Gnesen pilgerte. Otto ernannte den Polenherzog zum „Freunde des römischen Volkes", schenkte ihm ein kostbares Schlachtschwert, das noch heute einen Bestandteil des polnischen Kronschatzes in Krakau bildet, verlieh ihm die kirchlichen Rechte des Reiches in allen seinen Landen, errichtete in Gnesen ein Erzbistum und gab seine Einwilligung zur Begründung dreier neuer Bistümer im pommerschen Kolberg (Altstadt bei Kolberg), Krakau und Breslau. Ein deutscher König, der sich freilich nur als römischer Kaiser fühlte, begründete die kirchliche Unabhängigkeit Polens von Deutschland und damit seine nationale Selbstständigkeit (s. S. 463). Eroberungen Boleslaw Chrobrys.

Bald stattete Boleslaw seinen gebührenden Dank für so viel kaiserliche Huld ab. Nach Ottos III. Tode 1002 eroberte er Böhmen und die sächsischen Marken, verlor zwar in langwierigen Kriegen Böhmen wieder, behauptete aber die Marken im Frieden Boleslaws Machtstellung und Verfassung

von Bautzen 1018, wenngleich unter der Hoheit des Reiches (s. S. 464 f.). Dafür vergalt er die Hilfe, die 1017 die Russen durch einen Einfall in Polen Heinrich II. geleistet hatten, im Sommer 1018 durch einen Eroberungszug nach ihrer Hauptstadt Kiew, das er am 14. August besetzte und gründlich ausplünderte (vgl. unten). Als der Gebieter des ganzen Ostens stand er da, die barbarische Pracht und Üppigkeit seines Hofes blendete selbst die Deutschen, und seine strenge Gerechtigkeit machte ihn populär. Denn er war mehr als ein Eroberer. Er war nicht nur der Urheber einer polnischen Kirche, sondern legte auch den Grund zu einer den Zuständen des Landes entsprechenden einheitlichen Verwaltung, zur Kastellanatsverfassung, indem er, zunächst in den Grenzländern, feste Burgen errichtete und ihren Befehlshabern (familiares, comites, später castellani) die Rechtspflege, die Domänenverwaltung und den Oberbefehl über das Aufgebot (pospolite ruszenie) der kriegsdienstpflichtigen Freien (nobiles) ihres Bezirkes übergab und die Umwohner zu regelmäßigen Getreidelieferungen (stroża, im deutschen Wachtkorn) für die Burg verpflichtete. Es entsprach durchaus seiner Stellung, wenn er sich 1025 die Königskrone aufs Haupt setzte. Am 17. Juni desselben Jahres ist er gestorben.

Sinken der polnischen Macht.

Sein Sohn Miesko (Mieczyslaw, 1025—34) war so unklug, die deutsche Oberhoheit in den Marken abzuwerfen, und verlor diese dafür in den Kriegen gegen Konrad II. gänzlich 1031 (s. S. 477), zumal da ihn auch sein von ihm vertriebener jüngerer Bruder Beszprem (Otto) mit russischer Hilfe von Osten her bedrohte. Ihm mußte er sogar die Krone überlassen, kehrte zwar nach Ottos Ermordung 1032 zurück, huldigte aber dem Kaiser im Juli 1032 zu Merseburg und starb als deutscher Vasall im Jahre 1034. Inzwischen war auch Mähren wieder an die Böhmen verloren gegangen. Nach seinem Tode drohte sich Polen geradezu aufzulösen. Seine Witwe Richeza, eine Nichte Kaiser Ottos III., mußte mit ihrem Sohne Kasimir (Kazimierz) nach Deutschland flüchten, der Adel zerfleischte sich in wütenden Fehden, die Kmeten erhoben sich gegen ihre Herren, in Scharen fiel das Volk zum Heidentume zurück, verjagte oder steinigte die Priester, plünderte oder zerstörte die Kirchen. In dieser Verwirrung wagte Bretislaw von Böhmen 1039 seinen kühnen Eroberungszug, der die Polen nicht nur die Gebeine des heiligen Adalbert, sondern auch Schlesien kostete (s. S. 504), Jaroslaw von Kiew drang durch Podlesien bis nach Masovien vor, und die Pommern fielen ab. Erst als Kaiser Heinrich III. gegen die böhmischen Eroberungen auftrat (s. S. 540), gelang es Kasimir mit deutscher Hilfe, seine Herrschaft und die christliche Kirche in Polen wiederherzustellen, die Masovier und Pommern wieder zu unterwerfen und sogar Schlesien, allerdings gegen Tributzahlung, wieder zu gewinnen (1054). Aber die alte Machtstellung Boleslaws war verloren.

Boleslaw II.

Kasimirs Sohn, Boleslaw II. Smialny (der Kühne, 1058—79), wußte die Wirren in den Nachbarländern zu neuen Erfolgen auszunützen. Er griff in Böhmen, Ungarn und Rußland kräftig ein, eroberte im Mai 1069 zum zweitenmal Kiew und unterstützte direkt oder indirekt die deutschen Gegner Heinrichs IV. Endlich erneuerte er, zum großen Mißfallen der deutschen Fürsten, die Königswürde, indem er sich 1076 feierlich krönen ließ. Allein seine Gewaltthätigkeit erbitterte den Adel, und als ihn deshalb und wegen seiner Ausschweifungen Stanislaus, der Bischof von Krakau, nach vergeblichen Ermahnungen endlich bannte, da drang der wütende Fürst mit seinen Bewaffneten in den Dom ein und erschlug den Bischof vor dem Altare 1079. Dieser Frevel gab dem Adel die Veranlassung zur Verjagung des Königs. Boleslaw floh nach Ungarn, wo er wenige Jahre später, um 1081, wohl ein gewaltsames Ende fand.

Wladislaw.

Doch ging die fürstliche Gewalt ohne weitere Erschütterung an seinen jüngeren Bruder Wladislaw Hermann (1081—1102) über. Den Königstitel gab er wieder

auf und trat zum Deutschen Reiche wieder in freundschaftliche Beziehungen. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Judith, einer Tochter Wratislaws von Böhmen (1085), vermählte er sich durch Vermittelung Ottos, des späteren Bischofs von Bamberg und Apostels der Pommern, der damals am polnischen Hofe lebte, mit Heinrichs IV. Schwester Judith, der Witwe Salomos von Ungarn (vgl. S. 513). Seine kriegerische Thätigkeit entwickelte er besonders gegen die Pommern, mit denen er Jahre hindurch um die festen Plätze in der Netzeniederung, namentlich Nakel, in Belagerungen und verwüstenden Einfällen rang, indes ohne durchschlagenden Erfolg, und mit Böhmen verwickelte er sich in Streit, weil er mit dem Tribut für Schlesien lange im Rückstande blieb. Dafür unterstützte Bretislaw II. von Böhmen Wladislaws natürlichen Sohn Zbigniew in seinen Ansprüchen auf Gleichberechtigung mit dem legitimen Sohne Judiths, Boleslaw Krzywousty (d. i. Schiefmaul, geb. 1085). Schließlich mußte Wladislaw 1093 den rückständigen Tribut zahlen und seinem Sohne Boleslaw, dem Neffen des Böhmenherzogs, das Glatzer Land als böhmisches Lehen überlassen. In späteren Jahren wies Wladislaw seinen beiden Söhnen besondere Fürstentümer zu, dem Boleslaw Breslau, Krakau und Sendomir, dem Zbigniew Masovien, und überließ es beiden, den Kampf mit den Pommern fortzusetzen und sich mit den kleinen südrussischen Fürsten (in Ostgalizien) herumzuschlagen. Er starb in hohem Alter zu Plock 1102.

Boleslaw III

Boleslaw III. (1102—1139), wegen seiner stattlichen Erscheinung, Tapferkeit und Unternehmungslust längst populär, hatte lange Jahre den gefährlichsten Feind in seinem Halbbruder Zbigniew, der von Böhmen und Pommern her unterstützt, aber schließlich verjagt wurde. Dazwischen kam ein Konflikt mit dem Deutschen Reiche, da Heinrich V. die alte Tributpflicht Polens nachdrücklich in Erinnerung brachte, doch scheiterte der deutsche Feldzug des Jahres 1109 teils an der tapferen Verteidigung Glogaus, teils an den Schwierigkeiten des Marsches und der Verpflegung in dem wilden Lande, während Heinrich V. in Böhmen 1110 kräftig durchgriff (s. Seite 540). Endlich der langen Verbannung müde, bat Zbigniew den Bruder um Verzeihung und kehrte zurück, wurde aber um 1114 wahrscheinlich auf dessen Befehl umgebracht.

Unterwerfung und Bekehrung Pommerns.

Während dieser Kämpfe hatte Boleslaw in hartnäckigem Ringen den Pommern bis 1109 die Burgen der Netzelinie Filehne, Uscie, Czarnikow und Nakel entrissen und die nächsten im Norden angrenzenden Landstriche von Hinterpommern unterworfen. Nach einer Empörung verwüsteten die Polen, durch den pfadlosen Grenzwald brechend, das pommersche Land aufs entsetzlichste und drangen endlich 1120 im Winter unter Boleslaws Führung bis Stettin vor, das, da haltbares Eis die schützenden Gewässer bedeckte, in seine Hände fiel. Nun unterwarf sich der Pommernherzog Wratislaw, versprach Tribut und Annahme des Christentums. Doch nicht die Polen brachten es nach Pommern, sondern ein Deutscher unter polnischem Schutze, Bischof Otto von Bamberg. Des Slawischen völlig mächtig und mit imponierender Pracht auftretend, gründete er auf zwei Missionsreisen 1124/5 und 1128 eine ganze Reihe von Kirchen, die erste in Pyritz, die zweite in Kammin, die nächsten in Stettin und Wollin, in Kolberg, dessen altes Bistum damals längst wieder untergegangen war, und Belgard; ja er setzte auf seiner zweiten Reise die förmliche Annahme des Christentums in einer großen Landesversammlung auf Usedom durch. Ein Polenfürst erschien als der Schutzherr des Christentums im slawischen Osten. Es war das dauerhafteste und bedeutendste Ergebnis der langen Regierung Boleslaws III.

Reichsteilung.

Denn seine Kämpfe gegen die Russen und seine Einmischung in die böhmischen und ungarischen Händel (s. auch Bd. IV) brachten ihm keinen Gewinn, auch endete er schließlich, wie so viele seiner Vorgänger, damit, daß er 1135 dem deutschen König den Lehnseid schwur und den zwölf Jahre rückständigen Tribut bezahlte. Für die

Zukunft Polens aber war es geradezu verhängnisvoll, daß er kurz vor seinem Tode sein Reich unter seine vier mündigen Söhne teilte, allerdings mit der Bestimmung, daß der älteste als „Großherzog“ (maximus dux) eine höhere Gewalt ausüben sollte. Wladislaw erhielt Krakau und Schlesien, Boleslaw Masovien und Kujawien, Mieczyslaw Gnesen und Pommern, Heinrich Sendomir. Mit Boleslaws III. Tode (28. Oktober 1139) begann daher eine neue Zeit.

Der polnische Staat.

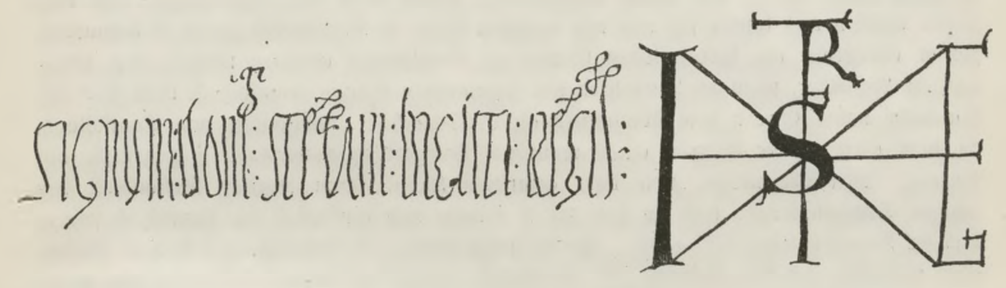
Die alten Grundlagen des polnischen Lebens hatten sich im ganzen während dieser Zeit nicht verändert, aber sie waren etwas verschoben worden. Durch die unaufhörlichen Kriege hatte sich die Zahl der Kmeten stark vermehrt, teils durch die Einschleppung zahlloser Kriegsgefangenen, teils weil viele Freie, erdrückt von der Last des Heeresdienstes, zu Kmeten herabgesunken waren. Die Zahl der Freien war also erheblich verringert. Daher wurden sie mehr und mehr zu einem Herrenstande, einem Adel, der im wesentlichen dem Kriege und vom Kriege lebte und die wirtschaftliche Arbeit in Haus und Hof und Feld den Kmeten und Hörigen, den Bauern überließ und von ihnen zahllose Naturalabgaben und Dienste forderte. Beide Stände waren zu solchen auch dem Landesherrn und seinen Beamten, den Kastellanen, verpflichtet, beide standen ausschließlich unter dieser landesherrlichen Gerichtsbarkeit und Polizei. Auch die reichgewordene Kirche hatte es zu einer politischen Stellung nicht gebracht, am allerwenigsten zur Immunität. Schrankenlos, in seiner Würde erblich, im Besitz ungeheurer Domänen, aller Burgen und aller Regalien (Jagd, Fischfang, Mühlen, Krüge, Märkte, Zölle, Münze), und durch keinen Reichstag eingeengt, waltete der Landesherr. Aber dem polnischen Leben fehlte das Element, das allein mittelalterliche Menschen an den Fürsten band, die Treue belehnter Krieger, denn aller Besitz des Adels war freies Eigen, nicht verliehenes Gut. In diesem Verhältnis wurzelte die spätere so verhängnisvoll gewordene Vorstellung, daß die „Nation“, d. i. der Adel, die souveräne Gewalt im Staate sei (s. Bd. VI, S. 7).

Ungarn.

Die Anfänge des ungarischen Staats; Stephan d. H.

Die Gestaltung des ungarischen Staatswesens ist zunächst dadurch bestimmt worden, daß die Magyaren nur die Mitte des Landes, die unermeßlichen Ebenen der Pußten, wirklich besiedelt, die gebirgigen Ränder nur unterworfen hatten, also als ein herrschender, ganz fremdartiger Stamm mitten unter Völkern andrer Rasse saßen. Bis über die Mitte des 10. Jahrhunderts hinaus ein halbnomadisierendes Räubervolk, regiert von ihren Stammhäuptern unter dem „Großherrn“ aus dem Hause Arpads, dem Gylas und dem Karchan, entgingen die Magyaren nur dadurch dem Schicksale der Petschanegen, von andern Völkern vernichtet oder verschlungen zu werden, daß sie rechtzeitig ihr Räuberleben aufgaben, seßhafter wurden und mit der Annahme des abendländischen Christentums unter deutschem Einfluß ein geordnetes Staatswesen nach deutschem Vorbilde aufrichteten. Zwar bemühte man sich auch in Byzanz um ihre Bekehrung, und einzelne vornehme Ungarn wurden in der That dort getauft, aber der entscheidende Anstoß kam von Deutschland. Schon der spätere Bischof Wolfgang von Regensburg war 972 als Missionar in Ungarn thätig, dann faßte der Bischof Piligrim von Passau als angeblicher Rechtsnachfolger des römischen Erzbistums Lorch (Lauriacum), den Plan, seinen Sprengel über Ungarn auszudehnen, und die zahlreichen christlichen Kriegsgefangenen mochten den Boden bereitet haben, aber die wirkliche Aufrichtung der ungarischen Kirche war die That des Großherrn Geisa (Dewix), den seine in Konstantinopel getaufte Gemahlin dafür gewonnen hatte. Er vermählte seinen Sohn Waik 995 mit Judith von Bayern, der Tochter Herzog Heinrichs, und zog viele Deutsche ins Land. Als sein Nachfolger begründete dieser, nunmehr Stephan (der Heilige, 995—1038) genannt, mit Hilfe Kaiser Ottos III. und Papst Silvesters II. im Jahre 1000 das

Erzbistum Gran in seiner Residenzstadt, so daß sich die ungarische Kirche sofort von der deutschen trennte, wie in demselben Jahre die polnische (s. Seite 541), und nahm vom Papste die Königskrone an, die noch heute einen Teil der „Stephanskrone" bildet. Mit Unterstützung der Deutschen unterwarf er sich dann die Teilfürsten, nach deutschem Muster ordnete er die Verfassung und die Gesetze Ungarns. Die alte Stammesgliederung verschwand vor der deutschen Einteilung in Grafschaften (Comitatus), die nach slawischer Art ihren Mittelpunkt in einer Burg hatten und unter der Verwaltung eines ganz mit den Befugnissen eines deutschen Grafen ausgestatteten königlichen Beamten, des Ispány (vom slawischen żupan, verdeutscht „Gespan") standen. Dieser bezog als Besoldung ein Drittel der Einkünfte seines Komitats und wurde von einem vicecomes (Vizegespan) vertreten. Wahrscheinlich geht auf Stephan I. auch die Einsetzung des königlichen Stellvertreters, des Comes palatinus zurück. Die Gesamtheit der Magyaren waren ursprünglich freie Leute auf freiem Eigen, die Masse der Knechte (servi) ohne Zweifel meist Fremde, unterworfene Slawen oder Kriegsgefangene. Doch sank bald ein Teil der Freien in dingliche Abhängigkeit (Hörigkeit) herab, andre traten als milites (ministeriales, servientes regales) in Lehnsverhältnis zum König. Unter besonderem



236. Signum Stephans des Heiligen.
Signum domini Stephani incliti regis.

königlichen Schutze standen die sehr zahlreichen eingewanderten Fremden (hospites, advenae), namentlich Deutsche und Italiener, und die Geistlichen. Dagegen zeigt sich die niedrige Schätzung der Frauen in der niedrigen Ansetzung ihres Wergeldes. Mord konnte mit Vermögensbuße gesühnt werden, erst später setzte Stephan darauf den Tod, der auch den Hochverräter traf. Regelmäßige Beziehungen zu Cluny, Monte Cassino, Rom (wo ein ungarisches Chorherrenstift und Hospital begründet wurde), zu Ravenna, Konstantinopel und Jerusalem, wo Stephan ein Nonnenkloster errichtete, sollten der jungen ungarischen Kirche den unentbehrlichen Zusammenhang mit der Gesamtkirche sichern.

Siebenbürgen.

In der Aufrichtung dieser Ordnungen liegt die Bedeutung Stephans des Heiligen. Als Eroberer trat er nur insofern auf, als er das fast menschenleere Siebenbürgen, das Land jenseit des Waldes (Transsilvania, ungar. Erdely) besetzte und zur Sicherung gegen die wilden Petschenegen hier die Festung Weißenburg (Karlsburg) anlegte. Gegen Deutschland behauptete er glücklich seine Grenze (s. oben S. 478).

Thronkämpfe und deutsche Einmischung.

Es war ein Unglück für Ungarn, daß Stephan ohne männliche Erben starb und zum Nachfolger seinen Neffen Peter (1038—1046), den Sohn seiner Schwester und des venezianischen Dogen Otto Orseoli, ernannte, der in Italien erzogen war und daher den Magyaren als ein Fremder galt. Eine nationalheidnische Erhebung unter Aba (Ovo) stürzte und verjagte ihn schon 1041, aber die deutsche Intervention setzte ihn 1044 wieder als deutschen Vasallen ein, und erst Andreas, 1046 an der Spitze einer neuen heidnisch-magyarischen Bewegung emporgekommen (1046—1060), die vier Bischöfe, darunter Gerhard von Csanad und zahlreiche andre Geistliche das Leben kostete,

war so klug, zwar die nationale Unabhängigkeit zu verteidigen, aber das Christentum wiederherzustellen. Im Frieden von 1058 erkannte das Deutsche Reich die Selbständigkeit Ungarns an (s. S. 513 unten). Kurz nachher, im Jahre 1060, zwang eine Empörung seines Bruders Bela, den Andreas zu gunsten seines Sohnes Salomo schon 1057 von der Nachfolge ausgeschlossen hatte, den König und seine Angehörigen zur Flucht nach Deutschland. Unterwegs in der Nähe von Wieselburg (Mosóny) wurde er eingeholt und nach heldenmütiger Gegenwehr seiner deutschen Beschützer, die ihm entgegengeeilt waren, erschlagen, während seine Gemahlin mit Salomo nach der Burg Melk entkam. In dessen Interesse unternahmen die Deutschen 1063 einen neuen Feldzug gegen Ungarn, erstürmten das feste Wieselburg und führten, da Bela kurz danach starb, ihren Schützling Salomo zur Krönung nach Stuhlweißenburg, wo er sich mit Heinrichs IV. Schwester Judith (Sophia) vermählte. Doch verständigte er sich bald mit Belas Sohne Geisa dahin, daß dieser als Herzog einen Teil Ungarns unter der Oberhoheit des Königs beherrschen sollte.

Neuordnung des Reichs.

Scharfe Gesetze gegen Raub und Diebstahl und gegen die Bestechlichkeit der Richter zeigten die Bemühungen Salomos, die erschütterte Ordnung zu befestigen, aber er selbst wurde 1074 von Geisa angegriffen, mußte nach drei Niederlagen aus dem Lande weichen und konnte sich nur mit deutscher Hilfe im Nordwesten Ungarns behaupten, wo er obendrein ein beträchtliches Gebiet an Deutschland abtreten mußte, das sofort deutsche Ansiedler, wohl die Vorfahren der sogenannten Hinzen, empfing (s. oben S. 518). Nunmehr nahm Geisa den Königstitel an (1074—77), unbehelligt von Deutschland, da dies eben in die Wirren eines traurigen Bürgerkrieges versank, und gestützt auf Byzanz. Mit der neuen, von dort gesandten Krone, dem zweiten Bestandteil der jetzigen Stephanskrone, ließ er sich 1075 krönen und hinterließ die Herrschaft seinem Bruder Ladislaus (1077—95). Dieser suchte wieder die Anknüpfung mit dem Westen, aber natürlich auf der Heinrich IV. feindlichen Seite, bei Gregor VII., der ihn anerkannte, und Rudolf von Schwaben. An seiner Sache verzweifelnd, entsagte Salomo 1081 der Krone und ist nach mannigfachen wechselnden Schicksalen im Gefolge der Petschenegen bei einem Einfalle derselben in Thrakien 1087 tapfer kämpfend gefallen.

Eroberung Kroatiens.

Ladislaus vollzog die erste große Erweiterung Ungarns über seine natürlichen Grenzen hinaus, er unterwarf Kroatien (s. S. 138 f.).

Die Kroaten, in zwölf Shupen unter einem Großshupan zunächst im Binnenlande angesiedelt, breiteten sich später einerseits bis an die Küste des Adriatischen Meeres aus, wo Zara (Belgrad) sogar ihre Hauptstadt wurde, anderseits nordwärts in das Zwischenstromland der Drau und Save, wo sie um 928 Sisseck, in der letzten Zeit des 10. Jahrhunderts Sirmium eroberten. Als König erscheint zuerst Timislaw 926. Dann gingen aber infolge innerer Wirren die romanischen Küstenstädte an die Venezianer verloren (s. oben S. 498), und Kaiser Basilios II. unterwarf sie wieder der byzantinischen Hoheit, nahm ihnen 1019 auch Sirmium wieder ab und stellte selbst über die venezianisch gewordene Küste seine Herrschaft wieder her (s. unten). Erst als bald nach seinem Tode 1025 das Reich von seiner Höhe herabsank, konnte Kresimir (Peter) 1059 wieder den Titel eines Königs von Kroatien und Dalmatien annehmen, und der nach seinem Tode 1073 aus blutigen Wirren als Sieger hervorgegangene Swinimir (Demetrius) ließ sich 1076 in Salona von einem Legaten Gregors VII. zum König krönen und bekannte sich als päpstlichen Vasallen (gest. 1088). Mit Stephan, Kresimirs Neffen, erlosch das kroatische Königshaus um 1090.

Die Zerrüttung, die nun eintrat, benützte Ladislaus von Ungarn, um 1091 mit leichter Mühe das kroatische Binnenland zu unterwerfen, während die dalmatinische Küste abermals, und diesmal für die Dauer, an die Venezianer überging (s. S. 498). Denn bis dorthin vorzudringen wurde Ladislaus durch einen Einfall der Petschenegen in Siebenbürgen verhindert. Er jagte sie hinaus, siedelte zum Schutze des Landes magyarische Kolonisten als „Grenzer“ (Székelyi, Szekler, von ungar. skek-ely, d. i. jenseit des Besitzes) unter einen Grafen an und organisierte die Kirche Siebenbürgens,

deren Patron er später wurde. Als Gesetzgeber stellte er sich neben Stephan. Eine Synode in Szabolcs an der oberen Theiß 1092 verfügte die Wiederherstellung der zerstörten Kirchen, gebot strenge Sonntagsheiligung und Fasten, verbot aufs strengste heidnische Kulthandlungen, schärfte die Zahlung des Zehnten ein, gestattete aber den Priestern die Ehe. Gleichzeitig erneuerte eine Versammlung ungarischer Großen auf dem Martinsberge (südöstlich von Raab) die alten Gesetze gegen Diebstahl und Gewaltthat.

Des kinderlosen Königs Nachfolger wurde Geisas Sohn Koloman (1095—1114), der eine gelehrte Bildung erhalten hatte, also wahrscheinlich ursprünglich zum Geistlichen bestimmt war. Zunächst ordnete er nach einer Empörung die Verhältnisse Kroatiens dahin, daß die Kroaten ihr Eigentum behalten und keinen Tribut zahlen, sondern im Kriegsfalle nur von jeder Shupe mindestens zehn gerüstete Reiter stellen sollten. Später, als die schwer lastenden Durchmärsche der Kreuzfahrer vorüber waren (s. Bd. IV), ließ sich Koloman 1102 im dalmatinischen Belgrad zum König von Kroatien krönen und entriß bis 1105 den Venezianern Spalato, Trau und Zara mit den der Küste vorliegenden Inseln. Doch behielten diese Städte ihre Selbstverwaltung, wählten den Bischof und den Grafen und lieferten dem König nur zwei Drittel ihrer Eingangszölle ab. Der scharfe Gegensatz, in den dadurch Ungarn zu Venedig geriet, hatte Koloman schon 1097 zur Vermählung mit einer Tochter des Grafen Roger von Sizilien, also zur Anknüpfung mit den Normannen, veranlaßt. Anderseits verbündete er sich 1099 mit Bretislaw II. von Böhmen, und suchte, als bald danach Böhmen von Thronstreitigkeiten zerrissen wurde, Anlehnung an Boleslaw III. von Polen (1107). So entzog er seinem Bruder Almus, der sich aus unbekannten Gründen gegen ihn empört und nach Polen geflüchtet hatte, diesen Rückhalt, geriet aber in Konflikt mit Deutschland, wo Almus nunmehr Zuflucht fand. Freilich blieb Heinrichs V. Feldzug gegen Ungarn 1108 bis Preßburg ergebnislos, und Almus söhnte sich wieder mit dem Bruder aus.

Koloman.

Sehr merkwürdig ist die feste Fügung des ungarischen Staates schon in dieser Zeit, wie sie aus Kolomans Gesetzen deutlich entgegentritt, ein Zeugnis für die hohe politische Befähigung der Magyaren und ein Gegenstand des Staunens für die Deutschen.

Der ungarische Staat.

Machtvoll ist die Stellung des Königs, obwohl damals der „Herzog" (lange Zeit Almus) noch neben ihm steht. Er bezieht zwei Drittel der Einkünfte jeder Grafschaft, die der Gespan alljährlich bis zum 1. September nach Gran abzuführen hat; ihm allein gehört das Zoll-, Münz- und Marktregal. Diese liefern die Haupterträge, daneben aber besteht ein ziemlich ausgebildetes direktes Steuerwesen in Form einer Kopfsteuer, die erst Koloman auf Lohnarbeiter und Fremde beschränkte. Die militärische Dienstpflicht trifft nicht mehr alle Freien direkt, sondern sie ist eine dingliche Last der Grafen, die nach der Höhe ihrer Einkünfte eine Anzahl Reiter stellen. Eine sehr wirksame Reichsgesetzgebung übt der König mit der von ihm berufenen Reichsversammlung, eine strenge Kontrolle über die Gespane und die königlichen Hausbeamten die von Koloman eingerichteten, jährlich zweimal, im Mai und Oktober, stattfindenden Provinzialsynoden, die auch Streitigkeiten zwischen den Komitaten schlichten.

Die enge Verbindung des Staates mit der Kirche tritt auch sonst hervor. Der König behauptet trotz des formellen Verzichts (1106) die Investitur, Verschwörer gegen ihn trifft der Kirchenbann, täglich wird seiner im Kirchengebete gedacht, die Beschlüsse der Synoden unterliegen seiner Bestätigung; die Kirche ist auf ihren Grundbesitz und den Zehnten beschränkt, den die Grafen an sie abführen. Doch ist die Einheit der Kirche Ungarns unter dem Erzbistum Gran streng gewahrt und kommt auch auf großen Landessynoden zum Ausdruck. Dabei herrscht wie überall das Bestreben, die Macht der Bischöfe über die Geistlichen, auch über die Klöster, zu steigern, strenge kirchliche Ordnung und Zucht zu halten und die Geistlichen in geistlichen Dingen vom weltlichen Gerichte zu befreien. Anderseits wird das kirchliche Eheverbot nur schonend gehandhabt. Auch Andersgläubige erfahren eine duldsame Behandlung. Den wohl schon unentbehrlichen Juden wurde der Aufenthalt in den Bischofsstädten und sogar der Erwerb von Grundeigentum gestattet, nur die „Ismaeliten" (wahrscheinlich bulgarische oder chazarische Mohammedaner) zum Übertritt angehalten.

Mit Kolomans Tode, 3. Februar 1114, ging diese ruhmvolle und glückliche Zeit Ungarns zu Ende.

Rußland.

Während die östlichen Nachbarstaaten Deutschlands alle dem Einflusse der deutschen Kultur unterlagen und daher auch das Christentum von Deutschland her in der abendländischen Form empfingen, und entweder für immer sich dem Deutschen Reiche angliederten, wie Böhmen, oder wenigstens zeitweilig unter die Oberhoheit desselben traten, wie Polen und Ungarn, lag durch sie von Mitteleuropa getrennt fern im Osten wie eine fremde Welt das weite Reich, das normannische Eroberer über zerfahrene ostslawische Stämme aufgerichtet hatten, das Reich der Russen. Seitdem sich sein Schwerpunkt nach Kiew verschoben hatte, war es mit Byzanz in immer engere, friedliche und kriegerische Beziehungen getreten. Von dorther empfing es schließlich mit den Keimen höherer Kultur auch das Christentum. Damit richtete sich eine neue starke Scheidewand auf zwischen den der römischen Kirche zugethanen Westslawen und den der griechischen zufallenden Ostslawen, die sie für alle Zeiten trennte und deren ganze Entwickelung sie wesentlich bestimmt hat.

Swjatoslaw. Doch noch geraume Zeit verging, ehe das gesamte russische Volk christlich wurde, nachdem die Großfürstin Olga (Helga), Swjatoslaws Mutter und Vormünderin, engere Beziehungen mit Konstantinopel angeknüpft hatte (s. unten). Denn Swjatoslaw (945—972) erlangte nicht sobald die Volljährigkeit (957), als er auch mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriff. Keine Gefahren noch Schwierigkeiten scheuend, trug er als Eroberer seine siegreichen Waffen bis hinaus über die weiten Steppen am Kuban und in die wilden Schluchten am Kaukasus, dabei an Abhärtung und Ausdauer alle seine Krieger übertreffend. Er schlief auf der Erde in ein Bärenfell gehüllt, das Haupt auf einen Sattel gestützt; oft begnügte er sich mit geringer Nahrung, z. B. mit geröstetem Pferdefleisch. Nachdem er den an der Oka seßhaften Slawenstamm der Wjatitschen unterjocht und die Chazaren tributpflichtig gemacht hatte (964—965), unternahm er mit einem Heere von 60000 Mann einen Feldzug gegen die Bulgaren. Diese hatten nämlich den Ungarn den Durchzug durch ihr Land gestattet, um die Länder im Süden der Donau heimzusuchen, und ergrimmt darüber hatte der griechische Kaiser Nikephoros dem russischen Großfürsten durch eine Gesandtschaft 1500 Pfund Goldes anbieten lassen, wenn er die Bulgaren bekriegen und züchtigen wolle. Swjatoslaw leistete der Aufforderung Folge, besiegte die Bulgaren, fand aber an dem schönen Lande an der Donau und der Schilderung von den Schätzen der morgenländischen Welt aus dem Munde des Führers der byzantinischen Gesandtschaft solches Gefallen, daß er beschloß, in das Herz des Byzantinischen Reiches selbst vorzudringen. Doch um dieselbe Zeit starb seine Mutter Olga (969), und erst nachdem er sie in Kiew beigesetzt hatte, überschritt er mit seinem durch Petschenegen, Bulgaren und Ungarn vermehrten Heere die Donau.

Swjatoslaw und Byzanz. Allein der Nachfolger des Nikephoros, der ebenso heldenmütige wie kluge Johannes Zimiskes, rückte mit seinen aus Asien herbeigerufenen Legionen dem nordischen Heere entgegen, das schon Philippopolis erobert hatte. Die Russen erlitten bei Arkadiopolis eine vollständige Niederlage und mußten sich nach der Donau zurückziehen. Zimiskes folgte ihnen auf dem Fuße und schloß sie in Dristra (Silistria) ein. Das vermochte indessen den Mut der Russen nicht zu brechen, die jede Rettung durch die Flucht verschmähten und dem Griechenkaiser trotzig zuriefen: „Wo dein Haupt liegt, da mögen auch die unsrigen liegen!“ Anstatt daher die Russen zum Verzweiflungskampfe herauszufordern, zog es Zimiskes vor, den Feinden lieber eine goldene Brücke zu bauen und ihnen unter eidlicher Zusage friedlichen Verhaltens ungestörten Rückzug zu gewähren (Juli 971). Bei dem Überschreiten des Dnjepr wurde jedoch Swjatoslaw

von den kaum unterjochten Petschenegen verräterischerweise überfallen und erschlagen (972; s. auch weiter unten).

Bürgerkrieg.

Mit dem Tode Swjatoslaws brachen blutige Bürgerkriege und schwere Drangsale über das Reich herein. Von den drei Söhnen, die er vor seinem Wegzuge als Statthalter in verschiedenen Reichsteilen eingesetzt hatte, erhob der älteste, der in Kiew residierende Jaropolk, die Waffen gegen die beiden jüngeren Brüder, Oleg im Lande der Derewier und Wladimir in Nowgorod. Oleg kam auf der Flucht um; Wladimir dagegen eilte in die alte Heimat der Warjager, um Hilfe zu suchen. Mit ansehnlichen Streitkräften, die er daselbst um sich gesammelt hatte, vertrieb er seinen Bruder aus



237. Russische Reiter verfolgen Bulgaren.

Miniatur aus einem kostbaren slawischen Manuskripte in der Bibliothek des Vatikan, das eine im 11. Jahrhundert entstandene bulgarische Übersetzung der Geschichtbücher des byzantinischen Chronisten Manasses enthält. Das Manuskript, das selbst aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt, enthält eine Anzahl höchst merkwürdiger Miniaturen; einige davon stellen Kämpfe der Russen gegen die Bulgaren oder gegen die Byzantiner unter Nikephoros Phokas und Johann Zimiskes dar.

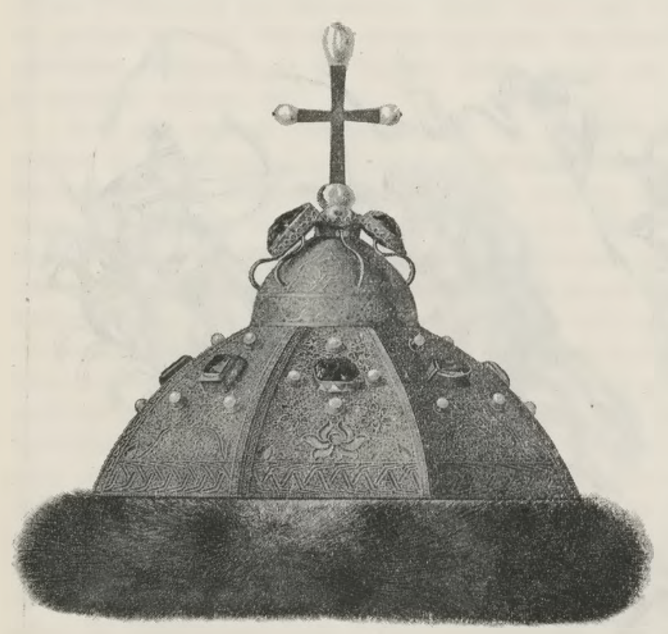
Nach Schlumberger.

Kiew, bewog ihn schließlich zur Ergebung, ließ ihn aber dann meuchlings ermorden, um nun als Alleinherrscher den Thron zu besteigen.

Wladimir u. der Übertritt zum Christentum.

Wladimir (980—1015) brachte den Brudermord durch die glänzenden Erfolge seiner Regierung in Vergessenheit und erwarb sich sogar den Beinamen „des Großen“. Vor allem strebte er danach, die zahlreichen Völkerschaften seines weitausgedehnten Reiches zu einer einheitlichen Nation zu verschmelzen. Daher vernichtete er zunächst das letzte noch selbständige normannische Fürstentum Polozk, vor allem aber führte er das Christentum als Staatsreligion ein. Nachdem der Großfürst die „weißen Bulgaren“ an der Wolga und Kama besiegt und 988 die griechische Stadt Cherson auf der taurischen Halbinsel erobert hatte, warb er um die Hand der byzantinischen Prinzessin Anna, Schwester des Kaisers Basilios II. und der deutschen Kaiserin

Theophano (Gemahlin Ottos II.). Er erhielt sie aber nur unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse. In Cherson unterzog sich Wladimir nebst seinem Gefolge der heiligen Handlung (988) und kehrte mit seiner Braut, sowie zahlreichen Priestern zur Verbreitung der neuen Lehre nach Kiew zurück, nachdem er die Stadt Cherson seinem kaiserlichen Schwager zurückgegeben hatte. In Kiew angelangt, ließ er die Götzenbilder zerschlagen und veröffentlichte ein Gebot, daß sämtliche Unterthanen ohne Widerspruch sich der Taufe zu unterziehen hätten, widrigenfalls sie als Feinde Gottes und des Großfürsten verfolgt würden. An Stelle des umgestürzten Bildes des höchsten Gottes Perun erstand in Kiew eine christliche Kirche. Ähnliche Vorgänge spielten sich in den übrigen Teilen des Reiches ab, so daß in kürzester Zeit die christliche Lehre in der Form der griechischen Kirche und mit slawischer Kultussprache zur herrschenden wurde. Daher wird Wladimir in Rußland den Heiligen beigezählt.



238. Krone Wladimir Monomachs. Nach „Antiquités de l'empire de Russie".

Neuer Bürgerkrieg.

Wladimir hinterließ sieben eheliche Söhne, die auf das Reich Anspruch machten und um so begieriger nach der Herrschaft strebten, als sich im Lande wirklich die Keime einer höheren Kultur zu entfalten begannen. Um Streit zu verhindern, hatte Wladimir sein Reich unter sie geteilt und neben ihnen in Polozk seinen Enkel Brjatschislaw eingesetzt. Allein alsbald entbrannte der Kampf.

Der älteste Sohn Swjatopolk von Kiew (1015—19) ließ gleich zu Anfang drei seiner Brüder umbringen und begann dann, unterstützt von den Polen unter Boleslaw Chrobry (s. oben S. 541), den Kampf mit dem mächtigsten von ihnen, Jaroslaw von Nowgorod. Dieser gewährte der Stadt Nowgorod ansgedehntere Freiheiten, um sich ihrer Treue zu versichern, und rief noch einmal normannische Scharen aus der Heimat seiner Mutter Rognede (altnordisch Ragnheidr, Tochter des letzten Fürsten von Polozk und zweiter Gemahlin Wladimirs) zu Hilfe. Mit ihnen eroberte er 1016 siegreich Kiew und verjagte Swjatopolk nach Polen. Dem Zuge Boleslaws gegen Kiew 1018 (s. oben S. 542) gelang es, Swjatopolk wieder in seinen Besitz einzusetzen, aber bald wurde dieser seiner Beschützer überdrüssig und entledigte sich der fremden Besatzung durch ein allgemeines Blutbad. Bald nachher, im Jahre 1019, wurde er in dem wieder entbrennenden Kampfe von den normannischen Söldnern seines Bruders bei Nacht in seinem Zelte überfallen und erschlagen, und Jaroslaw nahm sein Reich in Besitz. Dieser wurde, da sein Neffe Brjatschislaw sich ihm unterwarf und der letzte Bruder Mstislaw ohne Nachkommen starb, zuletzt Alleinherrscher von Rußland.

Reichsteilung.

Jaroslaws Regierung (1019—1054) war für Rußland eine Zeit verhältnismäßigen Aufschwungs. Zahlreiche Kirchen und Klöster wurden von griechischen Künstlern erbaut, der Kirchengesang nach griechischem Muster eingeführt, ein erstes Gesetzbuch für das ganze Reich in der Volkssprache aufgestellt, der Handel blühte in Kiew und Nowgorod (s. unten). Aber diese Anfänge einer höheren Kultur wurden aufs ärgste gefährdet und größtenteils zerstört durch die Wirren der nachfolgenden Jahrzehnte. Denn Jaroslaw löste die

kaum gewonnene Reichseinheit sofort wieder auf, indem er es zwischen seine Söhne teilte, ohne allerdings die Nachkommen Brjatschislaws und seinen Enkel Rostislaw zu berücksichtigen. Der Herrscher von Kiew sollte freilich als „Großfürst" (welikij knjas) den Vorrang vor den übrigen haben, aber er hatte keine wirkliche Macht über sie, und um das Unglück vollzumachen, traf Jaroslaw noch die Anordnung, daß seine Würde nicht auf den ältesten Sohn, sondern auf den Fürsten, der durch Blutsverwandtschaft dem Stammvater am nächsten stehe, übergehen sollte.

Ein fortgesetzter Kampf um das Großfürstentum war die Folge, und verheerende Einfälle der benachbarten tatarischen Nomadenvölker im Süden Rußlands, der Petschenegen und Polowzer (Kumanen), vermehrten die Verwirrung und das Elend. „Die Städte veröden, in den Dörfern brennen Kirchen, Häuser, Hütten und Scheunen, die Bewohner werden erschlagen, in Ketten ziehen die Gefangenen nackt und unbeschuht in das ferne Land. Die Äcker sind mit Unkraut überwachsen, und wilde Tiere hausen, wo sonst Christen wohnten", so schildert der Mönch Nestor die Zustände. Zweimal, 1069 und 1077, wurde der nächste Nachfolger Jaroslaws in Kiew, Isjaslaw, nur durch polnische Hilfe auf seinen Thron zurückgeführt (s. oben S. 542), von dem ihn seine Mitfürsten oder Brüder vertrieben hatten. Er selbst verlieh dann 1078 kurz vor seinem Tode seinem Sohne Jaropolk Wladimir und Turom als ein neues Teil- Zerrüttung und feindliche Einfälle.



239 und 240. Münzen des Großfürsten Wladimir Monomach.

fürstentum, und kurz nachher, um 1084, erhielten die Nachkommen Rostislaws zur Abfindung die südrussischen Gebiete von Terebowl und Premyschl im heutigen Ostgalizien. In Kiew folgten auf Isjaslaw zunächst seine Brüder Swatoslaw von Tschernigow und Wsewolod von Perejaslawl, erst 1093 sein Sohn Swjatopolk, aber nur mit Zustimmung des Wladimir Monomach, der als Sohn Wsewolods leicht Ansprüche hätte erheben können, sich aber vorerst mit Tschernigow begnügte. Unter fortwährenden Fehden und feindlichen Einfällen behauptete sich Swjatopolk bis zu seinem Tode 1113, dann aber riß Wladimir Monomach, gefeiert und populär als Sieger über die Polowzer, ohne oder vielmehr gegen alles geltende Recht das Großfürstentum an sich (1113—1125), um es nun für kurze Zeit zur Wahrheit zu machen (s. Bd. IV).

Weniger von diesen Dingen berührt wurde das Fürstentum Nowgorod im Norden, das durch ungeheure Wälder und Sümpfe vom Innern des Reiches und von Kiew geschieden war. Unter der aus Ansiedlern der verschiedensten Stämme zusammengeflossenen und durch den Handel reichen Bevölkerung bildete sich allmählich eine allerdings regellose demokratische Verfassung heraus. Die Volksversammlung (wetsche), durch ein Glockenzeichen nach Jaroslaws Hof berufen, wählte und entsetzte den Fürsten und später (seit 1134) auch den Posadnik (Stadtvogt), sogar den Erzbischof; sie entschied über Krieg und Frieden und die gesamte auswärtige Politik. Der Fürst war wenig mehr als der Vorsitzende des obersten Gerichtshofes und der Oberbefehlshaber neben dem Posadnik, jeder Zeit in Gefahr, durch die Volksversammlung kurzerhand abgesetzt zu werden. Doch unter dieser lockeren Verfassung unterwarf sich Nowgorod um 1114 Nowgorod.

den ganzen weiten Nordosten bis an das Weiße Meer und den Ural hin, die Bezugsländer des kostbaren Pelzwerks.

Ausgang des russischen Normannentums.

Es ist wohl möglich, daß dieser Freiheitstrotz mit dem stärkeren Einflusse des normannischen Elements zusammenhängt, der in Nowgorod infolge des regen Handelsverkehrs mit dem germanischen Norden länger und tiefer wirkte, als im entlegenen Kiew. Nowgorod wird noch um 1100 eine „warjagische Stadt“ genannt und führte auch bei den Nordgermanen einen eignen Namen (Holmgardr, d. i. Inselstadt) und der Hof Jaroslaws trug offenbar ein wesentlich normannisches Gepräge. War Jaroslaw doch selbst der Sohn einer normannischen Fürstentochter (s. oben) und mit Ingigard, der Tochter des Schwedenkönigs Olaf, vermählt, verstand nordisch, ließ es noch seine Söhne lernen, hatte zeitweilig seinen Schwager Olaf den Heiligen und Harald Hardradr



241. Die Sophienkirche zu Nowgorod.

in seiner Umgebung und hielt sich noch in Kiew eine warjagische Leibwache, die 1043 zum letztenmal erwähnt wird. Mit ihm verschwand allerdings das Normannentum als ein selbständiges Element aus dem politischen Leben Rußlands, aber nicht seine Nachwirkung.

Staat und Gesellschaft.

Denn dies russische Staatswesen beruhte doch auf der Unterwerfung staatloser freier Bauernschaften unter ein fremdes Fürstengeschlecht durch sein normannisches und slawisches Gefolge. Der Fürst wählte aus diesem seine Ratgeber, die Bojaren, und stattete seine Gefolgsleute zur Entschädigung für ihre Kriegsdienste mit dem grundsätzlich zunächst ihm selbst zustehenden Rechte auf die Leistungen und Dienste einer Anzahl von Bauern aus, nicht etwa mit dem Lande, und auch nicht zu erblichem Besitz, sondern auf Widerruf und höchstens lebenslänglich (pomjestje, etwa Lehnsbesitz, im Gegensatz zu otschina, Vater- also Eigengut); denn das Obereigentum am Grund und Boden stand nur ihm zu. Es bildete sich also kein auf eignem Rechte stehender Adel, der die Willkür des Fürsten beschränkt hätte. Die Bauern blieben persönlich frei und hatten das Recht der Freizügigkeit, aber sie hafteten nicht fest am Boden,

weil die uralte sozialistische Organisation des Grundbesitzes wenigstens in Großrußland fortdauerte, wie sie denn dort noch heute besteht. Nur an der fahrenden Habe und seinem hölzernen Blockhause hatte (und hat) der Bauer Eigentumsrecht, am Lande nur ein Nutzungsrecht. Die gesamte Flur blieb im Gemeinbesitz der Dorfschaft und wurde gemeinsam bewirtschaftet, das Ackerland in einzelnen Anteilen aller paar Jahre an die einzelnen Bauern verlost. Neben den freien Bauern gab es zahlreiche unfreie Knechte, meist Kriegsgefangene und ihre Nachkommen, mit denen später wohl ganze Dörfer bevölkert waren, und viele Freie, wenn sie in Schulden gerieten, sanken in Hörigkeit herab, so daß sie zwar ihre Fahrhabe und das Recht der Klage gegen den Herrn behielten, aber ihr Nutzungsrecht am Grund und Boden verloren. Wirkliches Eigentumsrecht an diesem hatte außer dem Fürsten nur die Kirche.



242. Das „Höhlenkloster“ (Petscherskaja lawra) zu Kiew.

Der Gemeinbesitz nötigte die Russen zur Ansiedelung in kleinen, eng gebauten Dörfern, die gewöhnlich nur aus einer breiten geraden Gasse bestehen. Doch war die Gemeinde schon zu Jaroslaws Zeit nur örtlich, der Geschlechterverband längst aufgelöst. Daher haftete für das Sühngeld (wira, vom german. Wer-geld) bei Totschlag und Gewaltthat nicht das Geschlecht des Thäters, sondern der Landbezirk (werw, spr. werf, vom altnord. twarf), wo er einheimisch war. Die allmählich aus Märkten entstehenden Städte (gorod) lehnten sich stets an eine Burg, bildeten aber, von Nowgorod abgesehen, keine Gemeindeverfassung aus.

Handel und Kultur.

Da eine Welthandelsstraße durch Rußland lief, so bildeten sich große Marktstädte hier weit früher als in Deutschland. In Nowgorod wohnten um 1100 Goten und „Njemzy“ (vielleicht schon Deutsche, wahrscheinlicher Nordländer), es gab dort eine „warjagische“ Kirche und eine Gildehalle der Gotländer; auch in Kiew waren noch um 1018 die „Dänen“ zahlreich, und seine acht Märkte, deren Menschengewimmel deutsche

Beobachter in Erstaunen setzte, waren die Stapelplätze für orientalische, griechische, deutsche Waren und russisches Pelzwerk (vgl. oben S. 503). Regelmäßig gingen von dort die Handelsfahrten den Dnjepr hinab nach Konstantinopel, von Nowgorod aus über die Stromschnellen des Wolchow, die so gut normannische Namen trugen, wie die des Dnjepr (s. oben S. 428), zum Ladogasee und die Newa hinunter nach der Ostsee, auf der man in etwa vierzehn Tagen Dänemark erreichte.

Um Nowgorod und Kiew bewegt sich das gesamte russische Kulturleben der älteren Zeit, hier faßten mit der griechischen Kirche auch zuerst die byzantinischen Kulturelemente Boden, und zwar um so eher, als die Kirche von Anfang an slawisch, nicht griechisch sprach, wie die römische lateinisch. Daher wurde sie auch bald völlig national. Nowgorod wurde einer der ersten Bischofssitze, hier entstand schon 989 die hölzerne Sophienkathedrale, die unter Jaroslaw I. (1044—1051) durch einen in der Hauptsache noch heute stehenden, mit Mosaiken und den berühmten Korsunschen Bronzethüren geschmückten Steinbau ersetzt wurde. Doch an Bedeutung wurde es bald von Kiew übertroffen. Auf steilem Uferrande, hoch über dem breiten Spiegel des gewaltigen schiffwimmelnden Dnjepr gelegen, ist es den Russen noch heute eine heilige Stadt, „die Wiege des russischen Ruhmes“. Es war der Sitz des Metropoliten für Rußland, sein kirchlicher wie politischer Mittelpunkt. Hier erhob sich ebenfalls unter Jaroslaw I. die Sophienkirche, ein Werk byzantinischer Meister, mit dem ältesten Mosaikbilde Rußlands, der Muttergottes über dem Hochaltare; hier entstand über den Höhlen, die fromme Einsiedler seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts in die Erde gegraben, seit 1072 das älteste und berühmteste Kloster Rußlands, das „Höhlenkloster“ (Petscherskaja lawra), und seine der griechischen Basilianerregel nachgebildete Ordnung, die der dritte Abt (Igumenj), Theodosius (gest. 1074), einführte, wurde maßgebend für alle russischen Klöster. Endlich war Kiew unter der Pflege der Geistlichkeit die Wiege der russischen Litteratur.

Ursprünglich kirchliche Übersetzungslitteratur (und zwar aus dem Bulgarischen, dem sogenannten Kirchenslawischen) zu praktischen Zwecken, ging sie doch bald zu selbständigerer Nachahmung byzantinischer Vorbilder über. Der Mönch des Höhlenklosters in Kiew, Nestor (gest. um 1114), schrieb das Leben von Heiligen dieses Klosters, und ihm wurde lange auch die sogenannte „Urchronik“ (Perwonatschalnaja ljetopis) zugeschrieben, die auf Grund einheimischer Sagen und byzantinischer Historiker die Anfänge der russischen Geschichte naiv, anschaulich und mit guter Kenntnis schildert. Auch die epische Überlieferung fand eine zusammenfassende Bearbeitung in dem Heldenliede von „Igors Heereszug“, und was in dem viel weiter fortgeschrittenen Deutschland kein Herrscher wagte, das wagte in Rußland schon Jaroslaw I., ein Gesetzbuch in der Volkssprache (Russkaja prawda).

Es war das Verhängnis Rußlands, daß diese hoffnungsvollen Keime der Kultur in den nachfolgenden Stürmen verkümmerten oder untergingen.

Die Völker Westeuropas.

Die Auflösung der Reichseinheit in Frankreich und die Begründung eines neuen Königtums (898—1137).

Die Bevölkerung Frankreichs.

Wenn die Länder Osteuropas sich in Anlehnung an das Deutsch-römische oder das Byzantinische Reich langsam die Grundlagen höherer Kultur errangen, lösten sich in dem alten Kulturlande im Westen Deutschlands die karolingischen Ordnungen nicht nur ebenso auf, wie hier, sondern mit ihnen auch die staatliche Einheit, die in Deutschland nur vorübergehend gefährdet war. Denn das Bewußtsein einer in sich geschlossenen und nach außen hin abgeschlossenen Nationalität bestand im westlichen Teile des alten Karolingerreichs viel weniger als im deutschen Osten. Zu bunt war hier die nationale Mischung. Zwar bildete den Grundstock überall das romanisierte Keltentum, doch im Nordwesten, in der Bretagne, hatte es sich nicht einmal romanisiert, sondern seine Eigenart behauptet, und anderwärts hatte es eine mehr oder weniger starke Beimischung sehr verschiedener germanischer Elemente erfahren, der Franken im Nordosten, der Westgoten im Südwesten, der Burgunder im Südosten, die, obwohl sie längst ihre heimische Sprache aufgegeben hatten, doch in Recht und Sitte starke Unterschiede bewahrten. Dazu teilte die Linie der Loire Frankreich in zwei geographisch und wirtschaftlich sehr verschiedene Hälften, die nördliche, nach Deutschland und England hin-

neigende und viel stärker von germanisch-nordischen Einflüssen durchsetzte, und die südliche, die unter den Einwirkungen der Mittelmeerkultur stand und hier mit Italien, dort mit Spanien nähere Beziehungen unterhielt, als mit den Ländern nördlich der Loire. Daher nahm auch die romanische Volkssprache, die sich hier ausbildete, einen wesentlich andern Charakter an als in Nordfrankreich, stand den ostspanischen und norditalienischen Mundarten näher als dem Nordfranzösischen, aus dem sich die moderne französische Schriftsprache entwickelt hat.

So konnte sich ebensowenig ein Gefühl wirklicher Zusammengehörigkeit von Nord und Süd bilden, wie anderseits jenes Gefühl des Gegensatzes zu den romanischen Nachbarvölkern, aus dem zuerst das Nationalbewußtsein entsteht, und das Herrscherhaus der **Karolinger** konnte eine solche Empfindung weder begünstigen noch auch nur gelten lassen, weil es ja selber an seinen Überlieferungen noch lange festhielt und weder auf Deutschland noch auf Italien endgültig verzichtet hatte. Freilich verlor es darüber die realen Grundlagen seiner Macht im Lande selbst außer Augen. Es ließ geschehen, daß die Grafschaften nicht nur erblich wurden, sondern daß eine Anzahl gräflicher Geschlechter sich über die andern erhoben, sie von sich abhängig machten und über ganze große Landschaften unter verschiedenen Titeln eine herzogliche Stellung gewannen, der die nur mit geringer weltlicher Macht ausgestatteten Bischöfe kein Gegengewicht boten. Darüber ging Lothringen, das alte karolingische Hauptland, endgültig an Deutschland über, und Burgund blieb ein selbständiges Reich. Als die westfränkischen Karolinger ausstarben (987), war das Land, dessen Krone sie trugen, thatsächlich in eine Anzahl selbständiger weltlicher Fürstentümer aufgelöst, die nur noch durch den Lehnseid mit dem König und nur durch diesen unter sich zusammenhingen, im übrigen aber jedes seine eigne Politik verfolgte. Erst als es einem dieser Fürstengeschlechter, den nordfranzösischen **Capetingern**, gelang, die Krone an sich zu bringen, machte es sein Territorialfürstentum zur Grundlage einer neuen Reichseinheit, wenigstens des Nordens.

Stellung der letzten Karolinger.

Nach dem Tode des Grafen Odo von Paris 898, der seit 887 die Krone des westfränkischen Reichs getragen hatte, kehrte sie doch wieder zum Stamme der Karolinger zurück, und **Karl**, sehr mit Unrecht der „Einfältige" zubenannt, wurde als König anerkannt (898—929). Beraten von dem energischen und klugen Hagano, einem Manne niederer Herkunft, unternahm er es, wie sein Zeitgenosse Konrad I. in Deutschland, die Macht der großen Vasallen zu brechen, und verwickelte sich dadurch in fortgesetzte, meist unglückliche Kämpfe. Dazu kamen die unaufhörlichen Einfälle der **Normannen**, die sich endlich zu beiden Seiten der unteren Seine festsetzten. Da es ganz unmöglich war, sie zu vertreiben, so that der „einfältige" Karl das klügste, was er in seiner Lage thun konnte: er trat ihrem Führer, dem kühnen **Rollo** (Hrolf) im Vertrage von St. Clair an der Epte 912 das eroberte Land als erbliches Herzogtum **Normandie** samt der Oberhoheit über die stets unbotmäßige Bretagne ab unter der Bedingung, daß er sich unter dem Namen Robert taufen ließ (s. S. 424 f.). Das eigentliche Stammesheiligtum der Normannen wurde bald die merkwürdige Michaelskirche „in periculo maris", die unter König Childebert der heilige Autpert, Bischof von Avranches, auf einem hohen senkrechten Felsen drei französische Meilen von der Küste entfernt und daher nur zur Zeit der Ebbe zugänglich, nach dem Muster des Heiligtums auf dem Monte Gargano (s. S. 176) gegründet hatte. — Die Ansiedelung der Normannen in Nordfrankreich war die letzte Masseneinwanderung, die das Land erfuhr. Obwohl sie mit ihrer nordischen Heimat noch lange in Verbindung blieben und noch mehrfache Zuzüge von dort empfingen, so nahmen sie doch rasch das Christentum und die französische Sprache an; ja sie wurden besonders eifrige Verfechter der Kirche und der ritterlichen Sitte, die mit dem Lehnsverbande bei ihnen eindrang, und indem sie

Die Ansiedelungen der Normannen.

die Thatkraft, Unternehmungslust und politische Begabung der Nordgermanen nicht nur selbst behaupteten, sondern auch auf ihre romanischen Landgenossen übertrugen, übten sie auf den Gang der französischen, ja der abendländischen Geschichte den größten Einfluß aus und wurden nachmals die bevorzugten Träger der ritterlichen Kultur.

Karls Sturz; Rudolf König.

Den Anfängen der normannischen Machtbildung kamen die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen und mit Deutschland zu statten. Der ehrgeizige Herzog Robert von Francien, ein Bruder des früheren Königs Odo, erhob sich in Verbindung mit dem Herzog Giselbert von Lothringen, dem Grafen Heribert von Vermandois und dem Herzoge Rudolf von Burgund 922 gegen Karl und ließ sich selbst zum König ausrufen. In der Schlacht bei Soissons Juni 923 verlor Robert zwar das Leben, sein Sohn Hugo aber erkämpfte mit Hilfe der Verbündeten den Sieg. Der junge Hugo, durch seines Vaters Tod Herzog von Francien, hatte zwar eine Art legitimes Recht auf die Krone, da sein Vater Robert sie getragen hatte; allein er verzichtete zu gunsten Rudolfs, der überdies sein Schwager war, und so wurde denn Herzog Rudolf von Burgund König von Frankreich (Juli 923—936).

Doch der flüchtige Karl hatte seine Sache noch nicht verloren gegeben. Während sich seine dritte Gattin Eadgive (Ogiva), eine Tochter des englischen Königs Eduard I., mit ihrem Sohne Ludwig nach England flüchtete, suchte Karl Hilfe bei einigen ihm treu gebliebenen Vasallen. Durch die Hinterlist des Grafen Heribert von Vermandois fiel er jedoch in dessen Hände und mußte den Rest seines Lebens in der Gefangenschaft zubringen. Er starb im Jahre 929.



243. Münze König Ludwigs IV. von Frankreich.

Inzwischen führte Rudolf die Regierung mit kräftiger Hand, indem er das Reich, namentlich gegen die Ungarn, die bis zu den reichen Fluren an der Rhone und Garonne vorgedrungen waren, schützte. Durch seine tapfere Haltung erwarb er sich endlich eine fast allgemeine Anerkennung der Vasallen, wenn auch einige den an Karl geübten schändlichen Verrat mißbilligten und mit ihrer Huldigung zurückhielten, so die aquitanischen und lothringischen Großen. Aber Lothringen, das unter Reginar an das Westfränkische Reich (s. oben S. 385) gekommen war, ging auf immer verloren.

Ludwig IV. und Hugo von Francien.

Als König Rudolf 936 gestorben war, schwankten die Wähler zwischen dem Herzoge Hugo dem Weißen von Francien und dem Grafen Heribert von Vermandois. Um Zerwürfnissen vorzubeugen, beschlossen sie, Karls d. E. noch in England befindlichen Sohn Ludwig auf den Thron zu rufen. Er kam und wurde als Ludwig IV. „der Überseeische“ (d'Outremer, 936—954) König von Frankreich, indem er zur besseren Sicherung seiner Würde Hugo von Francien eine Art von Majordomusstellung einräumte. Doch dieser Schritt schien klüger als er wirklich war. Hugos Macht war für ein solches Verhältnis zu groß, und sie wuchs noch dadurch, daß der König ihm, als dem Schwager des verstorbenen Herzogs Rudolf von Burgund, einen Teil dieses Landes, auf Kosten Hugos des Schwarzen, der dort als Herzog gefolgt war, verschaffen mußte. Trotzdem verbündete sich bald danach Hugo von Francien mit Hugo von Burgund, Hugo von Vermandois, Herzog Giselbert von Lothringen und Wilhelm I. Langschwert von der Normandie gegen den König, und ein wilder Bürgerkrieg entbrannte durch ganz Nordfrankreich. Die Dinge verwickelten sich noch mehr, als sich Giselbert auch an dem Kampfe der deutschen Herzöge gegen Otto I. beteiligte und Ludwig IV. dies benutzte, um Lothringen wieder zu gewinnen. Dieser vermählte sich deshalb nach Giselberts Tode 939 auch mit dessen Witwe Gerberga, verwickelte sich aber dadurch in Zwist mit Otto I. Erst die Vermittelung Gerbergas brachte die Aussöhnung 942

zustande, wobei Ludwig IV. auf Lothringen verzichtete und Hugo von Francien mit Burgund belehnte (s. S. 441).

Kampf um die Normandie.

Die Veranlassung zu neuem Bruche gab Ludwig durch sein Verfahren gegen den jungen Erbherzog der Normandie. Dort war nämlich Wilhelm I. Langschwert, Sohn des ersten Herzogs Robert und ein Freund Hugos (942), durch Graf Arnulf von Flandern verräterisch ermordet worden, und zwar mit Hinterlassung seines unmündigen Sohnes Richard, der ihm folgen sollte. König Ludwig hielt diese Gelegenheit für günstig, die Normandie in seine Gewalt zu bekommen. Unter der Maske vormundschaftlicher Fürsorge entführte er den jungen Richard nach Frankreich. Darüber trat zwischen Hugo und dem König Ludwig eine bedenkliche Spannung ein. Endlich wurde der junge Richard dem Könige entführt und unter Hugos Schutz gestellt. Da dieser ihn nicht ausliefern wollte, so kam es zwischen dem Könige und dem Herzoge Hugo zu einem offenen Bruche, dessen Folgen indes durch den Aufstand der Normannen vorerst verhindert wurden. Diese verlangten stürmisch die Einsetzung Richards und fielen, als Ludwig ihr Verlangen nicht erfüllte, unter dem Beistande dänischer Scharen und auf Hugos Schutz vertrauend, verheerend in Frankreich ein. Ludwig zog ihnen entgegen, hatte aber das Unglück (945), bei einer Unterhandlung in Gefangenschaft zu geraten. Nun blieb ihm freilich weiter nichts übrig, als Richard I. in die Würde eines Herzogs der Normandie förmlich einzusetzen, worauf sich dieser mit Hugos Tochter Emma vermählte.

Neue Fehden mit Hugo; Lothar III.

Die Reibungen zwischen dem Herzoge Hugo und dem Könige Ludwig, durch die letzten Ereignisse auf die Spitze getrieben, hatten endlich den Ausbruch einer langwierigen Fehde zur Folge, die erst im Jahre 950, nach dem energischen Einschreiten des deutschen Königs Otto I. (s. S. 441), mit einer förmlichen Versöhnung endete, aber Hugos Übermacht bestehen ließ. Wenige Jahre nachher verschied Ludwig, erst 33 Jahre alt, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde (954). Seine Witwe Gerberga wandte sich sofort an Herzog Hugo, um die Krone ihrem unmündigen Sohne Lothar III. zu sichern (954—986), mußte aber seine Hilfe mit der Aussicht auf Aquitanien erkaufen. Während des Kampfes mit Wilhelm von Poitou starb Hugo im Jahre 956, mit Hinterlassung zweier Söhne, von denen der älteste, Hugo, Francien, der zweite, Otto, Burgund erhielt.

Lothar faßte während seiner Regierung große Pläne für die Ausbreitung des Reiches und die Erweiterung der königlichen Macht. Das Wichtigste in dieser Beziehung sind seine Kriegsunternehmungen gegen Deutschland, um das Herzogtum Lothringen wieder an sich zu bringen. Allein alle seine Bemühungen blieben erfolglos (s. oben S. 457).

Ludwig V. Ende der westfränkischen Karolinger.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig V. der „Nichtsthuer" (Fainéant), nicht „der Faule" (986—987), wurde mit diesem schimpflichen Beinamen nicht deshalb bedacht, weil er unthätig sein wollte, sondern weil er während seiner nur einjährigen Regierung nichts thun konnte. Sein rascher Tod 987 erweckte sogar den Verdacht einer Vergiftung. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der westfränkischen Karolinger, abgesehen von dem lothringischen Zweige (s. oben 457). Mit der persönlichen Nichtigkeit der späteren Merowinger diese letzten Karolinger zu vergleichen, ist durchaus unrecht; nicht sie, sondern die Unbotmäßigkeit der großen Vasallen trug die Schuld an der Auflösung des Reiches.

Grundlagen der neuen Reichseinheit.

Aus solchem Zerfall konnte nur dann ein kräftiges Königtum hervorgehen, wenn, wie in Deutschland, eins der großen Fürstengeschlechter die Krone nahm und ihr als Grundlage seinen Hausbesitz gab. Denn die Einheitspolitik der Karolinger war in Frankreich so gut unmöglich wie in Deutschland, weil die Naturalwirtschaft zu geringe Mittel für eine Konzentration darbot und eine wirkliche Staatsgesinnung nirgends

bestand. Nur in einem kleineren Kreise, wo die Persönlichkeit des Herrschers beständig wirksam blieb, ließ sich zunächst eine monarchische Gewalt begründen, die sich von dort aus unter günstigen Umständen und mit fortschreitender Kultur planmäßig erweitern ließ. Auf diesem Wege ist die französische Monarchie sehr allmählich entstanden, indem der König seinem unmittelbaren Hoheits- und Grundherrnrechte ein Territorium nach dem andern unterwarf, und die Stetigkeit dieses Aufsaugungsprozesses wurde trotz starker Rückschläge und schwerer Hemmungen, und obwohl die ersten Capetinger an persönlicher Bedeutung nicht nur den gleichzeitigen Herrschern Deutschlands weit nachstanden, sondern sogar den letzten Karolingern, dadurch gesichert, daß sich die territoriale Grundlage der Königsmacht niemals veränderte, wie in Deutschland, sondern immer das Herzogtum Francien blieb, und daß das Königtum nicht wie das deutsche gezwungen war, in der überlegenen Kultur der Kirche die wichtigste Stütze einer gewissermaßen verfrühten Reichseinheit zu finden, also diese selbst in letzter Linie von seinem Verhältnis zum Papsttume abhängig zu machen.

Beim Ausgange der Karolinger zerfiel Frankreich in seinen damaligen Grenzen in etwa acht große, thatsächlich selbständige Fürstentümer. Nördlich der Loire lagen die keltische Bretagne, die Normandie, das große Herzogtum Francien, das von der Grafschaft Paris ausgegangen war und außer dieser unmittelbar noch drei andre Grafschaften (Melun, Etampes, Orléans) beherrschte, sieben weitere, darunter Anjou und Tours unter seiner Lehnshoheit hielt, die (Mark-)Grafschaft Flandern, die Grafschaften Vermandois (mit St. Quentin und Amiens) und Champagne, die sich erst im 11. Jahrhundert aus der ursprünglich den Vermandois gehörigen Grafschaft Troyes durch eine ansehnliche Erweiterung bildete. Im Süden der Loire dauerte der alte Name Aquitanien in dem Herzogtume Guyenne fort (Poitou, Saintonge, Anjoumois, später auch noch Perigord, La Marche, Limoges). Daneben standen das Herzogtum Gascogne zwischen der Garonne und den Pyrenäen, das alte Baskenland, die Markgrafschaft Toulouse, die sich durch die Erwerbung Gotiens mit Narbonne 918 bis zum Mittelmeer, durch die von Béziers, Agde, Nimes bis zur Rhone vorschob, endlich im Osten das Herzogtum Burgund, ursprünglich ein Teil des gleichnamigen Königreiches.

In allen diesen Gebieten herrschten die Landesherren über die einzelnen Bezirke durch die von ihnen belehnten Grafen und Vizegrafen (vicomtes). Nicht ganz selten lagen die gräflichen Rechte auch in den Händen eines Bischofs oder Abts, obwohl in weit geringerem Umfange als in Deutschland, so in der Altstadt (Cité) Paris, in Reims, Laon, Beauvais, Noyon, Bourges, Chalons an der Marne, Langres; doch mußten die geistlichen Herren ihre Hoheitsrechte über dieselbe Stadt oft mit andern Kirchen oder mit weltlichen Herren teilen, wie in Paris neben dem Bischofe in den Vorstädten die Äbte von St. Germain-des-Près, St. Geneviève und St. Martin-des-Champs standen, in Beauvais der Bischof, das Domkapitel und der königliche Burggraf (châtelain, castellanus), in Amiens der Bischof, der Graf und der königliche Burggraf sich in die Stadtherrschaft teilten. Eine städtische Gemeindeverfassung gab es nirgends, wenn auch die städtische Bevölkerung an der Bischofswahl einen gewissen Anteil hatte und Schöffen zum Gericht der Stadtherren stellte. Das Band, das die einzelnen Territorien zusammenhielt, war die persönliche Lehnsverpflichtung der Grafen und kleineren Vasallen gegenüber dem großen Territorialherrn, der Territorialherren gegen den König, ein loses, nur unter unaufhörlichen persönlichen Anstrengungen und Kämpfen zu behauptendes Band, und doch von den trotzigsten Vasallen grundsätzlich immer respektiert, denn die Quelle alles Rechtes blieb der König.

Die Erhebung der Capetinger.

Es war für Frankreich eine ähnliche Lage 987, wie für Deutschland 918, als die Großen des Landes in Noyon zur Wahl eines neuen Königs zusammentraten. Wenn man von dem entfremdeten lothringischen Zweige des alten Herrscherhauses und seinem Vertreter (Karl) absehen wollte, wofür sich die Versammlung nach dem Rate des Erzbischofs Adalbero von Reims, des ersten unter den französischen Prälaten, entschied, dann blieb nur übrig, den mächtigsten Fürsten des Landes, den Herzog Hugo Capet von Francien, zum König zu erheben. So wurde dieser gekoren und empfing am 3. Juli 987 in Reims aus den Händen des Erzbischofs die Krone. Um die Nachfolge zu sichern, wurde diese noch in demselben Jahre seinem Sohne Robert übertragen. Dies neue Königsgeschlecht der Capetinger behauptete sich nun 900 Jahre lang ohne Unterbrechung auf dem französischen Throne und gründete schließlich die straffste Reichseinheit des europäischen Festlandes. Denn im erblichen

Besitz des Herzogtums Francien, der Hauptstadt Paris und des Familienklosters St. Denis, als dessen Laienabt zuerst Hugo vom Abtsmantel (cappa), den er bei festlichen Gelegenheiten trug, den Beinamen Capet (cappatus) erhielt, war es mit dem Boden seines Landes eng verwachsen und der Geistlichkeit empfohlen; es war als ein neues Geschlecht an die alten umfassenden Machtansprüche der Karolinger nicht gebunden und daher darauf angewiesen, sich auf Frankreich zu beschränken; es gewöhnte endlich durch die Langlebigkeit gerade seiner ersten Könige das Volk an die Erblichkeit der Krone, obwohl diese rechtlich nicht besser gesichert war als in Deutschland. Seine gefährlichsten Gegner waren, wie dort, die Laienfürsten; daher schützten die Capetinger die beständig von ihnen bedrohte Kirche eifrig in ihren Rechten und Besitzungen und hielten, obwohl sie das kanonische Wahlrecht formell anerkannten, ihr Investiturrecht gegenüber Bischöfen und Äbten unbedingt fest, empfingen von ihnen den Treueid und unterwarfen sie in weltlichen Dingen der königlichen Gerichtsbarkeit.

Hugo Capet (987—996) gelangte nur unter mancherlei Kämpfen zur allgemeinen Anerkennung. Lange widersetzten sich ihr Wilhelm der Eisenarm von Guyenne und Karl von Niederlothringen, unterstützt von seinem Halbbruder Arnulf, der sich des Erzbistums Reims bemächtigte, bis Karl durch Verrat des Bischofs Adalbero von Laon dem König in die Hände fiel (2. April 996). Dieser ließ ihn im Kerker des Schlosses von Orléans sterben, die übrigen Gegner legten nun die Waffen nieder, Arnulf wurde von einer Synode entsetzt, und an seiner Stelle der gelehrte Gerbert zum Erzbischof von Reims erhoben.



244. Münze Hugo Capets.

Der französische Adel.

Hugos Nachfolger Robert der Fromme (996—1031) verdankt diesen Beinamen nicht nur seiner geistigen Erziehung durch Gerbert, sondern auch seiner aufrichtig frommen, wohlthätigen und milden Gesinnung, die ihm auch das Kloster St. Denis zum Lieblingsaufenthalt machte, ihn aber auch unter den rohen, gewaltthätigen Gesellen des französischen Adels als ein Fremdling erscheinen läßt. In dieser Gesinnung trennte er sich widerstrebend von seiner geliebten Gemahlin Bertha, der Tochter des Königs Konrad von Burgund, wie es die Kirche wegen zu naher Verwandtschaft unter Androhung des Interdikts forderte (998), und vermählte sich mit der herrschsüchtigen Konstanze, der Tochter des Grafen Wilhelm Taillefer von Toulouse. Außerhalb der königlichen Domäne (Francien) griff er wenig ein. Schrankenlos schaltete hier der hohe Adel; in endlosen Fehden rang er immer gewaltthätig und oft genug ruchlos um Behauptung und Vermehrung seines Besitzes. Er entwickelte ungeheure kriegerische Kräfte, aber da ihm große, auswärtige Aufgaben, wie sie der deutsche Adel gleichzeitig fand, zunächst fehlten, so wandten sie sich zerstörend gegen sich selbst und hemmten aufs empfindlichste das wirtschaftliche Leben, das in Frankreich nicht, wie in Deutschland, durch das Zusammenwirken der königlichen und der kirchlichen Gutsverwaltung geschützt und gefördert wurde. Erst der Beginn der Kreuzzüge entlastete Frankreich von dem Übermaße kriegerischer Kräfte und machte Raum für positive Fortschritte der Königsgewalt wie für eine mächtige soziale Bewegung.

Unter den Fehden zur Zeit Roberts tritt besonders der Kampf Ottos (Eudes) von Chartres und Tours gegen den wilden Fulco von Anjou hervor, der dabei Saumur plünderte, die Kirche des heiligen Florentius in Asche legte, dann zur Sühne dieses Frevels und der Ermordung seiner eignen Frau nach Jerusalem pilgerte und 1007 eine prächtige Kirche bei Loches erbaute, die aber am Tage der Weihe ein Orkan zerstörte. In die Fehde zwischen Otto von Chartres und Bouchard von Anjou griff der König zu gunsten Bouchards ein, indem er Richard II. von der Normandie zu Hilfe rief, der nun seinerseits wieder dänische Scharen unter Olaf herbeizog, aber, geschreckt von deren gewaltthätigem Auftreten, es bald vorzog, sich

mit Otto zu verständigen. Ottos Macht wuchs noch, denn nach dem erblosen Tode Stephans von Vermandois, Grafen von Troyes und Meaux, nahm er 1019 dessen Gebiet in Besitz und nannte sich Graf der Champagne. Der Krone wuchs in dieser Zeit unmittelbar nur die Hälfte der Grafschaft Sens zu, deren andre Hälfte an den Bischof fiel (nach dem Tode des Grafen Richard). Das Herzogtum Burgund fiel 1002, nach dem Tode Heinrichs, des jüngeren Bruders König Hugos, zu Recht an König Robert, doch überließ es dieser nach langer Fehde mit Otto Wilhelm, Grafen von Burgund, Macon und Nevers, dem Sohne Adalberts (s. S. 465), 1016 seinem dritten Sohne Heinrich, während Otto Wilhelm noch die Grafschaft Dijon erhielt.

Heinrich I.

Nach Roberts Tode in Melun, 20. Juli 1031, ging die Krone mit der schon 1027 gesicherten Zustimmung der Großen auf jenen Heinrich I. von Burgund über (1031—1060), da der ältere Bruder Hugo schon 1025 gestorben war. Umsonst versuchte die herrschsüchtige Königinwitwe Konstanze ihrem leiblichen Sohne Robert mit Hilfe Ottos III. von Chartres und mehrerer Vasallen der königlichen Domäne die Krone zu erringen; unterstützt von dem Normannenherzog Robert „dem Teufel“ behauptete sich Heinrich und entschädigte seinen Stiefbruder Robert mit dem Herzogtume Burgund, dessen capetingische Herzöge (bis 1361) von diesem abstammten. Konstanze starb 1032 in Melun. Kurz nachher vereinigte Herzog Wilhelm VII. von Guyenne Bordeaux und die Gascogne mit seinem Stammlande, während die Grafschaft Tours nach dem Tode Ottos 1037 mit dem ohnehin als Grenzland besonders waffenstarken Anjou vereinigt wurde. So wuchs die Macht der großen Fürstenhäuser, während die der kleinen fast dieselbe blieb.

Not des Volkes und Verfall der Kirche; der Gottesfriede.

Da war denn niemand, der der wachsenden Not des Volkes gesteuert hätte. Zu den verheerenden und störenden Wirkungen der unaufhörlichen Fehden, in denen immer wieder die Hütten des Landvolks verbrannt, die Saaten zerstampft, die Obstbäume umgehauen, das Vieh weggetrieben wurden, kamen Mißernten und Seuchen, zwischen 970 und 1040 in 48 Jahren, in ihrem Gefolge Teuerung und Hungersnot, besonders arg 1030/32, wo mehrere Jahre hindurch anhaltende Nässe die Bestellung der Felder fast unmöglich machte. Mehrmals erhob sich das mißhandelte und verzweifelnde Landvolk gegen seine Bedrücker in blutigen Aufständen, 997 in der Normandie, 1024 in der Bretagne, doch sie wurden erbarmungslos niedergeschlagen und grausam bestraft. Das Königtum war zu schwach, um zu helfen, die Kirche zu verweltlicht. In der Vergebung der kirchlichen Ämter herrschte fast durchweg Simonie, die Priester waren gewöhnlich verheiratet und pflegten ihre Kirchen auf ihre Söhne zu vererben. Die Synoden waren fast eingeschlafen. Der Gottesdienst war zu äußerlichen Zeremonien und rohem Reliquienkult entartet (noch unter Robert dem Frommen wurde in St. Jean d'Angely das Haupt Johannes des Täufers gefunden). Kein Wunder, daß mancherlei Ketzereien auftauchten, um 1022 z. B. in Orléans Manichäer. Erst auf die von Cluny ausgehende Anregung hin begann sich die Kirche allmählich auf ihre soziale Aufgabe zu besinnen. Zuerst vereinigten sich im Herzogtum Burgund 1031 die Bischöfe zum Gebote des Gottesfriedens, dessen Verächter dem Banne verfielen, dann in Francien und Guyenne, doch war die Wirkung örtlich beschränkt und vorübergehend. Erst im Jahre 1041 verkündigten die Bischöfe von Aquitanien den „Gottesfrieden“, die Treuga dei, mit besserem Ergebnis, und ihnen schloß sich allmählich ganz Frankreich an. Befristet wurden im ganzen Jahre die Tage von Mittwoch Abend bis Montag Morgen, sowie alle hohen Festzeiten; zugleich wurde verboten, in den Fehden die Bauern zu töten, zu verstümmeln oder wegzuschleppen und die Ackergeräte zu zerstören. Auch dieser Gottesfriede fand nur langsam Anerkennung, namentlich widerstrebten anfangs die Normandie, Anjou und sogar der König.

Die cluniazensische Kirchenreform.

Kurz danach begann auch für Frankreich die cluniazensische Kirchenreform. Zuerst verurteilte die Synode von Reims 1049 unter dem Vorsitze Papst Leos IX. gegen den Widerspruch des Königs und der meisten Bischöfe die Simonie, andre

Synoden, die zwischen 1055 und 1066 von päpstlichen Legaten in Tours, Lisieux, Rouen und Toulouse abgehalten wurden, wiederholten dies Verbot und fügten dazu Verbote gegen die Priesterehe und die Ehe in kirchlich unzulässigen Verwandtschaftsgraden. Überall wurden die simonistischen Bischöfe abgesetzt, die Priesterehen aufgelöst. Die wachsende Macht des reformierten Papsttums beweist auch der Ausgang des Abendmahlsstreits, den damals Berengar, Vorsteher der Schule von Tours, zunächst mit Lanfranc, dem Schulvorsteher von Bec in der Normandie, begann, indem er (wie später Zwingli) nur von einer geistigen Gegenwart Christi im Abendmahle wissen wollte. Mehrfach, zuerst im April 1050 von einer römischen Synode, gebannt, schwankte er zwischen Unterwerfung und Widerstand, da er eine nicht unbedeutende Partei in der französischen Geistlichkeit auf seiner Seite hatte, und starb auch unangefochten in seiner Einsiedelei auf der Loireinsel St. Côme bei Tours 1088, doch in der Kirche kam die Lehre von der Transsubstantiation zur Herrschaft, die die Mittlerstellung des Klerus dogmatisch sicherte.

Übermacht der Normandie.

Auf Heinrich I. (gest. 4. August 1060) folgte sein erst 1059 als Nachfolger anerkannter und geweihter, damals siebenjähriger Sohn Philipp I. (1060—1108) von der russischen Prinzessin Anna, der Tochter Jaroslaws von Kiew, unter der Vormundschaft Balduins V. von Flandern (bis 1067). Während dieser naturgemäß schwachen Regierung erwuchs der Herzog der Normandie zu einem übermächtigen Nebenbuhler des Königtums.

Robert „der Teufel“ hatte sich nach Beseitigung seines älteren Bruders 1028 zum Herzog gemacht, zum Lohne für seinen wirksamen Beistand gegen die Königin-Witwe Konstanze von König Heinrich I. das sogenannte französische Vexin (Vexin français) erhalten, nach schwerem Kriege 1033 den Herzog Allan von der Bretagne seiner Lehnshoheit unterworfen. Von Gewissensbissen wegen des Brudermordes erfaßt, pilgerte er nach Jerusalem, starb aber auf der Rückreise im Juli 1035 in Nicäa und hinterließ die Normandie seinem erst 8jährigen natürlichen Sohne (von Arlette, der Tochter eines Kürschners in Falaise), Wilhelm dem Bastard (1035—1087). Unter beständigen Empörungen seiner wilden Vasallen erwuchs der Knabe zu einem Jünglinge von riesiger Körperkraft, rücksichtsloser Gewaltthätigkeit und unzähmbarer Herrschbegier. Mit Hilfe König Heinrichs I. schlug er die aufständischen Vasallen 1047 vernichtend in der Schlacht an den Dünen unweit Caen, er entriß dem Grafen Gottfried von Anjou 1048 das schon eroberte Alençon; er machte endlich tapfer Front gegen ein überlegenes Bündnis seiner Nachbarn, Guyenne, Anjou, Bretagne, Champagne und des Königs selber, das ihn von allen Seiten bedrohte, indem er 1054 bei Mortemer an der Eaume, 1058 bei Varaville an der Dive siegte und damit den Frieden erzwang. Endlich riß er nach dem Tode Hariberts die Grafschaft Maine durch ruchlose Gewaltthat, die Vergiftung des nächstberechtigten Erben Gautier von Pontoise und seiner Gemahlin, an seiner eignen Tafel, an sich. Durch seine Vermählung mit Mathilde, der Tochter Balduins V. von Flandern, 1053 auch mit Flandern in Verbindung, war er Herr des größten Teils von Nordfrankreich, als er 1066, während der Minderjährigkeit König Philipps I., die Eroberung Englands unternahm und durchführte (s. unten).

Seitdem vollends der Herzog der Normandie zugleich die englische Königskrone trug, mochte er dem Namen nach noch Vasall des Königs von Frankreich bleiben, thatsächlich war er sein übermächtiger Genosse, der auf die Geschicke Frankreichs unendlich mehr einwirkte, als der König von Frankreich auf England. So drohte die Krone der Capetinger vollends in Ohnmacht und Schmach zu versinken.

Kampf um Flandern.

Gleich die erste größere Unternehmung Philipps I. verlief unglücklich und ruhmlos. In Flandern hatte der ältere von Balduins V. Söhnen (gest. 1067), Balduin VI., die flandrischen Besitzungen geerbt, während der jüngere, Robert, durch Vermählung mit der Gräfin Gertrud Friesland, Holland und Seeland erwarb. Als Balduin VI. im Kampfe mit seinem Bruder 1070 blieb, erhob Robert auch Ansprüche auf diese Lande, wo Balduins Witwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Regierung führte. Sie wandte sich nun an Philipp um Hilfe. Diese wurde ihr gewährt; allein der König von Frankreich erlitt von dem flandrischen Heere bei Cassel, westlich von

Ypern (20. Februar 1071) eine so entscheidende Niederlage, daß er Richilde und Arnulf ihrem Schicksale überlassen mußte. Als kurz darauf Arnulf von einem seiner Leute erschlagen ward, wandte sich Richilde an den deutschen König Heinrich IV., um ihrem zweiten Sohne Balduin VII. das väterliche Erbe zu gewinnen. Heinrich IV. sandte den Herzog Gottfried von Lothringen, „den Höckerigen", mit einem Heere zu ihrem Beistande nach Flandern. Nach einem wechselvollen Kriege wurde 1072 ein Abkommen getroffen, nach dem sich Balduin auf die Grafschaft Hennegau beschränkte, während Robert das Herzogtum Flandern behauptete.

Philipp I. und das Papsttum.

Viel schlimmer war es, daß sich Philipp I., leichtfertig, verschwenderisch und sinnlich wie er war, in einen heillosen Streit mit dem aufstrebenden Papsttume verwickelte. Seine ungescheute Ausübung der Simonie hatte dem König schon 1074 eine scharfe Mahnung Gregors VII. zugezogen; als er sich dann, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft von seiner ersten Gemahlin Bertha von Holland scheiden ließ und 1092 dem Grafen Fulco von Anjou seine schöne, aber sittenlose Frau Bertrada (Bertha) entführte, die ihm ein gefälliger Bischof auch antraute, verhing das Konzil von Autun im Oktober 1094 den Bann über beide, und als die nochmals gesetzte Frist zur Entlassung Berthas verstrich, so wiederholte die Synode von Clermont im November 1095 den Bann.

Frankreich und der erste Kreuzzug.

Es war dieselbe Kirchenversammlung, auf der Papst Urban II. den Ausruf zum Kreuzzuge erließ. Kein Land wurde von dieser Bewegung tiefer ergriffen als Frankreich. Waren doch schon längst südfranzösische Fürsten und Edle den christlichen Spaniern gegen die Araber über die Pyrenäen zu Hilfe gezogen: 1062 der Graf von Poitou, 1076 Herzog Hugo von Burgund, dessen Neffe Heinrich dann Graf von Portugal wurde, 1078 mit Konstanze von Burgund, als sie sich mit Alfons VI. von Kastilien vermählte, zahlreiche Edle ihrer Heimat, und wieder nach der Schlacht von Zalakka Herzog Otto von Burgund und normannische Kreuzfahrer (s. unten). Auch der erste Kreuzzug war ausschließlich eine That des hohen französischen Adels ohne jede Teilnahme des ohnmächtigen und gebannten Königs, über den das triumphierende Papsttum hinwegschritt wie in Deutschland.

Grafschaft Toulouse.

Nun mußten die Eroberungen der französischen Ritterschaft im fernen Syrien das Selbstgefühl dieses Adels mächtig steigern, und zugleich vollzog sich südlich der Loire eine neue Machtbildung, die dem Königtume leicht ebenso gefährlich werden konnte, wie die normannisch-englische im Norden es schon war. Von dem in Guyenne regierenden Hause starb die jüngere in Rouerge und der Markgrafschaft Gotien (Narbonne, Beziers, Nîmes, Uzès) herrschende Linie aus, und ihr Besitz fiel an Raimund von St. Gilles, den Grafen von Toulouse. Dazu erkaufte dieser 1088 von seinem kinderlosen Bruder, Herzog Wilhelm IX. von Guyenne (1086—1093), das Recht der Nachfolge in Alby und Guercy und erwarb schließlich durch die Vermählung mit einer Tochter des Grafen Bertrand von Provence auch die Aussicht auf diese Erbschaft. So war ein großer Teil Südfrankreichs von den Westalpen bis zu den Pyrenäen in Raimunds Hand vereinigt, als er 1096 nach Syrien aufbrach, wo er 1105 starb und sein ältester Sohn Bertrand schließlich Tripolis eroberte, und ging an den jüngeren Sohn Alfons über.

Anfänge zur Kräftigung der Königsmacht.

Anderseits entlasteten doch auch die Eroberungen des französischen Adels in England, Süditalien, Spanien und Syrien Frankreich von der lastenden Überfülle kriegerischer Kräfte und machten Raum für eine neue Gestaltung der Dinge. Der Mann dazu fand sich in dem ältesten Sohne König Philipps, Ludwig (VI.), den der Vater in der Erkenntnis seiner eignen Schwäche um 1101 zum Mitregenten annahm und fortan ziemlich selbständig gewähren ließ. Die Zustände waren selbst in der könig-

lichen Domäne jämmerlich genug. Nur die Grafschaften Paris, Hurepoix, Gatinais, Orléans, halb Sens und das Vexin gehörten damals dazu, und auch hier waren die Edlen so unbotmäßig und räuberisch, daß es keine Sicherheit im Lande gab und besonders auch die Kirche aufs schwerste litt. Außerhalb dieses kleinen Gebietes hatte der König nur über die Städte, deren Bischöfe weltliche Herren waren (s. oben S. 558), unsichere Rechte; sonst war er so machtlos, wie die letzten Karolinger. Es ist das Große an Ludwigs (VI.) anfangs sehr bescheidener Wirksamkeit, daß er sofort als Schirmherr der Kirche und des armen Volkes auftrat, daß er also die lange völlig vernachlässigte soziale Aufgabe des Königtums begriff, und das Geheimnis seiner Erfolge war, daß er mit dem Nächsten anfing, dazu aber sich zuverlässige Mittel schuf, eine stehende, schlagfertige Truppe von anfangs nur 2—300 schweren Reitern (hommes d'armes) aus jungen Edelleuten ohne Vermögen, die maison du roi. Die innere Überzeugung aber, im Rechte zu sein, erwuchs ihm aus den Anschauungen des römischen Rechts, die ihm der kluge Abt des capetingischen Familienklosters St. Denis, Suger, sein vertrauter Ratgeber, vermittelte (wie Irnerius von Bologna gleichzeitig Heinrich V., s. oben S. 534), und aus seinen Pflichten als christlicher König. So warf er die kleinen Tyrannen, besonders unbotmäßige Vasallen der Kirchen, entweder gewaltsam nieder, wie Bouchard von Montmorency und Leo von Mehun, oder brachte sie zu friedlicher Unterwerfung, wie die Troussels (Truxel) von Montl'héry. Daß König Philipp sich im Dezember 1104 von Bertha trennte, knüpfte das Verhältnis zwischen Königtum und Kirche nur noch enger, und als er am 29. Juli 1108 in Mehun reuig im Ordensgewande eines Benediktiners starb, da eilte Ludwig ohne Säumen nach Orléans und wurde hier durch den Erzbischof von Sens sofort zum König gekrönt.



245. Siegel König Ludwigs VI. von Frankreich.

Kämpfe Ludwigs VI. mit England und der Normandie.

Zunächst mußte Ludwig VI. (1108—37) in harten Kämpfen mit seiner Stiefmutter Bertha, die am liebsten ihrem leiblichen Sohne Robert die Krone zugewandt hätte, und ihrem zahlreichen Anhange unter dem großen und kleinen Adel um die Krone ringen, aber er blieb siegreich, weil er es wagen konnte, das Aufgebot der kirchlichen Bauernschaften zum Kampfe gegen den Adel und seine Burgen zu entbieten. Langwieriger und gefährlicher waren die Konflikte mit Heinrich I. Beauclerc von England (1100—35). Den ersten Krieg beendigte der Friede von Gisors im März 1114, in dem Ludwig VI. seinem Gegner die Lehnshoheit über die Bretagne nnd Maine aufs neue zugestand. Der zweite entbrannte, als Ludwig den Neffen Heinrichs I. von England, Wilhelm Clinton, den Sohn seines jüngeren Bruders Robert Courtheuse, der 1102 gegen eine Rente auf die ihm zugefallene Normandie Verzicht geleistet hatte, in seinen Schutz nahm, um ihm die Normandie zu verschaffen und sie somit von England zu trennen. Aber obwohl der König dabei durch Balduin VII. („mit dem Beil") von Flandern, Fulco von Anjou, den Grafen von Ponthieu und Montfort sowie eine starke Partei in der Normandie selbst unterstützt wurde, so mußte er doch nach seiner Niederlage bei Brenneville (les Andelis) am 20. August 1119 in einem Frieden, den Papst Calixtus II. nach dem Konzil von Reims vermittelte, Wilhelm Clinton fallen lassen und Heinrichs I. Sohn Wilhelm (Ätheling) als Erben der Normandie anerkennen. Die Frage tauchte aber sofort wieder auf, als

der normannisch-englische Thronerbe kurz nach dem Friedensschlusse bei der Überfahrt nach England in dem schrecklichen Schiffbruche der „Blanche-Nef“ seinen Tod fand und König Heinrich I. nun das Erbrecht in England und der Normandie auf seine einzige überlebende Tochter übertrug, Mathilde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs V. (s. S. 533). Da Ludwig VI. einen dagegen gerichteten Aufstand in der Normandie unterstützte, so rief der König von England dagegen seinen Schwiegersohn, den Kaiser, ins Feld. Aber entschlossen und einmütig sammelte sich dagegen um den König in Reims der Adel und das allgemeine Aufgebot ganz Nordfrankreichs unter der „Oriflamme“ (dem flammenartig ausgezackten roten Banner an der goldenen Lanze, mit dem die Grafen von Vexin, also damals die Capetinger, ihre Belehnung von St. Denis erhielten), so daß Heinrich V. zurückwich und England Frieden schloß (1125, s. oben S. 535). Zum erstenmal stand das Königtum der Capetinger wirklich an der Spitze eines großen Teiles der Nation. Ermutigt durch diesen Erfolg nahm sich Ludwig wieder Wilhelm Clintons an, belehnte ihn mit Pontoise, Mantes, Chaumont und Vexin und 1127 sogar mit der Grafschaft Flandern, als Balduins VII. Nachfolger Karl der Gute (1119—27) durch die Familie van der Straten in Brügge, die er trotz ihres Reichtums und Ansehens, um ihren Übermut zu brechen, als seine Hörigen reklamiert hatte, ermordet worden war. Aber gegen Wilhelm Clinton erhoben sich bald die aufstrebenden Städte, er fiel bei der Belagerung von Aalst (Alost), und die Flamänder erkannten als Grafen Dietrich vom Elsaß, einen Neffen ihres früheren Grafen Robert des Friesen an, dem nun auch Ludwig VI. die Belehnung erteilte.



246. Siegel des Grafen Dietrich von Flandern.

Ludwig VI. u. Südfrankreich.

Immerhin fand Ludwig VI. im ganzen Norden nicht nur Anerkennung, sondern im wesentlichen auch Gehorsam, und sogar über die Loire hinüber streckte er seinen gebietenden Arm, was vor ihm kein Capetinger vermocht hatte.

Den Grafen Wilhelm VI. von Auvergne zwang er schon 1121 mit Waffengewalt, sich seinem Richterspruche zu gunsten des von ihm geschädigten Bischofs von Clermont zu fügen, und als der Graf sich dann doch wieder dem geschlossenen Vertrage zu entziehen suchte, belagerte er ihn in seinem festen Schlosse Montferrand bei Clermont mit so imposanten Streitkräften, daß Wilhelm IX. von Guyenne, der seinem angegriffenen Vasallen zu Hilfe kommen wollte, den Kampf aufgab und den Grafen dem Gericht des Königs stellte. Sonst freilich ging der Süden nach wie vor seine eignen Wege. Alfons hatte 1112 die eigentliche Provence an Raimund Berengar III. von Barcelona verloren und sich auf die „Mark (Marche)“ nördlich der Durance beschränken müssen. Dann aber benutzte er den Kreuzzug Wilhelms IX. von Guyenne 1118/20, um die Grafschaft Toulouse wiederzunehmen, und behauptete sie nicht nur gegen diesen, sondern auch gegen seinen Nachfolger Wilhelm X. (seit 1127). Dagegen blieb die Verbindung südfranzösischer und nordspanischer Gebietsteile bestehen und drohte der werdenden Einheit Frankreichs noch gefährlicher zu werden, als Raimund Berengar IV. (seit 1131) König von Aragonien wurde (1137; s. unten). Eine glänzende Aussicht für das französische Königtum schien sich zu öffnen, als Wilhelms X. von Guyenne schöne Tochter Eleonore (Alienor) vom Vater zur Erbin eingesetzt und nach dessen Tode auf der Wallfahrt nach Compostela 1137 die Gemahlin des französischen Thronfolgers Ludwig (VII.) wurde, denn damit schien der Anfall dieses mächtigsten südfranzösischen Fürstentums an die Capetinger gesichert. Doch gerade von dort sollte neues Unheil über Frankreich kommen (s. Bd. IV).

Fördernd für das Königtum war eine gleichzeitige soziale Bewegung, die die Alleinherrschaft des Lehnsadels brach, die Entstehung des städtischen Bürgertums aus eigner Kraft, von der Krone nur stellenweise, keineswegs überall, geschützt und begünstigt. Schon seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts strebte die städtische Bevölkerung, die sich aus Adel, Kaufherren und Handwerkern zusammensetzte, danach, die grundherrlichen Lasten zu beseitigen und die Hoheitsrechte der meist geistlichen Stadtherren an eine städtische, jährlich neugewählte Behörde zu übertragen, besonders dann, wenn sich verschiedene Herren in Besitz und Recht teilten. Um diese Ziele zu erreichen, bildeten die Städter in Nordfrankreich eine feierlich beschworene Vereinigung (Commune) zu gegenseitiger Unterstützung, stellten einen Maire an die Spitze, der von einer größeren oder kleineren Anzahl von Beisitzern (jurati, pares, prud'hommes, echevins) umgeben war und zur Entscheidung besonders wichtiger Angelegenheiten einen Ausschuß oder die Gesamtbürgerschaft berief, zugleich die Gerichtsbarkeit ganz oder teilweise in die Hand nahm. Die Stadtglocke (tocsin, von toucher und signe) auf dem Stadtturm (beffroi) rief die Bürgerschaft zur Versammlung oder zu den Waffen. Die städtische Bewegung und die Commune.

Den ersten, aber unglücklichen Anfang zu dieser neuen Gestaltung der Dinge machte Lemans schon 1070/72; siegreich war sie zuerst im Nordosten: in Beauvais, wo die Hoheitsrechte zwischen dem Bischof, dem Domkapitel und dem königlichen Burggrafen (châtelain) geteilt waren, 1096/99, in St. Quentin gegen die Grafen von Vermandois um 1102, in Noyon gegen den Bischof 1108. In Laon erhob sich die Commune gegen die Willkürherrschaft des Bischofs 1109 und wurde vom König bestätigt; als dieser 1112 das Zugeständnis wieder zurücknahm, wurden in blutigem Aufruhr um Ostern der Dom und der Palast erstürmt und verbrannt, der Bischof mit seinen Edlen erschlagen, ihre Häuser geplündert. Dies führte freilich zunächst zu gewaltsamer Unterdrückung der Commune, aber 1128 erstand sie aufs neue. Amiens setzte die Commune mit Unterstützung des Bischofs und des Königs gegen den Grafen und den Burggrafen 1113 durch und erzwang in jahrelangen erbitterten Fehden 1117 ihre Bestätigung. Soissons erlangte die Commune 1116 durch Gewährung des Bischofs und des Königs, Reims erst 1138 (nach dem Vorbilde von Laon); für die Normandie wurde die Verfassung von Rouen maßgebend. In der Bretagne dagegen blieben die Städte unter meist geistlicher Grundherrschaft, in der königlichen Domäne duldete Ludwig VI. keine Commune, dagegen erzwang sich diese Tours 1125 für die Neustadt (Châteauneuf) vom Kapitel St. Martin. Für den größten Teil Südfrankreichs wurde die italienisch-burgundische Konsulatsverfassung maßgebend.

Die Entstehung selbständiger städtischer Gemeinden war die Folge eines sich anbahnenden großen wirtschaftlichen Fortschritts, der beginnenden Lösung des Landes aus den Banden der reinen Naturalwirtschaft, die auch in Frankreich besonders im Norden, noch während des ganzen 11. Jahrhunderts herrschte. Ungeheure Waldbestände gaben die unentbehrliche Grundlage für den ganzen wirtschaftlichen Betrieb. Sie lieferten nicht nur das Brenn- und Bauholz, sondern auch die Eichelmast für die Schweine, die wichtigsten Fleischtiere der Zeit, die Streu für die Ställe, das Wild für die Jagd. Noch galt der Wald nach germanischer Art beinahe als freies Gut, als Gemeindebesitz, aber mehr und mehr suchten ihn die Grundherren in geschlossenen Privatbesitz zu verwandeln, was im Süden schon die Regel war, und da mindestens manche Jagdarten schon zu vornehmen Passionen geworden waren, so wurden z. B. in der Normandie schon künstliche Wildbahnen hergestellt. Doch schritten die Rodungen und Entsumpfungsarbeiten zur Anlegung neuer Höfe und Dörfer, vielfach durch kleine Unternehmer freien Standes, sogenannte hospites, die dann dem Herrn des Waldes Zins zahlten, aber auch und vor allem durch die zielbewußt arbeitende Kirche, rasch vorwärts, und das Dickicht lichtete sich mehr und mehr; in der Auvergne u. a. m. wurden zahlreiche kleine Seen ausgetrocknet. Im landwirtschaftlichen Betriebe herrschte noch die Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang und Weideservituten; aber der Wiesenbau, also die Stallfütterung, nahm zu, und den Gartenbau förderten vor allem die Klöster. Im Süden herrschten daneben der Wein- und Ölbau, der Weinbau aber dehnte sich damals rasch auch über den ganzen Norden bis an den Kanal hin aus und durchbrach Landwirtschaft.

die Dreifelderwirtschaft, weil sich seine ganze Natur ihrem Zwange nicht fügt, gab deshalb Anlaß zur Entstehung zahlreicher kleiner selbständiger Weingüter neben der Hufe (mansus).

Die landbauenden Stände.

Das Grundeigentum war meist in den Händen großer Herren und der Kirche, vollfreie Bauern gab es in größerer Anzahl nur in einzelnen Gegenden, z. B. in der Auvergne; trotzdem herrschte so wenig Latifundienwirtschaft wie in Deutschland, vielmehr war der Grund und Boden außerhalb der Herrenhöfe wie dort an freie Pächter (oft auf Teilbau, namentlich beim Weinbau) oder an unfreie Leute ausgethan. Die Unfreien (servi, serfs) herrschten überall vor. Sie waren verkäuflich, hatten kein Eigentumsrecht, durften sich nur innerhalb ihrer Hofgenossenschaft verheiraten, standen zwar zu Recht in geordneten Formen vor dem Hofgericht ihres Herrn, genossen aber thatsächlich einen höchst ungenügenden Rechtsschutz und wurden oft so roh und willkürlich behandelt, daß auch sie ein hartes und selbstsüchtiges Geschlecht wurden. Gebessert wurde ihre Lage dadurch, daß die Herren sie mehr und mehr fest ansiedelten, und durch Übertragung an die Kirche, die sie milder behandelte, oder endlich durch Freilassung.

Handwerk u. Verkehr.

Handwerk und Handel waren ursprünglich noch an den Grundbesitz gebunden und arbeiteten ganz oder wesentlich für den Grundherrn. Zahllose Zollstätten der großen und kleinen Herren hemmten überall den Verkehr und nahmen häufig einen geradezu räuberischen Charakter an. Trotzdem war er nicht unbeträchtlich in Wein, Salz, Getreide, Vieh, Werkzeugen und Stoffen und suchte mit Vorliebe die bequemeren Wasserwege auf. Die Einrichtung großer Märkte, besonders im Anschluß an hohe Kirchenfeste in den Bischofsstädten und unter dem Schutze der Kirche gestattete dann zuerst die Ansammlung größerer Waren- und Menschenmengen an einem Punkte in erträglicher Sicherheit, und Wechsler sorgten für die Umwechselung der zahllosen, oft minderwertigen Münzsorten in das ortsübliche Geld. Solche Marktstädte waren z. B. Amiens, der Mittelpunkt des Handels auf der Somme, Troyes, Sens, Paris, Rouen. Daß die Schiffahrt im Norden schon eine recht ansehnliche Ausdehnung erreicht hatte, beweist der Transport der Armee Wilhelms des Eroberers nach England 1066, und die Schiffe müssen schon ziemlich groß gewesen sein, wenn die „Blanche-Nef“ von Rouen 1119 gegen 300 vornehme Passagiere aufnehmen konnte. Noch war der Handel mit solcher Unsicherheit verknüpft, daß die Kaufleute ihn meist persönlich, als Hausierer, betreiben mußten. Dafür bildeten sich wohl auch Gilden, wie in Paris die wahrscheinlich noch auf die römische Zeit zurückgehende, sehr einflußreiche Schiffergilde, die zuerst 1121 erwähnt und später als Pariser Hansa bezeichnet wird. Infolge dieser Unsicherheit war natürlich der Kredit äußerst gering, der Zinsfuß hoch, der Vorrat an Bargeld überall klein. Größere Geschäfte zu machen vermochten nur die Klöster, die auf Grund ihres Schatzes sicheren Kredit genossen, also geradezu als Banken dienten, wie z. B. Cluny. Nur die Juden, die an das kirchliche Zinsverbot nicht gebunden und vom Grundbesitz ausgeschlossen waren, sammelten größere Vermögen, wurden aber zuweilen auch Opfer des Volkshasses. Verkauf und Erwerb von Grundeigentum, bis dahin durch die Gebundenheit des Besitzes als Lehen, verliehenes Gut und Kirchengut aufs äußerste erschwert oder ganz unmöglich, kam erst in lebhafteren Fluß, als die Kriegs- und Auswanderungszüge nach England, Spanien, Süditalien und Syrien zahlreiche Edle, besonders im Norden, nötigten, ihre Güter zu verkaufen, um die Mittel, vor allem die Ausrüstung zu beschaffen. Dadurch vergrößerte sich besonders der Besitz der Kirche und besserte sich ohne Zweifel die Lage der Bauern.

Neue Mönchsorden.

Doch nicht in der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung, sondern in dem geistigen Leben gewann damals Frankreich zum erstenmal maßgebende Bedeutung für das ganze christliche Abendland. Wie auf französischem Boden die Idee der Kirchen-

reform zuerst ausgebildet worden war, so trug sie hier auch besonders reiche Frucht, zunächst auf dem Gebiete der Askese, des Mönchswesens. Neue Genossenschaften mit verschärfter oder abgeänderter Benediktinerregel entstanden hier. Ein Schulvorsteher in Reims, Bruno von Köln, gründete 1084 mit 13 Genossen in einem wilden Felsthale bei Grénoble die Chartreuse (Kartause); doch erst lange nach seinem Tode (1101) wurde die strenge Regel der Kartäuser aufgestellt, die den Mitgliedern ein schweigsames, abgeschlossenes Leben, spärliche Nahrung, ein härenes Büßerhemd auf bloßem Leibe, Andachtsübungen, Handarbeit und wissenschaftliche Arbeit auferlegte. Ähnliche Zwecke verfolgte der Orden von Grammont bei Limoges, 1073 durch Stephan von Tigorno gestiftet, und die Klöster, die sie nach der 1096 begründeten Abtei Fontevraud richteten. Doch weit an Bedeutung wurden alle diese Orden übertroffen durch zwei andre. Inmitten wilden Waldes unweit von Dijon stiftete Robert von Champagne 1098 das Kloster Citeaux (Cistercium); die von hier ausgehenden Cistercienser im weißen Ordensgewand sahen vor allem die wirtschaftliche Arbeit als ihre Aufgabe an, so daß sie bald, namentlich in Deutschland, zu Kolonisatoren ersten Ranges wurden. Die Prämonstratenser, genannt nach dem 1120 von dem Deutschen Norbert von Xanten im Thale von Couci bei Laon gegründeten Prémontré, wollten zunächst die (Augustiner) Chorherren, also die in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Weltpriester, zu strengerer Lebensweise zurückführen, wetteiferten aber bald in fruchtbarer Kulturarbeit mit den Cisterciensern.

Der Ursprung der Scholastik.

Der neue Geist, der die Kirche durchdrang, wirkte unwiderstehlich auf Wissenschaft und Bildung hinüber. Das bisher eifrig gepflegte Studium der Alten trat zurück, denn die neuen kirchlichen Ideale verlangten eine neue Schulung des Geistes. Der Glaube sollte verstandesmäßig ergriffen und begriffen werden mit Hilfe der Logik des Aristoteles, das war der Grundgedanke der neuen „Schulwissenschaft", der Scholastik. Zuerst in nordfranzösischen Klosterschulen kam sie auf, vor allem in Bec in der Normandie durch die Schulvorsteher Lanfranc und Anselm (von Canterbury, 1033—1109) aus dem piemontesischen Aosta; dann ergriff sie die großen Stiftsschulen von Paris, die Domschule von Notredame auf der „Insel" (Cité, Altstadt), die Klosterschulen von St. Genoveva „auf dem Berge" und von St. Victor, beide auf dem linken Ufer der Seine. Aber wirksamer als diese wurden die freien artistischen und theologischen Privatschulen, die mit Genehmigung des Grundherrn von beliebten Lehrern gehalten, wieder aufgelöst oder verlegt wurden, ohne daß die Kirche eingriff. Aus ihnen, nicht aus den Kloster- und Domschulen, ist nachmals die Pariser Universität hervorgegangen. In diesen Anstalten bildeten sich nun zwei Richtungen der Scholastik aus. Der Nominalismus, dessen Gründer Roscellinus aus der Bretagne, Domherr in Compiègne, wurde, betrachtete nur die Einzeldinge als wirklich vorhanden, die Allgemeinbegriffe (universalia) als Abstraktionen (nomina) des Denkens und der Sprache; dem Realismus galten diese Begriffe als wirklich existierend, als Sachen (res). Diese Auffassung vertrat zuerst Wilhelm von Champeaux (1070—1121) in Paris. Doch der, durch den die Scholastik völlig siegte, war Peter Abälard (1079—1142), der Sohn einer vornehmen Familie, erst Schüler des Roscellinus, dann Wilhelms von Champeaux, endlich 1113 sein Nachfolger an der Domschule von Notredame.

Um den gefeierten kaum zweiundzwanzigjährigen Geisteshelden sammelten sich an 5000 Zuhörer aus allen Ländern der Christenheit. Zu seinen Füßen saßen die bedeutendsten Denker jener Zeit, darunter Berengar von Tours und Arnold von Brescia sowie der spätere Papst Cölestin II. Es war neu, überraschend, fesselnd, wie er den blinden Glauben verwerfend, die christliche Wahrheit der Prüfung durch die Vernunft unterzog. Er strebte danach, für seine Zeit dasselbe zu sein, was Sokrates, Plato und Aristoteles ihrer Zeit gewesen waren, indem er seinen Schülern das Unbegreifliche begreiflich machen und zeigen wollte, wie ein denkender und vernünftig forschender Mensch Christum lieb haben könne, lieb haben müsse. Da ereilte ihn ein

tragisches Geschick. Der Kanonikus Fulbert hatte den berühmten Dialektiker als Lehrer seiner siebzehnjährigen Nichte Heloise in sein Haus aufgenommen. Eine glühende Neigung, von Fulbert zu spät entdeckt, loderte in beider Herzen auf. Die Liebenden entflohen nach der Bretagne, wo Heloise einen Sohn gebar. Das hochherzige Mädchen wollte nicht das Emporkommen ihres Geliebten, für den sie hohe Kirchenwürden erhoffte, hindern: sie verschmähte daher seine Hand. Allein diese Großmut kam dem geliebten Mann nicht zu statten. Heloisens Verwandten bemächtigten sich der Person Abälards und entmannten ihn (1119). Abälard zog sich darauf in die Abtei von St. Denis zurück, Heloise nahm den Schleier zu Argenteuil. Die Ruhe seines Herzens fand jedoch Abälard in St. Denis nicht; er trat bald wieder als Lehrer auf, erregte aber dadurch den Haß seiner theologischen Gegner. Namentlich war es Abt Bernhard von Clairveaux, der spätere Kreuzzugprediger, der gegen Abälard den religiösen Fanatismus entzündete. Ein Konzil in Soissons verurteilte ihn 1121, doch erhielt er auf Fürsprache seiner zahlreichen Anhänger bald die Erlaubnis zur Rückkehr nach St. Denis, bis ihn der Haß der Mönche zur Flucht nach Nogent an der Seine zwang, wo er die Einsiedelei zum Paraklet gründete. Vom Haß seiner Gegner auch hier verdrängt, fand er Zuflucht in St. Gildas in der Bretagne 1126, kehrte aber 1136 nach Paris zurück und lehrte bei St. Genoveva. Endlich verhängte die Synode von Sens 1140 besonders auf Betreiben Bernhards von Clairveaux über ihn lebenslängliche Klosterhaft, doch gewährte ihm Abt Peter der Ehrwürdige von Cluny in der Abtei St. Marcel bei Chalon an der Saone ein Asyl. Dort starb Abälard als ein Muster klösterlicher Zucht am 21. April 1142. Noch heute erinnert in St. Marcel ein Denkmal an ihn. Seine Gebeine ließ Abt Peter nach seiner Stiftung Nogent sur Seine bringen, die Abälard seiner Heloise übergeben hatte. Heloise starb erst 1164 und teilte mit dem Geliebten die Gruft. Später wurden die Gebeine beider auf dem Friedhofe Père-la-Chaise in Paris beigesetzt.

Durch Abälard vor allem wurde Paris die wissenschaftliche Hauptstadt des Abendlandes, noch ehe es die politische Hauptstadt Frankreichs war.

Geschichtschreibung.

Hinter der neuen Scholastik trat die früher so eifrig gepflegte kirchliche **Geschichtschreibung** weit zurück und konnte sich mit der deutschen gar nicht messen. Mönche wie Adamar von Chabannais, Rudolfus Glaber von Cluny, Hugo von St. Maria in Fleury und andre mehr stellten bald einzelne Teile der französischen Geschichte, bald Biographien dar, aber unkritisch und mit Fabeln untermischt, wie z. B. die Chronik des sogenannten Turpin von Reims. Bedeutenden Einfluß gewannen trotzdem die ganz in monarchischem Sinne geschriebenen Chroniken von St. Denis und das Leben Ludwigs VI. aus der Feder des Abtes Suger.

Ritterlich-weltliche Dichtung.

Dagegen entfaltete sich nun zuerst in Frankreich eine selbständige **weltliche Bildung** in den Kreisen des Adels, die indes ein kirchliches Ideal, den Gedanken des Kampfes gegen die Ungläubigen, in sich aufnahm, nnd eine **Dichtung** in der **Volkssprache**, oder vielmehr in den beiden Sprachen, die sich nördlich und südlich der Loire in dieser Zeit herausbildeten, der langue d'ouil in Norden, der klangvolleren und weicheren langue d'oc, dem Provençalischen, im Süden, wie sie erst später nach den verschiedenen Ausdrücken für „ja" genannt wurden (ouil, heute oui, vom latein. hoc illud, oc vom lat. hoc). Dabei wirkte auf den Norden die bretonisch-keltische Kultur, auf den Süden die hochentwickelte spanisch-arabische Litteratur. Im Norden entstand das **Epos** (la chanson des gestes) zunächst auf Grund der französierten Karolingersage. Schon 1066 sang **Taillefer**, als es zur Schlacht bei Hastings ging, das **Rolandslied**, und eine etwas spätere Gestaltung dieses Stoffes ist uns in der Fassung erhalten, die ihm kurz vor dem ersten Kreuzzuge **Théroulde** (Theroldus) mit lebhafter nationalfranzösischer Gesinnung und kraftvoll einfacher Darstellung gab. Als dann die Normannen England eroberten, kamen von dort die phantastischen britischen Sagen von Artus und seiner Tafelrunde herüber. Unter dem Einflusse der Zeit wurden Karl der Große und seine „Paladine" das Vorbild der Kreuzfahrer, Artus und noch mehr die Genossen seiner Tafelrunde Musterbilder aller ritterlichen Tugenden. Im Süden dagegen blühte an fürstlichen und adligen Höfen die weltliche Lyrik der **Troubadours** (trobadors, nordfranzös. trouvères) in reichen Formen, den canzos, Liedern von Liebe und Krieg, und den tensons, Streitreden, und auch Fürsten wurden selber Troubadours, wie vor allem Wilhelm IX. von Guyenne (gest. 1127).



247. St. Etienne zu Caen.

Kunst. Der Kunst stellte die Kirche immer noch die wichtigsten Aufgaben in Bauten romanischen Stils, der in den einzelnen Landschaften starke Verschiedenheiten aufweist. Die Normandie bevorzugte das Kreuzgewölbe in der Basilika, die Baukunst der Cistercienser den geraden Chorabschluß der turmlosen Kirchen, die Cluniazenser reiche Entwickelung des Chors und der Türme. So entstanden im Laufe des 11. Jahrhunderts St. Martin in Tours, St. Aignan in Orléans, St. Etienne in Caen, die gewaltige fünfschiffige und sechstürmige Abteikirche von Cluny und andre mehr. Auf den Süden, der besonders gern das Tonnengewölbe anwandte, wirkten dabei italienische und byzantinische Einflüsse. Notre Dame du Pont in Clermont zeigt an der Außenseite den toscanischen Wechsel bunter Steinschichten, die Abteikirche von St. Front in Perigueux ist eine Nachahmung von San Marco in Venedig, ähnlich sind die Dome von Cahors, Angoulême und Puy gestaltet.

248. Angelsächsische Krieger (Speerträger).

Nach einer Federzeichnung in dem schönen Manuskript des Prudentius in der Tenison-Bibliothek (aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts).

Der Zusammenbruch des Angelsächsischen Reiches und die Begründung des normannisch-französischen Lehnsstaates in England.

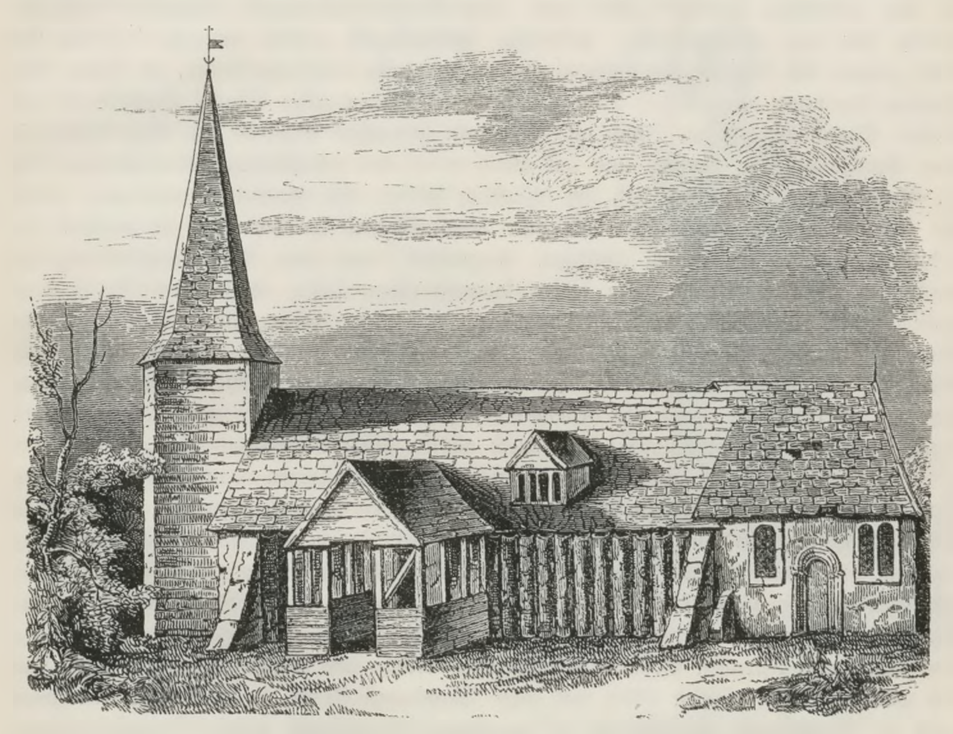
Diese Kultur überwältigte in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts das germanische England so vollständig, daß es auf lange hinaus ein normannisch-französisches Kolonialland wurde und daß erst nach den schwersten Kämpfen seine germanische Grundlage wieder durchbrechen konnte. Doch nicht nur die kriegerische und politische Übermacht der französischen Normannen führte zu diesem Ergebnis, vielmehr war das angelsächsische Staatswesen längst durch inneren Zwist und äußere Gewalt zerrüttet, so daß es später einem kühnen Eroberer zur leichten Beute werden konnte.

Edmund I. Nach der kurzen Regierung Edmunds I. (940—46) begann unter Edred (946—55) der Abt Dunstan von Glastonbury eine energische Reform der stark verweltlichten Geistlichkeit, der Klöster wie der gesamten Priesterschaft, im cluniazensischen Sinne. Diese Gesinnung führte unter Edmunds Nachfolger und Sohne Edwin (Eadwin, 955—59) zu einem schweren Konflikt, der Dunstans Einfluß zunächst ein Ende machte. Die strengkirchliche Partei hatte nämlich an der Vermählung des Königs mit Ethelgiva wegen zu naher (geistlicher) Verwandtschaft Anstoß genommen. Als nun Edwin unmittelbar nach der Krönung sich entfernte, um seine Gemahlin aufzusuchen, wurde er im Auftrage des Erzbischofs von Dunstan und einem andern Geistlichen mit Gewalt nach dem Festsaale zurückgebracht. Diese arge Verletzung seiner Würde veranlaßte den König, sich mit der Gegenpartei der Neuerer in Verbindung zu setzen und strenge Maßregeln gegen Dunstan und seine Anhänger zu ergreifen. Dunstan entfloh nach Flandern, während seine und andrer Abteien und Güter eingezogen wurden. Allein schon nach wenigen Jahren wurde Edwin durch einige von der Geistlichkeit zur Empörung angereizte Große abgesetzt. Auch seine Gattin Ethelgiva erlag dem Aufruhr. Erzbischof Otto trennte sie gewaltsam von ihrem Gatten, schickte sie in ein Kloster und ließ ihr schönes Gesicht durch glühende

Eisen bis zum Entsetzen verunstalten. Als sie desungeachtet aus ihrer Verbannung zurückkehrte, um ihren Gatten aufzusuchen, und den Leuten des Erzbischofs in die Hände fiel, ließ dieser das unglückliche Weib durch Schnitte in die Sehnen ihrer Beine so fürchterlich verstümmeln, daß sie nach einigen Tagen unter den gräßlichsten Qualen verschied. Kurze Zeit darauf fand auch Edwin in Gloucester sein Ende, wahrscheinlich durch die Hand eines gedungenen Mörders.

Edgar und Edward II.

Edgar, sein Bruder und Nachfolger (959—75), war der Mann, wie die strengkirchliche Geistlichkeit ihn brauchte. Während er selbst allen Gelegenheiten zur Ausschweifung nachging, überließ er die ganze Regierung dem zurückgerufenen und zum Erzbischof von Canterbury erhobenen Dunstan. Doch verwaltete dieser dies Amt mit



249. Holzkirche von Edmnndsbury zn Greenstead in Esser.

Diese Kirche, die die Reste König Edmunds umschließen soll, wurde gebaut zu Ehren dieses Königs, unter der Regierung Äthelreds (etwa 1013). Freilich haben die Zeit und die Restaurationen von dem ursprünglichen Bau wohl wenig mehr als die Form übrig gelassen.

Geschick und zur wahren Wohlfahrt des Landes. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß das Reich von außen her nicht beunruhigt wurde, sondern eines vollkommenen Friedens genoß, indem er die englische Flotte regelmäßig die Küsten befahren und dadurch die Feinde von Landungsversuchen abschrecken ließ. So erfreute sich das Land einer größeren Wohlfahrt als je. Auch Edgar trug dazu bei; trotz aller Ausschweifungen und seiner Nachgiebigkeit der Geistlichkeit gegenüber war er ein tapferer Kriegsmann, der besonders in seinen Unternehmungen gegen die Dänen in Irland vom Glück begünstigt wurde. Er eroberte Dublin und unterwarf sich die Fürsten der nördlichen Landschaften, so daß auf einer Seefahrt um sein Reich auf dem Deeflusse nach dem Kloster St. Johann acht Unterkönige die Ruder führten, während er selbst das Steuer regierte. Er legte sich den stolzen Titel bei: „König der Angelsachsen und Beherrscher der Inseln und Seekönige.“

Auf Edgar folgte sein erstgeborener, erst dreizehnjähriger Sohn Edward II. (975—78), ein gehorsames Werkzeug Dunstans und seiner Benediktiner. Seine Stiefmutter Elfrida ließ ihn umbringen, um ihrem eignen Sohne die Krone zu verschaffen, die dieser nach Edwards Ermordung denn auch erhielt.

Neue Dänennot.

Das Land hatte Ursache, den Tausch zu beklagen; denn Äthelred II. (978—1016), der „Unberatene“ genannt, führte die unglücklichste Regierung, welche die englischen Jahrbücher aufzuweisen haben. Dunstan, von den Feinden des Reiches gefürchtet, hatte, nachdem er auch diesem Könige noch zehn Jahre beratend und schützend zur Seite gestanden, sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um bis zu seinem Tode (988) religiösen Betrachtungen zu leben. Diesen Umstand machten sich die Nachbarn zu nutze. Denn in den nordischen Ländern war unter dem Drucke des neuen Königtums und der Kirche der alte abenteuerliche, heidnische Wikingergeist wieder erwacht. Schon seit 980 zeigten sich dänische Raubscharen an der schutzlosen englischen Küste; im Jahre 992 langten Norweger unter Olaf Tryggväson und Dänen unter Swen Gabelbart mit solcher Übermacht auf der Insel an, daß dem schwachen Äthelred der Mut fehlte, an eine Verteidigung zu denken, und das Land unter den furchtbaren Heimsuchungen fast zu Grunde ging. Äthelred ließ sich schließlich herbei, den Frieden zu erkaufen; allein die kecken Eindringlinge wußten die gute Erwerbsquelle zu schätzen, sie brachen den erkauften Frieden in jedem günstigen Augenblick, um neue Abfindungssummen zu erzwingen. Zur Herbeischaffung dieser fortwährenden Opfer mußte dem Reiche eine neue drückende Abgabe auferlegt werden, die unter dem Namen Dänengeld berüchtigt wurde. Aber auch dies reichte nicht aus, und Äthelred sah sich endlich nach Beistand um, den er durch eine Heirat mit Emma, der Schwester des mächtigen Herzogs Richard II. von der Normandie, zu erlangen hoffte (999). Der Vorteil dieser politischen Heirat wurde jedoch durch ein furchtbares Ereignis vernichtet.

Das Dänenblutbad.

Auf das plötzlich auftauchende Gerücht, daß die Dänen dem König und den Earlen nach dem Leben trachteten, erließ Äthelred den heimlichen Befehl, sämtliche in seinen Landen befindliche Dänen, „die da in der Insel entstanden seien, wie das Unkraut unter dem Weizen“, am St. Bricciustage, 13. November 1002, umzubringen. Es geschah, und viele Tausende von Dänen büßten auf diese Weise ihr Leben ein. Ja selbst Kinder und englische Frauen, die sich den Dänen gewogen zeigten, wurden von dem rachedürstenden Volke niedergemacht. Allein der Rächer ließ nicht lange auf sich warten. Swen erschien 1003 mit einer furchtbaren Flotte in Devonshire und suchte auch die benachbarten Grafschaften mit grausamer Verwüstung heim. Seitdem wiederholten sich diese entsetzlichen Einfälle alljährlich. Statt daß die angelsächsischen Großen zusammengestanden hätten, zerrissen sie meisterlos das Land durch selbstsüchtige Parteiungen oder machten wohl gar gemeinsame Sache mit dem wilden Feinde. Selbst die ansehnliche, gut bewaffnete Flotte, die Äthelred endlich mit Hilfe einer neuen, auf den Grundbesitz gelegten Steuer, des sogenannten Schiffsgeldes (navy taxe, s. Bd. VI, S. 438), ausgerüstet hatte, löste sich auf der Höhe von Sandwich wieder auf, ohne die Dänen angegriffen zu haben. So blieb nichts übrig, als immer wieder unsichere Friedensschlüsse zu erkaufen und das „Dänengeld“ beständig zu erhöhen, so daß es endlich auf 48000 Pfd. Sterl. stieg. Um ein Ende zu machen, erschien König Swen persönlich 1012 im Trent und schlug bei Gainsborough ein festes Lager auf. Von hier aus unterwarf er den Norden Englands mit den „sieben Burgen“, dann Oxford und Winchester, endlich auch London. Aller Mut, alle Kraft der Angelsachsen war zerbrochen, niemand dachte mehr an Widerstand, selbst König Äthelred gab seine Sache verloren und flüchtete 1013 über den Kanal nach der Normandie zu seinem Schwager Herzog Richard II. Nur der plötzliche Tod Swens am 2. Februar 1014 gestattete ihm wieder die Rückkehr nach England.

Unterwerfung Englands.

Seine neue Herrschaft war aber von kürzester Dauer. Denn schon im Jahre 1015 erschien Swens Sohn Knud (Kanut) mit einer mächtigen Flotte an Englands Küste, um seine Ansprüche auf das väterliche Erbe geltend zu machen. Sein Heer vermehrte sich noch durch den Übertritt der meisten Großen des Nordens, besonders des verräterischen Grafen Edric von Mercien, den Äthelred neben seinem Sohne Edmund zum Anführer der englischen Streitkräfte ernannt hatte. Der feige Äthelred flüchtete sich hinter die Mauern Londons, und als er im nächsten Frühjahr 1016 starb, hatte schon der größte Teil des Landes Knud als König von England anerkannt. Nur der ritterliche Edmund, der sich durch seine Tapferkeit den Beinamen „Ironside“ (Eisenseite) erworben, leistete in London heldenmütigen Widerstand. Nach drei mörderischen Schlachten mußten die Dänen die Belagerung aufgeben; erst als in der großen Entscheidungsschlacht bei Assandun (Ashdown) durch wiederholten Verrat Edrics, der wieder zu den Angelsachsen zurückgekehrt war, der sichere Sieg diesen noch in der letzten Stunde entrissen wurde, schlossen die beiden Fürsten einen Teilungsvertrag ab, nach dem Edmund Herr im Süden, Knud Herr im Norden des Landes sein sollte. Aber unmittelbar darauf fand Edmund in London seinen Tod, wahrscheinlich durch Mörderhand (30. November 1016), wie einige behaupten auf Veranlassung des hinterlistigen Edric, nach andern auf Anstiftung des Dänenkönigs. Knud wurde nunmehr durch eine Reichsversammlung in London zum alleinigen Herrscher Englands erwählt unter Ausschluß aller Verwandten Edmunds von der Thronfolge, die teils verbannt, teils ermordet wurden. Auch der Verräter Edric fand ein blutiges Ende, indem er in London durch den Earl Erich erschlagen und sein Leichnam in die Themse geworfen wurde.



250. Dänischer Krieger.
Nach einem englisch-dänischen Manuskripte in der Bibliotheka Bodleiana.

Knud der Große.

Knud der Große (1016—35) vereinigte mit England 1018 Dänemark, 1028 Norwegen, außerdem die dänischen Besitzungen an der jetzt deutschen Ostseeküste (s. unten). Sein Reich umspannte also die ganze Nordsee und einen Teil der Ostsee, es war die größte christliche Staatenbildung im Abendlande neben dem Deutschen Reiche und angriffsgewaltiger als dies, da es über eine bewegliche Seemacht verfügte. Begreiflich, daß Kaiser Konrad II. das friedliche Einvernehmen mit der nordischen Macht durch die Abtretung der verwahrlosten Mark Schleswig nicht für zu teuer erkauft hielt (s. oben S. 477). Im übrigen fühlte sich Knud vor allem als König von England. Anfangs trat er als harter Eroberer auf, „er saß wie ein Basilisk in der öden libyschen Wüste“, sagt Thietmar von Merseburg, errichtete ein stehendes, meist aus geworbenen Dänen gebildetes Heer, die 3000 huskeorlas in kostbarer Bewaffnung mit der angelsächsischen Streitaxt, verbannte die Verwandten und Nachkommen des angelsächsischen Königshauses, beseitigte manche ihm gefährlich scheinende Edle. Aber sobald er sich einigermaßen sicher fühlte, that er alles, um die Angelsachsen mit seiner Herrschaft zu ver-

söhnen und den Gegensatz zwischen ihnen und den angesiedelten Dänen auszugleichen. Er selbst vermählte sich mit Emma, der Witwe des geflüchteten Königs Äthelred, und sicherte den Kindern dieser Ehe die Thronfolge zu; er lernte selbst Angelsächsisch, so daß er sogar in dieser Sprache gedichtet hat, er begünstigte Zwischenheiraten zwischen Engländern und Dänen, stellte beide unter das gleiche Recht und ernannte Angelsachsen häufig zu Beamten, so den Earl Godwin. Vor allem unterdrückte er das Heidentum unter den neu angesiedelten Dänen, stiftete und begabte zahlreiche neue Kirchen und Klöster, darunter die Benediktinerabtei über dem Grabe des Märtyrerkönigs Edmund (Edmundsbury, s. S. 409), und pflegte eifrig die Verbindung mit Rom, wohin er 1026 selbst pilgerte (s. S. 475) und den sogenannten Peterspfennig pünktlich zahlte. Auch Ackerbau und Gewerbe begannen sich zu erholen in dieser langen Friedenszeit, und so völlig erschien Knud bei seinem Tode 11. November 1035 in Shaftesbury als Angelsachse, daß er in der alten westsächsischen Königsgruft zu Winchester beigesetzt wurde.

Thronwirren; Hardaknud.

Allein England sollte sich dieser neubelebenden Friedenszeit nicht lange erfreuen, denn mit Knuds Tode brachen auch schon wieder neue Wirren über das Reich herein. Knud hatte drei Söhne hinterlassen, Harald, Swen und den mit Emma, der Witwe Äthelreds, erzeugten Hardaknud, der bei Knuds Tode noch unmündig war. Knud teilte nun sein Reich unter diese, indem Hardaknud Dänemark, Swen Norwegen und Harald England erhalten sollte. Unter dem Einflusse des mächtigen Grafen Godwin von Wessex und der Königin Emma entschied sich jedoch die angelsächsische Bevölkerung des südlichen England für Hardaknud, während eine andre Partei zu gleicher Zeit ihre Stimme für Edward, den Sohn Äthelreds und Emmas, erhob, der sich bisher in der Normandie aufgehalten hatte, und die Dänen in Nordengland an Harald festhielten. Hardaknud verweilte noch in Dänemark, als Edward mit einer Schar Normannen in Southampton landete; aber da er nichts auszurichten vermochte, mußte er wieder nach der Normandie zurückkehren. Dieser Mißerfolg entmutigte jedoch seinen Bruder Alfred nicht, im folgenden Jahre (1037) eine neue Landung zu versuchen. Allein durch den Verrat des Grafen Godwin, der ihn unter falschen Vorspiegelungen nach Guilford gelockt hatte, fiel er samt seinen Getreuen in die Hände Haralds. Dessen Truppen hatten während der Nacht Guilford umstellt; mit Anbruch des Tages wurden sämtliche Normannen, ihrer sechshundert, mit kaltem Blute niedergemetzelt. Alfred selbst starb, seiner Augen beraubt, schon wenige Tage darauf im Kloster Ely. Nun wurde Harald, wegen seiner Vorliebe für die Jagd der „Hasenfüßige“ genannt, zum alleinigen Herrscher über England ausgerufen. Emma floh nach Brügge, wo sich bald darauf auch Hardaknud einfand; schon waren beide im Begriff, eine neue Invasion in England zu bewerkstelligen, als sie die Nachricht vom Tode Haralds traf, und zugleich eine Gesandtschaft der dänischen und englischen Großen Hardaknud die Krone Englands anbot (1039).



251. Münze Knuds des Großen.

Hardaknud regierte jedoch nicht lange, und selbst während dieser kurzen Zeit lagen die Zügel der Regierung beinahe gänzlich in den Händen Godwins und Emmas. Dem Trunke und einem ausschweifenden Leben ergeben, unterlag er seinen Sinneslüsten, bei einem Hochzeitsfeste vom Schlage gerührt, als er den Becher auf das Wohl der Verlobten leerte (8. Juni 1042).

Edward der Bekenner.

Mit Hardaknud endigte die dänische Herrschaft in England. Denn Godwin stimmte das Land zu gunsten Edwards und rief ihn aus der Normandie zurück, wo er bisher

mehr als Mönch denn als Fürst gelebt hatte. Schwach von Charakter und dem Lande durch seine französisch-normannische Erziehung am Hofe Herzog Roberts II. völlig entfremdet, blieb er vorerst nur ein Werkzeug in den Händen des mächtigen Grafen Godwin, dessen liebreizender Tochter Editha er die Hand reichte, ohne sie jedoch zu lieben oder sich ihr auch späterhin zu nähern. „Entweder aus Abneigung gegen ihre Angehörigen, oder wahrscheinlicher in Beobachtung alter strenger Gelübde schied er sich in mönchischer Enthaltsamkeit von seiner Gemahlin ab." Auch seine Mutter sah sich von ihm mit Kälte behandelt; er beraubte sie ihrer Schätze, und sie mußte abermals eine Zuflucht in Brügge suchen.

Godwins Machtstellung.

Die Verwaltung des Reiches hatte Godwin mit seinen sechs Söhnen an sich gerissen; sie geboten beinahe über den ganzen Süden. Aber ebenso mächtig war ihr Rivale, der Graf Leofric von Mercien, während Siward den ganzen Norden bis zur Grenze Schottlands hielt. Ihr Gegensatz zum König wurde noch dadurch verschärft, daß dieser dem normannischen Wesen in auffallender Weise ergeben war. Er konnte



252 und 253. Siegel Edwards des Bekenners. Vorder- und Rückseite.

nicht ohne seine Jugendfreunde aus der Normandie leben, sprach meist französisch, kleidete sich normannisch und bevorzugte die normannischen Fremdlinge bei Besetzung aller höheren Ämter. Der Einfluß der normannischen und französischen Großen am Hofe Edwards wurde schließlich so entscheidend, daß Godwin und seine Söhne ihrer Besitzungen und Güter beraubt und aus dem Lande verwiesen wurden. Sogar die Königin wurde von Edward verstoßen und in ein Kloster gesandt.

Godwin hatte jedoch mit seiner Familie am flandrischen Hofe Zuflucht gefunden und erschien von hier aus bald mit drei Schiffen an der Küste von Kent, während seine Söhne Harald und Leofwin von Irland aus die westlichen Provinzen Englands bedrängten (1051). Kurze Zeit darauf vereinigten sie sich, und unter stetigem Zulauf ihrer Anhänger erschienen sie bald vor den Mauern Londons, wo sich der ratlose König von seinen eiligst flüchtenden normannischen Höflingen verlassen sah. Godwin verlangte für sich und seine Söhne nur die Widerrufung des früheren Verbannungsurteiles sowie die Rückgabe ihrer Besitzungen, was denn auch durch die einberufene „Witenagemote" bestätigt wurde. Sämtliche normannische Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, mußten dagegen das Land meiden. Als Geisel für ein botmäßiges Verhalten übergab Godwin seinen jüngsten Sohn sowie einen seiner Enkel dem Könige, der sie der Obhut des Herzogs der Normandie anvertraute.

Harald.

Im folgenden Jahre starb Godwin plötzlich bei einem Mahle (1053). Zu gleicher Zeit verschied sein alter Rivale Siward von Northumbrien, der nicht im Bette sterben wollte, sondern den Umstehenden zurief: „Erhebt mich, damit ich aufrecht wie ein Kriegsmann sterbe, und nicht liegend wie eine Kuh; gebt mir meinen Panzer und meinen Helm, ich will den Tod in voller Rüstung erwarten.“ Es ist derselbe Held, den uns Shakespeare in Macbeth zeigt, wie er, ehe er seinen Sohn beweint, seine Wunden untersucht und sich in seinem Schmerze mit dem Gedanken tröstet, daß er als braver Krieger sie alle vorn erhalten habe. — Harald folgte seinem Vater in Wessex, während Northumbrien Tostig, einem andern Sohne Godwins, verliehen wurde.

Innere Gefahren.

Nach dem Tode Godwins regierte Harald für Edward noch über zwölf Jahre, während deren er sich hauptsächlich den Werken des Friedens widmete. Unter diesen verdient insbesondere Erwähnung die Zusammenstellung der englischen Gesetze in einem allgemeinen Gesetzbuche, verbunden mit durchgreifenden Verbesserungen in der Rechtspflege. Einer Pilgerfahrt nach Rom, zu der sich der fromme König anschickte, widersetzte sich die Witenagemote. Es war Friede im Lande, aber ein schlaffer Friede, der den Keim znm Verderben in sich barg. Die Earls des Reiches standen nicht viel weniger selbständig da, wie die Lehnsfürsten in Frankreich, der Zwiespalt zwischen den eingeborenen Angelsachsen nnd den, besonders im Norden, eingewanderten Dänen war keineswegs überwunden, und die angelsächsische Kirche stand all den Reformen, die auf dem Festlande die Gemüter bewegten, fremd und gleichgültig gegenüber. Die Simonie und die Priesterehe waren hier tief eingewurzelt, die Provinzialsynoden unterblieben seit lange, auch die geistige litterarische Thätigkeit schien fast erstorben. Dazu mußte die Selbständigkeit dieser Kirche dem aufstrebenden Papsttume gegenüber, dem sie zwar einen Ehrenvorrang, aber keinerlei wirkliche Gewalt zugestand, den in Rom regierenden Reformern unerträglich erscheinen, und indem Godwin den von König Edward eingesetzten Normannen Robert vom Erzbistum Canterbury verdrängt und dessen Nachfolger Stigand das Pallium von dem Gegenpapste Benedikt X. (s. S. 513) genommen hatte, war das Oberhaupt der angelsächsischen Kirche in einen ganz persönlichen Gegensatz zu den Leitern des reformierten Papsttumes geraten.

Ansprüche Wilhelms von der Normandie.

Zu diesen Gefahren kam der dynastische Anspruch eines fremden Fürsten. Im Jahre 1065 faßte Harald den Entschluß, nach der Normandie überzusetzen, um seinen Bruder Wulfnot und seinen Neffen Hakon, die nun schon seit zehn Jahren als Geiseln der Obhut des Herzogs Wilhelm von der Normandie übergeben waren, von diesem zurückzufordern. Gegen Erwarten wurde er vom Normannenherzoge mit großen Ehren aufgenommen, indessen, wie die Sage berichtet, nur in der Absicht, ihn für die Eroberungspläne Wilhelms auf England zu gewinnen. Unvorbereitet und überrascht wie Harald war, soll er dem Herzoge auf dessen Ansinnen versprochen haben, ihm zur Erlangung der Krone Englands nach des kinderlosen Edward Tode behilflich zu sein. Wilhelm begründete seine Rechte auf ein Versprechen, das ihm Edward, als sie wie zwei Brüder unter demselben Dache wohnten, gegeben habe, daß er nämlich, wenn je Edward den Thron seiner Väter wiedergewinnen sollte, Wilhelm zum Erben seines Reiches einsetzen würde. Der schlaue Herzog wußte den überdies eingeschüchterten, ganz in seine Gewalt gegebenen Harald noch durch einen Eid fester zu binden, indem er vor dem abermals überraschten Sachsen plötzlich ein Meßbuch aufschlagen ließ und ihm zurief: „Harald, ich verlange von dir vor dieser edlen Versammlung, mir durch einen Schwur zu bekräftigen, was du mir versprochen hast, mir zur Besitzergreifung Englands nach dem Tode Edwards deinen Beistand zu leisten.“ Harald leistete der Aufforderung Folge, wenn er auch nur geringe Neigung hegte, seine Worte durch die That zu bekräftigen. Wilhelm ließ ihn darauf ziehen, indem er ihm seinen

Tod.

nd

und

der
nen.

Erklärung

zu der Beilage

Der Tower zur Zeit der Königin Elisabeth.

Der Hauptteil des Tower, der sog. Weiße Tower (White Tower) und der innere Wall, wurde größtenteils von Wilhelm dem Eroberer nach den Plänen des Bischofs Gundulf von Rochester erbaut, die äußere Befestigungslinie in der Hauptsache von Heinrich III. (1216—1272) errichtet. Die späteren Jahrhunderte haben natürlich noch vieles verändert.

I. Innere Festung.

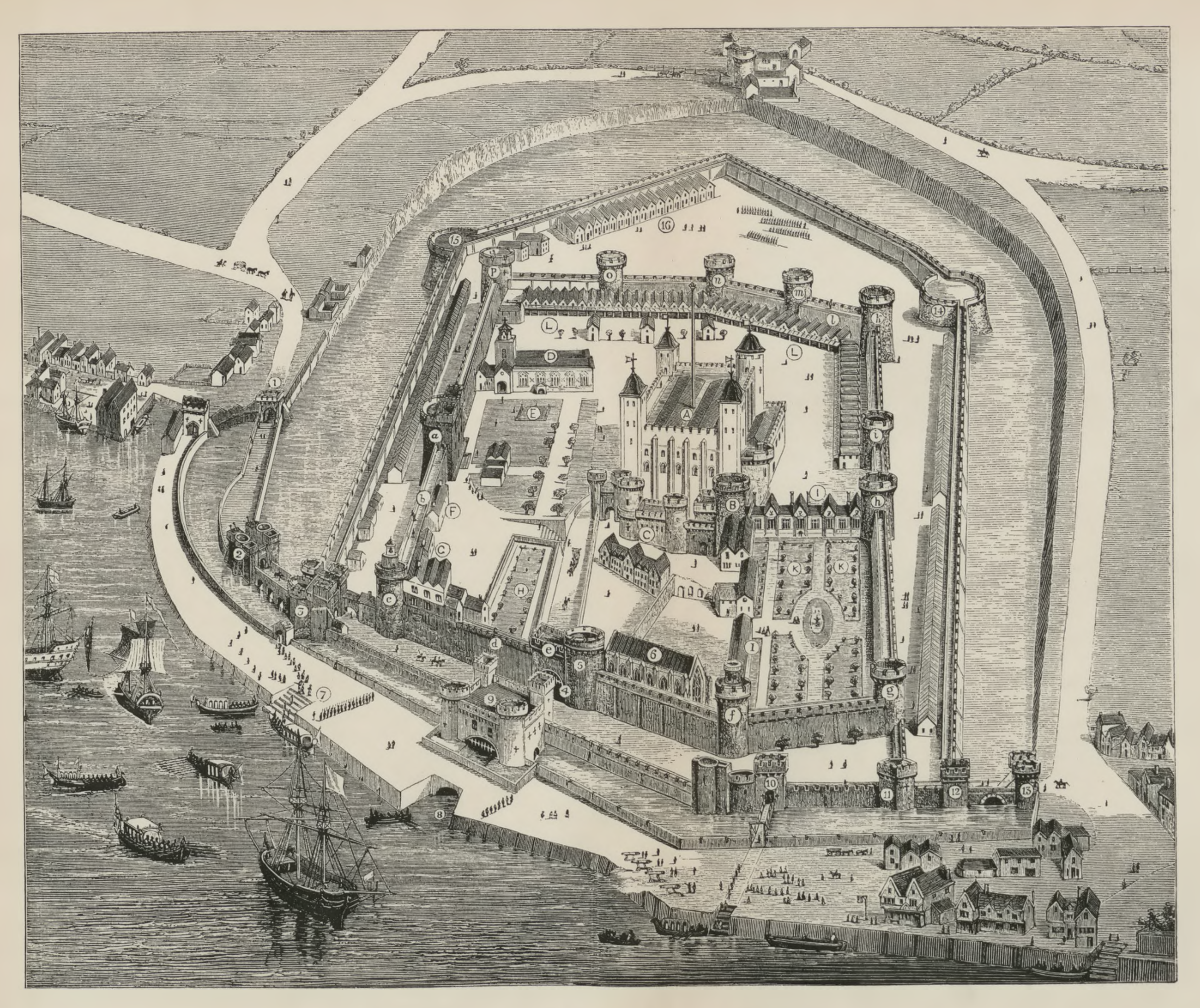
A Der weiße Tower (Cäsarturm).
B Der Garderobenturm.
C Die kalte Herberge (Cold Harbour).
D Die St. Peterskirche.
E Der Richtblock auf dem Towerrasen (Towergreen).
F Das Beamtenhaus.
G Das Haus des Statthalters.
H Der Garten.
I Die königlichen Gemächer.
K Die königlichen Gärten.
L Das Quartier der Büchsenschützen.

II. Der innere Wall.

a Der Beauchampturm.
b Der Weg der Gefangenen.
c Der große Glockenturm.
d Raleighs Weg.
e Der blutige Turm (Gartenturm) mit dem einzigen Thore der inneren Festung.
f Der Laternenturm (Leuchtturm).
g Der Salzturm.
h Der breite Pfeilturm.
i Der Konstablerturm.
k Der Martinsturm.
l Northumberlands-Weg.
m Der Backsteinturm.
n Der Bogenschützenturm.
o Der Kieselturm.
p Der Develiasturm.

III. Der äußere Wall.

1. Die Pforte (von der Stadt her).
2. Der Mittelturm.
3. Der Nebenturm.
4. Thorweg unter dem blutigen Turme.
5. Der Hallenturm.
6. Die große Halle (für Gerichtssitzungen).
7. Die Königstreppe (nach der Themse).
8. Das Verräterthor (Einfahrt von der Themse).
9. Der St. Thomasturm (Wasserthor).
10. Der Wiegenturm.
11. Der Wellenturm.
12. Der Galeerenturm.
13. Das Eisenthor.
14. Braß mount } Bastionen.
15. Legge mount } Bastionen.
16. Kasernen.



Der Tower zur Zeit der Königin Elisabeth.

Neffen Hakon auslieferte, dagegen seinen Bruder zurückhielt, den er selbst nach England mitzubringen versprach.

Der alte König war von diesen Vorgängen wenig erbaut; er wünschte nur, daß all das daraus folgende Unglück nicht während seines Lebens über das Land hereinbreche. Er hatte zur Sühne für die unterlassene Pilgerfahrt nach Rom die Westminsterabtei erbauen lassen, ihre Einweihung, Weihnachten 1065, war seine letzte Handlung. Am 6. Januar 1066 starb er; kaum war er in der Westminsterabtei beigesetzt, so erhob auch schon die versammelte Witenagemote Harald zum Könige von England, wobei der erbberechtigte Atheling, Enkel Edmunds Eisenseite, wegen zu großer Jugend übergangen wurde, und noch weniger die stolzen Ansprüche des Herzogs von der Normandie Berücksichtigung fanden. Edwards Tod.

Als Wilhelm die Nachrichten von Edwards Tode und Haralds Thronbesteigung erhielt, und der Wortbruch Haralds noch dadurch bekräftigt wurde, daß dieser unmittelbar nach seinem Regierungsantritt alle Spuren normannischen Wesens und normannischer Einrichtungen in England gewaltsam unterdrückte, geriet er in die heftigste Gemütsbewegung. „Es gibt kein Mittel gegen den Tod Edwards“, rief er, „aber es gibt eines gegen den Meineid Haralds!“ Er hatte den Entschluß gefaßt, seinen vermeintlichen Ansprüchen auf die Krone Englands mit Waffengewalt Nachdruck zu geben. Nicht allein die normannischen Großen nährten seine Eroberungsgelüste, auch der eigne Bruder Haralds, Tostig, der wegen seiner tyrannischen Regierung aus Northumbrien vertrieben worden war, bot Wilhelm seinen Beistand an. Der Normannenherzog, dem jede Hilfe willkommen war, rüstete Tostig mit einigen Schiffen aus, und dieser, unterstützt von dem Herzog von Flandern und dem Könige Harald Hardradr von Norwegen, landete in England und ergriff nach einer heißen Schlacht bei York wieder Besitz von Northumbrien. Aber Harald rückte ihm mit großer Heeresmacht entgegen, und es kam bei Stamfordbridge am Flusse Derwent zu einem blutigen Treffen, in dem Tostig sowie der norwegische König den Tod fanden und Harald Sieger blieb (25. September). Harald und Tostig.

Während dieser Vorgänge suchte Wilhelm seinem beabsichtigten Eroberungszuge nach England allen Schein des Rechtes zu verleihen, sowie durch die erforderliche Machtentfaltung den Erfolg zu sichern. Vor allem wußte er den Papst Alexander II. auf seine Seite zu bringen, indem er Lanfranc, den Abt des Klosters St. Etienne zu Caen, als Unterhändler an ihn absandte. In Rom war man den Engländern schon wegen der Unbotmäßigkeit der angelsächsischen Kirche wenig geneigt, so daß nach dem Versprechen Wilhelms, dem apostolischen Stuhle größeren Einfluß zu gewähren und den Peterspfennig wieder einzuführen, der Papst sich besonders durch den Einfluß Hildebrands bewegen ließ, Harald wegen seines Meineides zu bannen und Wilhelm den Segen zu seinem Unternehmen zu erteilen. Er sandte dem Normannenherzoge eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem Haare des heiligen Petrus, zum Zeichen der päpstlichen Belehnung mit dem zu erobernden Lande. — Unterdessen betrieb Wilhelm die Aufstellung eines mächtigen Eroberungsheeres. Nur dessen Kern bildeten Normannen, die Hauptmasse bestand aus abenteuernden Fürsten und Rittern des ganzen Festlandes, die Wilhelm durch große Verheißungen von Beute und Lehen aus allen Gegenden anlockte. Wilhelm und Rom.

Während Harald seinen Sieg über Tostig feierte, traf ihn plötzlich die Nachricht von der Landung der Normannen. An der Spitze eines Heeres von angeblich 60 000 kampflustigen und beutesüchtigen Kriegern war Wilhelm nach langem Harren auf günstigen Wind am 27. September 1066 von St. Vallery in See gegangen und hatte am 28. September den Fuß auf englischen Boden gesetzt. Als er aus seinem Landung der Normannen.



254. **Überfahrt Wilhelms des Eroberers nach England. Darstellung auf der von seiner Gemahlin Mathilde gestickten Tapete von Bayeux.**

So unvollkommen die Zeichnung in künstlerischer Hinsicht ist, so interessant ist sie in historischer Beziehung: Die Flotte ist dargestellt, von einem günstigen Winde getrieben, mit vollen Segeln dem Ziele zusteuernd. Alle Schiffe haben dieselbe Form, sie tragen gleichmäßig einen einzigen Mast und ein großes Segel, das Steuerruder ist überall ein mächtiges Ruder, das der Pilot rechts vom Heck hält. Bei manchen sind die Bordwände mit den übereinandergereihten Schilden bedeckt. Manche dienen bloß zum Transport von Pferden, andre fassen Pferde und Mannschaft. Überall ericheint die Besatzung in lebhaften Gesprächen, voll freudiger Zuversicht auf guten Erfolg.



255. Szene aus der Schlacht bei Hastings (14. Oktober 1066): Normannische Reiter greifen englisches Fußvolk an. Nach der gestickten Tapete von Bayeux.

Dieser Teil der berühmten Darstellung, der uns mitten in das Kampfgewühl versetzt, gibt ein lebendiges Bild von der Bewaffnung und Kampfweise des 11. Jahrhunderts. Die Tapete stellt uns die angelsächsischen Krieger im wesentlichen mit den normannischen gleich geharnischt vor. Den Kopf bedeckt der spitze Helm mit dem charakteristischen, vom Oriente her entlehnten Naseneisen, der Kopf ist von einer Art Brünne eingehüllt, die nur das Gesicht frei läßt. Der Körper ist von einem Harnisch bedeckt, der das Wams mit dem Beinkleid in einem Stucke darstellt. Der ganze Harnisch ist entweder mit eng aneinander liegenden, quadratförmigen, oder mit scheibenförmigen eisernen Plättchen verstärkt, die vermutlich aufgenietet sind. Nur Vornehmere haben auch die Unterschenkel in gleicher Weise geschützt, bei den übrigen sind die Beine nur mit engen Strümpfen bekleidet. Das Gewicht eines solchen Harnisches war sicherlich sehr bedeutend. Nebst den Reitern waren nur die Spießträger geharnischt, in andern Truppenteilen, wie bei den Bogenschützen, erscheint der Mann nur vereinzelt im Harnisch, und das Kleid der übrigen ähnelt jenen der Krieger des 8. Jahrhunderts in ihrer spätrömischen Tracht. Unter den Waffen des englischen Fußvolkes ist besonders die Streitaxt hervorzuheben, die offenbar zum Einbruch in die feindliche Front diente; dann folgten erst die schildtragenden Streiter, um mit den langen Wurfspießen und Schwertern den Erfolg zu sichern.

Schiffe sprang, strauchelte er und fiel zu Boden, was von den Umstehenden als ein schlimmes Vorzeichen gedeutet wurde. Aber rasch besonnen rief er seinen abergläubischen Kriegern zu: „Was habt ihr! — ich habe mit meinen Händen Besitz von diesem Lande ergriffen, und bei dem Glanze Gottes, so weit es reicht, ist es euer!“

Schlacht bei Hastings.

Harald eilte auf die Nachricht von Wilhelms Landung nach London, um schnell ein Heer gegen die Normannen aufzubieten. Aber ohne das Eintreffen des Gesamtaufgebots abzuwarten, setzte er alles auf einen Wurf. Er nahm auf einer Anhöhe von Hastings (Senlac) eine gut verschanzte, sehr günstige Stellung ein und erwartete hier den Angriff der Normannen. Er kam am 14. Oktober. Geführt von dem sangeskundigen Ritter Taillefer, der das Rolandslied anstimmte, drangen die Normannen heran, aber dreimal wurden sie von den Sachsen zurückgeworfen, obwohl diese unter den Pfeilen der normannischen, wohl eingeübten Bogenschützen empfindlich zu leiden hatten. Die Normannen vermochten trotz erneuter Angriffe gegen die festgeschlossenen Reihen der Engländer nichts auszurichten; drei Pferde sanken unter Wilhelm, und schon ging das entmutigende Gerücht um, er sei gefallen, als er mit zurückgeworfenem Helme, die Seinigen aufs neue anfeuernd, ihre schwankenden und zum Teil schon fliehenden Reihen zum Stehen brachte. So blieb die Schlacht unentschieden bis zur dritten Mittagsstunde; da erst gelang es Wilhelm durch eine Kriegslist den Sieg auf seine Seite zu bringen. Er bewerkstelligte eine Scheinflucht, um die Angelsachsen aus ihren verschanzten Stellungen zu locken und ihre festgeschlossenen Reihen aufzulösen. Sie schickten sich in der That mit lautem Siegesgeschrei zur Verfolgung der Feinde an, indem sie sich hierbei in einzelnen Haufen zerstreuten. Unversehens wandten sich jedoch die Normannen auf ein Trompetensignal gegen sie um und fielen über den überraschten Gegner her. Ein entsetzlicher Kampf entspann sich. Die Normannen durchbrachen das nunmehr entblößte Pfahlwerk und griffen die letzte heldenmütige Schar der Gegner an, die sich unter Harald und seinen beiden Brüdern Gyrth und Leofwin um die immer noch stolz wehende Fahne von Wessex gesammelt hatten. Wie die Eichen ihrer Wälder widerstanden die sächsischen Mannen den Anläufen der Normannen. Endlich gelang es diesen, eine Bresche zu eröffnen. Harald war einer der letzten, die bei Verteidigung des englischen Banners



256. Normannischer Reiter. Rekonstruktion von Viollet-le-Duc. Nach Jähns.

niedersanken; seine Mutter selbst, als sie seinen Leichnam aufsuchte, vermochte ihn nicht zu erkennen, so sehr war er von Wunden entstellt. An der Stelle, wo Harald gefallen war, ließ der Sieger am Abend sein Zelt aufschlagen und tafelte inmitten der Leichen. Später stiftete er ein Kloster auf dem Schlachtfelde, dessen Hochaltar auf den Punkt zu stehen kam, wo das angelsächsische Reichsbanner zum letztenmal gegen den Feind geweht hatte (the Battle-Abbey).

Wilhelms Königskrönung.

Noch machten die Angelsachsen in London einen Versuch, den Widerstand fortzusetzen, sie erhoben Edgar, den Sohn von Edmund Ironside, zum König. Aber ein Knabe konnte die verlorene Sache nicht wiedergewinnen. Als Dover gefallen, Winchester von der Witwe König Edwards übergeben worden war, und Wilhelm nun geradeswegs auf London vorrückte, beschlossen die dort versammelten Edlen samt dem jungen Eadgar, sich zu unterwerfen.

Nach seiner Ankunft in London ließ sich Wilhelm durch Erzbischof Aldred von York Weihnachten 1066 in dem Münster St. Petri krönen und salben. Bei seinem Eintritt



257 und 258. Siegel Wilhelms des Eroberers. Vorder- und Rückseite.

in die Kirche waren die Jubelrufe so laut, daß die die Kirche umstellenden Normannen glaubten, es sei in ihr zum Aufruhr und Kampfe gekommen, und sich nun in die benachbarten Häuser stürzten, Feuer dort anlegten und ihrer Raublust freien Lauf ließen. Erst das Erscheinen des neugekrönten Königs vermochte ihrer Plünderung Einhalt zu thun, während die Angelsachsen die schlimmen Vorzeichen einer Regierung beklagten, die sich mit Eisen und Feuer ankündigte.

Erste Anordnungen Wilhelms.

Noch während seines Aufenthaltes in London ließ Wilhelm daselbst eine feste Burg, den Tower zu seiner Residenz erbauen, ebenso in Winchester, um einen sicheren Rückhalt gegen etwaige Aufstände zu haben. Um seine Herrschaft zu befestigen, schlug der staatskluge Usurpator zunächst den Weg der Milde ein. Er versprach den angelsächsischen Großen, die alten Gesetze zu respektieren, sie in ihren Besitzungen zu schützen, und suchte sie durch Wechselheiraten mit den Siegern an sich zu ketten, so daß es in der That wider Erwarten anfänglich schien, als werde ihm die rasche Befestigung seines Regiments wenigstens im Süden und Osten Englands gelingen. Im März 1067 glaubte er daher unbesorgt nach der Normandie zurückkehren zu können, nachdem er die Regierung Englands in die Hände seines Bruders, des Bischofs Odo von Bayeux, gelegt hatte.

Angelsächsische Erhebungen.

Während er aber in Fécamp mit großem Prunke das Osterfest feierte und sich von den herbeiströmenden französischen Großen bewundern ließ, erlaubten sich die normannischen Ritter und die zahlreichen fremden Abenteurer, das angelsächsische Volk mit den maßlosesten Mißhandlungen und Unterdrückungen heimzusuchen, so daß sich bald eine tiefgehende Gärung im ganzen Lande verbreitete. Bewaffnete Scharen rotteten sich zusammen, um sich teils auf eigne Hand, teils in Verbindung mit den Kelten in Wales oder mit fremder (dänischer oder schottischer) Hilfe der gewaltthätigen Eindringlinge zu erwehren. Wilhelm setzte daher mitten im Winter (1067/68) über den Kanal und wandte sich zuerst gegen die Stadt Exeter, die nach hartnäckigem Widerstand überwunden, aber mit Schonung behandelt wurde. Mit ihrem Falle war der Süden unterworfen. Dagegen hielten sich die Empörer im Norden mit ungebeugtem Trotze, und erst nachdem das Hauptbollwerk des Aufstandes, York, gefallen war und zahlreiche Burgen, bei Warwick, Nottingham, Derby, Cambridge u. a. O. unter normannischer Besatzung die Rebellen niederhielten, schien das ganze Land unter Wilhelms Botmäßigkeit gebracht zu sein.

Neue Aufstände.

Allein es dauerte nicht lange, so brachen infolge der fortgesetzten Bedrückungen durch die normannischen Großen schon 1068 aufs neue Unruhen aus, besonders als eine Flotte von 240 dänischen Fahrzeugen im Humber einlief und sich mit den Empörern zur Vertreibung der Normannen verband. Es entspann sich ein Kampf, in dem Leidenschaftlichkeit, Erbitterung und Greuel auf beiden Seiten alles Maß überschritten. Der Mittelpunkt des Widerstandes war im Süden wieder Exeter, im Norden York, wo die ganze normannische Besatzung, 3000 Mann, zusammengehauen wurde. Aber so todesmutig die Angelsachsen für ihre Freiheit einstanden, dem kriegskundigen, alle Schwächen seiner Gegner ausnützenden Wilhelm konnten die zerstreuten, in ungeordneten Scharen kämpfenden Landesbewohner auf die Dauer nicht widerstehen. Zuerst fiel Exeter, dann nahm Wilhelm selber York. Diesmal verfuhr er mit unerbittlicher Grausamkeit und Härte gegen die Besiegten. Die Kornfelder wie die aufgespeicherten Vorräte wurden zerstört, so daß bald Hungersnot und Seuchen unter den verzweifelnden Angelsachsen die dahinrafften, die dem Schwert entronnen waren. Der Feuerschein niedergebrannter Dörfer und der von zahlreichen unbeerdigten Leichen herrührende Modergeruch in der Luft schreckten die Überlebenden und trieben Tausende in Verzweiflung nach der Küste, in der Hoffnung, vielleicht zu Schiffe den Weg nach besseren Wohnsitzen zu finden. Am schrecklichsten hatten die Landschaften im Norden des Humber gelitten. Northumbrien war auf Jahrzehnte zur Wüste geworden; so weit das Auge blickte, war auf der einst verkehrsreichen Heerstraße von York bis Durham kein bewohntes Dorf mehr zu erspähen; in den Trümmern und Höhlen hausten zum Schrecken des Wanderers nur Raubgesindel und Wölfe. — Eine letzte Erhebung des jungen Edgar, die König Malcolm von Schottland unterstützte und im Osten Englands ein gebannter Edling, Hereward, tapfer verfocht, endete mit der Einnahme von Ely und dem Vormarsche Wilhelms bis zum Tay, so daß Malcolm sich unterwarf und den Treueid schwur (1071).

Normannische Empörungen.

Einen ganz andern Charakter tragen spätere Aufstände unzufriedener Normannen.

Vor allem empörte sich im Jahre 1078 Robert, der älteste Sohn Wilhelms, gegen den eignen Vater, indem er das Herzogtum Normandie für sich beanspruchte. Allein Wilhelm entgegnete: „Ich habe nicht die Gewohnheit, mich auszukleiden, ehe ich zu Bett gehe.“ Es entspann sich ein leidenschaftlicher, hartnäckiger Kampf zwischen beiden, in dessen Verlaufe Robert mehrere Niederlagen erlitt und sich schließlich 1079 in das Schloß Gerberoy bei Beauvais zurückzog, das Wilhelm nun belagerte. Bei einem Ausfalle Roberts stießen eines Tages Vater und Sohn aufeinander, ohne sich jedoch durch die geschlossenen Visiere zu erkennen. Wilhelm wurde von seinem Gegner aus dem Sattel geworfen, und erst bei dem Schmerzens- und Hilferuf, den der König ausstieß, erkannte Robert seinen Vater an der Stimme. Von kindlichen Gefühlen überwältigt, sprang er ihm bei, gebot dem Kampfe Einhalt, und es kam zwischen beiden zur Versöhnung, in deren Folge Wilhelm seinem Sohne wenigstens die Verwaltung des Herzogtums überließ.

Die neue Besitz- und Staatsordnung.

Erst nach der Niederwerfung dieser Erhebungen trat Wilhelm als rücksichtslos durchgreifender Eroberer auf, denn nur Waffengewalt konnte jetzt seine Krone sichern. Er betrachtete sich als den alleinigen Eigentümer des ganzen Landes. Jeder also, der am Kampfe gegen ihn, den rechtmäßigen König seit dem Tode Edwards des Bekenners, teilgenommen hatte, d. h. fast der ganze angelsächsische Adel und die meisten Freibauern, verloren ihren Grundbesitz ganz oder zum Teil. An ihre Stelle traten die Franzosen und Normannen, die das Land für Wilhelm erobert hatten, gleichviel ob sie Edelleute oder besitzlose Abeuteurer gewesen waren. So erhielt Wilhelms Bruder Odo allein in Kent 200 Höfe (mannors), ebenso viele anderwärts, und große Lehen, wie die Herzogtümer York, Lancaster, Suffolk, Norfolk, Somerset, Buckingham, Gloucester u. a. m. wurden an normannische und französische Große, die Beaufort, de la Pole, Percy u. a. m. übertragen, kleinere mittelbare Lehen an einfache Edelleute, und zwar alle erblich in der direkten Nachkommenschaft. Da alle ihren Besitz lediglich der Verleihung durch den König verdankten, so schwuren sie alle, unmittelbare wie mittelbare, große wie kleine Vasallen, dem König den Lehnseid und waren ihm zu Kriegsdiensten und bestimmten Abgaben verpflichtet. Zusammengezwungen durch den tiefen Gegensatz zu dem besiegten Volke, über dem sie als bitter gehaßte Herren saßen, bildeten diese Vasallen ein angesiedeltes, stets schlagfertiges Heer, das dem König 60 000 schwere Reiter zur unbedingten Verfügung stellte. Dazu behielt er sich selber ungeheure Krongüter vor, besonders ausgedehnte Forsten, so daß ihm aus diesen wie aus den Steuern und Regalien ein jährliches Einkommen von 386 900 Pfd. Sterl. (nach heutigem Kaufwert ungefähr das neunfache) zufloß. Die angelsächsischen Witenagemote hörten auf, an ihre Stelle traten glänzende Hoftage der weltlichen und geistlichen Großen, die allerdings gelegentlich zur „Besprechung (parliamentum)“ wichtiger Angelegenheiten dienten. England war ein straff zusammengefaßter Militärstaat, von einem unumschränkten König durch Kabinettsbefehle regiert, die stärkste Monarchie des Abendlandes.



259. Wilhelm der Eroberer belehnt den Herzog von Bretagne.
Nach dem Registrum honoris von Richmond.

Und doch, so schonungslos Wilhelm verfuhr, um seine Herrschaft zu sichern, so gründlich und furchtbar die Besitzveränderung war, die er über das Land brachte, die Grundlagen der angelsächsischen Verfassung blieben unverändert. Wilhelm hatte sich

eidlich verpflichtet, „die guten und bewährten Gesetze Edwards des Bekenners" aufrecht erhalten zu wollen. Die alte Einteilung des Reiches in Grafschaften, deren 34 im Doomsdaybook aufgeführt werden, blieb bestehen; jeder stand ein „Vicecomes" oder „Sheriff" vor, der als oberster Beamter in militärischen, administrativen und Gerichtssachen vom König ernannt wurde, aber zu jeder Zeit wieder absetzbar war.

Die Neuordnung der Kirche.

Gründlich wurde dagegen das englische Kirchenwesen umgestaltet. Wie das festländische Lehnswesen auf englischen Boden verpflanzt wurde, so traten auch die römischen Kirchenordnungen an die Stelle der angelsächsischen, und wie die weltlichen Besitzungen von Wilhelm den normannischen Eroberern verliehen worden waren, so wurden auch die einträglichsten Kirchenämter an normannisch-französische Geistliche vergeben, die Klöster gebrandschatzt und ein großer Teil ihres Vermögens geraubt, um die königliche Schatzkammer damit zu bereichern. — Am thätigsten bei der Durchführung dieser Reformen erwies sich der schon erwähnte Lanfranc, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und der vertraute Ratgeber Wilhelms in kirchlichen Angelegenheiten. Er wurde als Erzbischof von Canterbury der eigentliche Begründer des römischen Kirchentums in England. Nach den unglücklichen Erhebungen wurden auf zwei von päpstlichen Legaten abgehaltenen Synoden 1071 die meisten noch übrigen angelsächsischen Bischöfe entsetzt; später verbot Gregor VII. sogar, Angelsachsen zu Bischöfen oder Äbten zu befördern. So saß auch die hohe Geistlichkeit als eine fremde Aristokratie im Lande. Kaum minder kriegerisch als der Laienadel, waren diese Herren gewöhnt, in Stahlkappe und Harnisch an der Spitze ihrer Reisigen einherzureiten, und sie bauten ihre langgestreckten Kirchen halb wie Burgen, mit starken, viereckigen Türmen, mächtigen Strebepfeilern und Zinnenkranz, wie die Kathedralen von Canterbury (1070), Peterborough, St. Albans, Durham, Ely u. a. m. Dem angelsächsischen Volke, dessen Seelsorger sie sein sollten, standen sie ebenso fremd gegenüber wie der weltliche Adel, und die reiche angelsächsische Litteratur und Sprache, die einst wesentlich von der Geistlichkeit gepflegt worden, war ihnen gleichgültig, so daß diese ganze Entwickelung plötzlich abbrach. Selbst aus den geistlichen Schulen verschwand das Angelsächsische als Unterrichtssprache vor dem Französischen, und das Französische wurde auch die bevorzugte Geschäftssprache und die Sprache des Hofes.

Wilhelm gegenüber Rom.

Gleichwohl war Wilhelm weit davon entfernt, den Machtansprüchen des Papsttums, unter dessen Segen er England erobert und der römischen Kirche unterworfen hatte, weiter nachzugeben, als es die angelsächsischen Könige gethan hatten. Zwar den Peterspfennig zahlte er pünktlich und reichlich nach Rom, aber das Ansinnen Gregors VII., ihm den Lehnseid zu schwören, wies er mit Berufung auf seine angelsächsischen Vorgänger ab, auch an der Investitur hielt er fest und erlaubte seinen Bischöfen ohne seine Genehmigung weder päpstliche Bullen zu veröffentlichen, noch den Bann zu verhängen oder nach Rom zu gehen, und behielt sich die Bestätigung ihrer Synodalbeschlüsse vor. Innerlich römisch-französisch umgestaltet, stand die englische Kirche thatsächlich unter dem Regiment des Königs, in stolzer Unabhängigkeit auch dem reformierten Papsttum gegenüber.

Das Doomsdaybook.

Um eine klare Übersicht des gesamten Grundbesitzes und der Bevölkerung als feste Grundlage für alle Anforderungen des Staates zu gewinnen, befahl Wilhelm 1085 die Aufstellung des Doomsdaybook (Reichsgrundbuch) für das ganze Land (mit Ausnahme der damals wohl noch nicht völlig unterworfenen Grafschaften Westmoreland, Cumberland, Durham und Northumberland), das im Jahre 1086 in lateinischer Sprache vollendet wnrde und die erste und großartigste Statistik des ganzen Mittelalters bildet.



260. Die Kathedrale zu Ely.

An der Spitze steht der Satz, der den ganzen Grundbesitz dem Dienste des Staates unterwarf und die Rechtsgrundlage aller späteren Zustände wurde, daß der König der ausschließliche Eigentümer des ganzen eroberten Landes sei und niemand in seinem Reiche Grundbesitz erwerben könne, es sei denn durch unmittelbare oder mittelbare königliche Verleihung. Demzufolge wurden aus dem gesamten Reichsgebiet 60215 Ritterlehen (feuda militaria, knight-fees) ausgeschieden, von denen etwa die eine Hälfte weltlichen Herren, die andre Hälfte der Kirche zugeteilt wurde. Dagegen verpflichteten sich die Inhaber dieser Lehen, je nach Umfang und Bedeutung der letzteren, zur Stellung und Unterhaltung eines oder mehrerer schwerbewaffneter Reiter. Die geistlichen Lehensträger übertrugen diese Verpflichtung auf ihre Untervasallen. 1422 Lehen hatte der König für sich selbst reserviert; sie bildeten nebst einer großen Anzahl von Parks und Waldungen die königlichen Domänen. Etwa 600 der größten Lehnsgüter wurden unmittelbar vom König an Kronvasallen (tenentes in capite, chief-tenants) abgegeben, die sich mit ganzen Fähnlein Schwerbewaffneter zu Pferde auf den Ruf des Königs zu stellen hatten. Außerdem erwähnt das Doomsdaybook 7871 Afterlehnsleute (subtenentes), 10097 Freisassen (liberi) und 23072 Sokemannen, d. h. Freie minderen Rechtes, die der Gerichtsbarkeit eines Grundherrn unterworfen, aber nicht seine Hintersassen waren. Die unfreie Bauernschaft und ihr Gesinde ist zu etwa 200000 (108407 Gutsbauern, villani, 82119 Häusler, bordarii, 5054 grundbesitzlose Hintersassen, cottarii, cotseti), die Zahl der Knechte zu 25000 angesetzt, woraus sich eine ländliche Gesamtbevölkerung von 283000 Haushaltungen auf 225000 Hufen ergibt. Die erste Bevölkerungsklasse, die der Kronvasallen, setzte sich nur aus Normannen zusammen, während die übrigen Klassen Normannen und Angelsachsen gemischt aufweisen.

Die Gesamtbevölkerung Englands läßt sich also auf etwa 300000 Haushaltungen oder 2 Millionen Seelen veranschlagen, wenn man die Bevölkerung der Städte mit in Rechnung zieht, die zwar im Doomsdaybook nicht vollständig aufgezeichnet ist, aber jedenfalls nicht hoch geschätzt werden darf. Denn die Städte hatten durch die Eroberung empfindlich gelitten, so daß die Zahl der Bürger im Doomsdaybook auf nur 7968 (gegen 17105 unter Eduard) angegeben wird. Nur London und York zählten über 10000 Einwohner, Oxford etwa 3000. Doch wanderten mit Wilhelm zahlreiche Juden ein, die er als eine Art wertvoller Leibeigenen betrachtete, daher auch unter seinen besonderen Schutz nahm. Jedenfalls haben sie als die einzigen wirklichen Kapitalisten zur Belebung des Verkehrs wesentlich beigetragen.

Wilhelms Tod u. Bestattung.

Bald nach Beendigung des Land- und Lehensbuches sah sich der Eroberer in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, da König Philipp I. den normannischen Teil von Vexin weggenommen hatte. Wilhelm setzte über den Kanal (1086), allein in Nantes, das er genommen und in Brand hatte stecken lassen, scheute sein Pferd vor einem glühenden Balken und warf den Reiter ab. Der König, schwer verletzt, mußte nach Rouen gebracht werden, und hier starb er kurz darauf am 10. September 1087. Vor seinem Ende verteilte er zur Entlastung seines Gewissens seine sämtlichen Schätze an Klöster, Kirchen und Arme und setzte dann seinen ältesten Sohn Robert zum Herrscher in der Normandie, seinen zweiten Sohn Wilhelm als solchen in England ein, während der dritte Sohn Heinrich mit einem Legat von 5000 Pfund Silber abgefunden wurde.

In dem Augenblicke, da Wilhelm verschied, flüchteten die Großen, um ihre Behausungen zu schützen oder um ihre Schätze zu verbergen, die Hofleute und das Gesinde, um im Palaste zu rauben, so daß der Leichnam des eben noch so gefürchteten Monarchen stundenlang unbedeckt auf dem Boden liegen blieb. Ja, um das Ende dieses gewaltigen Mannes in noch grelleren Gegensatz zu seinem glanzvollen Leben zu stellen, war nicht einmal einer seiner Söhne zugegen, um ihm die letzten Ehren zu erweisen. Ein einfacher Ritter, Herluin, brachte den Leichnam auf seine Kosten nach Caen, um ihn in der Kirche St. Etienne, die Wilhelm selbst gestiftet hatte, beizusetzen. In dem Augenblicke, als man den Sarg versenken wollte, trat ein Bürger Caens Namens Ascelin hervor, gebot Einhalt und rief: „Bischof, der Mann, den du soeben gesegnet und gelobt hast, ist ein Dieb; die Erde, auf der wir stehen, ist mein, es ist der Grund des Hauses meines Vaters, den er mir genommen hat, um seine Kirche darauf zu bauen. Ich fordere mein Recht, und im Namen Gottes verbiete ich dir, ihn in meiner Erde zu begraben, ihn mit meiner Scholle zu bedecken.“ Erst nachdem Ascelin entschädigt worden war, konnte die Bestattung vor sich gehen, die noch dadurch den Umstehenden einen Anblick des Entsetzens bot, daß die Gruft zu klein war und man den Körper nur mit Gewalt hineinzwängen konnte.

Bruderzwist.

Nach des Eroberers Tode ergriff Wilhelm II. der Rote (Rufus, 1087—1100) ohne Schwierigkeiten Besitz von England, der ältere Bruder Robert von der Normandie, doch mußte er dem jüngsten, Heinrich, ein Drittel des Landes abtreten. Da Wilhelm auch die Normandie beanspruchte, entspann sich dort ein wilder Bürgerkrieg, wobei Rouen, das die Sache des Königs verfocht, nach tapferem Widerstande 1090 in

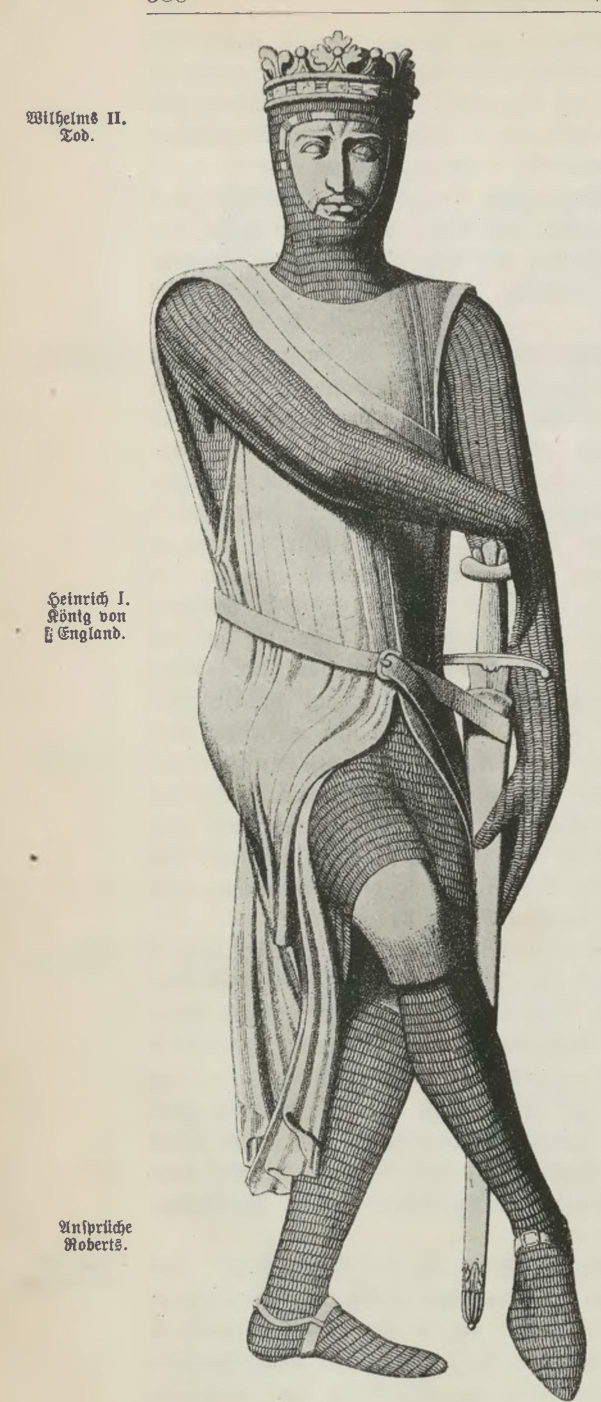
die Hände Heinrichs fiel. Endlich landete Wilhelm 1091, vertrug sich aber mit Robert, indem er ihm noch die Hälfte von Heinrichs Besitzungen überließ. Dieser mußte sich in Mont St. Michel ergeben und flüchtete nach Frankreich. In der Normandie aber führte Robert, umgeben von Gauklern und Dirnen, ein so leichtfertiges und verschwenderisches Regiment, daß im Lande sich alle Bande der Ordnung lösten.

Freilich war auch Wilhelms II. Regierung nichts weniger als förderlich. Auch er lebte so verschwenderisch, daß der Schatz, den der Vater hinterlassen hatte, bald erschöpft war. Er schritt daher zu Erpressungen, die ihm allmählich die Gemüter entfremdeten, ja allgemeine Unzufriedenheit erzeugten. Doch wahrte er nach außen energisch die Stellung Englands.

König Malcolm von Schottland hatte die Streitigkeiten im normannischen Herrscherhause benutzt, um die englischen Grenzlandschaften mit verheerenden Raubzügen heimzusuchen. Kaum hatte daher Wilhelm II. den Zwist mit seinen Brüdern in der Normandie beigelegt, so rückte er den Schotten entgegen. Der Kampf mit den abgehärteten, kriegerischen Nordländern mochte ihm jedoch zu hartnäckiger Natur erscheinen, so daß er es vorzog, sich mit Malcolm friedlich abzufinden, indem er ihn mit zwölf Landgütern in England belehnte. Zu größerer Sicherung der Grenzdistrikte, und um die verödeten nördlichen Landschaften aufs neue zu bevölkern, unterließ er nicht, eine Anzahl Städte und fester Plätze in ihnen zu gründen. Er rief zahlreiche Landleute aus andern Gegenden Englands herbei, wies ihnen Boden zur Bebauung an und erwarb auf diese Weise im Norden eine neue große Provinz, Cumberland. Allein der schottische König erkannte den Wert derselben, erhob Ansprüche auf die Grafschaft und drang mit Heeresmacht über die Grenze vor. Durch Verrat fiel er jedoch nebst seinem Sohne Eduard in einen von dem Grafen von Northumberland gelegten Hinterhalt (1093). Wilhelm entledigte sich des Königs und seines Sohnes durch Mord und gewann während der in Schottland bald darauf ausbrechenden Wirren mehr und mehr Einfluß auf das Nachbarreich. Diesem Umstand mag es auch zuzuschreiben sein, daß, als Malcolms dritter Sohn Edgar endlich den Thron bestieg, dieser es ratsam fand, sich mit dem normannischen Herrscherhause in England auszusöhnen. Kämpfe mit Schottland.

Weniger glücklich waren Wilhelms Unternehmungen gegen die tapferen, noch in wilder Ungebundenheit lebenden Waliser, die unaufhörlich durch Raub und Gewaltthaten die westlichen Grenzlande beunruhigten. Ihr unzugängliches Gebirgsland schützte sie gegen die Angriffe und Rachezüge der Engländer, so daß Wilhelm II. beschloß, eine Schutzwehr aufzurichten, indem er die Grenzgebiete normannischen Rittern verlieh, die eine Reihe fester Burgen errichteten und auf eigne Faust den kleinen Krieg gegen die Waliser unterhielten. Allmählich traten befriedigendere Zustände ein. Es kamen Friedensverträge zustande; auch traten die Waliser mit den Normannen, die ihnen sympathischer waren als ihre alten Stammesfeinde, die Angelsachsen, durch Verschwägerungen in verwandtschaftliche Beziehungen. Kämpfe mit den Walisern.

Um jene Zeit begann auf dem Festlande die Bewegung der Kreuzzüge. Des Königs Bruder Robert schloß sich mit vielen normannischen Edlen den Kreuzfahrern an und verpfändete sein Herzogtum auf drei Jahre um 10000 Mark Silbers an Wilhelm. Dieser hingegen, weit entfernt, sich von der allgemeinen schwärmerischen Begeisterung hinreißen zu lassen, benutzte vielmehr die Ablenkung der päpstlichen Interessen nach dem Morgenlande sowie die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Gegenpäpsten Clemens III. und Urban II., um nun die Kirche seinen Absichten dienstbar zu machen. Indem er keines der beiden Kirchenoberhäupter anerkannte, konnte er selbst während zehn Jahren nach Belieben die erledigten Bistümer und Abteien unbesetzt lassen und in der Zwischenzeit die reichen Einkünfte seiner eignen Kasse zuwenden. Einfluß des 1. Kreuzzuges.



261. Herzog Robert von der Normandie (1060—1133). Bildwerk in der Kathedrale zu Gloucester. Nach Stothard.

Gegen Ende seiner Regierung waren ein Erzbistum, vier Bistümer und elf Abteien ohne Inhaber.

Wilhelms II. Tod.

Reiche Zuflüsse an Geld und Habe erforderte schon, abgesehen von Wilhelms großer Habgier, sein verschwenderisches, wüstes Leben. Schonungslos ergingen unaufhörlich Anforderungen an alle Stände; vornehmlich hatte die Geistlichkeit unter dem königlichen Erpressungssystem zu leiden. Nur Anselm von Canterbury, der Nachfolger Lanfrancs, wagte ihm zu trotzen. Solch ein Gebaren mußte den König schließlich allgemein verhaßt machen. Als er eines Morgens im Neuen Forste bei Winchester jagte, traf ihn ein Pfeil von unbekannter Hand in die Brust. Er sank leblos zu Boden, während der Mörder auf flüchtigem Rosse entkam (2. August 1100).

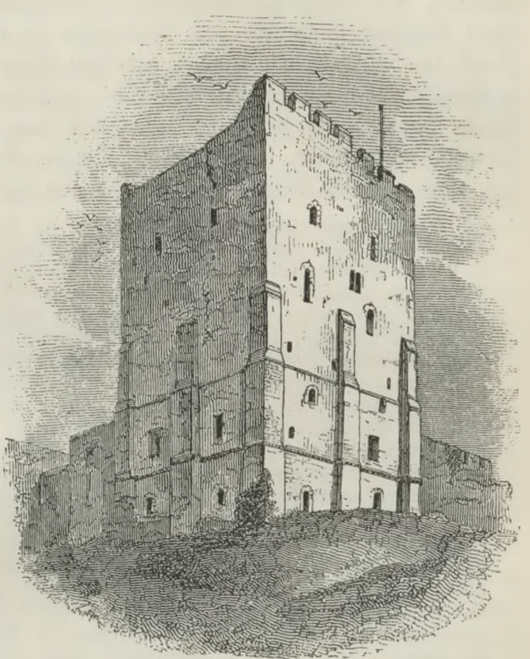
Heinrich I. König von England.

Heinrich I. (Beauclerc, „der schöne Scholar", oder Clericus wegen seiner geistlichen Bildung genannt, 1100—1135) eilte unmittelbar auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders nach Winchester, ließ sich von den Reichsbaronen zum Könige ausrufen und trotz der Einsprache der Anhänger Roberts am 5. August 1100 von dem Bischof von London in Westminster krönen. Seine angelsächsischen Unterthanen machte er sich noch besonders dadurch geneigt, daß er sich mit Mathilde, einer Urenkelin des Königs Edmund, der Tochter König Malcolms von Schottland und Margaretes, einer Schwester Edgar Äthelings, vermählte. Nicht allein der tiefe Zwiespalt zwischen dem alten Königshause und dem Geschlechte des normannischen Eroberers wurde durch diese Vermählung ausgeglichen, sie bahnte auch eine Versöhnung mit Schottland an.

Ansprüche Roberts.

Während dieser Vorgänge hatte Robert nach einem längeren Aufenthalte in Apulien, wo er sich mit der Tochter aus dem stammverwandten Hause Robert Guiscards vermählte, an dem ersten Kreuzzuge eifrig teilgenommen. In allen Kämpfen, vor Antiochia, Jerusalem und Askalon, war sein Name neben denen der besten Kämpfer rühmlich genannt worden; sieggekrönt, mit Schätzen beladen, kehrte er im Jahre 1101 an der Seite seiner apulischen Gattin nach der Normandie zurück. Eine Anzahl eifriger Anhänger drang in ihn, seine unbestreitbaren Rechte auf den englischen

Thron geltend zu machen, und Robert ließ sich auch in der That dazu verleiten, mit einem Heere nach England überzusetzen, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen. Allein ohne rechte Thatkraft, vergeudete er kostbare Zeit und reiche Mittel durch Hingabe an die Genüsse eines üppigen Hoflebens. Schon nach einigen unbedeutenden Gefechten hatte sich sein Kriegseifer abgekühlt. Er ergriff daher die sich darbietende Vermittelung des Erzbischofs Anselm von Canterbury und verständigte sich mit seinem Bruder dahin, gegen ein Jahrgeld von 3000 Mark Silbers seine Ansprüche auf England aufzugeben und sich mit dem Herzogtume Normandie zu begnügen. Aber diesem Ausgleich widerstrebten die unbotmäßigen normannischen Vasallen Roberts, und er selbst war weder weise noch stark genug, den Übermut seiner Lehnsträger niederzuhalten, so daß Heinrich 1106 mit einem Heere nach der Normandie übersetzte, um die Anmaßungen der aufsässigen Normannen mit dem Schwerte in der Hand niederzuschlagen.



262. **Der Turm von Porchester Castle (Hampshire), erbaut 1150.**

Porchester Castle, mit seinen mächtigen, nach oben zu geringer werdenden Mauern und den schmalen, schießschartenartigen Fenstern zwischen den Strebepfeilern, ist der Typus einer normannischen Feste.

Niederlage Roberts.

Um diese Zeit starb Roberts Gemahlin Sibylla, angeblich von einer Nebenbuhlerin vergiftet. Damit versiegte für ihn auch die Quelle reicher Einkünfte aus Unteritalien. In unerträglicher Geldnot, mußte er einen seiner Anhänger nach dem andern abfallen sehen. Trotzdem verharrte er in seiner Verblendung, wies alle Verhandlungen zurück und ließ es lieber auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen. Nachdem Heinrich bereits eine größere Reihe von Städten und Burgen, auch Caen, in seine Gewalt gebracht hatte, kam es am 28. September 1106 bei Tinchebray zu einer entscheidenden blutigen Schlacht, in der Robert unterlag und nebst Edgar Ätheling und gegen 400 Rittern in die Gefangenschaft Heinrichs geriet. Dieser ließ Edgar Ätheling, den letzten Sprossen des angelsächsischen Königsgeschlechtes, in Freiheit setzen, der nun sein Leben in stiller Verborgenheit beschloß; Robert dagegen wurde zuerst in Falaise, dann in England bis an sein Ende in milder Haft gehalten. Erst 1133 starb er im Schlosse Cardiff an der walisischen Grenze. So gelangte die Normandie wieder an die Krone England. Zwar suchte nun Ludwig VI. von Frankreich, Roberts Sohn Wilhelm Clinton in seinen Thronansprüchen zu unterstützen, allein Heinrich wußte seine Eroberung in drei Kriegen tapfer zu behaupten (s. oben S. 563).

Ausbau der englisch-normannischen Staatsordnung.

In England herrschte während dieser Zeit ein Friedenszustand, der nur gelegentlich durch unbotmäßige Edle unterbrochen wurde, wie Robert Bellesme, Graf von Shrewsbury, ein durch seine Gewaltthätigkeit berüchtigter Herr, niedergeworfen werden mußte. Der Ausbau der Staatsordnung wurde dadurch nicht aufgehalten. Eine feste Regierungsbehörde entstand in der Curia regis aus einer Anzahl von Baronen des königlichen Hofes unter dem Justitiar. Als Court of Exchequer bildete sie die höchste Finanzbehörde, bei der jeder Sheriff alljährlich zweimal die Renten der königlichen

Domanialgüter, das Dänengeld, die Bußen der Gerichtshöfe und die Steuern der Vasallen ablieferte. Entstanden Streitigkeiten über solche Fragen, so wurden sie auf Rundreisen durch das Land von den Barons of Exchequer, den Vorläufern der späteren Reiserichter (s. Bd. VII, S. 135), entschieden. Zugleich war die Curia regis der oberste Gerichtshof des Königreichs. Anderseits gab Heinrich I. gleich bei seiner Thronbesteigung in einer feierlichen Urkunde, die als Vorläufer der Magna Charta von 1215 erscheint, die Zusicherung, daß er die Kirche mit den willkürlichen Anforderungen seines Vorgängers verschonen, vom Adel nur bestimmte Leistungen erheben und die alten Gesetze König Edwards, wie sie Wilhelm I. angenommen habe, beobachten wolle. Gegen diesen normannisch-französischen Adel aber begünstigte er grundsätzlich ein neu aufsteigendes Element, das städtische Bürgertum, das bisher ausschließlich unter grundherrschaftlichen Beamten stand und dem Stadtherrn zu hofrechtlichen Leistungen verpflichtet war. Zuerst den Bürgern von London gewährte Heinrich I. eigne Gerichtsbarkeit vor Schöffen ihresgleichen und Zollfreiheit im Reiche; auch durften sie sich unter den Aldermen ihrer Viertel (wards) auf den Ruf der Glocke von St. Paul zu gemeinsamen Beratungen sammeln und bildeten eine Miliz. Diesem Beispiele der königlichen Städte folgten langsamer auch die Städte der Bischöfe und des hohen Adels.

Es war dies zugleich eine Erhebung der in den Städten vorwiegenden angelsächsischen Bevölkerung. Und wie sie jetzt ein besseres Verhältnis zum normannischen Königtum gewann, so bahnte sich auch ein Ausgleich zwischen ihr und der stammfremden höheren Geistlichkeit an. Denn das religiöse Leben nahm besonders unter der Einwirkung der Cistercienser auch in England einen neuen Aufschwung, zahlreiche Klöster und Kirchen entstanden, so daß London 13 Klöster und über 100 Kirchen zählte, das kleine Oxford zwei Niederlassungen der Augustiner. Daneben fanden die juristisch-artistischen Privatschulen, die eine neue Bildung vermittelten, wie in Oxford und Cambridge, großen Zulauf aus dem Lande selbst.

Diese Kirche, die allmählich einen festeren Halt in der Bevölkerung gewann, konnte nun auch dem Königtume selbständiger gegenübertreten. Aufs entschiedenste bestritt daher der Erzbischof Anselm von Canterbury dem Könige das Recht der Investitur. Da sich das Zerwürfnis immer mehr zuspitzte, mußte sich Anselm nach dem Kloster Bec in der Normandie zurückziehen, dessen Abt er gewesen war, ehe er Nachfolger seines berühmten Lehrers Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhle in Canterbury wurde. Erst nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich und Rom gelang es Anselm durch Vermittelung der Gräfin Adele von Blois, der frommen Schwester des Königs, 1106 die wichtige Übereinkunft von Bec zustande zu bringen, nach der Heinrich auf die Belehnung mit Stab und Ring verzichtete, hingegen gleich seinen Vorgängern das Recht behielt, Huldigung und Treueid der Geistlichen entgegenzunehmen. Der Investiturstreit war auf diesem Mittelwege in England auf ähnliche Weise beigelegt worden, wie sechzehn Jahre später in Deutschland durch das Wormser Konkordat. Dennoch erlaubte sich Heinrich in der Folge manches Zuwiderhandeln; er vergab bischöfliche Stellen nach Gutdünken und zog mehrfach die Einkünfte erledigter Pfründen zu gunsten seines Schatzes ein. Anselm kehrte nach dem Vertrage von Bec auf seinen erzbischöflichen Sitz nach England zurück, wo er am 21. April 1109 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre verschied.

Aussterben des normannischen Königshauses.

Heinrich verdankte seine Erfolge zu einem guten Teile den weisen Ratschlägen seines erfahrenen und gewandten Beraters Robert von Meulan, sowie dem milden, leutseligen Sinne seiner Gemahlin Mathilde, die ihm viele Herzen zuführte. Im Jahre 1118 raffte der Tod beide dahin, ein schwerer Verlust für den König; aber noch größeres Ungemach sollte ihn treffen. Mathilde hatte ihm zwei Kinder geschenkt, einen Sohn, der des Großvaters Namen Wilhelm trug, und eine Tochter, Mathilde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs V. Auf der Überfahrt des königlichen Hofes nach dem Frieden mit Frankreich scheiterte das Schiff, die „Blanche nef", das den Königssohn und die Blüte des englischen Adels trug, und ging mit Mann und Maus zu Grunde (25. November 1119). Sprachlos sank Heinrich I. zu Boden, als ihn die furchtbare Kunde traf. Eine zweite Ehe, die er einging, blieb kinderlos. Da ließ er seine inzwischen verwitwete Tochter Mathilde von den Großen Englands und der Normandie als seine Nachfolgerin anerkennen (Weihnachten 1126) und vermählte sie 1129 mit Gottfried Plantagenet, dem Grafen von Anjou, Maine und Touraine. So förderte

er selber die enge Verflechtung englischer und französischer Lande, die beiden Völkern zum Unheil werden sollte. Er verschied am 1. Dezember 1135 auf Schloß Lions bei Rouen, wurde aber in England zu Reading beigesetzt. Mit Heinrich I. erlosch der Mannesstamm Rollos.

Schottland.

Viel später als England sind die rauhen Gebirgslandschaften mit ihren wildreichen, dichten Eichenwäldern, ihren Thälern und Seen im Norden der britischen Insel in den Strom des geschichtlichen Lebens eingetreten. Der Name Scotia, Scotland bezog sich ursprünglich auf einen Teil Irlands; erst seit dem 10. Jahrhundert wurde er auch auf den Teil Schottlands übertragen, der im Süden von dem Firth of Forth, im Norden von dem Moray Firth begrenzt wird, und erst im 13. Jahrhundert kam er für das ganze heutige Schottland in Gebrauch. Die frühesten Bewohner Schottlands bestanden aus zwei keltischen Hauptstämmen, aus den Pikten und Skoten, von denen diese aus Irland herübergekommen waren und sich an der Westküste festgesetzt hatten. Während vier Jahrhunderten kämpften sie gegen die Angelsachsen, die schließlich die Ebenen (lowlands) im Süden des heutigen Schottland bis an den Meerbusen von Edinburg behaupteten. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts (842) überwand der Skotenkönig Kenneth Mac Alpin, der mütterlicherseits von piktischer Abkunft war, die Pikten und ließ sich in ihrer Hauptstadt Scone zum König der vereinigten Gebiete krönen. Seitdem erweiterte sich das Reich nach Süden. Im Jahre 945 ging Cumberland als Lehen an Malcolm über, wogegen Malcolm in Lehnsabhängigkeit zu England trat, sein Nachfolger Kenneth erhielt in gleicher Weise Lothian.

Bildung des Königreichs Schottland.

Trotz dieser angelsächsischen Beimischung blieben die Hochlande durchaus keltisch. Mit großer Zähigkeit behaupteten ihre tapferen Bewohner die altkeltische Clanverfassung, nach der der Stamm (Clan) erblichen Häuptlingen (Lairds) unbedingt untergeben war, der Grund und Boden aber im Gesamteigentum der Clangenossen stand. Diese Stammhäupter waren die Führer im Kriege, schlichteten im Frieden die Streitigkeiten und hatten über Leben und Tod zu gebieten. Meistens von Jagd- und Fischfang lebend, mäßig und einfach, abgehärtet und tapfer bis zur Tollkühnheit, liebten diese wilden Söhne der Natur zugleich Dichtkunst und Musik; mit großer Andacht lauschten sie den Worten des Sängers (Barden), der die Helden der Vorzeit pries und das jüngere Geschlecht zur Nacheiferung zu begeistern wußte.

Die Verfassung.

Der letzte König aus dem Stamme Kenneth Mac Alpins war Malcolm II. Auf diesen folgte 1034 sein Tochtersohn Duncan, der 1039 von seinem ehrsüchtigen Vetter Macbeth erschlagen wurde. Macbeth verjagte die getreuen Anhänger des Königshauses und schwang sich auf den Thron, regierte dann aber streng und gerecht. Im Jahre 1050 pilgerte er nach Rom, um von dem Papste Vergebung für den Mord seines Vorgängers und seine sonstigen Gewaltthaten zu erlangen. Nach seiner Rückkehr 1054 wurde er von Malcolm III. Ceanmor, dem Sohne Duncans, im Bündnis mit dem Grafen Siward von Northumberland angegriffen, ins Hochland zurückgeworfen und dort beim Schlosse Dunsinan vom Than Macduff erschlagen.

Duncan und Macbeth.

Malcolm III. ergriff zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) Partei für den rechtmäßigen englischen Thronerben Edgar Ätheling, nahm ihn als Flüchtling bei sich auf und vermählte sich mit seiner Schwester Margareta, wodurch angelsächsisches Blut in das schottische Königshaus kam. Seine Einfälle in Nordengland zur Bekämpfung der Normannen waren freilich erfolglos, ja er mußte sich sogar vor dem Eroberer beugen und 1072 seinen Sohn Duncan und andre Edle als Geiseln stellen. Indes focht er später glücklich gegen England 1092 (s. oben S. 587).

Malcolm III., Beziehungen zu England.

Als er 1093 mit seinem Sohn Edward durch einen englischen Hinterhalt fiel, verjagte sein Nachfolger und Bruder Donald (Dufenald) alle Engländer aus dem Lande, mußte aber schon 1094 Malcolms Sohne Duncan weichen, der als Geisel am Hofe Wilhelms II. von England lebte und von diesem unterstützt wurde. Als dieser bald wieder von Donald vertrieben wurde, setzte Wilhelm II. einen jüngeren Sohn Malcolms, Edward, als englischen Vasallen auf den schottischen Thron.

Der Sieg des Königtums und des Christentums in den nordischen Reichen.

Während die aus den skandinavischen Ländern nach England, Frankreich und Rußland ausgewanderten Nordgermanen überall rasch der christlichen Kultur gewonnen wurden, dauerte in ihrer Heimat der Kampf zwischen Heidentum und Christentum noch lange Zeit fort. Erst allmählich erlosch, da gerade die widerstandskräftigsten Elemente auswanderten, der alte trotzige Wikingergeist, und mit dem Christentum im Bunde befestigte sich ein nationales Königtum. Um so ungestörter entfaltete sich die nordgermanische Litteratur und Sprache, die nicht, wie die deutsche, in ihren Anfängen von der christlich-römischen überflutet wurde, und auch das nationale Heidentum kam im Norden zu weit vollerer Ausbildung als bei den Südgermanen.

Norwegen.

Kämpfe um die Reichseinheit und die Kirche.

In Norwegen, damals dem wichtigsten Lande des ganzen Nordens, folgte auf die erste Begründung des Königtums unter Harald Harfagr (s. oben S. 422) eine Zeit blutiger Wirren. Denn da er seine Söhne sämtlich zu Jarlen gemacht hatte, diese Würde ihnen aber nicht genügte, so empörten sie sich, und Harald sah sich zur Beilegung des Zwistes genötigt, noch bei Lebzeiten das Reich unter sie zu verteilen, indem er seinen ältesten Sohn, Erich Blodyxa („Blutaxt") 930 zum Oberkönig ernannte, den jüngeren Söhnen dagegen Fürstentümer anwies. Aber Erich überwand die Brüder, beraubte sie ihrer Rechte und übte zugleich gegen die Jarle und Unterthanen solche Willkür, daß er sich allgemein verhaßt machte. Um seine Tyrannei abzuschütteln, beriefen die Großen, mit dem Jarl Sigurd an der Spitze, einen unehelichen Sohn Haralds, Hakon I., den Guten, der sich am Hofe Englands aufgehalten hatte, nach Norwegen und erkannten ihn als König an (935). Erich entfloh und fand 941 seinen Tod in der Schlacht bei Brunanburg in England.

Hakon war beflissen, das Christentum in Norwegen einzuführen, hatte aber wenig Erfolg mit seinen Bestrebungen. Dagegen eroberte er Wermeland, Helsingaland und Jemtland und bekriegte den dänischen Oberkönig Harald Blauzahn mit Glück. Harald aber verband sich mit dem Sohne des vertriebenen Erich, Harald II. Graafel („Graufell"), und Hakon fiel 951 in der Schlacht, worauf Harald II. den norwegischen Thron bestieg. Dieser wollte die Entthronung seines Vaters an dem Jarl Sigurd rächen, fiel aber einer Verschwörung zum Opfer, die Hakon von Thrand, ein Sohn Sigurds, angezettelt hatte. Darauf wurde Hakon unter dänischer Oberhoheit Herr von Norwegen. Er machte sich jedoch 975 unabhängig, und um sich die Gunst des dem alten Heidentum noch ergebenen Volkes zu sichern, rottete er das Christentum an den vereinzelten Orten, wo es Eingang gefunden hatte, wieder aus. Dadurch entwickelten sich blutige Fehden, bei denen Hakon mit Grausamkeit und Härte verfuhr, so daß er 996 schließlich von einem seiner Diener ermordet wurde.

Befestigung des Christentums.

Um so leichter bemächtigte sich des Thrones Olaf I. Tryggväson (996—1000), ein Urenkel Haralds I., der sich lange Zeit als Flüchtling in Rußland und Byzanz aufgehalten und in Konstantinopel die Taufe empfangen hatte. Seine Regierung ist vor

allem durch die endgültige Einführung des Christentums wichtig. Trotz alles Widerstandes erkaltete Olaf I. in seinem Eifer nicht und gründete im Jahre 996 die Stadt Nidaros (Throndhjem, Drontheim) an Stelle des zerstörten heidnischen Heiligtums Lade. Aber unterdessen suchten die vertriebenen Söhne des Jarls Hakon Verbindungen in Schweden und Dänemark, bis es ihnen denn auch gelang, mit Hilfe des Königs Swen von Dänemark und des Schoßkönigs Olaf von Schweden einen Angriff auf Norwegen zu machen. Olaf I. nahm den Kampf mit Mut und Entschlossenheit auf, wurde aber in einer Seeschlacht am Ausgange des Sundes geschlagen und stürzte sich verzweifelnd ins Meer (9. September 1000). Hierauf wurde sein Reich teils zwischen Dänemark und Schweden geteilt, teils Hakons Söhnen Erich und Swen zur Verwaltung übergeben.

Die christliche Kirche erlitt dadurch einen starken Stoß und wurde endgültig erst befestigt, als Olaf II. (1017—30), der Heilige (der Dicke), ein Nachkomme Haralds I., die Kriegszüge des dänischen Königs Knud nach England benutzte, um mit seinen Freibeuterscharen die Dänen aus dem Lande zu treiben. Als dies geglückt war, überfiel er die Schweden mit gleichem Erfolg und regierte nun als selbständiger König von Norwegen, indem er zugleich Island, die Orkneys und die Färöer unter seine Botmäßigkeit brachte. Neben der mit Beharrlichkeit und selbst durch Gewaltmittel durchgesetzten Wiederherstellung des Christentums sorgte er auch für die Umgestaltung des Reiches im christlichen Sinne. Er machte sich aber durch alles dies bei den Heiden so verhaßt, daß er, als Knud nach der Besitzergreifung Englands 1028 zur Wiedereroberung Norwegens erschien, zu seinem Schwager, dem russischen Großfürsten Jaroslaw, fliehen mußte, und machte von hier aus einen erneuerten Versuch, mit Hilfe der Schweden dem Dänenkönig die Herrschaft wieder abzuringen. Dabei verlor er 1030 Krone und Leben, und Norwegen verblieb hierauf bis zu Knuds Tode bei Dänemark.

Beziehungen zu Dänemark.

Freilich erwies sich die Hoffnung der Heiden auf Knud als völlig unbegründet, denn dieser sorgte vielmehr eifrig für die Befestigung der christlichen Kirche und begünstigte die Dänen übermäßig vor den Norwegern. Deshalb wurde nach seinem Tode sein Sohn Swen, dem Norwegen zugefallen war, sofort verjagt, und Olafs II. Sohn Magnus I. (1035—47) riß die Krone an sich. Er nahm vorzugsweise darauf Bedacht, das Christentum zu befestigen, und konnte es sogar wagen, den verhaßten Zehnten einzuführen. Ein weiteres Verdienst erwarb er sich durch die Begründung der ersten geregelten Gesetzgebung in Norwegen (die Gesetzessammlung führte den Namen Graagaas, „die graue Gans"). Infolge eines mit dem Dänenkönige Hardaknud geschlossenen Vergleichs erbte er nach dessen Tode 1042 das Königreich Dänemark, das der Krone aber nur bis zu seinem eignen Lebensende verblieb. Er hatte Swen Estridson zum Statthalter in Dänemark eingesetzt, aber dieser brach schon nach einem Jahre die gelobte Treue. Magnus, wenn auch in mehreren Treffen gegen den aufsässigen Jarl siegreich, vermochte dessen Unterwerfung doch nicht zu erzwingen und erkannte ihn schließlich als König von Dänemark an, da er über Norwegen mit seinem Oheim in Streit geraten war. Dieser, Harald III. Hardradr (der Harte, 1047—66), ein tapferer Kriegsheld und eifriger Freund und Kenner der Wissenschaften, folgte ihm auf dem Throne. Er ist der Gründer der Stadt Opslo (Christiania) und führte glückliche Kriege gegen Dänemark; als er aber auch England heimzusuchen gedachte, fiel er in der Schlacht bei Stamfordbridge (1066, s. oben S. 577).

Fortschritte der Kultur.

Nach seines ältesten Sohnes Magnus II. (1066—69) kurzer Regierung folgte sein zweiter Sohn Olaf III. (1069—93), der den Beinamen des Friedfertigen mit Recht führte. Alle Kriege von dem Reiche fern haltend, verwendete er die Friedenszeit

dazu, die Sitten seines Volkes zu veredeln und es den gebildeten Nationen beizugesellen. Er beförderte und ordnete deshalb vor allem die Gilden, in denen strenge Gesetze herrschten, im Gegensatz zu den landesüblichen unmäßigen Zechereien und Raufereien. Da der Handel ein vorzügliches Mittel zur Erreichung zivilisatorischer Zwecke war, so beförderte er ihn durch Anlegung mehrerer Handelsstädte, vor allem Bergens. Ebenso beseitigte er die Leibeigenschaft und begünstigte die Niederlassung der Freigelassenen in den Städten.

Magnus III. (1093—1103), sein natürlicher Sohn, mit dem Beinamen „Barfuß", folgte ihm in der Regierung, aber er war das vollendete Gegenteil des Vaters, noch einmal ein König nach Wikingerart. Das Reich hatte unter ihm unendlich zu leiden durch seine unbezähmbare Eroberungssucht, die ihn zu Kriegszügen gegen Schottland, Schweden und Irland antrieb, aber endlich auch seinem Leben ein Ende machte. Auf der Rückreise von Irland fand er durch die ergrimmten Bewohner dieser Insel seinen Tod. Von Magnus III. soll das norwegische Reichswappen, der goldene Löwe auf rotem Grund, herrühren. Der König pflegte nämlich auf seinem roten Waffenrock vorn und hinten einen eingestickten goldenen Löwen zu tragen.

Island, Grönland, Nordamerika.

Das ferne Island hatte sich von Norwegen ziemlich unabhängig entwickelt. Da das arme Land für die wachsende Bevölkerung nicht mehr zureichte, so gingen diese wetterharten Seefahrer bald auf neue Entdeckungen aus. Seit 982 begann Erik der Rote die Besiedelung Grönlands, das bereits im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts den Isländern bekannt geworden war; sein Sohn Leif Eriksson geriet im Jahre 1000, vom Sturm verschlagen, an die Küste von Nordamerika (Labrador), und im Jahre 1003 setzten sich norwegische Ansiedler aus Grönland in Markland und Winland (Neufundland und Kap Breton) fest, kehrten aber 1006 wieder zurück (s. auch Bd. V, S. 357). — Um dieselbe Zeit (1000) kam das Christentum nach Island. Nach hitzigem Für und Wider beschloß der Althing auf Vorschlag des Lagmann Thorgeir, das Christentum anzunehmen und durchzuführen, damit ein Gesetz und eine Sitte im Lande herrsche, und nach den grönländischen Ansiedelungen brachte jener Leif Eriksson die neue Lehre. Doch opferte noch mancher lange Zeit heimlich den alten Göttern, und sogar die alte grausame, durch harte Lebensnot gebotene Sitte, Kinder auszusetzen, die man nicht ernähren konnte, blieb bestehen. Der Bistumssitz wurde 1056 Skalholt, das unter dem deutschen Erzbistum Bremen-Hamburg stand.

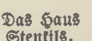
Schweden.

Christentum u. Heidentum.

Auf Schweden fällt erst mit der Einführung des Christentums ein helleres Licht. Der erste christliche König war Olaf III. (993—1022), genannt „Schoßkönig" (Skautkonung), weil er schon vor seiner Geburt König war. Olaf stand bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter, der schönen Sigrid, die als Witwe Erich Edmundsons über Schweden herrschte, dem norwegischen Könige Olaf I. ihre Hand antrug, von demselben aber verschmäht wurde und sich hierauf an den dänischen König Swen verheiratete. Aus Rache gegen Olaf I. von Norwegen reizte sie den Dänenkönig in Gemeinschaft mit ihrem Sohne, den norwegischen König zu vertreiben, was diesen auch gelang (1000), worauf Norwegen zwischen Schweden und Dänemark geteilt wurde (s. oben S. 593).

Olaf III. erkannte das Christentum als das beste Mittel zur Bewältigung der Fylkerkönige (Stamm- oder Gaukönige). Er erhob sich daher während seiner Regierung mit gleicher Gewalt gegen das Heidentum und die Unterkönige. Er zuerst nannte sich denn auch König von Schweden, während seine Vorgänger nur den Titel „König von Upsala" geführt hatten. Doch vermochte er das alte Heiligtum in Upsala nicht zu zerstören, und auch sein Königtum gewann nur in Westgotland festen Boden.

Sein Nachfolger **Jakob Anund** (1022—51) verlor den schwedischen Teil Norwegens (1017) an dessen König Olaf II. wieder, behauptete aber, als Knud 1029 nach der Eroberung Norwegens (s. oben) auch Schweden angriff, die Unabhängigkeit des Reiches.


Das Haus Stenkils.

Mit seinem Bruder und Nachfolger Edmund dem Alten erlosch 1052 der alte Herrscherstamm, und es folgte durch Wahl des Volkes als König **Stenkil** (1052—66), der Sohn eines westgotländischen Jarls und Eidam des Königs, der Gründer eines neuen Königshauses, das nach ihm genannt wird. Auch unter ihm dauerte der Kampf zwischen Christentum und Heidentum, Königtum und Stammessondertum ohne Entscheidung fort. Stenkil ließ das Heidentum ganz ungestört; als sein Sohn und Nachfolger **Ingo** (Inge) den Übertritt zum Christentum kurzweg befahl, brach der offene Krieg zwischen Schweden und Goten (Svithiod und Gauthiod) aus. An der Spitze der Schweden erhob sich der Edle **Swen** und verjagte Ingo, der sich nach Gotland zurückzog. Aber 1100 kam er mit dänischer Hilfe wieder und überfiel Swen in seinem Hause, der dabei umkam. Nun behauptete sich Ingo, verteidigte auch mit Erfolg das Land zwischen Wenernsee, Götaelf und Meer gegen Magnus von Norwegen und schloß 1101 im Beisein des Königs Erich Eiegod von Dänemark den **Frieden von Konghäll**, der durch die Vermählung zwischen Magnus und Ingos Tochter Margareta Fridkulla, d. i. die Friedensjungfrau, befestigt wurde. Das Herrschergeschlecht Stenkils erlosch schon mit den Söhnen Halstans kurz vor 1129, ohne daß Schweden ein völlig christliches Land geworden oder das Königtum zu durchgreifender Macht gelangt wäre.



263. Silbermünze Olafs III.


264. Silbermünze Jakob Anunds.

Dänemark.

Ausbreitung des Christentums u. heidnische Reaktion.

Unter allen nordgermanischen Staaten machte **Dänemark** in beiden Beziehungen die schnellsten Fortschritte, weil es dem Einflusse der deutsch-christlichen Kultur am nächsten lag und am meisten offen stand. **Harald Blaatand** (Blauzahn, 936—985), der Nachfolger Gorms des Alten, trat zunächst wohl auch als Wiking auf, sandte seine Raubschiffe nach Frankreich und England und gründete zur Sicherung seiner Ostseeherrschaft die Jomsburg (Jumne) auf Wollin an den Odermündungen. Aber er ließ die christliche Mission des Erzbischofs Unni von Bremen zu, gestattete, von Otto I. besiegt, die Begründung der Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen, stiftete in Odense und Roeskilde die ersten Kirchen für die dänischen Inseln, nahm selbst die Taufe und verbot seinen Unterthanen die heidnischen Opfer. Allein seine Niederlagen gegen Otto II. (s. oben S. 454) trieben eine heidnische Reaktion hervor, an deren Spitze sich sein eigner Sohn **Swen Tueskiag** (Gabelbart) stellte, und eifrig wurde sie von der Jomsburg unterstützt. Hier nämlich hatte ein unzufriedener Wiking, der unfehlbare Schütze **Palnatoke**, der, wie Tell, auf Befehl des Königs seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe hatte schießen müssen, eine Art kriegerischer Bruderschaft mit unbedingtem Ausschluß jedes Weibes und strengster Unterordnung unter den Häuptling gegründet. Nach Ottos II. Niederlage in Kalabrien 982, die das deutsche Ansehen im ganzen Norden schwer erschütterte (s. S. 458), wurde Harald verjagt, fand aber Zuflucht in

der Jomsburg, da sich deren damals der vertriebene norwegische Königssohn Olaf Tryggväson bemächtigt hatte, und nahm den Kampf wieder auf. Als er nach der unentschiedenen Seeschlacht bei Helgenäs zu Unterhandlungen an Land kam, fiel er, von dem Mordpfeile Palnatokes aus dem Hinterhalte getroffen, und Swen Gabelbart (986 bis 1014) bestieg den dänischen Thron.

Swens und Knuds Großreich.

Sofort wurden die Kirchen zerstört, die Priester vertrieben, und aufs neue begannen die Wikingerfahrten. Da Swen indes vor der Jomsburg mehrfach schmählich geschlagen wurde, so sagten sich die Dänen von ihm los und unterwarfen sich dem Schwedenkönig Erich. Erst nach dessen Tode 994 kehrte Swen wieder und sicherte sich die Herrschaft durch die Vermählung mit Erichs Witwe Sigrid (s. S. 594). Gewaltig trat er nun als Eroberer auf. Er unterwarf nicht nur einen Teil Norwegens (s. S. 593), sondern er bereitete auch die Eroberung Englands vor, die sein Sohn Knud der Große seit 1014 vollendete (s. S. 574). Dieser folgte ihm nach dem Tode seines älteren Bruders Harald auch in Dänemark (1018—35). Zu diesen beiden Reichen erwarb er auch noch Norwegen, indem er 1028 den König Olaf II. den Heiligen vertrieb und ihn bei einem Wiederherstellungsversuche in der Schlacht von Stiklestad am Drontheimer Fjord 31. August 1130 nochmals schlug, wobei Olaf selber umkam. Knud hat in Dänemark die christliche Kirche, besonders mit Hilfe englischer Geistlichen, fest begründet, aber an dem kirchlichen Zusammenhange des Landes mit dem deutschen Erzbistum Bremen-Hamburg rüttelte er nicht. Zur Sicherung seiner Gewalt diente auch in Dänemark die stehende Truppe der „Hauskerle“ (im Dänischen thinglid, thingmannalid), die unter ein besonderes „Lagerrecht“ (dänisch Witherlagsret, lex castrensis) gestellt wurden und manche Vorrechte genossen.

Zerfall des Großreichs.

Das von Knud gegründete nordische Großreich hatte nicht länger Bestand, als das Leben seines Gründers. Denn unmittelbar nach dem Tode Knuds (1035) riß sich Norwegen durch Magnus I. los, so daß seinem Nachfolger Hardaknud (1035—41, d. i. der Harte) nur Dänemark und England verblieben. Er strebte anfangs danach, das losgerissene Norwegen wieder unter sein Zepter zu bringen; doch als es zwischen ihm und Magnus I. am Götaelf 1036 zur Schlacht kommen sollte, legten die Könige, von ihren Völkern gedrängt, den Streit durch einen Erbvertrag bei, nach dem jeder von ihnen sein Land unter der Bedingung behalten sollte, daß es nach dem erblosen Absterben eines von ihnen an den andern fiele. Da Hardaknud schon im Jahre 1041 kinderlos starb, so fiel Dänemark an Magnus I. von Norwegen, während sich England unter Edward dem Bekenner, Hardaknuds Halbbruder, selbständig machte.

Die Estridinger.

Aber auch Dänemark erlangte sehr bald seine Selbständigkeit wieder. Magnus I. hatte Swen Estridson, den Sohn des Jarls Ulf von Knuds des Großen Schwester Estrid, zum Statthalter jenes Landes eingesetzt, und dieser strebte nach Unabhängigkeit. Zwar wurde er (1043) von Magnus vertrieben, allein als er bald wieder zurückkehrte, unterstützten ihn die Dänen in solchem Maße, daß er sich gegen Magnus bis zu dessen Tode (1047) behaupten konnte und von ihm schließlich als König von Dänemark anerkannt wurde. Er wurde so der Gründer der ulfingischen Dynastie (der Estridinger). Vor allem befestigte er die christliche Kirche durch die Gründung neuer Bistümer (Wiborg und Börglum in Jütland, Lund und Dalby in Schonen) und neuer Kirchen, deren man damals überhaupt etwa 300 meist hölzerne zählte. An der Verbindung mit Bremen hielt er fest, doch bemühte er sich in Rom eifrig um die Errichtung eines selbständigen Erzbistums. Weniger glücklich war er dagegen in seinen Kriegsunternehmungen. Ein Versuch, die englische Krone zu erlangen, war erfolglos, ebenso sein Bemühen, sich der Lehnsherrschaft des deutschen Kaisers Heinrich III. zu entziehen. Swen starb 1076. Von den vielen Söhnen, die er hinterließ, bestiegen fünf nacheinander den Thron.

Zunächst folgte ihm sein ältester Sohn Harald Hein IV. (1076—80). Dieser hinterließ die Herrschaft seinem Bruder Knud II. (1080—86), dem Heiligen, der sich diesen Namen durch seinen Eifer für die Kirche verdiente. Er begabte aufs reichste Klöster, Stifter und Kirchen, räumte den Geistlichen eine eigne Gerichtsbarkeit ein, führte den verhaßten Zehnten ein und nahm endlich die Bischöfe in den Reichsrat auf, wodurch die Geistlichkeit zum ersten Stand im Reiche wurde. Durch alles dies zog sich Knud die Unzufriedenheit des Volkes zu und wurde so das Opfer einer Empörung, die, von Asbjörn Tolak geleitet, in demselben Augenblicke ausbrach, da sich Knud zu einem Zuge gegen England rüstete. Sie endete mit der Ermordung des Königs und der unglücklichen Wahl seines Bruders Olaf Hunger (1086—95), eines wüsten Fressers und Schlemmers.

Erich Eiegod und der Abschluß der Kirchenverfassung.

Mit dessen Bruder und Nachfolger Erich I. Eiegod (dem Gütigen, 1095—1103) beginnt für Dänemark eine glücklichere Zeit. Erich war der größte und stärkste Mann im Volke, der es mit vier Gegnern zugleich aufnehmen konnte, leutselig, freigebig und von außergewöhnlicher Bildung. Er schützte die Schwachen gegen Übergriffe der Mächtigen und ahndete streng jede übermütige Verletzung des Rechtes und Gehorsams. Obwohl er selber leidenschaftlich in Liebe und Zorn war, achtete er als Regent die Stimme und den Willen des Volkes, dessen Liebe er suchte. Keiu Unternehmeu von Bedeutung entbehrte der Zustimmung der Landsthinge. Das Kriegsglück war den Dänen unter seiner Führung seit langer Zeit zum erstenmal wieder hold. Er belagerte das Seeräubernest Julin (Wollin) mit einer Flotte und erzwang außer einer Kriegsentschädigung die Auslieferung aller Freibeuter, die zum abschreckenden Beispiel durch Herausreißen der Eingeweide zu Tode gemartert wurden. Auch die Insel Rügen mußte Geiseln stellen und Dänemarks Oberhoheit anerkennen. Sein Neffe Heinrich, der Sohn seiner Schwester Sigrid und des Wendenkönigs Gottschalk, machte sich mit seiner Hilfe zum Herrn von ganz Holstein und Wagrien. Die Verhältnisse zum Papsttum knüpfte er besonders eng durch eine Pilgerfahrt nach Rom 1098. Hier erhielt er auch von Papst Urban II. das Versprechen, um das sich sein Vorgänger Swen Estridson noch vergeblich bemüht hatte, daß Dänemark ein selbständiges Erzbistum erhalten solle. Er erlebte indes die Erfüllung nicht mehr. Denn aus Reue darüber, daß er im Jähzorn bei einem Gelage in Rom vier seiner Huskarle erschlagen hatte, trat er 1103 in Begleitung seiner Gemahlin Bothild eine Wallfahrt nach dem eben eroberten Jerusalem an, indem er den alten Wikingerweg über Nowgorod und Kiew nach Konstantinopel einschlug. Hier von Kaiser Alexios I. mißtrauisch aber ehrenvoll aufgenommen, gelangte er zu Schiff bis Cypern, doch hier starb er in Baffa (Paphos) am 10. Juli 1103. Auch seine Gemahlin sah die ferne Heimat nicht wieder, sie verschied im Angesicht von Jerusalem auf dem Ölberge. So hatte das Christentum auch diese trotzigen Nordgermanen in Dänemark völlig bezähmt. In der Verehrung ihres heiliggesprochenen Königs Knud (Kanut) II., dessen Leiche am 19. April 1101 in der Kirche zu Odense feierlich beigesetzt worden war, fand der neue Glaube einen nationalen Mittelpunkt, und die Errichtung des Erzbistums Lund 1104 vollendete die selbständige Organisation des Dänischen Reiches.

Die Stände.

Die staatlichen Grundlagen des nordischen Lebens hatten sich in allen diesen Wandlungen wenig verändert. In allen drei Reichen bestand das Volk aus den freien Erbbauern, die ihr Gut (Odal) von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, bei etwaigen Veräußerungen sich das Rückkaufsrecht und ihren Geschlechtsgenossen das Vorkaufsrecht wahrten. Sie hatten zahlreiche, an sich rechtlose und zu Eigentum und Ehe unfähige Knechte, meist Kriegsgefangene und deren Nachkommen, die indes häufig ein Gütchen zur Bewirtschaftung erhielten. Einen Adel gab es nirgends. In Dänemark bildeten die Huskarle Knuds des Großen eine bevorrechtigte Gilde, aber keinen Adel; in Nor-

wegen genossen die Höldar (Sing. Hauldr), d. i. Bauern, die ihr Gut von Vater- und Mutterseite in gerader Linie ohne jede Veräußerung überkommen hatten, eine gewisse Ehrenstellung und doppeltes Wergeld, und neben ihnen standen die königlichen Lehnsmänner, die ihr Lehen jedoch nicht erblich trugen und es bei jedem Thronwechsel mit einem andern vertauschen mußten, aber einen Adel bildeten sie nicht im entferntesten. Der Keim zu einem solchen, der in den alten Kleinkönigen der Fylke (Völkerschaften), den Jarlen, gelegen hatte, ging mit dieser Würde zu Grunde. Infolgedessen war die Verfassung in allen Reichen ganz demokratisch nach altgermanischer Weise. Wie dort wurde die Frau ursprünglich durch Kauf erworben, als Gebieterin im Innern des Hauses geachtet, aber die Scheidung war leicht, Vielweiberei vor der christlichen Zeit erlaubt, und das Recht des Vaters über die Kinder so unbedingt, daß er sie aussetzen konnte, ohne die Mutter zu fragen, eine rohe Sitte, die von der Schwierigkeit der Ernährung geboten schien und erst vor dem Christentum langsam zurückwich.

Verfassung u. Wehrordnung.

Die kleinste und natürlichste Abteilung für Gericht, Verwaltung und Kriegsdienst bildete wie bei den alten Germanen die Hundertschaft (altnord. herad, harde), eine Verbindung von 100 oder 120 freien Bauern, die sich regelmäßig bewaffnet zum Thing versammelten. Aus der Vereinigung einer Anzahl von Harden ging von Norwegen und Schweden die Völkerschaft (fylke) hervor; Dänemark kannte diese zur Zeit der Reichseinheit nicht mehr, sondern nur größere Verwaltungsbezirke, die Sysseln, deren das ganze Reich für ungefähr 200 Harden etwa 30 zählte. Aber die dänischen Sysseln und die norwegischen Fylke wurden nach der Reichsgründung in größere Verwaltungs- und Gerichtsbezirke um bestimmte Thingstätten zusammengefaßt. Deren zählte man in Norwegen seit Olaf dem Heiligen (gest. 1030) fünf, zu denen indes nicht alle Fylken gehörten, in Dänemark vier (Jütland mit Fünen, Südjütland, Seeland, Schonen). In Norwegen begannen diese großen Versammlungen anfangs Donnerstag in der Osterwoche, seit Magnus dem Guten im Juni, und zwar so, daß der König alle hintereinander besuchen konnte. Stimmberechtigt war nur eine Anzahl, die von den königlichen Beamten ausgewählt wurde, und das Thing war zugleich gesetzgebende Versammlung, Gericht und Musterung. Ein Reichsthing kannte Norwegen so wenig wie Schweden, wo indes das Thing von Upland in Upsala vor denen der sechs andern Landschaften (Südermanland, Westmanland und Nerike in Svithiod, Ost- und Westgotland und Småland in Gauthiod) eine Art stimmführenden Vorrang behauptete, namentlich bei der Königswahl. Dagegen hatte Dänemark sein großes Volksthing zu Issöre am Issefjord unweit Roeskilde auf Seeland, also etwa im Mittelpunkte des Reiches.

Die höchste Staatsgewalt lag in allen drei Reichen beim König (konung). Er ging aus einem bestimmten Geschlecht nach direkter Erbfolge hervor, doch bedurfte er stets der Anerkennung des Volksthings oder der Land- und Fylkethinge, weshalb er in Schweden nach der Wahl in Upsala die „Erichstraße" durch alle Landschaften ritt. Er war ursprünglich auch der Oberpriester und blieb jedenfalls der Oberrichter und Oberfeldherr, war der größte Grundbesitzer des Reiches, der seine zahlreichen Höfe von Vögten (armadr) verwalten ließ, und empfing freiwillige Geschenke und Gerichtsgefälle. Die ursprünglich souveränen, dann dem König untergeordneten Jarle erhielten sich nur kurze Zeit, und auch die alten erblichen Hundertschaftsvorsteher (Hersen) verschwanden allmählich. In Norwegen gebot noch unter Olaf Tryggväson Erling als königlicher Statthalter über das ganze Land von der Südspitze bis zum Sognefjord, unter Olaf dem Heiligen Gudbrand in der Landschaft, die jetzt noch nach ihm Gudbrandsdalen heißt, beide als Hersen. Aber im allgemeinen wurden in Norwegen die Hersen von den königlichen Lehnsleuten abgelöst, die ihre Funktionen zugleich mit der Verwaltung der Königshöfe als „Amtsmänner" übernahmen, in Dänemark von den Sysselmännern. Der Volksfreiheit dieser trotzigen Bauernschaften that das keinen Abbruch. Sie ernannten nach wie vor ihre „Gesetzessprecher" (lögmen, Lagmänner), die für sie das Wort führten und die Landthinge leiteten; ja sie hielten in Norwegen an der Pflicht zum bewaffneten Aufstande gegen ungesetzliche Übergriffe des Königs fest und unterwarfen ihn überall dem gemeinen Recht. — In diesem einfach, aber eisenfest gegliederten Bauernstaate vermochte die Kirche lange Zeit nicht zu einer politischen Stellung zu gelangen; sie blieb angewiesen auf die Erträge ihres Grundbesitzes und des erst allmählich durchgeführten

Zehnten. Nur in Dänemark und auch hier erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts erhielt die Geistlichkeit eigne Gerichtsbarkeit und die Bischöfe Anteil an der Regierung.

Die eherne Grundlage dieser Staatsverfassung bildete die Wehrhaftigkeit der freien Bauern. Während auf dem Festlande längst die scharfe Scheidung zwischen dem nur wirtschaftlich thätigen Bauern und dem kriegerischen Lehnsadel, zwischen Nährstand und Wehrstand vollzogen, die Masse des Volkes unkriegerisch geworden und daher die Volksfreiheit verloren war, behaupteten die nordgermanischen Bauern noch ihr Waffenrecht, die allgemeine Wehrpflicht und deshalb ihre Freiheit. Denn die Gründe, die sie beider auf dem Festlande beraubt hatten, die unerträgliche Last des Heeresdienstes durch mühselige weite Märsche und schwierige Verpflegung fielen in den Insel- und Küstenländern des germanischen Nordens weg. Leicht trug hier das schwarze „Seeroß", der „Drache" die Krieger über die Meereswogen zu den entferntesten Gestaden. Diese Wehrordnung ist am genauesten für Norwegen aus den Vorschriften König Hakons des Guten (gest. 950) bekannt. Jedes Fylke an der Küste war dort in „Schiffsreden" (skipreida) geteilt, deren jede ein Langschiff zu 20—25 Ruderbänken mit 40—48 Ruderern zu stellen hatte. Das gab im ganzen 292 Schiffe mit über 12000 Ruderern, abgesehen noch von den Schiffsführern, die der König bestellte, und den Unterbefehlshabern. Von jedem Hausstand von sieben Seelen war ein Mann pflichtig, Priester und ihre Frauen, Kirchendiener und königliche Vögte waren befreit. Wer bei der Musterung im Thing ausblieb, zahlte Strafe, wer sich zum Heereszuge nicht stellte, wnrde friedlos. Für seine eigne Ausstattung mit Axt oder Schwert, Schild und Spieß, Bogen und Pfeilen hatte der Mann, für die Ausrüstung des Schiffes die Schiffsrede zu sorgen. Zu diesem Aufgebot gesellten sich noch die nicht mit in jenem Anschlag einbegriffenen Schiffe des Königs, seiner Vögte und Lehnsleute. Für die Verteidigung wurde durch Feuerzeichen und den umlaufenden Kriegspfeil nach Umständen die ganze Macht, für den Angriffskrieg gewöhnlich die halbe Flotte aufgerufen. Wer den Kriegsdienst that, war für dies Jahr steuerfrei, die andern zahlten Kriegssteuer. Den Landdieust zu Roß leisteten nur die königlichen Lehnsleute. So setzten sich jene furchtbaren Flotten zusammen, die im 10. und 11. Jahrhundert England verheerten und eroberten.

Volkswirtschaft.

Wirtschaftlich beruhten diese nordgermanischen Bauernstaaten ausschließlich auf der Nutzung des Landes durch Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau und Bergbau (auf Kupfer und Eisen besonders in Schweden) und auf dem Seehandel, der sich noch lange unzertrennlich mit Seeraub verband. Noch beschränkten sich die Ansiedelungen in Jütland und Norwegen auf die Küsten der Fjorde und einzelne fruchtbare Thäler, in Schweden auf die Ufer der Flüsse; sonst war das Land wüstes Felsgebirge oder mit unermeßlichem Urwald (schwedisch: skog) bedeckt, nur die flachen dänischen Inseln besser angebaut. Die überwiegende Form der Ansiedelung war in Dänemark das Dorf, in Schweden und Norwegen der Einzelhof. Das dänische Dorf, an zwei sich kreuzweise durchschneidenden Straßen und um einen freien Platz in der Mitte mit vier Ausgängen angelegt, vereinigte seine Gemeindegenossen aufs engste durch Gemenglage der Hufenteile (bool), Flurzwang und Almende und gewährte dem einzelnen nur für Haus und Hof (toft) freies Eigentum. Bei Vermehrung der Familie blieb nur Teilung der Tost und der Hufe oder Ausbau durch einen besonderen Hof (ornum) übrig, und auch diese Mittel mußten bald ihre Grenze finden. Größere Rodungen aber, wie sie Deutschland und Nordfrankreich zu derselben Zeit mit zahllosen neuen Ortschaften bedeckten, waren im ganzen Norden dadurch aufs äußerste erschwert, daß jeder Einzelhof und jedes Dorf isoliert für sich stand und jede zusammenfassende planvolle Verwendung dienstbarer Arbeitskräfte, wie sie der festländische Großgrundbesitz zu solchen Zwecken in Bewegung setzte, fast unmöglich war. Deshalb stand die Volkswirtschaft des Nordens jahrhundertelang still, und der Bauer wie der König saß nach Väterweise im hölzernen, rauchgeschwärzten Blockhause; auch die Göttertempel und später die Kirchen waren aus Holz. Das war die Kehrseite der Bauernfreiheit.

Seehandel u. Seeraub.

Um so stärker war der Antrieb zu Auswanderung, zu Seehandel und Seeraub. Diese nordgermanischen Bauern wurden die kühnsten Seefahrer und Seeräuber der Welt. Rings um ganz Europa furchten ihre schnellen „Seerosse" die Salzflut auf wohlbekannten Wegen in genau berechneten Fristen: von Sigtuna über Eystrasalt (Ostsee) nach der Newamündung in Gardariki (Rußland) fuhren sie etwa drei Tage, vom jütischen Ripen nach der Maasmündung oder der englischen Ostküste über Jotlandshaf

(Nordsee) zwei Tage und zwei Nächte, von der Maasmündung über England nach Galicien in sechs Tagen und vier Nachtfahrten, von dort über Lissabon und Cadiz nach Barcelona in zehn Tagen und neun Nächten, von Marseille bis Messina auf Sizilien (Sikiley) in vier Tagen und Nächten. Große Schätze strömten nach dem Norden. Das Land war, sagt Adam von Bremen, voll fremder Waren. Funde von fremden, namentlich byzantinischen und arabischen Münzen, sind in Skandinavien häufig, und so wenig gab es arme Leute in Schweden, daß die ersten Christen ihre Almosen ins Ausland schicken mußten. Eigentliche Städte bildeten sich aber nicht, nur offene Marktorte (dänisch köping, schwedisch kjöping), die unter dem Gericht der Harde standen, in Dänemark Schleswig, Roeskilde und Skanör (Falsterbo auf Schonen), in Norwegen, Nidaros und Bergen, in Schweden das altberühmte Upsala und der jüngere, bald unermeßlich reiche Stapelplatz Wisby auf Gotland, der Mittelpunkt des gesamten Ostseehandels und des nordisch-orientalischen Verkehrs.

Volksdichtung.

In diesem Leben voll Heldentum und Kriegsruhm, voll Abenteuerlust und Kühnheit, voll Freiheitstrotz und zäher Ausdauer, voll Wellenbrausen und Sturmessausen erwuchs eine epische Volksdichtung, wie sie das ganze Mittelalter sonst nicht hervorgebracht hat. Ihre Träger waren die Skalden, Männer meist vornehmer Abkunft, die mit Schwert und Schild den Königen in die Schlacht und auf kühne Seefahrt folgten und als Augenzeugen ihre Thaten sangen in feststehenden Formen, der vierzeiligen Stabreimstrophe, und in großen, starken Zügen die Ereignisse und die Charaktere schilderten. Zur Aufzeichnung bediente man sich noch lange Zeit der Runen, die auch zu Grabschriften ausschließlich Verwendung fanden; erst seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts wurden sie von dem lateinischen Alphabete verdrängt. Die erste Heimat dieser Poesie war Norwegen; hier lebte der halb sagenhafte, älteste dem Namen nach bekannte Skalde, Bragi der Alte, schon um 800. Später aber wurde das ferne Island die bevorzugte Pflegstätte der Dichtung, dort zogen die Skalden von Hof zu Hof und verkündeten in den langen Winternächten, wo jeder Verkehr aufhörte, den lauschenden Hausgenossen am gastlichen Herde die Thaten der Vorzeit, und von dort zogen sie dann hinüber nach Skandinavien, sogar nach London, um an den Königshöfen von Nidaros, Upsala, Ledra und London ihre Lieder zu singen. Dem Ende des 10. Jahrhunderts gehörten Egil Skallagrims und Einar Skalaglamm an; dann besang Hallfred Ottarson den Fall König Olafs Tryggväson, Sighwat Thordarson verherrlichte die Eroberung Norwegens durch Olaf den Heiligen, Thormod Bersason die Schlacht bei Stiklestad 1030, Thjodolf Arnorsson die Schlacht von Stamfordbridge 1066. In Norwegen und auf Island entstanden auch seit dem 9. Jahrhundert die Lieder von den Thaten und Leiden der Götter und göttergleicher Helden, die dann in der älteren Edda gesammelt worden sind; auch die deutschen Sagen von Siegfried und Etzel fanden ihren Weg nach dem Norden und dort umgestaltende Bearbeitung.

Geschichtschreibung.

Ähnliche, wenn auch nicht so ausgebildete Dichtungen sind auch in Deutschland entstanden, doch einzig ist der Norden durch seine Geschichtschreibung in der heimischen Sprache, die Sagas (altnordisch sögur), die mit dem scharfen klaren Geiste dieser Nordgermanen die Ereignisse und Menschen durch eine Fülle von Einzelheiten höchst treu und lebendig vorführt. Ihr Begründer war der Isländer Ari Thorgilsson (gest. 1148), der die älteste Geschichte Islands und in dem merkwürdigen „Landnamabok“, das in der ganzen mittelalterlichen Litteratur ohne Beispiel dasteht, die Kolonisation der Insel schilderte. Zahlreiche Nachfolger, überwiegend Isländer, haben dann die Geschichte des Nordens, namentlich seit dem Jahre 1000, mit unermüdlichem Fleiße dargestellt, und auch der wackere Adam von Bremen verdankt seine genaue Kenntnis dieser Verhältnisse einem Nordländer, und zwar keinem geringeren als dem

Dänenkönige Swen Estridson, „der die ganze Geschichte der Barbaren in seinem Gedächtnis wie in einem geschriebenen Buche verwahrte“. So entwickelte sich unter den Nordgermanen eine geistige Kultur ohne jede Pflege der Kirche, eine reine ungebrochene Laienbildung, während bei den Deutschen die noch halbheidnische volkstümliche Bildung von der geistlich-römischen durch eine weite Kluft getrennt war.

Die Glaubens- und Rassenkämpfe auf der Pyrenäischen Halbinsel.

Blüte und Niedergang des Kalifats von Cordova.

Wenn im germanischen Norden das Christentum mit dem Heidentum rang und es schließlich überwand, weil es ein höheres sittliches Prinzip und eine höhere Kultur vertrat, kämpfte es im äußersten Westen Europas mit dem Islam bis zum Ende des Mittelalters, weil hier der ritterlich-bäuerlichen Naturalwirtschaft des christlichen Spanien die städtische Kultur der Mittelmeerländer gegenüberstand. Obendrein waren die Kräfte der Christen in mehreren Staaten zerteilt, die sich erst spät teilweise zusammenschlossen, oft genug aber einander sogar befehdeten. Daher gelang ein entscheidender Schlag erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts, und erst im Anfange des 13. Jahrhunderts wurde der Islam aus dem Herzen Spaniens verdrängt. Anderseits kam den Christen die geringe politische Befähigung der Araber zu statten. Nicht ein politischer Gedanke hielt diese eingewanderten Bruchstücke fremder Stämme zusammen, sondern nur der religiöse, und der Absolutismus des Kalifats, der im Koran wurzelte, ließ weder einen wirklichen Adel noch auch ein freies städtisches Gemeindeleben aufkommen. Dazu kam, daß Hunderttausende unterjochter Christen unter den Arabern saßen, die bei aller Duldsamkeit der Herren doch niemals Gleichberechtigung erlangen konnten. So erschlaffte die Kraft des spanischen Arabertums trotz aller glänzenden Kulturleistungen schnell, und sie wurde immer nur dann belebt, wenn der religiöse Fanatismus von neuem entflammt wurde. Das aber geschah immer nur von außen, von Afrika her.

Abderrahman III. und Hakam II.

Unter Abderrahman III. (912—961, s. S. 405) hatte das Kalifat von Cordova seine glänzendste Blütezeit erlebt. Sie dauerte nur noch kurze Zeit nach seinem Tode fort. Sein nächster Nachfolger war Hakam II. (961—976). Er schritt auf des Vaters Bahn weiter fort, war ein eifriger Förderer und Beschützer der Wissenschaften und nahm besonders auf die Volksbildung Bedacht, die er durch die Errichtung zahlreicher Lehranstalten zu fördern suchte. Unter ihm wurde die Bibliothek zu Cordova durch die seltensten und wertvollsten Werke aus dem Oriente vermehrt und auf 400000 Bände oder Nummern gebracht. Auch in kriegerischer Hinsicht erzielte er bedeutende Erfolge. Schon unter Abderrahman III. hatte der schreckliche Kampf mit den Edrisiden in Mauretanien (s. S. 268 f.) begonnen, die im Nordwesten Afrikas ihre Macht bald unabhängig, bald im Schutzverhältnis zu den Fatimiden aufgerichtet und ihre Herrschaft längs der ganzen Südküste des Mittelländischen Meeres ausgebreitet hatten. Nach anfangs unglücklichen Kämpfen wurden sie 974 völlig überwunden und dadurch die Herrschaft der Omajjaden, wenigstens in den Gegenden von Tanger und Ceuta, wieder auf einige Zeit befestigt.

Hischam und Ibn Abi Amir.

Als Hakam II. 976 starb, hinterließ er das Kalifenreich im alten Glanze. Er hatte vor seinem Tode die Großen des Reiches schwören lassen, seinen zehnjährigen Sohn Hischam zum Nachfolger zu erwählen. Während seiner Minderjährigkeit sollte seine Mutter und Vormünderin, die kluge Sobeiha aus dem Baskenlande, die Regentschaft führen. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre durch eine Verschwörung die Herrschaft dem Bruder Hakams, Al Mondhir, zugewendet worden; indes durch das entschlossene Eingreifen Ibn Abi Amirs Almansur, der den Mitbewerber rechtzeitig

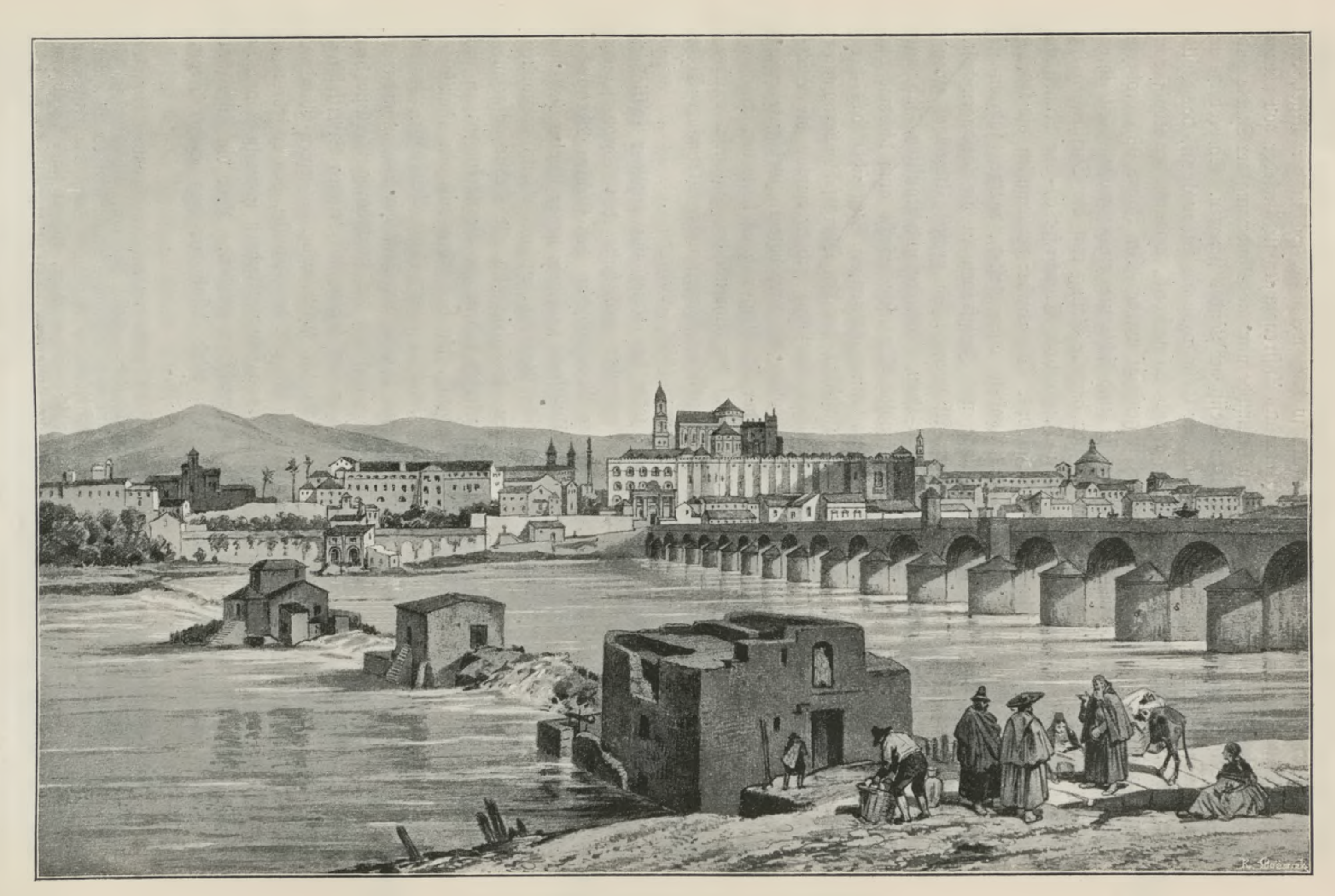
ermorden ließ, blieb der Thron dem jungen Fürsten gesichert. Hischam (976—1009) verbrachte sein Leben in weichlicher Unthätigkeit unter Sklaven und Frauen in den Gärten und Palästen von Zahra, die er fast nie verließ. Seine ganze Beschäftigung bestand in der Unterzeichnung der Regierungserlasse, während die ausübende Gewalt fast allein in den Händen des Hadschib (etwa Majordomus) Ibn Abi Amir lag. Zum Dank für die ihm bewiesene Gunst drängte dieser die Regentin Sobeiha immer mehr in den Hintergrund und bemächtigte sich der Gewalt, nachdem er alle einflußreichen Personen aus ihren Ämtern gebracht hatte, zuerst im Bunde mit Dschafar und Ghalib, dem Befehlshaber der Leibwache, dann durch blutige Vernichtung dieser zumeist aus Slawoniern und andern durch Venezianer eingeführten Sklaven bestehenden Truppe. Ihrer Achthundert, die den Dienst im Schlosse versahen, wurden zum Teil niedergemetzelt, zum Teil auswärts verbraucht und dann durch die unterdessen geworbenen eignen Leibwächter des Hadschib ersetzt. Der willenlose Kalif ergab sich in sein Schicksal. Er ward in seinem Palast eingesperrt und wohlverwahrt; Almansur ließ ihm von seiner Würde nichts mehr, als die Ehre, seinen Namen neben dem des Hadschib auf den Urkunden, Verträgen und Münzen prangen zu sehen.

Indes gereichte Ibn Abi Amirs Emporkommen dem Lande zum Segen; denn er zeigte sich als ein Regent von ungewöhnlicher Begabung, gleichbedeutend als Staatsmann wie als Feldherr. Durch Klugheit, Freigebigkeit und Leutseligkeit wußte er das Volk wie die bewaffnete Macht an seine Person zu fesseln, und nachdem er auf diese Weise seine Stellung befestigt, dachte er den Vernichtungskrieg gegen die christlichen Reiche zu eröffnen, die damals nicht nur unter einander im Streite lagen, sondern auch teilweise unter minderjährigen Fürsten standen. Während Almansur seinen Sohn Abdalmalik nach Afrika auf Eroberungen ausschickte, brach er selbst im Herbste 978 mit einem Heere nach Galicien auf. Er besiegte seine christlichen Nachbarn und kehrte mit reicher Beute an Gefangenen nach Cordova zurück, wo er unter begeistertem Siegesjubel empfangen wurde. Seitdem erhielt er den Beinamen „Almansur“, d. h. der von Gott mit dem Sieg Begnadigte.

Vor allem blieb das Bestreben Almansurs darauf gerichtet, den islamitischen Glaubenseifer zu wecken, anzuspornen und zu erhalten, sowie ein ihm blindlings folgendes Heer zu schaffen. Er erneuerte die alte Sitte, nach dem Siege ein großes Festmahl für die Truppen zu veranstalten, und verteilte die Beute unter sie, indem er für den Kalifen nur ein Fünftel zurückhielt. Vorsorglich sich um die Bedürfnisse und Gewohnheiten seiner Soldaten bekümmernd, durchschritt er das Lager, wobei er Proben eines außergewöhnlichen Gedächtnisses abgelegt haben soll, indem er vornehmlich seine älteren und ausgezeichneten Kriegsleute stets auch dem Namen nach kannte. Und während die christlichen Reiche durch die Unbotmäßigkeit der Großen und die Zwietracht ihrer Fürsten mehr und mehr in Verfall gerieten, fand Almansur in manchem der christlichen Parteihäupter zeitweilig eine Förderung seiner Pläne und gewann in einer Reihe von Feldzügen, deren Zahl von arabischen Schriftstellern auf zweiundfünfzig angegeben wird, die früher verloren gegangenen Besitzungen zum größten Teile dem Kalifat zurück.

Siege Almansurs über die Christen.

Freilich waren diese Feldzüge immer nur kurze Streifzüge, einer im Frühjahr, einer im Herbst, denn unter den Bannern des Kalifen verblieben ständig nur die fremden Söldner, zum größten Teile Berbern und Neger aus Afrika oder gekaufte asiatische Sklaven. Dagegen kehrten die spanischen Kriegsleute Almansurs nach einer bestimmten kurzen Dienstzeit in ihre Dörfer und Städte zurück, um ihren Geschäften obzuliegen. Erst nach der Ernte fand sich dieser Teil der Armee aufs neue ein. Daher mußte Almansur nicht selten nach einem wichtigen Siege, anstatt ihn verfolgen zu können, nach Cordova



265. Brücke und Moschee von Cordova. Nach Prangey.

zurückkehren und die Mehrzahl seiner Truppen entlassen. Nur kleine Besatzungen blieben in den eroberten Landesteilen zurück, so daß, wenn sie, wie in der Regel, von den christlichen Heeren verjagt wurden, Almansurs Anstrengungen stets wieder von neuem beginnen mußten und ihm seine zahlreichen Triumphe nur die Plünderung der Städte und den vorübergehenden, niemals den dauernden Besitz des Landes sicherten. So eroberte er 981 Zamora, zerstörte nach der Schlacht an der Esla sogar die Stadt Leon, das Bollwerk des Königreichs (983), sowie Astorga und Simancas, wodurch der König von Leon zur Flucht nach dem äußersten Norden genötigt wurde. Im Jahre 985 eroberte Almansur Barcelona (6. Juli), plünderte sie und schleppte einen großen Teil ihrer Bewohner als Gefangene nach Cordova. Der härteste Schlag traf die Christenheit im Jahre 997 mit der Eroberung von San Jago von Compostela, der Ruhestätte des heiligen Apostels St. Jago oder St. Jakobus. Die Araber verbrannten die Kirche, ließen aber den Altar und das Grab des Apostels unangetastet, dagegen führten sie aus der geplünderten Stadt 4000 Jünglinge und Jungfrauen in die Gefangenschaft. König Bermudo entfloh nach den Bergen Asturiens. So großes Ungemach zwang endlich die entzweiten christlichen Fürsten von Leon, Navarra und Kastilien, sich mit einander zu verbinden; allein der schlachtenkundige Almansur erfocht auch diesmal am Ufer des Duero zwischen Alcocar und Langa einen glänzenden Sieg über das vereinigte Christenheer. Garcias Fernandez von Kastilien, der den Oberbefehl übernommen hatte, fiel selbst in der Schlacht; mit ritterlicher Großmut gab Almansur die Leiche in einem kostbaren Sarge den Feinden zurück, ohne die dargebotenen Geschenke anzunehmen. So wurde der Hadschib der Schrecken der Christen, und es hatte den Anschein, als ob auch ferner die Herrschaft des Islam auf der Pyrenäischen Halbinsel unüberwindlich sei. — Zu gleicher Zeit waren die maurischen Waffen unter Almansurs Sohn Abdalmalik auch im nordwestlichen Afrika siegreich (986—998).

Mit dem neuanbrechenden Jahrhundert tobte der Krieg mit erhöhter Heftigkeit. Bermudo II., König von Leon, war 999 gestorben und hatte den Thron seinem erst fünfjährigen Sohne Alfons V. unter der Vormundschaft des Grafen Menendo Gonzalez hinterlassen. Almansur hielt diese Umstände zu einem neuen Eroberungszuge für günstig. Mit einem großen, durch zahlreiche Reiterscharen aus Afrika verstärkten Heere rückte der Hadschib den Christen entgegen, die gleichfalls alle Kräfte aufgeboten und aus dem Baskenlande, ja selbst aus Frankreich bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatten. Bei einer Anhöhe, in der Gegend, wo der Ebro aus den asturischen Bergen hervorbricht, Calatañazor, arabisch Calat al nosur (d. i. Geierhöhe), trafen die feindlichen Heere aufeinander. Allein diesmal prallte der Stoß der Mohammedaner ab, Almansur selbst wurde verwundet und gab angesichts der furchtbaren Verluste den Befehl zum Rückzuge. Bei Medina-Coeli stieß er auf seinen mit frischen Streitkräften herbeigeeilten Sohn Abdalmalik, und am 9. August 1002 erlag er seinen Wunden. Als er in die Grube gesenkt wurde, bedeckte man ihn mit dem Staube, den er jedesmal, wenn er vom Schlachtfelde zurückkam, sorgfältig von seinen Kleidern schütteln und aufbewahren ließ, um dem Spruche des Korans gerecht zu werden: „Wer die Füße mit dem Staube auf dem Wege Allahs bedeckt, den wird Allah vor dem ewigen Feuer bewahren.“

Mit ihm verschied einer der größten Herrscher des mohammedanischen Spanien, wenn er auch den Namen eines Kalifen nicht führte noch begehrte. Seine Großmut, Charakterfestigkeit und unbestechliche Gerechtigkeitsliebe gaben ihm eine unwiderstehliche Macht über die Menschen, die sich mit Ehrfurcht vor seiner gewaltigen Persönlichkeit beugten. Selbst die christlichen Chronisten versagen ihm das Lob der Großmut nicht. Sie erzählen, daß er eines Tages eine beträchtliche Christenschar umzingelt hatte und sie aufforderte, sich zu ergeben, da ihr jede Rettung unmöglich sei. Aber die Christen zogen vor, zu sterben, und da sie mit den Waffen nichts mehr auszurichten vermochten, knieten sie nieder und beteten zu ihrem Gott, bis sie den

Todesstreich empfangen sollten. Almansur, gerührt von diesem Mute, befahl seinen Soldaten, die Reihen zu öffnen: lieber wolle er seinen Feinden diese Verstärkungen zu teil werden, als so viele tapfere unbewehrte Krieger niedermetzeln lassen.

Auch Kunst und Wissenschaft wandte er seine eifrige Pflege zu, wie die beiden großen Kalifen vor ihm. Prachtvolle Bauten und Gartenanlagen bezeugen seinen hohen Kunstsinn, Gelehrte und Dichter belohnte er mit vollen Händen, und mitten im Kriege ergötzte er sich an den Gesängen der Dichter, die ihn auf seinen Zügen begleiteten. Er stiftete die hohe Schule zu Cordova, die bald zu europäischem Rufe gelangte.

Ende der Hadschib.

Seit dem Tode des gewaltigen Herrschers neigte sich das Glück der Moslemin dem Niedergange zu. Nur Abdalmalik, der ritterliche und tapfere Sohn Almansurs, der von der Hadschibwürde seines Vaters wie von einem wohlberechtigten Erbe Besitz nahm, vermochte den Zerfall noch für einige Zeit abzuwenden. Er setzte die Kriege gegen die Christen fort, die sich nach wie vor besonders in Kastilien gegenseitig selbst zerfleischten, nahm nach dem Siege bei Lerida 1003 zum zweitenmal Leon und drang siegreich in Katalonien ein. Zu Beginn des Jahres 1008 errang jedoch Graf Sancho von Kastilien, der den Tod seines in der Schlacht am Duero gefallenen Vaters Garcias zu rächen hatte, entschiedene Vorteile über das Heer Abdalmaliks. Bald darauf erkrankte dieser und starb im Oktober desselben Jahres. Abderrahman, ein jüngerer Sohn Almansurs, wurde nach dem Tode Abdalmaliks durch den Kalifen Hischam in der Würde eines Hadschib bestätigt. Aber obwohl er dem Vater in Gestalt, Gesichtsbildung und Bewegungen auffällig glich und so ehrgeizig wie Almansur und dessen heldenhafter ältester Sohn war, so zogen ihn doch seine vorwiegend sinnlichen Neigungen bald in einen Strudel von Vergnügungen hinein. Als er nun den kinderlosen Hischam zu bewegen suchte, ihn als seinen Nachfolger im Kalifat anzuerkennen, erhob sich Mohammed, ein junger, entschlossener Verwandter Hischams, gleich diesem ein Enkel des großen Abderrahman III., und überwältigte nach blutigen Straßenkämpfen in der Hauptstadt den neuen Hadschib Abderrahman. Er fiel nach tapferer Gegenwehr schwer verwundet in die Hände seines Gegners, der ihn grausam noch ans Kreuz schlagen ließ (18. Februar 1009).

Mohammed Kalif.

Bald begnügte sich Mohammed nicht mehr mit der zweiten Würde im Reiche. Er ließ das Gerücht verbreiten, der Kalif Hischam sei schwer erkrankt, und nach einigen Tagen legte man den Leichnam eines in der Nacht zuvor erwürgten Christen, der mit Hischam Ähnlichkeit hatte, in dessen Bett. Am 22. Februar 1009 wurde der falsche Kalif mit großem Gepränge begraben und noch am selben Tage Mohammed zum Kalifen unter dem Beinamen „Al Mahdi Billah", d. i. der unter Gottes Leitung Frieden Stiftende, ausgerufen. Hischam verschwand in einem verborgenen Gefängnis.

Erhebung der Berbern.

Mit dem Emporkommen Mohammeds gingen die Tage der Blüte des Kalifats von Cordova rasch zu Ende. — Seit Beginn der arabischen Herrschaft in Spanien war der tiefe Haß der asiatischen Moslemin gegen die Afrikaner nie völlig beschwichtigt worden. Am meisten aber richtete sich dieser Haß gegen die Berbern, aus denen zum größten Teile die Leibwache des Kalifen bestand. Um sich nun in der Gunst des Volkes festzusetzen, befahl Mohammed der afrikanischen Leibwache, ohne Verzug die Hauptstadt zu verlassen. Allein die Afrikaner widersetzten sich; es kam unter Beteiligung des aufgeregten Volkes zu einem furchtbaren Kampfe in den Straßen Cordovas, der bis tief in die Nacht hinein wütete. Erst nachdem der Anführer der Aufständigen, Hischam Ibn Suleiman, verwundet in die Hände Mohammeds gefallen war, verließen die Afrikaner am nächsten Morgen die Stadt. Der Kalif ließ Suleiman enthaupten und in der Absicht, die Feinde zu schrecken, den Kopf ihres Anführers ihnen über die Mauer nachschleudern. Aber er hatte sich getäuscht. Sie schwuren Rache und wählten den Neffen des Erschlagenen, Suleiman Ibn Hakam, aus dem Geschlechte der Omajjaden, zu ihrem Oberhaupte. Nach dem blutigen Siege von

Dschebel-Quintos (5. November 1009) nahm Suleiman Cordova am 6. Dezember 1009 und ließ sich dort an des geflüchteten Mohammeds Stelle zum Kalifen ausrufen. Die Moslemin waren hierdurch in zwei große Heerlager gespalten, in deren Streitigkeiten sich zum großen Ärger der strenggläubigen Mohammedaner die Christen auf beiden Seiten mit einmischten. Mit Hilfe des Grafen von Barcelona zog Mohammed wieder in Cordova ein, aber bald erschien Suleiman mit frischen Streitkräften, siegte am 1. September 1010 am Guadiana und schloß Cordova ein. In der Hoffnung, der verzweifelten Lage zu entgehen, holte man hier den totgeglaubten Kalifen Hischam aus seinem Gefängnis hervor und stellte ihn dem überraschten Volke in der Hauptmoschee vor. Mohammed wurde schon nach drei Tagen in seinem Versteck aufgefunden und als Thronräuber vor den Augen Hischams enthauptet. Allein der Führer der Afrikaner dachte keineswegs daran, seiner usurpierten Kalifenwürde zu entsagen. Zwar mußte er die Belagerung von Cordova zunächst aufgeben und erlitt mehrfache Verluste; bald aber erschien er wieder vor der Hauptstadt. Nach heldenmütiger Gegenwehr wurden die Verteidiger überwunden, am 20. April 1013 drang Suleiman mit seinen ergrimmten Scharen in Cordova ein, die die besiegte Stadt mit Raub, Mord und Greueln aller Art erfüllten; Hischam verschwand spurlos, ohne daß man je sichere Kunde über sein Schicksal erhalten hätte.

Suleiman Kalif.

Suleiman (1013—1016) ließ sich nun nochmals zum Kalifen ausrufen, aber er hielt sich nicht lange im Besitze der Gewalt. Hischams Hadschib Hayran bemächtigte sich Almerias und einiger andern Plätze, setzte sich mit dem Edrisiden Ali Ibn Hamid, Statthalter von Ceuta, und dessen Bruder Alkasim, Statthalter von Algeziras und Malaga, sowie andern unzufriedenen Befehlshabern des Südens ins Vernehmen und rückte gegen Suleiman vor. Bei Medina Talca, im Gebiete von Sevilla, unterlag Suleiman in einem mörderischen Zusammenstoße. Er selbst sowie sein Bruder und Vater wurden von Ali Ibn Hamid gefangen nach Cordova gebracht und eigenhändig von ihm enthauptet (1. Juli 1016).

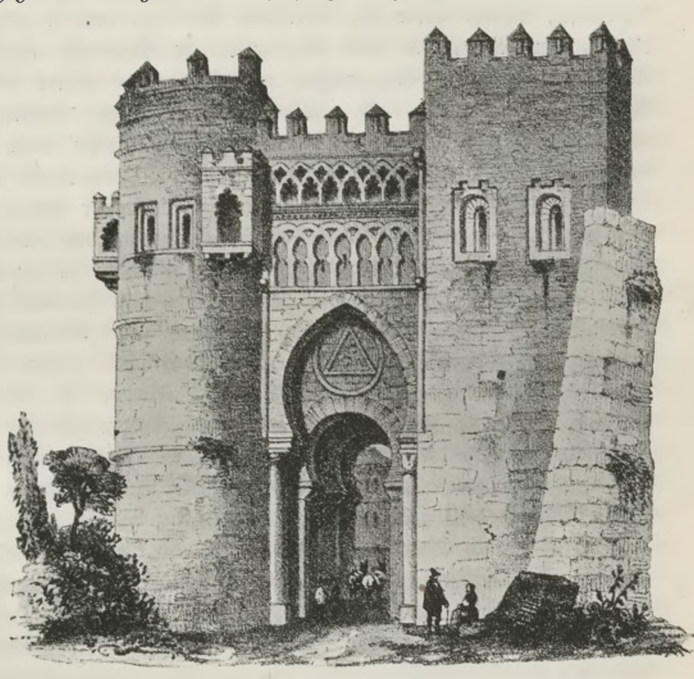
Edrisiden und Omajjaden.

Ali, der Edriside (1016—1018), bemächtigte sich unter dem Beinamen „Motawakkil" (d. i. der Gottvertrauende) der Herrschaft, fand aber keineswegs allgemeine Anerkennung. Die meisten arabischen Statthalter verweigerten ihm den Gehorsam, und der Haß der Bevölkerung gegen die afrikanische Fremdherrschaft unterstützte ihren Widerstand. In seinem Argwohn verletzte er selbst seine Freunde, so daß sich Hayran bald von ihm abwandte, Aufstände gegen ihn anzettelte und den Omajjaden Abderrahman, mit dem Beinamen „Al Mortadi", einen Urenkel Abderrahmans III., zum Kalifen ausrufen ließ. Ali Motawakkil hielt sich freilich noch eine Zeitlang, ja ihm ward als blutige Genugthuung vergönnt, den gefangenen Hayran mit eigner Hand enthaupten zu können; allein kurze Zeit darauf wurde er selbst von drei bestochenen Dienern im Bade erwürgt (29. April 1018). Die Berbern riefen unmittelbar darauf den Bruder des Ermordeten, Alkasim, zum Kalifen aus; zu gleicher Zeit eilte auch Alis Sohn Jachja aus Afrika herbei, um das Erbe seines Vaters in Besitz zu nehmen, so daß sich nunmehr drei Bewerber um den Kalifensitz stritten. Es begann eine Zeit äußerster Verwirrung, ein Todeskampf, der die Auflösung des Kalifenreichs herbeiführte. Abderrahman Al Mortadi und nach ihm Abderrahman Ibn Hischam und Mohammed Ibn Abderrahman aus dem Hause der Omajjaden, sowie die Edrisiden Alkasim und Jachja, die alle vorübergehend den Kalifenthron innehatten, wurden teils in offener Schlacht getötet, teils durch Mord hinterrücks aus dem Wege geräumt.

Erlöschen der spanischen Omajjaden.

Nachdem der letzte Kalif Jachja aus dem Hause der Edrisiden von dem Statthalter von Sevilla am 1. März 1026 in einen Hinterhalt gelockt und im Treffen getötet worden war, wählten die Volkshäupter in Cordova abermals einen Omajjaden,

Hischam III., einen Nachkommen des großen Abderrahman III. Aber nur mit Widerwillen und nach langem Zögern nahm er die Bürde des gefahrvollen Herrscheramtes auf sich. Es widerstrebte ihm, in Cordova zu bleiben unter einem entarteten, verweichlichten Geschlechte, das nach seinem Ausspruche „weder zum Herrschen, noch zum Gehorchen tauge“. Er übertrug daher die Geschäfte dem Hadschib Djahwar und begab sich an die Grenzen des Reiches, um den Krieg gegen die Christen zu betreiben. Inzwischen nahm die allgemeine Zerrüttung ihren Fortgang, und Hischam mußte, um der gänzlichen Auflösung des Reiches zu steuern, auf die Vorstellungen Djahwars nach Cordova zurückkehren. Obgleich Hischam die hohen Eigenschaften und Tugenden seiner großen und tapferen Vorfahren in sich vereinigte, vermochte er doch, trotz aller Anstrengungen, nichts mehr gegen die allgemeine Auflösung auszurichten. Die wankelmütigen Cordovaner erhoben sich gegen ihn, verlangten stürmisch seine Absetzung, und Hischam verließ mit dem freudigen Ausrufe: „Allah sei gepriesen, der es so gefügt!“ Ende November 1031 die Hauptstadt. Er zog sich auf ein Schloß in der Sierra Morena, und als ihn die Cordovaner auch hier behelligten, nach Lerida im nordöstlichen Spanien zurück, wo er noch sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit der Kunst und Wissenschaft lebte. Mit ihm erlosch die ruhmreiche Dynastie der Omajjaden, die drei Jahrhunderte in Spanien geherrscht hatte.



266. Das Sonnenthor zu Toledo.
Nach Försters „Bauzeitung“.

Auflösung des Kalifats in kleine Staaten.

Das Kalifenreich löste sich nunmehr in eine Menge kleiner unabhängiger Emirate auf, indem die Statthalter und Würdenträger der Provinzen sich einer nach dem andern zu selbständigen Fürsten erklärten. So erhielt beinahe jede bedeutendere Stadt ihren eignen Emir, Wali oder Kadi (Alkalde). Diese befehdeten sich wieder untereinander, indem die Mächtigeren die Schwächeren zu verdrängen oder in Abhängigkeit zu bringen suchten. So mußte es den christlichen Fürsten bald gelingen, nachhältigere Erfolge über die Araber zu erringen, um so mehr als während dieser Zeit aus den bisherigen Staatengruppen die neuen Königreiche Kastilien und Aragonien hervorgingen, die sich zur gemeinschaftlichen Kriegführung mit Katalonien verbanden.

Cordova behauptete unter den zahlreichen Kleinstaaten vorerst noch eine überwiegende Stellung, teils durch die Macht der Überlieferung, teils durch die Tüchtigkeit des nach der Abdankung Hischams zum Fürsten gewählten Djahwar Ibn Mohammed, der, um die Verantwortung der Regierung nicht allein auf sich zu nehmen, einen Rat der einflußreichsten Bürger und Beamten, einen Diwan, bildete. Aber er bemühte sich umsonst, die mohammedanischen Großen zur Einigkeit und zum

Frieden zu stimmen; sie wollten der Kalifengewalt sich nicht mehr unterordnen. Djahwar wurde 1044 unerwartet vom Tode dahingerafft, zu einer Zeit, als er mit dem Emir von Toledo im Kampfe lag. Der wackere Sohn und Nachfolger Djahwars, Mohammed Abul Walid, sowie sein Sohn, Abdalmalik, fanden in den unausgesetzten Kämpfen mit den Emiren von Sevilla und Toledo ihren Untergang, und Cordova kam durch Verrat an den Emir von Sevilla, der dadurch einer der mächtigsten Fürsten des arabischen Spanien wurde.

Bei Djahwars Regierungsantritt hatten schon sämtliche Statthalter der Provinzen ihre Huldigung verweigert; sie betrachteten sich als unabhängige Herrscher in ihren Gebieten. Unter den neuen Fürstentümern waren die wichtigsten: Toledo, Sevilla, Almeria, Valencia, Murcia, Denia, Saragossa, Huesca, Lerida und Tortosa, sodann unter den Edrisiden Malaga und Algeziras, die mit den Berberfürsten von Granada und Carmona im Bündnisse standen. Eine ununterbrochene Folge von Fehden, Kriegszügen und Schlachten spielte sich zwischen diesen kleineren Reichen ab, die, wenn auch voll romantischer Züge, Abenteuer und ritterlicher Thaten, von keinerlei weltgeschichtlicher Bedeutung sind. Nur einen namhaften Vorteil brachte diese Vielherrschaft: „alle Fürsten waren von der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten erfüllt, alle waren von dem edlen Wetteifer beseelt, als Förderer der Studien und der Poesie zu gelten, im Liede gefeiert zu werden und ein durch Bildung, Genüsse und Pracht gehobenes Leben in ihren Hauptstädten zu erzeugen“ (Dozy).

Verlust von Toledo.

Nächst dem Herrscher von Sevilla, der mit Cordova das Gebiet von Andalusien sowie durch spätere Eroberungen Algeziras und Malaga in seiner Hand vereinigte, war der Emir von Toledo der mächtigste Fürst. Allein ihm erstand in Alfons VI. von Kastilien ein gefährlicher Gegner. Dieser, im Bündnis mit dem Emir von Sevilla, verheerte das Land in einem vierjährigen Kriege und schickte sich zu Anfang des Jahres 1085 an, Toledo zu belagern. Nach verzweifelter Gegenwehr ergab sich die durch Hunger aufs äußerste getriebene Stadtbesatzung am 15. Mai 1085, und König Alfons hielt seinen feierlichen Einzug in die alte Stadt, während der Emir Jachja sich nach Valencia flüchtete. Toledo, der alte Königssitz der Westgoten, im Mittelpunkte der Halbinsel gelegen, wurde seitdem die Hauptstadt von Kastilien, nachdem sie sich 374 Jahre im Besitze der Araber befunden hatte. Obgleich den Mohammedanern völlig freie Ausübung ihrer Religion und der Fortbestand ihrer Gesetze vom Könige Alfons zugesichert worden war, wurde ihnen doch von dem neueingesetzten Erzbischof die Hauptmoschee entrissen, um sie für den christlichen Kultus einzurichten. Nach dieser hochwichtigen Eroberung fielen noch andre Städte, wie Talavera, Madrid und Guadalaxara, in die Hände der Christen. Damit war die arabische Herrschaft auf die Südhälfte der Halbinsel beschränkt.

Die Wiederherstellung der Reichseinheit durch die Morabiten.

Hilferuf nach Afrika.

Die Fortschritte der christlichen Waffen erfüllten die Mohammedaner mit Schrecken und Besorgnis. Die inneren Zwistigkeiten vergessend, berief der Emir von Sevilla, Motamid, die Fürsten der übrigen Staaten zu einer Versammlung, um zu beraten, auf welche Weise die Sache des Islam zu retten sei. Man kam überein, einen Hilferuf an Jussuf Ben Taschin, den mächtigen Beherrscher der Morabiten in Fez und Marokko, ergehen zu lassen, wiewohl der Statthalter von Malaga, Ibn Jakub, davor warnte, diese rohen Afrikaner in die blühenden Gefilde Spaniens zu locken. „Seid einig“, rief er den versammelten Fürsten zu, „und ihr werdet stark genug sein, über die Christen auch ohne fremden Beistand zu triumphieren. Wenn die Afrikaner euch von Alfons befreien, so wird es nur geschehen, um euch noch schwerere Ketten anzulegen!“

Aber Ibn Jakub wurde als Verräter, als Freund der Christen gebrandmarkt und der Emir von Badajoz beauftragt, die Morabiten herbeizurufen.

Die Morabiten waren noch nicht lange Zeit zum Islam bekehrt. Sie gehörten dem Stamme der Lamtunas an, einem der siebzig Stämme, in welche die Rasse der Sanhadjah, der heutigen Tuareks, gespalten war, die in den nördlichen Gebieten der Sahara, südlich von Algier, Fez und Marokko ihre Wohnsitze haben. Diese Lamtunas kannten damals fast nur dem Namen nach das Gesetz Mohammeds. Erst ein Fakir (Büßer) aus Kairowan unternahm ihre Bekehrung. Er richtete sich in einer Einsiedelei ein, wo bald zahlreiche Schüler seinen Worten lauschten. Mit dem Fanatismus der Neubekehrten begann die Sekte unter Abu Bekr Ben Omar als Emir al Muslimin den Eroberungs- und Glaubenskrieg. Sie nannten sich Morabiten, d. i. Grenzhüter, Markmannen, und gründeten, erst geführt von Abu Bekr, dann seit 1070 von Jussuf Ben Taschin, in Nordwestafrika ein mächtiges Reich, dessen Mittelpunkt Marokko wurde. Die Morabiten.

Trotz seines vorgerückten Alters von achtzig Jahren zögerte Jussuf nicht, dem verlockenden Rufe der spanischen Emire Folge zu leisten. Doch zuvor bedang er sich die Überlassung des festen Algeziras aus, um im Falle eines unglücklichen Ausganges des Unternehmens seinen Rückzug gesichert zu wissen. Hier landete er am 30. Juni 1086 mit einem mächtigen Heere, dem sich die verbündeten Emire zum gemeinsamen Kriegszuge gegen den König Alfons VI. von Kastilien anschlossen. Alfons VI. war eben mit der Belagerung Saragossas beschäftigt, als er die Kunde von dem Herannahen der vereinigten Mohammedaner erhielt. Sofort hob er die Belagerung auf und sandte Boten an den König von Aragonien und den Markgrafen von Barcelona um schleunige Hilfe gegen den gemeinsamen Feind. Die Christen vereinigten auf diese Weise ein Heer, dessen Stärke auf 100 000 Mann zu Fuß und 80 000 Reiter angegeben wird. Zwischen dem Guadiana und dem Tajo, nördlich von Badajoz, in der buschreichen Ebene von Salaca (Zallaka, jetzt Sacralias), trafen die feindlichen Streitkräfte in furchtbarer Schlacht am 22. Oktober 1086 aufeinander. Die Christen waren zwar anfangs im Vorteil, und große Scharen der Araber hatten schon die Flucht ergriffen, da gelang es Jussuf, durch ein geschicktes Manöver in ihr Lager einzudringen und es in Brand zu stecken. Beim Anblick der Flammen und der Verwirrung im Lager wurden die Christen von panischem Schrecken ergriffen, und die Schlacht wandte sich zu gunsten der Mohammedaner, die ein fürchterliches Blutbad unter den fliehenden Christen anrichteten. Mehr als zehntausend Köpfe erschlagener Christen sollen als Siegeszeichen in den Städten Spaniens und Afrikas umhergetragen worden sein. Alfons selbst wurde verwundet und vermochte sich nur mit wenigen Getreuen nach Toledo zu retten. Jussuf und der Sieg bei Salaca.

Der große Sieg wurde jedoch von den Moslemin nicht ausgebeutet, denn am selben Tage erhielt Jussuf die Nachricht vom Tode seines Sohnes und eilte schwergebeugt nach Ceuta, die Fortsetzung des Krieges seinem Feldherrn Seid Ibn Abubekr übertragend. Mit Jussuf schwand die Seele des Unternehmens, die Emire verfielen in Zank und Streit und ließen dem kastilischen Könige Zeit, sich von dem erlittenen Schlage zu erholen, neue Streitkräfte zu sammeln und durch verschiedene glückliche Unternehmungen den Mut der Seinigen wieder aufzurichten. Schon nach achtzehn Monaten hatte er aufs neue ein so ansehnliches Heer vereinigt, daß Jussuf, den Motamid von Sevilla dringend um Beistand angegangen hatte, es vorzog, nach Afrika zurückzukehren, zumal da die meisten Emire ihre Versprechungen nicht gehalten hatten.

Indes übte die reich gesegnete Halbinsel auf Jussuf einen so mächtigen Reiz aus, daß er fest entschlossen war, sich zum Herrn des Landes zu machen. Nachdem er ein volles Jahr auf Ausrüstung eines neuen Heeres verwendet hatte, landete er 1090 Das Reich der Morabiten in Südspanien.

zum drittenmal, diesmal unaufgefordert, in Spanien. Er richtete zunächst seinen Marsch gegen die ihm feindlichen Emire und bemächtigte sich der Fürsten von Granada und von Malaga. Bald traf dasselbe Schicksal auch Motamid von Sevilla, der am eifrigsten die Herbeirufung der Morabiten betrieben hatte, nun aber trotz der ihm von Alfons geleisteten Hilfe seine Hauptstadt nicht mehr gegen die fremden Eindringlinge zu schützen vermochte. Am 7. September 1091 zogen die Morabiten in Sevilla ein. Die Andalusier wagten zwar nochmals einen Aufstand, bei dem Motamids Sohn sich durch die ritterliche Verteidigung der Feste Arcos mit Ruhm bedeckte, aber er wurde durch einen Pfeilschuß getötet, und die Übermacht der Morabiten unterdrückte bald die Bewegung. Motamid, einer der gebildetsten und angesehensten Herrscher seiner Zeit, verlebte seine letzten Jahre als Gefangener in einem Turme in Agmal, südöstlich von Marokko, niedergebeugt von Gram und Sehnsucht nach seiner schönen spanischen Heimat. Die schöne Seidet Kupra, einst die Zierde seines Harems, härmte sich über den Fall ihres Herrn zu Tode. Seine Töchter lebten vor den Augen des tiefgebeugten Vaters in der größten Dürftigkeit und suchten durch Spinnen ihren kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Motamid starb 1095, nachdem er die arabische Litteratur durch die rührendsten Elegien (Kassiden) über die Leiden seiner Gefangenschaft bereichert hatte.

Nachdem Sevilla erobert war, brachten die Morabiten in rascher Aufeinanderfolge auch Granada, Malaga, Jaen und Cordova in ihre Gewalt und vereinigten ganz Südspanien zu einem Königreiche. Dagegen hatte das Gebiet von Saragossa mit den wichtigen Städten Lerida, Tortosa, Medina, Huesca und andern unter Ahmed Abu Dschafer Mostaim seine Unabhängigkeit bewahrt, und Jussuf ließ es als wichtiges Bollwerk gegen die christlichen Reiche bestehen, verbündete sich sogar mit dem Emir.

Kampf um Valencia.

Besonders heftige Kämpfe tobten um das ebenfalls noch unabhängige Fürstentum Valencia. Der furchtbare tapfere Parteigänger Don Ruy (Rodrigo) Diaz „Campeador“, auch „der Cid“ (d. i. der Herr) genannt, den die spanischen Romanzen als das Musterbild aller Ritterlichkeit preisen, zwang auf seine eigne Faust Valencia im Juni 1094 nach tapferster Gegenwehr zur Ergebung und behauptete als selbständiger Fürst die Stadt fünf Jahre lang gegen alle Anstrengungen der Mohammedaner. Der Tod ereilte den Campeador nicht auf dem Schlachtfelde, sondern der Fall eines Anverwandten im Kampf mit den Ungläubigen sowie die Niederlage des diesem zu Hilfe gesandten Heeres bei Cuenca brach ihm das Herz. Nach seinem Verscheiden (Juni 1099) setzte seine Gattin, die edle Donna Ximena, die Verteidigung Valencias geraume Zeit mit Erfolg fort, bis endlich Jussufs Feldherr Seid Ibn Abubekr nach unablässigem Anstürmen die Stadt im Mai 1102 wiedergewann.

Jussufs Abdankung.

Hoch erfreut über die frohe Botschaft von der Einnahme Valencias, beschloß der greise Jussuf, die Herrschaft niederzulegen. Im Dezember 1103 übertrug er die Regierung seinem jüngeren Sohne Ali und zog sich nach Ceuta zurück, wo er nach drei Jahren in einem Alter von hundert Mondjahren starb. Es war ein gewaltiger Kriegsmann, ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch staatsmännische Größe, die Mäßigkeit des echten Wüstensohnes und gewinnende Leutseligkeit.

Abul Hasan Ali war der würdige Sohn und Nachfolger seines Vaters, sowohl in der inneren Verwaltung des Reiches wie in Bekämpfung der äußeren Feinde. Seine größte Ruhmesthat war der glänzende Sieg bei Ucles am 30. Mai 1108 über das kastilische Heer unter dem jungen Sancho, dem Sohne des Königs Alfons VI., der selbst dabei fiel. So verlieh die kraftvolle und erfolgreiche Regierung der beiden Morabitenherrscher Jussuf und Ali dem Islam von neuem Festigkeit auf der Pyrenäischen Halbinsel und bewahrte die arabischen Schöpfungen noch für einige Zeit vor

völliger Auflösung, freilich um den Preis der Unterwerfung unter das Joch roher Berbern, ähnlich wie im fernen Osten die Türken dem erschlafften Islam neue Stoßkraft einflößten.

Ausbildung der Königreiche Asturien, Leon und Kastilien.

Fortschritte gegen die Araber.

Von den christlichen Reichen in der Nordhälfte der Pyrenäischen Halbinsel (s. S. 401 f.) stieg Asturien allmählich zur größten Bedeutung empor, besonders unter Alfonso III. dem Großen (866—910, s. S. 402). Aber er verteilte das Reich unter seine drei Söhne, so daß der erstgeborene, Garcias (910—914), das Land im Süden mit der festen Stadt Leon, Ordoño das westliche Galicien, und Froila II. das Gebiet von Oviedo erhielt. Nachdem Garcias nach einer nur vierjährigen Regierung aus dem Leben geschieden war, wurde Ordoño II. (914—924) zum Könige von Leon ausgerufen. Dieser trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters und setzte den Krieg gegen die Araber tapfer fort. Sein Nachfolger und Bruder Froila II. (924—925) starb schon nach einem Jahre, und das Regiment ging nunmehr an Ordoños Sohn Alfons IV. (925—931), den „Mönch", über, der mehr der Kirche lebte und Werke der Wohlthätigkeit und Milde übte, als daß er sich um die Staatsgeschäfte bekümmert hätte. Schon nach fünfjähriger Regierung vertauschte er das Zepter mit der Mönchskutte, worauf sein Bruder Ramiro II. (931—950) von den Großen als König anerkannt wurde. Dieser machte sich den Kampf gegen die Feinde seines Glaubens zur Lebensaufgabe. Er that weiterem Fortschreiten derselben Einhalt und drang selbst in die Nachbarstaaten siegreich ein, eroberte alsdann 935 Madrid, die spätere Hauptstadt der spanischen Monarchie, und verteidigte diese wichtige Erwerbung in andauernd heftigen Kämpfen, die sich besonders um die Stadt Zamora, den Schlüssel zu Leon, bewegten.

Ordoño III. (950—957) setzte gleich seinem Vater Ramiro II. den Kampf gegen die Araber erfolgreich fort und gelangte bei seinem Siegeslaufe bis nach Lissabon, so daß Abderrahman III., erschreckt über dieses kühne Vorgehen des asturischen Königs, seine Streiter zum „heiligen Kriege" entflammte. Inzwischen wurde aber das Königreich Asturien durch innere Unruhen und Aufstände wieder in seinem Emporkommen aufgehalten, namentlich durch den mächtigen Grafen von Kastilien, Fernando Gonzalez, der nach Unabhängigkeit strebte, so daß die Mauren bald Vorteile errangen und verheerend bis an die Thore von Burgos vordrangen. Jetzt erst ging der ehrgeizige Vasall in sich, schwur dem Könige aufs neue Treue und gebot, vereint mit ihm, den weiteren Fortschritten der Feinde Einhalt. Noch dauerte der Kampf fort, als Ordoño in Zamora seinen Tod fand.

Kämpfe mit Fernando von Kastilien.

Sancho I. (957—966), der Bruder Ordoños, folgte in der Regierung. Allein Graf Fernando Gonzalez kehrte jetzt seine Waffen gegen ihn, um sich die Unabhängigkeit von Leon zu erkämpfen, und Sancho sah sich bald zur Flucht an den Kalifenhof zu Cordova gezwungen. Gonzalez ließ nun den Sohn Alfons' IV., Ordoño „den Bösen", zum König ausrufen, aber schon nach einem Jahre wurde Sancho von einem maurischen Heere in sein Land zurückgeführt, und sein Gegner mußte an seiner Stelle flüchtig werden. Sancho blieb mit dem Kalifen Abderrahman IV. und dessen Nachfolger Hakam fortwährend in gutem Einvernehmen. Auf einem Feldzuge gegen den aufrührerischen Grafen Gonzalo Sanchez von Galicien starb Sancho an Gift, das ihm dieser hatte beibringen lassen.

Ramiro III. und Bermudo II.

Für seinen erst fünfjährigen Sohn Ramiro III. (966—982) übernahm Sanchos Schwester Elvira die Regentschaft, während deren sie die freundschaftlichen Beziehungen mit dem Kalifenhof fortsetzte. Aber gleichzeitig durch wiederholte Verheerungen der Normannen sowie durch innere Aufstände heimgesucht, wurde das Land in arge Ver-

wirrung gestürzt. Endlich erhoben die Mißvergnügten seinen Vetter Bermudo zum König, der nach Ramiros Tode als Bermudo II. (982—999) allgemeine Anerkennung fand. Er besaß hervorragende Herrschereigenschaften und verwandte namentlich große Sorgfalt auf Gesetzgebung und Verwaltung. Allein durch Gicht gelähmt und überhaupt leidend, vermochte er sich nicht als Kriegsheld zu zeigen. Daher erhoben die herrschsüchtigen Großen kühn das Haupt, und zum Bürgerkriege gesellten sich die verheerenden Kriegszüge der Mauren, die unter Almansur sogar die heilige Stadt Santiago zerstörten (s. oben S. 604). Zum Glück besaß Bermudos Sohn Alfons V. (999—1027) neben dem hellen Geiste seines Vaters auch die Kraft, um dem weiteren Verfalle zu steuern. In der Friedenszeit, nach dem Tode Abdalmalik Modschaffers, als Leon von den Einfällen der Araber verschont blieb, ließ er die zerstörten Mauern, Kirchen und Klöster wieder aufrichten und förderte die Städte durch Verleihung neuer Gerechtsame, durch „Fueros", welche die altgotischen Rechtsbestimmungen ergänzten. Erst in seinen späteren Regierungsjahren, nachdem sich das Land allmählich wieder erholt hatte, griff er zum Schwerte, um die Ungläubigen zu bekämpfen, fand aber vor der Feste Viseu durch einen Pfeilschuß sein Ende.

Vereinigung von Kastilien und Leon.

Sein junger Sohn Bermudo III. (1028—37) übernahm die Regierung zu einer Zeit, da der König von Navarra, Sancho Mayor oder der Große, erobernd nach Westen vordrang. In Kastilien war der Graf Garcias einer Verschwörung zum Opfer gefallen; Sancho, der mit dessen Schwester Elvira vermählt war, nahm die Ermordung des Grafen zum Vorwand, um sich des nördlichen Teiles von Kastilien zu bemächtigen. Aber damit noch nicht zufrieden, erklärte er auch Bermudo den Krieg, drang bis zu den Gebirgen Asturiens vor und riß die Stadt Astorga an sich (1034). Nicht lange nachher schon betrachtete sich Sancho als Beherrscher aller Länder am Biscayischen Meerbusen und an den Pyrenäen, von der Westküste Galiciens bis zum oberen Aragon, so daß Bermudos Name zunächst aus den öffentlichen Urkunden verschwand. Sancho aber hinterließ das Reich geteilt seinen Söhnen Ferdinand, Ramiro und Garcias, und nun raffte Bermudo alle seine Kräfte zusammen, um das väterliche Erbe wieder an sich zu bringen. Am Flusse Carrion im Thale Tamara kam es zur Schlacht 1037. Da Bermudo fiel und mit ihm die männliche Linie der Könige von Leon erlosch, so wurde Ferdinand I., dem vom Vater das kastilische Land zugeteilt worden war, Herr von Leon samt Asturien und Galicien, vereinigte also das ganze Ländergebiet, vom oberen Ebro bis an die Westküste Galiciens, zum Königreich Kastilien und Leon.

Ferdinand I.

Ferdinand I. (Fernando, 1037—67), der eigentliche Gründer von Kastiliens Macht, eröffnete zugleich eine neue Periode in der Geschichte des christlichen Spanien. Die erste Zeit seiner Regierung benutzte er eifrig dazu, die innere Ruhe, namentlich in einigen Teilen von Leon und Galicien, wo man seine Herrschaft nicht anerkennen wollte, wiederherzustellen. Er berief 1050 eine Reichsversammlung nach Cuenza, um den durch den Verlust der Hauptstadt tiefgekränkten Bewohnern Leons alle bürgerlichen und kirchlichen Rechte und Gesetze, die sie aus früheren Zeiten besaßen, zu bestätigen und neue hinzuzufügen; dann regelte er die Verwaltung des gesamten Reiches und führte durch weise Einrichtungen mannigfache Verbesserungen in der Rechtspflege ein.

Eroberungen gegen die Araber.

Der ältere Bruder Ferdinands, Garcias, dem das Erbland Navarra zugefallen war, hatte von Anbeginn mit Eifersucht auf die Vereinigung so großer Länderteile in der Hand Ferdinands geblickt. Endlich kam es zum Bruderkriege, in dem Garcias sogar ein Bündnis mit den Emiren von Saragossa und Tudela schloß. Allein in der Schlacht bei Altapuerta verlor er Sieg und Leben (1. September 1054), so daß Ferdinand den Landstrich auf dem rechten Ebroufer seinem Reiche hinzufügte. — Auch

gegen die Mauren richtete Ferdinand nunmehr seine siegreichen Waffen. Er eroberte die Burgen in den nördlichen Provinzen des heutigen Portugal, setzte über den Duero und bemächtigte sich nach heißen Kämpfen der Städte Lamego, Visen und andrer festen Plätze (1057—58). Nicht minder glücklich war er in seinen Kriegen an der Ost- und Südostgrenze Kastiliens, so daß sich Toledo, Sevilla, Badajoz und Saragossa zur Zinsbarkeit bequemen mußten. Mit der Eroberung der wichtigen Stadt Coimbra am Mondego 1064 krönte Ferdinand seine ruhmvolle Laufbahn.

Ferdinands I. Tod.

Ein echter Kriegsheld, war dieser große Fürst auch von tiefer Frömmigkeit durchdrungen; diesem Drange folgte er in den friedlichen Tagen, wenn sein Schwert ruhte, wie während seiner Kriegsfahrten, in seinem Palaste, wie im Lager. Sobald die Sehnsucht seines Herzens es verlangte, versenkte er sich an den heiligen Orten in inbrünstiges Gebet zu Gott und seinen Schutzheiligen. Deshalb unterstützte er auch die cluniazensische Reform der kastilischen Kirche. Der Glaubenskrieg war für ihn gewissermaßen ein Ergebnis dieser Stimmung, der Krieg gegen die Mauren ein Kreuzzug. Die Aufrichtung und weitere Ausbreitung des christlichen Glaubens war das Ziel seiner kriegerischen Unternehmungen, durch sie „gedachte er sich die himmlische Krone zu erwerben". Von einem Feldzuge gegen Valencia krank nach Leon zurückgekehrt, verschied er in der Kirche Sankt Isidor, in ein Bußgewand gehüllt, unter Gebeten in den Armen der Priester am 27. Dezember 1067.

Reichsteilung und neue Einigung.

Schon wenige Jahre früher, auf einer Reichsversammlung zu Leon, hatte er die Teilung seiner Staaten unter seine Kinder vorgenommen. Dem Erstgeborenen, Sancho II., verlieh er Kastilien, Alfons Leon und Asturien und dem Jüngsten, Garcias, Galicien mit dem neu eroberten Gebiete bis zum Duero. Selbst seinen beiden Töchtern Urraca und Elvira wies er die Städte Zamora und Toro an. So verfiel Ferdinand in den immer wiederholten Fehler, sein Reich zu zerstückeln; in der Absicht, das Glück seiner Kinder zu begründen, säete er nur den Samen der Zwietracht unter sie. In der That überzog Sancho bald nach dem Tode seines Vaters seine Brüder mit Krieg, um ihnen ihre Erbteile zu entreißen. Die beiden miteinander verbündeten Brüder Alfons und Garcias, in mehreren Treffen besiegt, wurden nach der ausschlaggebenden sogenannten „Brüderschlacht" von Llantada zur Flucht nach Toledo und Sevilla gezwungen. Auf diese Weise vereinigte Sancho das ganze Reich Ferdinands wieder in seiner Hand. Nur die Felsenstadt Zamora befand sich noch im Besitze seiner Schwester Urraca. Auch diesen Platz beschloß Sancho in seine Gewalt zu bringen, damit er nicht ein Sammel- und Stützpunkt seiner Nebenbuhler werde. Während der Belagerung wurde er jedoch von einem verräterischen Ritter, Vellido Dolfos, der ihn unter dem Vorwande, ihm eine unbewachte Pforte zur Stadt zu zeigen, von dem Lager abgelockt hatte, durch einen Lanzenstich meuchlings ermordet am 17. Oktober 1072.

Auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders entfloh Alfons heimlich aus Toledo, wo er gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, und nahm von dem Reiche Besitz. Auch Garcias hatte gehofft, in den Wiederbesitz seines Erbreiches zu gelangen, allein auf Befehl Alfonsos wurde er zu Leon angehalten, ergriffen und mit Ketten beladen in einen Kerker eingeschlossen, wo er bis an das Ende seiner Tage verblieb.

Alfons VI. u. der Cid.

Alfons VI. (1072—1109) kam hierdurch zur Herrschaft über das gesamte väterliche Reich Kastilien, Leon und Galicien. Zu einer noch weiteren Ausdehnung desselben bot sich Gelegenheit, als einige Jahre später sein Vetter Sancho IV. in Navarra einer Verschwörung zum Opfer fiel. In Verbindung mit dem Könige von Aragonien ward Navarra erobert und unter beide Nachbarstaaten geteilt. Als Alfons den erlangten Besitzstand für gesichert hielt, strebte er nach Kräften dahin, den dunklen Fleck seiner Thronbesteigung durch gute Verwaltung und Rechtspflege zu verwischen. Seine beinahe

vierzigjährige Regierung war für Kastilien eine Zeit der gesetzlichen Ordnung und der allgemeinen Wohlfahrt, aber auch des kriegerischen Glanzes. Er eroberte Toledo nicht nur 1085, sondern behauptete es auch gegen Jussuf Ben Taschin trotz der schweren Niederlage von Salaca 1086 und erhob seinen Erzbischof zum Primas von ganz Spanien, worauf ihm auch Rom 1088 das Pallium erteilte. Dagegen lehnte er das Ansinnen Gregors VII., sein Land vom Papsttum zu Lehen zu nehmen, ebenso bestimmt ab, wie Wilhelm der Eroberer von England (s. S. 584). Gebeugt von dem Tode seines einzigen Sohnes bei Ucles starb er am 11. Juli 1109 im neunundsiebzigsten Lebensjahre.

In den Kämpfen unter Alfons VI. gewann der schon früher erwähnte Graf Ruy (Rodrigo) Diaz de Vivar, von den christlichen Zeitgenossen Campeador („der Vorkämpfer"), von den Mauren „Cid" (Seid, d. i. Herr) genannt, durch glänzende Waffenthaten einen so glorreichen Namen, daß er weit und breit als die Blüte und das Vorbild der spanischen Ritterschaft gepriesen und seine Gestalt von Sage und Dichtung umwoben wurde. Don Rodrigo wurde gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts auf dem Schlosse Vivar in der Nähe von Burgos geboren. Wahrscheinlich entstammte er dem kastilischen Geschlechte der Lain-Calvos, des jüngeren der beiden Richter, denen zur Zeit Froilas II. die Kastilier die Verwaltung ihres Landes anvertraut hatten. Seine ersten Heldenthaten verrichtete er unter Sancho II., dem Sohne Ferdinands I., in einem Kriege gegen dessen Vetter Sancho von Navarra. Unter seiner Zustimmung begann Sancho hierauf den Krieg gegen seine Brüder Alfons und Garcias, und der Cid verhalf Sancho durch seinen kräftigen Arm wie auch durch seine Schlauheit zum Siege über seine nächsten Anverwandten. Schon bei dieser Gelegenheit sollen ihn seine Landsleute durch den Beinamen Campeador (d. i. campi ductor) geehrt haben. Auch an der Belagerung Zamoras beteiligte sich Don Rodrigo, und als nach der Ermordung Sanchos die Kastilier dessen Bruder Alfons VI. nur unter der Bedingung als ihren König anerkennen wollten, daß er schwöre, an dem Morde Sanchos keinen Anteil gehabt zu haben, übernahm es der Cid, dem Könige diesen Eid abzuverlangen. Infolgedessen nährte Alfons tiefen Groll gegen den Cid, wenn er ihn auch vorerst verbarg, willigte sogar in eine Vermählung des Grafen mit seiner Base Ximena und nahm seine Begleitung auf einer Wallfahrt an.

Aber das Einvernehmen dauerte nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1087 wurde der Cid auf Anstiften des Garcias Ordoñez aus der Umgebung des König verwiesen und verbannt. Der Schwergekränkte begab sich hierauf nach Saragossa zu den maurischen Emiren aus dem Stamme Beni-Hud, denen er in ihren zahlreichen Fehden sowohl gegen die Moslemin, wie gegen die Christen diente. Er schlug zu wiederholten Malen den König von Aragonien und den Markgrafen von Barcelona, Ramon Berengar II., nahm diesen sogar gefangen. Diese Kriegsthaten bewogen Alfons, den Helden wieder in seine Nähe zu rufen. Aber schon nach kurzer Frist, mit wohlberechtigtem Mißtrauen gegen den König erfüllt, wendete sich der Cid abermals nach Saragossa, kehrte dann wieder zu Alfons zurück und stellte sich, je nachdem es sein eigner Vorteil forderte, bald auf die Seite seiner Glaubensgenossen, bald ans die ihrer Feinde, Heroismus mit Grausamkeit, Treulosigkeit und Schlauheit lediglich im eignen Interesse verbindend. Nach heutigen Begriffen zeigte er sich also keineswegs im Lichte eines edlen Charakters; allein in seiner Zeit galten die kriegerischen Eigenschaften höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sie in sich vereinigte, mehr als moralische, politische oder kirchliche Gesinnungen und Grundsätze, und obendrein stand ihm, dem Gekränkten und Verbannten, nach den herrschenden Begriffen das Recht der Vergeltung zu. Zu seiner Verherrlichung trug mächtig bei die schwärmerische Verehrung zahlreicher Kampfgenossen, denen er willkommene Gelegenheit zu Kampf und Sieg und reichlich zugemessenen Beuteanteil bot.

Endlich gelang es ihm sogar, eine unabhängige Stellung zu erringen, indem er durch Tapferkeit und List die ausgehungerten Valencianer im Jahre 1094 zur Übergabe der Stadt nötigte, eine Kriegsthat, die ihm um so größeren Ruhm brachte, als er ausschließlich auf eigne Kräfte angewiesen gewesen war. Leider befleckte der Cid seinen Ruhm durch Untreue gegenüber den Unterworfenen und durch grausame Hinrichtung des Kadi, den er den Flammentod sterben ließ, weil er ihm nicht alle seine geraubten Schätze ausliefern wollte. Fünf Jahre behauptete Don Rodrigo sich als Herr von Valencia gegen das Heer der immer zahlreicher andrängenden Morabiten. Ja, es gelang ihm sogar, das wichtige Murviedro 1098 einzunehmen. Erst der Kummer über den Fall seines nahen Anverwandten, Alvar Fañez, bei Cuenza brachte ihm im Juni 1099 den Tod.

Noch hielt sich seine Gemahlin Ximena, die bei dem Gatten in allen Nöten und Gefahren getreulich ausgeharrt und ihn nicht selten im Kampfgewühl begleitet hatte, über zwei Jahre in Valencia. Erst im Mai 1102 entschloß sie sich, die Stadt aufzugeben, da der zu Hilfe herbeigerufene König Alfons selbst erklärte, daß ohne den Arm des Cid die Stadt nicht länger zu halten sei. Ximena starb zwei Jahre später und wurde an der Seite ihres Gemahls, dessen Leichnam sie bisher immer mit sich geführt hatte, im Kloster San Pedro de Cardeña bei Burgos begraben. Von hier ans sind in neuerer Zeit die Gebeine des Nationalhelden nach der Kathe-

drale zu Burgos übergeführt worden. Der Sohn des Campeador, Diego Rodrigo, zeigte sich der ruhmvollen Thaten des Vaters würdig, fiel aber nach kurzer Zeit in einem Gefechte gegen die Mauren. — Durch die beiden hinterlassenen Töchter, deren eine, Christina, mit dem Infanten Ramiro von Navarra, die andre, Maria, mit Ramon Berengar III., Grafen von Barcelona, verheiratet war, wurde Don Rodrigo der Ahnherr der spanischen Königsgeschlechter.

Der Campeador wurde seitdem in Sagen und Liedern (Romanzen) als volkstümlicher Held und Typus des kastilischen Nationalcharakters vielfach besungen (s. unten).

Verbindung und Trennung von Kastilien u. Aragonien.

Kurz vor seinem Tode hatte Alfons VI. seine Tochter Urraca, Witwe des Grafen Raimund von Burgund, und ihren kleinen Sohn Alfons den Großen des Reiches als seine rechtmäßigen Erben vorgestellt. Urraca, die während der Minderjährigkeit des Konigs Alfons die Regierung führte, vermählte sich jedoch in zweiter Ehe mit dem Könige Alfons I. von Aragonien, einem tapferen, kräftigen Fürsten, der sich, wie schon Ferdinand I. und Alfons VI. gethan hatten, den Titel „Kaiser von Spanien“ beilegte und nunmehr die vereinten christlichen Streitkräfte gegen die Mauren ins Feld führte. Allein die kaum vollzogene Vereinigung Kastiliens und Aragoniens sollte durch die Königin selbst, die mit ihrem Eheherrn in Hader und Unfrieden lebte, bald wieder gelöst werden. Sie reizte die kastilischen Großen, die ohnehin der Herrschaft des Aragoniers feindlich gesinnt waren, zum offenen Aufruhr und ließ ihren Sohn erster Ehe, Alfons, zum Könige von Kastilien ausrufen. Ein vierjähriger verheerender Krieg entbrannte nun zwischen beiden Reichen, der selbst durch den Tod Urracas 1126 keine Unterbrechung erlitt. Endlich kam 1127 auf Vermittelung der Kirchenfürsten ein Friede zustande, infolgedessen die beiden Reiche wieder geschieden wurden. Kastilien mit Leon und Galicien verblieben Alfons VII. (oder VIII., da auch sein Stiefvater, Alfons von Aragonien, als Alfons VII. den kastilischen Königen beigezählt wird), Aragonien mit Navarra dem Könige Alfons I.

Alfons VIII. (1127—57), der wie seine Vorgänger den Titel „Kaiser von Spanien“ führte und über die andern christlichen Reiche eine oberherrliche Autorität in Anspruch nahm, setzte die Kämpfe gegen die Ungläubigen, namentlich im Bündnis mit seinem Schwager Raimund Berengar IV. von Katalonien fort, und die Christen gewannen immer mehr Boden, da Spaltung und Zerrüttung unter den Moslemin bald wieder ausbrachen.

Die Mohaden und die Beschränkung der Araber auf den Südrand Spaniens.

Aufkommen der Mohaden in Afrika.

Durch den Haß, den die spanischen Araber gegen die Afrikaner hegten, wurde die Fremdherrschaft der Morabiten in kurzer Zeit untergraben; dazu kam, daß die Söhne der Wüste durch den Reichtum und das Wohlleben im gesegneten Lande Andalusien ihre urwüchsige Kraft bald einbüßten. Die am Hofe Ali Ibn Taschins herrschende Üppigkeit fand Nachahmung bei den Emiren in den Provinzen, die zur Befriedigung ihrer Schwelgereien ungescheut zu Erpressungen und Bedrückungen aller Art ihre Zuflucht nehmen mußten. Gegen diese immer mehr um sich greifende Verderbnis erhob nun ein sittenstrenger Mann seine Stimme, Mohammed Abdallah Ibn Tomrut aus einem im Atlas seßhaften Araberstamme. Dieser Reformator hatte an der berühmten Schule zu Cordova seine Studien begonnen und sie in Bagdad beendet. Er gab sich für den Mahdi (den Propheten) aus und predigte strenge Enthaltsamkeit und sittenreines Leben. Seine feurige Beredsamkeit vereinigte bald eine große Zahl begeisterter Anhänger um ihn, die sich den Namen Almuhedin, soviel wie „Unitarier“ oder Anbeter des einen wahren Gottes, beilegten, woraus die Spanier das Wort Almohaden formten. Begleitet von seinem treuesten Jünger und Wesir Abdel Mumen, ließ der neue Prophet seine Mahnrufe zum Kampfe gegen die Morabiten, die Männer der Üppigkeit und der Weltlust, in den Moscheen und auf den öffentlichen

Plätzen Nordafrikas erschallen. Anfangs nur geduldet, erzeugte er durch sein aufregendes Treiben bald so ernstliche Unruhen, daß Ali seine Vertreibung anordnete. Allein die Verfolgung führte dem Volksliebling noch zahlreichere Verehrer zu, so daß er in kurzer Zeit über 20000 fanatische Gläubige unter seiner weißen Fahne vereinigte. Nun schlug er die Truppen Alis bei verschiedenen Gelegenheiten und bemächtigte sich sogar der Stadt Tinmâl, doch vor Marokko erlitt er eine empfindliche Niederlage und starb bald nachher.

Sturz der Morabitenherrschaft.

Die Mohaden wählten nun Abdel Mumen zu seinem Nachfolger, der mit ungewöhnlichem Glücke den Kampf gegen die Morabiten fortsetzte. Ali starb in Kummer über die erlittenen Niederlagen (1140), sein Sohn Taſchin fiel auf der Flucht (1145), und dessen Sohn Ibrahim endete bei der Einnahme Marokkos unter den Streichen der siegreichen Mohaden (1147).

Unmittelbar nach dem Sturze der Morabitenherrschaft in Afrika brach auch der Aufstand in Andalusien gegen die morabitischen Statthalter aus. In Sevilla, Cordova, Granada u. a. O. wurden sie in rascher Aufeinanderfolge durch arabische Häuptlinge ersetzt und unter schrecklichen Kriegsgreueln die morabitische Partei niedergeschlagen. Nun eilte Abdel Mumen selbst herbei, um die Morabiten aus ihren Besitzungen zu verdrängen; der wichtige Platz Algeziras wurde nach kurzer Belagerung erobert, Gibraltar und Xeres öffneten ihre Thore, selbst das mächtige Sevilla und auch Malaga unterwarfen sich.

Befestigung der Almohadenherrschaft in Spanien.

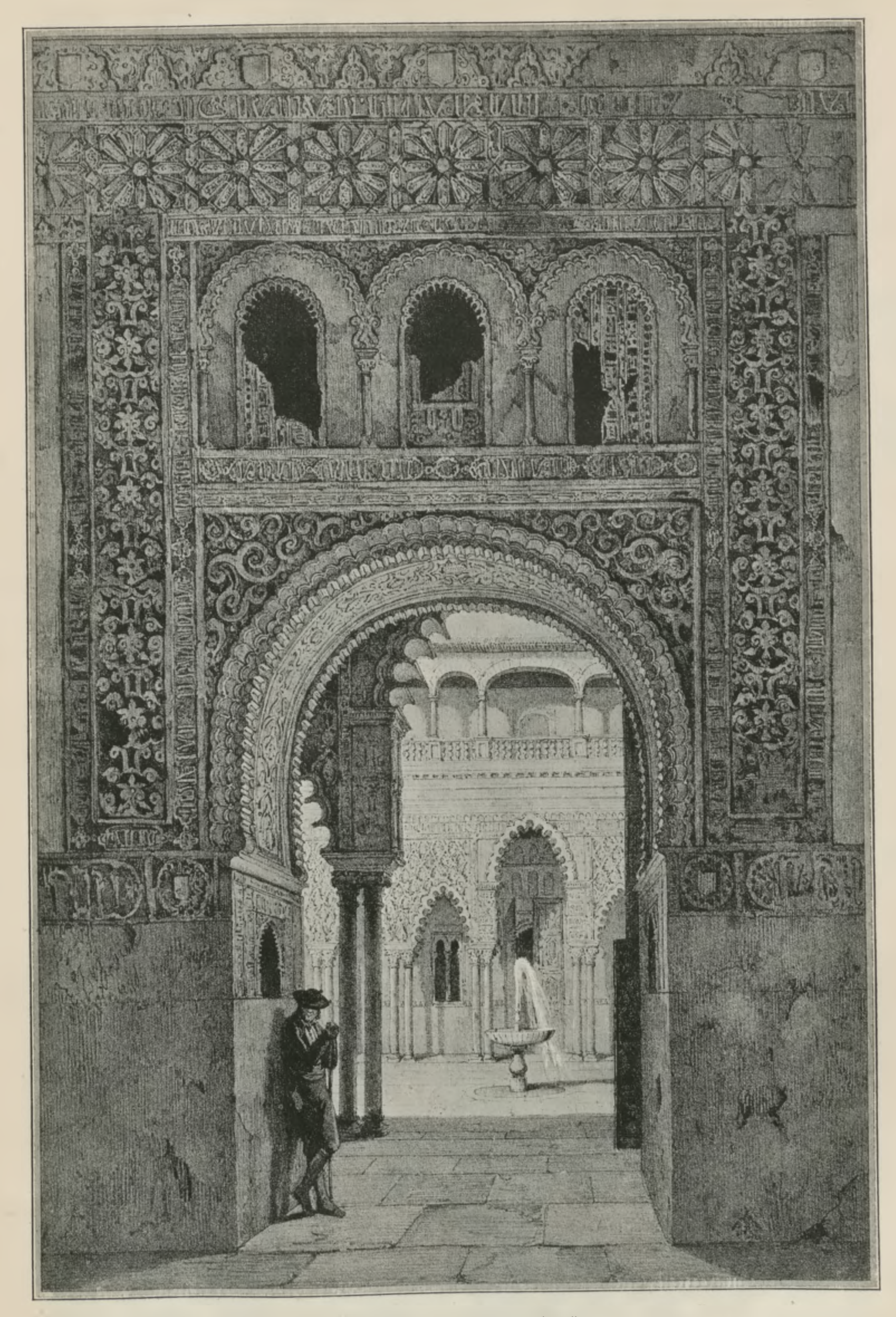
In ihrer höchsten Not riefen die Morabiten Alfons VIII. von Kastilien um Beistand an, und dieser zögerte denn auch nicht, von der inneren Zerrüttung der Mohammedaner Vorteil zu ziehen. In Verbindung mit Raimund von Barcelona, dem Grafen Wilhelm von Montpellier und der gesamten christlichen Ritterschaft Spaniens, sowie unterstützt durch die Flotten der Genueser und Pisaner unternahm er die Belagerung der Küstenstadt Almeria, des Hauptsitzes der mohammedanischen Seeräuber (1147), und eroberte sie nach glorreichen Kämpfen. Ebenso erfolgreich stritt Raimund gegen die Moslemin am Ebro, wo er gleichfalls unter Beihilfe der Genuesen und Pisaner das wichtige Tortosa in seine Gewalt brachte (1148). Doch vermochte der von den Christen geleistete Beistand den Sturz der Morabitenherrschaft nicht aufzuhalten. Der Mohadenfürst eroberte Cordova und dehnte seine Herrschaft bald über das ganze südliche Spanien aus; ja die afrikanischen Fanatiker wußten den eingeschlummerten Glaubenseifer der Mohammedaner wieder in so hohem Grade zu wecken, daß ihr Widerstand gegen die Christen neue Kraft gewann. Almeria wurde den Kastiliern wieder entrissen, und selbst in die feste Stadt Granada zogen die Mohaden als Sieger ein. Unter dem Eindrucke dieses Mißgeschickes starb Alfons VIII. auf der Rückkehr von einem Feldzuge im Engpaß Muradal am 21. August 1157 als der letzte „Kaiser von Spanien".

Spaltungen in Kastilien; der Ritterorden.

Unter seinen Söhnen und Nachfolgern verfiel das Kastilische Reich den schlimmen Folgen innerer Spaltungen, indem sich Leon mit Galicien und Asturien, Navarra mit den baskischen Landschaften unter eignen Fürsten unabhängig machten. Blutige Kämpfe und Familienfehden folgten dieser Teilung, und so wurde den siegreichen Waffen der Mauren weiterer Vorschub geleistet. Ja die Existenz der christlichen Reiche wäre bei der allgemeinen Zerrüttung ernstlich in Frage gestellt gewesen, hätte nicht die Geistlichkeit unter der spanischen Ritterschaft den Glaubenseifer lebendig erhalten und die Bildung der spanischen Ritterorden von San Jago, Alcantara und Calatrava seit 1156 befördert, denen später vorzugsweise die Bewältigung der Mohammedaner zu verdanken war.

Siege der Mohaden über die Christen.

Abdel Mumen, gleich groß als Feldherr und Staatsmann, hatte in zwei Jahrzehnten ein Reich gegründet, das vom Saum der Sahara bis an den Guadiana, vom



267. Inneres des Alkazar zu Sevilla.

Atlantischen Ozean über Tunis bis zum alten Kyrene reichte und eine feste gegliederte Organisation mit wohlgeordnetem Kriegs- und Seewesen besaß. In Marokko, Sevilla und Cordova blühten wieder Wissenschaft und Dichtkunst, aber ohne die Schattenseiten eines verweichlichenden Luxus. Als er nach einer glorreichen Regierung von dreiunddreißig Jahren am 15. Mai 1163 starb, erbte sein nicht minder tüchtiger Sohn Seid Jussuf Abu Jakub das Reich, der die Herrschaft der Mohaden noch mehr befestigte. Auf einem Zuge nach Portugal vorlor er durch Sancho I. in der Schlacht bei Santarem (1184) Sieg und Leben, allein sein durch glänzende Eigenschaften nicht minder ausgezeichneter Sohn Jakub Almansur rächte den Tod des Vaters in einem verheerenden Feldzuge gegen die Christen. In der Schlacht bei Alarcos 19. Juli 1195 erlitt durch ihn König Alfons VIII. der Edle (1157—1214) an der Spitze eines zahlreichen Christenheeres, das die Blüte der Ritterorden in sich schloß, eine vollständige Niederlage. Seit den Tagen Tariks hatte die Christen kein ähnlicher Schlag betroffen; fast ganz Neukastilien bis auf das feste Toledo fiel in die Hände der Mohaden.

Der Sieg bei Navas de Tolosa und der Fall der Almohadenherrschaft.

Dennoch hörten die verderblichen Parteikämpfe der Christen unter sich nicht auf, und sie hätten dem Andrange der Mohammedaner wohl unterliegen müssen, wenn nicht zum Glück für sie der kraftvolle und kriegserfahrene Jakub Almansur schon vier Jahre nach dem Siege bei Alarcos mit Tode abgegangen wäre. Zwar erneuerte der Emir Mohammed al Nasr den „heiligen Krieg“ gegen die Christen, allein bei der steigenden Gefahr für die Sache des Kreuzes legten sich schließlich der Papst und die Geistlichkeit ins Mittel und brachten einen zeitweiligen Ausgleich unter den Christen zustande. Die inneren Fehden ruhten eine Weile; ein gemeinsames Vorgehen gegen den Islam wurde ins Werk gesetzt; zahlreiche begeisterte Kämpfer zogen aus Frankreich über die Pyrenäen, um den Sieg des Kreuzes sichern zu helfen. Dazu boten die neubegründeten Ritterorden von St. Jago di Compostela (1175) und Alcantara (1176) einen festen Kern militärischer Organisation. Nun erfolgte der Umschlag. Als nach vierzehnjährigem Waffenstillstande Mohammed unermeßliche Streitkräfte aus Afrika herangezogen hatte und von Andalusien aus einen neuen vernichtenden Schlag gegen die Christen führen wollte, hatten auch diese die letzten Jahre wohl ausgenützt. Sie bereiteten Mohammed durch die Schlacht bei Las Navas de Tolosa in der Sierra Morena am 16. Juli 1212 eine so fürchterliche Niederlage, daß hierdurch der Herrschaft der Afrikaner in Spanien der Todesstoß versetzt wnrde. Über 100000 Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt haben, unermeßliche Beute fiel in die Hände der christlichen Kampfgenossen, die aber auch bei dieser Gelegenheit den glänzenden Siegesruhm durch Grausamkeit und Fanatismus befleckten. — Nach dieser Schlacht eilte die Macht der Mohaden ihrem raschen Verfalle entgegen; wilde Anarchie herrschte in Andalusien, als Mohammed 1213 in seinem Palaste zu Marokko an Gift starb. Seine Nachfolger, teils Schwelger und Wüstlinge, teils blutige Tyrannen, vermochten die wankende Herrschaft weder in Andalusien noch in Afrika zu behaupten. Schon mit dem Tode Edris Abu Dibus im Jahre 1269 verschwinden die Mohaden aus der Geschichte; ihr Reich wurde in Afrika die Beute wilder Eindringlinge und sank unter diesen bald wieder in Barbarei zurück.

Alfons VIII., „der Edle“ war einer der bedeutendsten Herrscher seiner Zeit, auch als Staatsmann. Streng wachte er über die Rechtspflege, und die Wissenschaften fanden in ihm einen eifrigen Förderer. Auf Betreiben des Erzbischofs von Toledo errichtete er in Palencia 1212 die erste Universität Spaniens, an die er die berühmtesten Lehrer aus Frankreich und Italien berief.

Kastilien und Leon ein Reich.

Alfons hinterließ einen minderjährigen Sohn, Heinrich I. (Henriquez, 1214 bis 1217). Unter ihm wurde das Land in erbitterte Parteikämpfe gestürzt, da die Schwester Alfonsos, Berengaria, die geschiedene Gemahlin Alfons' IX. von Leon, sich

mit dem mächtigen Grafen Alvaro von Lara um die Vormundschaft stritt. Während dieser Wirren, in die auch noch der König von Leon verwickelt wurde, verunglückte Heinrich (6. Juni 1217); doch ging damit die Zeit der Unruhe nicht zu Ende. Erst nachdem der tapfere Alfons von Leon, der den Emir Aben Hud in der großen Schlacht bei Merida (1230) niedergeworfen hatte, auf einer Pilgerfahrt nach St. Jago gestorben war (23. September 1230), kam ein Vertrag zustande, kraft dessen sein Sohn von Berengaria, Ferdinand III., als König von Kastilien und Leon anerkannt wurde. Beide Staaten sollten fortan ein einiges, unzertrennliches Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten Sohn und erst in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die weibliche Linie übergehen. Damit war der eigentliche Grund zur Größe Kastiliens gelegt.

Beschränkung der Araber auf Granada, Murcia und Valencia.

Ferdinand III., der Heilige (1230—1252), zählt zu den weisesten und tapfersten Regenten, die den Namen Kastiliens zu hohen Ehren brachten. Auch unter ihm wurden die nur zeitweilig unterbrochenen Fehden und Kämpfe zwischen Christen und Mauren fortgesetzt. Im Jahre 1233 erfocht der ritterliche Alvaro Perez de Castro einen vielgefeierten Sieg bei Xeres de la Guadiana über ein mächtiges Heer des Aben Hud, und im Jahre 1236 eroberte Ferdinand selbst nach langer Belagerung die prachtvolle Kalifenstadt Cordova. Viele maurische Statthalter traten in Lehnsabhängigkeit von Kastilien, um die siegreichen Waffen Ferdinands von sich abzuwenden. Selbst der mächtige Emir von Granada, Mohammed Ibn Alhamar, bequemte sich





268. Münze Ferdinands III. von Kastilien.



269. Münze Alfons' des Weisen von Kastilien.

1246 dazu; auch das wundervolle Sevilla fiel zwei Jahre nachher in die Hände Ferdinands, und gegen die Mitte des Jahrhunderts reichte seine Herrschaft nach der Eroberung der Städte Xeres de la Frontera, Medina Sidonia, St. Lucar und Cadiz bis an die südliche Meeresküste.

Granada.

Von nun an behielten die Christen die Oberhand über die Moslemin, die in großen Scharen, teils nach Granada und den noch maurischen Landschaften Murciens auswanderten, teils nach Afrika übersetzten. Obwohl Granada von Kastilien abhängig war, gedieh das Emirat infolge seines außerordentlichen natürlichen Reichtums, seiner Industrie, seiner ausgedehnten Handelsthätigkeit und der hohen Bildung seiner Bewohner rasch wieder zu neuer Blüte. Dabei bewahrte sich Granada die eigenartigen maurischen Lebensformen, die ganze Romantik des Orients und eine ausgeprägte Liebe zur Wissenschaft und Kunst, besonders durch die Einwanderung vieler angesehenen und gebildeten Araber aus andern unter die Herrschaft der Christen geratenen Gegenden, während in den übrigen Städten des arabischen Spanien die Mohammedaner mehr und mehr die Lebensformen und die Religion der Sieger annahmen, ja viele vornehme Mauren nach der Taufe sich den spanischen Adelsgeschlechtern zugesellten. So erhob sich Granada zum letzten Stützpunkt des maurischen Wesens auf der Pyrenäischen Halbinsel.

Alfons X., der Weise (1252—1284), der nach der langen, ehren- und segensreichen Regierung seines Vaters den kastilischen Thron bestieg, war weniger auf Kriegsruhm und Erweiterung des Reichsgebietes bedacht, als auf Förderung edler Sitte und Gelehrsamkeit, indem er sich die ruhmvolle Vergangenheit des Kalifenhofes von Cordova zum Vorbilde nahm. Selbst reichbegabt und mit ansehnlichen Kenntnissen ausgerüstet,

nahm er selbst thätig und eifrig an den mathematischen und astronomischen Arbeiten seiner Gelehrten teil. Indes die verschwenderische Pracht seines Hofes und sein steigender Aufwand erschöpften nur zu bald seine verfügbaren Mittel. Noch höher stiegen seine Anforderungen, aber auch seine Geldnot, als er, sich stützend auf den Familienanhang seiner Mutter, der Hohenstaufischen Königstochter Beatrix, Ansprüche auf den erledigten römisch-deutschen Kaiserthron geltend machte, ohne doch mehr als den leeren Titel zu erkaufen (s. Bd. IV).

Erbstreit und Bürgerkrieg.

Ein schweres Verhängnis brach über sein Land und sein Haus herein durch den von ihm heraufbeschworenen Familien- und Erbschaftsstreit. Nachdem sein Erstgeborener, Ferdinand de la Cerda, im Kampfe gegen die Mauren den Tod gefunden hatte (1275), erklärte der König nach altspanischem Rechte seinen zweiten Sohn Sancho zum Erben des Reiches, obwohl Ferdinand zwei Söhne, Ferdinand und Alfons, hinterlassen hatte. Gegen diese Bestimmung trat nun deren Mutter, Blanca, Tochter Ludwigs IX., des Heiligen von Frankreich, auf. Sie beanspruchte die kastilische Krone für ihre Söhne und fand sowohl in ihrem Bruder Philipp III., wie in ihrer Schwiegermutter Jolanthe, einer Schwester Peters III. von Aragonien, kräftige Unterstützung. Hieraus entspann sich ein Krieg, der die Regierung Alfonsos überdauerte und die Macht Kastiliens schwächte. Das Volk verwilderte, der Adel gewöhnte sich an Trotz und Überhebung, und den Mauren fehlte es nicht an Gelegenheit, ihre Macht im Süden aufs neue zu befestigen. Der König von Frankreich suchte während mehrerer Jahre die Grenzgebiete von Navarra und Kastilien mit Krieg und Verheerungen heim, und als Alfons, nun auch mit seinem Sohne Sancho zerfallen, eine Teilung des Reiches vornehmen wollte, erhob sich ein großer Teil des Adels gegen ihn. Die Großen des Reiches erklärten auf einer Versammlung zu Valladolid Sancho zum Thronerben und Regenten und beauftragten ihn an Stelle seines Vaters mit der Regierung (1282). Alfons wandte sich nun an den Morabitenherrscher Abu Jussuf von Marokko um Hilfe, während sich Sancho mit dem Emir von Granada verband. So lagen Vater und Sohn in Hader und Kampf gegeneinander bis zu Alfons' X. Tode am 4. April 1284. Obwohl er Sancho enterbt, ja verflucht hatte, verblieb dieser doch im Besitz der Krone.

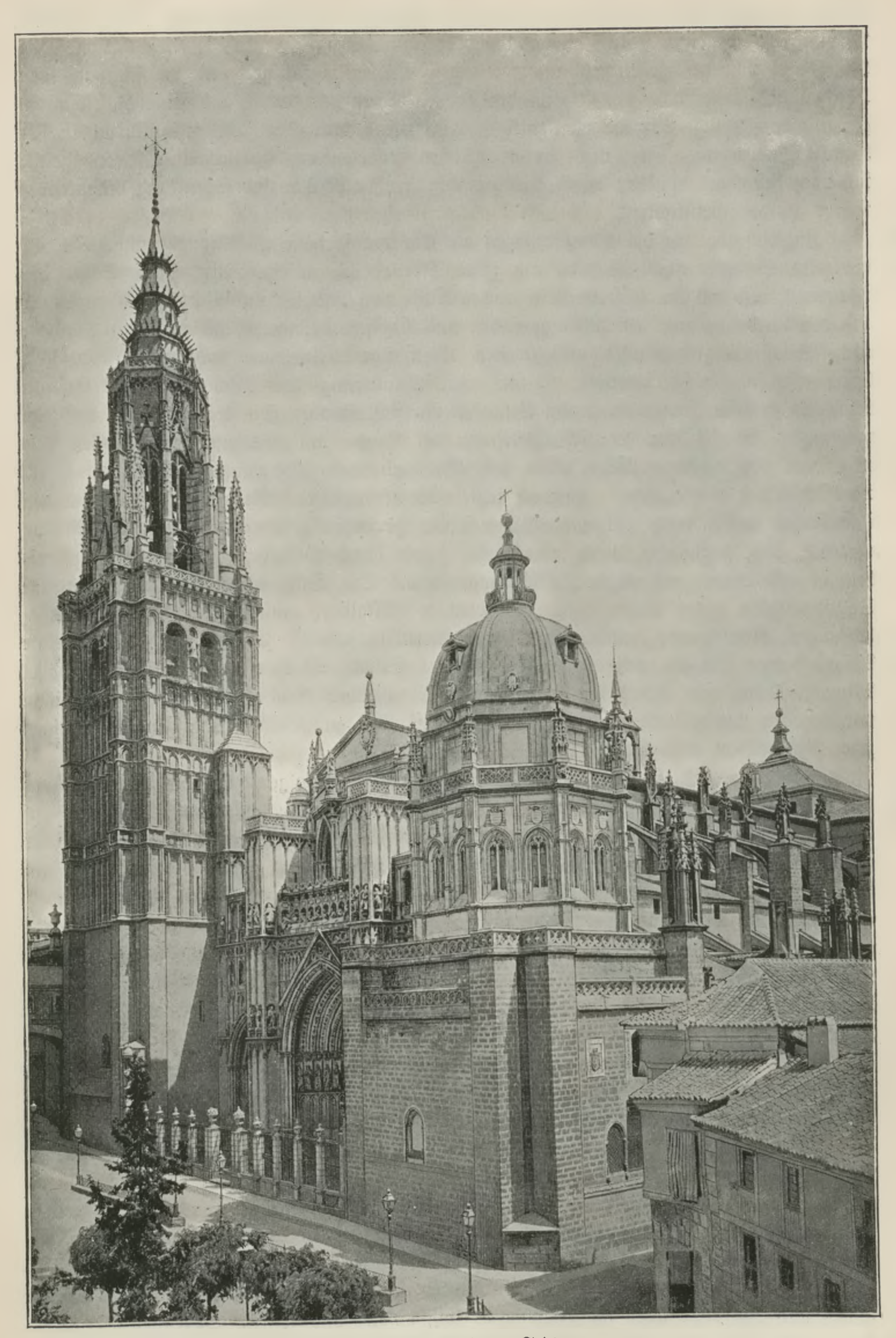
Portugal.

Ursprung der Grafschaft Portugal.

Von Kastilien und Leon nahm das Königreich Portugal seinen Ausgang unter Ferdinand I. von Kastilien (1037—67). Die Eroberung des Landes begann erst, indem Ferdinand nach der Einnahme von Coimbra (s. S. 612) die Grenzen seines Reiches bis zum Flusse Mondego ausdehnte und die eroberten Gebietsteile als Markgrafschaft Portugal (von der alten Hafenstadt Portus Cale, dem heutigen Porto, an der Mündung des Duero) einrichtete. Doch blieb der südliche Teil unter dem Namen Algarve noch im Besitz des arabischen Geschlechtes der Beni Alaftas in Badajoz. Alfons VI. von Kastilien übertrug 1093 die Markgrafschaft dem tapferen Grafen Raimund von Hochburgund (Franche Comté) für seine in den Maurenkriegen geleisteten Dienste, und als dieser die Verwaltung Galiciens übernahm, 1094 dessen Verwandten, dem Grafen Heinrich, dem Alfons seine natürliche Tochter Theresia zur Gemahlin gab. Während der wiederholten Kriege zwischen den Fürsten von Aragonien und Kastilien gelang es Heinrich, sich von Kastilien unabhängig zu machen, worauf er sich „von Gottes Gnaden Graf und Herr von Portugal" nannte.

Königreich Portugal.

Sein Sohn Alfons Heinrich I. (Henriquez, 1112—85) behauptete nicht allein diese Unabhängigkeit, sondern erweiterte auch seine Herrschaft durch erfolgreiche Waffengänge gegen die Araber. Nach dem glänzenden Siege bei Ourique (1139) über die vereinten Streitkräfte der fünf Emire von Badajoz, Elvas, Evora, Beja und Sevilla



270. Die Kathedrale von Toledo.

wurde er von seinen begeisterten Kriegern auf dem Schlachtfelde als „König von Portugal“ begrüßt. Auf einem Reichstage zu Lamego (1143) ließ Alfons den Königstitel von den geistlichen und weltlichen Großen bestätigen und empfing aus den Händen des Erzbischofs von Braga die Krone. Auch der Papst gab seine Zustimmung gegen eine jährliche Abgabe von zwei Mark Goldes, wenn er auch aus Rücksichten für Kastilien noch einige Zeit mit der öffentlichen Anerkennung zurückhielt. Alfons zeigte sich noch besonders dankbar durch Einräumung großer Rechte und Schenkung bedeutender Güter an die Geistlichkeit.

Eroberung von Lissabon.

Zugleich wurden die Kämpfe gegen die Mauren fortgesetzt. Alfons erstürmte 1147 die feste Sarazenenstadt Santarem (Sta. Irene) am untern Tajo, „den Schild der Mauren“, und als um dieselbe Zeit an der Küste von Galicien und Portugal Kreuzfahrer aus den Niederlanden, den Rheingegenden und Westfalen landeten, die auf dem Seewege nach Palästina ziehen und am zweiten Kreuzzuge teilnehmen wollten (s. Bd. IV), ließen sie sich leicht bewegen, Alfons zur Eroberung der Maurenstadt Lissabon behilflich zu sein, zumal da große Beute in Aussicht stand. Die Stadt wurde von den vereinigten Streitkräften der Christen von der Land- und Seeseite eingeschlossen und trotz dem verzweifelten Widerstande der Moslemin nach viermonatiger Belagerung am 25. Oktober 1147 erobert. Hierauf setzten die Kreuzfahrer mit reicher Beute beladen ihre Fahrt weiter fort, während Alfons seinen Herrschersitz von Coimbra nach Lissabon verlegte, das, begünstigt durch seine Lage, sowie durch Gewährung weitgehender Freiheiten, bald einen großartigen Aufschwung nahm. Die Mauren behielten ihre rechtliche Selbständigkeit unter ihrem eignen Oberrichter (Alkalde), mußten sich aber zu Dienstleistungen, Kopfsteuer, Zehnten und Grundsteuer verstehen. Einige Zeit darauf reihte Alfons seinen Siegen noch die Eroberung der Städte Alcazar do Sal, Beja, Evora, Moura, Serpa und Elvas an, wodurch die Grenze des Reiches bis an den Guadiana vorgeschoben wurde, und auch in Portugal entstanden zur Bekämpfung der Ungläubigen zwei Ritterorden, von Evora 1166 und Avis 1181.

Fortschritte gegen die Araber und Kirchenzwist.

Sancho I. (1185—1211), Alfonsos Sohn und Nachfolger, setzte die Kämpfe wider die Mauren im Süden (Algarve) fort, verwandte aber zugleich große Sorgfalt auf die innere Kräftigung seines Reiches, wobei er jedoch weniger auf den Beistand der Geistlichkeit und den Segen des Papstes seine Hoffnungen setzte, als vielmehr auf Heranziehung eines freien Bürgertums und eines gesunden, kräftigen Bauernstandes. Er sorgte vor allem für den Wiederaufbau der zum Teil von den Mauren verlassenen und nun verfallenden Städte und bevölkerte sie mit christlichen Ansiedlern, denen er wertvolle Rechte und Freiheiten einräumte. Dem Ackerbau und der Bepflanzung verödeter Landstriche widmete er eine so eifrige Pflege, daß er sich den ehrenden Beinamen „der Bauernfreund“ erwarb. Entschlossen wahrte Sancho sein Recht gegenüber dem Papst und dem Bischof von Porto und Coimbra. Als dieser Würdenträger den Bann über den König aussprach, ließ Sancho den Prälaten gefangen setzen. Erst gegen das Ende seines Lebens söhnte er sich mit der Kirche wieder aus.

Alfons II., sein Sohn, genannt „der Dicke“ (1211—23), regierte in demselben Geiste. Er trat dem Papste Innocenz III., der in einem Streite des Königs mit seinen im väterlichen Testamente zu reichlich bedachten Schwestern deren Partei ergriffen hatte, mit solcher Kraft entgegen, daß der Papst den von seinen Legaten gegen den König geschleuderten Bann wieder aufhob. Ebenso entschieden hielt er Würde und Ansehen gegenüber dem Erzbischof von Braga aufrecht, und als der erzürnte Prälat Bann und Interdikt über ihn verhängte, ließ er ihn aus seinem Sprengel vertreiben. Es versteht sich von selbst, daß ein so thatkräftiger Fürst sich auch nicht lässig bei Bekämpfung des Erbfeindes der Christen zeigte. Im Oktober 1217 bediente auch

Alfons II. sich niederländischer Kreuzfahrer, die im Hafen von Lissabon angelegt hatten, zur Wiedereroberung der wichtigen festen Stadt Alcazar do Sal, die nach blutigem Ringen in die Hände der Mauren zurückgefallen war, und die er nun den Rittern von St. Jago zum Lohn für ihre bei dieser Gelegenheit bewiesene Tapferkeit überließ. Als Rache für die Schädigungen der Christen ward die maurische Einwohnerschaft des geplünderten Platzes zum großen Teil niedergemacht, wiewohl Sancho sonst seine maurischen Unterthanen wegen ihrer Betriebsamkeit und ihres Eifers bei Errichtung und Erhaltung zahlreicher Nützlichkeitsbauten in allen Teilen des Königreiches schätzte.

Sancho II. (1223—45) gelangte zur Regierung, während noch Bann und Interdikt auf König und Reich lasteten. Von andrer Sinnesart als seine Vorgänger, schloß er 1223 auf einem Reichstage zu Coimbra ein Konkordat mit der Kirche, durch das dem Klerus weitgehende Rechte eingeräumt wurden. Hierauf entriß er den Arabern Elvas, Mertola, Tavira und andre Plätze. Der Papst begünstigte diese Kämpfe in jeglicher Weise, indem er sie für einen „heiligen Krieg“ erklärte, der nicht minder verdienstlich sei wie ein Kreuzzug nach dem Heiligen Lande. Als aber Sancho die immer weitergehenden Ansprüche und Übergriffe der Geistlichkeit zurückwies und den geistlichen Stand in bürgerlichen Rechtshändeln den königlichen Gerichten unterordnete, da stellte sich der Papst auf die Seite seiner Gegner und erklärte, insbesondere auf die verräterischen Umtriebe der Erzbischöfe von Braga, Porto und Coimbra hin, den König für abgesetzt. Sancho, zu schwach, um Widerstand zu leisten, floh zum Könige Ferdinand III., dem „Heiligen“, von Kastilien nach Toledo, wo er zwei Jahre später, im Januar 1248, starb.

Alfons III. (1248—79), sein Bruder, der als Günstling der päpstlichen Partei nach der Flucht Sanchos als Reichsverweser die Regierung geführt hatte, legte sich nun nach dessen Tode den Königstitel bei. Er bekämpfte die Mauren gleichfalls und mit bestem Erfolge, so daß sich gegen Mitte des Jahrhunderts ganz Algarbien (Algarve) im Besitze der Christen befand. Daher nannte sich Alfons „König von Portugal und Algarve“. Die Mauren blieben seine zinspflichtigen Unterthanen, deren Eigentum, Religion und Gesetze er unangetastet ließ. Sie trugen namentlich zur Hebung des Acker- und Gartenbaues bei, wie auch in den verödeten Städten neue Bewohner angesiedelt wurden. Durch zahlreiche weise Einrichtungen und wohlthätige Gesetze gelang es, das neueroberte Gebiet mit dem Stammlande allmählich völlig zu verschmelzen. Die Lehnsansprüche Kastiliens auf die gewonnenen Landesteile wußte Alfons durch kluge Unterhandlungen auf friedlichem Wege zu beseitigen. Eroberung von Algarbien.

Hatte nun auch Alfons seine Thronbesteigung der Geistlichkeit zu verdanken gehabt, so waren ihm doch jetzt, nachdem er so große kriegerische und politische Erfolge errungen und seine Macht befestigt hatte, die gegen sie eingegangenen Verpflichtungen lästig geworden. Er suchte sich der bisherigen Abhängigkeit von der päpstlichen Macht zu entziehen, fand aber im Volke den heftigsten Widerstand und sah sich schließlich 1277 gleich seinem Vorgänger mit dem Banne belegt. Erst auf dem Totenbette söhnte er sich mit der Kirche aus. Der Grund zu Portugals künftiger Größe war gelegt.

Katalonien.

Das östliche Spanien, das Gebiet des Ebro, stand während dieser Jahrhunderte noch ganz selbständig neben den Hochlanden der Mitte und des Westens und machte seine besondere Entwickelung durch, die es oft mit Frankreich in engere Beziehungen brachte, als mit Kastilien, und erst allmählich einen größeren staatlichen Zusammenhang begründete. Den Ursprung christlicher Gemeinwesen bildete hier die von Karl dem Großen gegründete Spanische Mark (s. S. 347).

Die Markgrafschaft Barcelona.

Nachdem Wifrid der Haarige (gest. 907) seinem Hause den erblichen Besitz der Grafschaft Barcelona erworben hatte, nahm die Markgrafschaft Barcelona einen kräftigen Aufschwung unter Ramon Berengar I. (1035—76). Die Verwirrung nach dem Erlöschen der Omajjaden gab ihm Gelegenheit, seinen Besitz zu befestigen und auszudehnen. Im Norden der Pyrenäen erwarb er durch Kauf und Verträge die Grafschaft Carcassonne und mehrere feste Plätze und Ortschaften im Gebiete von Narbonne und Toulouse. Im Innern förderte Ramon Berengar im Verein mit seiner Gemahlin Almodis eifrig die cluniazensische Kirchenreform und den Gottesfrieden und machte das Bistum Barcelona, wo 1058 ein neuer prachtvoller Dom eingeweiht wurde, zum kirchlichen Mittelpunkte nicht nur der Markgrafschaft, sondern auch der noch unter arabischer Herrschaft stehenden Christen im nordöstlichen Spanien. Zugleich wurden auf mehreren Reichsversammlungen die Landesgesetze aufgestellt, die unter dem Namen der „Bräuche von Barcelona" (usatici Barchinonenses, Usages) die Grundlage für die spätere freie Verfassung Kataloniens wurden.

Machterweiterung über die Pyrenäen u. gegen die Araber.

Leider wurden die Erfolge Berengars nach seinem Tode zum Teil wieder rückgängig gemacht, indem seine beiden Söhne sich um das väterliche Erbe stritten und viel Unheil über das Land brachten. Der ältere, Ramon Berengar II., kam auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem um, der jüngere fiel 1082 durch Mörderhand. Dessen Sohn, Ramon Berengar III. (1082—1131), bestieg hierauf den Thron und wußte durch Klugheit und Tapferkeit, gleich seinem Großvater, den Besitzstand Barcelonas auszudehnen und die Markgrafschaft zu noch höherer politischer und kirchlicher Selbstständigkeit zu erheben. Sowohl glückliche Waffenerfolge wie nicht minder seine Vermählung mit der reichen Gräfin von Provence und Rouergue, sowie diejenige seiner Tochter mit dem Grafen von Besalu boten Veranlassung und Gelegenheit zur Erweiterung seines Gebietes zu solchem Umfange, daß er sich „Von Gottes Gnaden Markgraf von Barcelona und Spanien, Graf von Besalu und Provence" nennen und den reichsten und mächtigsten Fürsten der romanischen Welt zugezählt werden durfte. Gegen die Araber half er 1114/15 den Pisanern Iviza und Majorca erobern (s. S. 534); vor allem aber ließ er durch eine päpstliche Bulle vom März 1118 das den Arabern entrissene Tarragona zum Sitze eines Erzbistums für das ganze nordöstliche Spanien erheben, dadurch die dortigen Bistümer aus dem bisherigen Verbande mit Narbonne lösen und dem neuen Erzbistum große Besitzungen zusprechen, die erst den Arabern abgenommen werden mußten. Dadurch wurde der Krieg gegen diese zu einem im unmittelbaren päpstlichen Auftrage geführten und wurden allen Teilnehmern dieselben Gnaden zugesichert, deren die Kreuzfahrer in Syrien genossen. — Vor seinem Tode verfügte Berengar III., daß von seinen beiden Söhnen der ältere die Spanische Mark oder Katalonien, der jüngere die Provence und die Besitzungen im Norden der Pyrenäen erhalten sollte.

Vereinigung mit Aragonien.

Ramon Berengar IV. von Barcelona verlobte sich mit Petronella, der Tochter Ramiros II. von Aragonien und der Gräfin Ines von Guyenne und Poitou. Als bald darauf Ramiro II., „der Mönch", ins Kloster ging (1137), wurde dem Markgrafen die vormundschaftliche Regierung über Aragonien übertragen, bis das Alter der Braut die Verheiratung gestatten würde. Die Ehe Ramons und Petronellas hatte unter ihrem Sohne Alfons II. die bleibende Vereinigung Aragoniens und Kataloniens zur Folge, so daß die weitere Geschichte Kataloniens mit derjenigen Aragoniens verflochten ist.

Navarra.

Navarra Königreich.

Dieses Gebirgsland bildete ursprünglich einen Teil der Spanischen Mark. Zu der Zeit, als die Herrschaft der Karolinger zerfiel und die Araber durch innere Kämpfe von der Fortsetzung ihrer Eroberungskriege abgehalten wurden, dehnten Stammeshäupt-

linge der Westpyrenäen und der Baskischen Berge ihre Herrschaft nach allen Seiten aus, so daß schließlich Sancho Garcias (905—925), nachdem er Pampelona und das Gebiet am Aragon erobert hatte, sich den Titel eines Königs von Navarra beilegte. Während seiner zwanzigjährigen Regierung brachte er durch glückliche Kriege gegen die Mauren alles Land am oberen Ebro an sich und gründete zur Verherrlichung seiner Unternehmungen auf der Südseite des Flusses das Kloster Albalda.

Vorübergehende Machterweiterung.

Sein Sohn Garcias (925—970) verfolgte dieselben Ziele; geschützt durch die unzugänglichen Gebirge und Schluchten des unwirtlichen Landes, gelang es den Basken stets, über alle feindlichen Angriffe zu triumphieren. Zu größtem Ansehen gelangte Navarra unter Sancho III. Mayor (970—1035), der nach der Ermordung seines Schwagers Garcias sich des nördlichen Kastilien bemächtigte und nach Niederwerfung des Königs Bermudo III. von Leon, sowie nach Verdrängung der Araber aus ihren nördlichen Sitzen über ein Reich gebot, das von den Pyrenäen bis an die Grenze Galiciens reichte. Er nannte sich König von Pampelona, Aragon, Sobrarbe, Kastilien und Leon. Ungeachtet aller Anstrengungen, die er zur Aufrichtung dieser Herrschaft gemacht hatte, zersplitterte er sie, von den Anschauungen seiner Zeit beherrscht, wieder durch die Teilung der einzelnen Ländergebiete unter seine Söhne. Bei seinem Tode erhielt der Erstgeborene, Garcias, Navarra und Biscaya, der zweite Sohn, Ferdinand, die Grafschaft Kastilien, Gonzalo die Landschaften Sobrarbe und Ribagorza und sein natürlicher Sohn Ramiro die Grafschaft Aragon.

Sancho IV. wurde im Jahre 1076 durch seinen Vetter Sancho Ramiro von Aragonien seines Landes beraubt und Navarra mit diesem Königreich vereinigt. Doch war die Verbindung nur locker; Navarra behielt seine eignen Gesetze und eine gewisse Selbständigkeit, die zu manchen Zeiten in völlige Trennung unter eignen Königen überging.

Navarra wieder selbständig.

Nach dem Tode Alfons I. von Aragonien bildete Navarra (1134) unter Garcias IV. wieder ein unabhängiges Königreich, fiel aber 1234 nach dem Tode Sanchos VII., der keinen Sohn hinterließ, als Erbe an den Grafen Thibaut III. (oder Theobald) von Champagne, der eine neue französische Dynastie begründete. Sein Sohn Thibaut VI. von Champagne bestieg als Thibaut oder Theobald I. (1234—53) den Thron von Navarra. Allein weder er noch sein ihm folgender Sohn Theobald II. (1253—70), die zu sehr in die Kreuzzüge verflochten waren, kümmerte sich viel um ihr kleines pyrenäisches Königreich.

Mit Theobalds II. Bruder Heinrich I. (1270—74) starb die männliche Linie ihres Hauses aus, und Navarra kam durch die Tochter Heinrichs, Johanna I., die sich (1280) mit dem nachmaligen Könige Philipp IV., dem Schönen, vermählte, an Frankreich.

Aragonien.

Ursprung.

Auch dieses Reich hat seinen Ursprung aus einer kleineren Grafschaft genommen, aus Aragon, die anfangs zur Spanischen Mark gehörte, später unabhängig geworden war. Als der erste Graf wird Azenar, ein Sohn des aquitanischen Herzogs Eudo, genannt. Nach Erlöschen seines Hauses kam Aragonien durch Erbschaft an die Könige von Navarra, von denen Sancho III. Mayor bei der Teilung seiner Länder Aragonien seinem natürlichen Sohne Ramiro I. zuwies (s. oben).

Aragonien Königreich.

Ramiro I. (1035—63) erweiterte sein Gebiet durch Erwerbung von Sobrarbe und folgte dem Beispiel andrer Landesherren, indem er sich den Titel eines Königs von Aragonien beilegte. In seiner Fürsorge für das Ansehen der Kirche stand er den früheren Grafen nicht nach. Sein Tod entsprach seinem Leben: er fiel im Kampfe gegen die Ungläubigen bei Belagerung von Grados, nachdem er vergeblich dahin

getrachtet hatte, das wichtige Saragossa in seine Gewalt zu bringen. Sancho I., sein Sohn (1063—94), ein tapferer, unternehmender Fürst, setzte den vom Vater begonnenen Krieg fort, verdrängte die Mauren vollends aus den Berglandschaften von Aragonien, Sobrarbe und Ribagorza, und eroberte 1065 die wichtige Stadt Barbastro. Im Jahre 1076 bemächtigte er sich des Königreichs Navarra, das er mit Aragonien vereinigte (s. S. 625). Als er aber die Stadt Huesca, die mit dem umliegenden, durch zahlreiche Burgen befestigten Gebiete sich wie ein Keil in das aragonische Staatengebiet hinein erstreckte und die nördlichen Teile von den südlichen trennte, das feste Bollwerk der Araber in dieser Gegend, in seine Gewalt bringen wollte, fand er bei der Belagerung durch einen Pfeilschuß seinen Tod.

Eroberung von Saragossa.

Sterbend hatte Sancho I. seinem tapferen Sohne Peter I. (Pedro, 1094—1104) die Eroberung Huescas ans Herz gelegt. Ein glänzender Sieg Peters bei Alcoraz brach den Widerstand der Araber, und Huesca fiel 1096 in die Hände der Christen. Peters Nachfolger, Alfons I., „Batallador" (der Schlachtenlieferer, 1105—34), eroberte nach siebenmonatiger Belagerung am 18. Dezember 1118 auch Saragossa und erhob es zur Hauptstadt Aragoniens. Aber die Moslemin, die den Verlust des wichtigen Punktes schwer empfanden, vereinigten sich zu gemeinsamem Widerstande und siegten unter ihrem tapferen Oberfeldherrn Jachja Ibn Gania in der Schlacht bei Fraga 1134, mit der Alfons sein Heldenleben schloß. Tiefgebeugt durch diese schwere Niederlage und aufgerieben von den großen Anstrengungen sank er aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Nach andern Berichten fiel er vor Fraga bei einem Ausfalle.

Vereinigung mit Katalonien; der Ritterorden von Calatrava.

Da Alfons keine Kinder hinterließ, so hatte er letztwillig verordnet, daß seine sämtlichen Landesteile an den christlichen Ritterorden der Hospitaliter von Jerusalem (Johanniter) übergehen sollten, eine Bestimmung, die indessen zu sehr gegen die Interessen des Landes verstieß, als daß sie eingehalten worden wäre. Vielmehr erhoben die Aragonier in der „königlichen Stadt" Jaca einen Bruder Alfonsos, Ramiro (1134—37), der bis dahin im Kloster gelebt hatte, auf den Thron, während die Navarresen sich von Aragonien lossagten und in Pampelona einen Sprossen ihres eignen Fürstenhauses, Garcias VI., zum König wählten. Wie durch Ramiros Tochter Petronella Aragonien an Ramon Berengar IV. von Barcelona (Katalonien) kam, haben wir berichtet. Als Ramiro 1137 ins Kloster zurückkehrte, übernahm Ramon zunächst die vormundschaftliche Regierung über Aragonien und suchte der letztwilligen Verfügung Alfons' I. insofern Genüge zu leisten, als er nach dem Vorbilde des Templerordens 1158 den Ritterorden von Calatrava „zur Verteidigung der Kirche und zur Bekämpfung der Mauren in Spanien" gründete und unter den Großmeister der Johanniter von Jerusalem stellte. Reiche Schenkungen brachten den Orden bald zu hoher Blüte, und die Ordensbrüder fanden durch Bekämpfung der Mauren in deren reichen Städten die erwünschte Kriegsbeute und darin einen Sporn zu weiteren Eroberungszügen.

Aragoniens Machtstellung.

Alfons II. (1162—96), der Sohn Ramon Berengars IV. von Barcelona, trat nach des Vaters Tode die Herrschaft über das vereinigte Königreich Aragonien und Katalonien an. Durch glückliche Kriege sowie durch Erbschaft dehnte er seine Gewalt über einen großen Teil des südlichen Frankreich bis zur Rhone aus, so daß Aragonien nunmehr als zweite christliche Macht Spaniens neben Kastilien trat. Von den vier Söhnen folgte ihm der Erstgeborene, Peter II., „der Katholische" (1196—1213), in der Regierung. Kurz nach seiner Thronbesteigung unternahm dieser eine Romfahrt und ließ sich von Papst Innocenz III. krönen. Dagegen schwur Peter dem Papste Treue und verpflichtete sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs. Allein gemäß den in Aragonien gültigen Satzungen stand dem Könige keinerlei Recht zu, über die öffent-

lichen Einkünfte zu verfügen. In den Cortes von Huesca protestierten die Vertreter des Landes gegen das Vorgehen des Königs, erklärten den Vertrag für null und nichtig, und der Tribut blieb unbezahlt. — Als Gebieter von verschiedenen französischen Landschaften sah sich Peter in die Kriege mit den Albigensern verwickelt. Er verbündete sich mit seinem Schwager, dem Grafen Raimund von Toulouse, fand aber in der Schlacht vor dem Schlosse Murnt am 13. September 1213 seinen Tod (s. Bd. IV).

Jakob (Jayme, Jago, 1213—76), der einzige Sohn Peters II., war noch minderjährig, als er seinen Vater verlor; er mußte sich, nachdem das Reich während langer Jahre die Beute habgieriger, miteinander streitender Anverwandten geworden war, die Krone erst erkämpfen. Vor allem war es sein Oheim Ferdinand, dessen ehrgeizige Umtriebe ihm die Besitzergreifung des Thrones erschwerten. Ferdinand bemächtigte sich sogar der Person des jungen Prinzen, allein dieser wußte zu entkommen und unternahm an der Spitze der aragonischen und katalonischen Ritterschaft einen kühnen Zug gegen die Mauren, durch den er sich den stolzen Beinamen des „Eroberers" erwarb. Nun unterwarf sich auch sein Oheim Ferdinand, und Jakob sah sich im Vollbesitze der Macht.

Eroberung der Balearen und von Valencia.

Nun unterwarf er nach vierjährigem Kampfe (1229—34) die Insel Majorca und die übrigen Balearen, die als Hauptsitz des arabischen Seeräuberwesens im Mittelländischen Meere besonders für den beträchtlichen Handel der Katalonier eine beständige Gefahr waren. Den neuen Besitz suchte er dadurch zu sichern, daß er katalonischen Rittern Lehnsgüter dort anwies. Von noch größerer Wichtigkeit für die Zukunft des Aragonischen Reiches war die ruhmreiche Eroberung Valencias am 28. September 1238, ein Verlust, der die Mauren um so schmerzlicher traf, als kurz darauf noch die Eroberung von Xativa und Denia folgte.

Jakobs Gesetzgebung.

Jakob, einer der hervorragendsten Fürsten des Jahrhunderts, hat nicht nur den Ruhm an seinen Namen geknüpft, aus dreißig Schlachten meist als Sieger hervorgegangen zu sein, er verdient auch als humaner und weiser Regent gepriesen zu werden; denn er erwies den unterworfenen Feinden Duldung, Schonung und Rücksichten. Seinen Eifer für den Christenglauben hat er durch Gründung von gegen 200 Kirchen in den eroberten Ländern dargethan, aber er ließ die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der besiegten Mauren unangetastet. Großes Lob gebührt ihm auch als Gesetzgeber; von ihm rührt die erste Sammlung der aragonischen Gesetze her; zu gleicher Zeit legte er den Grund zu dem Seerecht Kataloniens; auch die freie Verfassung Barcelonas und eine neue staatliche Ordnung in Valencia ist sein Werk. Nicht minder fanden Dichtkunst und Geistesbildung an seinem glänzenden Hofe sorgsame Pflege.

Unglücklicherweise ließ sich Jakob dazu verleiten, schon zu Lebzeiten sein Reich unter seine Söhne zu teilen. Schließlich blieben jedoch die Hauptländer Aragonien, Katalonien und Valencia in der Hand seines Sohnes, Peters III, vereinigt.

So war noch vor dem Ausgange des 13. Jahrhunderts fast die ganze pyrenäische Halbinsel in den Besitz christlicher Staaten übergegangen und die arabische Herrschaft auf einen kleinen Teil Andalusiens, das Königreich Granada, beschränkt.

Kultur der christlichen Lande.

Macht des kirchlichen Gedankens.

In keinem Lande Europas waren die kirchlichen Gedanken zu höherer Macht und größerem Einfluß gelangt, wie in Spanien. Hier zuerst war der Kampf wider die Ungläubigen als Pflicht des ritterlichen Adels hingestellt worden, und seit dem Beginn der Kreuzzüge bildete er nur einen Teil des allgemeinen Weltkrieges der Christenheit gegen den Islam. Mit allen geistlichen und materiellen Mitteln förderte die Geist-

lichkeit die heiligen Streiter; denn jeder Sieg, jede Erweiterung der christlichen Herrschaft über maurisches Gebiet durfte als ein Gewinn an Macht und Einfluß für sie selbst angesehen werden. Durch Schenkungen, Beuteanteile und Erwerbungen in den eroberten Gebieten gelangten zahlreiche Bistümer zu unermeßlichem Reichtum und übten einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Wie von einer Orakelstätte aus wurden von dem einstigen Apostelsitz von St. Jago oder der Johannesabtei von Peña in Aragonien aus die heiligen Kriegszüge unternommen; hier legten die Könige Gelübde ab, hier erflehten die Streiter den Segen der Geistlichen, und dem Gebete der Priester schrieben sie den Erfolg ihrer Waffen mehr zu als ihren rüstigen Armen. Daraus erwuchs freilich auch ein blinder Fanatismus gegen Mohammedaner und Juden, wie er sonst in Europa nicht seinesgleichen hat, und die Ketzerverfolgungen fanden ihren fruchtbarsten Boden auf der Iberischen Halbinsel. Mit eigner Hand zündete einst König Ferdinand III., der „Heilige", von Kastilien in Palencia den Scheiterhaufen an, auf dem ein Häretiker endete; die bluttriefendsten Feinde der Albigenser waren die Spanier; auch der Dominikanerorden, der sich die Ausrottung der Ketzer mit Feuer und Schwert zum Ziele setzte, ward von einem Spanier, Dominicus, 1215 gestiftet (s. Bd. IV).

Die weltlichen Stände.

Nächst der Kirche übte der **Adel** die größte Macht. Die Berglandschaften Kastiliens und Aragoniens waren mit Ritterburgen und Festungen übersäet, an deren Fuß die Zinsbauern und Leibeigenen im Dienste ihrer Herren in harter Arbeit das Land bebauten. Auch die Städte bildeten sich meist unter dem Schutze adliger Burgen. Der Kern des Adels stammte aus den alten westgotischen Geschlechtern, die sich zur Zeit der arabischen Besitzergreifung in den nördlichen Gebirgsgegenden festgesetzt hatten. Durch eigne Gerichtsbarkeit und hohe Ehrenrechte (honores) ausgezeichnet, umgaben die Großen den König als Gleiche und Ebenbürtige und stellten sogar in manchen Fällen ihre Macht der des Königs entgegen. In Kastilien traten vor allen andern die Adelsgeschlechter der **Lara** und **Castro** hervor. In Aragonien hießen die Häupter des Adels **Ricoshombres** (reiche Herren), die sich später, als die Könige die Macht ihrer Vasallen zu brechen und neue Ritter den alten Geschlechtern ebenbürtig zur Seite zu stellten suchten, in „Ricoshombres de Naturalezza" und „de Mesmada" schieden. Diesen Rittern, die zum Teil auch aus fremden Ländern, namentlich aus Frankreich einwanderten, wurden auf den neu eroberten Gebieten größere oder kleinere Güter mit arabischen Zinsbauern angewiesen. Freilich ging dabei der blühende Zustand des eroberten Landes rasch dem Verfalle entgegen, da die neuen Besitzer nur auf Krieg und Waffenthaten Bedacht nahmen. Die ganze Einrichtung der christlichen Staaten war eine ritterlich-militärische. Spanien war im wesentlichen ein Land der Kirche, des Adels und der Bauern. Nur in den Seestädten, hauptsächlich Kataloniens, kam zeitig ein wohlhabender Stand von **Kaufleuten**, Seefahrern und Gewerbetreibenden empor, der sich bürgerliche Rechte und Freiheiten erwarb und Güter ansammelte, die bald denen des Adels und der Kirche nahe kamen.

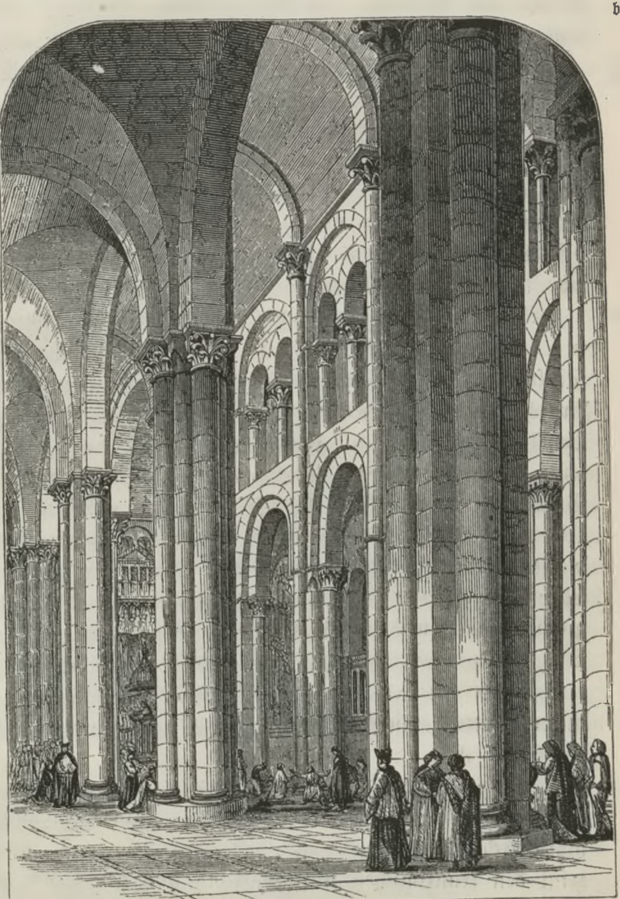
Die Cortes u. die Städte.

Da der Krieg alles Interesse in Anspruch nahm und nur Tapferkeit die Führerschaft erwerben und behaupten konnte, so entstand im spanischen Volke ein männliches Selbstgefühl und ein stolzes Bewußtsein der Gleichberechtigung, das dem spanischen Verfassungsleben im Mittelalter seinen Stempel aufdrückte. Zum Schutze gegen die Mauren genügten die vereinzelten Burgen nicht; es bedurfte vielmehr fester Städte, die sich selber raten und schützen mußten, sich selber regierten und die Sicherung ihrer Rechte in die Hand nahmen. So entstanden die **Fueros** der einzelnen Städte und Landschaften. Am vollkommensten entfaltete sich dieses Verfassungsleben in Aragonien, wo die Bürger von Saragossa schon 1118 die Rechte des niederen Adels erwarben und

seit 1133 städtische Abgeordnete auf dem Reichstage (Cortes) erschienen. Auf diesem überwogen in Aragonien der niedere Adel und die Bürger, im städtearmen Kastilien der hohe Adel und die Geistlichkeit. Die Cortes berieten alles, was die Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches, die Gesetzgebung und Besteuerung berührte. Aus den katalonischen Cortes ging z. B. das wichtige Handelsrecht Barcelonas hervor, aus dem sich allmählich ein allgemeines Handels- und Seerecht entwickelte, das dem kommerziellen Aufschwunge Kataloniens wesentlich Vorschub leistete.

Geistesbildung.

Die Spanier verwendeten ihre Thatkraft hauptsächlich auf den Krieg, sowie auf den Ausbau ihrer Verfassung und auf Sicherung ihrer staatsbürgerlichen Rechte. Kunst und Wissenschaft gediehen unter dem Waffengetöse nicht, und so blieb das Kulturleben der christlichen Staaten weit hinter dem der Araber zurück. „Vergebens fragt man nach höheren Gütern des Geistes oder nach Veredelung des alltäglichen physischen Bedürfnisses; Genuß der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmackes und der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit und seine Ahnen stolz, bewahrte der Aragonier Bürgeradel und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit seinen Enkeln, nicht in Lied und Gesang, sondern vermittelst Erforschung, Auslegung und Verteidigung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksgeschichte. Von einer eigentümlichen Poesie ist daher hier nicht die Rede, aber Jurisprudenz und Historie hat Aragonien gepflegt wie Rom; zu allen Zeiten hat es Staatsmänner und Rechtsgelehrte von großer Bedeutung gehabt.“ Der Sinn für tieferes Forschen und Wissen erwachte unter den Spaniern nur langsam. Die Universität Palencia ging bald wieder ein, und eine neue entstand erst unter Ferdinand III. und Alfons X. in Salamanca (bestätigt 1255), blieb auch bis Ende des 13. Jahrhunderts die einzige Hochschule der ganzen Halbinsel.



271. Inneres der Kathedrale von San Iago di Compostela.

Volksdichtung.

Am ehesten erhoben sie sich in der Poesie nach fremden Mustern zu bedeutenden Leistungen, und namentlich die Katalonier und Aragonier nahmen regen Anteil an der provençalischen Dichtung. Die Troubadours fanden freundliche Aufnahme nicht nur an den Höfen der Könige, sondern auch auf den Burgen der Großen.

Die ältesten spanischen Volkslieder, bekannt unter dem Namen Romanzen, waren epischen oder episch-lyrischen Charakters; sie hatten hauptsächlich die Thaten der Helden in dem großen Rassen- und Glaubenskampfe gegen die Araber zum Inhalt. Die berühmtesten dieser Romanzen sind die, welche die Thaten und Schicksale des Cid el Campeador verherrlichen. Das älteste Epos der spanischen Litteratur ist das „Poema de Cid", das in der Mitte des 12. Jahrhunderts nach dem Muster der französischen chansons de geste entstand und aus alten Volksliedern hervorgegangen ist, welche die Thaten und Abenteuer des Nationalhelden schildern. Außerdem sind aus dem 13. Jahrhundert verschiedene Heiligen- und Marienlegenden erhalten.

Kastilianische Kunstdichtung und Prosa.

Besonders durch den Einfluß Alfons' X., des Weisen, von Kastilien, entwickelten sich sehr frühzeitig eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie und die kastilianische Prosa. Er ließ die Landesgesetze aus der lateinischen Sprache in die Landessprache übertragen, veranlaßte eine Bibelübersetzung sowie die Abfassung einer „Weltchronik", der Geschichte der Kreuzzüge und einer spanischen Chronik in der Landessprache. Auch auf seine Nachfolger wirkte er anregend. So schrieb sein Sohn Sancho IV. ein moralphilosophisches Werk für seinen Sohn Ferdinand IV., und dessen Sohn Alfons XI. verfaßte eine Reimchronik und ließ mehrere Prosawerke in der Landessprache abfassen.

Portugiesische Dichtung.

Auch in Portugal standen die frühesten poetischen Erzeugnisse unter dem Einflusse der provençalischen Kunstpoesie. Das Portugiesische, eine weichere Schwestersprache der kastilischen, auf die seit der Thronbesteigung eines burgundischen Herrscherhauses das Französische einen gewissen Einfluß gewann, tauchte zuerst im 12. Jahrhundert als Schriftsprache auf, und zwar in epischen Liedern, die, gleich den spanischen aus derselben Zeit, die Kämpfe altportugiesischer Helden gegen die Araber feierten und sich im Gedächtnisse des Volkes erhielten. Zu den wenigen, zum Teil nur in späteren Umbildungen oder Nachdichtungen erhaltenen Romanzen gehören „As trovas dos Figueiredos", die eine ritterliche That des Goesto Ansur (im 8. Jahrhundert) feiern, sowie einige Lieder vom Ritter Gonzalo Henriquez, der im 12. Jahrhundert als eine Art von portugiesischem Cid (wie auch sein Beiname tragamouro, „Maurenverschlinger", andeutet) lebte. Doch schon unter dem Grafen Heinrich von Burgund, der mit seinem Gefolge südfranzösischer Ritter die höfische Kunstpoesie einführte, ging diese ursprüngliche Volksdichtung ihrem raschen Verfalle entgegen und räumte der kunstmäßigen fremden Dichtungsweise das Feld.

Bildende Kunst.

Auch in der bildenden Kunst ist das christliche Spanien wesentlich von Südfrankreich abhängig. Ihr riesigstes Bauwerk romanischen Stils, die gewaltige Wallfahrtskirche von San Jago di Compostela aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts zeigt den französischen Kapellenkranz um den Chor und die Überspannung der Schiffe mit Tonnengewölben, wie teilweise auch die Kirche S. Vincente in Avila; dagegen erinnert die Kuppel über der Vierung derselben Kirche und im Dome von Salamanca an rheinische Bauten. Früh tritt in Spanien der Spitzbogen auf, zur Gotik hinüberleitend. Diese drang dann von Nordfrankreich übermächtig ein und schuf in den Domen von Burgos (1221) und Toledo (1228) ihre großartigsten Werke.

Das Kulturleben der Araber.

Geistesbildung und Volkswirtschaft in Andalusien.

Der arabische Süden Spaniens bildete nicht nur in seiner Kulturentwickelung, sondern auch im gesamten öffentlichen und gesellschaftlichen Leben einen durchgreifenden Gegensatz zu dem christlichen, nur nach kriegerischer Thätigkeit verlangenden Norden. In Andalusiens volkreichen Hauptstädten blühten frühzeitig Künste und Wissenschaften, Handel und Handwerk. In der Blütezeit des Kalifats bestanden 17 hohe Schulen in

Spanien, von denen die zu Cordova die berühmteste war; außerdem zählte das Land noch im 13. Jahrhundert gegen 70 öffentliche Bibliotheken. Hakam II. (961) wandte den letzteren besonderen Eifer zu; er beschäftigte Abschreiber sogar in Bagdad und gründete in Cordova eine Bibliothek von 600000 Bänden. Schon im 10. Jahrhundert wanderten zahlreiche Wißbegierige aus den übrigen Ländern des christlichen Europa nach Spanien, um bei den Arabern zu studieren, unter andern Gerbert von Aurillac, der spätere Papst Silvester II., ein hochgebildeter Mann, der auch die Musiknoten von da mitgebracht haben soll. Denn auch die Musik fand ihre Pflege; unter Abderrahman II. soll in Spanien sogar eine berühmte Musikschule entstanden sein, wo wahrscheinlich schon Musiknoten im Gebrauch waren. Ein lebhafterer geistiger Verkehr mit dem christlichen Abendlande trat indes erst seit der Eroberung Toledos (1085) ein. Eine glänzende Industrie wetteiferte mit der des Ostens, und weltberühmt wurden die Klingen von Toledo; ein emsig betriebener Ackerbau, zahllose Dörfer, Landhäuser, Lustgärten und üppige Fruchtfelder, alles durch kunstvolle und sorgfältig unterhaltene Anlagen reichlich bewässert, zeugten von dem Fleiß und dem Wohlstand einer intelligenten Bevölkerung. Die Auflösung des Kalifats von Cordova in kleine Staaten kam der Kulturpflege eher zu gute, und selbst als seit Mitte des 13. Jahrhunderts das Kreuz auf den Türmen von Cordova und Sevilla aufgerichtet war, entfaltete sich noch in Granada eine mit Recht bewunderte Nachblüte des Arabertums.

Am üppigsten blühte unter den Mauren immer noch die Poesie, vornehmlich in lyrischen Weisen. Sie geben uns das Geleite durch die ganze Geschichte der Araber in Spanien. Freilich atmen sie nicht mehr die Lebensfrische und Siegesgewißheit früherer Perioden; in düsteren Farben schildern die maurischen Verse das grausame Wüten des Cid und beklagen in Trauergesängen den Niedergang des Islam. Das herrliche Andalusien, „wo die frischen Quellen sprudeln, die Wellen der Flüsse znm Lautenspiel der Sänger rauschen, wo der Mond das bläuliche Gewand des Meeres mit goldenem Saume stickt, der Lenz aus Blumen das Gewand der Erde webt und die Rose wie eine Prophetin ewiger paradiesischer Frühlingsherrlichkeit leuchtet und duftet“, war in der That ein Paradies jeglichen Sanges, vornehmlich für die Phantasie arabischer Dichter; in keinem andern Lande verlohnt sich ihnen so das Leben. Bitteres Weh des Abschieds klingt aus der ergreifenden Elegie (Kasside) Abul Beka Salis nach dem Verluste von Cordova und Sevilla: Dichtung.

„Als es zuerst emporgetaucht, ward es vom Meer an seinen Rändern
Zur Edelperle ausgewählt vor allen andern Erdenländern;
Die Wogen, die als Halsband es umschlangen, bebten vor Entzücken,
Als es emporstieg und so schön, so herrlich lag vor ihren Blicken;
Drum lächeln noch in ihm die Blüten gleichwie im steten Wonnerauschen,
Drum schmettern so in ihm die Vögel, indes die Zweige ihnen lauschen.
In ihm gab ich der Lust mich hin; weh, wenn ich es verlassen müßte!
Denn dieses Land ist nur ein Garten, und sonst die Welt rings eine Wüste.“

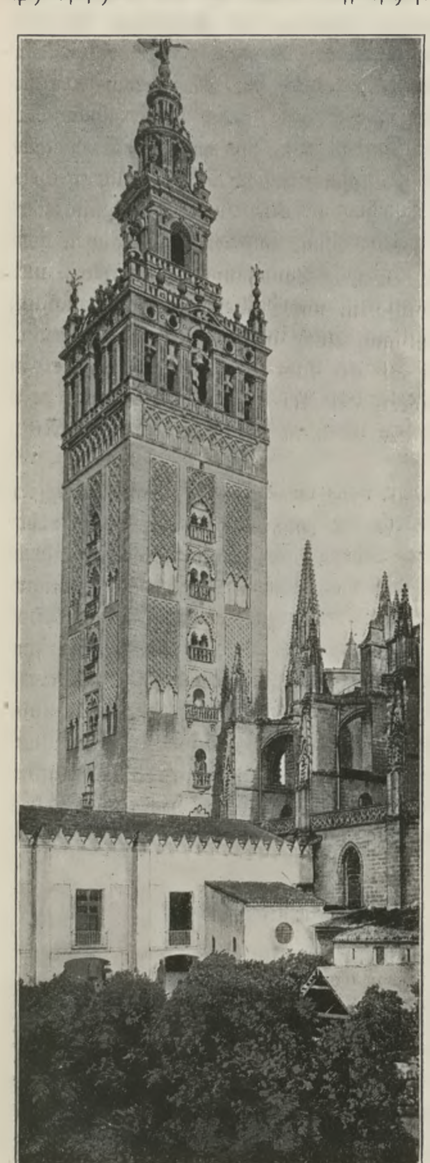
Ibn Zeidun, einer der berühmtesten arabischen Dichter jener Periode, der huldvolle Aufnahme bei dem Emir Motamid von Sevilla gefunden und zu dessen Wesir erhoben worden war, beklagte in einer rührenden Elegie das Schicksal seines Herrn, als dieser von den Morabiten aus Sevilla vertrieben und gefangen nach Afrika geschleppt wurde. Ibn Zeidun selbst suchte und fand Trost in der Poesie, im Dunkel seiner eignen Gefangenschaft, bis ihn der Tod befreite (1095). Seine Klagelieder und Elegien gehören zu den ergreifendsten Erzeugnissen der arabischen Dichtkunst. Auch Motamid, der 1069 den Thron von Sevilla bestiegen hatte, gehörte zu den hervorragendsten Dichtern seines Volkes; am liebsten verkehrte er mit Gelehrten und Sängern, im Improvisieren mit ihnen wetteifernd. Die Elegien, die im Kerker seiner Brust entströmten, gehören zu den Perlen arabischer Poesie.

Die Mohammedaner fanden bei den siegreich vordringenden Christen die Duldung nicht, die sie im großen und ganzen selber geübt hatten. Ihre Bücherschätze, ihre

herrlichen Moscheen wurden meist zerstört, ihnen selbst aber wurde zwischen Verbannung oder Bekehrung die Wahl gestellt, und Tausende wanderten daher nach Afrika hinüber.

Baukunst.

Wie durch den regen Verkehr der Araber des Westens und Ostens auch die Philosophie und die Naturwissenschaften in Spanien Eingang fanden und zu hoher Blüte gediehen, wurde schon früher ausgeführt (s. S. 286 f.). Besonders glänzend entwickelte sich in Spanien die arabische Baukunst. Zu ihren frühesten und zugleich großartigsten Werken gehört die Moschee zu Cordova (786—965) mit ihren 1200 Säulen, den verschiedenartigen sie verbindenden Bogen, deren zierliche und reiche Ausbildung besonders das Schiff zeigt, ihren weiten Vorhallen und großen Höfen. Bald versuchte man mit einfacheren Mitteln (schiefen Deckenbalken, Holzstützen mit Gipsverkleidung, Wölbungen aus Holz und Stuck u. s. w.) reiche, prachtvolle Gebilde zu schaffen. Unter dem glänzenden Abderrahman III. (912—961) entstand fünf Meilen von Cordova am Guadalquivir der schönste aller spanischen Herrscherpaläste, Medinah Azzahra, sogenannt nach der Geliebten Abderrahmans III. Er soll 4312 kunstvoll ausgehauene Säulen enthalten und nach den Schilderungen arabischer Schriftsteller an Schönheit und Glanz alles bisher Erzeugte überboten haben. Eine Reihe andrer Prachtbauten und herrlicher Privatwohnungen erstreckte sich bis zu den Vorstädten Cordovas. Etwa dreißig Jahre später baute der Kämmerer Mansur eine andre Stadt, die „es Sâhiret“, d. i. blühende Burg, hieß. Die Moscheen zu Cordova und Tarragona wurden verschönert.



272. Die Giralda zu Sevilla, erbaut 1195

Bauten von Sevilla.

Einen Fortschritt in bezug auf die reizvolle Entwickelung des mohammedanischen Baustiles lassen besonders die Bauten zu Sevilla erkennen, die Moscheereste am Dom, der sogenannte Orangenhof (erbaut um 1172), der Alcazar, ein Herrscherpalast, und die Giralda (erbaut 1195), ein ungewöhnlich starkes Minaret mit einer rampenartigen Treppe im Innern, auf der man bis zur Plattform reiten kann, zierlich gekuppelten Fenstern u. s. w.; indes erst die Bauten in Granada zeigen die vollste Blüte der spanisch-arabischen Kunst (etwa 1230—1485). Die Grundformen der Moscheen erfuhren eine organischere Aus- und Durchbildung, und die Gestaltung der Strukturteile, wie die mannigfachen Formen der Hufeisen-, Kiel- und Zackenbogen, die aufs reichste entwickelte Ornamentierung der Kapitäle und Wandflächen, die phantastischen Stalaktitengewölbe und die Farbenpracht des Ganzen bringen einen wahrhaft feenhaften Eindruck hervor. Doch

fehlt in den Hauptsachen die solide Konstruktion; das Ganze erscheint, im Gegensatz zu dem bei weitem organischer aufgebauten Innern unsrer christlichen Dome, leicht, wohl zierlich, aber etwas hohl. Dagegen läßt sich bei den Profanbauten, den Palästen und Lustschlössern, ein sinniges Zusammenfügen der Räumlichkeiten, eine reizvolle Gruppierung derselben um einen mit Säulengängen versehenen Hof mit prächtigen Brunnen und auch eine größere künstlerische Durchbildung der Strukturteile nicht verkennen. Die Gartenanlagen der Araber sind von sinniger Anmut und eigentümlichem Reiz gewesen, und ihre Nützlichkeitsbauten, z. B. ihre Bäder und öffentlichen Brunnen, vornehmlich ihre Wasserleitungen, kann man hinsichtlich der Gediegenheit ihrer Ausführung getrost neben die der Römer stellen, als deren gelehrige Schüler sie sich zeigten.

Granada.

In Granada, der letzten Zufluchtsstätte der spanischen Araber, erlebte die maurische Baukunst ihre letzte und höchste Glanzperiode. In der Mitte des 13. Jahrhunderts gründete der tapfere Mohammed Ibn ul Ahmar, der Stifter des Herrschergeschlechtes der Nassriden, die weltberühmte Königsburg Alhambra, d. i. das rote Schloß. Sein Wahlspruch: „Kein Sieger außer Gott“ prangt an den Mauern dieses großartigen Fürstensitzes. Seine Nachfolger erweiterten und verschönerten den stolzen Bau bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts. Von außen zeigen sich über den Felsen des Berges feste Mauern und hohe Türme, einfach, stolz und ernst; im Innern aber umfängt die Alhambra den Beschauer mit blendendem Glanze und dem ganzen Zauber orientalischer Anmutsfülle.

„Das ganze ist ein Himmelstraum,
Herabgehaucht von oben,
Von Elfenhand aus Meeresschaum
Und Blumenduft gewoben.
(Karl Weiß.)

Das Byzantinische Reich von der Thronbesteigung der Makedonier bis zum Ausgange der Komnenen (867—1185).

Das Reich auf seiner Machthöhe unter den Makedoniern (867—1056).

Äußere Gefahren und ihre Abwehr.

Fast um dieselbe Zeit, wie in Spanien, hatte im Osten Europas der Islam seinen furchtbarsten Anlauf genommen, um das feste Bollwerk des Christentums im Osten, das Byzantinische Reich, zu überwältigen, und seitdem blieben die Mohammedaner auf lange Zeit hinaus seine gefährlichsten Gegner. Doch niemals vermochten sie seiner Herr zu werden. Vielmehr gelang es ihm, während es seine alte Stellung in Italien verlor und den größten Teil der Halbinsel mit Rom dem Deutsch-römischen Reiche, den Süden mit Sizilien erst den Arabern, dann den Normannen überlassen mußte, im Osten die Araber auf der ganzen Linie zurückzudrängen, ihnen Kreta, Cypern, Kilikien und Nordsyrien wieder zu entreißen, und endlich die gewaltige Bastion des armenischen Hochlandes unmittelbar unter byzantinische Herrschaft zu bringen. Schwerer fast waren die Kämpfe auf der Balkanhalbinsel. Aber schließlich erlag hier das Bulgarische Reich den wuchtigen, unermüdlichen Stößen der Byzantiner und wurde eine Provinz des Reichs, auch die Slawenstämme des Nordwestens erkannten seine Hoheit an, wiederum lief seine Nordgrenze längs der Save und Donau, und wie byzantinisches Christentum und byzantinische Kultur diese rohen Stämme überwältigte und durchdrang, so unterwarf sie sich mit Rußland den ganzen Osten Europas vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee hin, zu derselben Zeit, da von Deutschland her mit der Herrschaft des deutschen Schwertes und Pfluges die römische Kirche das Kreuz unter den Westslawen aufpflanzte und es bis nach Polen und Ungarn trug. Die beiden großen Kulturkreise, die im

Altertum nur die Mittelmeerländer beherrscht hatten, der römische und griechische, dehnten sich jetzt in veränderter Form und von neuem Geiste durchdrungen über das ganze Binnenland von Europa bis an und über die nordischen Meere aus und bestimmten das Verhältnis weiter Völkergruppen.

Innere Gegensätze.

Und dies Reich, das Jahrhunderte hindurch einer riesigen, beständig belagerten Festung glich und den Frieden nur als einen seltenen Ausnahmezustand genoß, war im Innern zugleich von tiefen Gegensätzen zerklüftet, die nun zwar oft die Verteidigung störten, aber auch ein reiches Leben erzeugten. Gegeneinander stehen die riesige Hauptstadt und die Provinzen, namentlich die asiatischen, die Kernlande des Reichs, die in und von Konstantinopel aus herrschende zentralisierende Bureaukratie und der mächtige Grundadel der Provinzen, die bürgerliche Verwaltung und die Armee, und in den Landschaften Großgrundherrschaften und Bauerntum. Vielfach verschlingen sich diese Gegensätze ineinander, denn da die Offiziere aus dem Provinzialadel hervorgehen, so fallen Provinzen und Armee in ihren Interessen fast zusammen. Dazu nun die kirchlichen Parteiungen und die Stellung des Kaisertums zur Hierarchie, die allerdings, weil sie durch und durch national-griechisch ist und ihr Haupt, der Patriarch von Konstantinopel, nicht zu wirklicher Selbständigkeit gelangen kann, mit den Kämpfen im Abendlande wenig Ähnlichkeit aufweist. Das Kaisertum wird in diese Kämpfe beständig mit verwickelt, denn sein Besitz ist der Kampfpreis, und es ist, eine Nachwirkung altrömischer Tradition, so wenig fest gegründet, daß jeder Wechsel der Interessenherrschaft auch einen Personenwechsel auf dem Kaiserthrone bringt, und oft auch umgekehrt. Im ganzen stützen sich die makedonischen Kaiser, Asiaten in ihrem Ursprunge, nach alter Weise auf die Armee, also auf die Provinzen, obwohl sie durch ihre bauernfreundliche Politik auch wieder in Gegensatz zum Provinzialadel geraten; aber auch ihr Ziel muß die Herrschaft über Konstantinopel und über das Beamtentum sein, das doch schließlich das Reich zusammenhält, und so geraten sie unwillkürlich doch wieder unter den Einfluß der Bureaukratie.

Die Vollendung der Kirchenspaltung.

Der Usurpator, der als Basilios I. (867—886) den Thron bestieg, hat die innere Angst vor der Blutthat auf dem Wege dahin niemals recht verwinden können, aber er war ein Mann von natürlicher Begabung, ein scharfer Beobachter, tüchtig in der Verwaltung, zwar durch und durch Despot, wie jeder bedeutende Herrscher auf diesem vulkanischen Boden, aber leutselig gegen den gemeinen Mann, dessen Bedürfnisse er aus Erfahrung kannte. Die innere Unsicherheit mag dazu beigetragen haben, ihn versöhnlich gegen Rom zu stimmen. Er nötigte Photios schon am 23. November 867 zum Rücktritt und ließ Ignatios wieder einsetzen, erkannte also das oberste Entscheidungsrecht des Papstes an. Nicht zufrieden damit veranlaßte Hadrian II. die Berufung eines Konzils nach Konstantinopel, das im Beisein dreier römischer Legaten Photios mit seinen Anhängern bannte und alle seine Bestimmungen aufhob (Oktober 869 bis Februar 870). Da indes trotzdem die Verstimmung mit Rom fortdauerte, weil sich die bulgarische Kirche 870 an Konstantinopel anschloß und in Kleinasien die Stimmung überwiegend für Photios war, der dort im Kloster Skepes lebte, so setzte der Kaiser nach Ignatios' Tode (23. Oktober 878) den Photios wieder ein, und ein neues Konzil (383 Bischöfe), in das Johann VIII., damals von arabischen Korsaren schwer bedrängt, willigen mußte, erkannte Photios feierlich als Patriarchen an, gestand dem Papste nur den Primat der abendländischen Kirche zu und erklärte sich für das speziell morgenländische Dogma vom Ausgange des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohne (November 877 bis März 880). Infolgedessen verhing der Kardinallegat Marinus den Bann über Photios, und dieser über Johann VIII. Der Bruch war vollständig und unheilbar, wenngleich Photios unter Leo VI. im Jahre 886 abermals abdanken

mußte und als entthronter Patriarch im Jahre 891 starb. Die natürliche Konsequenz der Dinge drängte eben zur kirchlichen Lösung des Ostens vom Westen.

Wiederherstellung der byzantinischen Macht im Westen.

Seine politische Stellung in Italien hielt indes Byzanz noch zähe fest. Mit griechischer Hilfe nahm Kaiser Ludwig II. im Februar 871 Bari (s. S. 389), das dann 875 von den Griechen besetzt wurde, als die fränkische Macht dort zurückwich; ja es gelang, die Araber gänzlich aus Kalabrien zu verdrängen und ein neues Thema, Langobardia, mit Amalfi, Sorrent, Neapel und Gaëta zu begründen. Dagegen ging auf Sizilien 878 Syrakus nach langer tapferer Verteidigung an die Araber verloren, denen nun die ganze Insel bis auf Taormina zufiel. Glücklicher wieder war das Reich in der Adria und ihren Küstenländern, wo arabische Korsaren mit den slawischen Küstenanwohnern zusammenwirkten. Nachdem die Venezianer, also byzantinische Unterthanen, 875 die Narentaner bei Grado entscheidend geschlagen und 876 mit den dalmatinischen Kroaten Frieden geschlossen hatten, gelang es Basilios I., durch Anerkennung des Usurpators Sedeslaw, des Großshupans dieser Kroaten, der in Konstantinopel die Herzogswürde annahm, dies ganze Gebiet und dann auch die Häuptlinge der Narentaner und Zachlumer zur Anerkennung der byzantinischen Oberhoheit und zur Annahme der Taufe zu bewegen. Gleichzeitig stellte er das Verhältnis der romanischen Küstenstädte von Dalmatien, die durch die slawische Völkerflut gänzlich von ihrem Hinterlande getrennt worden waren, zum Strategen von Zara (Jadera) wieder her. Im Osten waren weniger die arabischen Raubzüge (880 gegen Chalkis, 881 gegen den Peloponnes) gefährlich, als die Verbindung der kleinasiatischen Paulikianer unter Chrysocheir mit dem Kalifat von Bagdad. Erst nach Chrysocheirs Fall und der Eroberung der wichtigsten Grenzfestungen Tephrike und Kalabatala wurden die Paulikianer teils zur Auswanderung nach Armenien, teils zum Eintritt in byzantinische Dienste gebracht und in Thrakien angesiedelt.

Leo VI. der Weise.

Nach Basilios' I. Tode (29. August 886) begannen unter seinem Sohne Leo VI. dem Weisen (886—912), dem gelehrten Schüler des Photios, der mit dem despotischen Sinne des Vaters leider nicht dessen Kraft verband, die endlosen Kämpfe mit den Bulgaren. Sie brachten die romäische Herrschaft auf der Balkanhalbinsel zeitweilig an den Rand des Unterganges, beschränkten sie thatsächlich auf Konstantinopel und einige andre Küstenstädte und Küstenstriche und endeten erst nach mehr als einem Jahrhundert mit dem Untergange des bulgarischen Staatswesens.

Innere Fortschritte der Bulgaren; Beginn des Kampfes.

Die Bulgaren hatten unter dem christlich-byzantinischen Einfluß manches von ihrer alten Wildheit abgelegt und standen in regem Handelsverkehr mit dem Reiche auf der einen, den nordischen Völkern auf der andern Seite. Daher war auch sein Verhältnis zu den Byzantinern unter dem Fürsten Michael Boris friedlich geblieben. Als sich dieser 888 ins Kloster zurückzog, ernannte er seinen älteren Sohn Wladimir zum Chan (888—892), entsetzte ihn aber wieder, als dieser durch wüstes Leben ein schlechtes Beispiel gab, ließ ihn sogar blenden und erhob an seiner Stelle seinen jüngeren Sohn Symeon (893—927) auf den Thron, der in Konstantinopel erzogen war. Er selbst starb in klösterlicher Zurückgezogenheit, die ihm schließlich die Geltung eines Heiligen verschaffte, erst am 2. Mai 907, erlebte also noch das glänzende Aufsteigen seines Sohnes. Symeon wurde der bedeutendste aller bulgarischen Herrscher. Geistig rege und prachtliebend, gestaltete er seine Hauptstadt Prjeslaw (das römische Mariaopolis, jetzt Eski Stambul westlich von Schumla) in einer herrlichen, wasserreichen Gebirgslandschaft zu einer stattlichen Residenz, deren aus Stein erbaute, mit Malerei, Metallverzierung und Vergoldung bedeckte Kirchen und Paläste wunderlich abstachen von den ärmlichen Strohhütten, in denen der Bulgare sonst zu hausen pflegte. Freilich wurde er auch bald seinen byzantinischen Lehrmeistern sehr gefährlich. Den Anlaß zum Bruche

gab die Steigerung der den bulgarischen Kaufleuten in Thessalonika, ihrem Hauptverkehrsplatze, auferlegten Handelsabgabe um 893. Verheerend brachen bulgarische Haufen in Thrakien ein, doch wußten die Byzantiner andre, noch rohere Völker des Nordens mit Erfolg gegen die Bulgaren auszuspielen. Es gelang ihnen zunächst, die wilden Magyaren, die ihnen als „Türken" schon um 837 bekannt waren und in ihren damaligen Sitzen, den Steppen zwischen Bug, Dnjepr, Sereth und Donau, von den Petschenegen (Pazinaken) bedrängt wurden, gegen die Bulgaren in Bewegung zu setzen. Eine griechische Flotte führte 893 magyarische Reiterschwärme über die Donau, die nun verheerend bis Prjeslaw vordrangen. Infolgedessen schloß Symeon, obwohl er bei Bulgarophygos unweit Adrianopel siegreich geblieben war, doch Frieden mit Byzanz und verband sich mit den Petschenegen gegen die Magyaren. Deren verwüstender Einfall in die magyarischen Steppen 895 wurde die Veranlassung für die Auswanderung der Magyaren nach Ungarn, von wo sie nun bald ihre vernichtenden Stöße nach Westen richteten (s. oben S. 381 f.). Byzanz zog aus dieser Wendung den Vorteil, daß die Kroaten unter ihrem Großshupan Tamislaw, weil sie nun an ihrer eignen Nordgrenze von den Magyaren bedroht waren, treu zu Byzanz hielten, und daß auch die Serben die romäische Oberhoheit anerkannten; nur die Zachlumer schlossen sich an die Bulgaren an.

Seeangriffe der Araber.

Diese Sicherung der Nordfront des Byzantinischen Reiches war um so wichtiger, als für die Südfront die Arabergefahr fortdauerte. Auf Sizilien fiel ihnen 902 auch Taormina in die Hände, und die kretischen Araber, zum Teil von erbitterten Renegaten geführt, wie Leo von Tripolis, eroberten 889 Samos, unterwarfen die Kykladen und Sporaden, ließen ihre schnellen Kreuzer bis ins Marmarameer streifen, plünderten 896 Demetrias in Thessalien, vereitelten einen byzantinischen Flottenangriff auf Kreta im Jahre 902 und erstürmten am 31. Juli 904 sogar das reiche, aber schlechtverteidigte Thessalonika, von wo sie ungeheuere Beute und 22000 Gefangene mit fortschleppten. Erst viel später, 924, wurde Leo von Tripolis durch die Zerstörung seiner Flotte bei Lemnos unschädlich gemacht.

Konstantin VII. und Romanos Lekapenos.

Nach Leos' VI. Tode (11. Mai 912) wurde der Hof von Konstantinopel durch wilde Ränke und gewaltsamen Umsturz zerrissen. Denn Leos Nachfolger, sein Sohn von der schönen Zoë Karbonopsina, Konstantin VII. Porphyrogenetos (der „Purpurgeborene" zubenannt, weil er als Kaisersohn das Licht der Welt erblickt hatte, 912—959), war erst sieben Jahre alt, bedurfte also einer Regentschaft, und zeigte auch, als er volljährig geworden war, so wenig Neigung zu Regierungsgeschäften, daß er sich lieber in sein Studierzimmer vergrub und die Leitung des Reichs bereitwillig andern überließ. Zunächst führte die Regentschaft sein Oheim Alexander, nach dessen Tode 913 ein Regentschaftsrat von sechs Männern unter dem Patriarchen Nikolaos, bis 914 die ehrgeizige Zoë selbst die Gewalt an sich nahm. Als sie indes Unglück gegen die Bulgaren hatte (s. unten), erhob sich gegen sie der tüchtige Admiral Romanos Lekapenos, ein Armenier, erlangte im März 919 den Oberbefehl über die Garden und die fremden Truppen, gewann durch die Vermählung seiner schönen Tochter Helena mit dem jugendlichen Kaiser den Rang des „Kaiservaters" (Basileopator), wurde im September 920 zum Cäsar erhoben und im Dezember desselben Jahres als solcher gekrönt. Zoë verbannte er in ein Kloster. Mit Glück und vielfach mit glänzendem Erfolge behauptete er 25 Jahre hindurch seine Herrscherstellung; erst eine gemeine Palastrevolution seiner eignen nichtswürdigen Söhne Stephanos und Konstantin stürzte ihn im Dezember 944 und brachte ihm die Verbannung nach dem Inselkloster Prote in der Propontis, wo er 948 starb. Doch die Empörer selber wurden schon wenige Wochen nach ihrem Siege, am 27. Januar 945, von den Freunden des Kaisers über-

wältigt, der nun dem Namen nach selbst regierte, thatsächlich aber die Geschäfte seiner Gemahlin Helena und seinen Ministern überließ.

Übergewicht der Bulgaren unter Symeon.

Während seiner ungewöhnlich langen Regierung wurden die Byzantiner in dem schon 912 wieder ausgebrochenen Kriege gegen die Bulgaren unter wachsenden Gebietsverlusten völlig in die Defensive gedrängt, gingen aber in Asien gegen die Araber zu glücklichem Angriff über. Gegen die Bulgaren vereinigte die byzantinische Diplomatie Petschenegen, Magyaren und Serben zum gemeinsamen Vorstoß. Aber 917 erlitt Leo Phokas, der an der Meeresküste hin gegen den Balkan marschierte und dabei von der Flotte unter Romanos Lekapenos unterstützt wurde, am 20. August am Acheloos nördlich von Anchialos eine völlige Niederlage, und auch Herzog Peter von Serbien wurde von den Bulgaren überwältigt, umgebracht und durch den Herzog Paulus ersetzt. Nun drangen die Bulgaren siegreich bis Adrianopel, Wodena (im alten Makedonien), Mesembria und an die epirotische Küste vor. Stolz nannte sich Symeon „Zar der Bulgaren und Kaiser (Basileus) der Römer"; er erhob den Erzbischof von Prjeslaw zum selbständigen bulgarischen Patriarchen mit dem Sitze in Silistria und erschien selbst vor Konstantinopel. Hier mußte Romanos Lekapenos am 9. September 924 Frieden schließen und die Eroberungen den Bulgaren überlassen.



273. Bulgarischer Zar.
Miniatur aus einem slawischen Manuskript in der Bibliothek des Vatikans zu Rom.

Friede mit den Bulgaren.

Allein bald darauf gelang es den Byzantinern, in Serbien die neue Ordnung mit Hilfe des Kroatenfürsten Tamislaw umzustürzen und durch ihn den Bulgaren eine vollständige Niederlage beizubringen. Mitten in diesen Kämpfen starb der Zar Symeon am 27. Mai 927. Sein Sohn Peter (927—968) erneuerte den Frieden mit Byzanz, vermählte sich mit einer Enkelin des Romanos, Maria (Irene), lenkte also ganz in die griechenfreundliche Politik seines Großvaters Michael Boris ein und wurde zum Lohne dafür mit dem Titel „Kaiser (Basileus)" geschmückt (944/5). Auch die Serben schlossen sich wieder eng an Byzanz an.

Beziehungen zu den Russen.

Die Einfälle der Magyaren, die vor und nach der Entscheidungsschlacht auf dem Lechfelde 955 (s. oben S. 444) auch das Byzantinische Reich mehrmals, 934 und 943, dann 958, 961 und 962, trafen, waren zwar lästig, aber nicht wirklich gefährlich und wurden gewöhnlich energisch zurückgewiesen, bis sie endlich aufhörten. Das Verhältnis mit dem aufsteigenden Russischen Reiche der normannischen Warjager in Kiew schwankte zwischen friedlichem Handelsverkehr und gelegentlichen Raubzügen der Russen, die mit Wikingerkühnheit auf ihren plumpen Dnjeprschiffen zuweilen sogar die Fahrt bis in den Bosporus wagten. Schon die Großfürsten Oleg und Dir hatten Konstantinopel bedroht, und 941 erschien Igor (Ingvar) mit 40000 Mann auf 1000 Schiffen

im Bosporus, beide Gestade schrecklich verheerend, bis das furchtbare byzantinische Seefeuer sein Geschwader in der Bucht von Hierion zerstörte. Aber 945 kam ein neuer Handelsvertrag zustande; um dieselbe Zeit gab es in Kiew bereits eine Kirche des heiligen Elias, die Mutterkirche des gesamten Russischen Reiches, und im Herbst 956 erschien Igors Witwe Olga (Helga), die Regentin für ihren unmündigen Sohn Swjatoslaw, mit großem Gefolge zu einem feierlichen Besuche des Kaiserhofes in Konstantinopel. Ob sie selbst damals die Taufe schon empfangen hat, ist ungewiß; sicher nahm dagegen mit dem friedlichen Verkehr zwischen Byzanz und den Russen das Christentum bei diesen raschen Fortgang, und das Warjagerreich wurde für die weitvorausschauende Staatskunst von Byzanz bald wertvoll als Bundesgenosse gegen die näheren, deshalb gefährlicheren Bulgaren (s. S. 427).

Organisation der Grenzverteidigung gegen die Araber.

Inzwischen bereitete sich an der Arabergrenze eine entscheidende Wendung vor. Gegen die zum einträglichen Räubergeschäft gewordenen „Sommerfeldzüge" der Emire von Tarsos rührte sich der kleinasiatische Provinzialadel besonders unter der Leitung des Nikephoros Phokas, der in Kappadokien reich begütert war. Statt sich auf die unsichere Hilfe des Reichsheeres zu verlassen, die gewöhnlich zu spät kam, organisierten diese Herren ihre Grenztruppen für den kleinen Krieg mit geschickter Ausnutzung des gebirgigen Terrains und gutem Nachrichtendienst. So wiesen sie nicht nur die arabischen Einfälle nachdrücklich ab, sondern gingen bald angriffsweise vor, um jenseit der damaligen Grenze Eroberungen zu machen und ihre eignen Grundherrschaften zu vergrößern, da ihnen die bauernfreundliche Politik der Regierung dies daheim immer mehr abschnitt, etwa wie um dieselbe Zeit der sächsische Adel aus gleichem Grunde zum Angriff auf die Slawen jenseit der Elbe überging (s. S. 434, 440). Glänzend erhob sich damals die Heldengestalt des tapferen Armeniers Johannes Kurkuas, der von 920 bis 942 den Grenzkrieg mit wachsendem Erfolge leitete. Nachdem er in fortwährenden Streifzügen Tausende von Gefangenen eingebracht und den arabischen Einfluß gänzlich aus Armenien verdrängt hatte, eroberte er 942 die gewaltige Grenzfestung Nisibis und führte die kostbarste Reliquie, das Schweißtuch Christi aus dem Besitze des Hauses Abgaros, triumphierend nach Konstantinopel. Daß Romanos Lekapenos den siegreichen Feldherrn in demselben Jahre mißtrauisch abberief, gefährdete zum Glück bei der wachsenden Zerrüttung des Kalifats die errungenen Erfolge nicht. — Auch in Süditalien und Sizilien wurde der byzantinische Besitz gegen die Fatimiden behauptet. Gegen die deutsche Macht, die Otto I. in Italien zur Geltung brachte, einzuschreiten lag kein Grund vor, da sie über Oberitalien damals noch nicht hinauskam.

Eroberung Kretas.

Was unter Konstantin VII. begonnen worden war, wurde unter seinem ebenso schönen und liebenswürdigen, als energischen, arbeitsamen und populären Sohne (geb. 938), Romanos (959—963), ruhmvoll und glücklich fortgesetzt. Nikephoros Phokas führte endlich nach sorgfältiger Vorbereitung den entscheidenden Stoß gegen Kreta. Von Phygela bei Ephesos aus landete er im Juli 960 mit einer Flotte von etwa 1000 Dromonen, 2000 Chelandien (kleinen Fahrzeugen für das Seefeuer, also eine Art Torpedoboote) und 360 Transportschiffen, die ein buntgemischtes Heer von einheimischen und fremden (russischen u. a.) Truppen an Bord hatten, an der Nordküste und schloß Chandax (Candia) von allen Seiten ein. Alle Entsatzversuche abweisend, hielt er die Belagerung trotz des Winters und trotz der schwierigen Verpflegung aufrecht und nahm endlich die tapfer verteidigte Festung am 7. Mai 961 mit Sturm. Sie wurde von Grund aus zerstört, an ihrer Stelle das feste Schloß Temenos gebaut und die Christianisierung der Insel (besonders durch den heiligen Nikon) sofort mit vollem Nachdruck begonnen. Die Araber wanderten aus oder wurden hörige Bauern, die bald übertraten, der letzte Emir der Insel, Abdul Aziz el Gortobi, starb als byzan-

tinischer Pensionär in Konstantinopel. Die klaffende Bresche in der Südfront des Reiches war endlich geschlossen.

Kaum hatte Nikephoros dies Werk vollendet, da übernahm er 962 den Oberbefehl in Asien. Mit 100000 Mann drang er durch Kilikien siegreich in Syrien ein, schlug die Araber bei Haleb (Aleppo) und eroberte die Stadt. Er bahnte sich damit zugleich den Weg zum Kaiserthrone.

Als nämlich Romanos am 15. März 963 sehr jung gestorben war, übernahm seine junge schöne Witwe Anastasia (Theophano), die Tochter eines Schenkwirts, aber eine „wahre Lakonierin" (d. i. Helena) die Regentschaft für ihre beiden jungen Söhne Basilios (geb. 957) und Konstantin (geb. 961), in Gemeinschaft mit dem Patriarchen Joseph Bringas, dem alten Berater ihres Gemahls. Allein wohl im geheimen Einverständnis mit ihr erhob sich Nikephoros gegen Bringas, führte sein siegreiches Heer, bei dem er alles galt, gegen die Hauptstadt, zwang den Patriarchen zum Rücktritt und ließ sich am 16. August 963 zum Kaiser krönen. Indem er sich mit Anastasia vermählte, sicherte er sich zugleich eine Art Legitimität, behielt aber den Söhnen seines Vorgängers gewissenhaft ihr Thronrecht vor und sühnte die zweideutige Art seiner Erhebung durch eine energische und glückliche Regierung. *Erhebung des Nikephoros.*

Nikephoros II. Phokas (963—969) war ernst, gewissenhaft, pflichttreu und kirchlich fromm, in seinen persönlichen Gewohnheiten einfach und nüchtern, in seiner *Eroberung Kilikiens und Nordsyriens.*

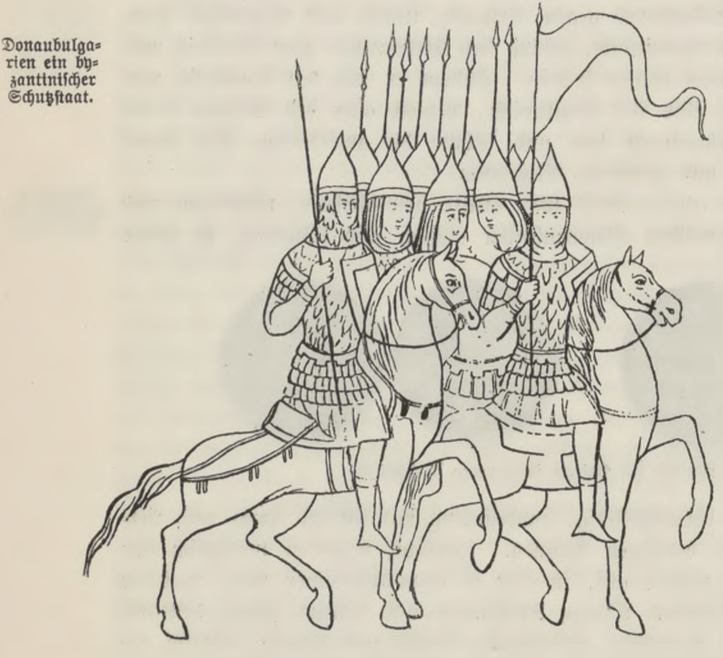


274 u. 275. Münzen des Kaisers Nikephoros II. Phokas.

Erscheinung unansehnlich, klein, breitschulterig, dunkelfarbig mit starkem Haar und tiefliegenden, dunklen Augen unter buschigen Brauen. Zunächst nahm er persönlich den Kampf gegen die Araber sofort wieder auf, in dem er emporgekommen war, eroberte 964/65 die wichtigsten Plätze Kilikiens, Adana, Mopsuestia und Tarsos, später, 968/69, auch das nördliche Syrien mit Laodikeia, Hierapolis, Haleb und Emesa, endlich die alte glänzende Hauptstadt der Seleukiden und der römischen Statthalter, Antiochia. Die Grenzsteine des Reiches standen wieder am Libanon und am Euphrat, und auch Cypern wurde den Arabern wieder entrissen.

Nachdem an der Süd- und Ostfront des Reiches das Notwendigste errungen war, begann sich die strategische Front nach Norden, nach der Bulgarengrenze hin zu verschieben, nicht, weil die Bulgaren damals besonders gefährlich gewesen wären, sondern weil ihre inneren Zustände einem Angriffe günstig schienen. Das Christentum, das seit kaum einem Jahrhundert die Bulgaren ergriffen, hatte unter ihnen nicht nur, wie auch im Byzantinischen Reiche, die Askese der Eremiten, wie des Johannes von Ryl (Rylsky), zu hohem Ansehen gebracht und die Stiftung zahlreicher Klöster in tiefer Bergeinsamkeit veranlaßt, sondern auch einer religiösen Richtung, die in Byzanz verfolgt wurde, weithin Geltung verschafft. Von den Paulikianern nämlich, die von der Reichsregierung in Masse aus Asien nach Thrakien, besonders in die Gegend von Adrianopel, verpflanzt worden waren, zweigte sich durch Bogomil (Gottlieb) die nach ihm genannte manichäische Sekte der Bogomilen ab, die auch zahlreiche Anschauungen der heidnischen Vorzeit in sich aufnahm. Ihre asketische Feindschaft gegen die, wie sie meinten, vom Satan geschaffene sichtbare Welt kam vollkommen allerdings *Spaltungen unter den Bulgaren.*

nur in der kleinen Genossenschaft der „Gläubigen“ zum Ausdruck; aber obwohl die Masse der Bogomilen äußerlich am weltlichen Leben teilnahm, der weltfeindliche Grundzug ihrer Lehre trennte sie doch innerlich von der Masse ihrer Landsleute, machte sie gleichgültig gegen staatliche Dinge und begründete somit eine tiefe Spaltung unter den Bulgaren. Dazu kam, daß Symeons Nachfolger, Peter (927—969), ebenso schwach und unkriegerisch war, wie der Vater energisch und eroberungslustig gewesen war. Mehrere Erhebungen schlug er nieder, aber im Jahre 963 empörte sich der Woiwode (Statthalter) von Tirnowo in Ostbulgarien, Schischman, konnte sich zwar dort nicht behaupten, riß aber Makedonien und Albanien los und machte Ochrida im albanischen Hochlande zu seiner Hauptstadt. Fortan standen zwei bulgarische Reiche, ein ost- und ein westbulgarisches, nebeneinander.



276. Russische Reiter des 10. Jahrhunderts.

Zeichnung in einem berühmten slawischen Manuskript dieser Zeit, das die Legenden der heiligen Boris und Gleb enthält.

Donaubulgarien ein byzantinischer Schutzstaat.

Kaiser Nikephoros benutzte dies auf der Stelle. Die vertragsmäßige Zahlung von Jahrgeldern stellte er schon 965 ein, dann warf er die befreundeten Russen unter Swjatoslaw auf Ostbulgarien. Sie kamen im Sommer 967, überschritten zum erstenmal die untere Donau und eroberten Silistria. Kaum drohten sie gefährlich zu werden, so fielen ihnen die Byzantiner in den Arm, schlossen 968 Frieden und Bündnis mit dem Zaren Peter und schützten nach seinem Tode, 30. Januar 969, seinen Nachfolger Boris II. gegen den Schischmaniden David von Ochrida. Die Russen aber wurden durch die Nachricht vom Angriffe der Petschenegen auf Kiew heimgerufen. Ostbulgarien war ein byzantinischer Schutzstaat geworden.

Begreiflich, daß Nikephoros, gehoben durch solche Erfolge, den Bischof Liudprand von Cremona, den Gesandten Kaiser Ottos I., der mit ihm über Süditalien verhandeln und um eine byzantinische Prinzessin für den Thronfolger Otto (II.) werben sollte (968), unverrichteter Sache heimkehren ließ (s. S. 453).

Ermordung des Nikephoros.

Und doch nahm diese ergebnisreiche Regierung ein echt byzantinisches Ende. Nikephoros war nichts weniger als populär. Mit dem Klerus hatte er es durch die Besteuerung der Kirchengüter und das Verbot, neue Klöster zu gründen, mit dem Grundadel durch seine Bauerngesetze, mit allen durch die scharfe Anspannung der Steuerkräfte verdorben, und seine Gemahlin Theophano war des wesentlich älteren Mannes bereits überdrüssig. So bot sie die Hand zu einer ruchlosen Palastrevolution, an deren Spitze sich der ehrgeizige Johannes Zimiskes, ein armenischer Vetter oder Neffe des Kaisers aus Hierapolis am Euphrat stellte. In der stürmischen Schneenacht des 10. Dezember 969 überfielen die Verschworenen Nikephoros im Palaste und brachten ihn um.

Allein weder die Anstifterin des Verbrechens noch die Thäter empfingen den erwarteten Lohn. Johannes Zimiskes, der nun den Kaiserthron bestieg (969—976), schloß sich eng an die Familie seines Vorgängers an; Theophano schickte er ins Kloster, die Mörder in die Verbannung. Den Söhnen Konstantins VII. behielt auch er ihr Thronrecht vor, er vermählte sich mit einer Tochter Konstantins VII., Theodora, und stellte Basilios, einen natürlichen Sohn des Romanos Lekapenos, an die Spitze der Geschäfte. Seine Popularität, die dem heiteren und gewinnenden, milden und freigebigen Herrn ohnehin leicht zufiel, steigerte er noch, indem er die eine Hälfte seines großen Privatvermögens den armen Bauern in der Umgegend von Konstantinopel schenkte, die andre für den Bau eines Hospitals bestimmte. Doch bald traten vor allem seine Eigenschaften als die eines kühnen Soldaten, umsichtigen Feldherrn und verschlagenen Diplomaten hervor. Denn während sich in Kleinasien Bardas Phokas, ein Neffe des ermordeten Nikephoros, gegen den neuen Kaiser erhob, drang 970 Swjatoslaw mit 60000 Russen, verstärkt noch durch Magyaren und Petschenegen, über die untere Donau vor, diesmal auf eigne Hand, nicht als Bundesgenosse der Byzantiner. Die nordischen Barbaren erstürmten Prjeslaw, nahmen Boris II. gefangen, überschritten dann den Balkan und erschienen vor Philippopolis; 20000 Menschen kamen bei der Einnahme um, davon wurden 2000 von den Unmenschen gepfählt. Erst bei Arkadiopolis stießen sie auf ein byzantinisches Heer, unter Bardas Skleros; von ihm geschlagen, wichen sie hinter den Balkan zurück. Inzwischen war Bardas Phokas überwältigt worden, um sein Leben als Mönch auf Chios zu beschließen, und 971 ging Johannes Zimiskes selbst gegen die Russen ins Feld. Während seine Flotte die Donau hinauffuhr, um sie im Rücken zu fassen, führte der Kaiser im Frühjahr ein Heer von 15000 Mann Fußvolk und 13000 Reitern mit den Garden und starker Artillerie über den östlichen Balkan, schlug die Russen vor Prjeslaw, nahm die Stadt, wobei ihm die bulgarische Zarenfamilie in die Hände fiel, und schloß nach Ostern Swjatoslaw in Silistria zu Wasser und zu Lande ein. Nach tapferem Widerstande und schweren Kämpfen wurde Ende Juli 971 der Russe zum Frieden genötigt. Er erhielt freien Abzug und versprach, die alten Verträge wiederherzustellen. Donaubulgarien aber wurde in eine byzantinische Provinz verwandelt, das Patriarchat aufgehoben und die Zarenfamilie in den byzantinischen Reichsadel aufgenommen; die Zarenkrone wanderte nach der Sophienkirche. Nur das westbulgarische Reich der Schischmaniden von Ochrida behauptete sich noch; im Norden war die Donau wieder die Grenze des Reiches geworden. *Johannes Zimiskes; Abwehr der Russen.*

Auf dieser glänzenden Höhe des Erfolges konnte Johannes Zimiskes im Westen ein Zugeständnis an das Deutsch-römische Kaisertum machen, dessen Ebenbürtigkeit auch der Stolz der Romäer nicht mehr bestreiten konnte. Einer deutschen Gesandtschaft gegenüber, die Erzbischof Gero von Köln zu Ende des Jahres 971 nach Konstantinopel führte, willigte er in die Unterwerfung von Capua und Benevent unter die deutsche Hoheit, während Otto I. seine Ansprüche auf Apulien und Kalabrien, Neapel und Salerno aufgab, und sandte seine Nichte, die schöne und energische Theophano, als Braut Ottos II. nach Italien, mit dem sie sich am 14. April 972 vermählte. *Vertrag mit Otto I.*

Die nächsten Jahre widmete Johannes der Erweiterung seines nordsyrischen Besitzes. Ein romäisches Heer drang über den Euphrat in Mesopotamien ein, und auf der andern Seite fiel sogar Berytos (Beirut) am Libanon in seine Hände. Aber auf der Rückreise erkrankte er und starb am 10. Januar 976 in Konstantinopel, erst 51 Jahre alt. *Tod des Johannes Zimiskes.*

Als Basilios II. (976—1025) nunmehr das Erbe seiner Väter antrat, war er erst 19 Jahre alt, mußte daher zunächst noch die wirkliche Leitung der Geschäfte den Ministern seiner Vorgänger überlassen. Schwere Erschütterungen bezeichneten diese ersten Jahre. In Asien empörte sich Bardas Skleros, damals Strateg von Meso- *Anfänge Basilios' II.*

potamien; er schlug die Reichstruppen, nahm Nikäa und Abydos und setzte sogar nach Europa über. Erst dem Bardas Phokas, den man in der größten Not aus seinem Kloster herbeirief, gelang es, nach längeren Kämpfen, ihn im Sommer 979 bei Pankalia am Halys zu überwältigen. Der besiegte Rebell flüchtete in die Berge. Acht Jahre später wurde dieser Retter des Reiches ein gefährlicher Feind. Unwillig über die allmählich stärker hervortretende Selbständigkeit des jungen Kaisers und wohl im heimlichen Einverständnis mit dem Minister Basilios erhob sich Bardas Phokas an der Spitze des asiatischen Adels und ließ sich am 15. August 987 im Thema Charsiana am oberen Halys zum Kaiser ausrufen. Nur sein alter Gegner Bardas Skleros trat ihm zunächst mit Scharen christlicher Verbannten entgegen, wurde aber gefangen, und nun eroberte Phokas 988 fast ganz Kleinasien und belagerte Abydos. Da zog Basilios II. selbst im April 989 mit einem russischen Hilfskorps zum Entsatz heran. Als Phokas vor der Schlacht zum Zweikampf vorritt, traf ihn der Schlag, und er sank tot vom Roß. Damit war der Streit zu Ende, und auch Bardas Skleros machte nun seinen Frieden mit dem Kaiser. Der aber verbannte den Minister Basilios und trat fortan als wirklicher Selbstherrscher auf.

Basilios II. u. die Vernichtung des Bulgarenreichs.

Nicht umsonst trug Basilios II. den Namen des Stifters der Dynastie. Hart war er gegen sich selbst, lebte inmitten alles Prunkes wie ein Mönch, duldete weder Wein noch Fleisch auf seinem Tische und blieb unvermählt; hart war er auch gegen andre und grausam gegen seine Feinde, solange er im Kampfe stand, aber hochherzig gegen Unterworfene. Kunst und Wissenschaft berührten ihn nicht, er ging völlig auf in seinem Berufe als Staatsmann und Feldherr. Hier kannte er bis in sein höheres Alter keine Ermüdung und setzte unerschrocken, wenn es not that, sich selber ganz persönlich ein. „Wer ein Krieger ist, der folge mir", rief er einmal im Bulgarenkriege seinen Leuten zu, als ihm die schwere Gefahr einer Truppenabteilung gemeldet wurde, und jagte ohne Besinnen allen voran nach dem Schlachtfelde. Der Schrecken ging vor ihm her, aber er erzog sich einen glänzenden Feldherrenstab, und niemals hat sich gegen ihn, seitdem er wirklich die Alleinherrschaft führte, die Hand eines Empörers erhoben. Im Innern ein Feind des ihm selber freilich gefährlichen asiatischen Grundadels, gegen den er zuweilen mit sultanischer Willkür auftrat und auch unter Umständen vor Konfiskationen nicht zurückschreckte, verfolgte er nach außen vor allem ein großes Ziel mit unerbittlicher Konsequenz, die Zerstörung des bulgarischen Reichs, und als „Bulgarenwürger" lebt er auch vor allem in der Geschichte fort. Denn erst mit der Vernichtung der bulgarischen Selbständigkeit konnte die fortgesetzte unerträgliche Störung der friedlichen Arbeit durch räuberische Einfälle verhindert werden und die romäische Herrschaft auf der Balkanhalbinsel für gesichert gelten, und erst dadurch wurde ein wirksames Gegengewicht gegen Kleinasien geschaffen, dessen stolzer Adel die Geschicke des Reiches so oft bestimmt und so oft die Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt hatte. So that Basilios II. durchaus, was er im Interesse seines Kaisertums und seines Reiches wie der Kultur, die es vertrat, thun mußte, wenn er unerschütterlich auf der Unterwerfung der Bulgaren bestand.

Machthöhe des Bulgarenreichs.

Noch einmal hatten sich die Bulgaren unter dem tapferen Samuel (976—1014), dem jüngsten Sohne Schischmans, zu großer Macht erhoben. Während des Aufstandes des Bardas Skleros riß sich Donaubulgarien vom Byzantinischen Reiche los und schloß sich dem Staate Samuels an. Dieser verlegte seine Residenz anfangs nach dem festen Prespa, am gleichnamigen Gebirgssee, östlich von Ochrida, wo noch heute der Name einer kleinen Felseninsel (Grad oder Gradischte) und Ruinen von Kirchen an die Zarenburg erinnern; später siedelte er indes wieder nach Ochrida über, auf dessen herrlichen See in großartigster Gebirgsumgebung noch die Trümmer seiner Burgen herniederblicken. Seine Zarenkrone erbat und erhielt er aus Rom, doch ohne die kirchliche Selbständigkeit Bulgariens preiszugeben, vielmehr begünstigte er die Bogomilen als eine national-bulgarische Sekte. Bald griff er nach allen Seiten aus. Noch



277. Basilios II.

Dedikationsbild aus dem Psalter Basilios' II. Nach Schlumberger.

980 nahm er Larissa in Thessalien, rückte verheerend bis zum Isthmus vor, wo ihm indes Korinth tapferen Widerstand leistete, und brachte 987 dem jungen Kaiser Basilios, der inzwischen bis Sophia (Triadiza) vorgedrungen war, in den Pässen zwischen Ichtiman und Samakow bei Stupenion eine schwere Niederlage bei. Auf der andern Seite eroberte er Dyrrhachion, unterwarf Johannes Wladimir, den Beherrscher der serbischen Dukljaner, und die Stämme des albanesischen Hochlandes. Bis auf Thrakien, das untere Makedonien, Thessalien und das eigentliche Griechenland war die romäische Herrschaft zurückgedrängt, und drohend hingen die

bulgarischen Festungen an dem Gebirgsringe über der makedonischen Ebene und über den Flußthälern, die ihn in tiefen Einschnitten durchbrechen: Servia an der oberen, Werria (Berroia) an der unteren Wistriza (Haliakmon), Wodena (Ägä) und Moglena an den Quellflüssen des Ludias, Melnik über der Struma (Strymon), während dahinter Bitolj (Monastir) und Prilep den Zugang nach Prespa und Ochrida, Stobi und Schkopje (Üsküb) den oberen Wardar (Axios), Velbuzd (Köstendil) und Pernik am Witosch den oberen Strymon deckten, und noch weiter nordwärts auch Prischtina am Amselfelde, Nisch und Belgrad den Bulgaren gehörten. Mit Mühe behaupteten die Byzantiner diesen starken Positionen gegenüber die befestigte Linie von Philippopolis über Mosynopolis am Nostos nach Thessalonika.

Niederlagen der Bulgaren.

Als deren tapferer Verteidiger, der Armenier Georg Taronites 996 in einem Gefecht bei Thessalonika gefallen war, drangen die Bulgaren südwärts bis in den Peloponnes vor. Doch auf dem Rückzuge wurden sie von Nikephoros Uranos am Spercheios unweit der Thermopylen bei Nacht überfallen und bis zur Vernichtung geschlagen, so daß Samuel selbst und sein Sohn Gabriel nur mit Mühe entkamen. Um dieselbe Zeit nahm ein byzantinisches Geschwader Dyrrhachion wieder ein durch den Verrat der griechischgesinnten Bürgerschaft und des bulgarischen Befehlshabers Asot, des Sohnes des Taronites, der bei Thessalonika gefangen genommen war, dann aber die Neigung und die Hand einer Tochter des Zaren Samuel gewonnen und durch dessen vorschnelles Vertrauen das Kommando der wichtigen Seefestung erhalten hatte. Seitdem gingen die Byzantiner zum Angriff über und zwar zunächst auf Donaubulgarien. In den nächsten Jahren geriet dies gänzlich in ihre Hände, 1002 auch Widdin (Wdyn) an der Donau. Als Samuel in demselben Jahre am 15. August Adrianopel genommen hatte, kehrte Basilios schleunigst aus Donaubulgarien zurück, schlug ihn völlig, drang dann siegreich den Wardar hinauf und eroberte Schkopje. Nur die schweren Kämpfe in Süditalien hinderten lange Zeit einen ernsten Angriff auf die bulgarischen Kernlande; aber alljährliche Verwüstungszüge erschöpften die Bulgaren, und 1014 führten die Byzantiner den entscheidenden Stoß. Während Samuel mit seinem Feldherrn Nestorizes vor Thessalonika stand, drang Basilios die Struma hinauf gegen die verschanzten Pässe von Kleidion und Kimbalongon vor. Samuel eilte dorthin zur Hilfe, allein ein byzantinisches Korps unter Nikephoros Xiphias, dem Strategen von Philippopolis, umging die bulgarische Stellung, und in Flanke und Rücken gefaßt, erlitten die Bulgaren am 29. Juli 1014 eine vernichtende Niederlage. Samuel entkam mit Mühe durch die aufopfernde Tapferkeit seines Sohnes nach Prilep, sein Heer aber wurde erschlagen oder zur Ergebung gezwungen. Basilios ließ, ein Beweis von der erbarmungslosen Erbitterung des Kampfes, die gefangenen Bulgaren, angeblich 15000, blenden und schickte sie, jedem Hundert einen Einäugigen als Führer gebend, zu ihrem Zaren nach Prilep. Als Samuel die Unglücklichen in militärischer Ordnung anrücken sah, stürzte er vor Entsetzen besinnungslos zu Boden. Wenige Tage nachher, am 15. September 1014, erlag er einem Herzkrampf. Fast gleichzeitig waren die Bulgaren vor Thessalonika von Nikephoros Botoniates völlig geschlagen worden, doch erlitt dann dieser, dem Kaiser zu Hilfe eilend, vor Strumitza eine blutige Schlappe. Der fürchterliche Sieger von Kimbalongon aber nahm Melnik, und auf die Nachricht von Samuels Tode, von Thessalonika aus über Wodena ins Herz des Bulgarenreiches vorstoßend, eroberte er Bitol, Prilep und Stobi und zog am 9. Januar 1015 siegreich in Thessalonika ein.

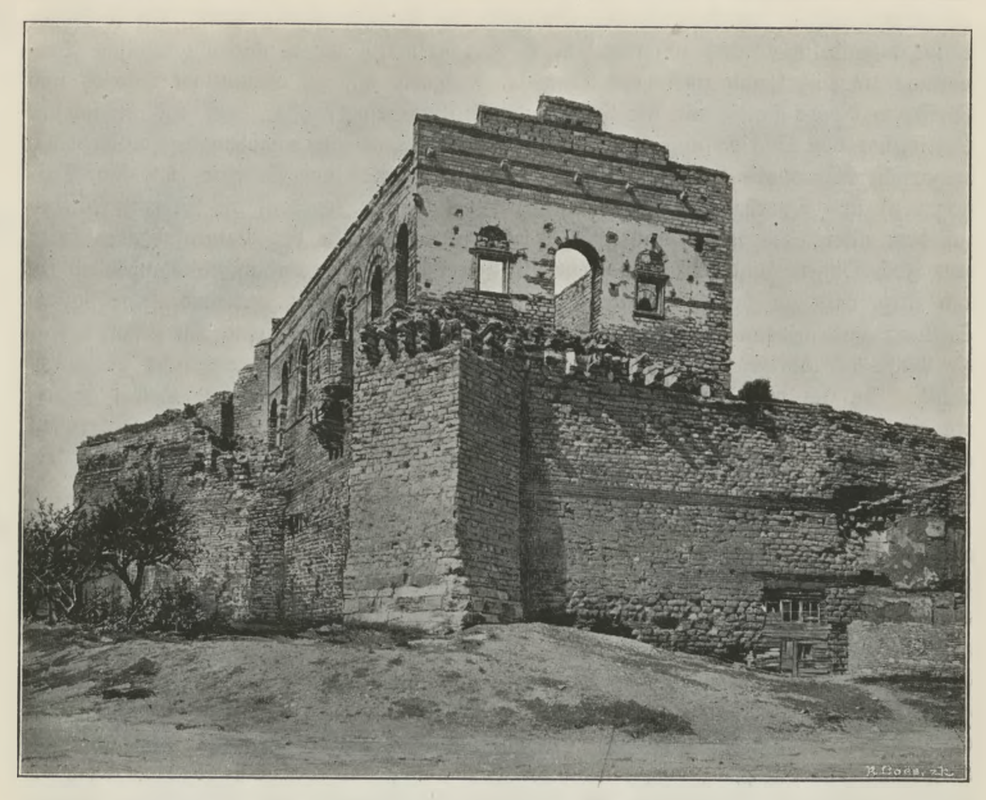
Ergebung der Bulgaren.

Innere Zerrüttung beschleunigte den Untergang des Bulgarenstaates. Samuels Sohn und Nachfolger Gabriel (Romanos) wurde schon 1015 von seinem Vetter Johannes Wladislaw auf der Jagd bei Ostrowo ermordet, der auch dessen Gattin umbringen und seinen Sohn blenden ließ. Anfangs leistete der Usurpator noch erfolgreichen Widerstand, aber mit zermalmender Planmäßigkeit nahm Basilios Festung auf Festung, und bei der Belagerung von Dyrrhachion im Frühjahr 1015 kam Johannes um. Nun brachen die Bulgaren auseinander. Während sich Wladislaws Sohn mit einem kleinen Teile des Adels zum verzweifelten Widerstande in die albanischen Berge warf, beschlossen die Führer des Volkes die Übergabe. Als Basilios heranzog, zeigten ihm schon in Adrianopel bulgarische Boten die Übergabe von Pernik und den Nachbarburgen an, in Mosynopolis begrüßten ihn die Abgesandten makedonischer Landschaften, vor Strumitza übergaben ihm der Patriarch David und der Woiwode Bogdan ein Schreiben der Zarin Maria, und als er über Schkopje und Prossjek vor Ochrida eintraf, empfing ihn hier unter großem Volksgedränge das ganze Geschlecht der Schischmaniden mit der Zarin an der Spitze und übergab ihm Hauptstadt und Kronschatz. Auch die Reste der Nationalpartei wurden bald durch Güte oder Gewalt zur Ergebung gebracht. Langsam das unterworfene Land südwärts durchziehend, langte der Kaiser über das schreckliche Schlachtfeld am Spercheios, wo noch Haufen bleichender Gebeine von dem grimmigen Kampfe zeugten, in Athen an. Hier verrichtete er in der Kirche der Panagia auf der Akropolis, dem alten Parthenon, sein Dankgebet, widmete der Gottesmutter kostbare Geschenke und ließ die Wände des ehrwürdigen Baues mit Darstellungen seiner Bulgarensiege schmücken, wie einst die Athener ihre Persersiege und die Attaliden ihre Triumphe über die kleinasiatischen Kelten durch Kunstwerke zu Ehren der Götter an derselben Stelle verewigt hatten. Den Winter brachte er in Athen zu; zu Anfang des Jahres 1019 hielt er seinen triumphierenden Einzug in Konstantinopel. Durch das Goldene Thor ritt er ein, das Haupt mit einer goldenen Krone geschmückt, vor ihm schritten die Zarin Maria, die Töchter Samuels und die gefangenen Bojaren, und unermeßlicher Volksjubel begrüßte den finsteren Sieger, der endlich mit 64 Jahren sein Ziel erreicht hatte.

So grausam sich Basilios den Bulgaren im Kampfe gezeigt hatte, mit so kluger Milde behandelte er das unterworfene Volk. Natürlich wurde die byzantinische Verwaltung eingeführt und zwei neue Themata, Bulgaria mit der Hauptstadt Ochrida und Paristrion (Donauland) mit der Hauptstadt Silistria eingerichtet, auch das bulgarische Patriarchat von Ochrida aufgehoben. Aber es blieb dort eine unabhängige (autokephale) bulgarische Metropolie bestehen, während die Metropoliten von Silistria (mit fünf Suffraganen) und Dyrrhachion unter Konstantinopel gestellt wurden, die Steuern blieben auf dem alten, den Kulturverhältnissen entsprechenden Fuße der Naturalabgaben (nach dem Joch Ochsen), und der bulgarische Adel trat in den byzantinischen Reichsadel ein und stieg bald zu hohen Stellungen empor, behauptete also durchaus seine soziale Stellung und gewann ein weites Feld für seine Talente und seine Thatenlust. Für die Masse der hörigen Landbevölkerung änderte sich durch die Unterwerfung überhaupt nichts. Da sich auch die Serben und Kroaten wieder der romäischen Hoheit fügten, als eine griechische Flotte in der Adria erschien, so reichte die byzantinische Herrschaft von Istrien bis an die Donaumündungen, und selbst in Sirmium saß wieder ein griechischer Strateg. Behandlung der Bulgaren.

Auch seinen andern Nachbarn gegenüber machte das Reich unter Basilios II. fast nur Fortschritte. Zwar nahmen die Russen während der Rebellion des Bardas Phokas nach langer Belagerung Cherson auf der Krim durch den Verrat des Priesters Anastasios; aber dann schloß Großfürst Wladimir Frieden, um die Hand der byzantinischen Prinzessin Anna, der Schwester des Kaisers, zu gewinnen, und versprach, zum Christentum überzutreten (988). Indem er dies ausführte, wurde er der Begründer der russischen Kirche, deren erster Metropolit jener Anastasios von Cherson. So traten die slawischen Völker Osteuropas in den byzantinischen Kulturkreis ein. Mit Hilfe der Russen unterhielt Byzanz auch freundliche Verbindung mit den Chazaren. Auch die Kaukasusvölker am Südabhange des Gebirges, die Iberier und Georgier, wurden 991 unterworfen, und gegen die Araber schob Basilios in einem glänzenden Feldzuge 994/95 die Grenzen bis gegen Tyros und Damaskos hin vor. Selbst in Süditalien blieb er siegreich, obwohl sich das gute Verhältnis mit dem Deutschen Reiche sehr bald löste. Mit den Arabern verbündet wies er den Angriff Ottos II. auf Kalabrien 982 blutig ab (s. S. 457 f.), behauptete 1002 gegen die Araber Bari durch die tapfere Verteidigung des Katepan (d. i. Diktator) Trachomitis, schlug 1010—11 die Empörung des Statthalters Melos von Apulien nieder, brachte dann ganz Süditalien in seine Hand und bedrohte selbst Rom. Nur das Einschreiten Kaiser Heinrichs II. warf die Byzantiner zurück, erschütterte aber nicht ihre Herrschaft über den Süden der Halbinsel (s. oben S. 467 f.), und so wenig dachte Basilios daran, diese westlichen Außenposten aufzugeben, daß er im Gegenteil alle Vorbereitungen für einen umfassenden Angriff auf das arabische Sizilien traf. Mitten in diesen Rüstungen verschied er im Dezember 1025, 68 Jahre alt, nach einer beinahe fünfzigjährigen Regierung, die an Dauer und an Erfolgen in der byzantinischen Geschichte nicht ihresgleichen hat. Seine Leiche wurde in der Evangelistenkirche des Hebdomon beigesetzt. Allseitige Sicherung der Reichsgrenzen.

Mit seinem jüngeren Bruder, dem ihm sehr wenig ähnlichen Konstantin VIII. (1025—28), erlosch am 21. November 1028 der Mannesstamm der Basiliden. Nur in Konstantins Töchtern Zoë und Theodora lebte das Geschlecht noch fort, und indem die weibliche Linie ihr Thronrecht behauptete, übertrug sie die Krone noch mehrere Jahrzehnte hindurch wie ein Erbgut ihres Hauses an rasch wechselnde Kaiser, von denen es freilich keiner den letzten gewaltigen Basiliden nur entfernt gleich zu thun vermochte. Vielmehr gesellten sich zu Palastintrigen schon einzelne Einbußen nach außen, die inneren Gegensätze brachen heftig heraus, und im verhängnisvollsten Ausgang des Mannsstammes der Makedonier.



278. Ruinen des Hebdomonpalastes zu Konstantinopel.
Nach Photographie.

Wendepunkte riß in diesem Staate, der sich nur durch sein unerschütterliches Heer und seine glänzenden Führer behaupten konnte, das zentralisierende Beamtentum von Konstantinopel, das in ihnen seine Nebenbuhler sah, die Herrschaft völlig an sich.

Romanos III. Argyros.

Der erste Kaiser, der einer Basilidentochter den Thron verdankte, war der schon sechzigjährige Romanos III. Argyros (1028—34), der Gemahl der Zoë. Anfangs populär durch liberale Maßregeln (Erlaß der Steuerrückstände, Loskauf der Gefangenen von den Petschenegen u. s. f.) und glänzende Ausstattung der Kirche, wie er denn z. B., was ihm sehr hoch angerechnet wurde, die 1010 zerstörte heilige Grabkirche in Jerusalem mit Erlaubnis des Kalifen von Kairo wiederherstellte, hatte er doch fortwährend mit Palastintrigen zu kämpfen. Auf eine vielleicht verleumderische Anzeige seiner Gemahlin hin ließ er den bulgarischen Prinzen Prusianos, einen Sohn des letzten Zaren, damals Strateg in Kleinasien, wegen hochverräterischer Verbindungen mit Theodora blenden. Aus ähnlichem Anlaß verwies er den verdienten Strategen von Thessalonika, Konstantin Diogenes, einen der siegreichen Generale Basilios' II., erst nach Asien, dann ins Kloster Studion, verurteilte ihn schließlich mit andern hochstehenden Männern zu öffentlicher Auspeitschung, was den alten Soldaten zum Selbstmord trieb, und ließ Theodora zur Nonne scheren. — Nach außen hin hielt allerdings die glänzende Feldherrnschar, die Basilios II. gebildet hatte, das Ansehen des Reiches nachdrücklich aufrecht. Im Osten eroberte der gewaltige Georg Maniakes, das gefeierte Musterbild eines byzantinischen Feldherrn, ein Mann aus kleinasiatischem Adel wie fast alle Generale, damals Kommandant von Samosata, 1032 das feste Edessa, dessen Citadelle noch lange

seinen Namen trug. Als wertvollstes Stück der Beute erschien dieser Zeit der legendenberühmte Brief Christi an den Emir Abgaros. Mit glänzender Tapferkeit behauptete er dann die Festung und brachte mehrere nordsyrische Emire, darunter den von Aleppo, zur Unterwerfung. Im Westen vernichtete der Strateg von Naupaktos, Nikephoros, in demselben Jahre mit Hilfe der streibaren Ragusaner eine sizilisch-arabische Flotte, die Dalmatien und Epiros bedrohte.

Kampf um Sizilien.

Einer ganz persönlichen Laune folgte die Kaiserin Zoë, wenn sie nach dem Tode des Romanos am 11. April 1034 einen früheren Kammerdiener desselben, Michael IV. (1034—41), der kein andres Verdienst hatte, als daß er ein schöner junger Mann war, zum Gemahl und Kaiser erhob. Von Natur wohlmeinend, verständig und rechtschaffen, wurde er doch durch seine ganze Stellung zu einem Nepotismus bedenklichster Art getrieben. Von seinen Brüdern, die beide Eunuchen waren, machte er den einen, Johannes, zum ersten Minister, einen andern, Konstantin, zum Großdomestikus; seinen Schwager Stephanos, einen Schiffbaumeister, ernannte er zum Admiral, dessen Sohn Michael zum Cäsar. Begreiflich, daß der stolze Grundadel und die Generale aus der Schule Basilios' II. diesem Regiment von Weibern, Emporkömmlingen und Eunuchen mit spöttischer Geringschätzung gegenüberstanden. Aber zunächst erhob sich keiner dagegen, sondern sie hielten das Werk des Basilios aufrecht und führten es weiter. Mit gewaltigen Schlägen trafen sie vor allem die Araber. Eine Flotte der sizilischen und afrikanischen Sarazenen, die 1034 im Ägäischen Meere erschien, wurde von dem Strategen des kibyräischen und thrakesischen Themas vernichtet, die Gefangenen als Räuber, die sie waren, aufgeknüpft oder gepfählt. In Italien aber erhielt 1038 Georg Maniakes den Oberbefehl mit der Weisung, Sizilien zu erobern, der letzte energische Versuch der Byzantiner, die Machtstellung im Westen wiederzugewinnen, und die That eines Helden. Mit einem buntgemischten Heere, romäischen Reichstruppen, Warjagern unter Harald, Langobarden aus Salerno und französischen Rittern unter Wilhelm dem Eisernen, setzte er nach Sizilien über, erstürmte Messina, schlug die Araber bei Rametta, eroberte Syrakus und den größten Teil der Insel, begegnete 1040 einem von Afrika herübergekommenen Heere siegreich bei Trapina (Drapina) und trieb es auf seine Schiffe zurück. Überall errichtete er feste Zwingburgen, in Syrakus erbaute er das starke Fort an der äußersten Spitze der Ortygia, dessen braune Mauern über dem blauen Meere noch wenigstens den Namen „Kastell Maniakes (Castel Màniaci)" tragen. Aber ein ganz persönlicher Konflikt mit dem Schwager des Kaisers, dem Admiral Stephanos, den der heftige und stolze Mann bei einem Wortwechsel einen Verräter nannte und schließlich ins Gesicht schlug, weil er die besiegten Araber nach Afrika hatte entkommen lassen, verdarb ihm den Erfolg. Georg Maniakes wurde auf die Beschwerde des Verletzten abberufen und eingekerkert. Seine Eroberungen gingen darauf rasch wieder verloren bis auf Messina. Dies behauptete mit nur 800 Mann der tapfere Armenier Katakolon Kekaumenos, ein Liebling des byzantinischen Heeres, der ganz durch eigne Kraft emporgekommen war. In glänzendem Ausfall sprengte er am Pfingstsonntage 1041 die überraschten Belagerer vollständig auseinander. Auch in Süditalien erstand dem Reiche ein furchtbarer Feind in den Normannen, die schließlich sein Erbe im Süden der Halbinsel antreten sollten. Schon 1042 waren die Byzantiner in Apulien trotz tapferer Gegenwehr auf Bari, Brindisi, Otranto und Tarent beschränkt (s. unten).

Erhebung der Serben und Bulgaren.

Während somit der letzte große Anlauf gegen Westen weniger an den feindlichen Waffen, als an der Thorheit der Regierung von Konstantinopel scheiterte, brach eine gefährliche Erhebung unter den unterworfenen Slawen aus, nicht aus nationalen sondern aus wirtschaftlichen Gründen. In Konstantinopel hatte man nämlich, wahrscheinlich nur der Gleichförmigkeit wegen, die Verwandlung der üblichen Naturalabgaben in Geld-

steuern verfügt, die nun die geldlosen Bauern aufs schwerste drückten. Da schlugen zuerst im Frühjahr 1040 die Serben los unter Stephan Bogislaw (Voislaw), Häuptling von Zeta und Travunia, der mit einer Enkelin des Bulgarenzaren Samuel vermählt war, dann folgten im Sommer desselben Jahres die Bulgaren um Nisch unter Peter Deleanos, einem angeblichen Enkel Samuels, der zum Zaren ausgerufen wurde. Freilich fehlte es bei den Häuptlingen des Volkes an der opferbereiten Hingabe an die gemeine Sache. Als der neue Strateg von Dyrrhachion, Michael Dermokaïtes, durch seine unverständige Härte auch die westlichen Bulgaren zum Aufstande trieb, riefen diese einen andern, Tichomir, zum Zaren aus, brachten ihn aber auf Peters Austiften bald um. Nun führte dieser die Aufständischen bis vor Thessalonika, wo sich Michael IV. befand, und da die meisten seiner bulgarischen Beamten und Offiziere jetzt zu ihren Landsleuten übergingen, so breitete sich der Aufstand rasch weiter aus. Noch im Jahre 1040 fiel Dyrrhachion in die Hand der Bulgaren, sie brachten auch im Thema Nikopolis die Slawen zum Aufruhr — nur Naupaktos behauptete sich — drangen in Mittelgriechenland vor und schlugen vor Theben die griechischen Milizen unter dem Strategen Allakasseus.

Niederwerfung der Bulgaren.

Aber so stürmisch der Anlauf der Bulgaren war, so gering war ihre Widerstandskraft. Als Alusian, der Bruder ihres letzten Zaren, der bisher ein byzantinisches Kommando in Armenien geführt hatte, wegen einer persönlichen Beleidigung zu Deleanos übertrat und mit 40 000 Mann vor Thessalonika erschien, erlitt er nach sechstägigem Stürmen am 26. Oktober 1040 eine vernichtende Niederlage, die beide Teile dem heiligen Demetrios, dem Schutzpatron der Stadt, zuschrieben. Mit einem Verluste von 15 000 Mann an Toten und Verwundeten und ebenso viel an Gefangenen mußte er den Rückzug in die Berge antreten. Nun ging es rasch zu Ende. Mit tückischer List überwältigte Alusian den Zaren Deleanos und ließ ihn am 3. Juli 1041 blenden, um selbst die Herrschaft an sich zu reißen, mußte aber vor dem empörten Volke zu den Romäern flüchten. Die nunmehr führerlosen Rebellen wurden von den byzantinischen Kolonnen bis zu Ende des Jahres 1041 ohne besondere Mühe völlig niedergeworfen. Die Sieger ließen die Dinge wesentlich auf dem alten Fuße. Nur wurde fortan der Metropolitenstuhl von Ochrida mit griechischen Prälaten besetzt und die Kirche überhaupt als ein Mittel zur Hellenisierung der Bulgaren benutzt. Um so stärker wuchs die nationale Sekte der Bogomilen an.

Glücklicher als die Bulgaren behaupteten die Serben ihre Unabhängigkeit gegen ein Heer, das 1040 von Dyrrhachion aus in ihre Berglande vorrückte. Den Sohn Stephans, Michael, erkannte Papst Gregor VII. sogar als selbständigen König (Kralj, von Karolus) an.

Mißlungener Umwälzungsversuch.

Als Sieger war Michael IV. nach Konstantinopel zurückgekehrt, doch er litt bereits an der Wassersucht. Ihr erlag er schon am 10. Dezember 1041 im Kloster Anargyros. Nun berief Zoë den Cäsar Michael V. auf den Thron, den das Volk, weil er der Sohn eines Schiffbauers war, spöttisch „Kalaphates" (den Kalfaterer) nannte. Als der Undankbare nach wenigen Monaten, im April 1042, seine Wohlthäterin Zoë in ein Kloster auf den Prinzeninseln schickte, erhob sich tobender Aufruhr in der Hauptstadt, die noch immer an dem ruhmvollen Geschlecht der Basiliden hing. Nach blutigem dreitägigen Straßenkampfe, in dem 3000 Bürger fielen, wurde der von Katakolon tapfer verteidigte Kaiserpalast erstürmt und geplündert, der Kaiser gefangen, geblendet und in ein Kloster verwiesen. Der Senat aber erhob am 21. April die Schwestern Zoë und Theodora auf den Thron.

Konstantins IX. Friedenspolitik.

Doch die alternde Zoë fand es auch diesmal für besser, den Thron mit einem Gemahle zu teilen. Als solchen berief sie einen Verwandten des Kaiserhauses, Konstantin IX. Monomachos (1042—54), damals Oberrichter von Hellas, von wo ihn

ein kaiserlicher Schnellsegler nach Konstantinopel führte. Am 11. Juni 1042 reichte er Zoë die Hand, und diese hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er seine schöne Mätresse Skleraïna mit in den Kaiserpalast brachte. Der Hof sah ergeben, wie immer in solchen Fällen, über dies skandalöse Verhältnis hinweg und erinnerte sich, als Skleraïna zum erstenmal neben den beiden Kaiserinnen erschien, nur an die Szene der „Ilias", da Helena vor die troischen Greise tritt. Das Volk der Hauptstadt aber jubelte dem neuen Herrscher zu, denn er verstand es, populär zu sein. Konstantin IX. war keine vornehme Natur, sondern ein flotter Lebemann, liebenswürdig, genußsüchtig, prachtliebend, verschwenderisch vor allem in glänzenden Bauten, aber auch ein Gönner der Wissenschaft, der zu Ehren er die große Reichshochschule in Konstantinopel wieder herstellte (s. unten). Militärische Neigungen und Interessen lagen ihm gänzlich fern. Er gab nichts auf Wachen und militärische Ehrenbezeigungen, stieg ungern zu Pferde und zog niemals zu Felde, weil ihn frühzeitig das Podagra plagte und er nur, von zwei Dienern gestützt, sich im Sattel halten konnte. Dieser durch und durch unmilitärische Fürst, das Gegenteil des Soldatenmönchs Basilios II., war ganz nach dem Herzen der mehr und mehr zur Alleinherrschaft gelangten Büreaukratie. Das Reich stand auf der Höhe seines Ansehens, die Araber waren ungefährlich, die Bulgaren unterworfen, das innere Gleichgewicht zwischen der asiatischen und europäischen Reichshälfte gesichert. Erobern wollte man nicht mehr, in Italien begnügte man sich mit dem, was sich gegen die Normannen gerade behaupten ließ, und in Asien meinte man sich völlig gesichert durch eine großartige friedliche Erwerbung. Nach einem schon 1022 von Basilios II. abgeschlossenen Vertrage trat der letzte Bagratide von Armenien, Gagik, allerdings nur militärisch gezwungen, 1045 das Reich von Ani gegen kappadokische Güter an die Byzantiner ab und zog sich auf seine kleinasiatischen Güter zurück. Seitdem verödete der alte glänzende Königssitz der Bagratiden, die unbezwingliche Felsenstadt Ani (armenisch Akhurian). Doch heute noch ragen über tiefen Schluchten zwischen mächtigen Schutthaufen der alte Königspalast, der Dom, die Krönungskirche der Bagratiden, und mehrere andre Kirchen, alle aus prächtigem roten Stein gebaut, fast unversehrt, ein gewaltiges Denkmal armenischer Größe. Damit gewannen die Byzantiner eine mächtige strategische Position, wie sie selbst das alte Römische Reich niemals besessen hatte: das Hochland um den Ararat. Im Besitz von Armenien, flankierten sie die arabischen Herrschaften in Mesopotamien auf ihre ganze Breite hin. Mit den Petschenegen und Russen ließ sich ohne Mühe fertig werden, da diese höchstens zu Raubzügen die Kraft hatten. So begann die Regierung in Konstantinopel vom Kriegszustande einer belagerten Festung in einen Friedenszustand überzugehen. Dann bedurfte man auch des Heeres in seiner bisherigen Organisation nicht mehr und konnte ohne Gefahr die Macht jenes militärischen Adels schwächen, der so oft schon der Büreaukratie und der Hauptstadt seinen stolzen Willen



279. Byzantinische Kaiserkrone.

Restitution der berühmten byzantinischen Kaiserkrone, die dem Konstantin Monomachos zugeschrieben wird. Sieben von den in email cloisonné ausgeführten Goldplatten wurden 1860 von pflügenden Bauern bei Nyitra-Jvanka im Neutraer Komitat aufgefunden und befinden sich jetzt im Nationalmuseum zu Budapest. Man sieht darauf dargestellt den Kaiser Konstantin Monomachos, die beiden Kaiserinnen Zoë und Theodora, zwei Tänzerinnen und zwei Tugendgöttinnen. Eine achte und neunte, in Kreisform, bildeten die Schlußstücke; sie zeigen die Brustbilder des heiligen Andreas und des heiligen Peter. Dieses offenbar zwischen 1042 und 1050 entstandene herrliche Denkmal byzantinischer Kunst, dessen Email noch heute in den lebhaftesten Farben leuchtet, ist wahrscheinlich als Geschenk für König Andreas I. nach Ungarn gekommen.

aufgezwungen hatte. Demgemäß begann man, der Bequemlichkeit der Bevölkerung entgegenkommend, die Wehrpflicht in eine Wehrsteuer zu verwandeln, also den Kern der Wehrkraft, die einheimischen Kontingente, aufzulösen, der alten Lehre nicht eingedenk, daß jedes Volk verloren ist, wenn es seine Siege kauft, statt sie zu erfechten. Finanzielle Rücksichten auf die Notwendigkeit, die Einnahmen zu erhöhen, mochten dabei mitsprechen. Wurden doch auch die Steuern überhaupt erhöht, wogegen in mehreren Provinzen Aufstände ausbrachen, und die alte Steuerfreiheit der Militärgrenze, die Entschädigung für den Wacht- und Befestigungsdienst, aufgehoben und 50000 Mann armenischer und iberischer Milizen entlassen. Freilich mußten dann die fremden Söldner vermehrt werden, die nicht unter so strenger Kriegszucht standen und wenig Zusammenhang unter sich hatten, dafür freilich auch unter Umständen für jeden zu haben waren, der sie zu gewinnen wußte.

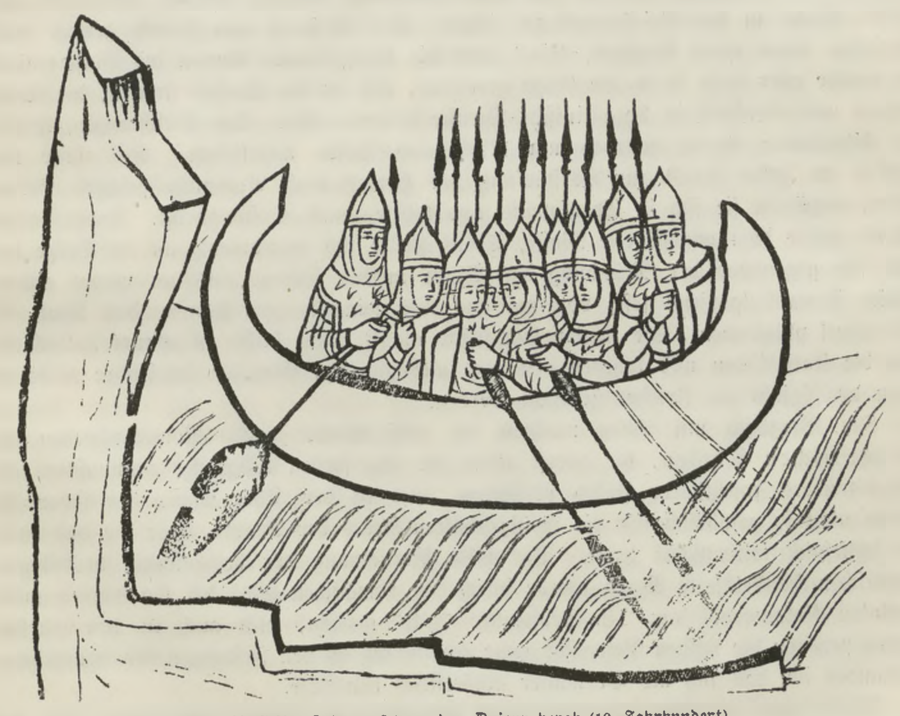
Erhebung des Georg Maniakes.

Es hätte wenig gefehlt, so wäre dieser friedseligen Politik durch die Schilderhebung des bedeutendsten unter den von ihr so gefürchteten Generalen ein rasches Ende bereitet worden. Georg Maniakes hatte auf Zoës Weisung in Italien wieder den Oberbefehl übernommen, um dort zu retten, was noch zu retten war. Mit schwachen Kräften hatte er gleichwohl die Normannen aus der Gegend von Benevent, Capua und Neapel verdrängt. Da erreichte ihn die Nachricht, daß sein alter Feind und Gutsnachbar in Kleinasien, Romanos Skleros, als Bruder der kaiserlichen Mätresse Skleraïna am Hofe zu großem Einflusse gelangt sei und diesen dazu benützt habe, um Georgs Güter zu plündern und sogar seiner dort lebenden Frau Gewalt anzuthun. Zugleich wurde er seines Kommandos auf Betrieb desselben Gegners wieder enthoben. Außer sich vor Zorn und Wut und vielleicht auch erbittert über das ganze neue, so völlig unmilitärische Regiment, riß Georg Maniakes im Spätsommer 1042 seine schon längst des italienischen Dienstes müden Truppen, meist Asiaten, zur Empörung mit sich fort, setzte sich das Diadem aufs Haupt und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Verstärkt durch arabische und normannische Söldner, ging er im Februar 1043 von Otranto nach Dyrrhachion hinüber und rückte auf der alten Egnatischen Straße quer durch das Gebirgsland auf Thessalonika vor. Umsonst bot ihm der erschreckte Konstantin IX., der mit Recht das Ärgste fürchtete, Ehren und Geschenke, Georg Maniakes wies alles kurz ab und marschierte weiter. Erst bei Ostrowo im makedonischen Hochlande stieß er auf kaiserliche Truppen unter dem Sebastophoros Stephanos. Er durchbrach sie im ersten Anlauf, und jubelnd begrüßten ihn seine siegreichen Scharen auf dem Schlachtfelde, wie er vor die Front sprengte, als Kaiser, denn die Entscheidung schien gefallen. Da sank der Feldherr plötzlich sterbend vom Rosse, eine tödliche Wunde in der Brust, die sonst niemand bemerkt hatte. Verzweifelnd gaben sich manche seiner Leute selbst den Tod, andre zerstreuten sich oder wurden gefangen oder traten zu den Gegnern über, die nun auf einmal als Sieger dastanden. Sie schlugen dem Toten das Haupt ab, und dies auf einen Speer gesteckt und die Gefangenen verkehrt auf Eseln reitend, so zog der besiegte Stephanos als Triumphator in Konstantinopel ein. Der umgekehrte Ausgang wäre dem Reiche jedenfalls heilsamer gewesen. Um dieselbe Zeit wurde ein Aufstand des Strategen von Cypern, Theophilos Erotikos, ohne große Mühe niedergeschlagen.

Erhebung des Leo Tornikios.

Viel gefährlicher war eine Empörung unzufriedener Generale im Jahre 1045. Ihr Urheber war Leo Tornikios, der früher Strateg von Iberien gewesen, dann wegen hochverräterischer Umtriebe zum Mönch geschoren und in Adrianopel interniert worden war. Hier fand er eine Anzahl verabschiedeter Generale vor und gewann nicht nur sie, sondern, was wichtiger war, auch die Strategen von Makedonien und Thrakien für seinen Plan, ein Beweis für eine tiefgehende Unzufriedenheit in militärischen Kreisen. So ließ er sich zum Kaiser ausrufen und erschien im September 1045

urplötzlich vor dem überraschten und fast wehrlosen Konstantinopel. Denn die Hauptstadt war von Truppen entblößt, da die anatolischen Legionen meist in Armenien standen, wo sie soeben die Übergabe des Reiches Ani erzwungen hatten, und obwohl sie sofort durch Kurier herbeigerufen wurden, so mußten doch bis zu ihrem Eintreffen Wochen vergehen. Bis dahin war man auf bewaffnete Bürger und Sklaven angewiesen. Ein Ausfall, der trotzdem am Blachernenthor gemacht wurde, hätte beinahe mit der Erstürmung der Stadt geendet, da das Thor eine Zeitlang offen blieb, um die fliehenden Kaiserlichen einzulassen. Da jedoch Leo seine Leute gegenüber Gewinnungsversuchen aus der Hauptstadt nicht für zuverlässig genug hielt, so führte er sie nach kurzer Zeit nach Arkadiopolis zurück und begann darauf die Belagerung von Rädestos (Rodosto) am



280. Russische Krieger fahren den Dnjepr herab (10. Jahrhundert).
Zeichnung in einem berühmten slawischen Manuskript dieser Zeit, das die Legenden der heiligen Boris und Gleb enthält.

Marmarameere, der einzigen Stadt seines Machtbereiches, die ihm noch nicht gehorchte. Da sie tapfer widerstand, so ging er abermals auf Arkadiopolis zurück. Inzwischen waren die anatolischen Truppen unter Michael Jasites herangekommen und rückten in zwei Heersäulen, von Abydos und von Chrysopolis aus umfassend gegen Arkadiopolis vor, wo sie den Aufständischen gegenüber lagerten. Den Überredungskünsten ihrer geheimen Agenten hielten diese so wenig stand, daß sich Leo Tornikios bald überall von Abfall und Verrat umgeben sah. In einer Kirche, wo er Zuflucht gesucht hatte, ergriffen, wurde er gefangen nach Konstantinopel geführt und dort am Weihnachtsabend geblendet.

Raubzüge der Russen und Petschenegen.

Diese gefährlichen Militäraufstände mußten die leitenden Männer in Konstantinopel in ihrer Abneigung gegen das Heer und in ihrer Friedenspolitik befestigen. Und doch ließen sich die Dinge keineswegs besonders friedlich an, wenn man es auch nur mit barbarischen Raubvölkern zu thun hatte. Schon 1043 war wieder einmal ein Konflikt

mit den Russen ausgebrochen, als ein vornehmer Russe bei einem Straßenauflauf in Konstantinopel erschlagen worden war. Umsonst hatte der Kaiser alle möglichen Entschädigungen geboten. Mit angeblich 100000 Mann auf zahllosen Fahrzeugen, lauter plumpen Einbäumen, erschien Wladimir, der Sohn des Großfürsten Jaroslaw, im Bosporus. Aber die byzantinische Flotte unter Basilios Theodrokanon zwang sie durch das furchtbare Seefeuer zum Rückzuge, und Stürme richteten die russischen Geschwader auf der Rückfahrt nach dem Dnjepr fast gänzlich zu Grunde, so daß sich alle Küsten weithin mit Leichen bedeckten. Schließlich endete der Raubzug mit der Erneuerung der alten Verträge 1046. — Einen gefährlicheren Charakter nahmen die Kämpfe mit den Petschenegen an. Nach byzantinischer Weise hatte die Regierung einen Zwiespalt zwischen dem Großchan Tirach und dem Häuptling Kegen benutzt, um diesen mit 20000 Mann in den Reichsdienst zu ziehen. Freilich brach nun Tirach, gereizt durch Raubzüge seines alten Gegners, 1048 über die hartgefrorene Donau ins Bulgarenland ein, wurde aber bald so in die Enge getrieben, daß er die Waffen strecken, die Taufe nehmen und ebenfalls in byzantinische Dienste treten mußte. Die Petschenegen, tapfere und brauchbare Leute, wurden um Nisch und Sofia angesiedelt. Als ihrer nun 15000 im Jahre 1049 zur Verstärkung des Heeres nach Armenien geschickt werden sollten, empörten sie sich in Chrysopolis und kehrten nach Sofia zurück. Darauf erhob sich die ganze dort angesiedelte Masse, Tirach stellte sich wortbrüchig an die Spitze und setzte sich gegenüber der Mündung der Aluta in die Donau und an einem andern Punkte Donaubulgariens fest, von wo aus nun seine wilden Haufen das Land bis Adrianopel plünderten. Sie siegten hier sogar am 8. Juni 1050 in offener Feldschlacht über die Kaiserlichen und konnten erst nach mehrjährigen Kämpfen im Jahre 1054 zu einem dreißigjährigen Frieden gebracht werden.

Die seldschukischen Türken der armenischen Grenze.

Im Vergleich mit ihnen mochten die nicht minder rohen Nomadenhorden der seldschukischen Türken, die zuerst 1048 an der fernen Ostgrenze auftauchten, als kein besonders furchtbarer Feind erscheinen, und in der That waren sie sicher bei weitem nicht so gefährlich wie die wohlgeschulten Heere der Araber, über die das Reich doch schließlich triumphiert hatte. Die wilde Verheerung der heldenmütig verteidigten armenischen Handelsstadt Arzen wurde durch den romäischen Sieg bei Kapetron unter Katakolon Kekaumenos am 18. September 1048 gerächt, und auch in den nächsten Jahren prallten die wilden Reiterschwärme regelmäßig an den Festungen des armenischen Hochlandes ab, das sich als Vormauer vortrefflich bewährte.

Der letzte Aussöhnungsversuch mit Rom.

Kaum war in diesen unaufhörlichen Kämpfen eine Pause eingetreten, als der kirchliche Riß, der sich seit zwei Jahrhunderten zwischen der griechischen und der römischen Kirche aufgethan hatte, durch die Schuld beider Teile unheilbar wurde. Den verständigen und gemäßigten Vorschlag Basilios' II., den Papst als „obersten Bischof" anzuerkennen und ihm eine jährliche Zahlung zu leisten, wogegen er die orientalische Kirche sich selbst überlassen sollte, hatte der römische Hochmut als ungenügend abgewiesen. Jetzt war das Papsttum im raschen Aufschwunge, vom steigenden Bewußtsein seiner universalen Bedeutung erfüllt, die bald den unheilvollen Investiturstreit hervortrieb, und in Konstantinopel saß seit 1043 der ränkevolle, stolze, leidenschaftliche Michael Kerullarios auf dem Patriarchenstuhle. Als nun Leo IX. im Jahre 1053 die kirchliche Abtretung des byzantinischen Süditalien forderte, richtete der Erzbischof Leo von Ochrida ein Schreiben an den Bischof Justus von Trani, worin er dem Abendlande Ketzerei im Abendmahlsritus (wegen der Verwendung ungesäuerten Brotes) vorwarf. Zugleich nahm Michael den vom Papste beanspruchten Titel eines „allgemeinen Bischofs" an, strich Leos IX. Namen aus dem Diptychon seiner Kirche, schloß die lateinischen Kirchen und Klöster in Konstantinopel, erklärte die römische Taufe und

Priesterweihe als ketzerisch und alle Anhänger des Papstes als Ketzer. Dies maßlose Verfahren rief einen heftigen Federkrieg zwischen Rom und Byzanz hervor, doch noch einmal erschien im Juni 1054 eine päpstliche Gesandtschaft unter dem streitbaren Kardinal Humbert in Konstantinopel, die letzte. Nach heftigen Disputationen brach Michael Kerullarios Mitte Juli alle Verhandlungen ab, die Römer aber sprachen am 16. Juli in der Sophienkirche den Bannfluch über den Patriarchen aus und bedrohten jeden mit demselben Fluche, der das Abendmahl von einem den römischen Ritus tadelnden Priester empfangen würde. Zwei Tage später, am 18. Juli 1054, verließen die römischen Boten die stolze Kaiserstadt. Die Kirchenspaltung war vollendet.

Wenige Monate nach diesem verhängnisvollen Bruche verschied Konstantin IX. nach längeren Leiden am 11. Januar 1055 in dem von ihm neugegründeten Kloster Mangana. Vom Senat sofort anerkannt, nahm Theodora (1054—56) nunmehr die Gewalt selbstständig an sich (Zoë war schon 1050 gestorben). Sie regierte kräftig und verständig, freilich meist mit Eunuchen, weil sie in dem tiefen Mißtrauen gegen den Grundadel und die Generale aufgewachsen war. Aber schon am 30. August 1056 starb sie, und mit ihr endete auch in der weiblichen Linie das trotz alledem große Geschlecht der makedonischen Basiliden. Es hinterließ, ähnlich wie Kaiser Heinrich III., der in demselben Jahre auf seiner einsamen Jagdpfalz im Harze verschied, Deutschland, das Byzantinische Reich auf einer stolzen Höhe der Macht und des Ruhmes. Sein Gebiet reichte ununterbrochen vom Adriatischen Meere bis zum Ararat, von der unteren Donau bis zum Libanon. Die Barbaren waren gebändigt oder abgewehrt, die ehrgeizigen Generale bezwungen, Heer und Flotte schienen noch so tüchtig wie zuvor und allen Gefahren gewachsen, und an den Grenzen herrschte tiefer Friede. Niemand konnte damals ahnen, daß drei in weiter Ferne aufsteigende Mächte dem Reiche Verderben bringen würden: im Osten die Türken, im Westen der junge Kriegerstaat der Normannen und das Papsttum, die beide schon eng verbunden waren. Die Türken zertrümmerten die byzantinische Herrschaft in Kleinasien und veranlaßten den Kaiser Alexios I., sich um Hilfe nach dem Abendlande zu wenden; das Papsttum aber, das mit der orientalischen Kirche tiefer verfeindet war als je, warf die Ritterschaft des Abendlandes, die Normannen voran, auf den mohammedanischen und christlichen Orient, um beide zu unterjochen. Die Welt des Islam hielt stand, das Byzantinische Reich brach, zum Unheile der gesamten Christenheit, unter dem doppelten Stoße schließlich zusammen.

Ende der Basilidendynastie; die Lage.

Der Niedergang des Byzantinischen Reiches bis auf die Komnenen (1056—1081).

Nach dem Aussterben der Basiliden schoß die Saat des Unheils, die in den letzten Jahrzehnten ausgesäet worden war, üppig in die Halme. In erbittertem Ringen bekämpften sich die Provinzen und die Hauptstadt, der militärische Adel und die Büreaukratie, während der Feind vor den Thoren stand. Nicht der überlegenen Stoßkraft der rohen türkischen Reiterschwärme oder der Tapferkeit normannischer Abenteurer, noch viel weniger der Feigheit der eignen Truppen unterlag das Byzantinische Reich, sondern der selbstmörderischen Verblendung, mit der die nach der kurzen Herrschaft eines Generals siegreiche hauptstädtische Büreaukratie die Wehrkraft planmäßig schwächte, und dem Unverstande, mit dem sie die Dinge gehen ließ. Darüber brach im größten Teile Kleinasiens die byzantinische Herrschaft und mit ihr die vierzehnhundertjährige griechische Kultur, das Werk Alexanders des Großen und seiner Nachfolger, endgültig zusammen und machte dem Dasein kulturloser und kulturunfähiger Nomadenhorden Platz. Zu ihren Anfängen wurde die ganze Entwickelung zurückgeschleudert. Und die ritterlichen Normannen trugen das ihrige dazu bei, die Vormauer der Christenheit gegen die

Schärfung der inneren Gegensätze.

Ungläubigen und Barbaren des Ostens weiter zu untergraben. Darin liegt die verhängnisvolle Bedeutung dieses Vierteljahrhunderts nach dem Aussterben der Basiliden für die gesamte europäische Kulturwelt.

Michael Stratiotikos und Isaak Komnenos.

Noch auf dem Sterbebette hatte Theodora einen älteren Herrn, Michael Stratiotikos, als Kaiser bezeichnet, der am 31. August 1056 die Krone empfing. Trotz seines kriegerischen Beinamens, dessen Ursprung übrigens unbekannt ist, war er doch schwach, seiner Aufgabe nicht gewachsen, und machte sich mit dem Eide, nichts gegen den Willen der Minister Theodoras zu thun, zum gefügigen Werkzeuge der Büreaukratie. Er überhäufte daher auch den Senat mit Auszeichnungen und ernannte zahlreiche Beamte aus niederem Stande. Den Generalen aber zeigte er offene Abneigung. Den tüchtigen Katakolon rief er aus Antiochia ab, und beim Osterempfange des Jahres 1057 verweigerte er ihm wie seinem Kameraden Isaak Komnenos die erbetenen Auszeichnungen, überhäufte beide sogar schließlich mit Vorwürfen. Ein ähnliches Verfahren brachte den Franzosen Hervée sogar dazu, den byzantinischen Dienst zu verlassen und zu den Türken zu gehen. Gefährlicher war die Mißstimmung der byzantinischen Generale. Noch in Konstantinopel verständigten sie sich heimlich im Einvernehmen mit dem Patriarchen Michael Kerullarios über eine bewaffnete Erhebung gegen die Büreaukratie und erkoren Isaak Komnenos zum künftigen Kaiser.

Gleichgültig oder ohne Kenntnis von der drohenden Gefahr ließ die Regierung die Herren nach Asien abreisen, und anfangs schien es wirklich, als ob den großen Worten keine Thaten folgen sollten. Denn Isaak blieb ruhig auf seinem Schlosse Kastamon (Kastamuni) südwestlich von Sinope, Katakolon rührte sich nicht im Thema Chaldia und der Strateg von Kappadokien, Bryennios, der in einem scharfen Zusammenstoß mit seinem Generalzahlmeister Opsaros zu früh seine wahre Gesinnung verraten hatte, wurde durch den Strategen Lykanthos von Anatolikon sogar überwältigt und als Gefangener nach Konstantinopel geschickt. Jetzt endlich brachen Romanos Skleros, Burzes, Botoniates u. a. mit ihren Truppen auf, erschienen in Paphlagonien und riefen am 8. Juni 1057 im Lager von Gunaria Isaak Komnenos zum Kaiser aus. Inzwischen hatte auch Katakolon die fünf Tagmata der Themen Chaldia und Koloneia (darunter zwei französische und ein russisches) sowie die kleinen armenischen Lehnsfürsten gewonnen, und erschien Mitte Juli bei Isaak. Nunmehr trat die vereinigte Armee den Vormarsch nach Westen an, zunächst auf der nördlichen Straße über Gangra und Bithynien nach Nikomedia, dann, als sie den Übergang über den Sangarios gesperrt fand, auf der südlichen nach Nikäa, das sie ohne ernsten Kampf besetzte. Gute Verpflegung, reichliche Besoldung und strenge Zucht machten Isaaks nicht besonders starkes Heer zu einer gefährlichen Streitmacht, und die Regierung in Konstantinopel konnte nur mit größter Mühe meist aus makedonischen Truppen die nötigen Kräfte zum Widerstande aufbringen. Dies Heer führte der neu ernannte Domestikus Theodor, ein Eunuch, nach Asien hinüber, lagerte aber längere Zeit mit ihm unthätig bei Nikomedia, während Isaak, auf Nikäa gestützt, zwischen dem Askaniossee und dem Sangarios eine sehr feste Stellung einnahm. Endlich am 20. August 1057 stießen die beiden Heere am Hades oder am Polemon (beides ominöse Namen!) in heißer Schlacht aufeinander. Katakolon entschied den Sieg für Isaak, der die geschlagene Armee in voller Auflösung nach Konstantinopel zurücktrieb.

Hier regte sich nun sofort die Partei Isaaks unter der geheimen Leitung des Patriarchen Michael Kerullarios und seines Freundes, des großen Gelehrten und Redners Michael Psellos, des talentvollsten und vielseitigsten Menschen seiner Zeit, nur daß er zugleich ein eitler und charakterloser Streber war (s. unten). Der ratlose Kaiser Michael arbeitete ihnen in die Hände, denn er entschloß sich, denselben Michael Psellos als Haupt einer Gesandtschaft ins Lager seines Nebenbuhlers zu schicken, legte also die Vertretung seiner Sache in die Hände seiner heimlichen Feinde. Am 25. August langte Psellos an und entledigte sich im Lager Isaaks vor Nikomedia am nächsten Tage bei einem großen, imposanten Empfange inmitten des rebellischen Heeres seines amtlichen Auftrages, indem er Isaak die Cäsarwürde und die Adoption, also die Mitregentschaft mit dem Rechte der Nachfolge, anbot, unterhandelte aber daneben im geheimen mit dem Komnenen. Michael meinte nun alles geregelt zu haben, denn Isaak schien befriedigt und empfing am 30. August Psellos zum zweitenmal; aber am selben Morgen brach der längst vorbereitete Aufruhr in Konstantinopel aus. Scheinbar gezwungen stellte sich der Patriarch an die Spitze und sandte dem verratenen Kaiser Michael den kurzen Befehl zu, die Mönchskutte zu nehmen. Ohne Zögern fügte sich dieser und zog sich ins Privatleben zurück, wo man ihn unangefochten sterben ließ. Schon stand Isaak bei Chrysopolis gegenüber der Hauptstadt, als ihm eilige Boten meldeten, daß Michael gestürzt sei. So ließ er am frühen Morgen des 31. August Konstantinopel durch den neuen Kuropalates Katakolon besetzen und zog am Nachmittage selber ein, von einem Jubelsturme empfangen und mit Blumen überschüttet.

Schon am 1. September 1057, am byzantinischen Neujahrstage, empfing er in der Sophienkirche das kaiserliche Diadem.

Ein glücklicher General hatte das Zepter ergriffen und die Herrschaft der Büreaukratie, wie er meinte, beseitigt. Mit ihm kam ein Geschlecht des asiatischen Militäradels zur Herrschaft. Allerdings scheinen die Komnenen ihren Namen nach einem alten Familiengute Komne oder Komnene bei Adrianopel zu führen, aber sie waren längst im nördlichen Kleinasien, in Paphlagonien, heimisch geworden und standen schon seit Basilios II. in großem Ansehen. Nikephoros Komnenos war 1016—26 Statthalter von Medien gewesen, Manuel dem Kaiser persönlich nahe getreten. Dessen Söhne waren Isaak und Johannes. Beide hatten nach dem frühen Tode ihres Vaters unter den Augen Basilios' II. im Kloster Studion ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten, dann aber die militärische Laufbahn eingeschlagen. Später vermählte sich Isaak mit der bulgarischen Prinzessin Katharina, einer Tochter des letzten Zaren Johannes Wladislaw (s. S. 644), und wurde Strateg des Thema Anatolikou, das ihm erst Theodora wieder entzog.

Isaak Komnenos und die Büreaukratie.

Bei seiner Thronbesteigung etwa 50 Jahre alt, eine hohe, königliche Gestalt, würdevoll, stolz und selbstbewußt schien **Isaak Komnenos** (1057—59) für seine hohe Würde vorzüglich geeignet. Daß er seinem guten Schwerte das Diadem verdankte und verdanken wolle, machte er allen deutlich, indem er sich auf seinen ersten Münzen gegen den Brauch abbilden ließ im Feldherrnmantel, das bloße Schwert in der Rechten, und dem Senate begegnete er beim ersten Empfange in dem Tone des kurzen, militärischen Befehls. Beide wußten, daß sie als Feinde einander gegenüberstanden. Mit wahrem Feuereifer ging Isaak an das Werk der Reform. Es galt vor allem die finanziellen Mittel zusammenzunehmen, um die sträfliche Vernachlässigung des Heeres, der Flotte und der Festungen wieder gutzumachen. Daher wurden allerdings die Zölle und Abgaben mit unnachsichtlicher Strenge eingetrieben, die entfremdeten Krongüter wieder eingezogen, die reichen Klöster angewiesen, das von ihren Einkünften, was sie nicht zur Befriedigung der einfachen Bedürfnisse ihrer Insassen brauchten, an die Staatskassen abzuführen. Die leidenschaftliche Erbitterung, die diese Maßregel beim Klerus erweckte, zerstörte das Verhältnis zwischen Isaak und dem Patriarchen Michael Kerullarios; ja dieser ging soweit, dem Kaiser das Sprichwort: „Ofen, ich hab' dich gebaut, ich reiße dich nieder" drohend ins Gesicht zu schleudern. Kurz entschlossen ließ darauf Isaak den stolzen Kirchenfürsten am 8. November 1058 plötzlich verhaften und erst nach Prokonnesos, dann nach Imbros bringen. Da er zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen war, gab der Kaiser dem vielgewandten Michael Psellos die Weisung, eine Anklageschrift gegen den Patriarchen zu verfassen, und wollte diesen vor das Gericht einer Synode ziehen. Aber ehe es noch dazu kam, starb Kerullarios, und zu seinem Nachfolger bestellte Isaak 1059 seinen eignen Minister Konstantin Leichudes, einen Eunuchen, der zuvor erst alle geistlichen Weihen erhalten mußte.



281. Münze des Kaisers Isaak Komnenos. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Rücktritt Isaaks.

Nach außen sah Isaak durchaus von Eroberungen ab, die man doch nicht werde behaupten können, aber die Grenzen schirmte er kräftig. Im Osten nahmen die Türken zwar Melitene und Sebaste, kamen aber nicht über den Tauros hinaus. Den Magyaren, die im Frühjahr 1059 bis Sofia vordrangen, trat der Kaiser selbst entgegen und brachte sie zum Frieden. Die Petschenegen drängte er siegreich über den Balkan bis an die Donau zurück. Aber auf dem Rückmarsche im September 1059 erlitt das kaiserliche Heer durch ein plötzlich losbrechendes Unwetter, Schneesturm und Gewitter, im Balkan schwere Verluste, und der Kaiser selbst, der unter einer Eiche Schutz gesucht hatte, wäre beinahe vom Blitz erschlagen worden (24. September). Schon halbkrank kehrte er nach der Hauptstadt zurück. Als er auf der Jagd am Marmarameere Erholung suchte, begegnete ihm nach den einen ein Wunder: ein Wildschwein, das er

verfolgte, verschwand plötzlich im Meere, eine Feuererscheinung blendete den Kaiser, und sein Gefolge fand ihn bewußtlos, Schaum vor dem Munde. Nach Michael Psellos befiel ihn ein heftiger Schüttelfrost, der Vorbote einer Lungenentzündung. Nach anfänglicher Besserung nahm die Krankheit rasch zu, und der Leidende fühlte sich so elend, daß seine Willenskraft rasch zusammenbrach. Er mochte schon längst den zähen, passiven Widerstand der Büreaukratie empfunden haben; jetzt mochte er ihn für unüberwindlich halten, er gab alle Hoffnung auf, und trotz der Vorstellungen seiner treuen Gattin beschloß er dem wahrscheinlich hinterhaltigen Rate des Michael Psellos zu folgen und abzudanken. Zu seinem Nachfolger ernannte er den Konstantin Dukas, und ihn bekleidete Psellos, um jedes weitere Schwanken unmöglich zu machen, mit den kaiserlichen Abzeichen (November 1059). Noch am Abend desselben Tages nahm Isaak das Mönchsgewand, begrüßte Konstantin als Kaiser und zog sich ins Studionkloster zurück, wo er als Pförtner die niedrigsten Dienste willig verrichtete und im Jahre 1061 starb. Auch seine Gemahlin nahm mit ihrer Tochter Maria den Schleier und wurde später gleichfalls in Studion beigesetzt.

Konstantin X. Dukas; Fortschritte der Türken.

Mit Konstantin X. Dukas (1059—1067) gelangte die triumphierende Büreaukratie wieder zur Herrschaft, um das Reich zu Grunde zu richten. Denn der neue Herrscher, ein gelehrter Pedant und ein eitler Schönredner, war nichts als ihr gefügiges Werkzeug. Während der Hof wieder in der alten verschwenderischen Weise lebte und die Warjagergarde prachtvoll ausgestattet wurde, ließ er die einheimischen Truppen in den Provinzen vermindern, kargte mit dem Solde, sorgte weder für die Ergänzung der Waffenvorräte in den Zeughäusern, noch für die Wehrhaftigkeit der Festungen. So machten die Türken rasche Fortschritte. Schon im Jahre 1060 griffen sie Edessa, allerdings vergeblich, an, dann warfen sie sich, unter der Führung ihres neuen Sultans Alp Arslan, der 1063 seinem Oheim Togrulbeg gefolgt war, auf Armenien, unterstützt von dem Georgierfürsten Ivane. Sie verheerten 1063 die Landschaft Lorhi und belagerten dann das feste Ani, bis es nach langer tapferer Verteidigung am 6. Juni 1064 mit Sturm genommen wurde. Unthätig, vielleicht mit einer gewissen Schadenfreude, sah die byzantinische Regierung diesen schrecklichen Bedrängnissen zu, denn die Armenier widerstrebten noch immer hartnäckig der Vereinigung mit der Reichskirche. Um sich den barbarischen Drängern zu entziehen, begannen damals die Armenier in Masse nach dem Süden, in die Taurosländer, auszuwandern. Ähnliche Verheerung erlitten aber auch die byzantinischen Grenzländer am Euphrat. „Mordend, brennend, plündernd, raubend" hausten die Türken allerorten. Hinter dieser wachsenden Not des Ostens traten die gelegentlichen Bedrängnisse der Balkanländer zurück. Wieder einmal überschritten wilde Raubscharen die nur schwach besetzte Donaugrenze, die Uzen oder Polowzer, ein mit den Türken verwandter Stamm, der damals von den Russen gedrängt wurde und deshalb südwärts auswich. Ein Schwarm drang bis Thessalonika vor und schickte seine Streifscharen bis nach Griechenland, wo sie hinterher meist aufgerieben wurden; die Hauptmasse wurde in den Balkan zurückgedrängt, dort vernichtet oder zur Ergebung gezwungen; die Gefangenen erhielten Wohnsitze in Makedonien.

Die Kaiserin-Witwe Eudokia.

Widerwillig war zuletzt der Kaiser, von der Stimmung der Hauptstadt gedrängt, persönlich ins Feld gegangen, aber im Oktober 1066 erkrankte er schwer, und im Mai 1067 endete sein Tod diese traurige Regierung. Um seinen Söhnen den Thron zu sichern, hatte er seiner noch sehr lebenslustigen und schönen Gemahlin Eudokia Makrembolitissa unter Zuziehung des neuernannten Patriarchen Johannes Xiphilinos das schriftliche Versprechen abgenommen, nicht wieder zu heiraten, indem er sie gleichzeitig zur Regentin einsetzte und seinen Bruder Johannes Dukas zum Cäsar erhob. Doch längst empfand Eudokia leidenschaftliche Zuneigung zu dem jugendlich schönen,

tapferen, ritterlichen **Romanos Diogenes**, einem Sohne des unglücklichen Konstantin Diogenes (s. S. 646), also aus altem asiatischen (kappadokischen) Adel, der Strateg von Sardika (Sofia) gewesen war, dann aber wegen eines unbedachten Aufstandsversuches diese Stellung verloren hatte und in die Verbannung hatte wandern müssen. Mit großer Klugheit wußte sie seine Erhebung vorzubereiten, bis sie im Dezember 1067 alle Welt, auch den feinhörigen Michael Psellos, mit der Kunde überraschte, daß sie ihn zum Gemahl und zum Kaiser erheben wolle. Am nächsten Tage wurde er in der Sophienkirche gekrönt, und zunächst fügte sich alles der vollendeten Thatsache.

Romanos IV. und die Niederlage gegen die Türken.

Romanos IV. Diogenes (1067—71) konnte als ein neuer Vertreter kraftvollen militärischen Regiments gelten, denn er war Militär und emporgekommen im Gegensatze gegen die Büreaukratie, der er sofort entgegentrat, indem er sie scharf überwachte. Freilich wurde dadurch die Lösung seiner Hauptaufgabe, die schimpflich vernachlässigte Heeresorganisation wiederherzustellen und die türkischen Raubscharen aus dem Lande zu jagen, aufs äußerste erschwert und schließlich unmöglich gemacht.

Immer weiter breiteten sich die **Türken** aus. Zuerst im Jahre 1067 ritten sie über den Tauros, erschienen plötzlich vor Käsareia, überrumpelten die überraschte Stadt, mordeten und plünderten, entweihten die hochverehrte Kirche des heiligen Basilios, raubten selbst den reichen Gold- und Edelsteinschmuck seines Grabes. Unangefochteu gingen sie darauf durch die kilikischen Pässe zurück, erschieneu ganz unvermutet in Kilikien, schlugen mit leichter Mühe das Landesaufgebot und verheerten weit und breit die fruchtbaren Ebenen. Kaum besser sah es in Syrien aus, selbst um Antiochia. Denn überall fehlte es an Truppen, um das Feld zu halten, und was man etwa mühsam aufbrachte, das wurde schlecht bezahlt und schlecht verpflegt und lief bald wieder auseinander. Die ungewohnte Kriegführung der Türken, das blitzschnelle Erscheinen und Verschwinden ihrer flüchtigen Reitergeschwader, setzte vollends alles in Verwirrung und Schrecken, und niemand fand sich, der die Grenzverteidigung darauf hin neu organisiert hätte, wie es doch im 10. Jahrhundert mit so glänzendem Erfolge gegen die mindestens ebenso gefährlichen Araber gelungen war (s. S. 638).

So stand es, als Romanos IV. im Jahre 1068 in Kleinasien erschien. Das Heer, das er hier im anatolischen Thema vorfand, „war nicht eines Kaisers würdig", ein buntes Gemisch von heimischen Truppen aus Makedonien, Bulgarien und Kappadokien und von fremden Söldnern, namentlich Uzen, Franzosen und Warangen, dazu schlecht ausgerüstet und verpflegt. Es bedurfte der äußersten Energie, diese Haufen an strengere Zucht zu gewöhnen; eine neue, gegen die Türken brauchbare Taktik zu finden und einzuüben, war in der gegebenen Zeit unmöglich, und mit tiefer Besorgnis sah man dem Kommenden entgegen. Trotzdem entschloß sich der Kaiser, geradeswegs nach Syrien zu marschieren. Aber unterwegs traf ihn die Nachricht, daß die Türken in die pontischen Provinzen eingefallen seien und Neokäsareia (Niksar am Iris) geplündert hätten. Er kehrte um, ereilte die Türken, nahm ihnen die ganze Beute ab, wandte sich dann doch nach Syrien und nahm Hierapolis am oberen Euphrat wieder ein. Aber noch im Spätjahr 1068 drangen andre türkische Schwärme in seinem Rücken bis Amorion in Phrygien vor, raubten auch diesen Platz aus und richteten ein greuliches Blutbad an. Während einiger Wintermonate ruhte der Krieg, und der Kaiser konnte nach Konstantinopel zurückkehren, doch im Jahre 1069 wiederholte sich das Spiel von neuem in Kappadokien. Mit großer Mühe nur säuberte der Kaiser diese Landschaft und Melitene von den Raubscharen; doch als er wieder ins Gebirge zurückging, drangen die Türken bis Ikonion vor und plünderten es. Fast verzweifelnd setzte er ihnen nach, konnte sie jedoch nicht erreichen und kehrte wieder nach der Hauptstadt zurück, besonders weil die Haltung der Normannen feindlicher wurde. Im nächsten Jahre 1070 wurde der Kuropalates **Manuel Komnenos**, den er an die Spitze des asiatischen Heeres gestellt hatte, nach einem Siege bei Käsareia in einer zweiten Schlacht bei Sebaste (Siwas) am oberen Halys geschlagen und gefangen, und die Türken drangen bis tief nach Phrygien hin vor. Hier nahmen sie Chonä, das Kolossä der Apostelzeit (am oberen Mäander), entweihten und plünderten sogar die berühmte, hochverehrte Kirche des Erzengels Michael, die sie zum Pferdestall machten, und als die unglücklichen Bewohner sich in die tief eingerissenen Felsenschluchten der alten, wie man glaubte, einst durch ein Wunder des Erzengels trocken gelegten Flußbetten flüchteten, da brachte ein plötzliches Hochwasser ihnen allen das Verderben (s. S. 98). Das machte den tiefsten Eindruck. Bis dahin hatte man sich in den „rechtgläubigen" Kreisen damit getröstet, daß nur ketzerische Grenzländer den Türken zur Beute fielen; jetzt sah man sie siegreich und verheerend im Herzen zweifellos orthodoxer Provinzen!

Doch es sollte noch weit schlimmer kommen. Der Kaiser raffte im Jahre 1071 noch einmal alle Kräfte zusammen und warf sich mit 100000 Mann auf Armenien, wo die Türken kurz zuvor die starke Festung **Manzikjert** (jetzt Melazgirt) im Norden des Wansees erobert hatten. Er nahm sie sofort wieder; dann aber teilte er seine Truppen, den Feind unterschätzend, sandte die französisch-normannischen Hilfsvölker unter Oursel Baliol (Bailleul) nach dem Wansee, um

Aklath zu besetzen, und gab dann auch seiner Reiterei den Befehl, eben dorthin aufzubrechen. Kaum war sie abgezogen, als die Spitzen eines feindlichen Heeres erschienen; es war der Sultan Alp Arslan selber mit 40000 Reitern. Noch glaubte der Kaiser es mit schwachen Abteilungen zu thun zu haben und stellte ihnen deshalb nur ein Korps unter Nikephoros Bryennios entgegen; doch dieser wurde zurückgeworfen und selbst verwundet, der ihm zu Hilfe gesandte Armenier Basiliakos fiel sogar in die Hände der Türken. Aufgeschreckt eilte Romanos mit der Hauptmacht heran und nahm Stellung auf einer Hügelkette, wo er am Abend Lager schlug; die Türken aber ritten unter wildem Geschrei während der ganzen mondlosen Nacht um das Lager herum, so daß kein romäischer Soldat ein Auge zuthun konnte. Am nächsten Tage ging eine starke Abteilung Uzen verräterisch zu den stammverwandten Türken über, und der Kaiser erwartete vergeblich die befohlene Rückkehr der nach Aklath gesandten Truppen, denn diese waren pflichtvergessen beim Erscheinen des Sultans nach dem Süden abmarschiert. So brach der Morgen des 26. August 1071, eines Freitags, an, es war der heilige Tag der Mohammedaner. Während die Byzantiner zur Schlacht aufzogen, bot der Sultan ganz überraschend Friedensunterhandlungen an. Stolz erwiderte der Kaiser, er werde darauf nur eingehen, wenn die Türken ihm ihr Lager einräumten, und ließ dann, von dem Gedanken erfaßt, daß das ganze Anerbieten eine Finte sei, um ihn hinzuhalten, die Fanfaren zum Angriff blasen. Alp Arslan, vom Ernste der nahenden Entscheidung durchdrungen und ein strenger Mohammedaner, kleidete sich in das weiße Sterbegewand, salbte sich, wie einem Toten geschah, ergriff Säbel und Keule und sagte, auf sein Kleid deutend: „Wenn ich besiegt werde, so ist dies mein Grab.“ In dichten Massen rückten die Byzantiner an, der Kaiser ganz vorn im Mitteltreffen; im weiten flachen Halbkreise ordneten sich die Reiterhaufen der Türken. Unter leichtem Gefecht wichen sie zurück, soweit, daß Romanos fürchtete, die Nacht möchte hereinbrechen, ehe er sein Lager wieder erreichen könne, wenn er noch weiter vordringe; er gab deshalb das Zeichen zum Rückzuge. Doch die weiter zurückstehenden Truppen meinten, das Vordertreffen sei geschlagen; sie verloren die Haltung, und Andronikos Dukas, der Sohn des Cäsars, verbreitete verräterisch dies Mißverständnis noch weiter, indem er selber eilfertig nach dem Lager zurückging. Umsonst bemühte sich der Kaiser, die Leute zum Stehen zu bringen, und nun hieben von allen Seiten die Türken ein. Während sich alles in verwirrte Flucht auflöste, hielt der Kaiser persönlich noch mit verzweifeltem Mute stand, doch seine Leute verließen ihn, sein Pferd wurde ihm durchbohrt und er selbst an der Hand durch einen Säbelhieb schwer verwundet. Da gab er sich endlich gefangen, als es schon dunkelte.

Erst am nächsten Morgen erfuhr der Sultan, sein Gegner sei in seiner Hand. Er wollte an ein solches Glück nicht glauben, auch als der Kaiser, noch mit Blut und Staub bedeckt, vor ihm stand; erst als die am vorigen Tage zu ihm geschickten Unterhändler versicherten, er sei es, und der gefangene Basiliakos ihm weinend zu Füßen fiel, da ließ er sich überzeugen, sprang vom Throne auf und setzte dem knieenden Gefangenen den Fuß auf den Nacken, wie es Brauch war. Dann aber hob er ihn auf, umarmte und tröstete ihn, wies ihm ein Zelt an und sorgte für seine Wunden, ehrte ihn auch sonst durchaus seinem Range gemäß und knüpfte selbst Friedensunterhandlungen mit ihm an, denn seine ersten Anerbietungen waren in der That ehrlich gemeint gewesen, weil ihn dringende Sorgen nach Osten riefen. Binnen acht Tagen kam der Friede zum Abschluß auf der Basis des früheren Gebietsstandes. Die Türken versprachen, sich aller Raubeinfälle zu enthalten; dafür gelobte Romanos, alle türkischen Gefangenen ohne Lösegeld freizugeben, für seine eigne Freilassung 1500000 Byzantiner und außerdem ein Jahrgeld von 360000 Byzantiner zu zahlen. Eine Familienverbindung zwischen ihm und dem Sultan sollte das freundschaftliche Verhältnis beider auch für die Zukunft befestigen. Mit kaiserlichen Ehren entlassen und geleitet begab sich Romanos, noch in türkischer Tracht, zunächst nach Theodosiopolis (Erzerum) und von dort nach Koloneia.

Romanos' IV. Untergang.

Mit diesem Frieden hatten die Türken die Früchte ihres Sieges thatsächlich aus der Hand gegeben. In der That, nicht die Niederlage von Manzikjert hat ihnen Kleinasien überliefert, sondern ein schwarzer Verrat, der an Niederträchtigkeit und verbrecherischer Thorheit selbst in der Geschichte dieser treulosen Byzantiner nicht seinesgleichen findet. Auf die Nachricht, der Kaiser sei geschlagen und gefangen, regte sich sofort der Anhang der Dukas, Hof und Büreaukratie, in deren Augen er immer als ein Eindringling erschienen war, an der Spitze der Cäsar Johannes Dukas und der „Fürst der Philosophen“, der scheinheilige Schleicher Michael Psellos. Eudokia wurde beiseite geschoben und in ein Kloster gesperrt, ihr unfähiger Sohn Michael VII. zum Kaiser ausgerufen.

Überall war dem nahenden Romanos der Befehl entgegengesandt, ihm nicht mehr zu gehorchen. Doch so leicht gab der tapfere Mann gegenüber seinen heimtückischen Feinden das Spiel nicht verloren. Er hatte bereits Dokeia (westlich vom unteren Halys, an der Straße Amasia-Konstantinopel) erreicht, als ihn die Kunde traf, daß er entsetzt sei. Dort machte er



282. Kaiser Romanos IV. und Kaiserin Eudokia von Christus gesegnet.
Mittelblatt eines Triptychons aus Elfenbein, das längere Zeit als Deckel des Evangelienbuches der Kirche S. Jean in Besançon diente und sich jetzt im Cabinet de médailles zu Paris befindet.
Nach Didron, „Ann. arch.“

mit den Truppen, die er noch bei sich hatte, Halt, wich aber dann vor der Übermacht der gegen ihn gesandten Truppen unter Konstantin, dem Sohne des Cäsars, bis Kappadokien und ging, nach einer Niederlage seiner Truppen, für den Winter nach Kilikien zurück, um Verstärkungen an sich zu ziehen und die Hilfe des Sultans zu erwarten. Dort wurde er von Andronikos Dukas in Adana eingeschlossen und nach tapferem Widerstande zur Ergebung gezwungen. Andronikos sicherte ihm feierlich das Leben zu, und die drei Erzbischöfe von Koloneia, Herakleia und Chalkedon verstärkten durch ihre Bürgschaft das Gewicht dieses Eides. So führte Andronikos den Gefangenen, der übrigens erkrankt war, auf einem gemeinen Fuhrwerk mit sich bis Kotyäon (Kutaja). Dort traf der scheußliche Befehl des jungen Kaisers ein, den Unglücklichen zu blenden. Es war Psellos, der seinem Zöglinge den Rat gegeben hatte, ihn zu beseitigen. Noch dazu wurde die Blendung mit glühend gemachten eisernen Zeltpflöcken in der grausamsten Weise ausgeführt und die furchtbaren Wunden des Armen auf ausdrücklichen Befehl ohne jede Pflege gelassen! Auf demselben Fuhrwerke schleppte man ihn im schrecklichsten Zustande, ein Bild des Jammers und des Entsetzens, langsam bis an die Propontis und brachte ihn von dort nach dem Inselkloster Prote, wo ihn wenige Tage nachher der Tod von seinen Schmerzen erlöste. Psellos aber schrieb damals an den von ihm verratenen und auf seinen Rat geblendeten Kaiser: „Ich weiß nicht, soll ich dich als Menschen beweinen oder als Märtyrer glücklich preisen. Gott hat dir das Licht des Körpers genommen, damit dir das innere Licht um so heller strahle. Bedenke, daß alles, was dem Menschen widerfährt, das Werk der Vorsehung ist.“ Der Unglückliche hat wenigstens von diesem widerwärtigsten Beispiele frommer Heuchelei niemals Kenntnis erhalten.

Michael VII. und die beginnende Auflösung in Kleinasien.

Mit dieser Schandthat weihte der Philosophenschüler Michael VII. (1071—78) seine klägliche Regierung ein. Er war ein gelehrter Thor, der mit jedem über seine Wissenschaft zu reden und Verse zu schmieden wußte, aber von der Wissenschaft und den Pflichten eines Monarchen nichts verstand. Um das Geld für den höfischen Prunk auch jetzt noch aufzubringen, wurde sogar das Getreidemonopol eingeführt; beim Verkaufe aber verfuhren die kaiserlichen Beamten so betrügerisch, daß das erbitterte Volk dem Kaiser den schönen Beinamen „Parapinakes“ (d. i. etwa der Fälscher) gab. Die Armee aber wurde auch jetzt noch, nach so vielen schweren Erfahrungen, vernachlässigt. Da geschah natürlich am wenigsten für die fernen italienischen Außenposten des Reiches. Schon während Romanos IV. in Kleinasien gegen die Türken stand, hatte sich Bari, die letzte byzantinische Festung in Süditalien, nach langer rühmlicher Verteidigung am 16. April 1071 den Normannen ergeben müssen, und im Jahre 1073 fiel auch Amalfi, das wenigstens die Hoheit des Reiches noch anerkannt hatte, unter ihre Herrschaft (s. S. 518, 520). Dazu erhob sich ein Aufstand unter den Bulgaren, der nur mit großer Mühe meist durch deutsche und französische Söldner niedergeworfen werden konnte (Dezember 1073). In Kleinasien aber hausten wieder die Türken, um den Bruch des Friedens mit Romanos IV. zu rächen. Der Zustand des Landes wurde chaotisch. Nirgends gab es planmäßige Gegenwehr, die einheimischen Truppen waren zu schwach, die fremden Söldnerführer, namentlich die Normannen, wie Hervée, Krispin und Oursel Baliol, begannnen Politik auf eigne Hand zu treiben, und in der That, warum sollte ihnen in Asien nicht gelingen, was ihren Landsleuten in Italien gelungen war, eine selbständige Herrschaft aus den berstenden Trümmern des Reiches zusammenzuschlagen? Die unglücklichen Provinzialen, gleichmäßig bedrängt von ihren eignen, unbotmäßigen Truppen, die das Vieh von der Weide raubten und das grüne Getreide schnitten, um ihre Pferde zu füttern, weil sie nicht mehr ordentlich verpflegt wurden, wie den eigennützigen, fremden Söldnern und den türkischen Raubscharen, dazu bis aufs Blut ausgesogen von ihrer eignen Regierung, begannen sich selber zu helfen, so gut es ging. Die Bauern ließen weit und breit ihre Äcker brach liegen, schlugen sich in die Gebirge und wurden Räuber; die Städte des Innern, durch die völlige Unterbrechung des Verkehrs und der Zufuhr in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht, von der eignen Regierung verlassen, dachten daran, sich mit dem nächsten besten Machthaber, gleichviel wer es war, zu vertragen, um sich in seinen Schutz zu stellen. Das Land verfiel dem Faustrecht; nur die Küstenlandschaften waren wirklich noch byzantinisch.

Beginn der türkischen Herrschaft im innern Kleinasien.

In diesem Augenblicke erschien ein neuer Sultan in Kleinasien, Suleiman I., denn Alp Arslan war im Jahre 1072 ermordet worden und seine Herrschaft auf den ältesten Sohn Malekschah (1072—92) übergegangen. Um blutigen Zwist mit seinen Vettern zu vermeiden, bewilligte dieser dem Suleiman die Begründung einer eignen Herrschaft in Kleinasien unter seiner Hoheit. Suleiman nahm später seinen Sitz in Ikonion, am fruchtbaren Gebirgsrande des inneren Steppenhochlandes; er begann dauernde Besatzungen in die wichtigsten Plätze zu legen, erhob die Steuern für sich und entwurzelte die byzantinische Herrschaft mit einer kühnen, wohlberechneten sozialen Maßregel: er erklärte alle hörigen Bauern für freie Eigentümer ihrer Stellen. Damit gewann er die breiten Massen des geplagten Landvolks für die Türken, und in der That sind diese trotz heroischer Anstrengungen späterer Kaiser niemals wieder aus Kleinasien vertrieben worden.

Ourfel Baliol; Vertrag Michaels VII. mit den Türken.

Zunächst war die Gegenwehr der Byzantiner nur schwach. Der neue Oberbefehlshaber Isaak Komnenos konnte das Feld nicht halten, weil die normannischen Söldner unter Oursel Baliol von ihm abfielen und sich in Sebaste festsetzten; endlich wurde er bei Käsareia von den Türken geschlagen und gefangen. Der Cäsar Johannes Dukas aber, der nun gegen den rebellischen Oursel vorging, fiel nach einer Niederlage am Sangarios mit seinem Sohne Andronikos in die Hände des Normannen und ließ sich, gewissenlos wie er war, von diesem zum Kaiser ausrufen. Es schien, als ob Oursel es den germanischen Heerkönigen und Söldnerführern der Völkerwanderungszeit nachmachen und im Namen eines Scheinkaisers eine eigne Herrschaft begründen wolle. Jedenfalls betrachtete sich Oursel als den eigentlichen Herrn aller Lande vom oberen Euphrat bis gegen Nikomedia und Lykaonien hin; er hatte eine Menge fester Plätze, erhob die Steuern und gewann bis zu einem gewissen Grade die Anhänglichkeit der Besitzenden, z. B. in Amasia und Neokäsareia, denn er hielt auf Ordnung und zahlte seinen Truppen pünktlich den Sold. In dieser Not wußte Michael VII. keinen besseren Rat, als die Hilfe der Türken anzurufen und sie somit zu Schiedsrichtern zwischen sich und dem Normannenführer zu machen. Mit Zustimmung Malekschahs übertrug er im Jahre 1074 dem Sultan Suleiman von Ikonion gegen das Versprechen, ihm eine starke Hilfsmacht zu stellen, die Verwaltung aller von den Türken besetzten romäischen Provinzen, etwa wie im 18. Jahrhundert die ohnmächtigen Kaiser von Delhi in dieser Form den Engländern die Herrschaft in Hindostan übergaben (s. Bd. VII, S. 756). Es war die entscheidende Thatsache, die den Türken das innere Kleinasien in die Hände lieferte.

Alexios Komnenos in Kleinasien: zunehmende Auflösung.

Nun thaten allerdings die Türken zunächst ihre Schuldigkeit. Oursel wurde mit seinem Kaiser geschlagen und gefangen, dieser nach Konstantinopel ausgeliefert und zum Mönch geschoren, jener aber von seiner Gemahlin losgekauft, so daß er bald wieder mit starken Kräften im Thema Armeniakon stand. Da endlich stellte der Hof von Konstantinopel, freilich nur mit Widerstreben, weil er nicht mehr anders konnte, ihm einen tüchtigen General entgegen, das war Alexios Komnenos, der Bruder Isaaks, der Sohn des Johannes und der Anna Dalassena (geb. 1048), also der Neffe des Kaisers Isaak. Daß er von Romanos IV. ausgezeichnet worden war, hatte ihm und seiner Familie die Ungnade des Hauses Dukas zugezogen, und er hatte sogar mit Mutter und Bruder eine Zeitlang auf einer Insel der Propontis in der Verbannung leben müssen, bis die Not den erbärmlichen Kaiser zwang, sie zurückzurufen und den sechsundzwanzigjährigen Alexios, der sich später (1077) auch mit Irene Dukäna, einer Tochter des Andronikos Dukas, vermählte, an die Spitze der asiatischen Truppen zu stellen. Noch im Jahre 1074 gelang es ihm mit türkischer Hilfe, den gefährlichen Normannenführer in die Enge zu treiben und endlich gefangen zu nehmen. Doch

wurde er in Konstantinopel gut behandelt, denn man konnte ihn vielleicht noch brauchen. Natürlich breiteten sich inzwischen die Türken immer weiter aus und setzten sich immer fester im Lande. Selbst wichtige Küstenstädte, wie Sinope und Trapezunt, fielen schon in ihre Hände. Trapezunt wurde ihnen bald wieder abgenommen, aber von einem einheimischen Herrn, dem Theodor Gabras, der nun die reiche Handelsstadt mit ihrer Umgebung bis an seinen Tod im eignen Namen als Fürstentum behauptete. Auch anderwärts traten große Grundherren wie Landesherren auf; sie hielten eigne Truppen und wehrten sich auf eigne Faust, und in Kilikien wie im südlichen Tauros breiteten sich die Armenier immer weiter aus, ohne sich viel um Türken oder Byzantiner zu kümmern. Das Reich in Asien schien der Auflösung in kleinere und größere Staaten unrettbar verfallen zu sein.

Michaels VII. Entthronung.

Wie immer in ähnlichen Zuständen, die eine unfähige Regierung wesentlich verschuldet hatte, erhob sich gegen sie eine militärische Reaktion, leider an zwei Punkten zugleich. Im Westen stellte sich der Statthalter von Dyrrhachion, Nikephoros Bryennios, an die Spitze und erschien im Oktober 1077 mit einem aus Bulgaren, Griechen, Uzen und Normannen buntgemischten Heere vor Konstantinopel, dessen Vorstädte er plünderte; doch wurde er von den kaiserlichen Truppen nach Thrakien zurückgedrängt. Inzwischen hatte sich aber in Asien Nikephoros Botoniates zum Kaiser ausrufen lassen und die Hilfe der Türken durch Anerkennung des Vertrages von 1074 erlangt. Als er mit seinem Heere in Nikäa erschien, Ende März 1078, erhob sich die Hauptstadt für ihn, Michael VII. mußte auf die Krone verzichten, die er sieben Jahre lang geschändet hatte, und zog sich mit dem Range eines Erzbischofs von Ephesos ins Studionkloster zurück.

Höchste Verwirrung und Erhebung Alexios' I.

Am 3. April bestieg Nikephoros III. Botoniates (1078—81) den Thron. Seine kurze Regierung vermochte freilich dem Reiche die Ruhe nicht wiederzugeben. Neue Empörungen ehrgeiziger Generale folgten, und nur Alexios Komnenos hielt eine Zeitlang die Sache des alten Kaisers aufrecht. Er schlug den Bryennios am Halmyrosflusse in Thrakien, er überwand den Strategen Basilakes von Dyrrhachion, der sich in Thessalonika festgesetzt hatte, am Wardar, worauf ihn seine eignen Leute auslieferten. Aber als sich in Asien 1079 sein Schwager, Nikephoros Melissenos, der Gemahl seiner Schwester, erhob, da legte er den Oberbefehl nieder, und der Rebell drang, von den Türken unterstützt, denen er die Hälfte der gemeinsamen Eroberungen zu überlassen versprach, zu Anfang des Jahres 1081 bis Kyzikos und Nikäa vor. Während nun auch die Armenier abfielen und im Jahre 1080 unter Ruben ihr selbständiges Königreich in Kilikien und Kappadokien gründeten, kam es auch noch zum Bruche zwischen Nikephoros III. und Alexios Komnenos. Der alte Herr hatte sich mit der Kaiserin Maria, der Gemahlin des entthronten Michael VII., der schönsten Frau ihrer Zeit, vermählt, obwohl Papst Gregor VII. ihn dafür mit dem Banne belegte, und diese hatte in die Ehe gewilligt, weil sie dadurch ihrem und Michaels Sohn, Konstantin, die Krone zu retten hoffte. Doch der Kaiser gab bald die Absicht zu erkennen, sie vielmehr seinem Neffen Synnadenos zuzuwenden. Dadurch in ihren Berechnungen getäuscht, verbündete sich die erbitterte Maria mit dem Hause der Komnenen, dem sie schon seit der Vermählung des Isaak Komnenos mit ihrer Kousine, der iberischen Prinzessin Irene (1071), nahe stand, und nahm Alexios an Sohnesstatt an. Jetzt blieb diesem nur übrig, zur eignen Rettung das Schwert zu ziehen. Er entwich, ehe man seiner noch habhaft werden konnte, nach Zurulon westlich von Selymbria, wo die Regierung ein Heer gegen Melissenos sammelte. Dort scharten sich um ihn seine Verwandten und Anhänger, darunter der kühne Georgios Paläologos; es gelang leicht, die Truppen für den berühmten Feldherrn zu gewinnen, und in Schiza wurde Alexios Komnenos zum



283. **Kaiser Nikephoros III. Botoniates.**

Dedikationsbild aus dem Johannes Chrysostomos. Nach Woltmann.

Die Figuren sind besonders interessant wegen der reichen, buntgestickten Tracht und des ganz deutlichen Porträtcharakters. Über dem Haupte des Kaisers stehen die Worte: Nikephoros, gläubig an Christus den Gott, Kaiser (Selbstherrscher) der Römer.

Kaiser ausgerufen. Kurz nachher erschien er vor Konstantinopel, während auf der andern Seite des Bosporos Melissenos mit seinen Türken stand, die auch Nikäa besetzt hielten. In dieser furchtbar gespannten Lage konnte nur ein rascher Streich das Reich aus der dringendsten Gefahr erretten, und wieder hing sein Schicksal an dem Besitze Konstantinopels. Da öffnete der Verrat eines deutschen Söldnerhauptmanns, der an den Blachernen kommandierte, dem Komnenen die Thore. In der Nacht des 31. März 1081 drangen seine Truppen, Griechen und Bulgaren, durch das Charsianische Thor in die

Kaiserstadt ein und hausten in ihr wie in einem mit Sturm genommenen Platze. Noch standen die Warangen auf dem Konstantinsforum in Schlachtordnung zur Verteidigung des Kaiserpalastes bereit, aber Nikephoros III. flüchtete in die Sophienkirche und entsagte dem Diadem. Während noch seine Truppen plünderten, ritt Alexios am 1. April in Konstantinopel ein und wurde am nächsten Tage gekrönt. Eine energische militärische Reaktion gegen die Herrschaft einer unfähigen Büreaukratie hatte sich unter der Führung eines Geschlechtes von dem alten militärischen Adel Kleinasiens die Hauptstadt unterworfen, und ein ganzer Mann, zum erstenmal seit 24 Jahren, erfaßte das Steuer des sinkenden Reichsschiffes.



284 u. 285. Bleibullen Alexios' I. Nach „Revue arch."

284. Bleibulle des Alexios vor der Thronbesteigung. Auf der Vorderseite in griechischer Sprache die Inschrift: „O Herr, stehe dem Alexios bei, dem erlauchten (sebastô) und Oberbefehlshaber des Westens, dem Komnenen", auf der Rückseite der heilige Demetrios mit Schild und Speer. — 285. Bleibulle des Kaisers Alexios' I. Auf dem Avers der Kaiser in vollem Ornate, in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuz, in der Rechten das Labarum haltend, auf dem Revers der Heiland, thronend, mit einem Evangelienbuch in der Linken.

Die Wiederherstellung des Reiches durch die Komnenen (1081—1185).

Bedeutung der Komnenen.

Aus scheinbar hoffnungsloser Zerrüttung hoben die Komnenen, fast alle glänzende Helden und begabte Staatsmänner, das zerfallende Reich noch einmal zu einer machtvollen Stellung empor. Sie machten den Einfällen der nördlichen Barbaren endlich ein Ende, befestigten von neuem die Nordgrenze, entrissen den Türken das westliche Drittel Kleinasiens, schlugen die wiederholten Anläufe der sizilischen Normannen siegreich zurück, wußten die drohende Überflutung der Kreuzfahrer klug und energisch abzuleiten und einzudämmen. Noch einmal ordneten sie die fast verschwundene Verwaltung, bildeten meist aus fremden Söldnern ein schlagfertiges, leistungsfähiges Heer, sicherten den inneren Frieden besser als es jemals vorher geschehen war, und erlebten eine in mancher Beziehung glänzende Renaissance der altgriechischen Litteratur. Nur dem gewaltigen historischen Bewußtsein, das diese Byzantiner beseelte, konnte eine solche Wiederherstellung gelingen. Aber derselbe zähe Stolz auf eine unvergleichliche Vergangenheit, die ihre Gegenwart rettete, gefährdete ihre Zukunft. Denn sie überspannten die Kräfte des Reiches, um Zielen zuzustreben, die weit jenseit des Erreichbaren und Notwendigen lagen. Sie wollten auf der einen Seite die in Syrien entstehenden abendländischen Ritterstaaten unter ihre Hoheit zwingen, weil das Reich dort einmal geherrscht hatte, und sie nahmen sogar die alten Ansprüche auf Italien wieder auf. Darüber versäumten sie in verhängnisvoller Verblendung die Vertreibung der Türken aus Kleinasien und verschärften den Gegensatz zu den „irrgläubigen" Abendländern, während sie doch wieder den italienischen Seestädten immer größere Handelsvorteile überlassen mußten und „lateinische" Söldner in immer wachsender Zahl die Reihen ihres Heeres füllten. Unter dem Drucke dieser Gegensätze brach das Reich endlich auseinander, ähnlich wie das weströmische Reich durch das eingewanderte und von außen anstürmende Germanentum aufgelöst worden war.

Alexios I. (1081—1118) eröffnete glänzend die neue Kaiserreihe. Ein großer Mann, soweit das ein Byzantiner sein konnte, stolz auf seine Würde und sein Reich, mitten in hoffnungsloser Auflösung fest entschlossen, hier die Adria, dort den Euphrat zur Grenze zu machen, vortrefflich gebildet, namentlich theologisch geschult, kirchlich fromm, als Staatsmann ausdauernd, schlau und umsichtig, als Feldherr zuweilen zu kühn, aber unermüdlich, so war er der Mann für die hoffnungslose Lage, die er vorfand. Zunächst galt es, seine Anhänger zu belohnen, seine grollenden Gegner zu versöhnen. Für die Plünderung der Hauptstadt nahm er eine strenge Kirchenbuße auf sich, den tapferen Georgios Paläologos erhob er zum Strategen von Dyrrhachion, Johannes Dukas zum Cäsar, Konstantin Dukas zum Mitregenten, später zum Gemahl seiner geistreichen, feingebildeten Tochter Anna. Sein Reich bestand augenblicklich aus einem Teile Thrakiens und einigen Gebieten Kleinasiens, sein Heer war ein buntes Gemisch einheimischer Truppen und fremder, namentlich türkischer und abendländischer Söldner, und alles Interesse und alle Mittel verschlang der Krieg um die Existenz. Alle Kräfte des Landes wurden rücksichtslos in Anspruch genommen, die Münze verschlechtert, Monopole eingeführt, Zwangsanleihen ausgeschrieben, die Gehalte der hohen Beamten gekürzt, die jüngeren Beamten als eine besondere Abteilung ins Heer eingereiht. Mit den Türken schloß Alexios noch 1081 zunächst einen Frieden, der ihnen fast ganz Kleinasien bis an den Drakon bei Nikäa und dies selbst überließ, natürlich mit dem festen Vorsatze, ihn zu brechen, sobald die Gelegenheit günstig war. Beginn der Regierung Alexios' I.; Friede mit den Türken.

Denn die schlimmste Gefahr drohte augenblicklich von den Normannen. Die Abwehr der Normannen.

Schon im Mai 1081 hielt Robert Guiscard gegen 30000 Mann zur Einschiffung bereit. Er dachte wohl die Krone von Byzanz zu gewinnen, wie er den Herzogshut von Apulien gewonnen hatte. Nachdem sein Sohn Boëmund Orikos und Valona besetzt hatte, erschien er selber mit der Hauptmacht, nahm Korfu und schloß mit Hilfe eines ragusanischen Geschwaders seit dem 17. Juni Dyrrhachion zu Wasser und zu Lande ein. Indes kam zum Entsatze der tapfer verteidigten Stadt eine venezianische Flotte heran, vereinigte sich nach einem Siege über die Normannen mit der griechischen Flotte und schnitt die Belagerer von der Verbindung mit Italien ab, so daß unter ihnen aus Mangel an geeigneter Nahrung Krankheiten ausbrachen. Inzwischen kam Alexios mit 70000 Mann heran. Gegen den Rat seiner Oberoffiziere wagte er am 18. Oktober die Schlacht. Trotz seiner glänzenden persönlichen Tapferkeit und der zähen Ausdauer seiner Warangen, die damals meist aus verbannten Angelsachsen und Dänen bestanden und mit grimmiger Erbitterung gegen die Stammverwandten der Bedränger Englands fochten, wurde der Kaiser völlig geschlagen, verlor gegen 6000 Mann und entkam, selbst verwundet, nur mit Mühe nach Devol. Nichtsdestoweniger hielt Dyrrhachion noch fast den ganzen Winter hindurch stand, bis es am 14. Februar 1082 mit Sturm genommen wurde.

Nunmehr setzte sich Robert Guiscard auf der alten Egnatischen Straße nach Thessalonika in Marsch, wurde aber, als er schon über Kastoria hinausgekommen war, durch die Nachricht von einer Empörung in Apulien zurückgerufen und mußte die Leitung des Feldzuges seinem Sohne Boëmund überlassen (April 1082), der den Vormarsch zunächst einstellte und sich damit beschäftigte, von Janina aus Epirus zu unterwerfen. Während nun Alexios mit allen Mitteln den apulischen Aufstand schürte, Venedig durch neue Vergünstigungen zu weiteren Hilfsleistungen bestimmte (Mai 1082) und Heinrich IV. in seinem Kampfe gegen Gregor VII., den Schützling Robert Guiscards, mit großen Geldsummen unterstützte (s. S. 527), erlitt er zwar 1083 vor Arta und Janina ein paar Schlappen, aber die Festungen Ochrida, Ostrowo und Berroia widerstanden einem zweiten Vormarsche Boëmunds aufs tapferste, und als dieser dann von der Mündung des Wardar aus südwärts nach Thessalien vordrang, nahm er zwar Trikkala, konnte aber Larissa nicht bezwingen und wurde schließlich im Juni 1084 von Alexios zum Rückzuge nach Kastoria und Valona genötigt. Kastoria fiel bald darauf durch Verrat in die Hände der Byzantiner, und die Normannen wurden auf die Küstenplätze am Adriatischen Meere beschränkt. Als Robert Guiscard im September 1084 wieder in Valona landete, eroberte er unter harten Kämpfen mit den Byzantinern und Venezianern Korfu, doch seine Flotte erlitt 1085 im Sunde zwischen Korfu und Buthrinto eine vollständige Niederlage, und beim Angriff auf Kephalonia starb der gewaltige Normannenherzog am 17. Juli 1085. Sein Nachfolger Roger räumte sofort alle noch besetzten Plätze (s. S. 528).

Der Angriff der unwiderstehlichen normannischen Kriegsmacht war an der zähen Gegenwehr dieses schon halb aufgelösten Reiches gescheitert, die neue Dynastie hatte ihren ersten großen Erfolg zu verzeichnen. Noch viel nachdrücklicher und mit Abwehr der Petschenegen u. Kumanen.

dauerndem Erfolge wurden die wilden Petschenegen und Kumanen abgewiesen. Beide kamen den Bulgaren um Silistria zu Hilfe, als diese sich 1086 empörten, überfluteten mit ihren Raubscharen die Landschaften bis ins nördliche Thrakien hinein, nach einer Niederlage der Byzantiner bei Silistria 1088, sogar bis an die Mündung der Mariza und beinahe bis unter die Mauern von Konstantinopel. Erst am 29. April 1091 brachte Alexios, der die Kumanen auf seine Seite gezogen hatte, den Petschenegen bei Lebusion eine vernichtende Niederlage bei, die sie unschädlich machte. Die Reste des Schwarmes wurden bei Moglena in Makedonien angesiedelt. Auch die Kumanen erlitten 1094 bei einem neuen Einfalle in der Nähe von Adrianopel eine blutige Schlappe.

Türkische und armenische Herrschaften in Kleinasien.

Nunmehr wandte Alexios seine volle Aufmerksamkeit den Verhältnissen Kleinasiens zu. Es war hohe Zeit. Die Seldschuken waren lange in beständigem Vordringen geblieben. Im Osten war 1085 Antiochia in ihre Hände gefallen, in den Weidehochländern des Innern von Kleinasien breiteten sie sich, durch zahlreiche Zuzüge verstärkt, immer weiter aus. Da starb 1092 der Sultan Melekschah in Bagdad, und alsbald zerfiel sein neues Reich in Stücke. Im östlichen Kleinasien gelang es dem Sultan Ibn Daschmid, von Siwas (Sebaste) am oberen Halys aus, in der Mitte des Landes dem Kilidsch-Arslan, dem Sohne Suleimans, von Ikonion aus eine ansehnliche Herrschaft zu behaupten (1092—1106); sein Schwiegervater, der Emir Zaches, eroberte als unabhängiger Korsar die westlichen Küstenstädte und Inseln Klazomenä, Phokäa, Chios, Lesbos, Samos, Rhodos, Smyrna, wo er seine Residenz aufschlug. Seine Ermordung in Nikäa 1093 auf gemeinschaftliche Anstiftung des Sultans und des Kaisers beseitigte zwar diesen gefährlichen Feind beider, aber andre selbständige Emire traten in den einzelnen Städten an seine Stelle, und sogar im Binnenlande, in Sardes, Philadelphia, Laodikeia, Polybotos behaupteten sich selbstständige türkische Fürsten. Zum Glück für die Byzantiner beruhte diese Herrschaft roher Nomadenhorden lediglich auf den türkischen Besatzungen der wichtigsten Städte und beschränkte sich auf die Eintreibung von Tributen von den unterworfenen Griechen; eine wirkliche Staatsordnung vermochten sie so wenig aufzurichten wie die Hunnen, und eine türkische Bevölkerung gab es auf dem platten Lande nur strichweise. Dazu kam noch, daß ein breiter Gürtel armenischer Herrschaften die türkischen Emirate Kleinasiens und Syriens schied. Solche bestanden in Käsareia, in Melitene und Meraasch (Commagene), in Kilikien, wo Rubens Sohn Konstantin als „Großfürst“ seine Residenz in Vagha bei Tarsos hatte, endlich jenseit des Euphrat, mitten unter türkischen Sultanaten, in Edessa. So beherrschten die Armenier die Gebirgspässe des Tauros und die Übergänge des oberen Euphrat.

Alexios' I. Hilfegesuch in Rom.

Ob es nun für die Byzantiner nicht möglich und selbst geraten gewesen wäre, aus eigner Kraft etwa mit Hilfe der Armenier die nur locker auf dem Boden haftenden türkischen Sultanate Kleinasiens über den Haufen zu werfen und den Wall des Tauros als Grenze wiederzugewinnen, steht dahin. Alexios I. hielt es jedenfalls nicht für möglich, er richtete vielmehr im Jahre 1095 durch eine Gesandtschaft an Papst Urban II. die Bitte um Vermittelung von Waffenhilfe aus dem Abendlande. Sicher dachte er dabei nur an starke Söldner- oder Hilfstruppen, die sich der byzantinischen Herrschaft unterzuordnen hätten, aber der Papst benutzte dies Gesuch, um das ritterliche Abendland zum Kreuzzuge, nicht zur Eroberung Kleinasiens, sondern zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten, für ein Ziel also, das mit den byzantinischen Interessen nichts gemein hatte, und dessen Verfolgung ihnen sogar sehr gefährlich werden konnte. Nur mit banger Unruhe sah daher Alexios seit 1096 die ungeheure Völkerwoge vom Abendlande daher fluten. Bei der Gereiztheit zwischen diesen „Lateinern“ und den

Griechen konnte der ganze Bestand des Byzantinischen Reiches in Frage gestellt werden, zumal da sich unter den Kreuzfahrern sein alter furchtbarer Gegner, Boëmund von Tarent, befand. Da galt es, durch Verbindung von Schlauheit, Umsicht und Energie die Abendländer für Byzanz nicht nur unschädlich, sondern auch nutzbar zu machen. Das erste Ziel hat Alexios meisterhaft erreicht, in der Verfolgung des zweiten ging er zu weit.

Eine wahrhaft besonnene, sich auf das Erreichbare und Notwendige beschränkende Staatskunst hätte damals das doch einmal für Byzanz verlorene Syrien den Abendländern überlassen und die eigne Kraft ausschließlich auf die Verdrängung der Türken aus Kleinasien, dem alten Kernlande des Reichs, richten müssen, was doch durch den Vormarsch der Kreuzfahrer direkt, durch die Bildung abendländischer Herrschaften in Syrien indirekt unterstützt wurde. Daraus hätte sich ein gesundes, auf verständiger Grundlage beruhendes Bundesverhältnis zwischen Byzantinern und Lateinern ergeben. Doch im Mittelalter wurde die Politik nicht so sehr vom Verstande, als von der Leidenschaft und der Macht der Tradition bestimmt. Für den byzantinischen Stolz war es ebenso unmöglich, auf das alte Reichsland Syrien zu verzichten, wie für das kirchliche und ritterliche Selbstgefühl der Kreuzfahrerfürsten, sich für ihre syrischen Eroberungen der Hoheit des schismatischen Byzanz ehrlich zu unterwerfen. Zwar leisteten sie in der Zwangslage, in der sie sich 1097 zu Konstantinopel befanden, fast alle den vom Kaiser ihnen abverlangten Lehnseid, aber das Verhältnis war dadurch von Anfang an verdorben und wurde durch das weitere Verfahren Alexios' I. noch weiter verdorben. Denn seine List entwand im letzten Augenblicke das von den Kreuzfahrern schon aufs äußerste gebrachte Nikäa, das er freilich schlechterdings nicht entbehren konnte, ihren Händen; dann benützte er die schwere Erschütterung der Türkenherrschaft in Kleinasien durch den glänzenden Sieg Gottfrieds von Bouillon und Boëmunds von Tarent bei Doryläon am 1. Juli 1097, um Laodikeia, Philadelphia, Sardes, Smyrna und Philomelion, kurz das ganze westliche Kleinasien in seinen Besitz zu bringen, aber dann ließ er 1098 trotz bindender Versprechungen die Kreuzfahrer in ihrem schweren Kampfe um Antiochia im Stich (s. Bd. IV), und schließlich, als Boëmund Fürst von Antiochia geworden war und den Lehnseid verweigerte, begann er 1099 den verhängnisvollen Kampf, der das Verhältnis zu den entstehenden Kreuzfahrerstaaten (Antiochia, Edessa, Tripolis, Jerusalem) unheilbar verdarb und beide Teile unnütz schwächte. Die Byzantiner eroberten in hartnäckigen Kämpfen, begünstigt durch die Gefangennahme Boëmunds im Kriege gegen die Türken von Siwas (1100—1103), Laodikeia in Syrien, Meraasch und Tarsos; aber Boëmund eilte 1104 nach Europa, warb dort, überall mit glänzenden Ehren empfangen, ein Heer von 34000 Mann und führte es, statt es zur dauernden Befestigung und Ausbreitung der christlichen Macht in Nordsyrien zu verwenden, in auflodernden Griechenhaß oder von dem ehrgeizigen Gedanken, Byzanz zu erobern, geblendet, im Oktober 1107 von Apulien nach Dyrrhachion hinüber. So bereitete er selber seiner großen Laufbahn ein unglückliches Ende. Denn die Festung widerstand tapfer, Alexios zerstörte von Devol aus alle Verbindungen und schnitt die Normannen schließlich mit Hilfe der venezianischen Flotte auch von Italien ab. In äußerster Bedrängnis willigte Boëmund im September 1108 in den Frieden von Devol. Er huldigte dem Kaiser für Antiochia, das nach seinem Tode an Byzanz zurückfallen sollte, und kehrte nach Apulien heim, wo er im Februar 1111 starb. Sein Heer ging entweder nach Syrien oder trat in byzantinische Dienste.

Alexios I. und die Fürsten des ersten Kreuzzuges.

Während dieser im Grunde sinnlosen Kämpfe hatten die kleinasiatischen Türken sich von den Nachwirkungen der Niederlage von Doryläon wieder erholt, hatten dem großen deutsch-französisch-lombardischen Kreuzheere, das 1101 im nördlichen Kleinasien erschien, um Boëmund aus der Gefangenschaft des Emirs von Siwas zu befreien und

Wiedereroberung des westlichen Kleinasien.

gegen Bagdad vorzugehen, einen jämmerlichen Untergang bereitet (s. Bd. IV) und waren seit 1110 wieder zum Angriff auf das byzantinische Kleinasien vorgegangen. Doch glückte es Alexios, das von jenen Kreuzfahrern eroberte Ankyra (Angora) in seine Hand zu bringen, dann eroberte er 1116 das verlorene Philomelion wieder und siegte glänzend bei Polybotos. So erzwang er 1117 einen Frieden, der ihm das westliche Kleinasien diesseit der Linie Sinope-Amorion-Philomelion sicherte. Außerdem beherrschte er fast den ganzen Küstenring der Halbinsel. Aber in ihrem Herzen saß doch noch die türkische Macht, und die Ansprüche des Kaisers auf Antiochia nach Boëmunds Tode wies dessen Neffe und Nachfolger Tankred trotzig ab.

Kalojohannes und die Venezianer.

Alexios hatte den Knoten des Schicksals für Byzanz und die syrischen Christenstaaten geschürzt, aber doch auch sein Reich wieder auf eine feste Grundlage gestellt, als er am 15. August 1118 verschied. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen Sohn Johannes bestimmt, gegen die Absicht seiner Gemahlin Irene und seiner Tochter Anna, die deren Gatten, den Cäsar Nikephoros Bryennios lieber auf dem Throne gesehen hätten. Aber rasch entschlossen versicherte sich Johannes der Hauptstadt, des Palastes, der Armee und der Flotte, ließ sich krönen und unterdrückte eine dennoch angezettelte Verschwörung mit Energie und Milde. Kalojohannes (1118—1143), d. i. der „Edle“, wie ihn die Griechen wegen seiner edlen Gesinnung nannten (denn von Gestalt war er klein und unansehnlich), übertraf an Begabung noch den Vater, doch er wandelte in dessen Bahnen. Den Petschenegen, die im Herbst 1122 noch einmal die Donau überschritten, bereitete er im Frühjahr 1123 in der Nähe von Berroia eine so vernichtende Niederlage, daß sie fortan völlig aus der Geschichte verschwinden. Aber in überspanntem Selbstgefühl verwickelte er sich in einen gefährlichen und schließlich doch fruchtlosen Krieg gegen Venedig, da er dessen von Alexios I. verliehene Privilegien nicht anerkennen wollte. Die Belagerung von Korfu 1122/23 mißlang den Venezianern, aber 1124 nahm ihre Flotte auf der Rückfahrt von Syrien Rhodos und Chios, brandschatzte 1125 Samos, Lesbos, Paros und Andros, und 1126 eroberte ein andres Geschwader Kephallenia. Schmerzlich bekamen es die Byzantiner zu fühlen, daß nicht mehr sie ausschließlich das Meer beherrschten, daß ihnen in den italienischen Seestädten gefährliche Nebenbuhler erstanden. Im Frieden vom August 1126 mußte daher Johannes den Venezianern ihre alten Privilegien wieder zugestehen und ihnen die Eröffnung neuer Faktoreien auf Lemnos und in dem ueu aufblühenden Halmyris am Pagasäischen Golfe gestatten.

Krieg mit Ungarn.

Hatte schon dieser Krieg die Kräfte des Reiches mehr als billig nach Westen abgelenkt, so geschah das noch mehr durch die Einmischung in die Verhältnisse Ungarns. Da Johannes durch seine Vermählung mit Pyriska (Irene) im Jahre 1104 Schwiegersohn des Königs Ladislaus war, so nahm er sich des geblendeten Prinzen Bela an und begann schon 1124 den Krieg mit Ungarn. Diese eroberten indes Belgrad, gründeten gegenüber Semlin (Zeugmin) als Grenzfeste und rückten durch Bulgarien bis Sofia (Triadiza) vor. Erst ein glänzender Sieg des Johannes bei Chram an der Donau östlich der Morawamündung 1126 warf sie zurück und sicherte den Byzantinern die alte Grenze.

Unterwerfung von Antiochia; Fortschritte in Kleinasien.

Den viel dringenderen Kampf gegen die Türken nahm Johannes erst später kräftig auf. Nachdem er schon 1120/21 das Land zwischen dem Mäander und dem Golfe von Attalia von ihnen gesäubert hatte, gewann er das ganze nördliche Phrygien bis an den Halys. Doch ließ er sich von der weiteren Verfolgung dieser Aufgabe wie sein Vater durch den alten Lieblingsplan, Antiochia zu unterwerfen, ablenken, gereizt allerdings durch das thöricht herausfordernde Vorgehen des Fürsten Raimund, der die byzantinischen Besitzungen in Kilikien eingenommen hatte. Mit einem gewaltigen

Heere eroberte er im Sommer 1137 Kilikien wieder, belagerte Antiochia und erzwang die Lehnshuldigung. Von da ging er 1138 gegen Aleppo vor, doch vereitelte der böse Wille der Lateiner das Gelingen des Unternehmens, und ein Aufstand verdrängte den Kaiser 1138 auch aus Antiochia. Inzwischen hatten sich die Türken in Kleinasien wieder bis an den Sangarios ausgebreitet. In siegreichen Feldzügen entriß ihnen der Kaiser 1139/41 das Binnenland bis zum pontischen Neokäsareia, dann wandte er sich 1142 zum zweitenmal gegen Syrien, diesmal fest entschlossen, ein Ende zu machen und das syrisch-kilikische Küstenland mit Cypern in eine Sekundogenitur für seinen jüngeren Sohn Manuel zu verwandeln. Er zwang den Grafen Joscelin von Edessa zum Anschluß, verwüstete die Umgegend von Antiochia und rüstete für 1143 einen großen Feldzug, um den König Fulco von Jerusalem gegen die Ägypter zu unterstützen, aber auch zugleich seine Oberhoheit festzustellen. Als er daher während des Winters zu Anazarba am oberen Pyramos in Kilikien verweilte, verletzte er sich auf der Eberjagd im Tauros und starb am 8. April 1143 an Blutvergiftung, erst 55 Jahre alt.

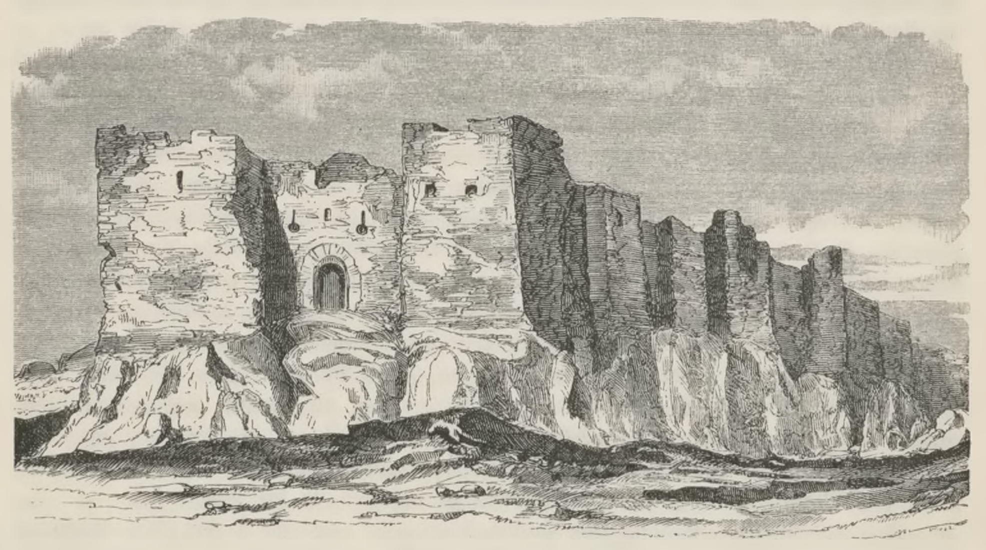
Manuel und Antiochia.

Nach seinem letzten Willen bestieg den Thron sein jüngerer Sohn Manuel (1143—1180); der ältere Andronikos war schon 1141 gestorben. Von riesiger Stärke, schön, ritterlich, tapfer, reichbegabt und nach byzantinischer Weise gut gebildet, glich dieser glänzendste aller Komnenen mehr einem abendländischen Ritter, als einem Kaiser von Byzanz. Hochstrebend und phantastisch nahm er die alten kaiserlichen Ansprüche in einem Umfange auf, wie keiner seiner Vorgänger, versäumte darüber die zunächst liegenden Aufgaben und begünstigte zugleich aus persönlicher Vorliebe die Lateiner in seinem Reiche mehr als billig, war er doch selbst der Sohn einer abendländischen Prinzessin und mit einer Deutschen, Bertha von Sulzbach (Irene), vermählt. Wenn er seine Regierung mit einem Feldzuge gegen Antiochia begann, der die Huldigung 1144 erzwang, so war das in der Ordnung, denn der Fürst Raimund hatte ihn durch einen thörichten Angriff auf Kilikien herausgefordert; aber die Kräfte des nordsyrischen Fürstentums waren dadurch so geschwächt, daß das Bollwerk der Christen im Osten des oberen Euphrat, Edessa, noch in demselben Jahre 1144 dem Emir Emad-eddin-Zenki von Mossul, ohne Hilfe von Antiochia zu erhalten, in die Hände fiel.

Der zweite Kreuzzug und Manuels italienische Politik.

Das war die Veranlassung zum zweiten Kreuzzuge 1147/49 (s. Bd. IV). Während nun die größten Fürsten des Abendlandes, Konrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich, zu diesem Unternehmen rüsteten, brach zur unglücklichsten Stunde ein neuer Krieg mit den Normannen aus. Erbittert über die allzugroßen Zugeständnisse, die der kaiserliche Gesandte in Palermo dem König Roger bei den Verhandlungen über eine Familienverbindung zwischen beiden Höfen gemacht, hatte Manuel sich der Bestätigung geweigert und den Botschafter sogar hinrichten lassen. Da erschien im Sommer 1147 eine normannische Flotte vor Korfu, dessen Bevölkerung diesmal sofort abfiel, ging dann weiter nach den griechischen Gewässern, konnte zwar das unersteigliche Felsennest Monembasia (Malvasia) nicht bezwingen, plünderte aber das durch seine Seidenfabrikation blühende Theben völlig aus und nahm nicht nur Korinth, sondern durch Verrat auch die Hochburg Akrokorinth und kehrte beutebeladen nach Palermo zurück. Manuel war daher wohl außer stande, die Kreuzheere, die sich nun über Konstantinopel nach Kleinasien wälzten, so zu unterstützen, wie es ihrem und seinem Interesse entsprochen hätte, er konnte nicht einmal ihren fast völligen Untergang hindern (Anfang 1148, s. Bd. IV) und benutzte nur die längere Anwesenheit des erkrankten deutschen Königs Konrad in Konstantinopel (Weihnachten 1148 bis Februar 1149), dessen Schwägerin die Kaiserin Irene war, um ihn für ein Bündnis gegen König Roger von Sizilien zu gewinnen, gegen den auch Venedig um den Preis der Ausdehnung seiner Zollbegünstigungen auf Kreta und Cypern schon im März 1148 seine Hilfe zugesagt

hatte. Wirklich führte die gemeinsam unternommene Belagerung von Korfu im August 1149 zur Eroberung des Platzes; aber als nun Manuel mit der Besetzung von Ancona 1150/51 Miene machte, unmittelbar in Italien einzugreifen, da verbündete sich Venedig mit Wilhelm von Sizilien (seit Februar 1154) gegen diese Einmischung einer fremden Macht. Dagegen knüpfte nun wieder Manuel im Oktober 1155 ein Handels- und Freundschaftsbündnis mit Venedigs Nebenbuhlerin Genua, unterhandelte um dieselbe Zeit mit Friedrich Barbarossa und unterstützte durch Truppen unter Johannes Dukas einen Aufstand in Apulien, der freilich nach Einnahme von Brindisi und Bari 1156 niedergeworfen wurde. Ein abermaliger Plünderungszug der normannischen Flotte in die griechischen Gewässer, namentlich gegen Halmyris, wurde dadurch keineswegs verhindert, und der Friede im Herbst 1158 ließ alles beim alten, gewährte den Byzantinern weder Genugthuung noch Entschädigung.



286. Ruinen der Burg von Edessa.
Nach Texier and Pullan, „Byzantine Architecture."

Kämpfe mit den Serben u. Ungarn; Einmischung in Italien.

Wie sehr die Blicke des Kaisers nach Westen gerichtet waren, zeigte auch sein Verhältnis zu den nordwestlichen Nachbarn. Daß die Serben schon 1151 unterworfen und zur Heeresfolge genötigt wurden, mochte noch im Rahmen einer gesunden byzantinischen Interessenpolitik liegen und stellte nur ein altes Verhältnis wieder her. Aber darüber hinaus ging sicherlich das Bestreben, den Ungarn das Land zwischen Save und Donau zu entreißen (1152—56) und später sogar das ungarische Dalmatien (s. oben S. 668) zu erobern. Dies gelang ihm allerdings bis 1166, und er sicherte sich den neuen Besitz durch die mörderische Schlacht bei Semlin am 11. Juli 1167, die den Frieden mit Ungarn erzwang, vereitelte auch einen Losreißungsversuch der Serben unter Stephan Nemanja von Novibazar, allein er verscherzte sich dadurch nicht nur die Freundschaft Ungarns, sondern bedrohte auch die Interessen Venedigs, was sich bald aufs schwerste rächen sollte. Der Kaiser aber glaubte offenbar mit dem allen seinen Lieblingsplan zu fördern, wieder eine Stellung in Italien zu gewinnen. Er verhandelte daher sogar mit Papst Alexander III. über eine Union beider Kirchen und unterstützte ihn und die Lombarden mit Waffenhilfe gegen Friedrich Barbarossa, namentlich durch die Besetzung von Ancona 1167 (s. Bd. IV). Noch einmal war Konstantinopel der Mittelpunkt der Weltpolitik.

Denn auch den Osten ließ Manuel nicht aus den Augen, nur daß er die wichtigste Aufgabe des Reiches nicht förderte. Die Eifersucht zwischen den syrischen Christenstaaten benutzend, brachte er mit dem Königreich Jerusalem durch die Vermählung des jungen Balduin III. (1143—62) mit Theodora 1157 ein enges Verhältnis zustande, unterwarf 1159 durch einen glänzenden Feldzug aufs neue die Armenier und Antiochia, hielt in Antiochia prächtige Turniere ab und sicherte die Grenzen durch einen günstigen Frieden mit Nur-eddin von Mossul, dem Nachfolger Emad-eddin-Zenkis. In Kleinasien dagegen begnügte er sich damit, daß ihm Kilidsch Arslan II. von Ikonion (1156—93), der nach dem Tode seines Vaters Masud das Reich mit seinen Brüdern hatte teilen müssen, den Huldigungseid leistete, und sah dann ruhig zu, wie der schlaue Orientale allmählich seine Brüder sämtlich unterwarf oder beseitigte. Kämpfe in Kleinasien u. Syrien.

Mittlerweile wuchs unaufhaltsam der Einfluß der Abendländer, der „Lateiner“, im Reiche. Auch zur zweiten Gemahlin wählte Manuel 1161 eine Fürstin abendländischer Abkunft, Maria von Antiochia, der junge König Amalrich von Jerusalem wurde 1164 sein Schwiegersohn, seine schöne und energische Tochter Maria 1179 die Gemahlin Rainers, des zweiten Sohnes Wilhelms von Montferrat, den er zum Cäsar erhob, seinen jungen Sohn Alexios (II.) verlobte er mit Agnes (Anna), einer Tochter Ludwigs VII. von Frankreich. Im Heere überwogen die abendländischen Söldner, Deutsche, Engländer, Dänen, Franzosen, Ungarn, die geschlossene Abteilungen bildeten, die schwere Reiterei focht nach abendländischer Rittertaktik, und der Kaiser selbst tummelte sich gern im Turnier. Auch in der Verwaltung waren zahlreiche Lateiner angestellt, und die Faktoreien der italienischen Seestädte beherrschten den Handel des Reiches; in Konstantinopel allein zählte man 1180 am Ende der Regierung Manuels gegen 60000 Lateiner. Es waren Zustände wie im Weströmischen Reiche vor 375 oder in England vor 1066 oder in der heutigen Türkei. Die Lateiner im Reiche.

Sie konnten vielleicht zu einer inneren Annäherung zwischen Griechen und Abendländern führen, und vielleicht hat Manuel das gehofft; thatsächlich verschärften sie nur den alten kirchlichen und nationalen Gegensatz und führten endlich zu einer furchtbaren Katastrophe. Manche Vorboten waren schon aufgetreten, andre folgten. Die Eifersucht zwischen den italienischen Faktoreien hatte schon 1162 in Konstantinopel blutige Schlägereien zwischen Pisanern und Genuesen und die Verlegung der pisanischen Faktorei nach Skutari veranlaßt. Neue Begünstigungen der Genuesen, denen der Kaiser 1169 alle Häfen des Reiches (bis auf zwei am Schwarzen Meere) öffnete und 1170 in Konstantinopel ein neues Quartier anwies, reizten die ohnehin verstimmten Venezianer zu einem Angriff darauf. Es kam zum Bruche, als Manuel von ihnen Entschädigung für die Genuesen verlangte und, da diese sie verweigerten, am 11. März 1171 den Befehl gab, alle Venezianer im ganzen Reiche zu verhaften und ihre Schiffe und Waren mit Beschlag zu belegen. Sofort führte der Doge Vitale Michieli im September 1171 eine Flotte von 100 großen Schiffen nach dem griechischen Dalmatien, nahm Trau und Ragusa, steuerte dann nach dem Ägäischen Meere und überwinterte in Chios. Nur eine Seuche zwang ihn 1172 zum kläglichen Rückzuge. Dafür verband sich 1173 Venedig mit Deutschland und unterstützte die Belagerung von Ancona, 1175 schloß es ein Bündnis auch mit Wilhelm II. von Sizilien, und 1177 vermittelte der neue Doge Sebastiano Ziani zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. den Frieden, dem ein Waffenstillstand mit den Lombarden folgte (s. Bd. IV). Krieg mit Venedig.

Die byzantinische Politik war in Italien völlig matt gesetzt, und auch in Kleinasien entging sie mit knapper Not den Folgen einer schweren Niederlage. Zu spät begann hier Manuel den Kampf gegen Ikonion, als der Sultan Kilidsch Arslan vertragswidrig die Grenzplätze Doryläon und Subleon (im Quellgebiet des Mäander) Niederlage gegen die Türken.

befestigte, und ging im September 1176 mit stattlichem Heere das Mäanderthal aufwärts über Laodikeia, Chonä und Kelänä geradeswegs auf Philomelion und Ikonion vor. Dabei wurde die etwa vier Stunden lange, mit starkem Train belastete Kolonne in den Engen von Myriokephalon von den Türken überfallen und übel zugerichtet. Doch war der Sieg so wenig entscheidend, daß der Sultan selbst den Frieden anbot und die Schleifung jener Plätze versprach. Es kam dazu allerdings erst 1177, als zwei türkische Einfälle von den Byzantinern nachdrücklich zurückgewiesen worden waren.

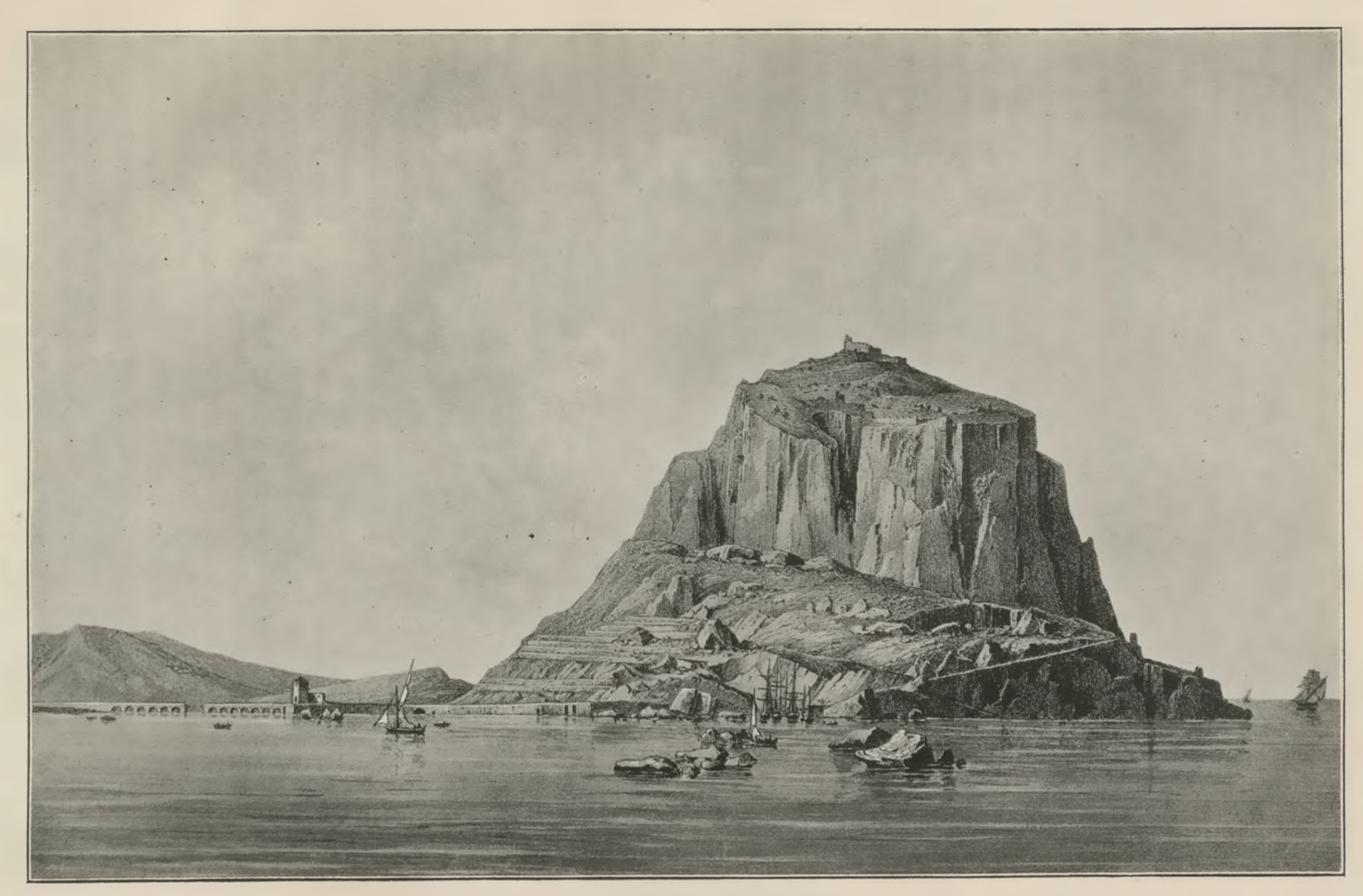
So war im Osten die drängendste Aufgabe immer noch nicht gelöst und das im Westen Erreichte mit unverhältnismäßigen Opfern erkauft, als Manuel in der Nacht vom 23. zum 24. September 1180 verschied. Gerade unter diesem glänzendsten Komnenen waren die Keime des Unheils reichlich aufgegangen, weil er zu wenig Byzantiner war.

Die Reaktion gegen die Lateiner u. Andronikos Komnenos.

Nun wollte es das Verhängnis des Reiches, daß der Thronfolger Alexios II. (1180—84) erst dreizehn Jahre zählte. Da die Kaiserin-Mutter Maria als Französin unbeliebt, ihr leitender Ratgeber Alexios, ein Enkel des Kalojohannes, von dessen älterem Sohne Andronikos, unbedeutend war, so erregte die ehrgeizige Schwester des jungen Kaisers, Maria, in der längst unzufriedenen Hauptstadt einen Aufstand. Diesen warfen allerdings die fremden Truppen am 2. Mai 1182 nieder, aber nun trat ein Mann in den Vordergrund, der das Unheil vollenden sollte. Das war der Komnene Andronikos (geb. 1113), ein Neffe des Kalojohannes, dessen Vater Isaak mit diesem seinem Bruder völlig zerfallen gewesen war und beständig gegen ihn Ränke gesponnen hatte, ein Mann von riesiger Stärke und der großen Begabung seines Geschlechts, aber ganz beherrscht von Ehrgeiz und Sinnlichkeit, und wo es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, zum Schlimmsten fähig. Wegen verräterischer Verbindung mit den Ungarn auf Befehl Manuels 1155 verhaftet, dann entkommen, hatte er sich als heimatloser Abenteurer erst in Rußland, dann in Antiochia und Jerusalem, schließlich sogar in Damaskus, Bagdad und Ikonion aufgehalten, sich endlich nach zahllosen Liebeshändeln und Kriegsfahrten mit Manuel ausgesöhnt und zu Oinäon in Paphlagonien niedergelassen. Jetzt erschien er in Bithynien, gewann den dortigen Strategen Andronikos Angelos mit seinen Truppen und besetzte Chalkedon, indem er erklärte, daß er als „Befreier“ von den „Lateinern“ komme. Die Flotte ging zu ihm über, der Minister Alexios wurde verhaftet und geblendet, der Pöbel der Hauptstadt und die asiatischen Truppen griffen zu den Waffen, verjagten die fremden Truppen und plünderten unter den ärgsten Schandthaten die italienischen Faktoreien. Nun wurde Andronikos als Vormund des jungen Kaisers anerkannt und ließ diesen feierlich krönen, begann dann aber einen wahrhaften Vernichtungskrieg gegen die byzantinische Aristokratie. Den Andronikos Angelos schickte er in die Verbannung, den Admiral Andreas Kontostephanos ließ er blenden, den Cäsar Rainer mit seiner Gemahlin 1183 vergiften, die Kaiserin-Witwe des Hochverrats anklagen, schließlich, als er im Oktober 1183 als Mitregent gekrönt worden war, den unglücklichen Kaiser im September 1184 erdrosseln.

Andronikos und die Normannen.

Zum Kaiser erhoben durch eine nationale Reaktion gegen die „Lateiner“, schien Andronikos (1184—85) seinen schlechten Ruf austilgen zu wollen. Er steuerte der höfischen Verschwendung und den fiskalischen Erpressungen, ohne Ansehen der Person, erleichterte die Lasten, hielt auf unparteiische Rechtspflege und war stets jedermann zugänglich. Doch blieb ihm keine Zeit, das durch seine Vergangenheit und den blutigen Ursprung seines Regiments zerstörte Vertrauen zu gewinnen. Eine Erhebung der Angeli in Bithynien schlug er im Frühjahre 1185 noch grausam nieder, aber die Empörung des Isaak Komnenos auf Cypern vermochte er nicht zu bewältigen, und ein flüchtiger Großneffe Manuels, Alexios, rief die Hilfe der Normannen gegen den blutigen Usurpator an. Im Juni 1185 landeten diese bei Dyrrhachion, nahmen



287. Felsenfeste Monembasia (Malvasia).

am 24. Juni die Stadt mit Sturm und rückten gegen Thessalonika vor, das die Armee am 6. August, die Flotte am 15. einschloß. Tapfer wehrte sich der Kommandant David Komnenos, aber nur seine georgische Besatzung und die griechische Bevölkerung unter dem wackeren Erzbischof Eustathios waren zuverlässig, die zahlreichen Lateiner, Juden und Armenier unsicher. So wurde schon am 24. August die Unterstadt erstürmt und geplündert, die Einwohnerschaft mit viehischer Roheit mißhandelt, die Kirchen entweiht und aufs gemeinste besudelt. Dann trat das Landheer den Marsch auf Konstantinopel an, und schon stand es um Mosynopolis, unweit Abdera, während die Flotte in die Propontis einlief, da brach eine neue Revolution in der erbitterten Hauptstadt aus.

Untergang des Andronikos; Isaak Angelos.

Als am Abend des 11. September 1185 der berüchtigtste Scherge des Kaisers, Hagiochristophorites, den bisher noch als unbedeutend verschonten Isaak Angelos, übrigens ohne Befehl, in seinem Palaste verhaften wollte, warf sich der sonst nichts weniger als mutige Mann in der Verzweiflung aufs Pferd, schlug, mit dem Schwerte in der Faust, die Häscher zurück und entkam in die Sophienkirche. Auf die Kunde davon sammelten sich dort am nächsten Morgen große Volksmassen und riefen lärmend den Isaak Angelos zum Kaiser aus. Bald war die ganze Bevölkerung unter Waffen und stürmte gegen den Kaiserpalast, wo Andronikos soeben von seinem Landsitze Meludion an der Ostseite des Bosporos eingetroffen war. Da sich die Truppen lau zeigten, so flüchtete er verkleidet nach Chele in Bithynien, um von dort Rußland zu erreichen; doch widrige Winde trieben ihn zurück, und er fiel in die Hände seiner blutlechzenden Verfolger, die ihn in Ketten nach Konstantinopel brachten. Hier ließ ihm der neue Kaiser Isaak die rechte Hand abhauen, dann ein Auge ausstechen, schließlich verkehrt auf ein Kamel setzen und dem höhnenden vornehmen und niederen Pöbel zur kläglichen Schau durch die Straßen führen und überließ ihn dann dieser entmenschten Meute zu stundenlangen Qualen. Zuletzt wurde er im Hippodrom zwischen zwei Säulen an den Beinen aufgehängt und verschied endlich, beständig ausrufend: „Herr Gott, erbarme dich meiner, warum zerbrecht ihr ein geknicktes Rohr?“ In diesen scheußlichen Blutszenen endete unter den Fäusten eines Pöbels, der dieses Kaisers würdig war, der letzte Herrscher des glorreichen Komnenenhauses.

Abwehr der Normannen.

Die drängendste Sorge der neuen Regierung war die Abwehr des siegreichen Feindes, und selbst jetzt zeigte sich der zerrüttete Staat ihm noch gewachsen. Zuerst warf Alexios Branas die durch die Verwüstung von Thessalonika demoralisierten und durch Seuchen gelichteten Normannen bei Mosynopolis zurück, dann schlug er sie am 7. November 1185 bei Demetriza am Strymon so entscheidend, daß ihrer 4000 in Gefangenschaft gerieten, die Reste in voller Flucht zurückgingen und auf die Flotte flüchteten. Im Frühjahre 1186 fiel auch Dyrrhachion, nur Kephallenia, Zante und Korfu blieben noch den Normannen. Aber eine Erneuerung sollten die Angeli dem Reiche nicht bringen, sie haben sein Verderben nur beschleunigt, denn eine furchtbare Saat des Hasses zwischen Griechen und Lateinern war aufgegangen.

Byzantinisches Kulturleben von der Mitte des 7. Jahrhunderts bis auf die Kreuzzüge.

Das Byzantinische Reich war und blieb Jahrhunderte hindurch eine große zusammenhängende Kulturinsel mitten in der Barbarei, wie die römische Kirche ein ganzes Netz zahlloser kleiner vereinzelter Kulturinseln über das Abendland geworfen hatte. Es konnte sich nur behaupten durch eine erstaunliche Assimilationskraft und eine kosmopolitische Weitherzigkeit, die beide in der Geschichte nicht ihresgleichen haben.

Die Völkerverschmelzung.

Während das alte Rom die Unterthanen erst dann zum Bürgerrecht, also zu gleichberechtigter Stellung zuließ, wenn sie sich in Sitte und Sprache bereits romanisiert hatten, nahmen die Byzantiner unbedenklich unterworfene und freiwillig übertretende Fremde, Barbaren wie zivilisierte Leute, der verschiedensten Rassen, Stämme und Religionen in die Reichsgemeinschaft auf unter der einzigen Bedingung, daß sie Christen waren oder wurden. Manche erlangten bald hohe Würden und wichtige Vertrauensstellungen; sofort nach dem Siege trat die ganze bulgarische Aristokratie in den Reichsadel ein, und ein bulgarischer Prinz, Aaron, der Sohn des letzten Zaren, kommandierte am oberen Euphrat gegen die Türken. Der Petschenege Kegen wurde sofort zum Patricius erhoben, der Sohn des letzten arabischen Emirs von Kreta, Anemas, focht schon unter Johannes Zimiskes bei Silistria mit Auszeichnung gegen die Russen, die Armenier spielten lange vor der Annexion des Reiches von Ani eine hervorragende Rolle. Und diese Fremden gingen auch innerlich völlig in die byzantinische Gesinnung ein: der Armenier Aschot verriet als bulgarischer Befehlshaber Dyrrhachion an die griechische Flotte. So gewann das Reich fortwährend frische Kräfte, und nicht zum wenigsten dieser Völkermischung verdankt es die lange Reihe hervorragender Männer in diesen Jahrhunderten seiner eigentümlichsten und selbständigsten Entwickelung. Es wirkte wie ein großer Schmelztiegel. Griechische Sprache, Sitte und Kirche überzog alles mit gleichmäßigem Gepräge, unter dem die alten Unterschiede für den äußerlichen Beobachter verschwanden, so sichtbar sie auch dem tiefer eindringenden Blicke geblieben sein müssen. Den kastilianischen Stolz auf die Reinheit des Blutes (s. Bd. V, S. 448 ff.) hätten die Byzantiner gar nicht begriffen; sie vollbrachten das, was den Römern im Westen den Germanen gegenüber schließlich mißlungen war, und haben nur in dem modernen Rußland, das ja so gern der Rechtsnachfolger von Byzanz sein möchte, einigermaßen eine Parallele gefunden.

Volkscharakter.

Im byzantinischen Volkscharakter, der sich unter diesen Verhältnissen, in beständigem friedlichen und feindlichen Verkehr mit meist rohen, fremden Stämmen, in ewiger Existenzgefahr und unter der unumschränkten, dabei höchst unsicheren Herrschaft der Kaiser herausbildete, mischen sich nüchterne, verstandesmäßige, listige Berechnung, die zunächst immer den persönlichen Vorteil im Auge hat, die Treue nicht kennt und weder vor schwarzem Verrat noch vor blutiger Gewaltthat zurückschreckt, mit jäh aufflammender, rachsüchtiger Leidenschaft, äußere Kirchlichkeit mit einem ungeheuren Stolze auf die großen Traditionen des Reiches und seiner Kultur, und darin wurzelte ein entschlossener Patriotismus, der freilich mit persönlichen Beweggründen nicht selten in unversöhnlichen Widerspruch gerät. Allen „Barbaren" fühlte sich der Byzantiner durch dies alles weit überlegen, und mit Recht, denn er war es. Daher auch die gewissenlose Menschenverachtung der byzantinischen Politik. Die Barbaren bald für das Reich zu nützen, bald die einzelnen Stämme gegeneinander auszuspielen, bald abzuwehren und zu schrecken, auch durch fühllose Grausamkeit gegen die Gefangenen mit massenhafter Blendung und Pfählung oder durch treulose Vergewaltigung einzelner Personen, das war und blieb byzantinische Politik. Auch die inneren Kämpfe tragen denselben Charakter. Jeder besiegte Gegner wurde erbarmungslos unschädlich gemacht, ins Kloster verbannt, oder geblendet oder beides, denn nur die thatsächliche Macht galt in diesem Staate, kein rechtlicher Anspruch. Vergröbert traten diese Charakterzüge in der buntgemischten Bevölkerung von Konstantinopel hervor, nur daß hier vulkanische Leidenschaftlichkeit und rachgierige Grausamkeit überwiegen. In manchen Beziehungen ähneln die Byzantiner dieser Jahrhunderte den Italienern der Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts, denn auch hier drängte ein beständig von Gefahren umgebenes Dasein zu nüchternster Berechnung, treuloser List und blutiger Gewalt, und mit kirchlicher Devotion verbindet sich die feinste Bildung.

Kaiser u. Hof.

In diesem Reiche, wo der unumschränkte Kaiser wie ein Gott über dem Volke stand, ohne daß er freilich dadurch vor Gewaltthat irgendwie geschützt gewesen wäre, nahm sein persönliches Dasein und also auch sein Hof die größte Bedeutung in Anspruch. Sicherlich war der byzantinische Hof ohne allen Vergleich der glänzendste in diesen Jahrhunderten, und er wird zu allen Zeiten selten übertroffen worden sein.

Die Kaiserpaläste.

Schon die Lage der Kaiserpaläste war unvergleichlich schön. Auf der jetzigen Serailspitze dehnte sich der ältere Kaiserbau Konstantins des Großen, die „Basileia“, vergrößert durch Justinian II. und Theophilos; daran schloß sich landeinwärts die ebenfalls von Konstantin dem Großen erbaute, unter Mauricius und Heraclius noch erweiterte und verschönerte Magnaura am Augusteionplatz in der Nähe des Senatspalastes und der Sophienkirche, die gewöhnliche Residenz der makedonischen Kaiser, mit dem großen Thronsaale und dem goldenen Speisesaal (Triklinion), alle diese Gebäude ein riesiger Komplex von offenen Höfen, von Galerien, Sälen der verschiedensten Formen, Zimmern und Terrassen, strahlend in dem Schmucke des Marmors von Prokonnesos, von Vergoldung und Mosaiken, ausgestattet mit den kostbarsten Geräten und den herrlichsten Teppichen, und bei Festzeiten glänzend im Lichte der Hunderte von Kronleuchtern, Ampeln und Fackeln.

Hofstaat.

Feierlicher Pomp umgab die „heilige“ Person des Alleinherrschers im „heiligen Palast“. Während sonst die offizielle Farbe des Hofes weiß war, zeichneten den Kaiser das Purpurgewand und die hohen Purpurstiefel aus. Seine Kinder, Geschwister und nächsten Anverwandten führten als Standesbezeichnung das Prädikat „Nobilissimus“, und ein zahlreicher glänzender Hofstaat teilte sich in den Dienst um den Monarchen. An der Spitze stand der Oberpalastmeister (Kuropalates), dann folgten der Oberkammerherr (Parakoimomenos), der Oberzeremonienmeister (Silentiarius), der Obergarderobenmeister (Protovestiarius), der Protospatharius (etwa Generaladjutant), der Protostrator (Oberstallmeister), die Ostiarii (zur Einführung fremder Gesandten), sie alle mit zahlreichen Unterbeamten und Dienern. Zur nächsten Umgebung des Kaisers gehörten außerdem noch der Oberbefehlshaber der Leibwachen, der Oberadmiral der kaiserlichen Marine, der Generalpostmeister, der Geheimsekretär, der Hofkaplan u. s. f. Dazu gesellten sich nun noch die prachtvoll gerüsteten kaiserlichen Garden. Alles, was zum Kaiser in Beziehung stand, also auch alle höheren Beamten und Offiziere, war in sieben Hofrangordnungen (vela) geteilt, deren erste die den Titel Magister Führenden bildeten, die zweite die Patricii u. s. f.

Hofleben.

Alltäglich machten alle zum Hofe gehörigen oder in der Residenz anwesenden höheren Beamten ihre Aufwartung in der demütigen Form der fußfälligen Verehrung (Proskynesis, vgl. das Lever unter Ludwig XIV., Bd. VI, S. 578 f.), alle in weißen Gewändern mit goldenen Ketten angethan. Ein besonders großer Empfang fand stets in der Woche nach dem Palmsonntag statt, wenn der Kaiser den höchsten Beamten und Offizieren persönlich den Gehalt (roga) in Goldstücken auszahlte. Auf großen Tafeln sah man da lange Reihen von Kassetten mit den abgezählten und außen verzeichneten Beträgen und kostbare Gewänder (Skaramangien). In fester Reihenfolge, die ein Beamter vorlas, traten die einzelnen vor, zuerst der Kuropalates, dann die Oberbefehlshaber des Heeres und der Flotte, die ihre goldene Last nur mit Hilfe andrer wegbringen konnten, darauf die 24 Magistri, deren jeder 24 Pfund Gold (Litra zu 72 Nomismata oder Goldsolidi im Metallwert von 12,50 Mark, also 1 Litron = 912 Mark) mit zwei Skaramangien empfing, während die Patricii 12 Litren mit einer Skaramangia erhielten, die übrigen Klassen im Verhältnis. So schildert Bischof Liutprand von Cremona die eigentümlich imposante Zeremonie, zu der er als Gesandter Ottos I. vom Kaiser befohlen worden war. — Noch weit großartiger war das alte Winterfest der Brumalien, bei dem im November und Dezember 24 Tage hintereinander große Hoftafel für alle dazu Berechtigten stattfand. Auch zu andern Festzeiten, zu Weihnachten, Lichtmeß, Palmsonntag, Ostern und Pfingsten, speiste der Kaiser öffentlich mit den höchsten Würdenträgern, meist im Chrysotriklinion. Nach einer appetitreizenden Vorspeise gab es gewöhnlich drei Gänge und zum Nachtisch süßes Konfekt, wobei der Kaiser selbst ausgewählte Stücke der verschiedenen Gerichte bevorzugten Gästen zuteilte. Dabei lieferten Orgeln und andre Instrumente mit kaiserlichen Sängern die Tafelmusik.

Wagenrennen.

Unter den regelmäßigen Festlichkeiten nahmen die großen Wagenrennen im Hippodrom (Zirkus) weitaus den ersten Platz ein, vor allem das große Frühjahrsrennen am 11. Mai, dem Gründungstage von Konstantinopel. Das ganze Volk der Hauptstadt nahm daran noch ganz mit derselben südländischen Leidenschaftlichkeit teil wie einst unter Justinian I.; die alten Zirkusparteien, die Blauen mit den Weißen und die Grünen mit den Roten, bestanden als die angesehensten Körperschaften der Residenz fort, und die Kaiser begünstigten bald die eine, bald die andre, nur daß ihre politische Bedeutung niemals wieder so hervortrat wie im 6. Jahrhundert. Auch hier ging alles nach den strengsten Regeln vor sich, die im Zeremonienbuche des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos 65 moderne Druckseiten in Oktav einnehmen. Sobald auf der kaiserlichen Loge (Tribunal) des Zirkus die Flagge aufsteigt zum Zeichen, daß ein Rennen bevorstehe, werden tags zuvor zunächst die Pferde und Wagen beider Parteien wie die hölzernen Schranken im Hippodrom sorgfältigst untersucht und dann die Reihenfolge und die Aufstellung der Wagen für jedes der acht Rennen (vier am Vormittag, vier am Nachmittag) durch das Los bestimmt. Am Morgen des Renntages begeben sich die Parteivorsteher (Demarchen) zum

Quästor, um jeden zwischen ihnen hängenden Streit zu schlichten, dann nach dem Zirkus. Hier begrüßt jeder seine Partei mit dem Kreuzeszeichen und wechselt mit ihr lange Begrüßungsformeln; dann rufen die Ausrufer beider den Beistand des Himmels für sie an und den göttlichen Schutz für das kaiserliche Haus, wobei die Masse der Partei die Formeln in hundertstimmigem Chore jedesmal wiederholt. Währenddem nehmen die Viergespanne Aufstellung, die Zuschauer erfüllen die Sitze, und der Kaiser, der inzwischen in dem Vorraume seiner Loge den Ornat angelegt und die ersten Hofrangordnungen empfangen hat, erhält die Meldung, daß alles bereit sei. Sobald der Monarch, im Purpurmantel, das Diadem auf dem Haupte, vom ganzen Hofe begleitet, in seiner Loge erscheint, einem von zwölf mächtigen Säulen getragenen Prachtbau an der östlichen Schmalseite des Hippodroms, segnet er die Parteien und das Volk mit dem Kreuzeszeichen, und diese begrüßen ihn mit langen Akklamationen. Vor sich hat der Kaiser ein Bild von einer Großartigkeit, wie es nur Konstantinopel bieten kann. Im weiten, langgestreckten Hufeisenbogen von Osten nach Westen dehnen sich vor ihm, von zwei Säulenreihen übereinander gekrönt, die menschenwimmelnden Sitze der Zuschauer, deren der Zirkus gegen 150 000 fassen konnte; von ihnen rings umfaßt und getrennt durch einen umlaufenden Gang, den Euripos, breitet sich die mächtige Arena in einer Länge von 600 und einer Breite von 300 Schritt. In der Mitte wird sie der Länge nach durch die von den beiden parallel laufenden „Durchschnitten" (Diasphaga) eingefaßte Spina (Crista) in zwei gleiche Teile für jede der beiden Rennparteien geschieden. Die Spina, eine breite Mauer, trägt Obelisken und andre Kunstwerke, unter ihnen die berühmte „Schlangensäule", das ehrwürdige Weihgeschenk der siegreichen Griechen nach der Schlacht von Platää (s. Bd. I, S. 581), die noch heute auf dem Atmeidan steht, und die herrlichen Bronzerosse des Lysippos, die jetzt das Portal der Markuskirche in Venedig zieren. Die Parteien stehen in ihren Reihen mit den bunten Fahnenlanzen; an den Schranken, unmittelbar zu Füßen der Kaiserloge, stampfen und schnauben vor den leichten Rennwagen die Rosse in goldstrahlenden Geschirren, je vier Gespanne rechts und links von der Spina nebeneinander, ungeduldig das Zeichen erwartend, neben ihnen die Wagenlenker in Gewändern und Kappen von den Farben der Parteien, künstliche Flügel auf den Rücken. Nun begrüßen sie den Kaiser, die kaiserliche Orgel setzt ein, die Riegel fallen, und die Gespanne stürmen im vollen Rosseslaufe in die Bahn hinaus. Mit leidenschaftlicher Teilnahme folgen ihnen hunderttausende von Augen, laute Zurufe feuern sie an, Glückwünsche und das Lebehoch („Nika") schallen durch die Lüfte, wenn die Rosse atemlos wieder in die Schranken brausen. Nach dem ersten Rennen erhalten die Sieger doppelte Preise und Staatskleider. So folgen am Vormittag im ganzen vier Rennen. Wenn das letzte vorüber ist, fahren die Wagen ab, die siegreiche Partei erhält den Lorbeer, begrüßt ihre Wagenlenker und huldigt dem Kaiser, dieser sendet den Siegern die Kränze und zieht sich mit dem Hofe unter dem üblichen Zeremoniell zurück, um zu speisen. Währenddem plündert das Volk die im Euripos aufgestellten Früchte und einen Wagen, der, in Gestalt eines Schiffes aufgebaut, Fische spendet. Am Nachmittag folgen vier weitere Rennen; am Abend veranstalten beide Parteien dem Kaiser zu Ehren im sogenannten Trikonchos (Sigma), einem Komplex von drei Säulengängen im Kaiserpalast, einen Fackeltanz unter langen Akklamationen.

Sommerfrische.

Zur Sommerfrische zog der Hof zu Himmelfahrt nach dem „Quellenschloß" an den süßen Wassern hinaus, die Weinlese feierte er auf einem Lustschlosse am asiatischen Ufer des Bosporos, wo der Patriarch das Gewächs segnete und der Kaiser Trauben verteilte. Zuweilen ging es auch nach den Bädern von Brussa oder in eines der zahlreichen Klöster des herrlichen, waldfrischen Olympos zum Sommer- oder Herbstaufenthalt. Für Seefahrten standen dem Monarchen und seinem Hofe prächtige purpurrote Dromonen zur Verfügung, die im Palasthafen von Bukolion an seinen Marmorterrassen lagen. Freilich glich jeder Ortswechsel, selbst in der Nähe der Hauptstadt, einem Heereszuge, denn immer umgab den Herrscher prunkvolle Etikette, und gemessene, feierliche Ruhe allein schien der kaiserlichen Würde zu entsprechen.

Triumpheinzüge und Krönungen.

Aller erdenkliche weltliche und geistliche Pomp wurde bei Triumpheinzügen und Krönungen entfaltet, so bei dem Einzuge und der Thronbesteigung des Nikephoros Phokas im August 963. Am Tage vorher, 15. August, unterzeichnete der Kaiser, noch drüben am asiatischen Ufer, eine Erklärung, worin er das Glaubensbekenntnis ablegte und dem Patriarchen an Eidesstatt gelobte, die Beschlüsse der Konzilien anzuerkennen, die Kirche in allen ihren Rechten und Besitzungen zu schützen, seinen Unterthanen ein milder und gerechter Herrscher zu sein und sich der Mordthaten und Verstümmelungen möglichst zu enthalten. Darauf bestieg er am Morgen des 16. August, Sonntags, in kriegerischem Schmucke das in Vergoldung und Schnitzereien strahlende purpurrote Prachtschiff, von dessen Bord das große seidene Banner wehte, und ließ sich hier auf einem silbernen Thron unter einen Purpurbaldachin nieder. Begleitet von der ganzen Flotte landete der Kaiser am Abramitenkloster „der nicht von Händen gemachten Muttergottes" außerhalb der Mauern und begab sich nach dem Magnaurapalast des Hebdomon (am siebenten Meilensteine vom goldenen Meilenzeiger des Augusteion). Dort erwartete ihn auf dem sogenannten Kampos, dem Marsfelde von Konstantinopel, dem gewöhnlichen Paradeplatz, seine siegreiche Armee; er bestieg einen in Purpur und Gold prachtvoll geschirrten Schimmel, ergriff das Zepter mit dem Kreuze und setzte sich, sechs wehende Banner vor sich, an die Spitze des glänzenden Zuges unter dem Jauchzen der unermeßlichen Volksmenge, die den Kampos bedeckte. Unter dem Mittelbogen des Goldenen Thores begrüßten ihn die gefangenen arabischen Emire,

und drinnen schallten ihm, während er hielt, die formelhaften, einander antwortenden Lobgesänge der Zirkusparteien entgegen. Die Mesa (d. i. die Mittelstraße) entlang, die von zahlreichen mit Teppichen geschmückten Prachtgebäuden eingerahmt war und vom Goldenen Thore bis zum Augusteion lief, die vielhundertjährige via triumphalis der byzantinischen Kaiser, am berühmten Studionkloster vorüber ging der Zug weiter zwischen den lebenden Mauern der Zehntausende von Zuschauern aus allen Ständen unter dem Schmettern der Hörner und Trompeten, dem dumpfen Tone der Pauken und dem hellen Klange der Zimbeln, den ununterbrochenen Jubelrufen der Menge. An der Konstantinssäule auf dem Augusteion stieg der Kaiser ab und verrichtete seine Andacht in der kleinen Kirche der „Gottesmutter am Markte“; dann legten ihm die Eunuchen die Tracht des Kaisers an, das Dibetesion (Tunika), die Purpurstiefel und das Perlendiadem. So schritt er, von seinem Gefolge begleitet, zur Krönung in die Sophienkirche. Im Horologion (Uhrensaal) empfing ihn der Patriarch Polyeuktes mit der Geistlichkeit, und während draußen ein Senator Münzen unter die jauchzende Menge auswarf, begleitete der Patriarch den Kaiser durch die „Schöne Thür“ in das Metatorion, wo er abermals das Oberkleid wechselte, und dann durch die „Kaiserthür“ in das erhabene, menschenerfüllte Innere des riesigen Kuppelbaues. Dort zündete der Monarch die Wachskerzen an, betete und empfing die Purpurchlamys. Hierauf salbte der Patriarch auf dem Ambon (Kanzel) unter Gebeten den vor ihm niederknieenden Kaiser mit dem heiligen Öle und setzte ihm endlich die Krone aufs Haupt. Währenddem sangen er, die Geistlichkeit, der Senat, die Zirkusparteien und die ganze Volksmenge dreimal in Chören den berühmten Hymnus: „Heilig, heilig, heilig bist du, Herrgott, Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ (das sogenannte Trisagion) und schlossen daran den Heilruf: „Langes Leben dem Nikephoros, dem großen Kaiser und Selbstherrscher der Römer!“ Während ihm nun der Patriarch einen Beutel mit Erde als Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen überreichte, legte der Kaiser ein reiches Geldgeschenk für die Kirche nieder und begab sich dann in das Metatorion. Hier, im vollen Ornate auf dem Throne sitzend, empfing er die Huldigung aller Hofrangordnungen. Ein feierliches Mahl im Kaiserschlosse beendete die ganze glänzende, farbenprächtige Zeremonie.

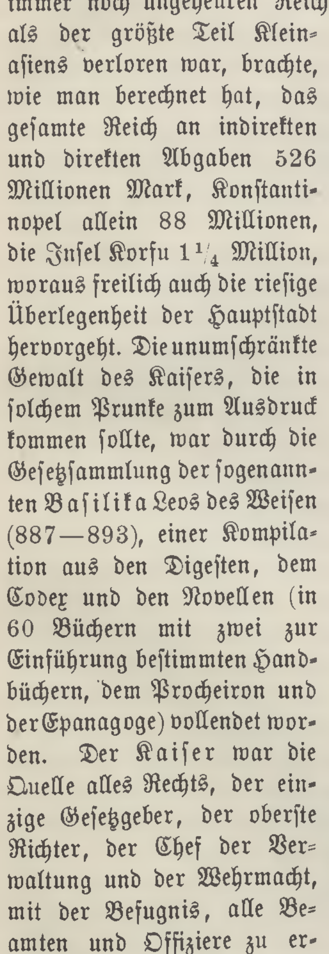
Große Empfänge.

Nicht nur eine Schaustellung kaiserlichen Pompes, sondern auch eine politisch wichtige Handlung war der feierliche *Empfang fremder Fürsten oder Gesandten*, denn hier galt es nicht nur zu glänzen, sondern vor allem zu imponieren. Auch die Völker hatten hierbei ihren festen Rang, und es ist bezeichnend, daß im 10. Jahrhundert den Bulgaren die erste Stelle vertragsmäßig zustand, während der Botschafter des deutsch-römischen Kaisers — es war 968 Liutprand von Cremona — zu seinem bitteren Verdruß hinter dem bulgarischen Gesandten zurücktreten mußte. Ein gutes Beispiel bietet der Empfang der russischen Großfürstin Helga (Olga) von Kiew, die im September 956 unter Konstantin VII. Porphyrogennetos als Regentin für ihren unmündigen Sohn Swjatoslaw, also als souveräne Fürstin, nach Konstantinopel kam (s. S. 427). Mittwoch den 9. September begab sich der ganze Senat zunächst nach dem Magnaurapalast, um den Kaiser zu erwarten, und legte dort Prachtgewänder an, wie überhaupt dieser von der Etikette genau vorgeschriebene Kleiderwechsel bei allen byzantinischen Hoffestlichkeiten eine große Rolle spielt, obwohl er sehr lästig gewesen sein muß. Darauf holten die Oberkammerherren und Kammerherren mit den Maglabiten (den alten Liktoren) und den fremden Garden (Hetärien) in glänzenden Panzern und farbenprächtigen Uniformen den Kaiser nach der zum Palast gehörigen Christuskirche ab, wo die Kerzen angezündet wurden, eine Art weihender Handlung, und geleiteten ihn dann in das große Triklinion der Magnaura, den Empfangssaal. Beim Eintritt von den Lobgesängen des Hofchors und der Vertreter der vier Zirkusparteien begrüßt, begab sich der Monarch zunächst in ein Nebenzimmer, um die Vollendung der Aufstellung für den Empfang abzuwarten. Auf die Meldung des Kuropalates trat er wieder ein, legte den kaiserlichen Ornat mit dem Diadem an und nahm unter dem Heilruf (Polychronion) und neuen Lobgesängen der Chöre auf dem Throne Platz. Vor dem Throne (auf einer Estrade) — so erzählt Liutprand zwölf Jahre später — erhob sich ein Baum aus vergoldeter Bronze, auf dessen Zweigen verschiedene Arten von Vögeln saßen, die, aus vergoldeter Bronze gebildet, jeder nach der ihm eignen Weise ihren Gesang ertönen ließen. Der Kaiserthron war so künstlich gebildet, daß er bald niedrig, bald hoch erhaben erschien. Vor ihm standen vergoldete Löwen als Wächter, die mit dem Schweife den Boden schlugen und mit weitgeöffnetem Rachen, die Zunge bewegend, laut aufbrüllten, etwas kindliche mechanische Mirakel, vor allem für die kindlichen Gemüter der Barbaren, nach dem Muster des Hofes von Bagdad, der für diesen Thron unter dem Kaiser Theophilos das Vorbild gegeben hatte. Zu beiden Seiten standen, von stattlichen Gardisten aus der Truppe der weiß uniformierten Kandidaten gehalten, Banner und Standarten in der verschiedensten Form, Ausstattung und Farbe. Nunmehr führten die Ostiarii, goldene, mit Edelsteinen und Perlen verzierte Stäbe in der Hand, die einzelnen Hofrangklassen in den Saal; dessen Mosaikboden wurde mit Rosen bestreut, der Boden der dorthin führenden Gemächer und Galerien mit kostbaren persischen Teppichen belegt, denn nun nahte die Großfürstin mit ihrem Gefolge, in die Prachtgewänder gehüllt, die ihr der Hof geschenkt hatte, und geleitet vom Katepan der Basilikoi und dem Oberstallmeister. Durch lange Reihen von Dienern und Garden in glänzender Ausrüstung schreitend, betraten die Fremden endlich den Empfangssaal. Das russische Gefolge leistete die Proskynesis, die Großfürstin allein schritt weiter vor dem Throne zu und tauschte mit dem Generalpostmeister formel-

hafte Begrüßungsreden, während der Kaiser stumm auf dem Throne saß, denn selbst zu sprechen erlaubte ihm die Würde nicht. Dann ertönten die Orgeln, die Löwen brüllten, die Vögel sangen und der Thron stieg hoch empor. Die Großfürstin zog sich nunmehr zurück, unter den üblichen Segenswünschen traten die Hofrangordnungen nach der Reihe ab, und der Kaiser verfügte sich auf dem Wege, den er gekommen war, in seine Gemächer. In ähnlicher Weise wurde Helga kurz darauf von der Kaiserin Helena und ihren fürstlichen Damen im Triklinion Justinians II. empfangen. Den Schluß bildete ein glänzendes Prunkmahl im Chrysotriklinion, an dem nur Frauen teilnahmen. Beim Nachtisch empfingen die Fremden die üblichen reichen Gastgeschenke des allezeit höchst freigebigen und gastfreien Hofes, Kunstwerke und Gold in kostbaren goldenen Schalen.

Die Zentralregierung.

Der Glanz, der den byzantinischen Hof umstrahlte, war der Widerschein eines immer noch ungeheuren Reichtums. Noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts,



als der größte Teil Kleinasiens verloren war, brachte, wie man berechnet hat, das gesamte Reich an indirekten und direkten Abgaben 526 Millionen Mark, Konstantinopel allein 88 Millionen, die Insel Korfu 1¼ Million, woraus freilich auch die riesige Überlegenheit der Hauptstadt hervorgeht. Die unumschränkte Gewalt des Kaisers, die in solchem Prunke zum Ausdruck kommen sollte, war durch die Gesetzsammlung der sogenannten Basilika Leos des Weisen (887—893), einer Kompilation aus den Digesten, dem Codex und den Novellen (in 60 Büchern mit zwei zur Einführung bestimmten Handbüchern, dem Procheiron und der Epanagoge) vollendet worden. Der Kaiser war die Quelle alles Rechts, der einzige Gesetzgeber, der oberste Richter, der Chef der Verwaltung und der Wehrmacht, mit der Befugnis, alle Beamten und Offiziere zu er-



288. **Kaiserdalmatika aus dem Schatze St. Peters im Vatikan zu Rom.**

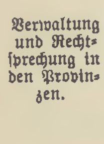
Bei der Messe, die der Krönung voranging, pflegte der Kaiser dem Papste zu assistieren, und zwar übte er, indem er die Epistel oder das Evangelium selbst sang und dem Papste während des Meßopfers den Kelch und den Hostienteller reichte, die Funktionen eines Diakonen aus, trug daher auch das diesem zukommende Ornat, eine Dalmatika. Das für diesen Zweck verwendete Kleidungsstück, das noch heute im Vatikan zu Rom aufbewahrt wird, ist ein Gewebe von dunkelblauer Seide, Vorderseite, Schulterstück und Rückseite sind mit Gold und Silber und verschiedenen Farben kunstvoll gestickt, und zwar beziehen sich die teilweise sehr figurenreichen Darstellungen sämtlich auf die Verherrlichung Christi. Die kunstvolle Arbeit stammt, wie schon die griechische Inschrift zeigt, aus Byzanz und zwar etwa Ende des 12. Jahrhunderts. Nach Schlumberger.

nennen und abzusetzen, und durch seine Stellung zum Patriarchen thatsächlich auch das Oberhaupt der Reichskirche, der „rechtgläubige“ Selbstherrscher. Der Senat (griech. synkletos) bestand nur dem Namen nach fort; als gesetzgebende und verwaltende Körperschaft hatte er aufgehört. Gebildet wurde er jetzt von allen höheren Beamten und Offizieren einer gewissen Rangstufe, er war also thatsächlich die Beamtenschaft, die Büreaukratie, und seine Mitglieder empfingen festen Gehalt (s. oben S. 676). Die höchsten Beamten der Reichsverwaltung in Konstantinopel waren der Schatzkanzler (Logothetes, also Finanzminister), unter dem der Sacellarius als Vorsteher der Schatzkammer (sacellum) stand, der Hausminister (für die großen kaiserlichen Domänen), der Generalpostmeister, zugleich Minister des Auswärtigen, und der Kommandant der

Leibwache. An der Spitze der Hauptstadt stand der Eparchos, der frühere Stadtpräfekt (praefectus urbi), mit der Polizei über den Marktverkehr und die Sitten, der Aufsicht über die Körperschaften und Zünfte und alle Strafsachen betraut, neben ihm der Quästor für die Sicherheitspolizei über Fremde, Arme und Bettler und die Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Beide Beamte verloren seit ungefähr 1050 ihre Bedeutung, meist zu gunsten des Gardekommandanten. Über Zivilsachen entschieden zahlreiche Gerichte verschiedener Instanzen. Auch der Kaiser trat persönlich oder durch besondere Stellvertreter als Richter auf, wenn ein richterlicher Beamter seine Entscheidung anrief, oder wenn vom Spruche eines Gerichts an ihn appelliert oder etwas unmittelbar an ihn gebracht wurde. Dafür bildete er einen „kaiserlichen Gerichtshof“ aus den höchsten Würdenträgern, dessen Vorsitz er selbst oder in seiner Vertretung der Eparch, später der Gardekommandant führte. Je eifriger sich ein Monarch in der Rechtspflege zeigte, desto höheres Lob wurde ihm gezollt, obwohl die Gefahr willkürlicher Kabinettsjustiz sehr nahe lag und auch nicht vermieden wurde.



289. Byzantinischer Krieger des 10. Jahrhunderts, bekleidet mit dem Panzerhemd und der Metallhaube, bewaffnet mit Schild und Lanze.
Aus einer Miniatur in einem kostbaren byzantinischen Manuskript des 10. Jahrhunderts, jetzt in der Bibliothek zu San Marco in Venedig. (Schlumberger.)



In den Provinzen erhielt sich durchweg die militärische Themenverfassung. Man zählte im 10. Jahrhundert 16 Themata in Asien, 12 in Europa, wobei, da jene viel wichtiger waren als diese, die asiatischen Provinzialbeamten im ganzen vor den europäischen rangierten. Nebeneinander standen in jedem Thema der Strateg mit seinen Offizieren, unter denen die Turmarchen (etwa die alten Tribunen, Bataillonskommandeure) und die Stadtkommandanten (Katepano) besonders hervortraten, der ihm untergeordnete „Richter“ für Rechtsprechung und Verwaltung mit seiner Beamtenschar und der Zoll- und Steuerdirektor (der commercia), der Untergebene des Finanzministers. Eine städtische Selbstverwaltung gab es nicht mehr, seitdem die Basiliken den Kurialen (s. oben Seite 117) die Wahl der städtischen Beamten, namentlich des wichtigsten, des Defensors, entzogen hatten. Doch erhielt oder bildete sich überall eine städtische Aristokratie, wie später in Italien, die Archonten, und die städtischen Interessen fanden an den Bischöfen oft eine kräftige Vertretung.

Die Verwaltung und Rechtsprechung mag oft willkürlich und drückend gewesen sein; namentlich über Steuerplackereien und Steuerexekutionen wurde häufig geklagt, und die Strafrechtspflege erscheint uns leicht barbarisch. Aber auf jene Klagen gab schon unter Konstantin Monomachos der Finanzminister einer kaiserlichen Prinzessin, die auf einer Wallfahrt nach Ephesos durch Auftritte derart verletzt worden war, die mehr treffende als höfliche Antwort, sie verstehe nicht, was das Reich koste; die Rechtssicherheit war im Byzantinischen Reiche trotz aller Mängel unendlich größer als damals irgendwo sonst in der Christenheit, und im Strafrecht bezeichnet die byzantinische Gesetzgebung, namentlich die „Ekloga“ der Isaurier (s. oben S. 301), sogar einen entschiedenen Fortschritt zur Humanität und Rechtsgleichheit, so widersinnig uns das angesichts der üblichen Blendungen und Verstümmelungen erscheinen mag. Zunächst nämlich kannte dies Gesetzbuch im Gegensatz zum Justinianeischen Recht keinerlei Standesunterschiede bei der Zuteilung der Strafen; sodann beschränkte es die Todesstrafe sehr wesentlich, beseitigte die martervollen Hinrichtungen völlig, mit Ausnahme des Feuertodes, begnügte sich mit Enthauptung oder Hängen und ersetzte in den meisten Fällen die Todesstrafe durch verstümmelnde Leibesstrafen, namentlich die Blendung; für geringere Vergehen war die Prügelstrafe vorgeschrieben. Freiheitsstrafen gab es nur in der Form der Verbannung, die Einziehung des Vermögens beschränkte sich auf einen Fall. Die Basilika und manche Novellen haben dann einzelne alte

Strafarten, namentlich die Einsperrung in ein Kloster, wieder eingeführt, im ganzen aber wenig verändert. Mildernd hinzu kam noch das Asylrecht der Kirchen und Klöster, auf dessen Verletzung ursprünglich der Tod, später Amtsentsetzung, Geißelung und Verbannung stand. Allerdings waren Nichtchristen, Ketzer, flüchtige Sklaven und besonders schwere Verbrecher (Hochverräter, Mörder, Ehebrecher, Entführer von Jungfrauen) wie pflichtvergessene Steuereinnehmer oder Staatsschuldner von den Wohlthaten des Asylrechts ausgeschlossen, aber andre fanden jederzeit Schutz und erhielten, wenn sie die ihnen aufgelegte Kirchenstrafe verbüßt hatten, vom Vorsteher der Kirche einen Freischein (logos). Doch hinderte dieser bei Schuldnern nicht die gerichtliche Verfolgung gegen ihr Vermögen und gab dem Verbrecher außerhalb des Asyls keinen Schutz, wenn nicht seine That verjährt war oder der Kaiser ihn durch einen Freibrief begnadigte. Die Ekloga beschränkten das Asylrecht, doch wurde es später nach dem Scheitern des Bilderstürmes in der alten Ausdehnung wiederhergestellt.

Neben dem Beamtentume war die zweite Säule des Reichs die Wehrmacht, Heer und Flotte. Ihr gebührt in erster Linie das Verdienst, den Staat in der bedrängtesten Lage behauptet zu haben. Die ganze Streitmacht stand für den Kriegsfall, falls der Kaiser nicht selbst den Befehl führte, unter den beiden großen Kommandos des Domesticus des Ostens (tēs Anatolēs) und des Westens (tēs Dyseōs), Asiens und Europas, regelmäßig unter den Strategen der Themata. Die Wehrpflicht beruhte durchweg auf dem Besitz eines Soldatenguts (s. oben S. 122). Diese Güter müssen sehr zahlreich gewesen sein; gab es doch später unter türkischer Herrschaft, die vielleicht an diese byzantinischen Einrichtungen angeknüpft hat, 132000 Soldatenlehen (s. Bd. VII, S. 615). Die Gesetzgebung des 10. Jahrhunderts arbeitete mit Erfolg an der Wiederherstellung und dem Schutze dieser Soldatengüter, also an der Reorganisation des Heeres, und ihr verdankte das Reich seine späteren glänzenden Kriegserfolge. Romanos Lekapenos befahl 922, alle seit 30 Jahren (ungesetzlich) veräußerten Soldatengüter ohne Entschädigung zurückzugeben und verbot für die Zukunft jede Veräußerung. Die nächstfolgenden Kaiser bestimmten den Wert eines Soldatenguts bei den Reitern und Flottenmannschaften des ägäischen, samischen und kibyrräotischen Themas auf 4 Pfd. Gold (zu 72 Nomismen zu ca. 12 Mark, also 3456 Mark), bei den andern auf 2 Pfd. Gold, Nikephoros Phokas für Schwerbewaffnete auf 12 Pfd. Gold, für andre auf 4 Pfund. Der Inhaber hatte dafür seine Ausrüstung und seinen Unterhalt (im Frieden) zu bestreiten, und diese Verpflichtung ging mit dem Gute auf seine Erben über. Veräußert werden durfte ein Soldatengut nur an Soldaten, konfisziert werden gar nicht. Rückte der Mann ins Feld, so erhielt er Sold und sein Gut kam unter Staatsverwaltung. Gelegentlich lösten einzelne Themata schon im 10. Jahrhundert ihre Dienstpflicht durch Geldzahlungen ab, so beim Feldzuge Leos VI. gegen Kreta 902 und beim Seezuge 935 nach Italien, wobei im Peloponnes jeder Dienstpflichtige durchschnittlich 5 Nomismen zahlte. Für die sonstige Heeresrüstung hatten offenbar auch die nicht Dienstpflichtigen, selbst die Kirchen (einzelne eximierte Berufe abgerechnet), regelmäßig aufzukommen. So stellte 935 der Peloponnes 1000 Reitpferde (die Metropoliten je 4, die Bischöfe und Klöster je 2, die ärmeren Klöster zu zweien stets 1, Männer im Range des Protospathars je 3 u. s. f.); für den Krieg gegen die Araber 964 stellten die asiatischen Kirchen u. a. 400 Packtiere allein für das kaiserliche Hauptquartier, während die lydische Stadt Trychinos die Schabracken für sie lieferte. In den Marken an der Arabergrenze, den Akrita (d. i. Gebirgsland), wurden die Soldatengüter im 10. Jahrhundert auf einem besonderen Fuße neu organisiert und an ausgesuchte Leute, Reiter und Fußgänger, vergeben. Heerwesen: Das Reichsheer.

Die höchste Kommandoeinheit war das „Thema“ unter dem Strategen, je nach dem Umfange der Landschaft etwa einem modernen Divisions- oder einem Armeekorpsbezirk entsprechend, die taktische Einheit für das Fußvolk des „Tagma“ (Kohorte, Bataillon) unter dem Turmarchen, im 10. Jahrhundert eine Verbindung von 900 Mann verschiedener Bewaffnung (300 Speerträgern, 500 Bogenschützen und 100 Speerschützen oder Schleuderern), also zu einem gewissen selbständigen Auftreten geeignet, und geteilt in eine Anzahl Fähnlein („Bandoi“, vom

altdeutschen, z. B. langobardischen Worte „Band“, Banner). Unter der Reiterei, die überhaupt, besonders in Asien, im Verhältnis zum Fußvolk sehr stark war, bildeten den Kern die nach persisch-arabischem Muster aufgestellten Panzerreiter (Kataphrakten) im Schuppenharnisch mit langer Rennlanze, Schwert, rundem Schild und spitzer Stahlkappe. An der Arabergrenze lagen dagegen ausschließlich leichte Reiter, die gefürchteten „Trapeziten, die Ulanen des 10. Jahrhunderts“. Unter den Komnenen, namentlich unter Manuel, kam die abendländische Ritterrüstung in Gebrauch. Die schwerer bewaffnete Infanterie trug gleichfalls Panzer, Lederharnisch (lorica) und spitze Stahlkappe. Dazu kam die Artillerie, Wurfmaschinen verschiedener Art, auch für griechisches Feuer, und Brückentrains, Zelte, überhaupt eine sehr sorgfältige, bis aufs kleinste vorgeschriebene Ausrüstung.

Die Kriegszucht war unter den einheimischen Truppen, dem eigentlichen Reichsheere, äußerst streng, auch gegenüber der bürgerlichen Bevölkerung. Dafür war aber auch den Offizieren jede Brutalisierung der Soldaten und jede Annahme von Geldgeschenken unbedingt untersagt. Regelmäßig wurden die Kriegsartikel, wie sie im 9. Jahrhundert zusammengestellt waren, den Truppen verlesen, und ein „Oberrichter des Lagers“ wachte über ihre Befolgung. Auch ein starkes religiöses Element fehlte ihr nicht. Als nach der siegreichen Schlacht bei Kapetron am 18. September 1048 (s. oben S. 652) die Byzantiner müde von der Verfolgung heimkehrten, da stiegen sie von den Rossen und stimmten den alten Hymnus an: „Welcher Gott ist so groß, wie unser Gott!“, und derselbe Katakolon Kekaumenos, der dort kommandierte, ließ vor seinem glänzenden Ausfalle aus Messina am Pfingstsonntage 1041 Messe lesen und das Abendmahl spenden. Selbst aufständische Heere bewahrten die strenge Zucht. Als Michael Psellos als Abgeordneter der Regierung 1057 ins Lager des eben von der Armee erhobenen Kaisers Isaak Komnenos kam, da traf er keinen wüsten Pöbel und keine Unordnung, sondern die rebellischen Tagmata standen still und stramm in Reih und Glied und begrüßten den Kaiser ihrer Wahl von Glied zu Glied mit lautem Heilruf (Euphemia).

Die Fremdenkorps.

Einen eigentümlichen, obwohl zunächst keineswegs vorherrschenden Bestandteil der byzantinischen Armee bildeten die starken stehenden, nicht nur auf Zeit angenommenen Fremdenkorps, wirkliche Söldner. Sie zerfielen in drei sogenannte Hetärien, die große, mittlere und kleine Hetärie, Ferghanen (aus Ferghana am Oxus), Chazaren, Warjager, Russen u. a. m., standen unter Befehlshabern ihres Stammes, wurden in ihrer Sprache kommandiert, trugen ihre nationale Bewaffnung, unterlagen auch nicht der ganzen Strenge byzantinischer Kriegszucht und hatten zu Vermittlern mit der Regierung byzantinische Dolmetscher, sehr angesehene und wichtige Leute.

Besonders geschätzt und gewissermaßen populär waren die Warjager, ursprünglich meist Skandinavier, nach 1066 besonders ausgewanderte Angelsachsen, riesige, blauäugige, blonde Männer in glänzenden Panzern und bewaffnet mit der furchtbaren Streitaxt. Sie durften bei festlichen Veranstaltungen dem Kaiser ihre Glückwünsche in ihrer Sprache darbringen, wurden von ihm gelegentlich wohl auch dadurch ausgezeichnet, daß er in ihrer Tracht erschien, und auch bei der Bevölkerung standen sie in großer Achtung nicht nur wegen ihrer Tapferkeit, sondern auch wegen der strengen Mannszucht, die sie selbst untereinander handhabten. Als sie z. B. einmal im thrakesischen Thema (im westlichen Kleinasien) in Winterquartieren lagen, wollte einer von ihnen eine Frau vergewaltigen, sie aber riß ihm das Schwert aus der Scheide und erstach ihn auf der Stelle. Da traten seine Kameraden zusammen, belobten die Frau, sprachen ihr als Sühne die Habe des Getöteten zu und ließen dessen Leichnam unbegraben den Vögeln zum Fraße liegen. Eine echte Charakterfigur dieser nordischen Recken ist jener Harald, der gegen die Araber in Afrika und auf Sizilien, wie gegen die Bulgaren im Solde von Byzanz tapfer gefochten hatte, um 1047 zum König von Norwegen aufzusteigen (s. S. 593), aber auch in seiner fernen Heimat immer ein „Freund der Römer“ blieb und in der „Haraldsaga“ ob seiner Thaten in „Miklagard“ (Konstantinopel) gepriesen wird.

Dazu kamen gelegentlich und vorübergehend Scharen von Abenteurern aus aller Herren Ländern, französische Normannen, Petschenegen, Araber, Türken und andre mehr. Erst unter den Komnenen im 12. Jahrhundert überwogen die ausländischen, namentlich abendländischen Söldner weitaus die einheimischen Truppen, offenbar besonders deshalb, weil die waffentüchtigsten Bezirke des Reiches an die Türken verloren waren, aber zum Unheile des Reichs (s. S. 671).

Kriegführung.

Die Kriegführung der Byzantiner stützte sich zu Lande in erster Linie auf das unbezwingliche Konstantinopel, das überhaupt nur zweimal, 1204 und 1453, von auswärtigen Feinden erobert worden ist, in zweiter auf das Netz von festen Plätzen, das die Balkanhalbinsel seit der Eroberung des Bulgarenreiches bis zum

Adriatischen Meere und zur Donau, Kleinasien bis zu den Tauruskketten, Armenien und dem oberen Euphrat überspannte. Längs der Arabergrenze war das Verteidigungssystem im 10. Jahrhundert durch Bardas, Konstantin Maleinos, den Oheim des Kaisers Nikephoros Phokas und diesen selbst aufs scharfsinnigste und sorgfältigste ausgebildet worden. Jene Grenzthemata, die „Akrita“, bildeten unter ihren mit umfassender Vollmacht zu selbständiger Kriegführung ausgestatteten Strategen und ihren schlagfertigen Soldatenkolonien stets kriegsbereite Marken, für die der Friede eine Ausnahme, der Krieg die Regel war. Längs der Grenze zog sich eine dichte Kette von Beobachtungsposten, 3—4000 Schritt jeder vom andern entfernt, die alle vierzehn Tage abgelöst wurden und beständig Streifparteien zur Erkundung des Feindes vorzutreiben hatten; dahinter lagen die Meldereiter zur Verbindung mit der Hauptmacht und zu deren Unterstützung zahllose feste Plätze.

Die ganze Strategie und Taktik beruhte auf einer höchst charakteristischen Verbindung altrömischer Tradition und neuer Erfahrungen mit den verschiedensten Völkern, deren Eigenheiten die Byzantiner aufs genaueste beobachteten. Daraus gingen dann die trefflichen theoretischen „Anweisungen“ hervor, im 8. Jahrhundert die „Taktik“ Leos, im 10. die Instruktion des Nikephoros Phokas für den kleinen Grenzkrieg gegen die Araber und eine andre über den Bulgarenkrieg, im 11. das „Strategikon“ eines sonst unbekannten Kekaumenos. Alle diese Schriften behandeln den Krieg nicht als ein rohes Dreinschlagen, was er damals im Abendlande war, sondern als Kunst, und sehr genau nehmen sie auf die Gegner und die Landesart Rücksicht. Den Bulgaren gegenüber ist alles auf den Krieg im großen Stile und in einem Gebirgslande berechnet. Da wird den Führern besonders eingeschärft, Troß und Gepäck möglichst zu beschränken, für Wasser Sorge zu tragen, auf gute Führer zu sehen und durch eine findige Spionage den Feind und seine Nachbarn unausgesetzt zu beobachten. Dagegen hat die Taktik des Nikephoros ausschließlich den auf Überlistung und Überraschung berechneten Kleinkrieg gegen arabische Raubeinfälle im Auge. Droht ein solcher irgendwo, gewöhnlich im September, dann rückt ein Turmarch mit ausgesuchten Leuten und Pferden zur verwegenen Rekognoszierung aus. Er marschiert die Nacht durch, um die Hitze zu vermeiden, rastet die ersten Morgenstunden, beobachtet möglichst ungesehen den Marsch des Feindes, sucht an der Länge des Heereszuges, der Ausdehnung der Staubwolken, dem Umfang der Wachtfeuer seine Stärke festzustellen, schleicht sich in der nächsten Nacht möglichst nahe heran, bleibt ihm dann auf den Fersen, benutzt jede Gelegenheit, ihm einen Hinterhalt zu legen oder wenigstens Gefangene abzunehmen. Inzwischen sind auf das erste Signal die Bauern mit ihren Herden in den Schutz der Festungen geflüchtet, so daß der Feind das platte Land geräumt und menschenleer findet. Geht er nun müde zurück, dann ist die beste Zeit, ihn blitzschnell anzufallen, wobei der erste Stoß dem schwerfälligen Troß zu gelten hat. Dazwischen empfehlen sich rasche Razzias (monokursa) kleiner Reiterscharen ins feindliche Land. Gute Verpflegung, Besoldung und Ausrüstung der eignen Leute werden als unbedingt notwendig empfohlen, und des Erfolges sicher ruft der wackere Verfasser am Schlusse jedes Abschnitts aus: „Wenn du diese Vorschriften befolgst, mein Strateg, dann wirst du mit Hilfe der heiligen Jungfrau siegen.“

In der That hat diese Kriegführung die Ostgrenze wirksam geschützt und die spätere Eroberung von Kilikien und Nordsyrien vorbereitet. Zur Steigerung dieser Schlagfertigkeit diente seit dem Anfange des 9. Jahrhunderts noch der Feuertelegraph vom Tauros bis nach Konstantinopel (s. S. 311). Er begann mit dem Kastell Lulon im Tauros und hatte im ganzen nur acht Stationen bis an den Bosporos, darunter den gewaltigen Kegel des Argeios bei Käsareia und den Olymp bei Brussa. Von dem Leuchtturm des kaiserlichen Palastes aus beobachteten Tag und Nacht die Feuerwächter den nächsten Turm auf dem Auxentiusberge über Chrysopolis, und in wenigen Stunden trugen die Fanale die Kunde von der Grenze nach Konstantinopel.

Bei der großen Küstenausdehnung des Reiches war die Kriegsflotte ein nicht weniger wichtiger Teil der Wehrkraft als die Armee. Sie zerfiel in die eigentlich kaiserliche Marine (Basilikon ploïmon) unter dem Oberadmiral (Drungarios) mit dem Kriegshafen und Arsenal im Goldenen Horn, die wenigstens teilweise immer im Dienst gewesen sein muß, und in die Provinzialmarine (Thematikon ploïmon) unter den Strategen, Turmarchen und Drungarien (Kapitänen), die besonders von den Seethemen, namentlich dem ägäischen, samischen und kibyrräotischen, also von den Küstenländern des Ägäischen

Die Kriegsflotte.

und Syrischen Meeres, aufgestellt und nur für den Kriegsfall mobilisiert wurde. Die Hauptlast fiel dabei auf die Hafenstädte, von denen z. B. 961 Attalia in Pisidien 15 Kriegsschiffe stellte. Erst Manuel der Komnene hob die Provinzialflotte auf, indem er dafür von den Pflichtigen Geld einzog und dadurch die ganze Kriegsmarine in Konstantinopel konzentrierte, schwerlich zum Heile des Reichs. Die eigentlichen Schlachtschiffe hießen Dromonen, starke Fahrzeuge mit zwei Ruderreihen, 230 Ruderern und 70 Seesoldaten, die Artilleristen (Siphonarioi) für das griechische Feuer ungerechnet (ein deutsches Hochseepanzerschiff erster Klasse hat 550 Mann Besatzung). Davon unterschied man Chelandien, kleinere Schiffe verschiedener Größe, leichte Pamphylen mit 130—160 Mann und große russische Barken (Wusia) mit russischer Bemannung, die z. B. 961 gegen Kreta verwendet wurden. Eine Dromone war auf den Nah- und Fernkampf eingerichtet. Daher trug sie auf dem Achterdeck einen hohen Aufbau, die „Holzburg“ (Xylokastron) für die Schützen und Speerkämpfer, auf dem Vorderdeck die Vorrichtung für das gefürchtete „Seefeuer“, einen Löwenkopf aus Bronze, durch den biegsame Schläuche hindurchliefen, die von unten aus einem großen Metallbecken unter Deck die furchtbare Flüssigkeit aufsogen und oben ausstießen, von den „Siphonarioi“ bedient. Im Nahkampf versuchte man wohl auch ein feindliches Schiff zu entern. Was ein Kriegsschiff an Segelwerk, Tauen, Waffen, Geräten u. s. f. an Bord zu nehmen hatte, war aufs genaueste vorgeschrieben, und die taktischen Lehrbücher enthalten ebenso Anweisungen für den Seekrieg wie für den Landkrieg.

Beispiele von Heeresausrüstungen.

Die kriegerische Machtentfaltung des Reiches war oft höchst ansehnlich. Zum unglücklichen Zuge Leos VI. gegen Kreta 902 stellte an Kriegsschiffen die kaiserliche Marine 60 Dromonen und 40 Pamphylen mit 24500 Mann Besatzung (darunter nur 700 Fremde, nämlich Russen), die Provinzialflotte 42 Dromonen und 35 Pamphylen mit 22627 Mann, nämlich das kibyrräotische Thema 15 Dromonen und 16 Pamphylen mit 6760 Mann, das samische 10 Dromonen und 12 Pamphylen, das ägäische 7 Dromonen und 7 Pamphylen mit 3100 Mann, Hellas 10 Dromonen mit 3000 Mann, wozu noch 5087 Mardaiten (aus Pisidien und Pamphylien) kamen. An Landungstruppen hatte die Flotte insgesamt 31000 Mann (darunter 4000 asiatische Reiter) an Bord, und zwar die kaiserliche Marine 12000, die Provinzialflotte, Hellas ausgenommen, 15000 Mann Fußvolk. Die Reiterei stellten binnenländische Themen. Von der gewaltigen Armada, die 961 Kreta eroberte, ist schon früher (S. 638) die Rede gewesen. Gegen die Araber führte derselbe Nikephoros Phokas 964 ein Heer von angeblich 200000 Mann, darunter 30000 Panzerreiter, ins Feld, gegen die Russen Johannes Zimiskes 971 fast 30000 Mann, die Garden und die Artillerie ungerechnet; gegen die Serben waren 1040 60000 Mann aufgeboten, gegen die Normannen 1081 70000 Mann.

Der Kaiser im Felde.

Besonders imposant stellte sich natürlich das byzantinische Heerwesen dar, wenn der Kaiser in Person zu Felde zog. Dann wurden am Thor der Chalke sein Panzer und Schild mit dem Schwerte aufgehängt und das kaiserliche Hauptquartier organisiert. Im 10. Jahrhundert bedurfte dies 400 gezäumte Reitpferde und 400 aufgeschirrte Saumtiere (200 Pferde, 200 Maultiere). Die letzteren wurden von den Pflichtigen in Asien gestellt, wenn dahin der Feldzug ging, durften nur fünf bis sieben Jahre alt sein und noch kein Brandmal tragen, denn sie wurden (mit Ausnahme der von den Kirchen gelieferten Tiere) kaiserliches Eigentum, erhielten den Stempel und bekamen, wenn sie dienstunfähig wurden, sorgliche Verpflegung, endlich das Gnadenbrot. Mit Purpurschabracken behängt transportierten z. B. 24 Saumpferde die kaiserliche Küche und was dazu gehörte, 30 die Garderobe; auch die kaiserliche Kasse, Zelte, Hausgerät, eine Feldapotheke und eine Feldbibliothek (in der das Traumbuch nicht vergessen war) wurden mitgeführt. Außerdem hatte der Oberstallmeister für seine Person vier Pferde und vier Maultiere zur Verfügung, der Schatzkanzler zwei Maultiere, der Protovestiarius eins u. s. f. Ging der Feldzug nach Asien, dann verließ der Kaiser mit seinem Gefolge Konstantinopel an Bord seiner Dromone, flehte von deren Deck angesichts des herrlichen Stadtbildes, das sich vor ihm entrollte, den Segen des Himmels auf seine Hauptstadt herab und fuhr nach Nikomedia hinüber.

Beim Heere angekommen, begrüßte er seine Truppen, Thema für Thema, indem er, von sämtlichen höheren Offizieren zu Fuß begleitet, die Fronten abritt; dabei warfen sich die Fußgänger auf die Kniee, während die Reiter im Sattel blieben. Darauf wandte er sich mit formelhaften Anreden an sie, die ebenso formelhaft beantwortet wurden. Der Kaiser sagte: „Soldaten. Ich hoffe, daß alles gut für Euch gehen wird. Meine Kinder, wie befinden sich Eure Frauen, meine Töchter, und Eure Kinder?", worauf die Truppen antworten: „In den Strahlen Deiner Majestät, o Kaiser, befinden wir uns wohl." Der Kaiser schloß mit dem Wunsche: „Gott sei Dank, der uns alle in seinen heiligen Schutz nehmen möge." Die Offiziere des Thema wurden an diesem Tage zur kaiserlichen Tafel befohlen. So ging es in jedem Thema. Dabei waren die Sammelplätze genau vorgeschrieben, z. B. Malagina am bithynischen Olymp für die Truppen des Anatolikon und des Thrakesion, Kaborkis für die Bukellarier, und Seleukeia, wenn es gegen die Araber ging. In fünf Etappen kam der Kaiser bis Käsareia. Die Wache gaben die fremden Hetärien und die einheimischen Garden, im Feindesland sogar vier Abteilungen zu 500 Mann, und stets standen dabei während der Nacht drei gesattelte Pferde für den Kaiser bereit.

Geist des Heeres.

Der Geist dieses Heeres wurde, um hier von deu fremden Korps abzusehen, die sich eben als Söldner fühlten, vor allem durch die merkwürdige Art seiner Bildung bestimmt. Es war eine Armee ansässiger Berufssoldaten in festen landschaftlichen Verbänden, der Hauptsache nach unter Offizieren aus dem einheimischen Adel, Leute, die im Dienst ergrauten und recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Hof fochten, wenn sie zu Felde zogen, eine Bildung, die in der neueren Geschichte nur eine wirkliche Parallele hat, die frühere österreichische Militärgrenze (s. Bd. VII, S. 548 f.). Eigentlich dynastisch empfand die Armee nicht, wenngleich eine gewisse Anhänglichkeit an einzelne Kaiserfamilien nicht fehlte. Doch diese stammte mehr aus der Erinnerung an einen siegreichen Feldherrn, als aus dem Gefühl der Treue, das die Byzantiner so wenig kannten wie die Römer der alten Kaiserzeit. Ein bedeutender Feldherr vermochte dagegen viel über seine Armee, und unbedenklich folgten ihm seine Truppen auch gegen die Hauptstadt, ein Erbe der römischen Kaiserzeit. Denn in diesen Tagmata lebte ein stolzes Selbstgefühl gegenüber der Büreaukratie und der Hauptstadt, der dreifache Stolz des Kriegers, Bauern und Provinzialen. Und doch waren diese so oft rebellischen Korps an den strengsten Gehorsam gewöhnt, schlagfertig, unermüdlich, tapfer und zuversichtlich unter guter Führung, und die „heiligen Legionen" blieben der beste Besitz des Reiches, der „Nerv des Staates", denn nirgends konnten sich sonst so wie in ihren Reihen bei dem fast ununterbrochenen Kriegsstande die besten Kräfte des Mannes entfalten. Mit Vorliebe hingen sich Erinnerung und Phantasie dieser Soldaten an einzelne Lieblingsgestalten und woben am Lagerfeuer und in der Wachtstube einen Kreis von Erzählungen um sie. Solche waren im 11. Jahrhundert vor allem Georg Maniakes und Katakolon Kekaumenos, im 12. der ritterliche Kaiser Manuel. Der erste war von vornehmer Geburt, von riesiger Gestalt, ein Held von Kopf zu Fuß, immer unwiderstehlich siegreich in Sizilien wie am Euphrat, bis er endlich, echt byzantinisch, als Usurpator tragisch endete (s. S. 650), der zweite ein Armenier von niederer Abkunft, der sich alles selbst verdankte und es schließlich zum Oberfeldherrn des Westens und zum Kuropalates brachte und an allen Ecken und Enden des weiten Reiches gefochten hat: in Messina gegen die Araber, in Konstantinopel gegen das aufständische Volk, in Armenien gegen die Türken, am Balkan gegen die Petschenegen, schlaglustig und verwegen, umsichtig und verschlagen, selbst bei den Feinden populär, wie ihm denn einmal ein Petschenege das Leben rettete, als er ihn mit zwei schweren Wunden an Kopf und Nacken und bewußtlos unter einem Haufen von Erschlagenen auf dem Schlachtfelde fand.

Unsichere Stellung des Kaisertums.

Freilich, die eigentümlich unsichere Stellung des unumschränkten, wie ein Gott verehrten Kaisers zu verbessern, vermochte diese Armee nicht, und sie wollte es auch gar nicht, weil sie die germanische Treue gegen den Kriegsherrn nicht kannte und sich ebenso als politische Macht fühlte wie als Wehrmacht. Eine ähnliche Gesinnung lebte in der Bevölkerung der Hauptstadt; gegen das Haus Basilios' I. empfand sie bis zu einem gewissen Grade dynastisch, aber loyal war sie niemals. Es war eben die notwendige Folge des kaiserlichen Absolutismus, daß das Volk nirgends gesetzliche Organe hatte, um seine Wünsche und Bedürfnisse vorzubringen. Daher bildeten militärische Revolten und hauptstädtische Aufstände eine notwendige Ergänzung dieser Verfassung, und der allmächtige Kaiser mußte seine Generale argwöhnisch überwachen und ängstlich die Stimmung in seiner Hauptstadt beobachten, und war doch keinen Augenblick vor einer Erhebung sicher. Daher auch die Versuche z. B. der makedonischen Kaiser, sich eine Art Legitimität zu geben, indem sie ihren Stammbaum auf Konstantin den Großen zurückführten, und die Bevorzugung der germanischen Warjager als Leibwächter, die in dem Kaiser einfach ihren Gefolgsherrn sahen. Aber an der

Lage des Kaisertums hat das alles nichts zu ändern vermocht, vielmehr setzte sich allmählich der Satz durch, daß der Herrscher legitim sei, der in Konstantinopel residiere. Nur der Erfolg entschied also, nicht das Recht.

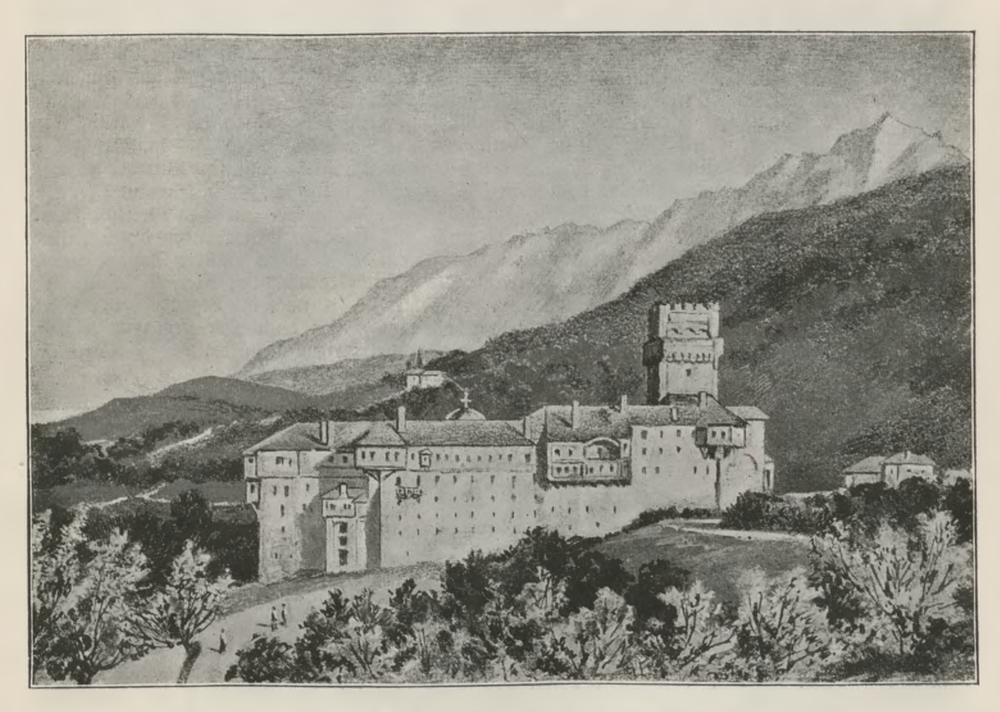
Der Kaiser u. die Reichskirche.

Diese innere Unsicherheit des Kaisertums wurde auch durch sein enges Verhältnis zur Kirche nicht gehoben (s. S. 122). Gewiß war die Reichskirche in hohem Maße abhängig vom Staate. Zwar übte der Kaiser nicht das Investiturrecht wie der deutsche Kaiser, vielmehr wurden ursprünglich die Bischöfe nach den Bestimmungen Justinians I. vom Klerus und von den angesehenen Laien (der Stadt) gewählt, später nach den Satzungen der Synoden von 787 und 869 Bischöfe, Metropoliten und Patriarchen allein durch ihre Standesgenossen, ohne jede Einwirkung der Laien. Allein mit dem Aufschwunge der Monarchie unter den Makedoniern setzte sich bei der Patriarchenwahl der Brauch durch, daß drei Kandidaten von den Metropoliten vorgeschlagen wurden und der Kaiser den ihm genehmen ernannte oder auch, wenn sich dieser nicht unter den vorgeschlagenen befand, ihn der Kirche einfach aufnötigte (zuweilen sogar einen Laien) und ihn dann in der Magnaura proklamieren ließ. Wahrscheinlich Johannes Zimiskes übertrug die formelle Wahl ganz den Metropoliten und behielt sich nur die Bestätigung vor, aber weder er noch vollends seine Nachfolger wie Basilios II. beachteten dann diese Bestimmung, sondern hielten in den meisten Fällen praktisch an ihrem eignen Ernennungsrecht fest, und wenngleich später Konstantin Monomachos bei der Wahl des Michael Kerullarios das Wahlrecht wieder den Metropoliten, dem Klerus und sogar dem Volke (der Hauptstadt) überließ, also auf die ältesten Bestimmungen zurückging, so blieb doch im ganzen die Wahl des Patriarchen durch die Metropoliten unter dem bestimmenden Einflusse des Kaisers bestehen, und indem dieser der Kirche ihr Oberhaupt gab und dies in derselben Stadt mit ihm residierte, beherrschte er durch das Patriarchat doch die Kirche. Dazu kam, daß die Reichskirche gegenüber der kaiserlichen Büreaukratie niemals dazu kam, staatliche Hoheitsrechte über ihre Güter zu erwerben, wie es der deutsch-italienischen seit Otto dem Großen in so weitem Umfange gelang, und daß sie zu den Staatsleistungen, einzelne Exemtionen und später die bedeutenderen Klöster abgerechnet, sehr energisch herangezogen wurde (s. S. 681). Sie blieb also der Reichsverfassung eingegliedert.

Organisation der Reichskirche.

Und doch bewegte sie sich in vieler Beziehung sehr unabhängig und übte großen Einfluß auf den Staat wie auf das gesamte Volksleben. Ihre festgegliederte, durch den Patriarchen von Konstantinopel zusammengefaßte Hierarchie überspannte einen Länderkreis, der das Reich an Umfang weit übertraf. Zwar die verhältnismäßig kleinen Patriarchate von Antiochia, Jerusalem und Alexandria hatten infolge der arabischen Eroberung ihren schon vorher durch dogmatische Spaltungen sehr gelockerten Zusammenhang mit der Reichskirche soweit verloren, daß seit der Mitte des 8. Jahrhunderts sogar die Gebetsgemeinschaft zwischen ihnen aufgehört hatte und ihre Gesandten zum letztenmal unter Leo VI. in Konstantinopel erschienen waren. Dafür aber waren Ostbulgarien und ganz Rußland unter das Patriarchat von Konstantinopel getreten, und Westbulgarien unter Ochrida war zwar von ihm unabhängig (autokephal), aber als Metropoliten wurden dort vom Kaiser nur Griechen eingesetzt, das Land also doch im Sinne der Reichskirche verwaltet, Ochrida sogar ein großer Mittelpunkt griechischer Kultur. Diese Kirche besaß dann in ihren *Synoden* ein sehr wirksames Mittel für selbständige kirchliche Gesetzgebung und verfocht seit dem Patriarchen Photios nachdrücklich den Grundsatz, daß weltliche Bestimmungen ungültig seien, wenn sie kirchlichen Satzungen widersprächen. Namentlich im Eherecht, also auf einem für die gesamte Laienwelt sehr wichtigen Gebiete, trugen die kirchlichen Gesetze den vollständigen Sieg davon. Weiter übten die Bischöfe selbst oder durch Stellvertreter eine

weitgehende und tiefgreifende geistliche Gerichtsbarkeit aus. Dieser unterstanden alle Rechtsstreitigkeiten zwischen Geistlichen und auch solche zwischen Geistlichen und Laien, wenn der Verklagte ein Geistlicher war, im andern Falle wenigstens dann, wenn der Laie sich dem Spruche des geistlichen Gerichts unterwerfen zu wollen erklärte. Allerdings hatte dann ein Urteil dieser Art nur die Bedeutung eines Schiedsspruchs, doch wurde es mehr und mehr als bindend betrachtet, vor allem in Stiftungs- und Ehesachen. Erst Alexios I. verwies 1086 alle Ehesachen förmlich vor die geistlichen Gerichte, doch behaupteten daneben die weltlichen Gerichte eine konkurrierende Befugnis. Kriminalklagen gegen Geistliche kamen vor dem geistlichen Gericht anfangs nur bis zur Feststellung des Thatbestandes zur Verhandlung, seit der Epanagoge Basilios' I. bis zum Urteil, doch blieb die Vollstreckung den weltlichen Behörden. —



290. Kloster Karakallu, im Hintergrunde der Athos.
Nach einem Aquarell von Dr. Cl. Franke.

Endlich verfügte die Kirche auch über einen sehr ausgedehnten weltlichen Grundbesitz und bezog überall den Zehnten. Die autokephale bulgarische Kirche von Ochrida scheint allerdings arm gewesen zu sein, denn ihre 30 Bistümer hatten 1020 zusammen nur 655 hörige Bauern. Um so reicher war die byzantinische Kirche selbst, so daß sie sehr bedeutende Lasten für den Staat übernehmen konnte (s. S. 681) und Nikephoros Phokas neue Erwerbungen von Grund und Boden durch die Kirche verbot, was freilich Basilios I. wieder aufheben mußte.

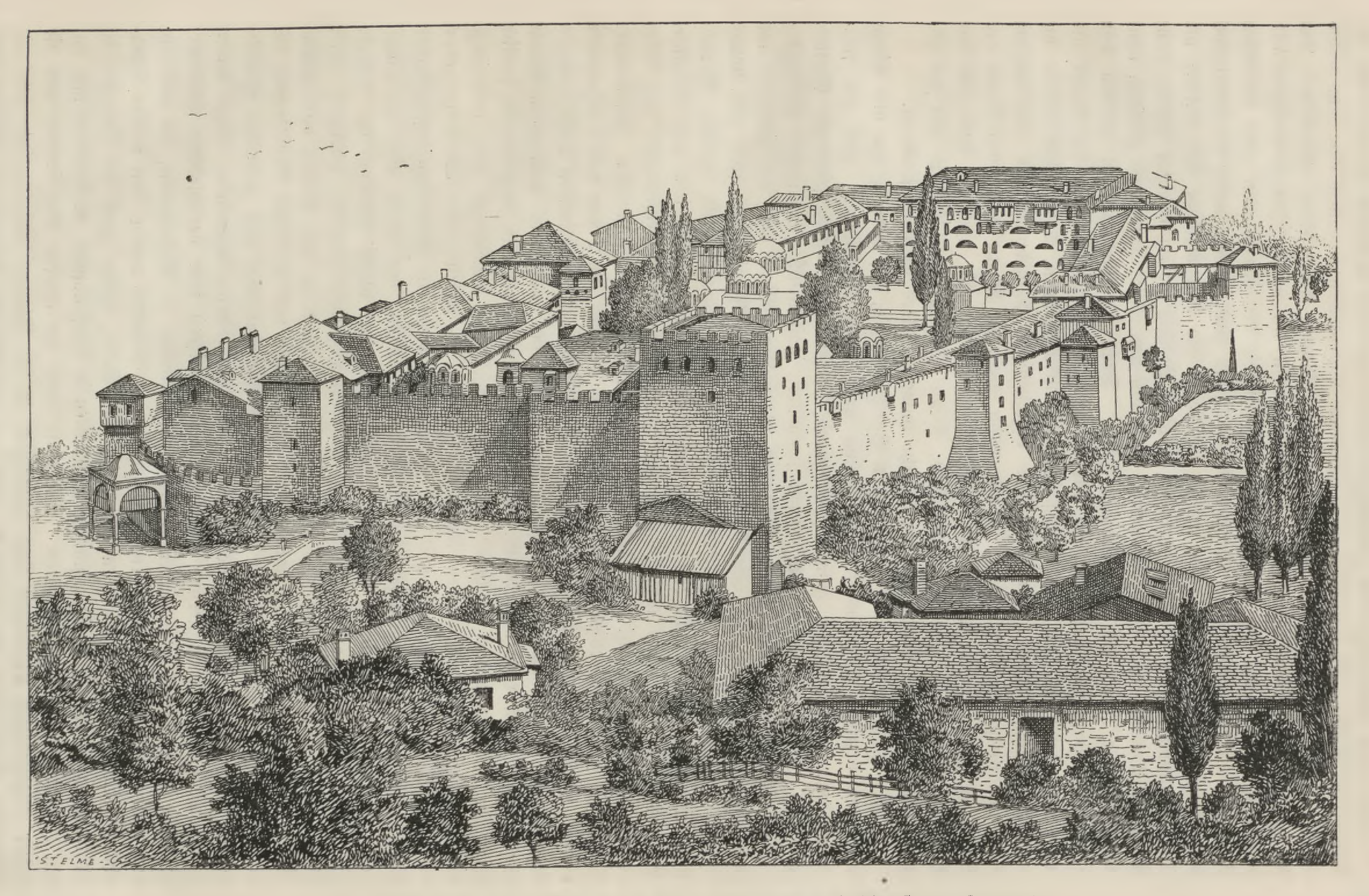
Ein gewaltiges Machtmittel für die Kirche waren auch hier die Klöster. Zwar fehlten ihr die geschlossenen Ordensgenossenschaften des Abendlandes, und ihr Mönchswesen richtete sich immer vorwiegend auf die weltflüchtige Askese, sah von wissenschaftlicher Beschäftigung fast ganz ab und überließ die wirtschaftliche Thätigkeit den Laienbrüdern oder weltlichen Arbeitern. Das byzantinische Klosterwesen wurde also Die Klöster.

nicht im entferntesten zu der gewaltigen Kulturmacht wie das abendländische, aber die Zucht der Klostergenossen unter dem Hegumenos (Abt) war sehr streng und der asketische Trieb nicht minder stark wie dort. So bedeckten sich, besonders seit dem Ausgange des Bilderstreites, in einer natürlichen Reaktion gegen diese antihierarchische und mönchsfeindliche Bewegung der Reichsboden mit einem dichten Netze von Klöstern. Wetteifernd bemühten sich Kaiser und reiche Privatleute oder in Verbindung mit ihnen hervorragende Asketen um ihre Gründung und Ausstattung.

Mit Vorliebe suchte man schöne Gebirgslandschaften oder einsame Inseln auf, und als besonders verdienstlich erschien es, auf der Stätte antiker Tempel Gotteshäuser zu errichten, um die „Dämonen" zu bannen. So gab es in Asien in den herrlichen, mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckten Bergthälern um das reiche Trapezunt und in den prachtvollen Laubwäldern des bithynischen Olympos eine Menge Klöster. Im alten Griechenland entstanden sie besonders zahlreich im 10. und 11. Jahrhundert, so in den Trümmern des alten böotischen Orchomenos das Peter-Paulskloster schon 874, in Phokis um 950 die berühmte Abtei des heiligen Lukas, Sotirion, die Gründung des Strategen Krinites. In Sparta stiftete um dieselbe Zeit der heilige Nikon, ein Armenier, der als Bußprediger und Missionar erst auf dem eben eroberten Kreta (s. S. 638), dann in Athen, Euböa, Theben, Korinth, Argos und Nauplia gewirkt hatte, ein großes Kloster mit einer prachtvollen Kirche, besonders zur Bekehrung der noch heidnischen Slawen des Taygetos, der Melingiten und Ezeriten. Mehr als hundert Jahre später, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erwarb sich einen ähnlichen Ruf der Kappadokier Meletios aus Mutalaska, der nach weiten Pilgerfahrten bis Rom, Sant' Jago in Spanien und Jerusalem zunächst das große Kloster Symbulon an der böotisch-attischen Grenze, dann andre Niederlassungen auf dem Helikon, in Megaris und Argolis stiftete, aber durch seinen fanatischen Reformeifer in heftigen Streit mit den Basilianern des attischen Klosters Daphne geriet. Sein Zeitgenosse, der heilige Christodulos, erbaute 1088 mit Genehmigung Alexios' I. auf der damals ganz menschenleeren Insel Patmos über der Höhle, in der nach der Legende der Apostel Johannes einst die Gesichte der Offenbarung gehabt hatte, das nach ihm benannte Kloster (s. Bd. VII, S. 619), angeblich auf der Stätte eines alten Artemistempels, dessen Götterbild er zerschlug.

Doch die eigentliche Hochburg des byzantinischen Mönchtums wurde die herrliche, waldumrauschte Gebirgshalbinsel des mächtigen Athos, der „Heilige Berg" (Hagion Oros), und ein fast unverändertes Stück griechischen Mittelalters ist bis heute hier erhalten geblieben (s. Bd. VI, S. 727). Die ersten Einsiedler hatten sich in diesem damals fast unbewohnten Lande schon während des 9. Jahrhunderts festgesetzt und dort ihre ärmlichen Holzhütten (kellia, cellae) gebaut. Doch erst im 10. Jahrhundert richtete Athanasios von Trapezunt auf Wunsch des Nikephoros Phokas seine Aufmerksamkeit auf den Athos. Er gründete 963 die Kirche von Karyäs, der einzigen Ortschaft der ganzen Halbinsel, und in demselben Jahre das erste und ehrwürdigste Kloster Lawra an der Südostecke unterhalb des ragenden Athoskegels. Auch die folgenden Klöster entstanden zunächst an der sanfter abfallenden und daher mehr Raum bietenden Ostseite: das georgische Iberon (spr. Iwiron) 976, die Stiftung des Johannes Tornikios und der Kaiserin Theophano, um dieselbe Zeit Batopädi (spr. Watopädi) durch drei angesehene Männer aus Adrianopel, kurz vor 992 Philotheu, durch Romanos III. Xeropotamu, das erste auf der steilen Westseite, Esphigmenu (d. i. Himmelfahrtskloster), wahrscheinlich die Gründung der Schwester Romanos' III., Pulcheria, etwas später Dochiariu, noch vor 1050 Hagiu Paulu (spr. Ajiu Pawlu) an der Südwestecke, endlich kurz vor 1070 Karakallu (im Südosten) und Xenophontos (im Westen). Schon 1045 zählte man 700 Mönche. Unter den Komnenen entstanden noch Kastamonitu und Kutlumusi zur Zeit Alexios' I. und das makedonisch-russische Rossikon 1109, das erste Slawenkloster des Athos, dem sich 1197 noch das von dem Serbenfürsten Stephan Nemanja gestiftete Chilandari anschloß. Damit war für beinahe ein Jahrhundert die Zahl der Niederlassungen abgeschlossen. Die Gesamtverfassung für alle Klöster des Athos genehmigte schon Kaiser Johannes Zimiskes 969. Danach bildeten sie eine Gemeinschaft unter dem Protos mit dem Mittelpunkte der Verwaltung in Karyäs unmittelbar unter dem Patriarchen von Konstantinopel. Ein neues Generalstatut 1046 verfügte die Fernhaltung aller weiblichen Wesen (selbst von Tieren) vom gesamten Athos, und 1060 erhielt zunächst Lawra Abgabenfreiheit. Endlich stellte Alexios I. den Athos unmittelbar unter die Krone, befreite die Klöster von jeder Abgabenpflicht und bestätigte die Obergerichtsbarkeit des Protos.

Auch nach Bulgarien war mit dem Christentume die asketische Neigung gedrungen. Dort erwarb sich im 10. Jahrhundert als Eremit das größte Ansehen Joannes von Ryl (Rylskyj), aus der Gegend von Sofia gebürtig und ursprünglich Hirt, der lange Jahre im Rylgebirge hauste und hier 946 starb; neben ihm standen im nördlichen Makedonien Prochor in der Nähe von Skopje, Gawril auf dem Ljesnowberge und Joakim in den Osogowecer Bergen. Zu Ehren aller vier wurden später große Klöster gestiftet, Joannes von Ryl aber stieg zum Schutzheiligen Bulgariens auf.



291. Kloster Lawra an der Südostecke des Athos, gegründet 963 durch Athanasios von Trapezunt.

Stellung der Kirche zum Staat.

So war allerdings die griechische Kirche eine sehr mächtige Körperschaft, die stärkste im Reiche. Begreiflich daher, daß ihre Patriarchen zuweilen eine sehr selbstständige Politik trieben und in die politischen Kämpfe nicht selten eingriffen. Der streitbare Michael Kerullarios hatte sogar Gedanken, die an die Ideale Gregors VII. erinnern; er erstrebte die möglichste Unabhängigkeit der Kirche von aller weltlichen Gewalt, die Unterwerfung der übrigen orientalischen Patriarchate unter Konstantinopel und die Lösung von Rom; ja er maßte sich sogar die Purpurschuhe des Kaisers an. Die Trennung von Rom hat er erreicht (s. oben S. 652 f.); im übrigen blieben seine Gedanken Träume, und er selber wurde schließlich von Isaak Komnenos gestürzt, ohne daß sich eine Hand für ihn erhoben hätte. Denn die Metropoliten wollten kein griechisches Papsttum, das Volk sah das Oberhaupt der Kirche mehr im Kaiser als im Patriarchen, und um den Kampf siegreich durchzufechten, dazu fehlte diesem die weltliche Macht. Wenn aber somit der byzantinische Cäsaropapismus unerschüttert blieb von gregorianischen Ideen, so beherrschte doch die Kirche das ganze Leben des Volkes in ebenso hohem Grade wie im Abendlande, und mehr noch als dort galt das Mönchtum als das eigentlich vorbildliche, ideale Dasein, dem deshalb mit der zunehmenden Not und Verwirrung im Reiche immer stärkere Kräfte zuströmten.

Fremd-Zuwanderungen.

Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, auf denen Staat und Kirche beruhten, ergaben sich aus früheren schon geschilderten Zuständen, aus den fortdauernden, erst allmählich seltener werdenden Verheerungen durch feindliche Einfälle und aus dem massenhaften Einströmen fremder, namentlich slawischer Bevölkerung. Also dauerte das Übergewicht des Großgrundbesitzes und der Hörigkeit auf dem platten Lande sowie die scharfe Scheidung erblicher Berufsstände fort, und immer wieder entstanden durch kriegerische Verwüstung leere Räume, denn verödete Grundstücke und ganze Landstriche kommen in den Gesetzen häufig genug vor, und die Insel Patmos z. B. war schon am Anfange des 10. Jahrhunderts menschenleer und blieb es bis zur Begründung des Johannisklosters 1088. Die slawischen Zuwanderer hatten die größere Nordhälfte der Balkanhalbinsel bis vor die Thore von Thessalonika erfüllt, selbst das epirotische (albanesische) Binnenland mit zahlreichen Ansiedelungen bedeckt und den Landschaften zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere für immer ihr Gepräge aufgedrückt. Allerdings hatten sie die alte, einheimische, freilich schon im 5. Jahrhundert furchtbar gelichtete Bevölkerung keineswegs ganz verdrängt, vielmehr behaupteten sich neben ihnen die Illyrier, die zuerst 1079 als Albanesen (Arbaniten) erwähnt werden und als halbwilde Hirten in Familiengenossenschaften unter einheimischen Häuptlingen im Hochgebirge hausten, vor allem aber die längst romanisierten und lateinisch redenden Nachkommen der alten Thraker, die damals gewöhnlich als Wlachen (d. i. Welsche, S. 192) bezeichnet werden, übrigens unter diesem Namen urkundlich erst 976 in der Gegend von Kastoria und Prespa vorkommen. Sie wohnten zerstreut überall zwischen der bulgarischen und serbischen Bevölkerung bis nach Thessalien hinein, meist als Hirten und Hörige weltlicher und geistlicher Grundherren, und wurden von Basilios II. dem Erzbistum Ochrida unterstellt. Dazu kamen zwangsweise von der Regierung angesiedelte Kolonisten sehr verschiedener Stämme: asiatische Paulikianer in Thrakien, Türken am Wardar in Makedonien, der vielleicht von ihnen mit diesem neuen fremdartigen Namen benannt wurde, seit Kaiser Theophilos (829—842), Petschenegen um Nisch und Sofia, später auch um Moglena in Makedonien (s. oben S. 666), pisidische Mardaiten in Thessalonien, Makedonien und auf den Inseln des Ägäischen Meeres. Alle diese Reste der älteren Bevölkerung und die später angesiedelten Kolonisten sind allmählich in den Slawen aufgegangen; nur die Albanesen behaupteten ihr Volkstum und von den Wlachen wenigstens einzelne ver-

streute Gruppen in den Gebirgen. Eine Hellenisierung war hier auch der griechischen Kirche nicht möglich. Dagegen ist das slawische Element im alten Griechenland von der griechischen Nationalität, die unter anderm aus dem arabisch gewordenen Sizilien ansehnliche und wertvolle Verstärkungen erhielt, so völlig aufgesogen worden, daß heute nur noch eine Anzahl Ortsnamen daran erinnert (s. oben S. 304). Es ist keine Frage, daß diese fremde Zuwanderung, indem sie die furchtbaren Lücken in der älteren Bevölkerung wieder füllte, ihr frisches Blut und kräftige Arme zuführte, allmählich auch wirtschaftlich im wesentlichen günstig wirkte, und daß auch die europäischen Landschaften des Reiches allmählich wieder emporkamen, besonders nachdem mit der Eroberung Kretas 961 und der Unterwerfung der Bulgaren 1018 den fortwährenden Raub- und Verwüstungszügen im ganzen ein Ziel gesetzt worden war. Erst im 12. Jahrhundert begann mit den Normannenzügen und dem Verfall der byzantinischen Kriegsflotte eine neue Zeit der Unsicherheit; sogar Ägina galt als Piratennest. Kleinasien war von jeher besser geschützt gewesen, namentlich seit der Befestigung der Taurosgrenze und den Eroberungen jenseit derselben, hatte daher auch keine wesentlichen fremden Zuwanderungen aufnehmen müssen, war damals der Hauptsache nach ein völlig griechisches Land, wo von den alten Nationalitäten kaum mehr etwas zu sehen war, wirtschaftlich im ganzen in gutem Stande und der eigentliche Kern des Reiches. Erst das Eindringen der seldschukischen Türken brachte auch über diese Lande Verheerung und Entvölkerung und einen Zustand dauernder Unsicherheit.

Ständische Gliederung.

Die alte Verteilung des ländlichen Grundbesitzes und die darauf beruhende ständische Gliederung mag allerdings durch jene Zuwanderungen eher befestigt als erschüttert worden sein. Die Zwangskolonisten wurden wohl überall als Hörige des Staates oder der Grundherren angesiedelt, die peloponnesischen Slawen als solche meist den Kirchen (namentlich dem Metropoliten von Patras) zugewiesen, und auch in Bulgarien fanden die Byzantiner bei der Eroberung die Hörigkeit des Landvolkes vor. Der Grund und Boden im ganzen Reiche war teils Domäne oder Kirchengut, die beide, die eine durch Konfiskationen oder herrenlos gewordene Grundstücke, das andre durch Schenkungen beständig vermehrt wurden, teils bestand er aus großen Grundherrschaften (idiostata) der „Mächtigen“ (dynatoi), Soldatengütern und freien Bauerngemeinden. Die geistlichen und weltlichen Großgüter wurden entweder von ursprünglich oft persönlich freien Hörigen (paroikoi) und Leibeigenen bewirtschaftet oder an Pächter vergeben, die entweder den zehnten Teil des Ertrages oder (bei Weingütern) die Hälfte dem Eigentümer abzugeben hatten. Die freien Bauern in ihren Dörfern (choria) bewirtschafteten die Flur teils im Sondereigentum, teils als Gemeinbesitz (koinosis) mit Nutzungsanteil (meris, topos), und zwar, wie es scheint, ganz überwiegend, ein Brauch, der sich wahrscheinlich ebenso aus der alten Gemeinsamkeit der Steuerverpflichtung (s. S. 117) und aus den zwangsweisen Massenansiedelungen wie aus dem Einfluß der Slawen (s. S. 129) ergeben hat. Die schweren Staatslasten (Grundsteuer, Fronen für Straßen- und Festungsbau, Vorspann, Bewirtung und Einquartierung von Beamten, Offizieren und Truppen, Naturallieferungen für Heer, Flotte und Festungen) und der kirchliche Zehnten (dekas) bedrückten die Bauern derart, daß sie kurzweg als „arme Leute“ (penetes) bezeichnet werden, gerade wie die deutschen Bauern im 15. und 16. Jahrhundert (s. Bd. V, S. 153, 155). Die Soldatengüter standen besser, weil auf ihnen nur die Verpflichtung der Inhaber zum Kriegsdienst lag.

Gebundenheit des Grundeigentums; Grundherrschaft und Bauernfreiheit.

Erinnert schon diese Gliederung des Grundbesitzes an die gleichzeitigen Zustände im christlichen Abendlande, so wird diese innere Verwandtschaft noch verstärkt durch die rechtliche Gebundenheit dieses Besitzes. Zwar kannte das byzantinische Recht keinen Lehnsverband und unterwarf den Grund und Boden demselben Erbrecht wie

das bewegliche Vermögen, aber bei den Domänen, dem Kirchenland und den Soldatengütern war jede käufliche Veräußerung ausgeschlossen, bei den freien Bauerngütern wenigstens sehr erschwert. Daraus ergab sich die Verwandlung der persönlichen Lasten in dingliche (Real-)Lasten, weil Staat und Grundherren nur so ihrer Einkünfte sicher zu sein glaubten, und da gleichzeitig in diesen kriegerischen unruhigen Zeiten als die sicherste Form des Eigentums der Grundbesitz erschien, so strebten die Grundherren, weltliche wie geistliche, danach, ihre Güter auf Kosten der freien Bauernschaften durch Auskaufen und Ausdehnung der Hörigkeit zu erweitern, gerieten aber dadurch in Gegensatz zur Monarchie und ihrer Büreaukratie, die sich die Grundherren nicht über den Kopf wachsen lassen wollten. Dieser von beiden Seiten jahrhundertelang mit größter Zähigkeit geführte Kampf, das byzantinische Abbild des abendländischen Kampfes zwischen Königtum und Lehnsadel, bildet den wichtigsten Inhalt der inneren Geschichte des Reichs und entschied um so mehr sein Schicksal, als er sich mit den übrigen Gegensätzen eng verflocht, ihnen erst die Grundlage gab (s. S. 634).

Einen energischen Versuch, die persönlich freien, auf Großgrundherrschaften lebenden Bauern vor der wirklichen Hörigkeit zu schützen, machten die isaurischen Kaiser (s. S. 301). Ihr „Ackergesetz“, eine ländliche Polizeiordnung, hob die Dienstpflicht auf, verbot, den Bauern an die Scholle zu fesseln, gab ihm die Freizügigkeit, wenn er den Grundherrn entschädigte, und erkannte auch kein Schutzrecht über freie Bauern zu. Indes gaben schon die ersten Makedonier in ihren Basilika (s. S. 680) diese Bestrebungen wieder auf und fesselten den Bauern an die Scholle. Zugleich verwandelten die Grundherren das Pachtverhältnis überall, wo es irgend anging, in ein Hörigkeitsverhältnis und benützten schwere Notzeiten, wie die schlimmen Hunger- und Pestjahre 927/933, um freie grundbesitzende Bauern unter ihren „Schutz“ zu nehmen oder auszukaufen, wandten das wohl auch auf Soldatengüter an, nachdem Leo VI. den „Mächtigen“, selbst den höheren Beamten mit Ausnahme der Strategen in ihrer Provinz, solche Erwerbungen gestattet hatte. Die folgenden Kaiser traten dagegen zwar nicht mehr für die persönliche Freiheit der gutsangehörigen Bauern, wohl aber für die Erhaltung des freien Bauernbesitzes ein. Romanos Lekapenos sprach 922 bei Verkauf oder Verpachtung eines Bauerngutes den Anliegern ein Vorkaufsrecht (protimesis) zu, verbot den Grundherren, die nicht schon in der Gemeinde angesessen waren, den Ankauf bäuerlicher Grundstücke und befahl später solche, die in den Notjahren 927/933 erworben waren, wieder herauszugeben. Konstantin Porphyrogennetos, Romanos III., Nikephoros Phokas und Basilios II. verschärften und erweiterten noch diese Bestimmungen und stellten mindestens die abhanden gekommenen Soldatengüter wieder her; Nikephoros Phokas untersagte sogar geistlichen Stiftungen jeden Landerwerb und neue Klostergründungen. Diese Bestimmung hob Basilios II. gleich beim Beginn seiner Regierung wieder auf, weil er den Beistand der Kirche gegen den rebellischen kleinasiatischen Grundadel brauchte (s. S. 642); aber kaum war er mit diesem fertig, so kam er in seiner Novelle von 996 auf die strengsten Bestimmungen des Romanos Lekapenos zurück, forderte für alle vor 934 gemachten Erwerbungen der Grundherren den urkundlichen Nachweis der Gesetzlichkeit, was eine Unmasse von Prozessen zur Folge hatte, verbot ihnen, Bauerngut in geistliches Gut zu verwandeln, um es sich dann übertragen zu lassen, und sprach es offen aus, es sei das Interesse des Staats, die großen Grundherrschaften zu zerstören. Später 1007 erneuerte er das in Abgang gekommene sogenannte Allelengyon, d. i. die Verpflichtung der Besitzenden, für die ausfallenden Steuern der Ärmeren aufzukommen, und ließ sich auch durch die dringendsten Vorstellungen der Kirche, die davon wohl besonders betroffen war, nicht zur Aufhebung bewegen, zog auch wohl den Grundbesitz großer Herren, die ihm gefährlich schienen, einfach ein, wie es einem kappadokischen Grundherrn ging, der ihn auf dem Rückzuge von Syrien mit seinem ganzen Heere hatte bewirten können.

Diese Agrargesetze blieben auch im 11. Jahrhundert wenigstens der Form nach in Kraft, aber das Allelengyon, ihre Ergänzung, hob Romanos III. wieder auf, und die Rücksichtslosigkeit, mit der seitdem, unter ihm wie unter Konstantin IX., die Steuerrückstände eingetrieben wurden, um die ungeheueren Mittel für Krieg und Hofhaltung zu beschaffen, brachten viele Bauern an den Bettelstab. Schon unter Romanos III. war die Not der ländlichen Bevölkerung so arg, daß sie bei einer Hungersnot im Norden und Osten Kleinasiens nur mit Mühe von der Auswanderung zurückgehalten werden konnte. Jedenfalls gehörte der Sieg in diesem sozialen und wirtschaftlichen Kampfe schließlich dem Großgrundbesitz. Besonders in Asien wuchsen trotz aller Gegenbemühungen der Kaiser die Latifundien zu riesigem Umfange an, und es entstand ein mächtiger, reicher und stolzer Provinzialadel, der mit der Armee, die er befehligte, das Reich beherrschen wollte und oft genug wirklich beherrscht hat. Die Phokas, Skleros, Maniakes, Diogenes, Botoniates, Zimiskes, Maleinos, die Dalassener und Komnenen haben dem Reiche Kaiser, Generale und Staatsmänner in großer Zahl gegeben und es oft ruhmvoll und glücklich geleitet. Aber der Untergang des freien asiatischen Bauernstandes, mit dem diese Größe erkauft werden mußte, wurde schließlich verhängnisvoll, weil diese Hörigen mit jeder politischen Ver-

änderung schließlich nur den Herrn wechselten, also an der Behauptung der bestehenden Zustände und selbst an der nationalen Unabhängigkeit kein ernstes Interesse mehr hatten. Auf diesen Zuständen beruhte die Möglichkeit für die türkischen Nomadenhorden, sich im inneren Kleinasien festzusetzen und die Bauernschaften für sich zu gewinnen (s. S. 661). Es ist begreiflich, daß die Büreaukratie diesen militärischen Adel aufs heftigste bekämpfte, aber sie that es doch nur um ihrer eignen Herrschaft willen und vergrößerte durch die angewandten Mittel nur noch das Unheil, denn um das Reich gegen innere Gefahren zu schützen, gab sie es den auswärtigen Feinden preis.

Der Bürgerstand.

Ein kräftiger **Bürgerstand** hätte vielleicht ein Gegengewicht bieten können, aber einen solchen gab es im Byzantinischen Reiche nicht. Auch die letzten Spuren städtischer Selbstverwaltung, die im Altertume das griechische Volk groß gemacht hatte und bald den Italienern eine so glänzende Entwickelung sichern sollte, waren durch die kaiserliche Gesetzgebung zerstört worden (s. S. 117), und das entstehende städtische Patriziat der „Archonten" war nur eine soziale, aber keine politische Bildung. Es gab überhaupt kaum eine wirkliche Organisation der städtischen Bevölkerung. In Konstantinopel sicherten die fest organisierten Rennbahnparteien (demoi) unter ihren Vorstehern der Bürgerschaft nur eine sehr unregelmäßige Vertretung, und überall gab es zahlreiche Zünfte und andre Körperschaften (syllogoi), aber ihre Vorsteher ernannte mindestens in der Hauptstadt der Kaiser, und überall standen sie unter der strengsten Aufsicht des Staats.

Besonders charakteristisch sind dafür die Vorschriften Leos VI. des Weisen (886—912) im „**Präfektenbuch**". Alle Korporationen der Hauptstadt unterstanden dem Stadtpräfekten (Eparchos). Die Zünfte waren aufs strengste geschieden und ihre Mitgliederzahl festgestellt, Unternehmergewinn, Arbeitslohn, Preise, Tag und Platz des Verkaufs aufs genaueste bestimmt. Arbeitsverträge wurden nur unter obrigkeitlicher Aufsicht geschlossen, Rohstoffe von der Zunft eingekauft und an den einzelnen abgegeben. Gewerbeinspektoren konnten jeder Zeit Einsicht in den Betrieb und in die Buchführung fordern, strenge Strafen (Auspeitschung, Abscheren des Haupthaares, Ausstoßung aus der Korporation) standen auf jeder Übertretung dieser Bestimmungen.

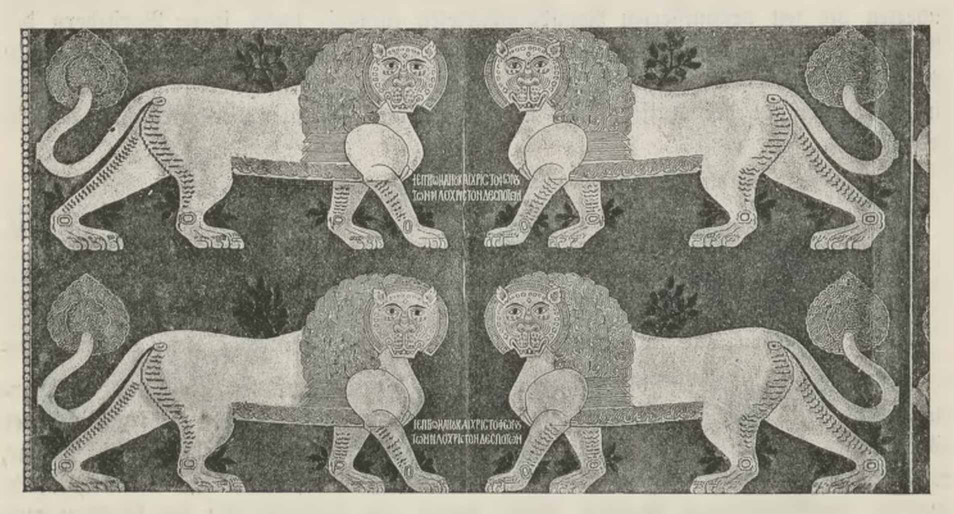
Das Verkehrsrecht.

Außerdem hemmten die kaiserlichen **Monopole** auf Seiden- und Purpurstoffe die freie Gewerbthätigkeit, und auch hier machte sich das Übergewicht des Großbesitzes durch die Konkurrenz seiner unfreien Arbeiter sehr empfindlich fühlbar, wie jene reiche Witwe Danilis in Patras dem Kaiser Basilios I. (s. S. 314) allein hundert Kunststickerinnen schenkte. Lästig genug war natürlich für den Verkehr auch die ganz fiskalische byzantinische **Zollpolitik**, die die Ausfuhr mancher Gewerberzeugnisse entweder ganz verbot oder mit sehr hohen Zöllen (für Konstantinopel im Bosporos und Hellespont) belegte (gewöhnlich 10 Prozent des Wertes). Dazu kam nun ein sehr unvollkommenes und schwerfälliges **Verkehrsrecht**. Die nachjustinianeischen Bestimmungen kannten bei Kauf- und Schuldverträgen nicht die bequeme mündliche Stipulation (Verbalkontrakt) und hatten der Bürgschaft allen Wert genommen, indem sie bei Klagen gegen den Schuldner nicht die Bürgen zuerst heranzog, sondern den (Haupt-)Schuldner, also die Erfüllung der Verbindlichkeit ganz unsicher machte. Auch die Einrichtung der Hypothek hatte wenig Wert, weil der Grund und Boden zum größten Teile unveräußerlich war. Daher kannten die „Ekloga" der Isaurier zur Sicherung des Gläubigers nur noch das Faustpfand. Da es somit an wirksamen Rechtsmitteln und sogar an einem scharfen Prozeßverfahren gegen säumige oder böswillige Schuldner gänzlich fehlte, so konnte sich der Kredit nicht entwickeln, und der Zinsfuß blieb also, zumal da das Kapital auch wegen der großen Unsicherheit alles weltlichen Besitzes die Anlegung in Grundbesitz oder in der Ansammlung eines Schatzes vorzog, sehr hoch. Sehr nachteilig war es weiter, daß die seit Heraclius bestehende Unsicherheit auf der See zu der sehr schwerfälligen Form des **Seerechts** drängte, wie es die isaurischen Kaiser in ihrem Schiffsgesetz (Nomos nautikos) aufstellten und die Makedonier nach vergeblichen Reformversuchen in den Basiliken festhielten. Um nämlich

das Risiko abzuschwächen, gingen bei der Befrachtung eines Schiffes alle Teile, der Kapitän, die Bemannung, der Eigentümer der Ladung und sogar die Fahrgäste ein Kompaniegeschäft ein, teilten sich also alle in Gewinn und Verlust. Dadurch wurde das eigentliche Reedereigeschäft (Vermietung des Schiffs an den Befrachter) gänzlich verdrängt und jedes kaufmännische Unternehmen mit großen Belästigungen verknüpft. Zu einer Reform dieser sehr ungünstigen Rechtsverhältnisse hat sich das byzantinische Bürgertum niemals aufgerafft, während die italienischen Städte frühzeitig mit großer Energie an der Herstellung eines geeigneten Verkehrsrechts arbeiteten. Darin liegt der Hauptgrund ihrer sehr schnell hervortretenden wirtschaftlichen Überlegenheit über die Byzantiner.

Handel und Gewerbe.

Trotz dieser Hemmnisse entwickelte sich im Reiche doch ein blühendes Gewerbe und ein reger Handelsverkehr. Einen nicht unansehnlichen Teil daran behaupteten die Juden, die in allen größeren Städten, wie Thessalonika, Theben, Korinth, von



292. Byzantinischer Purpurstoff aus dem 10. Jahrhundert,

gefunden in dem Reliquienkästchen des heiligen Anno II., Erzbischofs von Köln, in der Abtei zu Siegburg. Der Stoff trägt die Namen des Kaisers Romanos Lekapenos und seines Sohnes Christoph, ist also zwischen 919 und 944 gewebt worden.

Konstantinopel noch abgesehen, starke Gemeinden hatten. Nicht wenig dazu trug die Solidität der byzantinischen Goldprägung bei, die den Goldsolidus (Byzantiner, Nomisma schlechtweg = $^1/_{72}$ des Goldpfundes — daher das Münzzeichen OB = 72 — zu etwa 912 Mark, also etwa 12,50 Reichsmark mit der silbernen Teilmünze, dem Miliaresion, dem 1000. Wertteile des Goldpfundes, etwa 90 Pfennige) aus der feinsten Goldmasse (chrysion obryzon, daher solidi obryziati) nach wie vor zur herrschenden Weltmünze für den gesamten Großverkehr bis nach Indien hinein machte. Die Byzantiner lieferten vor allem Luxuswaren, prachtvolle Purpur- und Seidenstoffe, Gold- und Silberbrokate, Stickereien und Teppiche, Baumwollen- und Leinenwaren, kunstvolle Metallarbeiten in Bronzeguß, Gold, Silber und Niello, Elfenbeinschnitzereien, Emaillen und Mosaiken, wie sie der glänzendste Hof der Welt und die reiche, prunkliebende Kirche fortwährend verlangten. Dieser Gewerbebetrieb hatte seine Sitze durch das ganze Reich, besonders in Konstantinopel, Thessalonika, Theben (dessen Seidenwebereien namentlich im 11. und 12. Jahrhundert zu großer Blüte emporstiegen), Patras, Trapezunt, Antiochia u. a. m. Athen dagegen war gegen Ende des 12. Jahrhunderts ohne jede Industrie und erschien seinem Erzbischof Michael Akominatos

(seit 1175) als verödet und menschenarm, wie die ganze Landschaft Attika. Vor allem die Luxusartikel bildeten die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr nach dem Abendlande und dem Norden; dazu kamen Weine, Öl, Südfrüchte und dergl. Eingeführt wurden aus dem Morgenlande außer kostbaren Stoffen besonders Elfenbein, Perlen, Edelsteine, Gewürze, Drogen, Räucherwerk (das nicht nur die Kirche, sondern auch jeder vornehme Haushalt in Masse verbrauchte), und vieles davon ging auch weiter west- oder nordwärts. Von dorther kamen Bauholz, Waffen, Häute, Pelzwerk, Wachs, Honig und leider auch Sklaven. Als Handelsplatz übertraf natürlich Konstantinopel alle andern Städte; in zweiter Linie etwa standen Thessalonika für das slawische Binnenland, Trapezunt, wo die Straßen aus Kleinasien, Armenien und dem Kaukasus zusammenliefen und jährlich mehrmals große Messen stattfanden, für die Verbindungen mit dem Norden Cherson, für den Verkehr mit den arabischen Ländern Antiochia. Aber auch Städte wie Tarsos, Ephesos, Modon, Korone, Nauplia, Monembasia, Korinth, Patras, Theben, Euripos (Negroponte), Demetrias, Abydos hatten einen lebhaften Verkehr. Noch im 12. Jahrhundert tauchte als neuer Hafenplatz Halmyris am pagasäischen Golfe auf.

Übergewicht der Fremden.

Nun ist es sehr merkwürdig, aber eine Folge der eben geschilderten Rechts- und Kreditverhältnisse, daß den Byzantinern trotz der hervorragenden Begabung der Griechen für Schiffahrt und Handel die Handelsherrschaft noch vor den Kreuzzügen entglitt und sie allmählich auf den meisten Gebieten vom Aktivhandel zum Passivhandel übergingen.

Mit den arabisch gewordenen Ländern hatten sie den Verkehr bald wieder aufgenommen. Um 820 fuhren ihre Schiffe häufig nach Syrien und Ägypten, und im 10. Jahrhundert folgte ein großer Aufschwung. Ebenso gingen byzantinische Kauffahrer die Donau hinauf, um mit den Bulgaren und Petschenegen zu handeln; sie fuhren in den Dnjepr ein und verkehrten lebhaft mit den Russen, besonders von Cherson aus, dessen Bürger in den flachen Küstengewässern bis zum Dnjepr die Salzgewinnung betrieben. Allein gerade die Russen gingen, sobald die normannischen Warjager ihre Herrschaft in Kiew am Dnjepr begründet hatten, sehr bald zunächst als Piraten gegen Konstantinopel vor (zuerst 866) und wiederholten diese Beutezüge gelegentlich bis 1043 (s. oben S. 652). Doch schon 911 schlossen sie einen Handelsvertrag, der 944 erneuert wurde, und seitdem überwog der friedliche Verkehr. Wie wichtig dieser Verkehr den Byzantinern war, zeigt der Eifer, mit dem Kaiser Konstantin IX. im Jahre 1043 die Erbitterung der Russen über die Ermordung eines angesehenen Kaufmanns zu beschwichtigen suchte (s. S. 652). Schon damals offenbar lag der nordische Handel der Hauptsache nach in den Händen der russischen Normannen; ja diese wagten schon um 950 gelegentlich selbst die weite Fahrt nach Syrien.

Wenn die Byzantiner nicht einmal gegenüber den kühnen Barbaren des Nordens ihre Handelsherrschaft festhalten konnten, so war ihnen das gegenüber dem Unternehmungsgeiste der italienischen Seestädte noch weniger möglich. Den Vorsprung vor den andern gewannen natürlich die Hafenplätze, die noch dem Reiche angehörten, im Süden der Halbinsel vor allem Amalfi neben Bari, Trani, Brindisi und Tarent, im Norden Venedig, später Genua und Pisa. Zunächst behauptete Amalfi das Übergewicht (s. S. 501 f.). Überflügelt wurden die Amalfitaner von den Venezianern erst, als Amalfi 1077 endgültig unter die Herrschaft der Normannen fiel, denn damit verlor es seinen politischen Zusammenhang mit Byzanz, den die kluge venezianische Politik behutsam bewahrte. Eine Goldbulle Alexios' I. vom März 1082 besiegelte deren Triumph. Die Venezianer erhielten freien Handel im ganzen Byzantinischen Reiche und eine Herabsetzung der Zölle auf 4 Prozent, den Amalfitanischen Kaufleuten aber, den nunmehrigen Unterthanen einer feindlichen Macht, wurde eine jährliche Abgabe zu gunsten des Heiligen Markus, also Venedigs, auferlegt. Damit war die Handelsherrschaft der Markusrepublik in den levantinischen Gewässern durch die Byzantiner selbst begründet, eine Etappe auf dem weiteren Wege zum Verfall und zu dem gewaltigen Ansturm des Abendlandes auf den Osten, den wir die Kreuzzüge nennen. Im Verlauf des 12. Jahrhunderts legten die Venezianer rasch weitere Etappen auf diesem Wege zurück. Kalojohannes mußte 1126 ihre bestrittenen Privilegien wiederherstellen (s. S. 668), Manuel sie 1148 auch auf Kreta und Cypern ausdehnen und sie 1175 schließlich aufs neue bestätigen. Es war natürlich, daß die Kaiser, um Venedig nicht allzu übermächtig werden zu lassen, auch ihren Nebenbuhlern ähnliche Vorteile einräumten. Manuel gewährte 1155 den Genuesen die Zollsätze für die Venezianer und ein Quartier in Konstantinopel und öffnete ihnen 1168 alle Häfen des Reiches bis auf zwei, aber das Reich hatte davon keine Vorteile, sondern wurde nur in die Streitigkeiten der beiden Nebenbuhlerinnen hereingezogen (s. S. 671).

Wie sich nun weniger als je ein kräftiger, unternehmungslustiger einheimischer Bürgerstand entwickeln konnte, so gab es auch keinen freien Bauernstand mehr. Der Staat beruhte lediglich auf der Büreaukratie und der Armee, und diese wurde lange Zeit planmäßig geschwächt und war der Büreaukratie tief verfeindet. So waren die politischen und wirtschaftlichen Grundlagen, die das alte Reich trugen, zu schmal und zugleich brüchig geworden.

Litterarische Bildung; Schriftsprache und Volkssprache.

Die politischen, militärischen und kirchlichen Verhältnisse des Reichs erforderten einen solchen Kraftaufwand, daß sich die tüchtigsten Leute diesen Dingen zuwandten. Für die Litteratur blieben deshalb so sehr viel bedeutende Talente nicht übrig. Außerdem hatte hier die Zeit des Bilderstreits verwüstend gewirkt. Die Hochschule zu Konstantinopel und viele andre Bildungsanstalten waren aufgehoben oder eingegangen, manche Bibliotheken geradezu zerstört worden, selbst die Rechtswissenschaft wurde nur noch privatim und in der Praxis betrieben, und in der Aufregung des Kampfes konnte ruhige Thätigkeit nicht gedeihen. Daher erlosch die Litteratur eine Zeitlang beinahe ganz, und erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts regte sich wieder geistiges Streben. Schon der Cäsar Bardas stellte die Hochschule der Reichshauptstadt im Palast Magnaura wieder her (s. S. 313), als eine weltliche Anstalt für Philosophie, Geometrie, Astronomie, Philologie und Rechtswissenschaft, und Konstantin IX. gründete im neuen mangarischen Stift zu St. Georg eine neue Hochschule, die mit dem Studium der theologischen Klassiker und der antiken Litteratur vor allem eine Rechtsschule verband und zu deren Besuch alle künftigen Advokaten, Notare und Richter verpflichtete. Der Unterricht war für Unbemittelte unentgeltlich, der erste Rektor der juristischen Fakultät wurde der spätere Patriarch Johannes Xiphilinos. Auch sonst nahm das Bildungswesen überall einen neuen Aufschwung, und die alte Schultradition blieb bestehen. Lektüre und Erklärung der altgriechischen Klassiker, namentlich des Homer, Hesiod, Pindar, der Tragiker, des Aristophanes und Theokrit, des Thukydides, Platon, Demosthenes, Aristoteles, Plutarch und späterer Rhetoren, sowie der älteren Kirchenväter, dann Rhetorik, Logik und Elementarmathematik bildeten die Grundlage des höheren Unterrichts. Und ihn genossen nicht etwa nur die künftigen Geistlichen, wie damals im Abendlande, sondern ganz allgemein auch die Laien, und zwar die vornehmen Frauen nicht weniger als die Männer. Dadurch gewannen sie eine ungeheure Überlegenheit über alle andern christlichen Völker, die uns noch jetzt bei den besseren byzantinischen Schriftstellern, namentlich den Historikern, aus der formellen Gewandtheit, der scharfen Beobachtung und der Fähigkeit zu anschaulicher Schilderung entgegentritt. Freilich steht daneben auch eine ausgesprochene Neigung zu schwülstiger, wortreicher Rhetorik und gezierter, oft mit Citaten und Anspielungen überladener Ausdruckweise, und aus derselben Schultradition ergab sich eine immer schärfere Trennung zwischen der gebildeten Schriftsprache und der Volkssprache. Denn nur wenige Schriftsteller, wie Theophanes und Konstantin Porphyrogennetos, näherten sich thunlichst der volkstümlichen Redeweise; weitaus die Mehrzahl schob das volksmäßige (vulgäre) Griechisch als eine Bauern- und Matrosenmundart verächtlich beiseite. Ihren Höhepunkt erreichte diese bewußte litterarische Renaissance unter den Komnenen, als man die altgriechische Sprache sorgfältig studierte und nachahmte wie eine fremde und in dem schulmäßigen Purismus vielfach soweit ging, daß manche Schriftsteller sogar fremde Namen als „barbarisch“ möglichst vermieden und moderne durch antike ersetzten (Perser für Türken u. dgl.). So ging ein tiefer Riß durch die ganze byzantinische Litteratur und Sprache. Dieser Dualismus ist bis heute nicht überwunden worden, während um dieselbe Zeit im romanischen Abendlande die vom Lateinischen abgezweigten Tochtermundarten sich wenigstens für die Dichtung zu Schrift=

sprachen ausbildeten, eben weil dort die Laien eine gelehrte lateinische Bildung meist nicht besaßen. Nur der sogenannte Itazismus, d. h. die Verwandlung der Doppellaute oi und ei und des y und langen e in den I-laut, in Verbindung mit dem Übergang von au in aw, drang schon im 10. Jahrhundert auch bei den Gebildeten völlig durch.

Der seit der Mitte des 9. Jahrhunderts wieder erwachenden litterarischen Thätigkeit charakteristisch ist die Entstehung großer Sammelwerke zu praktischen Zwecken, die gewiß manchem vollständigen antiken Werke den Untergang bereitet haben, weil man nun ihren Hauptinhalt bequemer zur Hand hatte, aber noch mehr erhalten haben, was sonst sicher verloren gegangen wäre. Sammelwerke und Polyhistoren.

Der erste und größte Vertreter dieser Richtung ist der spätere Patriarch Photios (820—891). Unendlich belesen, vielseitig, welterfahren, witzig, lernbegierig und noch mehr der geborene Lehrer, versammelte er in seinem Hause einen Kreis eifriger Schüler, die seine in der That riesige Überlegenheit willig anerkannten. Hier wurden Bücher der verschiedensten Art vorgelesen, erklärt und beurteilt, besonders auch Aristoteles eifrig studiert. Daraus entstand ein umfassendes Sammelwerk, die sogenannte „Bibliothek“ (Myriobiblon), zunächst für seinen damals von Konstantinopel entfernten Bruder Tarasios, das in 280 Kapiteln Berichte und Kritiken über eine Menge von Büchern des verschiedensten Inhalts und in buntester Reihenfolge (mit Ausschluß der Dichtung) gibt. Auch ein praktisches Lexikon seltener Wörter geht auf Photios' Namen. Daneben steht eine Sammlung theologischer Schriften gegen Paulikianer und Lateiner (Quaestiones Amphilochianae), eine andre von den Beschlüssen der letzten Konzilien, Bibelkommentare und Homilien. Ein besonders lebendiges Bild seiner Persönlichkeit geben seine in ziemlicher Zahl erhaltenen Briefe. — Eine ähnliche sammelnde Thätigkeit entwickelte im 10. Jahrhundert auf einem beschränkten Gebiete Suidas, wahrscheinlich ein Mönch, der mit erstaunlichem Fleiße ein großes Wort- und Sachlexikon auf guten alten Grundlagen zustande brachte. Näher aber kam um dieselbe Zeit dem Photios ein kaiserlicher Schriftsteller, Konstantin Porphyrogennetos. Sein Buch über die Provinzen des Reiches enthält neben überflüssigen Auszügen aus älteren geographischen Schriftstellern höchst wertvolle, allerdings oft ungeordnete Mitteilungen über die Provinzen und die Nachbarvölker, und das Werk über die Zeremonie des byzantinischen Hofes gibt ein so getreues und merkwürdiges Kulturgemälde, wie es sonst im Mittelalter nicht im entferntesten wieder begegnet. Dazu veranlaßte Konstantin ausführliche Encyklopädien über Geschichte, Landwirtschaft, Medizin u. a. m., alles zum unmittelbaren praktischen Gebrauche.

Aber an Vielseitigkeit des Wissens, geistvoller Verwertung und vollendeter Beherrschung der Sprache kann sich kein Byzantiner mit Michael Psellos messen. Er war 1018 in Konstantinopel geboren als Kind ehrsamer Leute und verdankte alles sich selbst. Unter der Obhut einer treuen Mutter — der Vater starb früh — ergab er sich mit leidenschaftlichem Eifer den Studien. In Gemeinsamkeit mit Johannes Xiphilinos erwarb er sich eine gründliche Rechtskenntnis und ließ sich darauf als Advokat in Philadelphia nieder. Michael Kalaphates berief ihn als Sekretär an seinen Hof. Konstantin IX., bei dem er viel galt, machte ihn zum Professor der Philosophie an der neuen Hochschule von Konstantinopel und zu seinem Geheimsekretär, und mit vollem Behagen schwamm Psellos in dem üppigen und geistvollen Leben dieses Hofes. Aus unbekannten Gründen, vielleicht irgendwie verletzt, zog sich Psellos mit Johannes Xiphilinos in rascher Wendung in ein Kloster auf dem bithynischen Olymp zurück; aber so sehr ihn die herrliche Bergeinsamkeit hoch über den Stätten der Menschen und das friedevolle Dasein fesselten, stärker noch wirkte die Anziehungskraft des Kaiserpalastes, bald kam er wieder und stand auch unter Michael in hohem Ansehen. Als er geschmeidig und durch Verrat den Sturz dieses Kaisers überdauert hatte, behandelte Isaak Komnenos den gewandten und geistvollen Mann wie eine Macht und ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten des Senats, zum grimmigen Ärger der stolzen Aristokratie. Doch den Gipfel seines Ansehens erreichte er unter den Dukas. „Wir bewunderten einander“, sagt er mit humanistischer Selbstgefälligkeit von Konstantin X., der ihn zum Erzieher seines Sohnes Michael (VII.) Parapinakes bestellte. Doch war der eitle Humanist ein schlechter Erzieher, so zeigte er sich gegenüber Romanos IV. als ein gewissenloser, politischer Dilettant (s. S. 659 f.), und als sein Zögling den Thron bestiegen hatte, traf ihn wenigstens die Vergeltung, daß, während die gebildete Gesellschaft der Hauptstadt den Geist des Psellos bewunderte, die griechische Herrschaft in Kleinasien zusammenbrach, bis endlich sein Schüler der allgemeinen Verachtung erlag (1078). Kurz nachher scheint Psellos gestorben zu sein (1081).

Psellos war ein echter Humanist beinahe im Sinne der Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts, unendlich vielseitig, geistvoll, witzig, ein Meister des feinen, geistigen Genusses, ehrgeizig, selbstbewußt, eitel, rachsüchtig, wenn er darin verletzt wurde, gewissenlos als politischer Ratgeber, und ohne sittlichen Halt, aber eine eigenartige, durchaus geschlossene Persönlichkeit und der getreue Ausdruck seiner Zeit. Er empfand eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben des

klassischen hellenischen Altertums, schwärmte für Athen, das er vielleicht niemals gesehen hat, verehrte Homer nicht nur als Dichter, sondern vor allem als Spender geheimnisvoller Weisheit, die er durch allegorische Deutung seiner Epen zu gewinnen meinte, und sah sein philosophisches Ideal in Plato, der ihn erst zur evangelischen Wahrheit hinleitete. Als Schriftsteller schrieb er mit gleicher Gewandtheit über Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Altertumswissenschaft, Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte, glänzte als Redner (so in den Leichenreden auf die Patriarchen Michael Kerullarios und Johannes Xiphilinos) und als geistvoller Briefschreiber. Die litterarische Renaissance unter den Komnenen hat niemand wirksamer vorbereitet als er.

Fachlitteratur; Geschichtschreibung.

Eigentlich wissenschaftliche Leistungen hat das byzantinische Mittelalter so wenig aufzuweisen wie das abendländische. Die stark entwickelte theologische Litteratur besteht wesentlich aus dogmatischen Abhandlungen, Bibelerklärungen und Predigten, die philosophische knüpft an Plato und noch mehr an Aristoteles an, die juristische beschränkt sich auf zusammenfassende und abkürzende Arbeiten über ältere Gesetzbücher; die philologische, die besonders unter den Komnenen aufblüht, liefert wesentlich ausgedehnte, stoffreiche und durch die Benutzung von uns verlorenen Schriften noch wertvolle Kommentare, wie vor allem Eustathios, Erzbischof von Thessalonika, zu Homer und Pindar, Johannes Tzezes zu einer ganzen Reihe von Schriftstellern neben seinem größten Werke, den sogenannten Chiliaden, einer Auslegung zu seinen antiquarischen Briefen. Das bedeutendste leistet die Geschichtschreibung, weil sie dem vorwiegend politischen Interesse der Byzantiner entsprach und ihr beständig reicher Stoff zuwuchs. Freilich ist das ungeheure Selbstbewußtsein, das diese Byzantiner erfüllte, der unbefangenen Beurteilung fremder Völker, der „Barbaren", wie sie alle ohne Unterschied hießen, nichts weniger als günstig. Nebeneinander stehen nach wie vor die annalistisch geordneten Weltchroniken, die aber in den sich der Gegenwart nähernden Zeiten zu wirklichen ausführlichen Geschichtswerken werden, und die selbständigen Bearbeitungen abgeschlossener Perioden oder Gegenstände. Die Verfasser aber sind überwiegend Laien, nicht Geistliche, wie im Abendlande, und die meisten hochgestellte, weltkundige Männer, keine Stubengelehrten.

Diese Litteratur nimmt schon im 9. Jahrhundert einen neuen Aufschwung. Georg Synkellos (d. i. der „Geheimsekretär" des Patriarchen Tarasios, 784—806) schrieb eine Weltchronik bis 324, die unter Konstantion Kopronymos der Mönch Theophanes bis 813 fortsetzte, ein nicht besonders kritisches, aber sachlich sehr bedeutendes Werk in volkstümlicher Sprache und ein wichtiges, viel benütztes Buch, das auf Veranlassung Konstantins VII. von mehreren uns unbekannten Autoren im Sinne des makedonischen Hauses ergänzt wurde. Eine „Kurzgefaßte Geschichte" der Zeit von 602—769 gab der Patriarch Nikephoros (gest. 829), eine von Adam bis 842 reichende Weltchronik der Mönch Georg Hamartolos unter Michael III. Bis 1079, also die ganze Zeit der Makedonier und ihrer nächsten Nachfolger umfassend, reicht das vorzügliche Werk des Johannes Skylitzes, der als Oberbefehlshaber der Leibwache und Kuropalates in der Lage war, nach eignen Erfahrungen und Schilderungen von Zeitgenossen zuverlässig, anschaulich und lebendig zu berichten. Etwas später schrieb der Mönch Georg Kedrenos das Werk bis 1057 mit einigen Auslassungen fast wörtlich aus. In ihrer Art vortrefflich und sehr wichtig, obwohl nicht gerade unparteiisch, ist die „Chronographia" des Michael Psellos, 976—1077. Auch sonst regte die bewegte Zeit zu Einzeldarstellungen an. Frisch und anschaulich als Augenzeuge berichtete Johannes Kameniates über die Eroberung Thessalonikas durch die Araber im Jahre 904 (s. oben S. 636), Leo Diakonos schilderte nach eignen Beobachtungen und mündlichen Nachrichten die Zeit des Romanos I., Nikephoros Phokas und Johannes Zimiskes (959—975), Michael aus Attalia in Pisidien schrieb die Geschichte der verhängnisvollen Jahrzehnte 1043—79.

Den bedeutendsten Aufschwung nahm die historische Litteratur unter den Komnenen. Damals schrieb ein Mitglied des Kaiserhauses, der Cäsar Nikephoros Bryennios, eine sehr lebendige Familiengeschichte der Komnenen mit besonderer Berücksichtigung Alexios' I. (1070—79), seine geistvolle, feingebildete, freilich auch höchst ehrgeizige Gemahlin Anna, die Tochter des Kaisers (geb. 1083), eine ausführliche, allerdings nicht unparteiische, aber von Begeisterung für ihren großen Vater getragene Geschichte seiner Regierung (die „Alexias"), Johannes Kinnamos, der Sekretär Kaiser Manuels, die Geschichte der Jahre 1118—76, Niketas Akominatos von Chonä, der es bis zum Großlogothetes brachte und 1204 nach Nikäa flüchtete, behandelte dieselbe Zeit, dehnte aber seine Arbeit bis zur Thronbesteigung des Isaak Angelos (1185) aus. Neben

diesen großen Werken wohlunterrichteter, hochgestellter Zeitgenossen über die Geschichte ihrer eignen Zeit stehen die ausgedehnten Weltchroniken des Johannes Zonaros und des Michael Glykas, die beide bis 1118 reichen und oft gute, uns nicht mehr erhaltene Schriften, wie den Dio Cassius, benutzt haben, von dem uns ein andrer Historiker, Johannes Xiphilinos aus Trapezunt, einen ausführlichen Auszug hinterlassen hat.

Weltliche Dichtung.

Kein Zweig der Litteratur ist durch die Herrschaft der überlieferten Schablone mehr geschädigt worden als die weltliche Dichtung, soweit sie in den Händen der Gebildeten war. Denn sie verhinderte jede Beobachtung und Verwertung des wirklichen Lebens, so überreichen Stoff es geboten hätte. Nur das verstandesmäßige Epigramm gelangte zu einer gewissen Entwickelung; eine wirkliche Lyrik gab es kaum, obwohl es an Gelegenheitsdichtungen nicht fehlte, dessen bedeutendster Vertreter unter den Komnenen Theodoros Ptochoprodomos ist. Das eigentliche Drama war längst abgestorben und so völlig vergessen, daß in der Sprache schon dieser Zeit „tragodia“ soviel bedeutet wie „Dichtung“ überhaupt, „drama“ aber „Roman“. An seine Stelle traten die an sich schon halbdramatischen Handlungen des kirchlichen Kultus. Aus ihnen scheint sich ziemlich früh, schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts, eine Art Mysterienspiel entwickelt zu haben; doch gehört das einzige uns erhaltene Stück, „Der leidende Christus“, ein Passionsspiel, frühestens dem 11., vielleicht dem 12. Jahrhundert an und ist nichts weniger als volkstümlich, sondern meist aus Euripideischen Versen und biblischen Stellen in bunter, widerspruchsvoller Mischung zusammengenäht, auch schwerlich für die Aufführung berechnet gewesen. Eine gewisse Blüte zeitigte der Liebesroman in Vers und Prosa, namentlich unter den Komnenen.

Wirklich lebendig und volksmäßig war nur die geistliche Dichtung, eben weil sie sich von der antiken Schablone ganz losgesagt hatte und in neuen Formen neue Gegenstände behandelte. Daher blühte sie nach längerer Unterbrechung durch den Bildersturm kräftig weiter bis ins 11. Jahrhundert, bis der Abschluß der kirchlichen Liturgie den Dichtern die Aussicht auf die praktische Verwendung ihrer Lieder abschnitt. Noch vorher erfand Andreas, Erzbischof von Kreta (650—720), die neue Kunstform der Kanones, die dann Johannes von Damaskos im Sabaskloster zu Jerusalem, 743 Bischof von Majuma in Phönikien, mit seinem Freunde Kosmas besonders glücklich verwertete. Nach dem Ende des Bildersturmes ging ein kräftiger Anstoß zur Erneuerung von Syrien und Süditalien aus, und das berühmte Kloster Studion in Konstantinopel wurde die wichtigste Pflegestätte des neu auflebenden Kirchengesanges, die letzte Dichterschule aber blühte noch im 12. Jahrhundert in dem Kloster Grottaferrata im Albanergebirge (s. S. 461). Er wirkte hinüber ins lateinische Abendland und beherrschte vor allem die geistliche Dichtung der von Byzanz aus dem Christentum gewonnenen Völker der Serben, Bulgaren und Russen, der Iberier und Georgier, zu denen auch die byzantinische Musik und Notenschrift überging. Nichts hat den kirchlichen Geist und das religiöse Bewußtsein im griechischen Osten mehr erhalten als der Kirchengesang, der auch in den schlimmsten Zeiten selbst der türkischen Herrschaft ein Hort christlicher und nationalgriechischer Gesinnung geblieben ist.

Epische Volksdichtung.

Unbeachtet von den Gebildeten erwuchs inzwischen aus dem Heldentum der kleinasiatischen „Grenzer“, der „Akritai“ am Tauros, eine echte epische Volksdichtung in der Volkssprache, wie um dieselbe Zeit in Spanien auf ähnlicher Grundlage die Romanzen vom Cid.

Ihr Held ist Basilios Digenes Akritas, ein Sohn des arabischen Emirs Musur und einer Tochter des Andronikos Dukas, die bei einem Überfalle in die Hände der Araber geraten ist. So als Sprößling zweier Völker (daher „Digenes“, d. i. der von zweifacher Abkunft) und an ihrer Grenze aufwachsend, entwickelt Basilios schon als zwölfjähriger Knabe auf gefährlichen Jagden erstaunlichen Mut, dann schlägt er sich tapfer mit den „Apelaten“, den Wegelagerern, herum, gewinnt die Liebe der schönen Eudokia aus dem edlen Geschlechte der Dukas,

entführt sie, verteidigt sie tapfer gegen die Verfolger, versöhnt sich aber endlich mit ihnen und hält fröhliche Hochzeit. Auf allen seinen Unternehmungen von seiner Gemahlin begleitet, trifft er in Kappadokien mit dem Kaiser Romanos (Lekapenos) zusammen und wird von ihm hoch geehrt. Nach zahllosen Kämpfen zieht er sich endlich auf seinen fürstlichen Wohnsitz am oberen Euphrat zurück, stirbt aber in der Blüte seines Lebens mit 33 Jahren.

Die Lieder haben sich in mannigfachen Umgestaltungen bis auf die Gegenwart im Volksmunde erhalten und sind auch zu den Südslawen und Russen gedrungen.

Plastik und Malerei.

Dieselbe Unterbrechung durch den Bildersturm wie die litterarische Entwickelung erlitt die Kunst, und dieselbe Tradition kam auch hier zur Geltung, um so mehr, als die Kirche hierbei einen besonders bestimmenden Einfluß übte, denn die Kirche gab die größten Aufträge, und die ausübenden Künstler waren häufig Mönche. Daher trat auch die Persönlichkeit des Künstlers ganz zurück. Die Plastik konnte sich nicht mehr recht entwickeln, da die Synode von 842 die plastische Darstellung menschlicher Körper verpönt hatte, sie beschränkte sich auf Reliefdarstellungen in Stein und Metall, vor allem in Elfenbeinschnitzereien. Die Malerei dagegen wurde eifrig geübt, besonders in der Form der Miniaturen zur Ausschmückung der Handschriften; in der monumentalen Malerei überwog das Freskobild und das Mosaik, dessen Technik die Byzantiner fast allein beherrschten; das Tafelbild kam beinahe nur als Heiligenbild zur Geltung. Die wirkliche Naturbeobachtung hörte dabei mehr und mehr auf, obwohl bessere Künstler recht wohl im stande waren, individuelle Züge zu erfassen und wiederzugeben; auch die Nachahmung der Antike verschwand allmählich seit dem 10. Jahrhundert, und unter dem Einflusse des siegreichen Mönchtums wurde das Ideal der menschlichen Gestalt der hagere, fleischlose Mönch mit tiefliegenden Augen. Die Bewegungen erscheinen eckig und steif, die Gestalten übermäßig lang, die Gewänder ohne eigentlichen Faltenwurf, die Gruppierung ohne Perspektive, die Färbung düster und hart. Die Gewohnheit, den Bildern Goldgrund zu geben und den Figuren Namen oder Sprüche beizusetzen, zerstört vollends jeden Eindruck von Natürlichkeit. Freier entfaltete sich die Phantasie in der Ornamentik; stilisierte Pflanzenformen und Tiergestalten, Löwen, Greife, Pfauen, stehen hier neben reichem geometrischen Linienspiel, wie in der gleichzeitigen orientalischen Kunst.

Baukunst.

Wie überall im Mittelalter war auch in Byzanz die herrschende Kunst die Architektur. Der Kirchenbau hielt an dem alten quadratischen Grundplane mit einer dominierenden Kuppel fest (s. S. 112); aber diese wird oft durch einen auf die tragenden Bogen aufgesetzten Tambour, der die Fenster enthält, erhöht und glockenförmig emporgezogen, die Rückseite schließt mit vieleckigen Apsiden, das Äußere wird durch Anwendung bunter Ziegel belebt. Eigentümlich gestaltet sich auch das byzantinische Kloster. Es umgibt im Viereck einen Hof, ist nach außen durch hohe Mauern festungsartig abgeschlossen und hat die meist sehr kleine Kirche, den Sammelpunkt der Mönchsgemeinde, in der Mitte des Hofes, daneben ein zierliches, mit einer Kuppel überwölbtes Brunnenhaus (s. S. 689). — Von den weltlichen Bauten ist das meiste so zerstört, daß es kaum möglich ist, davon eine klare Vorstellung zu gewinnen. Der vom Hebdomon des Kaisers Theophilos erhaltene Rest, der sogenannte Saalbau, zeigt eine durch Abwechselung von farbigen Ziegeln und Bruchsteinen belebte Außenseite und mächtige Bogenfenster (s. S. 646); die Front des Bukolionpalastes läßt sich als ein Aufbau in zwei Geschossen mit teilweise doppelten Bogenfenstern zwischen Säulenstellungen rekonstruieren. Von der glänzenden inneren Ausschmückung kaiserlicher Paläste ist schon die Rede gewesen (s. S. 676 ff.).

Während der Einfluß der byzantinischen Kunst sich im Abendlande fast nur auf Venedig und Süditalien erstreckte, hat er die Kunst der ostslawischen Völker völlig beherrscht, und in der kirchlichen Kunstübung herrscht er dort noch heute. Auch die Armenier

bauten nach byzantinischen Vorbildern und oft durch byzantinische Baumeister, wenngleich mit manchen eigentümlichen nationalen Elementen; die noch wohlerhaltene Kathedrale von Ani ist ein Werk des Tiriades, der 986 auch die von einem Erdbeben schwer beschädigte Kuppel der Sophienkirche in Konstantinopel wiederherstellte.

Der islamitische Orient
vom Sturze des weltlichen Kalifats bis zum Auftreten der Mongolen,
von der Mitte des 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts.

Die Türken, die dem Byzantinischen Reiche erst den größten Teil Kleinasiens entrissen, später es ganz zerstörten, sind den arabischen Staaten des Morgenlandes und ihrer Kultur kaum minder verhängnisvoll geworden, wie den Byzantinern. Denn sie haben auch die Kultur geknickt und nichts Neues geschaffen. Um so leichter aber



293. Mehadia, Hauptstadt der Fatimiden im 10. Jahrhundert.

fiel ihnen der größte Teil des islamitischen Orients zur Beute, als die geringe politische Befähigung der Araber wie aller Semiten nirgends dauernde, in sich gefestigte Staatenbildungen geschaffen hatte, und die religiösen Gegensätze zwischen Sunniten und Schiiten die mohammedanische Welt in zwei feindliche Parteien zerrissen.

Das Reich der Fatimiden.

Dem christlichen Abendlande am nächsten lagen die mohammedanischen Reiche in Afrika. Hier gelangten zur höchsten Macht die Nachkommen Alis, des Gatten der Fatime, der Tochter des Propheten, die schiitischen Fatimiden. Diese eroberten von Kairowan aus im Jahre 969 Ägypten und gründeten hier unter Muiz (gest. 975) das große Reich der Fatimiden, das die neu erbaute Hauptstadt Kahira (Kairo oder Siegesstadt), in der Nähe des alten Memphis, zum Herrschersitze hatte (s. S. 270). Das Reich erstreckte sich zeitweilig von Palästina und Syrien bis an den Atlantischen Ozean und umfaßte im Süden Nubien sowie das arabische Küstenland mit den heiligen

Städten Mekka und Medina. Denn Muiz und sein Sohn Aziz (975—996) waren kluge und tapfere Regenten und brachten es dahin, daß nicht nur alle die Nordküste von Afrika bewohnenden Stämme, sondern auch die kleinen Emire von Syrien den schiitischen Kalifen von Kahira als ihren Oberherrn und als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkannten. Unter diesen Herrschern genossen Syrien, Ägypten und Nordafrika lange Zeit innere Ruhe und erfreuten sich eines gedeihlichen Wohlstandes.

Erst unter Hakem, dem Sohne des Aziz (996—1021), trat in diesem Zustande eine Wandlung ein. Hakem verfolgte in fanatischer Weise alle Andersgläubigen, nicht nur die Sunniten, sondern auch Christen und Juden. In den Kämpfen, die seine Glaubenswut hervorrief, brannte ein großer Teil von Kahira nieder, die Auferstehungskirche in Jerusalem wurde auf seinen Befehl 1010 niedergerissen, und endlich führte er, als seine fanatische Schwärmerei ihren Höhepunkt erreicht hatte, einen neuen Kultus ein, dem noch heute das Bergvolk der Drusen anhängt. Seine Schwester Sittalmulk ließ endlich den Fanatiker ermorden.

Ali Abul Hassan Tahar (1021—36), der weise Neffe der Herrscherin Sittalmulk, führte nach Hakems Tode das Regiment und lenkte wieder in die segenbringenden Bahnen der ersten Fatimidenfürsten ein. Unter seinem Sohne Muntassir (1036—94) begann jedoch der Verfall des Fatimidenreiches; die Befehlshaber fremder Söldnerheere brachten, wie in Bagdad, die Gewalt an sich, nachdem ihnen die Regierungsgeschäfte unter dem Titel „Emir al Djaschusch“ übertragen worden waren. Wie in Bagdad herrschten diese neben dem Kalifen, maßten sich aber mit der Zeit immer mehr Rechte an und legten sich schließlich den Titel „Sultan“ oder „König“ (Malek) bei, während die Kalifenwürde von ihnen zu einem bloßen geistlichen Amte herabgedrückt wurde. Im Jahre 1171 starb der letzte Fatimide, Ahded Sedinnillah (s. unten).

Edrisiden, Morabiten, Mohaden.

Während des Verfalles der Fatimidenherrschaft hatten sich in Nordafrika eine größere Zahl unabhängiger Emirate gebildet. Die ebenfalls schiitischen Edrisiden, die im Nordwesten herrschten, sind schon früher (s. S. 263) erwähnt worden. Jusuf Ibn Zeiri, ein Statthalter des Fatimiden Muiz, gründete die Dynastie der Zeiriden, die sich bald in zwei Linien, die von Fez und die von Tunis und Kairowan, spaltete; die letztere führte von ihrem Stifter den Namen Badisiden. Im 11. Jahrhundert erlagen die Zeiriden den Morabiten („Grenzhüter“), einem berberischen Nomadenstamme, der nach seiner Bekehrung diesen Namen angenommen hatte. Die Morabiten dehnten ihre Herrschaft über die ganze Nordwestküste Afrikas aus und legten den Grund zu dem Staate Marokko, von wo sie seit 1086 den größten Teil Südspaniens eroberten (s. S. 608). Eine andre schwärmerische Sekte, die Muhedin, in Spanien Almohaden (Unitarier) genannt, die Mohammed Ibn Tomrut (gest. 1129) als den Mahdi verehrte, verdrängte sie jedoch bald wieder, bemächtigte sich 1147 Marokkos und eroberte dann einen Teil von Spanien (s. S. 615).

Die Assassinen.

Aus dem Schiitentume ging auch die furchtbare Sekte der Assassinen hervor. Ihr Name stammt von Haschisch, jenem aus Hanf bereiteten berauschenden Pflanzensaft, durch den sie sich in fanatische Aufregung versetzten. Die Sektierer wurden danach „Haschischin“ genannt, woraus die französischen Kreuzfahrer Assassinen machten; sie standen der von Abdallah gegründeten Sekte der Ismaeliten nahe, die ihren Mittelpunkt in der Aka zu Kahira hatte. Nach ihren Satzungen waren nur die Nachkommen Ismaels, des letzten der sieben offenbarten Imams, zum Kalifat berechtigt. Die Assassinen legten den Geboten des Korans nur eine symbolische Bedeutung bei, woraus sich leicht die Nichtigkeit aller positiven Glaubenssätze sowie der Grundlagen aller Moral und damit jegliche Art freien Handelns folgern ließ und womit man auch das ver-

brecherische Treiben der Sektierer erklärt zu haben meint. Der Stifter dieses Geheimbundes war um 1090 ein fanatischer Schiite Namens Hassan ben Sabbah el Hamairi, der aus Persien stammte und durch den berühmten Koranausleger Mowafek mit den ismaelitischen Bundeslehren bekannt gemacht wurde, als deren Verkündiger er nun am Hofe von Kahira auftrat. Nach seiner Entzweiung mit dem obersten Heerführer des Kalifen sah sich Hassan genötigt, die Flucht zu ergreifen und wieder nach Persien zurückzukehren. Infolge seiner zündenden Beredsamkeit und des geheimnisvollen Wesens, das ihm eigen war, strömte ihm eine Menge Anhänger zu, die er durch den berauschenden Genuß seines Zauber- (Haschisch-) Trankes mit allen Freuden des mohammedanischen Paradieses zu beglücken und dadurch zu jeder That des Fanatismus zu entflammen wußte. Den von ihm gegründeten geheimen Orden benutzte er zur Errichtung einer Art von Staat nach ismaelitischem Zuschnitt. Die ihm, dem Ordensmeister, zunächststehenden Großprioren (Dail Kebirs) sowie die Dais und Refiks waren die „Wissenden"; zu den Nichteingeweihten gehörten die Fedawis, eine Schar entschlossener junger Männer, die jedem Winke des Alten vom Berge blindlings Folge leisteten, und deren sich dieser als Henkersknechte bediente. Außerdem gab es Lassiks (Novizen). Die große Volksmasse wurde nur zu pünktlicher Befolgung der Gebote des Propheten angehalten. Seine Gewalt übte er von seinem unersteiglichen und von zahlreichen Felsburgen umgebenen persischen Bergschloß Alamut (in den Randgebirgen des Kaspisees) aus, wo er sich im Jahre 1090 festgesetzt hatte. Einen zweiten Mittelpunkt fand die Sekte seit 1141 in der Felsenburg Maßjad im nördlichen Libanon. Aus allen Richtungen neue Anhänger heranziehend, ward er bald der Schrecken seiner Nachbarn, als seine Sendlinge grausam einen Widersacher nach dem andern durch Meuchelmord aus dem Wege räumten. In vielen abendländischen Sprachen dient daher auch der Name der Sekte zur Bezeichnung des Meuchelmordes. Der starke Arm Hassans machte sich fühlbar von Kuhistan bis nach Syrien, und seine Statthalter sowie die Befehlshaber seiner festen Burgen in den Gebirgen fanden Gehorsam, wo es galt, dem Willen des „Alten vom Berge" (Scheich-el-Dschibal) Eingang zu verschaffen, so daß eine Menge Machthaber es ratsam fanden, sich durch Tributzahlung seiner Gunst zu versichern. Hassan starb erst 1124, über hundert Jahre alt. Seine Nachfolger vermochten ihre unheimliche Macht bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts aufrecht zu erhalten, und erst die Mongolen machten ihr 1256 ein Ende.

Aber all dies Aufgebot von Kraft und List, Fanatismus und Verbrechen hat niemals anders als zerstörend gewirkt. Denn niemals ist dieser Sekte der Gedanke gekommen, wie etwa den Morabiten und Almohaden oder den Fatimiden, irgendwo eine nationale Grundlage zu gewinnen und ein Reich zu gründen. Sie gingen nur darauf aus, alle zu beseitigen, die ihnen irgendwie unbequem werden konnten, und oft genug haben ihre Fedawis den Lebensfaden bedeutender Männer des Orients allzu früh heimtückisch zerschnitten.

Die Bujiden in Bagdad.

Im westlichen Vorderasien überwogen die Sunniten, im östlichen, in den Hochlanden von Iran, im ganzen die Schiiten, zu denen sich vor allem die Perser hielten, und von Iran sind die neuen Machtbildungen größtenteils ausgegangen. Sie waren also thatsächlich persische, nicht arabische. Von hier stammte auch jene Dynastie der Bujiden, die 945 der weltlichen Macht des sunnitischen Kalifats der Abbasiden von Bagdad ein Ende machte, seine Bedeutung auf seine geistliche Würde beschränkte (s. S. 268) und ihre Herrschaft westwärts bis an den Tauros über das ganze Euphrat- und Tigrisland ausdehnte. Das war zunächst das Werk des ersten Bujiden in dieser Stellung, Muizz-ad-daulah, der den Kalifen Almuti zur Unterwerfung genötigt hatte, sodann siegreich gegen die Byzantiner unter Nikephoros und Johannes Zimiskes

focht. Sein Neffe Adhud Addaulah schränkte als Emir-al-umara (bis 983) die Macht des Kalifen, damals Attaji, noch mehr ein und legte sich den persischen Titel: Schahin Schah, „König der Könige“, bei. Nach seinem Tode (983) folgte eine Zeit der Verwirrung, und 992 machten einzelne Glieder der Herrscherfamilie sich selbständig in Fars, Chusistan und Irak. — Zum besonderen Nachteil gereichte es den Bujiden, daß sie, während sie vorgeblich die Sunna schützten, heimlich der schiitischen Glaubensrichtung anhingen. So fehlte ihnen in der Bevölkerung der rechte Halt, ein Mangel, der sich um so fühlbarer machte, als der Kalif zu einem willenlosen Geschöpf der weltlichen Herrscher herabgedrückt war. Die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Angehörigen der Bujidenfamilien dauerten bis 1031; Bagdad und das



294. Sarazenische Karawane.
Miniatur in einem alten arabischen Manuskript. Nach Schlumberger.

Reich waren hierdurch in Verfall geraten. Damals war Abu Kalindjar Emir-al-umara, und Alkaim (1031—1075) hatte den Kalifenstuhl inne. Fanatische Sektierer, Sunniten und Schiiten, wüteten in den Straßen gegeneinander, Räuberbanden machten Wege und Städte unsicher, und Handel und Industrie lagen danieder.

Samaniden und Gasnawiden.

Auch das Reich der Samaniden in Iran bietet bald nach seiner Blütezeit wieder das Schauspiel des Zerfalls und der Verwirrung. Naßr (gest. 943) war der letzte mächtige Samanide. Unter Mansur (961), als das Samanidenreich von allen Seiten, namentlich durch die Bujiden, bedrängt war, bemächtigte sich Alptekin, ein Türke niederer Herkunft, der Stadt Gasna im heutigen Kabul (Afghanistan) und gründete dort das Herrscherhaus der Gasnawiden, das nun an die Stelle der Samaniden trat. Subuktigin aus dem Hause der Gasnawiden war es, der sich

976 des ganzen Samanidenreiches bemächtigte. Dessen Sohn Mahmud (998—1030) hob das Gasnawidenreich zu überraschender Größe empor; er dehnte die Grenzen vom Oxus bis zum Indus aus. Bis nach Lahore und Delhi, ja bis in die Thäler des Himalaya ergossen sich seine Kriegsheere, und der Islam gelangte in jenen Gegenden damals zuerst zu Macht und Bedeutung. Zu Mahmuds asiatischem Reiche gehörten alle Länder auf beiden Seiten des Indus, das Fünfstromgebiet bis nach Kaschmir und Altiran, sowie die bisherigen Teile des Samanidenreiches. Ein lebhafter Handel brachte Bochara, Chorasan und Samarkand zu hohem Gedeihen; Dichtkunst und Wissenschaften blühten am Hofe Mahmuds zu Gasna. Unter den Gelehrten, die der große Herrscher um sich vereinigte, glänzt der Name des berühmten Arztes und Philosophen Avicenna; unter den Dichtern, die seinen Hof zierten, ragte der Perser Firdusi, der „Paradiesische", (eigentlich Abul Kasim Mansur) vor allen hervor.

Nach Mahmuds Tode (1030) trat ein rascher Niedergang der gasnawidischen Macht ein. Im Innern herrschten Streit und Auflösung, von außen her drängten die Seldschuken. Mit ihnen tritt im Orient ein neuer Stamm auf die Weltbühne, die Türken. Die Türken (im weiteren Sinne des Wortes), ein Zweig des ural-altaischen Völkerstammes, hausten als kriegerische Nomaden zuerst am Altai. Von hier breiteten sie sich teils ostwärts nach Kaschgar, teils und vor allem nach Westen aus und zerfielen allmählich in drei Gruppen: die Nordtürken oder Tataren zwischen Altai und Aralsee (Kirgisen, Baschkiren, Karakalpaken u. a. m.), die Osttürken oder Usbeken in Bochara, Chiwa und die mit ihnen nahe verwandten sogenannten Tataren in der Krim und an der unteren Wolga, endlich die Westtürken oder Türken im engeren Sinne, die Turkmenen und Gusen in Turkestan und ihre nach ihren Herrscherhäusern Seldschuken und Osmanen genannten Zweige, die dann nach dem westlichen Vorderasien und schließlich nach Südeuropa vorrückten. Dies war die erste türkische Völkerwoge in zwei großen Fluten, die zweite kam seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts mit dem Auftreten der Mongolen. Beide haben fast nur Zerstörung und Vernichtung, ein neues Zeitalter der Barbarei, über die mohammedanische und sogar über einen Teil der christlichen Kulturwelt gebracht. Denn bei manchen trefflichen Eigenschaften, die allezeit die Türken zu ausgezeichneten Soldaten gemacht haben, vor allem Tapferkeit, Genügsamkeit, Ehrlichkeit und eine gewisse Großmut, sind sie doch höheren Ideen und also auch jeder höheren Kultur allezeit unzugänglich geblieben und haben, wo sie als Mohammedaner ihre Herrschaft über Völker andrer Religion und andern Stammes begründeten, in ihrem stumpfen Fanatismus niemals etwas andres gewollt, als die Sicherung dieser Herrschaft, gleichviel mit welchen Mitteln und um welchen Preis. Und so hat denn der Halbmond, der schon unter den Seldschuken als Feldzeichen auftaucht, immer mit Recht als das „Sinnbild zerstörender Wildheit" gegolten.

Die Türken.

Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts begannen diese tapferen, rohen, beutegierigen und dabei religiös fanatisierten Reiterhaufen in die von religiösen, nationalen und dynastischen Gegensätzen zerklüftete, reiche Kulturwelt des asiatischen Islam einzudringen. Nach ihrer mit Fabeln reichlich geschmückten Ursprungsgeschichte hatte Seldschuk, der Sohn Tokmaks, wegen irgend eines Vergehens die Heimat verlassen müssen. An der Spitze von hundert Reitern, tausend Kamele und 50000 Schafe mit sich führend, siedelte sich Seldschuk um 956 in der Landschaft Dschend am Jaxartes an. Hier trat er samt den Seinigen zum sunnitischen Islam über und bewies seinen religiösen Eifer dadurch, daß er die friedlichen Bewohner der Bocharei gegen die Einfälle heidnischer Völker beschützte. Sein Hof ward ein Zufluchtsort der Bedrängten, und so suchten auch die letzten Samaniden bei ihm Hilfe. Bereits war Seldschuks

Seldschuk und seine Horde.

Macht so gewachsen, daß er sich rühmen konnte: „Wenn ich meinen Bogen um mich herumsende, folgen leicht 200 000 Krieger meinem Kriegsrufe.“ Er starb angeblich 107 Jahre alt.

Die Türken in Chorasan und im Kalifat von Bagdad.

Nach seinem Tode überschritten die Türken den Oxus und erschienen um 1029 plündernd in Chorasan. Verstärkt durch fortwährende Zuzüge erfüllten sie raubend und mordend Medien, Aderbeidschan und einen Teil Mesopotamiens, gerade in dem Augenblicke, als der gewaltige Gasnawide Mahmud 1030 gestorben war. Während nun zwischen seinen Nachkommen der übliche Thronstreit ausbrach, erschienen 1035 auch zwei Enkel Seldschuks, Togrul und Tschakyr, diesseit des Oxus und begannen ohne großen Widerstand ihre Macht auf Kosten der Gasnawiden und der Abbasiden auszubreiten. Endlich erzwang Tschakyr 1059 einen Frieden, nach dem sich die Gasnawiden auf das Hochland von Gasna und Indien beschränkten und die iranischen Landschaften ihres Reichs, Chorasan, Balch, Herat und Sedschessan, den Seldschuken überließen. Zur selben Zeit erzielte im Westen Togrul-beg die glänzendsten Erfolge, entriß den Bujiden das westliche Iran und Mesopotamien, erschien vor Bagdad und wurde endlich 1058 vom Kalifen Abdallah Kaim biamer Allah (Beamrillah), der damals von inneren Unruhen hart bedrängt war, zum Emir-al-umara erhoben, 1063 sogar mit seiner Tochter vermählt. Beide seldschukische Brüder machten von der rasch und leicht gewonnenen Macht über reiche Kulturländer einen verständigeren Gebrauch, als sich erwarten ließ, und zügelten die Raubsucht und Mordlust ihrer wilden Reiterhaufen, aber auch so litten die Länder Vorderasiens entsetzlich, und selbst eine so reiche und günstig gelegene Handelsstadt wie Baßra war um 1052 größtenteils in Trümmern. Unter Alp Arslan (1063—72), dem Sohne Tschakyrs (Togrul starb 1063 im September kinderlos), dehnten die Seldschuken ihre Eroberungen einerseits nach Armenien und Kleinasien, anderseits nach dem griechischen oder fatimidischen Syrien aus. Mit den Byzantinern waren die Seldschuken schon 1048 unter Togrul zusammengestoßen; jetzt schlug Alp Arslan 1071 den Kaiser Romanos IV. bei Manzikjert und nahm ihn gefangen, konnte aber den Sieg nicht weiter verfolgen (s. S. 657 ff.). Syrien durchstreiften die Seldschuken bis an die ägyptische Grenze. Schon 1071 nahmen sie Aleppo (Haleb) und Jerusalem, 1076 Damaskus; hier schlug seitdem ein jüngerer Sohn Alp Arslans, Tutusch, seinen Sitz auf, indem er in den wichtigsten Plätzen seine Statthalter einsetzte, in Jerusalem Ortok, iu Haleb Ak Sonkor, in dem 1085 durch Verrat des byzantinischen Strategen genommenen Antiochia Jagy Baßan (gewöhnlich, aber falsch Bagi Sijan genannt).

Melikschah.

Inzwischen war Alp Arslan 1072 von der Hand eines gefangenen Rebellen gefallen und hatte seine Herrschaft seinem ältesten Sohne hinterlassen. Melikschah (Malek Schah Dschelaleddin, 1072—92) zählt zu den größten Fürsten des Orients. Man rühmte seine Fürsorge für die Wohlfahrt des Volkes, die sich in gemeinnützigen Bauten und Anlagen kund that; man pries seine Freigebigkeit, die niemand unbeschenkt von seinem Throne gehen ließ; man lobte endlich seine Bemühungen für Kunst und Wissenschaft. In dieser Hinsicht hat sich dieser Herrscher namentlich um den Kalender ein großes Verdienst erworben, denn er ist der Begründer der nach seinem Beinamen genannten Dschelaleddinischen Zeitrechnung, die weit genauer ist, als die Julianische, und der Gregorianischen fast gleichkommt. Nach ihr beginnt das Sonnenjahr mit der Frühlingsnachtgleiche und ist in zwölf Monate zu dreißig Tagen mit fünf oder sechs Schalttagen geteilt. Melikschah dehnte seine Macht ostwärts bis an die Grenzen von China aus, und gleich den Beherrschern des Himmlischen Reiches zitterten die byzantinischen Kaiser vor seinen Waffen.

Die Türken in Kleinasien.

Aber auch Melikschah, der in Ispahan residierte, hielt keineswegs alle den Seldschuken unterworfenen Lande unter seiner unmittelbaren Herrschaft. Vielmehr, der



295. Ruinen des Palastes der Seldschukensultane zu Konia (Ikonium). Nach Texier.

Machtgier der verschiedenen Mitglieder seines Hauses klug Rechnung tragend, überließ er ihnen ausgedehnte Gebiete unter seiner nominellen Oberhoheit. In Syrien saß sein Bruder Tutusch, im östlichen Kleinasien hatte Ibn Danischmend in Sebaste (Siwas) eine ansehnliche Herrschaft begründet, im übrigen Kleinasien breiteten sich auf Kosten des Byzantinischen Reiches die Türken immer weiter aus unter Suleiman, dem Sohn des Seldschukiden Kultumisch, der von Melikschah 1074 die königliche Fahne mit der Ermächtigung, sich selbst in den byzantinischen Provinzen ein unabhängiges Reich zu gründen, erhalten hatte. Suleiman überschritt nun den Euphrat und drang mit den von ihm geworbenen Scharen bis nach Phrygien vor. Als er 1084 starb, standen alle Länder vom Euphrat bis zum Mittelmeer, vom Schwarzen Meer bis nach Syrien unter seiner Herrschaft. Dies Reich führte, weil es aus ehemaligen Provinzen des Römischen Reiches bestand, den Namen Reich von Rum (Rom, Romanien), oder auch nach Suleimans Residenz seit 1084, Reich von Ikonion. Wie es sich in Kleinasien immer mehr befestigte, ist schon geschildert worden (s. S. 666).

Freilich, was diese herrschgierigen und selbstsüchtigen Führer, diese rohen meisterlosen Reiterhorden, die jetzt plötzlich zur herrschenden Kaste in hochentwickelten, wenngleich schrecklich verwüsteten Kulturländern geworden waren, dieses bunte Gemisch von Türken, Arabern, Syrern, Armeniern und Persern, von Mohammedanern, Christen und Juden, von Sunniten und Schiiten im ganzen Umfange des altpersischen Reiches zusammenhielt, das war lediglich eine alles überragende, allen Furcht und Scheu einflößende Persönlichkeit, die überall selber gebietend und schlichtend eingriff. Sobald eine solche fehlte, mußten die lediglich mit dem Schwerte zusammengeschmiedeten, durch kein inneres Band zusammengehaltenen Elemente auseinanderfallen und der Krieg aller gegen alle wieder ausbrechen.

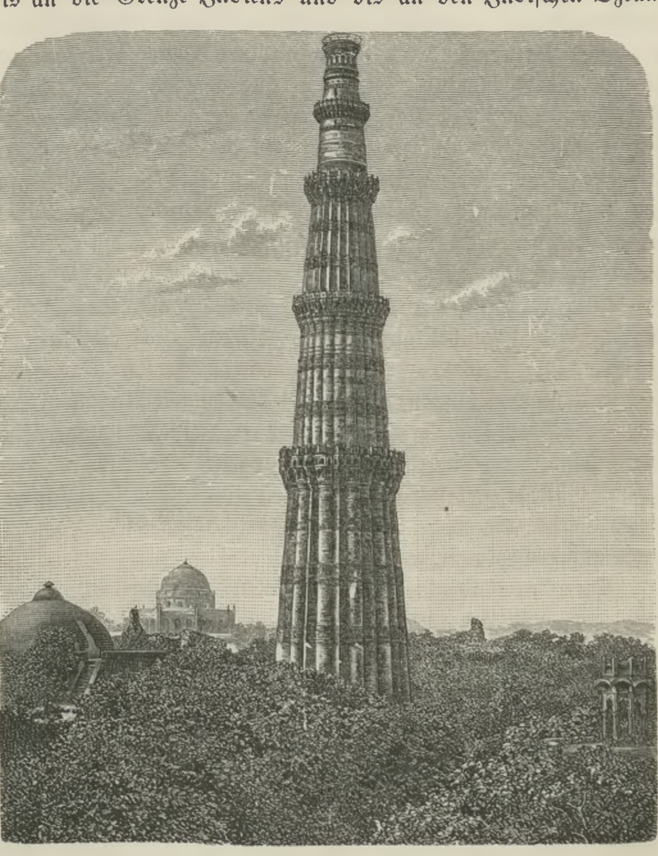
Die Nachkommen Melikschahs u. das Reich von Chowaresmien.

Dieser Fall trat mit dem Tode Melikschahs in Bagdad am 18. November 1092 ein. Denn er hinterließ nur vier unmündige Söhne. Einer von ihnen, Barkijarok, wurde von seiner energischen Mutter auf den Thron gehoben, worauf sofort der Bürgerkrieg ausbrach. Doch behaupteten sich die Nachkommen Melikschahs, allerdings unter fortwährenden Thronkriegen, in der Mitte und im Osten seines Reiches, wenngleich die Emire sich mehr und mehr selbständig machten und namentlich in Aderbeidschan (Medien), Farsistan (Persis), Luristan (um das alte Susa) und Mossul am oberen Tigris die sogenannten Atabegen, die Vormünder, als Hausmeier unmündiger Herrscher bald alle Gewalt an sich rissen. Am mächtigsten von diesen allen wurden die von Anuschtegin abstammenden Emire von Chowaresmien (am unteren Oxus, um Chiwa). Ganz selbständig neben dem Hauptlande standen die Sultane von Karamanien (Kirman), die Nachkommen Kawurds, eines Bruders Alp Arslans, die bis etwa 1170 in ihrem Lande Sicherheit und Ruhe erhielten. Ihr beiden Linien, die von Ispahan und von Karamanien, erlagen schließlich demselben Gegner, dem Sultan von Chowaresmien, Takasch, der 1194 den letzten Herrscher von Ispahan, 1198 den letzten Sultan von Karamanien beseitigte und noch einmal den größten Teil der Länder Melikschahs zu einem persisch-türkischen Großreiche zusammenschweißte.

Gasnawiden, Goriden und Türken.

Im äußersten Osten wurden die Gasnawiden seit 1150 auf ihren indischen Besitz im Pendschab beschränkt, als die Truppen des von Mahmud im Besitze des rauhen, fast unzugänglichen Gebirgslandes Gor, südlich von Herat, belassenen, altheimischen Herrschergeschlechts der Suri, das auf der unersteiglichen Bergfeste Feros Koh saß, unter dem furchtbaren Ala-eddin Dschehan-soß (d. i. den Weltverbrenner), das prächtige Gasna und die ganze blühende Landschaft ringsum 1150 eroberten, plünderten und so vollständig verheerten, daß heute von der glänzenden Hauptstadt nur noch zwei einsame Minarets inmitten weiter Trümmerfelder stehen

und die ganze Landschaft als menschenleere Einöde zurückblieb. Die Gasnawiden zogen sich nunmehr ganz nach Indien zurück und nahmen ihren Sitz in Lahore. Aber auch hier erlagen sie 1187 den Goriden, und nun fluteten deren türkisch-persische Heere weiter ostwärts in das reiche Tiefland des Ganges hinein. Ende 1192 oder Anfang 1193 nahm ein Feldherr der Goriden, der Türke Kotb-eddin, ursprünglich ein Sklave, Delhi, 1194 die heilige Stadt Benares und breitete dann, zum Vizekönig von Delhi ernannt, seine Macht bis Gwalior aus. Nach dem Falle des Goriden Mois 1206 machten sich jedoch ihre Statthalter in Indien unabhängig, und die letzten Goriden erlagen bis 1216 dem Schah Mohammed Ibn Takasch von Chowaresmien, der nun bis an die Grenze Indiens und bis an den Indischen Ozean hin gebot. Schon schickte dieser sich 1217 an, das Kalifat von den sunnitischen Abbasiden auf die Aliden zu übertragen und auf Bagdad zu marschieren, da brachen die Mongolen herein.



296. Minaret des Kotb-eddin zu Delhi, erbaut um 1230.

Vielstaaterei im westlichen Vorderasien.

Im westlichen Vorderasien, dessen Bodengestaltung viel mannigfaltiger ist als die des iranischen Hochlandes und daher jede große staatliche Bildung stets sehr erschwert hat, war die politische Zerfahrenheit nach dem Tode Melikschahs noch weit ärger wie im Osten. Das türkische Kleinasien löste sich fast ganz in kleine Emirate auf, die rasch zum größten Teile den Byzantinern wieder anheimfielen (s. S. 668), und Syrien hatte dasselbe Schicksal, nur daß hier diese kleinen Herrschaften auch noch durch den religiösen Gegensatz zerrissen wurden. Die Emire von Aleppo, Antiochia und Jerusalem hielten zu den Schiiten und stützten sich daher auf die ägyptischen Fatimiden, standen selbst mit den Assassinen in Verbindung, denen damals neue Sitze im Libanon eingeräumt wurden, die Fürsten von Damaskus und Emesa waren sunnitisch und neigten zum Kalifen von Bagdad. Die stärkste Macht in der Nähe besaß der Emir Kerboga von Mossul, der die Trümmer des Reiches von Tutusch zu einem ansehnlichen Staate vereinigte. Da außerdem die armenischen Gebiete den Zusammenhang der türkischen Herrschaften unterbrachen, die türkischen Herrscher Irans zu fern, der Kalif von Bagdad zu schwach war, um zu helfen, nur die ägyptischen Fatimiden dazu die Möglichkeit und die Kraft besaßen, beide Kalifen aber, der sunnitische in Bagdad

und der schiitische in Kahira, einander als abgesagte Feinde gegenüberstanden, so bot der Zustand des westlichen Vorderasien einem fremden Angriff niemals günstigere Aussichten als am Ende des 11. Jahrhunderts, zu der Zeit, da ihn das christliche Abendland in den Kreuzzügen wirklich eröffnete.

Die Kreuzfahrerstaaten.

Wenn diese nun trotzdem zu keinem dauernden Erfolge geführt haben, so fällt die Schuld davon zum größten Teile auf die Christen. Das Verhältnis zwischen den Byzantinern und den Kreuzfahrern, die natürliche Bundesgenossen gewesen wären, wurde von Anfang an durch die Thorheit beider Parteien unheilbar verdorben (s. S. 667), und die französischen Ritter kamen über die Beherrschung eines verhältnismäßig schmalen, höchstens etwa 100 km breiten, syrischen Küstensaumes nur im Norden hinaus, vermochten niemals die Linie Damaskus—Emesa—Aleppo zu durchbrechen. Dazu gründeten sie nicht einen Staat, sondern vier, das Königreich Jerusalem, das Fürstentum Antiochia, die Grafschaften Tripolis und Edessa, und deren Schwerpunkt verschob sich schon in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts von dem reichen, gut bevölkerten und an der großen Straße nach dem oberen Euphrat gelegenen Nordsyrien nach dem abgewirtschafteten, verödeten Palästina, nach Jerusalem, das fern von allen großen Verbindungslinien lag und wohl das Ziel frommer Andacht, aber niemals die Hauptstadt eines großen Staates sein konnte. Endlich zersplitterte das sofort nach Syrien verpflanzte abendländische Lehnswesen die staatlichen Hoheitsrechte an dieser gefährdeten Grenze in der denkbar unglücklichsten Weise, und der heillose Zwist zwischen den einzelnen Staaten that das letzte (s. Bd. IV).

Bedeutung der Kreuzzüge für den islamitischen Orient.

So gingen binnen nicht zwei Jahrhunderten alle Eroberungen wieder verloren. Für das Abendland eröffneten trotzdem die Kreuzzüge eine neue Periode, weil sie dort tiefgreifende innere Veränderungen herbeiführten; für den mohammedanischen Orient bildeten sie nur eine nicht einmal besonders wichtige Episode, denn sie kamen niemals über die Bedeutung von Grenzkriegen hinaus, die den Kern der islamitischen Welt gar nicht berührten.

Das Sultanat Mossul: Emad-eddin-Zenki.

Die abendländischen Christen hatten sich festgesetzt, als die Mohammedaner Syriens unter sich gespalten waren und die fatimidischen Kalifen von Kahira den abbasidischen von Bagdad feindlich gegenüberstanden. Es wurde ihr Verhängnis, daß im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts an ihrer Ostgrenze eine Reihe bedeutender Herrscher wieder eine mohammedanische Großmacht bildete und endlich Ägypten unterwarf, also die Hauptmacht der Schiiten vernichtete und den religiösen Gegensatz überwand. Der Gründer dieses neuen Reiches war Emad-eddin-Zenki von Mossul (1127—46), als Atabeg eines unmündigen Fürsten von den Einwohnern erhoben, ein eifriger Mohammedaner, tapfer, verschlagen und hinterlistig, aber auch wohlwollend und gerecht, dabei von riesiger Körperstärke. Durch seine sichere Herrschaft kam das Land wieder in die Höhe, er gründete ein stehendes Soldheer und ging alsbald zum Angriff auf seine Nachbarn über. Schon 1127 nahm er Nisib und Harran, 1128 Aleppo. Seine Stöße gegen Damaskus 1129 und 1139/40 scheiterten noch und drängten sogar das Fürstenhaus zum Anschluß an die christlichen Staaten, aber als Antiochia durch den sinnlosen Kampf gegen Byzanz erschöpft daniederlag, warf sich Zenki 1144 plötzlich auf Edessa und zwang die Stadt nach mehrwöchiger Belagerung zur Übergabe. Das feste Bollwerk des christlichen Nordsyrien war gefallen, und das Abendland rüstete sich zum zweiten Kreuzzuge, als Zenki bei der Belagerung von Dschanbar am oberen Euphrat am 14. September 1146 von seinen eignen Sklaven aus unbekannten Ursachen erdolcht wurde.

Nur-eddin.

Doch die Lage für die syrischen Christenstaaten wurde dadurch nicht verbessert. Seine beiden Söhne, Seif-eddin und Nur-eddin (d. i. „Licht des Glaubens“),

teilten das Erbe des Vaters nur, um nach außen auf beiden Fronten, gegen Osten und Westen, kräftiger auftreten zu können, und zwar so, daß Seif-eddin Mossul und den Osten bis an den Chabur (Nebenfluß des mittleren Euphrat) übernahm, wo sich sein Haus bis 1211 behauptete, Nur-eddin den Westen mit den syrischen Eroberungen erhielt (1146—74). Der lange, hagere, fast bartlose Mann war das Musterbild eines mohammedanischen Herrschers. Getragen von einem unerschütterlichen religiösen Pflichtgefühl zeigte er sich so streng gerecht, daß ihn seine syrischen Unterthanen Melik-el-adil („den gerechten König") nannten, dabei menschlich wohlwollend und sorgsam. Überall baute er Moscheen, Schulen, Karawanseraien und Hospitäler. Für sich selbst begehrte er nichts. Er betrachtete sich nur als den Verwalter des Gemeinguts, und während er für öffentliche Zwecke stets eine offene Hand hatte, erklärte er seiner Frau nicht mehr als den Zins von drei Marktbuden, die ihm persönlich gehörten (20 Goldstücke), überlassen zu können, denn mehr besäße er nicht. Seine Lebensaufgabe aber sah er in dem „heiligen Kriege" (Dschihad) gegen die Christen um die Eroberung Syriens und Jerusalems. Für dies Ziel wußte er seine Glaubensgenossen durch sein persönliches Vorbild zu begeistern, dafür bot er seine ganze Begabung als Staatsmann und Feldherr auf, und in der That hat er dem großen Kampfe die entscheidende Wendung gegeben.

Nur-eddin Herr von Damaskus und Ägypten.

Es galt zunächst, die christlichen Staaten so abzusperren, daß sie nur noch vom Meere her Hilfe erhalten konnten. Daher hielt Nur-eddin mit den Armeniern in Kilikien vorläufig gute Freundschaft, aber Edessa zerstörte er noch 1146 von Grund aus, als es sich empört hatte. Damit wurde der zweite Kreuzzug (1147—49) zur Wiedereroberung der Stadt gegenstandslos, und indem die Könige von Deutschland und Frankreich dann ihre Kräfte gegen Damaskus wandten, ohne es doch erobern zu können (s. Bd. IV), trieben sie dies wichtige Fürstentum geradezu in die Arme Nur-eddins. Wenige Jahre später, 1154, entthronte dieser mit Beistimmung der Einwohner den letzten Herrscher von Damaskus und nahm diesen überaus wichtigen Platz für sich selber in Besitz. So beherrschte er bereits die ganze Ostgrenze der syrischen Christenstaaten, als sich ihm die willkommene Gelegenheit bot, sich auch im fatimidischen Ägypten festzusetzen und dadurch die Christen zwischen zwei Feuer zu nehmen. Die letzten schwachen Kalifen des Fatimidenhauses waren nur der Spielball ehrgeiziger Wesire. Von ihnen rief Schawer 1163 gegen seinen Nebenbuhler die Hilfe Nur-eddins an, und dieser sandte ihm zwei kurdische Söldnerführer, die ihm schon seit langer Zeit mit Auszeichnung dienten, Schirkuh, den bisherigen Statthalter von Damaskus, und seinen Neffen Saladin (Salah-eddin), den Sohn Ejubs. Indem diese dem Wesir Schawer zum Siege verhalfen, brachten sie Ägypten unter Nur-eddins Einfluß. Doch schwere Kämpfe folgten noch mit dem tüchtigen König Amalrich von Jerusalem (1162—74), der die drohende Gefahr vollkommen übersah. Als Schawer mit den herrisch auftretenden Kurden rasch zerfiel, kam ihm Amalrich 1164 zu Hilfe, schloß die Kurden in Pelusion ein und zwang sie zur Übergabe und zum Abzuge. Nun aber kehrte Schirkuh 1167 nach Ägypten zurück, auch Amalrich erschien wieder und schloß mit dem Kalifen einen Vertrag, der diesen unter seinen Schutz stellte. Da sich Schirkuh infolgedessen in seiner Stellung bei Gizeh gegenüber Kahira nicht halten konnte, zog er nach Oberägypten ab. Hier kam es am Engpasse von Babein zu einer Schlacht mit dem buntgemischten Heere Amalrichs, in der dieser geschlagen wurde. Beide räumten darauf nach Übereinkunft Ägypten, doch so, daß die Christen in Kahira eine bevorzugte Stellung erhielten. Dieses immerhin nicht ungünstige Ergebnis verdarben sich die Christen selber durch ihren einseitig kirchlichen Eifer, der ihnen ein dauerndes Bündnis mit dem fatimidischen Kalifen, wie es sich damals hätte erreichen lassen,

unannehmbar machte. Vielmehr verständigte sich König Amalrich mit Kaiser Manuel zum gemeinsamen Angriff auf Ägypten und rückte, ohne dessen Hilfe abzuwarten, im November 1168 dort ein, nahm auch Pelusion und ging auf Kahira vor. Das trieb die Fatimiden unwiderstehlich auf die andre Seite. Zum drittenmal erschienen Schirkuh und Saladin mit starker Heeresmacht, nötigten Amalrich zum unrühmlichen Abzuge und rückten in Kahira ein. Darauf wurde Schawer verhaftet und hingerichtet, und der Kalif Aladid erhob Schirkuh an seine Stelle. Als dieser schon 1169 starb, folgte ihm wie von selber als Erbe Saladin. Das fatimidische Kalifat war in den Händen der Sunniten, die wichtigste Voraussetzung, auf der das Dasein der syrischen Christenstaaten beruht hatte, war zerstört.

Saladin.

Als nun der Kalif Aladid 1171 starb, ergriff Saladin ohne weiteres von Ägypten Besitz. Es war klar, daß er sich bald ganz von Nur-eddin losreißen würde, und dann wäre der offene Kampf zwischen den beiden Machthabern ausgebrochen, der Bestand der christlichen Staaten noch eine Weile gesichert worden. Da starb Nur-eddin, kaum 58 Jahre alt, am 15. Mai 1174. Alsbald griff Saladin mit der Rücksichtslosigkeit des geborenen Herrschers zu. Noch 1174 nahm er Damaskus, Emesa, Hama und Baalbeck und beschränkte Nur-eddins Sohn Melik-es-Salich auf Aleppo. Selbst der unheimliche „Alte vom Berge“ bekam Respekt vor dem neuen Herrscher, gegen den er zweimal, 1175 und 1176, seine Fedawis entsandt hatte, als dieser ihn in seinem Felsenneste Maßjad belagerte, und schloß förmlich Frieden mit ihm. Im Osten und Süden umspannte Saladins Reich die christlichen Staaten, und er war der echte Erbe des Geistes und der Pläne Nur-eddins. Ein frommer Mohammedaner wie dieser, der den Koran las, wenn er in die Schlacht ritt, und grundsätzlich nichts weniger als tolerant gegen Andersgläubige, erwies er doch in der angeborenen Großmut seines Herzens allen seinen Unterthanen die gleiche Fürsorge und die strengste Gerechtigkeit. Freigebig bis zur Verschwendung, war er für sich ganz anspruchslos, kleidete sich in grobe Wolle und trank nur Wasser. Fest hielt er den Blick auf sein Ziel gerichtet, die Verdrängung der Christen aus Syrien; er wußte, daß ihm von Allah die Lösung dieser Aufgabe beschieden sei, und kein Mißgeschick konnte ihn davon abschrecken. So wurde er „für das Königtum des heiligen Grabes der Mann des Schicksals“, der Held des wiederauferstandenen Islam, und doch selbst für seine Todfeinde ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung. Ein Menschenalter nach seinem Tode feierte ihn Walther von der Vogelweide als den „milden Saladin“, und 600 Jahre danach schilderte ihn Lessing als das Urbild eines hochherzigen und duldsamen Fürsten der „Aufklärung“.



297. Dinar des Saladin, geprägt 586 (1190 n. Chr.) zu Kairo.
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Saladins Eroberungen.

Sein erster Stoß auf Jerusalem scheiterte vollständig in der blutigen Niederlage bei Ramlah im November 1178, so daß er 1179 einen Waffenstillstand schloß. Dafür breitete er sich unaufhaltsam im Norden aus. Er entriß dem Emir von Mossul 1182 Edessa und Nisib, belagerte sogar Mossul, mußte zwar wieder abziehen, bemächtigte sich aber 1183 Aleppos, dessen Herrscher, Nur-eddins Sohn, Melik-es-Salich, schon 1181 gestorben war; endlich zwang er 1186 den Fürsten von Mossul unter seine Hoheit. Vom oberen Tigris bis an die Katarakten des Nil reichte jetzt die Macht des Ejubiden. Der frevelhafte Bruch des Waffenstillstandes durch Rainald von Chatillon 1187 setzte die Christen auch moralisch ins Unrecht, und nun säumte Saladin nicht länger. In der zweitägigen blutigen Schlacht bei Hittin am See Tiberias am 4. und 5. Juli 1187 erlag König Guido von Lusignan mit seiner jerusalemitischen

und tripolitanischen Ritterschaft den Türken, alle festen Städte fielen, bis auf Tyros, und am 2. Oktober zog der gewaltige Kurde in Jerusalem ein. Laut scholl das jubelnde „Allah akbar!“ der Gläubigen durch die heilige Stadt, und das Kreuz sank von der Moschee Omars (s. Bd. IV).

Nun kam der dritte Kreuzzug (1189—92), in mancher Beziehung der großartigste aller. Nach dem Siege Friedrich Barbarossas bei Ikonion (18. Mai 1190) soll Saladin selber sich verloren gegeben haben, aber der Tod des gewaltigen Kaisers an den Pforten Syriens (10. Juni 1190) brach die Kraft seines Heeres, und der Kampf drehte sich dann jahrelang um Akkon, das endlich fiel, und um einige andre Küstenplätze, bis endlich König Richard von England am 1. September 1192 in einen Frieden willigte, in dem er sich mit Joppe und Akkon und dem dazwischen liegenden Küstenstreifen begnügte. Das Resultat von Saladins Siegen blieb also unerschüttert, der dritte Kreuzzug fast so ergebnislos wie der zweite (s. Bd. IV). Der dritte Kreuzzug.

Ein halbes Jahr später, am 4. März 1193, ist Saladin in Damaskus gestorben, der erste und letzte große Fürst der Ejubiden. Er mochte das ahnen, denn um Thronkriege zu vermeiden, brach er mit eigner Hand das Werk seines Lebens in Stücke. Von seinen Söhnen erhielt El Melik Damaskus mit Südsyrien, Zahir Nordsyrien mit Aleppo, Melik Aziz Ägypten, sein um ihn hochverdienter Bruder Melik Adil Mesopotamien. So zerfiel die Machtbildung, die den Christen so verhängnisvoll geworden war, kurz nach dem ruhmlosen Ausgange des dritten Kreuzzuges. Doch behauptete Adil eine gewisse Übermacht und nahm schließlich auch Ägypten in Besitz, wo ihm sein Sohn Kamil folgte (1218—38). Er bestand den Angriff Friedrichs II. im fünften Kreuzzuge, aber er überließ ihm im Frieden vom 11. Februar 1229 Jerusalem mit Bethlehem und Nazareth (s. Bd. IV), weil er damals mit dem Emir von Damaskus im Kampfe lag, und geriet sogar mit dem Sultanat von Ikonion 1234—36 in Krieg, das schon 1192 dem Reiche von Siwas ein Ende gemacht hatte und damit bis an die Nordgrenze der Ejubidenherrschaften vorgerückt war. Aber nach Kamils Tode (1238) brach wüste Verwirrung herein. Sein zweiter Sohn Melik Salich Ejub nahm 1240 Ägypten in Besitz, organisierte ein großes Söldnerheer aus Mamluken (arab., d. i. „Kaufsklaven“) und Türken, die massenhaft aus dem Osten zuströmten, und warf es auf Syrien. Dort nahmen diese wilden Banden 1244 Jerusalem, 1245 Damaskus, 1246 Baalbeck, 1247 Askalon und Tiberias. Kaum war Salich Ejub 1249 gestorben, als der Mamlukenoberst Beibars sich 1250 empörte und seinem Landsmann, dem Turkmenen Eibek, die Leitung Ägyptens verschaffte. Indem dieser 1254 den letzten Ejubiden beseitigte und den Sultanstitel annahm, begründete er in Ägypten die Herrschaft der Mamluken. Die Nachkommen Saladins; die Mamluken.




298. Kupfermünze Jsluk-Arslans, Fürsten von Dijabekr, vom Jahre 1193, dem Todesjahre Saladins.
Auf der Vorderseite sind Klageweiber dargestellt, die den Tod Saladins beweinen. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Arabisch-persisches Geistesleben der späteren Zeit.

Wie die unaufhörliche Auflösung und Neubildung staatlicher Zusammenhänge, das rasche Ausleben und der beständige Wechsel der Dynastien in dieser über ein ungeheures, äußerst mannigfach gestaltetes Gebiet verteilten, aus den verschiedensten Rassen, Völkern und Stämmen bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, die durch das fortgesetzte Einströmen fremder Bestandteile seit dem 11. Jahrhundert noch weiter zersetzt

wurde, sich aus dem von Anfang vorhandenen Mangel an wirklicher Staatsgesinnung und geschlossenem Nationalbewußtsein mit erklären, so ist durch jene Zustände, wo nichts dauernd war als der Wechsel, die Ausbildung solcher Anschauungen und Empfindungen auch für alle Zeiten gehindert worden. Daher steht die politische Bildung weit hinter der hohen städtischen Kultur dieser Gegenden zurück und im scharfen Widerspruche zu ihr. Aber diese Gleichgültigkeit gegen wirklich staatliches Leben, dieser völlige Mangel an politischen Interessen und Bestrebungen in der großen Masse der Orientalen ist doch auch ein Glück gewesen, insofern sie überhaupt eine Beschäftigung mit geistigen Interessen möglich gemacht und also die Fortführung der geistigen Kultur inmitten der hoffnungslosesten politischen Auflösung und Verwirrung gestattet hat. Ein Fatalismus, der alles hinnahm als von Allah geschickt, ein Mystizismus, der alles Irdische verachtete, und eine unverwüstliche Lebensfreudigkeit, die nur der flüchtigen Stunde gedachte und schließlich beinahe dazu gelangte, im Vagabunden das Ideal zu sehen, halfen immer wieder selbst über das Schlimmste hinweg.

Unterrichtsanstalten.

Nicht das geringste Verdienst an der Erhaltung der geistigen Kultur haben die zahllosen Unterrichtsanstalten der Mohammedaner gehabt, die in allen Ländern bestanden und mit Moscheen verbunden waren. Das Lehramt war an keinen besonderen Stand gebunden, sondern jeder, der die Kenntnisse hatte und den Beruf dazu fühlte, trat als Lehrer auf, hielt seine Vorlesungen öffentlich und unentgeltlich, oder die Zuhörer bezahlten ein freiwilliges Honorar. Dies Verhältnis hörte selbst dann nicht ganz auf, als die Kalifen zur größeren und allgemeineren Ausbreitung der Wissenschaften in den bedeutenderen Städten öffentliche Anstalten gründeten, deren Lehrer vom Staate besoldet wurden. Weit und breit berühmt waren die Hochschulen von Bagdad, Bassora, Bochara, Nischapur, Damaskus, Samarkand und Kahira, und immer größere Anforderungen wurden an diese Bildungsanstalten gestellt, je mehr die Wissenschaften nach allen Richtungen Fortschritte machten, bis einige derselben sich zu förmlichen Akademien (oder „Kollegien" mit Pensionaten, sogenannten Madaris) erhoben. Bagdad, Nischapur, Damaskus, Kahira erhielten prachtvolle akademische Gebäude, die gewöhnlich nach ihren Gründern benannt wurden. Die meisten derselben waren zu Lehrstätten für die Fächer der Theologie, Jurisprudenz, Philologie und Philosophie bestimmt; für die Naturwissenschaften gab es besondere Anstalten, die Arzneiwissenschaften wurden in den Krankenhäusern gelehrt. Jede Akademie hatte ihre Bibliothek; sie wurde öfters dadurch bereichert, daß die Professoren sowohl ihre eignen Werke, als auch ihre Privatsammlungen an diese vermachten. Eine Art Universität war das „Haus der Weisheit" in Kahira, die Stiftung des Kalifen Hakem vom Jahre 1105, wo alle Wissenschaften von reich besoldeten Lehrern gelehrt wurden und eine in achtzehn Sälen aufgestellte Bibliothek zur Verfügung stand.

Astronomie.

Was die Araber von den indischen und alexandrinischen Astronomen lernten, das haben sie bedeutend erweitert, sowohl durch zahlreichere und bessere Beobachtungen, als durch die Vervollkommnung der Meßinstrumente; ihre wissenschaftliche Thätigkeit setzte fort, was die stammverwandten Chaldäer vor Jahrtausenden begonnen hatten. Die Tafeln der Bewegung der Himmelskörper, die Sternkarten und Berechnungen, die an allen Orten des Arabischen Reiches während des Mittelalters angelegt wurden, lieferten zum größten Teile das Material, durch das die Ausbildung der Astronomie in neuerer Zeit überhaupt möglich wurde. Alexander von Humboldt führt zum Beweise der hohen arabischen Bildung im Westen den astronomischen Kongreß zu Toledo unter Alfons von Kastilien an, auf dem der Rabbiner Isaak Ibn Sid Hazan die Hauptrolle spielte, ebenso im fernen Osten die von Ilchan Hulagu, dem Enkel des Weltstürmers Dschingischan, auf einem Berge bei Meropha erbaute Sternwarte,

die mit vielen Instrumenten ausgerüstet war und wo der berühmte Nassir-Eddin aus Tus in Chorasan seine Beobachtungen anstellte. „Diese Thatsachen verdienen insofern ausdrückliche Erwähnung, als sie lebhaft daran erinnern, wie die Erscheinung der Araber vermittelnd in weiten Räumen auf Verbreitung des Wissens und Anhäufung der numerischen Resultate gewirkt hat, Resultate, die in der großen Epoche von Tycho und Kepler wesentlich zu der Begründung der theoretischen Sternkunde und einer richtigen Ansicht von den Bewegungen im Himmelsraume beigetragen haben."

Naturwissenschaften.

Wie die Araber durch die Ausdehnung des Beobachtens auch auf die Gegenstände und Erzeugnisse der Erdoberfläche zu der Kunst des Experimentierens, so auf dem Gebiete der Chemie, geführt und dadurch wahrhaft epochemachend wurden, indem sie der Naturforschung ganz neue Wege eröffneten, hatten wir schon früher erwähnt. In der Medizin kamen sie über die Lehren des auch von ihnen hochverehrten Galenos (s. Bd. II, S. 789, 816) niemals wesentlich hinaus (s. S. 287). In der Chirurgie machten sie eher Rückschritte, denn sie scheuten sich allzusehr vor blutigen Eingriffen in den menschlichen Organismus und griffen lieber, wenn es irgend ging, zu Ätzmitteln und Glüheisen, namentlich um Blutungen bei Amputationen und dergl. zu stillen. Dagegen waren sie vortreffliche Diagnostiker und sorgten auch in den späteren Jahrhunderten für planmäßige Krankenpflege in zahlreichen, vorzüglich eingerichteten Hospitälern, die zugleich dem medizinischen Unterrichte dienten und von denen die in Bagdad (gegründet 977) und Damaskns (gegründet von Nur-eddin) die berühmtesten waren.

Philosophie und Mystik.

Den weitaus größten Anhang unter den griechischen Schriftstellern fand Aristoteles, dessen Fülle von Kenntnissen die Araber mächtig anzog. Im Anschluß an Aristoteles richtete sich die spätarabische Philosophie vornehmlich auf die Natur. Die Theologie wurde weniger berücksichtigt, denn sie war ja im Koran begründet, der immer wieder eifrig kommentiert wurde, und es konnte sich nur darum handeln, die Offenbarung in ein System zu bringen oder widerstreitende Ansichten abzuweisen, so daß wir auch hier ein Seitenstück zur christlichen Scholastik haben. Der Fatalismus wurde weiter ausgebildet, die Freiheit des menschlichen Denkens und Wollens gegenüber der göttlichen Allmacht und Allwissenheit geleugnet, die Schöpfung der Welt im Gegensatz zur Annahme einer ewigen Materie behauptet. Der Wille Gottes ist unbeschränkt, so daß nur durch seine Willkür zweimal zwei vier ist und das Eisen schwer zu Boden fällt und nicht wie eine Feder in die Luft steigt. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts lehrte El Farabi (gest. 950) zu Bagdad; sein Bestreben war, aristotelische und platonische Philosophie mit dem Islam zu verbinden. Ferner philosophierte im 11. Jahrhundert der berühmte Arzt Ibn Sina (Avicenna), der sich gleichfalls an Aristoteles hielt und zu einem den christlichen Anschauungen sich nähernden Theismus kam. Dagegen vertrat Averroes einen naturalistischen Pantheismus und erklärte, daß die menschliche Vernunft auch ohne Offenbarung zur Erkenntnis des Wesens der Dinge gelangen könne. Sein Schüler, der jüdische Arzt Moses Maimonides (gest. 1204), wollte die Vorschriften des Talmud mit den Forderungen der Vernunft versöhnen und brach die Bahn für eine freiere Richtung des Judentums. Unter den Philosophen, die in der aristotelischen Philosophie eine Gefahr für den Islam erkennen wollten und daher eine Reaktion gegen diese im religiösen Sinne anstrebten, war einer der bedentendsten El Gazali (1059—1111). Er wurde der Begründer einer unphilosophischen Orthodoxie. Nach ihm ist im Orient kein bedeutender Philosoph mehr aufgetreten. Dagegen fand die Philosophie in Spanien und Afrika eifrige Pflege und hatte namhafte Lehrer aufzuweisen. Ein Gegengewicht gegen die verstandesmäßige philosophische Spekulation bildete wie im Abendlande die Mystik, die durch stufenweise gesteigerte Askese und Ekstase zu vollständigem Aufgehen der Persönlichkeit in Gott zu kommen meinte. Dieser

pantheistische Sufismus, wie ihn am edelsten Dschelal-eddin Rumi vertrat, führte in der endlosen Not der Zeit während des 12. und 13. Jahrhunderts zur Stiftung zahlreicher Orden der Derwische (ursprünglich Bettler), namentlich der Mewlewis und der Rifais (der sogenannten tanzenden oder heulenden Derwische). — Achtungswertes leistete auch in dieser Zeit die arabische Geschichtschreibung, vor allem in den großen Werken des Ibn-al-Athir und des Abulfeda, der zugleich ein bedeutender Geograph war.

Dichtung. Trotz der begeisterten Hingabe an die Wissenschaften, war die Freude der Araber an der poetischen Darstellung noch keineswegs erloschen. Die Poesie war nnd blieb ein Gemeingut des Volkes; von allen hervorragenden Fürsten sind Gedichte erhalten, die Gabe der Improvisation war viel verbreitet. Der Bauer sang hinter seinem Pfluge, der Schlachtruf ward in Verse gekleidet, das Lied warb um Liebe, würzte das Mahl, feierte den Sieg, betrauerte die Toten, ja selbst die wissenschaftliche Sprache wurde durch zierliche Reimsprüche ausgeschmückt, und Staatsmänner faßten ihre Schriften in Versen ab, um sie eindringlicher zu machen.

Gleich den Troubadours der Provence zogen Dichter und Sänger von Schloß zu Schloß, um die Lebensfreuden durch ihre Dichtung zu erhöhen und reiche Geschenke für ihre Lobgesänge zu gewinnen. Der Grundton der Poesie blieb lyrisch. Neben den Liedern der Liebe und Natur blühte vornehmlich die Spruch- und Lehrdichtung sowie die Fabeldichtung. Wir nennen hier aus dem 12. Jahrhundert die glänzenden Namen eines Weidani (gest. 1125), Abul Kasem (gest. 1143), Abu Madin (gest. 1193), Zamakschari (gest. 1143). Zu Anfang des 11. Jahrhunderts gründete Hamadani (gest. 1007) die Dichtungsart der „Makame“, die durch Hariri (1054—1120) ihre vollendete Gestaltung erhielt, und mit der bekanntlich Friedrich Rückert in deutscher Sprache gewetteifert hat. Makame bedeutet eine Zusammenkunft zur Unterhaltung; die Dichtweise der Makame gibt somit eine geistreiche Unterhaltung wieder, der Vortrag ist gereimte Prosa, in die gelegentlich metrische Gedichte eingeflochten sind.

So wenig der Geist der Araber dem Epos zuneigte, so nahmen sie doch Stoffe derart in den eroberten Ländern auf. Ägypten und Syrien, Juden und Griechen lieferten ihnen solche, am mächtigsten aber floß der Strom der Sage in Persien und Indien. Geschickt wußten die Araber die phantasievollen Dichtungen aus Indien und die zarten empfindungsreichen Liebesgeschichten der Perser in ihre Sprache zu übersetzen und mit ihren eignen geistreichen Zuthaten auszuschmücken. Schon im 9. Jahrhundert begann der Dichter Dschehastavi nach dem Vorgange des Persers Nasti eine allgemeine Märchen- und Novellensammlung, die allem Anscheine nach den Grundstock von „Tausend und einer Nacht“ bildete; sie wurde indessen erst einige hnndert Jahre später in Kairo vollendet.

Die arabisch-persische Dichtung. Zur schönsten nnd vollendetsten Kunstblüte entfaltete sich das mohammedanische Leben durch das Zusammenwirken des arischen und semitischen Geistes in Persien. Die alte Heldensage fand hier ihren künstlerischen Abschluß, die romantischen Liebeserzählungen der Sassanidenzeit erhielten hier ihre dichterische Form. Wir begegnen einer Lyrik, die nicht nur zu dem Übersinnlichen, dem Ewigen sich emporschwingt, sondern auch bei den Erscheinungen des Lebens mit Lust und Liebe verweilt, das Dasein sinnig betrachtet und heiter genießt. Auch unter den Mohammedanern erhielten sich die volkstümlichen Überlieferungen, und die Samaniden erkannten gar bald, wie wichtig ihnen das altpersische Nationalgefühl zur Stütze ihrer Selbständigkeit war. Mahmud von Gasna war ein eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften; er ließ von den an seinen Hof geladenen Dichtern aus dem ganzen Reiche die Sagen der Vorzeit zusammenbringen. Ihre Zusammenstellung zu einem großen Ganzen besorgte Abul Kasim Mansur in Tus, der sich aus eignem Schöpferdrange schon seit zwanzig Jahren derselben Aufgabe gewidmet hatte. Nach dem Vortrage seiner Dichtung wurde

er von dem Fürsten mit dem Beinamen des „Paradiesischen", Firdusi, begrüßt, ein Ehrenname, unter dem er bei allen Völkern berühmt geworden ist. Firdusi wird als der persische Homer gepriesen, wenngleich er dem Sänger der Ilias an Einfachheit und epischer Klarheit weit nachsteht. Der größte Epiker nach ihm wurde Nisami mit seinem märchenhaften „Iskender Name" (d. i. das Buch von Alexander dem Großen).

Als Meister der romantischen poetischen Erzählungen in Persien glänzt Nisami im 12. Jahrhundert. In Lyrik und Spruchdichtung ragen hervor Omar Chiam zu Ende des 11. Jahrhunderts, Dschelaleddin Rumi aus Balch (gest. 1273) und Saadi (gest. 1291) aus Schiras, der Dichter des „Rosengartens" (Gulistan).

Jüdische Geistesbildung.

An dieser ganzen islamitischen Kultur nahmen die den Arabern so nahe verwandten Juden einen nicht unbeträchtlichen Anteil, da sie von den Mohammedanern weit duldsamer behandelt wurden, als im christlichen Abendlande, besonders seit den Kreuzzügen. Als Philosophen, Mediziner und Dichter wetteiferten sie vielfach mit den Arabern, namentlich in Spanien, und ihr Unterrichtswesen war nach ihrer alten Überlieferung konsequent durchgebildet. Als Grundlage dienten neben den Schriften des Alten Testaments die großen Sammlungen von Erklärungsschriften, die in den ersten christlichen Jahrhunderten entstanden und später im Talmud zusammengefaßt worden sind, nämlich die sogenannte Mischna, d. i. Wiederholung (Satzungen über alle möglichen Lebensverhältnisse, die durch fortgesetzte Wiederholung dem Gedächtnis der Schüler eingeprägt wurden), und die Gemara (d. i. Ergänzung, Auslegung zur Mischna, die wieder in eine jerusalemische und eine wichtigere babylonische zerfällt). Durch das ganze ungeheure Werk gehen zwei Strömungen nebeneinander her, nämlich die juristische Halacha, die das Gewohnheitsrecht enthält, und die erzählende, lehrhafte Haggada, eine Zusammenstellung von meist phantastischen abenteuerlichen Geschichten, Sprichwörtern und Rätselreden mit religiös-moralischer Tendenz. An diese Schriften schloß sich wieder eine unendliche auslegende und deutende Arbeit, wie an den Koran, und Talmudisten wie die Spanier Juda-ha-Levi (gest. 1150) und Aben-Esra (gest. 1167) waren in der ganzen Judenschaft des Ostens und des Westens hochberühmt. Erst ein jüdischer Schüler des Averroes, Moses Maimonides (gest. 1204), wollte die Vorschriften des Talmud mit der Vernunft in Einklang bringen und bahnte wirklich eine freiere Richtung des Judentums an, die später Spinoza weiterführte (s. Bd. VI, S. 405). Aber im ganzen blieb die jüdische Geistesentwickelung in einen engen Kreis von überlieferten immer spitzfindiger bestimmten Pflichten, Vorstellungen und Begriffen gebannt. Anderseits nahm sie den mystisch-phantastischen Charakter einer Religionsphilosophie an in der während des 12. Jahrhunderts entstandenen Kabbalah (d. i. empfangene Lehre), die durch allegorische Deutung und Buchstabenkünstelei den heiligen Schriften alle Geheimnisse der Welt ablocken zu können glaubte.

Das Morgenland und die Mongolen.

So verheerend die türkische Völkerwanderung im mohammedanischen Asien gewirkt hatte, die hohe Kultur dieser Lande war doch im ganzen erhalten geblieben. Sie erlag erst einer neuen Völkerwanderung, dem Einbruche der ostasiatischen Mongolen. Seitdem breitete sich über Vorderasien eine Verödung und Barbarei, die bis zur Stunde noch nicht wieder gewichen ist. Nur eine positive Leistung haben die Mongolen vollbracht: sie haben die bis dahin ganz in sich abgeschlossene ostasiatische Kulturwelt mit dem Westen in eine gewisse Verbindung gesetzt.

Wandlungen im chinesischen Reiche.

Der Kultnrstaat Ostasiens schlechtweg war seit grauer Vorzeit das Chinesische Reich (s. Bd. I, S. 19 ff.). Doch umfaßte dies gewöhnlich eben nur das allerdings gewaltige Gebiet zwischen dem Südabfalle der Mongolei und dem Tieflande von

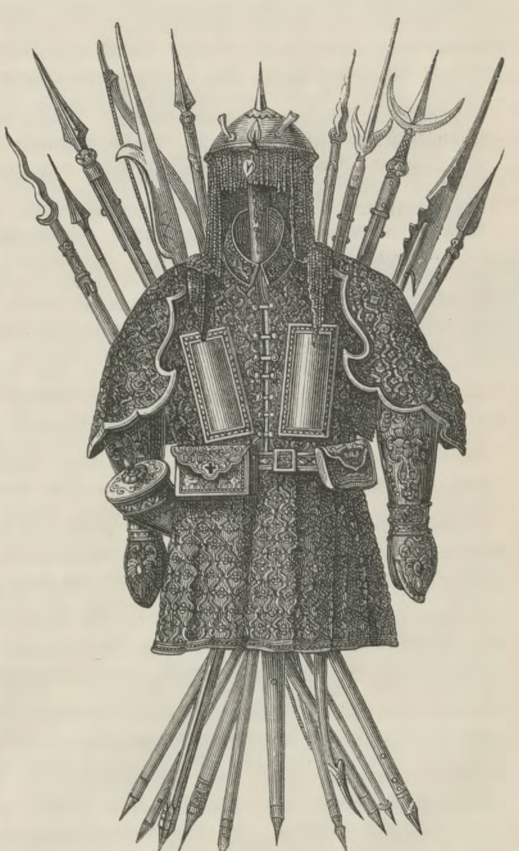
Tonking, also einen verhältnismäßig kleinen Teil Hochasiens, reichte nur zeitweilig weiter westwärts und war auch keineswegs immer in einer Hand. Unter den letzten Herrschern der Tsin (265—420 n. Chr.), die dem langen Zwiespalte ein Ende gemacht hatten (s. Bd. I, S. 29), eroberte ein vielleicht türkischer Stamm, die Toba, das nördliche China und gründete hier 386 unter der Dynastie Wei ein besonderes Reich, das im wesentlichen das Stromgebiet des Hoangho umfaßte. Die Tsin wurden dadurch auf den Süden beschränkt und hier 420 von den (älteren) Sung abgelöst. Erst als im Nordreiche 581 Jangkien, Fürst von Sui, eine neue einheimische Dynastie gestiftet hatte, gelang es diesem, die damals im Südreiche herrschenden Tschön 589 zu stürzen und beide Teile Chinas unter seiner Herrschaft zu vereinigen. In der Gesamtherrschaft über China folgte indes schon 617 durch Li-juan die Dynastie Tsang, die sich nun fast 300 Jahre lang, bis 907 behauptete und für die Kulturentwickelung sehr viel that, namentlich auch den auswärtigen Verkehr eifrig pflegte. Ihr größter Fürst war Tai-tsung (627—650), ein glücklicher, weithin angesehener Eroberer sein Nachfolger Kao-tsung, denn er brachte das schon unter den Han verlorene Turkestan wieder zum Reiche und empfing Gesandte des Perserkönigs Jezdegerd (Yi-ße-ße), des Kalifen Othman und des Kaisers Constans II. von Byzanz. Nach dieser glänzenden und glücklichen Periode folgte mit dem Sturze Tschao-süan-tis 907 durch die Houliang die zerrüttete Zeit der „fünf Geschlechter" (Wu-tai), d. i. der fünf binnen einem halben Jahrhundert unter beständigen Bürgerkriegen sich ablösenden Dynastien. Währenddem brachen wilde Mongolenschwärme über die Grenze, und fast in jeder Provinz warf sich ein Usurpator auf. Endlich erhoben 960 die Truppen ihren Führer Tschao-kwang-jin zum Kaiser, den Stifter der (jüngeren) Dynastie Sung (bis 1280). Allein während jener Verwirrung hatten die Tungusen von Khitan 937 Nordchina losgerissen und das spätere Pe-king (d. i. Lager des Nordens) zu ihrer Hauptstadt gemacht. Erst 1122 stürzte Hwai-tsung ihr Reich, doch schon 1125 erhob sich dort die neue (Shutschi-) Tungusendynastie Kin (bis 1234) und riß den Norden auf lange Zeit vom Süden los.

Eindringen des Buddhismus; Verkehr mit Indien u. den Arabern.

Die wichtigste Veränderung, die sich während dieser Jahrhunderte in China zutrug, war die Ausbreitung des Buddhismus, der sich freilich dem nüchtern verstandesmäßigen Wesen der Chinesen anbequemen mußte. Seitdem diese Lehre unter der Handynastie sich im Lande eingebürgert hatte, gelangte sie von hier aus 372 nach Korea, 522 nach Japan (Dschi-pen-kuë, Land des Sonnenaufgangs), breitete sich im 7. Jahrhundert auch im abgeschlossenen Hochlande Tibet aus, wo sie im 11. Jahrhundert die völlige Herrschaft erlangte, und bildete eine Verbindung nicht nur zwischen diesen Ländern, sondern auch mit dem fernen Indien. Besonders unter der Tsangdynastie herrschte in China ein reges Interesse für Indien, chinesische Schiffe fuhren bis an den persischen Golf, arabische und indische kamen regelmäßig bis China (s. S. 281), und zahlreiche Gesandtschaften wurden gewechselt. Die Macht und Ausbildung des Buddhismus in China erhellt am besten aus den in der Geschichte der Tsang enthaltenen Angaben, daß im Jahre 845 nicht weniger als 4660 kaiserliche und 40000 andre buddhistische Tempel und Klöster bestanden, mit 260500 Priestern und Nonnen, die über 150000 Sklaven geboten. Priester und Gesandte Chinas zogen in großer Anzahl nach Indien, der Wiege des Buddhismus, um dessen Lehren an der Quelle zu studieren oder sichere Abschriften der heiligen Bücher zu holen. Unter der Sungdynastie reisten 56 Priester dahin, und vom Jahre 964—975 hielt sich Ki-ni-e mit 300 Schülern daselbst auf. Aber auch das Christentum faßte durch syrische Nestorianer in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in China Fuß, und noch erinnert an diese Thatsache die berühmte chinesisch-syrische Inschrift von Sign-an-fu. Daraus entsprang später die für das Zeitalter der Entdeckungen so wichtige abend-

ländische Sage von einem mächtigen christlichen Reiche des „Erzpriesters Johannes" im fernen Osten (s. Bd. V, S. 29). Daneben kam der Islam zur Geltung, dessen Bekenner im 8. und 9. Jahrhundert ziemlich zahlreich gewesen sein müssen, namentlich in den Küstenstädten, wie vor allem Quinsay (s. S. 281), und unter den Sung sollen im ganzen nicht weniger als zwanzig Gesandtschaften der Araber (Ta-schi), darunter solche der Kalifen Abul-Abbas (A-bo-lo-ba), Abul-Dschafur (Apu-cha-fo) und Harun-al-Raschid (A-lun) nach China gekommen sein. Juden werden schon im 9. Jahrhundert erwähnt; um 1165 wurde sogar ein jüdischer Tempel in Kai-fong erbaut.

China war also keineswegs ohne einen gewissen Verkehr mit den süd- und westasiatischen Kulturkreisen, aber die chinesische Kultur blieb so eigenartig und selbständig wie zuvor und nahm im ganzen Osten bis Korea, Japan und Birma eine schlechthin herrschende Stellung ein.



299. Mongolische Rüstung und Waffen.

Zustände bei den Mongolen.

Und doch stand an der Nord- und Westgrenze das nomadische Mongolentum fortwährend wie eine dunkle drohende Wolke. Gegen diese Gefahr hatten die Chinesen schon im 3. Jahrhundert v. Chr. die „chinesische Mauer", das größte Bauwerk der Erde, als Grenzwehr errichtet (s. Bd. I, S. 24 ff.) und doch damit mongolische Einfälle nicht immer verhindert. Immerhin drängte sie die Mongolen mehr nach Westen und hielt sie jedenfalls auf ihrer nomadischen Kulturstufe fest, da die natürliche Beschaffenheit dieser ungeheuren Hochebenen den Übergang zum Ackerbau und damit zu einer höheren Kulturstufe fast nirgends erlaubt. Jahrhunderte hindurch blieben also die Zustände unter den Mongolen unverändert. Ungebrochen herrschte noch im 13. Jahrhundert bei ihnen das düstere, rohe schamanische Heidentum, der Glaube an die guten und bösen Geister der Verstorbenen, die die Lebenden teils fördern und beschützen, teils belästigen und plagen und deshalb von den Schamanen, einer Art von Priestern oder besser Zauberern, im Dunkel der Nacht, beim Schall einer Trommel und mit geheimnisvollen Zeremonien beschworen werden. Im ganzen waren aber die Mongolen gar nicht religiös angelegt, fast gleichgültig und nur deshalb Andersgläubigen gegenüber ziemlich duldsam. Ihre politische Ordnung kam über eine Anzahl von Stämmen oder Horden natürlich nicht hinaus (Horde, aus dem italienischen Horda, vom mongolischen Ordu, eine Vereinigung mehrerer Jurten, d. i. Zeltlager). Doch genossen deren Häuptlinge nach patriarchalischer Weise großes Ansehen und blinden Gehorsam, und ungewöhnlich willenskräftige Männer vermochten es wohl, auf einige Zeit eine Anzahl dieser Horden in ihrer Hand zu vereinigen, gerade deshalb, weil sie niemals

feste Wohnsitze hatten und also leicht beweglich waren. Noch im 13. Jahrhundert hatte sich auch darin gar nichts geändert. Der venezianische Reisende Marco Polo, ein sehr scharfer Beobachter, der 1271 bis 1295 Hochasien in den verschiedensten Richtungen hin durchstreifte und 17 Jahre in chinesischen Diensten stand (s. Bd. V, S. 29), schildert die Lebensweise und Art der Mongolen fast genau so, wie die der stammverwandten Hunnen 900 Jahre zuvor (s. oben S. 48).

Sobald der Winter naht, so etwa erzählt er, ziehen sie in die wärmeren Ebenen und im Sommer in die kühleren Gebirge. Während zwei bis drei Monaten steigen sie immer höher hinauf, frische Weide und Wasser suchend; denn das Gras an einem Orte reicht nirgends lange hin, um die ungeheure Menge ihrer Herden zu ernähren. Die Einrichtung ihrer Zelte, deren Eingang immer nach Süden sieht, beruht auf Pfählen, die sie mit Filz bedecken; die Zelte sind rund und so künstlich gemacht, daß sie sich in ein Bündel zusammenlegen und ans Wagen leicht fortschaffen lassen. Außer vierräderigen Lastwagen bedienen sie sich noch zweiräderiger, ganz mit Filz bedeckter Wagen, in denen sie einen ganzen Regentag trocken sitzen können. Ochsen oder Kamele ziehen diese Zeltwagen; Weiber, Kinder und aller Lebensbedarf befinden sich darin. Die Frauen betreiben die Handelsgeschäfte und besorgen alles, was zur Wirtschaft gehört; die Männer beschäftigen sich nur mit der Jagd und dem Waffeuhaudwerk. Die Tataren leben hauptsächlich von Milch und Fleisch, von dem Wild, das sie erlegen, und von einer Art Kaninchen, Pharaonsmaus (Ichneumon) genannt. Sie trinken am liebsten Stutenmilch, die sie ähnlich dem weißen Wein zu bereiten wissen und Kumis nennen. Die Frauen sind überaus keusch und ehrbar, denn Treulosigkeit gilt für niederträchtig. Der Mann nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann; der Aufwand, den er für sie zu machen hat, ist nicht groß, beträchtlich aber der aus ihrem Handel und ihrer Arbeit zu ziehende Nutzen. Deshalb bezahlt er auch gern den Eltern des Mädchens, das er zur Frau begehrt, ein Heiratsgeld. Die erste Frau und ihre Kinder gelten als die rechtmäßigen. Nach dem Tode des Vaters darf der Sohn alle Weiber desselben, nur nicht die eigne Mutter und leibliche Schwester, heiraten.

Die Mongolen kämpfen in der Schlacht aufs tapferste, sie achten das Leben nur gering; gegen Schmerz gleichgültig, zeigen sie sich auch grausam gegen ihre Feinde. Mühe und Entbehrungen tragen sie mit Leichtigkeit, zwei Tage und zwei Nächte können sie zu Pferde bleiben, ohne abzusteigen und zu schlafen. Kein Volk übertrifft dieses Steppenvolk in Ausdauer und Geduld, im Gehorsam gegen seine Führer, keines bedarf so blutwenig zum Unterhalt. Auf weiteren Märschen leben sie meist von Milch und führen nur Lager- und Kochgeräte und kleine Zelte von Filz mit sich. Jeder Mann besitzt in der Regel 18 Rosse und Stuten, zum Wechseln und zur Nahrung. So reisen sie wohl zehn Tage, ohne gekochte Speisen zu genießen, öffnen dann den Pferden eine Ader und trinken ihr Blut. Von dem rahmigen Teile der Milch bereiten sie eine Art Käse, den sie an der Sonne trocknen. Von diesem nimmt jeder Reiter 10 Pfund mit sich auf den Marsch, thut jemalig in der Frühe ein halbes Pfund in eine Beutelflasche mit Wasser, das beim Reiten ineinander geschüttelt und in eine dünne Suppe verwandelt wird; das ist des Tataren Mahlzeit. — Diese kleinen flinken, lang gemähnten Steppenrosse trugen untersetzte, häßliche, gelbbraune Menschen mit schief geschlitzten Augen; das Haupthaar war in einen starken Schopf znsammengebnnden. An der Seite hing der Säbel oder das Schwert, anf dem Rücken Köcher und Bogen, am Handgelenke die geflochtene Knute. Überaus geschickt wußten sie sich des Pfeils, des Streitkolbens und der Lanze zu bedienen. Sie trugen in der Regel starke Koller und Rüstungen aus Büffel- oder andern Tierhäuten, die sie am Feuer trockneten und härteten. Die Vornehmen liebten kostbare Pelze und Gewänder von Seide und teuren Stoffen. Ihre Pferde liefen fortwährend im kurzen Trabe und vermochten dabei die schwersten Beutelasten zu tragen, zwischen denen die Reiter kauerten. In der Schlacht wichen sie einem Handgemenge aus, umschwärmten lieber den Feind mit ihren behenden Pferden und beschossen ihn mit Pfeilen von allen Seiten; fliehend töteten sie im Davoneilen Mann und Roß, so daß sie oft plötzlich den Sieg errangen, wenn der Feind meinte, selbst Sieger zu sein.

Aufkommen Temudschins.

Was mußte es nun für die gesamte asiatische Welt aller drei Kulturkreise, des chinesischen, indischen und arabischen, bedeuten, wenn es gelang, diese zahllosen Geschwader völlig roher, gänzlich bedürfnisloser, wetterharter, unwiderstehlich tapferer Reiter, denen kein Weg zu weit, kein Berg zu hoch, kein Fluß zu breit und reißend war, durch die Aussicht auf Verwüstung und Beute zusammenzuballen und von ihren Hochebenen hinunter in die Kulturländer zu führen, wo fast nirgends eine widerstandskräftige Staatsordnung bestand! Und das gelang am Anfange des 13. Jahrhunderts einem Häuptling des Stammes Nirun in den Hochebenen zwischen den Flüssen Tula, Onon und Kerlon (Kerulen) an der heutigen Grenze zwischen Sibirien und der Mongolei westlich vom Dalai-noor. Das war Temudschin, geboren 1155 als Sohn des

Häuptlings Jissugei. Um 1195 unterwarf er sich durch die Schlacht an der Baldscha die Nirun, dann auch andre Stämme, besonders mit Hilfe des Häuptlings Ongchan, mit dem er ewige Freundschaft getrunken hatte. Als es trotzdem zwischen beiden zum Zwiste kam, erlag Ongchan im September 1203 in einer großen Schlacht zwischen Kerlon und Onon, wurde gefangen und getötet. Nunmehr erkannten alle neun Stämme der Mongolen in großer Versammlung Temudschin als ihren Oberherrn an und erhoben als Bundeszeichen eine Standarte mit neun Schweifen des Yak (Grunzochsen). Temudschin aber nannte sich fortan auf göttliches Gebot, das ein Priester dem Volke verkündigte, Dschingischan, d. i. der große Chan, und nahm seinen Sitz in Karakorum (d. i. Stadt des Sandes). Von hier aus zog er aus, die Welt zu erobern, denn eine Stimme hatte ihm verkündigt: „Die Welt ist dein, geh, nimm sie ein!“ Und so wurde er der entsetzlichste Menschenwürger, den die Geschichte kennt. Denn er sagte einmal zu einem seiner Anführer: „Das Schönste ist, seine Feinde vor sich herzujagen, ihre Güter zu rauben, ihre Pferde zu besteigen, ihre Angehörigen weinen zu sehen und ihre Weiber zu umarmen.“ So ritt er über ganz Asien dahin „als der wilde Jäger des Menschengeschlechts“. Kein höherer Gedanke regte sich in diesem Kopfe, als die Gier nach dem rohesten Genuß. Nicht die Eroberung, sondern vor allem Zerstörung und Beute war sein Ziel, und wie er, so dachten seine Mongolen.



300. Dreisprachige Münze Dschingischans (Kgl. Münzkabinett in Berlin).

Eroberung von China und Chowaresmien.

Sein erstes Ziel war China, denn die damals in dessen Nordhälfte herrschenden Tungusen waren immer die Feinde der Mongolen gewesen. Im Jahre 1211 brach er durch die große Mauer, 1212 nahm er die Hauptstadt Yen-king, bis 1213 fast das ganze Land nördlich des Hoangho, bis 1215 das gesamte Nordreich. Dann wandte er sich gegen Westen, traf also mit der zerfahrenen islamitischen Welt zusammen, zuerst mit dem Reiche der Chowaresmier. In vier Heeresmassen überrannten sie es im Jahre 1219, Temudschin selbst nahm Balch, dessen Einwohner er erschlagen oder in die Sklaverei verkaufen ließ, dann Samarkand, Bochara und Nischapur. Mohammed Kotbeddin, der Chowaresmierschah, flüchtete nach dem Kaspischen Meere und starb im Elend (Januar 1221). Sein tapferer Sohn Dschelall-eddin (1221—31) nahm im östlichen Iran den Kampf nochmals auf. Aber unermüdlich setzte ihm Temudschin nach, vertrieb ihn aus Gasna und erreichte ihn endlich am oberen Indus, wo der Sultan, da er nicht mehr ausweichen konnte, am 9. Dezember 1221 die Schlacht wagte und verlor. Die Mongolen verfolgten indes ihren Sieg hier nicht, sondern gingen langsam nach Innerasien zurück. Nur eine starke Abteilung drang um das Kaspische Meer weiter westwärts vor, überwältigte die Kumanen im Kaptschak (zwischen Wolga und Don) und siegten über die Russen, die diesen beistehen wollten, 1223 an der Kulka. Erst im Jahre 1224 kehrte der Eroberer nach der Mongolei zurück. Er ließ überall eine menschenleere Wüste zurück. Die Städte waren geplündert, zerstört, ausgemordet, in Herat z. B. von einer Bevölkerung von 100 000 Einwohnern noch 16 übrig, die Getreidefelder vernichtet, die elenden Reste des Volkes nährten sich in der nächsten Zeit von Hunden, Katzen und wildem Kraut. Mit der alten Kultur waren auch alle Keime vernichtet, aus denen neues Leben hätte emporsprießen können. Es war, wie wenn sich in den Alpen eine Muhr über prangende Wiesen und Felder ergießt und sie unter ihrem Steinschutte erstickt. Der Urheber all dieses Greuels, Temudschin, starb 1227, eben im Begriff, zum zweitenmal gegen China aufzubrechen, und wurde zur Bestattung nach seiner Heimat geführt. Jeder, der dem Leichenzuge begegnete, wurde erschlagen zur Ehre des Verstorbenen.

Vordringen der Mongolen nach Westen.

Es war die Überleitung zu neuen Greueln der Verwüstung. Von der Menge Söhne, die Temudschin hinterließ, erlangten nur vier eine größere geschichtliche Bedeutung: Oktai (Ogotai), Dschagatai, Tuschi und Tuli. Oktai hatte einen Sohn Namens Kujuk, Tuschi zwei, Batu und Scheibani, Tuli drei, Mangu, Kubilai und Hulagu. Von jenen vier Söhnen erhoben die Mongolen in großer Versammlung im Frühjahr 1229 gegen ihren alten Brauch, der immer dem jüngsten Sohne das Erbe zusprach, den ältesten, Oktai, zum Dschingischan (bis 1241). Doch nahm dieser nur au den ersten Feldzügen teil, dann zog er sich zu ruhigem Genußleben nach seinem prächtigen Palaste in Karakorum zurück. Auf jenen Feldzügen unterwarf er China 1234 völlig bis auf einige südliche Provinzen; dann sandte er seine Neffen Batu und Mangu gemäß einem feierlichen Reichsbeschlusse 1235 gegen den Westen, besonders gegen die Russen. Auch hier wie in Polen wollte es das Verhängnis, daß keine geschlossene nationale Großmacht, sondern nur kleine Fürstentümer den asiatischen Barbaren entgentraten. Die Wolga überschreitend, drangen diese 1237 in Rußland ein, verbrannten die Städte, verwüsteten das Land und raubten alles vorgefundene Gut. Während einzelne Scharen nach Ungarn, das damals durch Parteizwist zersplittert war, streiften, breitete sich Batu mit dem Hauptschwarme in Rußland aus, schlug die ihm entgegenrückenden Russen in die Flucht und vernichtete endlich durch die Hauptschlacht bei Kolomna, südlich von Moskau, 1238 ihre Macht so nachhaltig, daß ganz Rußland ihm unterthänig wurde (das Nähere s. Bd. IV). Aber damit noch nicht zufrieden, drang der furchtbare Mongolenführer auch nach Polen vor. Die Schlacht bei Chmielnik (1240) entschied auch dieses Reiches Schicksal dahin, daß es einer greulichen Verheerung anheimfiel. Jetzt wandte der schreckliche Batu sich südwärts, um 1241 in Ungarn einzufallen, das mit Polen verbündet war. Am Sajo erlagen die Ungarn unter König Bela IV. vollständig, er selbst entkam durch die Schnelligkeit seines Rosses den Verfolgern, außer ihm, wie es heißt, nur 15 Menschen, alles übrige wurde ereilt und erschlagen, die Ebene zwei Tagereisen weit mit Leichen bedeckt. Nur die Wälder des Gebirges bargen die flüchtige Bevölkerung vor den Würgern. Nun wälzte sich der Strom des Verderbens gegen die deutsch-slawischen Grenzgebiete. Da war es der eherne Heldenmut der deutschen und polnischen Ritterschaft des Herzogs Heinrich von Niederschlesien, der auf der „Wahlstatt“ bei Liegnitz am 9. April 1241 zwar nicht den Sieg, aber die Umkehr der Mongolen erzwang. Auch vor Olmütz am 25. Juni abgewiesen, durchstreiften sie 1242 noch Kroatien und Dalmatien, kehrten aber dann durch Serbien und Bulgarien nach dem Osten heim (s. Bd. IV). An der abendländischen Kultur, an ihren festen Städten und Burgen und an ihren gepanzerten Geschwadern brach sich der Ansturm dieser Steppenreiter. Von den westlichen Ländern, die sie durchzogen, hielten sie nur das halb orientalische Rußland fest; hier gründete Batu das Reich Kaptschak vom Kaspischen Meere bis zum Don und bis gegen Nowgorod hin, das „Reich der goldenen Horde“ von Sarai (s. Bd. IV). Um dieselbe Zeit unterwarf Scheibani mit leichter Mühe das pelzreiche Sibirien und nahm seinen Sitz in Tobolsk.

Unterwerfen Kleinasiens.

Inzwischen war Oktai 1241 gestorben und sein Sohn Kujuk als Großchan anerkannt worden (1242—47). Obwohl dieser selbst in Karakorum saß, gingen doch die Eroberungen fort. Nachdem der tapfere Dschelall-eddin bei einem letzten Versuche, sich in Chowaresmien wieder festzusetzen, schließlich auf abenteuerlicher Flucht in den kurdisch-armenischen Bergen umgekommen war (August 1231), hatten die Mongolen, nicht mehr als 30 000 Mann, Aderbeidschan, Georgien, Armenien, Mesopotamien und Nordsyrien verheerend und mordend durchstreift, ohne daß sie irgend welchen Widerstand gefunden hätten oder daß die Fürsten dieser Länder auch nur den Gedanken gefaßt hätten, ihre elenden Händel zu vergessen und sich gegen die Verderber zu

einigen. Ein lähmender Schrecken ging vor jedem einzelnen dieser Mongolen her. Als ihrer 10 000 bei Siwas auf ein Heer von 22 000 Seldschuken stießen, ergriffen diese einfach die Flucht, uud der Sultan von Ikonion unterwarf sich dem Großchan, 1244 auch Hethum, der König von Klein-Armenien. Selbst den Zwiespalt, der nach dem Tode Kujuks unter den Mongolen über die Nachfolge ausbrach und erst durch die Erhebung des Großchans Mangu (1251—59) beendet wurde, wußten die Fürsten Westasiens nicht zu benutzen.

Untergang des Kalifats von Bagdad.

Mangu selbst zog es vor, „in den alten Jurten sorgenfrei und sieggekrönt zu sitzen, sich mit Vergnügungen die Zeit zu vertreiben und Recht zu sprechen“, aber die Herrschaft über Asien zu vollenden, galt ihm doch als Aufgabe. Dazu sandte er 1253 seinen jungen Bruder Hulagu aus. In Samarkand traf Hulagu erst 1255 ein. Am 1. Januar 1256 ging er über den Oxus nach Persien hinüber, wo fast alle Herrscher Westasiens ihm huldigten. Dann erklärte er, daß er die verruchten Assassinen vernichten wolle. In der That zwang er bald ihre Burgen zur Übergabe und zerstörte sie, auch Alamut, während er die fanatischen Bekenner der Glaubensbrüderschaft zu Tausenden erschlagen ließ. Der „Alte vom Berge“, damals Rukn-eddin, wurde als Gefangener nach Karakorum gesendet, aber unterwegs von der Begleitmannschaft umgebracht. In Persien verschwand seitdem jede Spur der Mördersekte, und die geringen Reste, die in Syrien der blutigen Verfolgung entgingen, führten fernerhin ein nur kümmerliches, kaum beachtetes Dasein. Der Hauptanschlag Hulagus galt jedoch dem Kalifat von Bagdad, dem einzig noch unbezwungenen Reiche Asiens. Im Jahre 1258 rückte er mit seinen Scharen an. Der Kalif Mustassim Billah sah mit fatalistischer Ruhe das Gewitter heranziehen; denn sein Vertrauen auf den Gott der Mohammedaner war so stark, daß er den Sturz des Kalifats, dieses Reiches Allahs auf Erden, nicht für möglich hielt. Allein bald mußte sich der glaubensselige Kalif überzeugen, daß Allah kraft- und willenlose Herrscher nicht schützt. Hulagu nahm Bagdad nach dreiwöchiger Belagerung am 10. Februar 1258 durch Übergabe, zerstörte diese herrlichste Stadt Asiens bis auf den Grund und machte auf diese Weise dem Kalifat von Bagdad ein Ende. Der Kalif wurde, nachdem er in der Angst alle seine Schätze dem Sieger in seinem Palaste abgeliefert hatte, trotzdem mit allen seinen Angehörigen hingerichtet, die Bevölkerung im übrigen verschont. Denn Hulagu betrachtete sich als ihren Herrn und wurde auch von Mangus Nachfolger, Kubilai, 1263 als Ilchan (d. i. Stammfürst) über Persien und alle Länder westlich des Oxus anerkannt.

Glücklicher Widerstand der Mamluken.

Ehe dies noch geschah, hatte Hulagu durch seine Gesandten die ejubidischen Fürsten in Syrien und den zweiten Mamlukensultan von Ägypten Kotuz zur Unterwerfung aufgefordert. Da stieß er auf einen Widerstand, den er nicht zu brechen vermochte. Die Fürsten von Damaskus, Emesa und Aleppo überwältigte er noch, aber als ihn der Tod Mangus 1259 nach Ostasien rief, wurde sein Feldherr Ketboga am 3. September 1260, einem Freitage, von Kotuz und seinen Mamluken, die mit dem Rufe „Islam!“ angriffen, an der sogenannten Goliathsquelle (Ein Dschalut) bei Nablus (Sichem) in Palästina völlig geschlagen und darauf die Mongolen aus ganz Syrien geworfen, das nun Kotuz selbst in Besitz nahm. Schon 1261 wurde er von seinem Emir Beibars ermordet und gestürzt. Aber dieser gewaltige Mamlukensultan hielt die errungene Herrschaft in fester Faust beisammen, und für zweiundeinhalb Jahrhunderte, bis 1516, blieben Ägypten und Syrien unter seinen Nachfolgern vereinigt. So haben die Mamluken die Reste des vorderasiatischen Islam gerettet und die Macht geschaffen, die fortan die wichtigsten Handelswege vom Mittelmeere nach Indien beherrschte (s. Bd. V, S. 30). Die Einsetzung eines schiitischen Kalifen in Kahira gab dieser nunmehr ersten Macht der mohammedanischen Welt auch einen geistlichen Rückhalt.

Untergang der Kreuzfahrerstaaten.

Aber für die Überbleibsel der syrischen Christenstaaten wurde diese Machtvereinigung so verhängnisvoll, wie einst unter Saladin. Ihre letzte Hoffnung, sich zu halten, hatte auf dem Gegensatze zwischen Mongolen und Mamluken beruht, und die Christen, namentlich die Päpste, hatten es nicht an Versuchen fehlen lassen, mit jenen in Verbindung zu treten, sogar die Hoffnung, sie zum Christentume zu bekehren, lange festgehalten, was eine unermeßliche Wandlung bedeutet haben würde. Dazu kam es nun freilich nicht, obwohl Hulagus Nachfolger, der Ilchan Abaka (1265—82), die Taufe nahm, und so sind schließlich die syrischen Christenkolonien bis 1291 den Mamluken unterlegen (s. Bd. IV).

Die vier Mongolenreiche.

Inzwischen hatte Mangu auch Tibet unterwerfen lassen und die mongolische Herrschaft über China erweitert. Sein Nachfolger, der Großchan Kubilai (1260—94), vollendete 1280 die Unterwerfung Chinas mit dem Falle von Kanton und bediente sich klug des Buddhismus zur Befestigung seiner Herrschaft, indem er den obersten Buddhapriester in Tibet, den Vorsteher des Sakjanaklosters, als Dalai Lama anerkannte und ihm auch die chinesischen Bonzen unterordnete. Fortan gingen die Mongolenherrscher auf die ihnen am nächsten stehende chinesische Kultur ein. Kubilai wurde unter dem chinesischen Namen Schitsu Beherrscher des Reiches der Mitte und Stifter der Mongolendynastie Yüen (der „Ursprünglichen“), die sich bis 1368 hielt, und die barbarischen Sieger fanden sich bald in Sitten und Leben der Besiegten. Kubilai verlegte seinen Wohnsitz nach China, das schon infolge seines Ansehens und seiner vorgeschrittenen Kultur den Mittelpunkt bot, um den sich die Völker mongolischer Herkunft leichter gruppieren konnten. — Eine ähnliche Wandlung machten im Westen die Ilchane durch. Denn Abaka, der selbst die Taufe angenommen hatte, neigte sich doch, wie begreiflich, im übrigen nicht der christlichen, sondern der mohammedanischen Kultur zu und vertraute, nachdem anfangs Leute niederen Standes sich an die Mongolen gedrängt und die ersten Ämter an sich gerissen hatten, zwei gebildeten Persern, Schems-eddin und Ala-eddin, die Verwaltung seines doch wesentlich persischen Reiches an. Sein Nachfolger, sein Bruder Tokndar (1282—84), trat selbst zum Islam über, und obwohl der von ihm verdrängte Sohn Abakas, Argun, schon 1284 ihn wieder stürzte und persönlich nicht Mohammedaner wurde, so schützte doch auch er den Islam. Nicht minder huldigten ihm schließlich die Nachkommen Dschagatais in dem nach diesem genannten unter ihnen selbständig gewordenen Mittelreiche zwischen dem Oxus und dem Altai. So hatte sich das ungeheure Großreich in vier einigermaßen natürliche Bestandteile aufgelöst, und die rohen Mongolen waren wenigstens oberflächlich der höheren Kultur des Islam zugänglich geworden. Aber was sie hier zerstört hatten, blühte nicht wieder auf; hier ist eine höhere Kultur endgültig einer niederen erlegen.

China unter Kubilai.

Nur in Ostasien, wo die Verwüstung weniger groß gewesen sein mag, haben die Mongolenherrscher mit Hilfe der ihnen dienstbaren chinesischen Kultur ein Großreich von längerer Dauer geschaffen, weil sie hier das Chinesische Reich als festen nationalen Kern benutzen konnten. Denn Kubilai erscheint vor allem als Kaiser von China. Er hatte nach 1280 seinen Sitz ganz dorthin verlegt und residierte meist in Cambaluc (Pe-king), wenn er nicht in der heißen Sommerszeit ins Gebirge ging oder auf irgend einem Jagdschlosse Aufenthalt nahm. Cambaluc wurde die Hauptstadt seines weiten Reiches, der Mittelpunkt der Regierung, und diese Regierung war wesentlich chinesisch. Dem gesamten Heerwesen wie den inneren Angelegenheiten standen zwei höchste Behörden von je zwölf Personen vor; die eine, der „Thai“, d. i. oberster Hof, entschied über alles, was das Heer betraf; der „Sing“, d. i. zweiter Hof, leitete die Regierung des ganzen Reiches wie der einzelnen Provinzen und residierte in Cambaluc in einem großen Palast mit einer Unzahl von Beamten. Hier war auch die Münzstätte des Großchans, wo auch Papiergeld, also Zeichengeld, mit größter Sorgfalt hergestellt wurde, denn die Zahlungen an das Heer bestanden durchweg aus Papiergeld. Den Kredit erhielt das Recht jedes Empfängers, sein Papier in Edelmetall umwechseln zu lassen.

Von echt orientalischer Größe und Pracht war der Palast und der Hofhalt Kubilais, wie ihn Marco Polo eingehend beschreibt.

Des Großchans Palast in Cambaluc, wo er vom Dezember bis Februar residierte, befindet sich an der südlichen Seite der Stadt; von einer Mauer und einem tiefen Graben umgeben, bildet er ein Viereck, dessen Geviertseiten je acht (chinesische) Meilen in der Länge haben; sein Hauptthor war stets von Volk aus allen Gegenden umlagert. Innerhalb der Mauer befindet sich ein Zwischenraum von einer Meile in der Breite für die Truppen; dann folgt eine zweite Mauer, die ein Viereck von sechs Meilen im Umfang einschließt und drei Thore auf der südlichen und drei auf der nördlichen Seite zeigt, durch deren mittlere der Großchan allein aus- und einzieht. Acht große Gebäude stehen in diesem Bezirk, gefüllt mit dem kaiserlichen Kriegszeug. Der dritte Bezirk, von zwanzig Fuß hohen, mit weißen Zinnen gezierten Mauern umgeben, umschließt ein Viereck von vier Meilen; er hat sechs Thore und acht große Gebäude mit des Kaisers Garderobe, sowie das Hofgerät. Überall gewahrte man schöne Waldungen und Wiesen mit zahmen und wilden Tieren aller Arten. Innerhalb der innersten Mauer erhebt sich der Palast, an Größe ohnegleichen; er umschließt einen weiten Hof, über den aber nur Personen von Rang und die Wache schreiten dürfen. Er hat jedoch nur ein Erdgeschoß mit Dach und steht auf einer zehn Spannen über dem Boden erhabenen gepflasterten Plattform, ringsum von einer Marmormauer mit schönem Säulengeländer umgeben; die Wände der Hallen und Zimmer zieren vergoldetes Schnitzwerk, Figuren von Kriegern, Drachen und allerlei Vögeln, Darstellungen von Schlachten und Jagdvergnügungen, und auch an der inneren Seite des weit vorspringenden Daches sieht man nichts als Gold und Malerei. Auf jeder Seite des Palastes führen Marmorstufen eine große Freitreppe hinauf und in die Halle, die nur zu den Gastmählern dient und eine ungeheure Menge Volks zu fassen vermag. Außerdem enthält der Palast eine große Zahl bewunderungswürdig schöner Zimmer mit Fenstern so durchsichtig und klar wie Kristall. Der hintere Teil des Palastes bewahrt in vielen Zimmern den Schatz: Gold und Silber, Edelsteine und Perlen und die köstlichsten Gefäße. An seiner nördlichen Seite ist ein künstlicher 200 Fuß hoher Hügel, von einer Meile in der Grundfläche, mit den schönsten immergrünen Bäumen besetzt; denn wo nur der Großchan einen prächtigen Baum sieht, läßt er ihn ausheben und auf Elefanten hierher schaffen. Auf diesem „grünen Berge" steht ein zierlicher grüner Pavillon, und alles dies zusammen gewährt einen köstlichen Anblick. Gegen Norden, noch im Bezirk der Stadt, befindet sich die Höhlung, wo die Erde zu diesem Berge ausgegraben wurde; dahin ward ein Bach geleitet und das Ganze zu einem schönen Teich umgewandelt. Schwäne und Wasservögel aller Art beleben das Gewässer, und eine zierliche Brücke führt vom Palast des Chans zu dem seines Sohnes.

Hält der Großchan feierlichen Hof, so steht eine Tafel vor seinem erhabenen Throne. Er sitzt auf der nördlichen Seite der Halle, das Gesicht gegen Süden gewendet, ihm zur Linken die Kaiserin, zur Rechten auf etwas niedrigeren Sesseln seine Söhne und Enkel; dann folgen die andern Prinzen, die Reichsvasallen und Edlen auf noch tieferen Sitzen; in gleicher Ordnung sitzen auf der linken Seite des Thrones die Gemahlinnen der Anwesenden. Der größte Teil der Ritter und ihrer Frauen schmaust auf Teppichen, und außen vor der Halle harrt eine ungeheure Menge Volkes mit Geschenken und Bitten. Sobald der Großherr trinkt, knieen alle Anwesenden nieder, und die Musiker spielen ihre Instrumente. Nach dem Mahle werden die Tische entfernt, Sänger, Zauberer und Gaukler treten ein und ergötzen den Chan und seine Gäste. — Besonders großartig wurde das Geburtsfest des Herrschers, der 28. September, und das „Weißfest" (Neujahrsfest, 1. Februar) gefeiert.

Für das Volk war diese Regierung nicht ohne umsichtiges Wohlwollen. Jedes Jahr schickt der Großchan, erzählt Marco Polo, Abgeordnete aus, um den Stand der Ernte in allen Provinzen zu erfahren. Wo Mißwachs stattgefunden hat, wird keine Schatzung eingetrieben; man füllt die Speicher mit dem Getreide, das bei guten Ernten aufgekauft worden und zur Zeit der Not um den Marktpreis verkauft wird. Überall greift der Herrscher durch seine Statthalter dem Volke unter die Arme, damit es von seiner Arbeit leben und seinen Wohlstand mehren kann. Deswegen beten die Armen zu dem Großchan wie zu einer Gottheit. Erfährt derselbe von einer achtbaren, in Armut geratenen Familie, so gibt er her, was zu ihrem Jahresaufwand gehört. Ein besonderes Hofamt ist nur mit Verwaltung der Armenangelegenheiten betraut. Niemand wird Speise verweigert, der darum bittet, und kein Tag vergeht, an dem nicht vom kaiserlichen Hofe 20000 Schüsseln Reis, Hirse u. a. verteilt werden. Auch hat der Großchan zu beiden Seiten der Landstraßen zwei Schritt voneinander Bäume pflanzen lassen, die im Sommer Schatten geben und im Winter, wenn Schnee liegt, den Weg finden lassen. Führt die Straße durch felsiges Gebirge, so läßt er Steine sammeln und aufrichten und Wegsäulen aufstellen.

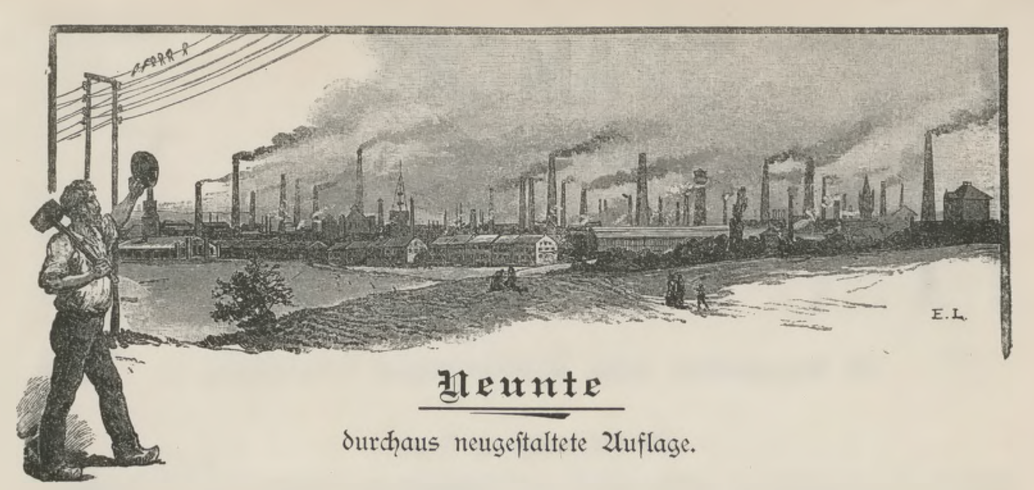
Denn wie in allen asiatischen Großreichen das unmittelbare Bedürfnis zu einer besonderen Pflege der Verkehrsanstalten führte, die dem damaligen Abendländer unbekannt und daher auffallend war, so auch im Mongolenreiche. Marco Polo preist immer wieder die Ausdehnung der Kanäle, die trefflichen Dämme, die vorzüglichen Landstraßen und die Post. Hochstraßen führen von der Hauptstadt nach allen Provinzen, auf denen in Zwischenräumen von 20 bis 30 Meilen Posthäuser eingerichtet sind, so schön, daß selbst Könige in geziemender Weise aufgenommen werden können. Jede Station hat 400 gute Pferde, von denen die Hälfte immer

auf der Weide, die andre Hälfte zum Dienst bereit ist. Auch in den gebirgigen Gegenden unterhält der Großchan solche Posthäuser, die mit allem Nötigen versehen und in deren Nähe ansehnliche Ortschaften entstanden sind. Es bestehen im ganzen Reiche wohl 200000 Pferde für den Postdienst und 10000 Posthäuser. Zwischen den Posthäusern sind von drei zu drei Meilen kleine Dörfer angelegt, jedes mit etwa 40 Hütten, wo die Fußboten des Großchans wohnen. Sie laufen nur von einem Dorf zum andern und tragen am Gürtel kleine Schellen, um ihr Kommen anzuzeigen, damit der Ablösende sogleich bereit steht. So durcheilen die Nachrichten in kürzester Zeit weite Strecken. Ein Schreiber auf jeder Station zeichnet die ankommenden und abgehenden Kuriere auf, und besondere Beamte untersuchen monatlich die Stationen. Die Kurierpferde werden von den Bewohnern der Stationen verpflegt, und alle Dörfer und Städte sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Postpferden zu stellen und zu unterhalten. An Flüssen und Seen müssen die nächsten Orte stets drei oder vier Kähne bereit halten und an den Wüsten für die Fortschaffung der Gesandten und Boten Sorge tragen. Mit außerordentlichen Depeschen reiten solche Boten 200—250 (chinesische) Meilen in einem Tage und tragen dann eine Tafel mit einem Geierfalken als Zeichen der höchsten Eile bei sich. Sie umgürten den Leib fest, umbinden den Kopf mit einem Tuch und reiten so schnell sie können; in der Nähe des Posthauses stoßen sie in ein weitschallendes Horn und finden sogleich frische Pferde bereit; sie reiten auch wohl die ganze Nacht hindurch, wenn der Mond nicht scheint, von Läufern mit Fackeln begleitet.

Höchst ansehnlich fand Marco Polo auch den Schiffsverkehr auf dem „Großen Kanal“, vor allem aber machten ihm die großen Seehäfen den tiefsten Eindruck, besonders Quinsay (Hang-tscheu-fu, unter 30° nördl. Br.) und Zaitun (Tschiuen-tscheu-fu) an der Fukienstraße. Von dort ging ein schwunghafter Seeverkehr auch nach Indien und den Sundainseln. Von beiden Städten entwirft Marco Polo Schilderungen, die seine Landsleute mit Bewunderung erfüllten. Quinsay war nach ihm von etwa 1600000 Familien bewohnt und die größte Stadt der damaligen Welt; sie besaß auch eine nestorianische Kirche. Jeder Familienvater hatte einen Zettel über die Thür seines Hauses mit dem Namen aller einzelnen Familienglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde zu heften. Starb einer der Hausbewohner, so wurde sein Name ausgestrichen, ebenso auch jedes neugeborene Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung galt durch die ganze Provinz Manji. Auch die Inhaber der Gasthöfe trugen die Namen aller, die bei ihnen wohnten, in ein dazu bestimmtes Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt, und sandten täglich eine Abschrift davon den Stadtbehörden. Die Einkünfte des Großchans aus Quinsay und den zu der Provinz (Manji) gehörenden Städten waren außerordentlich bedeutend. Vom Salz allein, dem ergiebigsten Artikel, betrugen sie 6400000 Dukaten; denn eine erstaunliche Menge Salz wurde zwischen der Stadt und dem Meere gewonnen. Zucker, Gewürze, Wein und das aus Reis bereitete Getränk zahlten drei Prozent, ebensoviel die zwölf vornehmsten Handwerke und die Kaufleute von allen Gütern, zehn Prozent dagegen von dem, was sie über See einführten. Drei Prozent zahlten weiterhin alle übrigen Erzeugnisse des Landes ohne Unterschied, so daß die Einkünfte, mit Ausnahme des Salzes, 16800000 Dukaten betrugen. Viele Tagereisen rings um Quinsay glich das Land einer immer weiter sich ausdehnenden einzigen Stadt. — Zaitun war berühmt durch die vielen aus- und eingehenden Schiffe und die ungeheuren Mengen Pfeffer und andrer wertvollen hierher gebrachten Gewürze. Die Menge der stets hier weilenden Kaufleute und aufgehäuften Waren war staunenswert; allerdings galt der Hafen als einer der größten und bequemsten der Welt. Feine Erzeugnisse der Gewerbe, Pfeffer, Aloë, Sandelholz, Spezereien bildeten die Hauptartikel der Ausfuhr. Die Abgaben, die davon zu entrichten waren, betrugen fast die Hälfte der Ladung, und doch kehrten dieselben Kaufleute immer und immer wieder, so groß war trotzdem noch der Gewinn.

Zum erstenmal haben die Reiseberichte der Brüder Polo dem christlichen Abendlande eine unmittelbare genaue Kenntnis von dieser so fremdartigen und doch so hochentwickelten Kulturwelt Ostasiens vermittelt. Zweihundert Jahre später wurden die schiffwimmelnden Häfen Kathais und die Perlenküsten Indiens das Ziel des großen Entdeckers, der zwar nicht das fand, was er suchte, aber viel mehr, nämlich eine neue unbekannte Welt.

Ende des dritten Bandes.



Neunte

durchaus neugestaltete Auflage.

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.

Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit

sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft.

Mit etwa **6000** Text-Abbildungen und farbigen Tafeln in Chromodruck.

Bearbeitet von

Dr. **F. Ahrens**, Prof. für landwirtschaftliche Technologie in Breslau — **C. Arndt**, Ingenieur in Braunschweig — Prof. **H. Brüggemann** in Mülhausen i. E. — Dr. **H. W. Dahlen**, Generalsekretär des deutschen Weinbauvereins in Wiesbaden — **G. Ebe**, Architekt in Berlin — Architekt **J. Faulwasser** in Hamburg — Dr. **L. Grunmach**, Prof. a. d. techn. Hochschule in Charlottenburg — **M. Gürtler**, Direktor der höh. Webeschule in Berlin — **H. Hermsen**, Oberbetriebsinspektor a. d. Reichsdruckerei in Berlin — Dr. **R. Loewenthal**, Lehrer a. d. höh. Webeschule in Berlin — Dr. **A. Miethe** in Braunschweig — Buchdruckerei-Oberfaktor **C. Müller** in Leipzig — **Franz Reh**, Direktor d. k. k. Fachschule für Weberei und Wirkerei in Asch in Böhmen — **P. Rowald**, Stadtbauinspektor in Hannover — Dr. **K. Schadwill**, Regierungsrat am Kais. Patentamt in Berlin — Dr. **M. Schmid**, Prof. a. d. techn. Hochschule in Aachen — Dr. **H. Schurtz**, Direktor des Handelsgeograph. Museums in Bremen — **Th. Schwartze**, Ingenieur in Friedenau-Berlin — Dr. **H. Settegast**, Prof. a. d. Universität in Jena — **E. Treptow**, Prof. a. d. Bergakademie in Freiberg — **A. Wilke**, Ingenieur für Elektrotechnik in Berlin — Dr. **F. Wüst**, Lehrer a. d. Hüttenschule in Duisburg — und vielen anderen Fachmännern ersten Ranges.

Vollständig in 10 Bänden

geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je **10** M. — Auch in **160** Heften zu je **50** Pf., oder in **400** Lieferungen zu je **20** Pf. beziehbar.

Inhaltsübersicht. Band I: Entwickelungsgang und Bildungsmittel der Menschheit. — Entwickelung der Baukunst. — Technik des Bauwesens. — Ortsanlagen. Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. — Beleuchtung, Heizung, Ventilation. — Band II: Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung. — Band III: Die Elektrizität, ihre Erzeugung und Anwendung in Industrie und Gewerbe. — Band IV: Landwirtschaft und landwirtschaftliche Gewerbe und Industrien. — Band V: Bergbau und Hüttenwesen. — Band VI: Die Verarbeitung der Metalle. — Band VII: Die Industrien der Steine und Erden. Chemische Industrie. — Band VIII: Die Verarbeitung der Faserstoffe. — Band IX: Weltverkehr und seine Mittel. — Band X: Welthandel und Weltwirtschaft. Generalregister.

Dieses große nationale Werk steht einzig da in der gesamten technischen Litteratur aller Völker. Es ist ein Schatz praktischen Wissens und unentbehrlich für jedermann.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

SPAMERS
Grosser
HAND-ATLAS

150 Kartenseiten nebst alphabetischem Ortsregister.

Hierzu

150 Folio-Seiten Text

nthaltend eine geographische, ethnographische und statistische Beschreibung aller Teile der Erde

bearbeitet von

Dr. Alfred Hettner, a. o. Prof. an der Universität Leipzig.

Mit ca. 600 topographischen, physikalischen, ethnographischen, historischen und statistischen Karten und Diagrammen.

Geheftet **16** *M. Gebunden* **20** *M.*

Erscheint in **32** *Lieferungen zu je* **50** *Pfennig.*

Spamers Grosser Hand-Atlas

enthält nicht nur **150** mit allen Mitteln der modernen Technik hergestellte *Kartenseiten* grossen und doch gut handlichen Formats, sondern bietet zugleich auf ebensoviel Folio-Textseiten ein vollständiges *geographisches Handbuch* dar, das mit nicht weniger als 600 Detailkarten und Diagrammen ausgestattet ist, die eine ganz wesentliche Ergänzung und Bereicherung des auf den Hauptseiten gebotenen Materials darstellen.

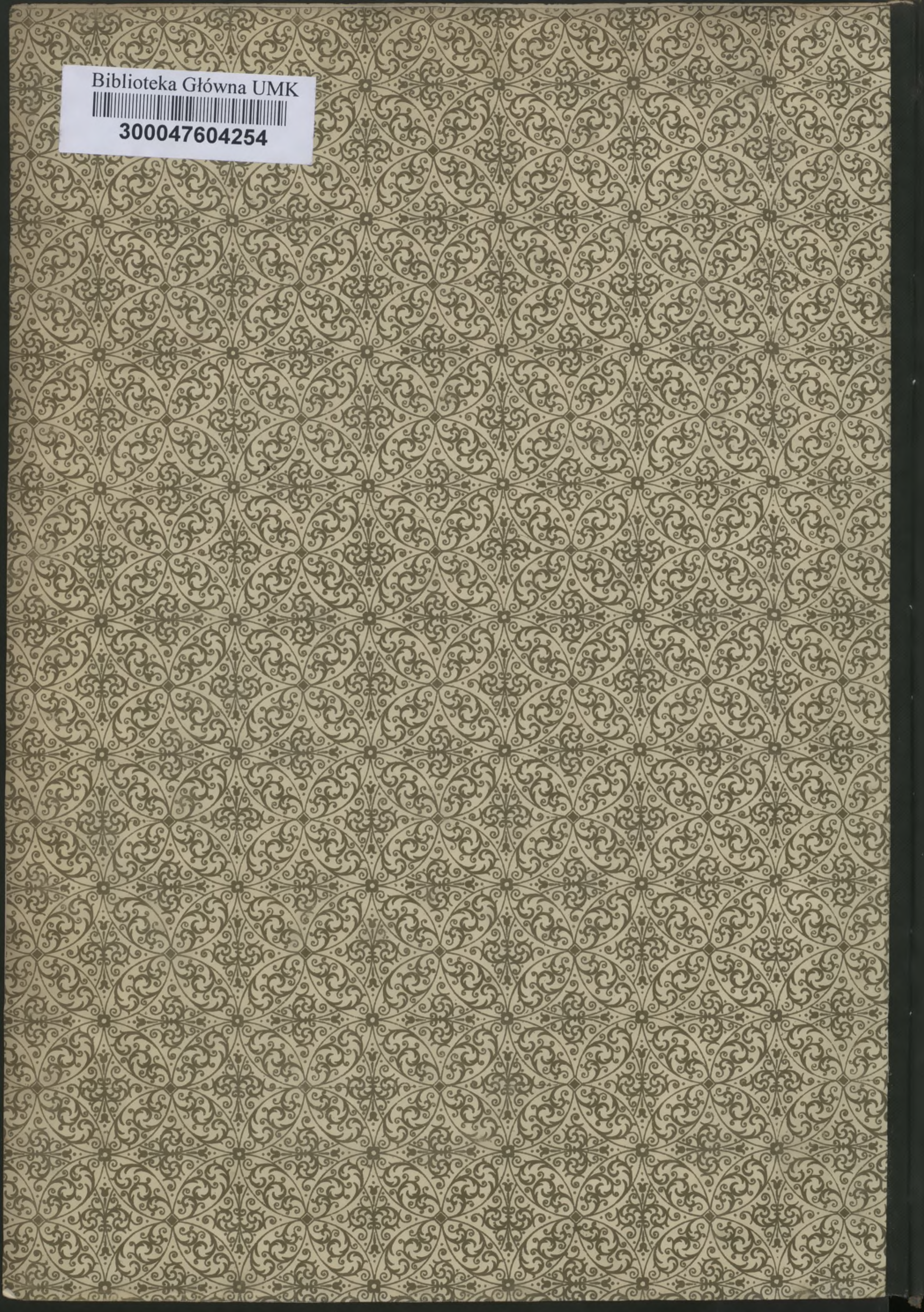
Sämtliche Karten sind trefflich redigiert und aufs beste ausgeführt. Der Stich ist sauber, die Schrift möglichst deutlich und leserlich, in der Farbengebung jene Harmonie gehalten, die so viel dazu beiträgt, das Kartenbild angenehm und übersichtlich erscheinen zu lassen.

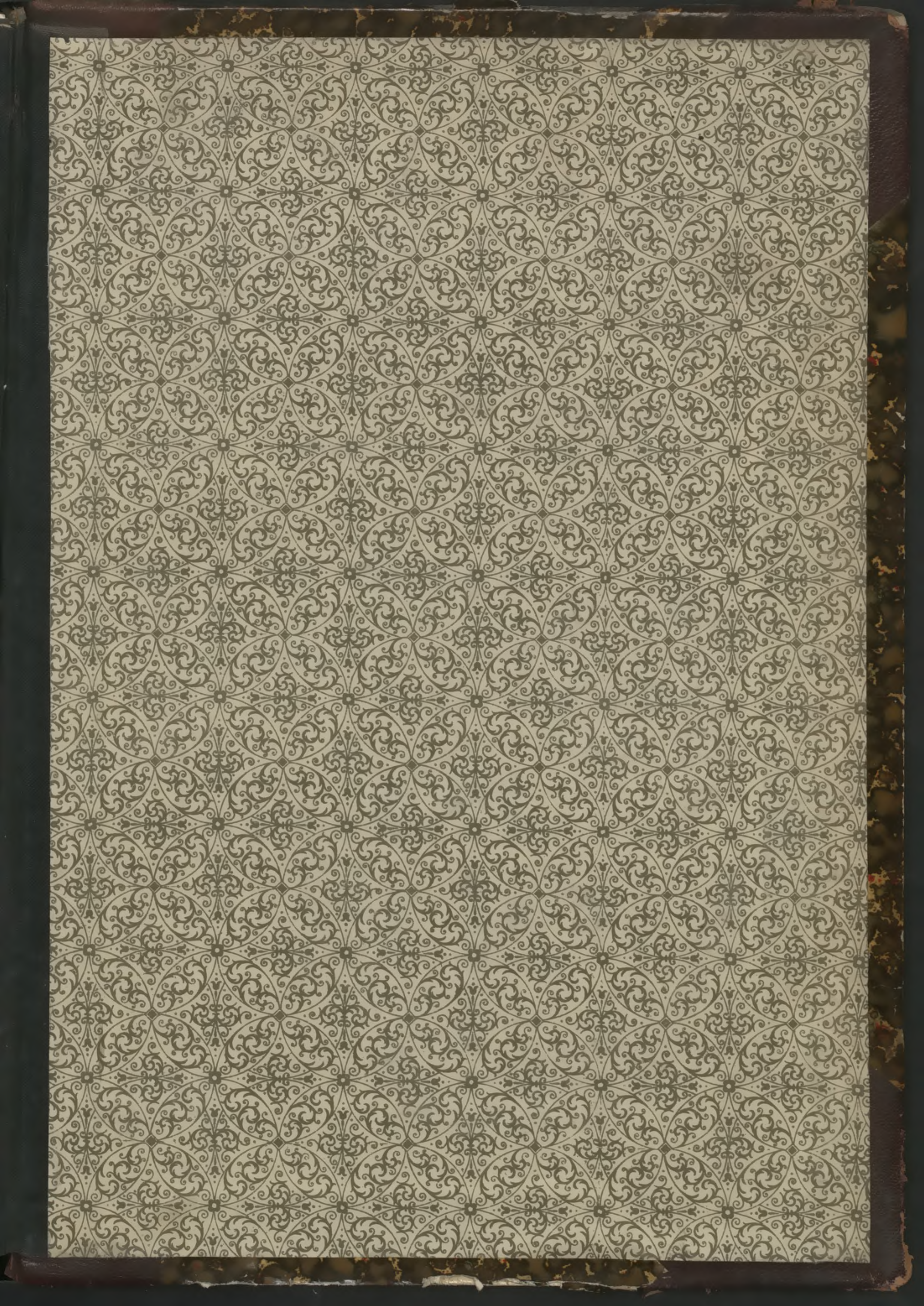
Der 150 Folioseiten umfassende, von Herrn Prof. Dr. Alfred Hettner in Leipzig verfasste ***Text*** ist ein Muster guter, allgemeinverständlicher Darstellung. Überall den neuesten Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragend, zugleich knapp und klar, gibt er, zu einzelnen geschlossenen Bildern zusammengefasst, eine fortlaufende Länderkunde. Eine reiche Fülle von *Karten* und *Diagrammen* ist in diesen Text eingestreut, die, zum Teil sogar in mehreren Farben hergestellt, entweder besonders wichtige Gegenden in grösserem Maassstabe vorführen, oder den Gebirgsbau, das Klima, die Verbreitung der Völker, der Sprachen und Religionen, die geschichtliche Entwickelung der Staaten, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Dichte der Bevölkerung und ähnliche interessante Thatsachen in überraschender Klarheit dem Leser kartographisch vor Augen führen.

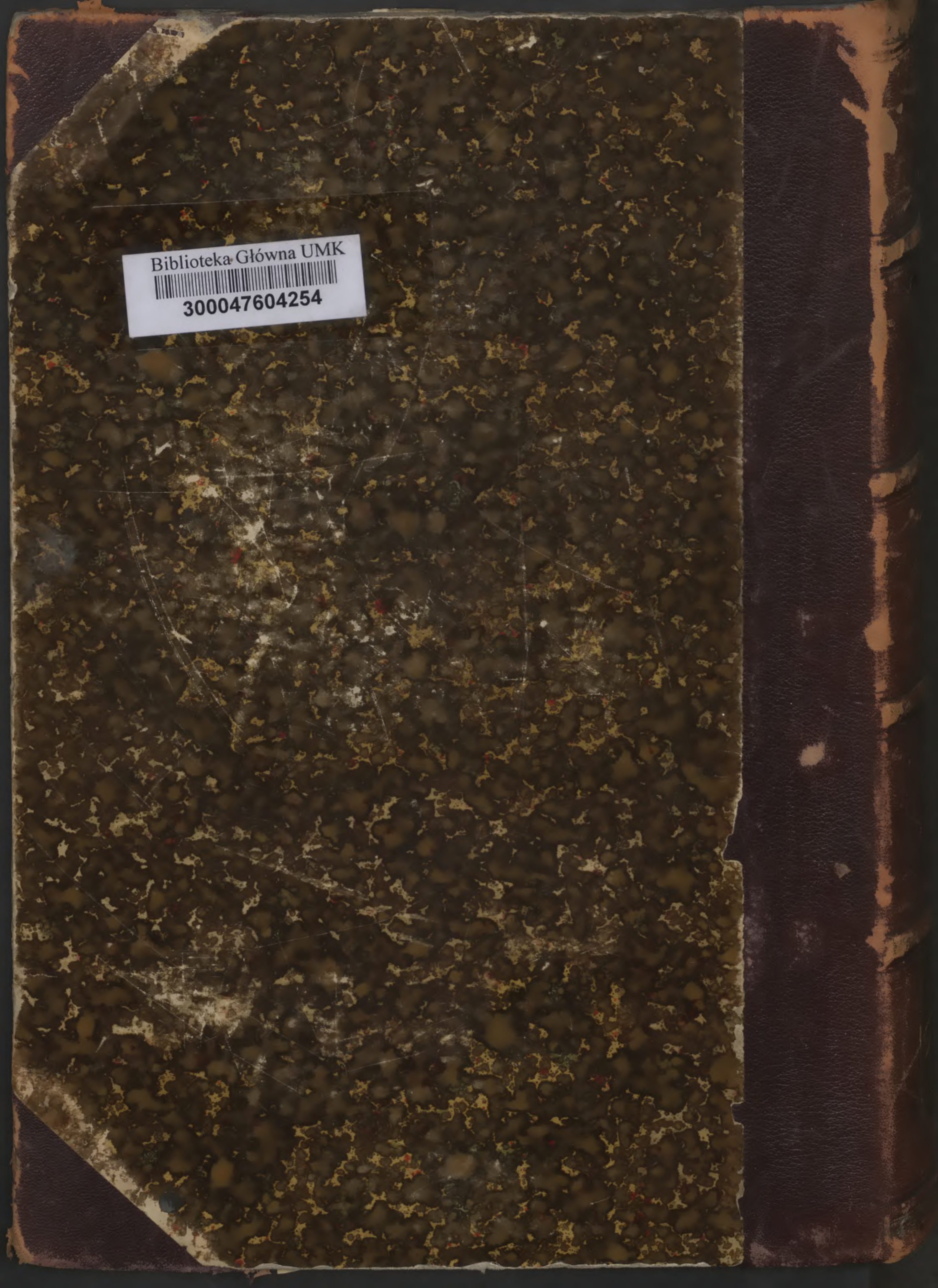
Spamers Grosser Hand-Atlas ist bei weitem das reichhaltigste und vielseitigste populäre deutsche Kartenwerk. Durch seine ganz neue Vereinigung des Kartenmaterials mit dem Text, welche die Anschaffung eines besonderen geographischen Handbuches überflüssig macht, sowie auch durch seine Billigkeit entspricht er wie kein anderes ähnliches Werk den praktischen Bedürfnissen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.




Biblioteka Główna UMK
300047604254




Biblioteka Główna UMK
300047604254